# Euphorion

## Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

**August Sauer**

---

**Neunzehnter Band.**

Jahrgang 1912

130827
24/11/14

**Leipzig und Wien**

K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme

1912

Alle Rechte vorbehalten

PN
4
E8
Bd.19

Verlags-Archiv-Nr. 1326.

# Inhalt.

## Unterſuchungen und neue Mitteilungen.


Seite

Fiſchart-Studien. Von Adolf Hauffen:
XIV. Neue Belege zur Familiengeſchichte Fiſcharts . . . . . 1
Ein kleiner Beitrag zur Opitz-Biographie. Von Georg Witkowski . . 16
Zur Quellengeſchichte des Simpliciſſimus. Von Arthur Bechtold 19. 491
Unterſuchungen zu ‚Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz‘. Von Arthur Hordorff. (Schluß) . . . . . 66
Briefe von Chriſtian Ewald von Kleiſt an Johann Kaſpar Hirzel. Von Bruno Hirzel. (Schluß) . . . . . 91
Eine Parallele zur Parabel von den drei Ringen. Mitgeteilt von Emil Ettlinger . . . . . 107
Hippel und ſeine Freunde. Von Ferdinand Joſef Schneider . . . 110
Lenz an Boie. Mitgeteilt von Max Rubenſohn. Erläutert von Wolfgang Stammler . . . . . 123
Der Plan von Wilhelm Meiſters theatraliſcher Sendung und die Fortführung des Fragments. Von Otto Pniower . . . . . 124
Dazu: Berichtigung. Von Eugen Wolff, und Erwiderung. Von Otto Pniower . . . . . 721
Zur Textgeſchichte von Schillers hiſtoriſchen Schriften. Aus den Vorſtudien zu einer Ausgabe. Von Paul Kluckhohn. (Schluß) . . . 136
Anhang. Berichtigungen zu den Ausgaben von Feſter, von Brandenburg und Engert und von Goedeke . . . . . 145
Schillers Entwurf ‚Roſamund oder die Braut der Hölle‘. Von Emil Sulger-Gebing . . . . . 148
Zur Entſtehungsgeſchichte von Novalis' Hymnen an die Nacht. Von Paul Köhler . . . . . 174
Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten. Mitgeteilt von Paul Czygan:
IV. Gedichte und Feſtſpiele M. v. Sch.s aus dem Foliobande der Familie von Auerswald . . . . . 198
V. Briefe M. v. Sch.s an Frau von Auerswald . . . . . 633
VI. 1. Geſuch um Portofreiheit für die ‚Veſta‘ . . . . . 756

Seite

VI. 2. Freiheitsgesänge von M. v. Sch. . . . . 757
VII. Briefe und Aktenstücke zur Geschichte des Duells Sch.s mit dem General Rouquette . . . . . 757
Zur Einsiedlerzeitung. Von Reinhold Steig:
I. Ein Zensureingriff . . . . . 229
II. Ein Beitrag Bettina Brentanos . . . . . 230
III. Bettinas Seelied . . . . . 232
IV. Goethe. Schiller . . . . . 232
V. Nänny. Christian Schlosser . . . . . 234
VI. Wilhelm und Friedrich Schlegel. Rostorf . . . . . 235
VII. Zacharias Werner . . . . . 237
VIII. Carl Hohnbaum . . . . . 238
Achim von Arnims Schicksalstragödie ‚Der Auerhahn'. Von Josef Körner 241
Ungarn und die deutsche Philologie am Anfange des 19. Jahrhunderts. Auszug aus einer Abhandlung Dr. J. Bleyers. Von Otto Winter. (Schluß):
II. Die Brüder Grimm, Büsching und v. d. Hagen . . . . . 264
Fünf Briefe von Joseph von Görres. Mitgeteilt von Karl Alexander von Müller . . . . . 284
Die Zitate in ‚Shakespeares Mädchen und Frauen' von Heine. Von Gertrud von Rüdiger . . . . . 290
Zur Quellenfrage der ‚Jüdin von Toledo'. Von S. Aschner . . . . 297
Gottfried Kinkel in Zürich (1866—1882) (unter Benutzung bisher unveröffentlichter Briefe des Dichters). Von Walther Miekley . . . . 302
Der Menschenfeind. Eine literarhistorische Studie. Von Wilh. Bolin . 323
Johann Balthasar Schupp. Eine Berichtigung. Von Carl Vogt . . . 476
Erwiderung. Von Otto Lerche . . . . . 482
Adam Purwalder, ein Tiroler Dramatiker des 17. Jahrhunderts. Von Ferdinand Josef Schneider . . . . . 546
Unbekanntes von Wieland. Veröffentlicht von Bernhard Seuffert:
1. Mitteilung aus Wielands Jünglingsalter. IV. . . . . 562
2. Nachtrag zu Wielands höfischen Dichtungen . . . . . 580
3. Zurechtweisung . . . . . 583
Zur Motivgeschichte von Schillers Romanze ‚Der Gang nach dem Eisenhammer'. Von Oscar Wieselgren . . . . . 584
Schiller und Scheuchzer. Von Albert Leitzmann . . . . . 587
Plotin und die deutsche Romantik. Von P. F. Reiff . . . . . 591
Franz von Baader, der Philosoph der Romantik (1765 bis 1841). Von Johannes Rohl . . . . . 612
Studien zu Heines Gedichten. Von Jonas Fränkel:
I. Berichtigungen des Elsterschen Textes und Nachträge zu seinen Lesarten . . . . . 645

Seite
II. Zu Heines Überſetzungen aus Byron . . . . . 647
III. Die erſten Drucke des ‚Romanzero‘ . . . . . 648
Nachtrag zu III . . . . . 651
IV. Die unreinen Reime . . . . . 774
V. ‚Lyriſches Intermezzo‘ XI. (‚Im Rhein, im ſchönen Strom‘) . 775
VI. ‚Erinnerung‘ . . . . . 776
VII. Neuer Frühling XXV . . . . . 778
VIII. Zum Romanzero . . . . . 779
IX. ‚In der Frühe‘ . . . . . 779
X. ‚Dich feſſelt mein Gedankenbaum‘ . . . . . 780
Über die erſte vollſtändige Ausgabe der Gedichte Heinrich Leutholds. Von Gottfried Bohnenblust . . . . . 652
Aus dem ‚Maikäfer‘. Mitteilungen von M. Pahncke . . . . . 662
Bibliographiſches zu Stranitzkys Ollapatrida. Von Hans E. Trutter . 723
Gleim und Spalding. Von Franz Bertram . . . . . 726
Theodor Gottlieb v. Hippel und Carl George Gottfried Glave. Von Ferdinand Joſef Schneider . . . . . 735
Zum Schiller-Goethe-Briefwechſel. Von Hans Gerhard Gräf . . . 746
Friedrich Rückert und die Pfalz. Mit zwei ungedruckten Briefen des Dichters. Von Albert Becker . . . . . 781
Ferdinand Freiligrath und ſeine kaufmänniſche Tätigkeit. Nach einem unbekannt gebliebenen Briefe des Dichters aus ſeiner Barmer Zeit. Von K. Wehrhan . . . . . 785

## Miszellen.

Zur Bibliographie des Fauſtbuches E. Von Joſef Fritz . . . . . 334
Zwei bisher unbekannte Urteile über Klopſtock. Von Wilhelm Hartung 337
Zur Leſſing-Bibliographie. Von Johs. Sembritzki . . . . . 338
Wieland und Gleim in Wetzlar 1771. Von Heinrich Gloël . . . . 339
Ein unbekanntes Gedicht Chr. Fr. Dan. Schubarts. Von Hans Knudſen 343
Eine Nachdichtung zu Klamer Schmidts Lied ‚Da lieg' ich auf Roſen, mit Veilchen geſtickt‘. Von Otto Stückrath . . . . . 344
Charlotte Buffs Geburtstag. Von Heinrich Gloël . . . . . 345
Zu Albert Leitzmanns ‚Quellen von Schillers und Goethes Balladen‘. Von Albert Geßler . . . . . 346
Erklärung einer Fauſt-Stelle. Von Werner Schunke . . . . . 347
Ein dramaturgiſcher Eingriff Goethes in eine Dichtung Calderons. Von Max Morris . . . . . 349
Zur Quellengeſchichte einiger Motive Heinrichs von Kleiſt. Von Hermann Davidts . . . . . 350
Zur Biographie Heinrich von Kleiſts. Von F. Meuſel . . . . . 353
Zu Euphorion XVIII, 166 f. Von G. Schaaffs . . . . . 354

Seite
Hebbels Gedicht ‚Die Erde und der Menſch'. Von Paul Kiſch . . . 355
Adolf Stahrs Aufſatz: Die moderne Tragödie und ihre Aufgabe. Von H. Schuller . . . . . 357
Zu Gottfried Kellers Gedicht ‚Jugendgedenken'. Von Albert Geßler . 361
Zur Metapher ‚grüne Nacht'. Von Hans Reichmann . . . . . 361
Zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Von Max Morris . . . . 672
Unbekannte Jugendwerke Franz Horns. Von Karl Freye . . . . . 675
Zuſätze zu vorſtehender Miszelle. Von Alfred Roſenbaum . . . . 679
Zu Heinrich Smidts Dramen. Von Alfred Roſenbaum . . . . . 679
Zu Fauſt I. V. 554/5 (Urfauſt 201/2). Von Albert Geßler . . . . 680
Das Zeugnis eines Zeitgenoſſen über den Verfaſſer des Liedes vom Crambambuli. Von Arthur Warda . . . . . 791
Zum ‚komiſchen Krieg' Gottſcheds und ſeiner Anhänger mit dem Schauſpieldirektor Koch. Von Wilhelm Hartung . . . . . 792
Kleine Textbeſſerungen zu Strachwitz und Hebbel. Von Rudolf Schlöſſer 794

## Rezenſionen und Referate.

Berend, Jean Pauls Äſthetik (Richard M. Meyer) . . . . . 419
Brentano Cl., Nachtwachen von Bonaventura. Hg. von E. Frank (Eduard Berend) . . . . . 796
Bodmer, ſ. Budde.
Budde, Wieland und Bodmer (Arthur Hordorff) . . . . . 689
Buſch, ſ. Volkmann.
Collin, Henrik Ibſen (R. M. Meyer) . . . . . 717
Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung[1–3]. (Oskar Walzel) . . . . 365
Dobeneck, Die weite weite Welt (Richard M. Meyer) . . . . . 818
Fiſcher, Die ſchwäbiſche Literatur im 18. und 19. Jahrh. (Albert Malte Wagner) . . . . . 813
Glawe, Die Religion Frdr. Schlegels (Osk. Walzel) . . . . . 434
Goethe-Literatur (Max Morris):
1. Goethes Werke. W. A. I. 51/52. Bd.: Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung . . . . . 381
2. Lucerna, Das Märchen . . . . . 386
Nachtrag . . . . . 485
3. Schneider, Das Märchen . . . . . 389
4. Tumparoff, Goethe und die Legende . . . . . 389
5. François-Poucet, Les Affinités électives de Goethe . . 390
6. Rueff, Zur Entſtehungsgeſchichte von Goethes Taſſo . . . . 394
7. v. Waſielewski, Goethes meteorologiſche Studien . . . . . 397
8. Loiseau, L'évolution morale de Goethe . . . . . 397
9. Loiseau, Contribution à l'étude de la langue du jeune Goethe . . . . . 399

Seite
10. Goethe und seine Freunde im Briefwechsel. Hg. von R. M. Meyer 400
11. Goethe der Bildner. Hg. von Rehlen . . . . . 401
12. Otto, Goethe und Darwin . . . . . 401
13. Meyerhof, Goethes Methode der Naturforschung . . . . . 401
14. Lauterbach, Werthers Leiden . . . . . 402
15. Das Buch von der Nachfolge Goethes . . . . . 403
16. Aner, Goethes Religiosität . . . . . 403. Vgl. 722
17. Jahn, Goethes Dichtung und Wahrheit . . . . . 404
18. Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre . . . . . 406
19. Traumann, Goethe der Straßburger Student . . . . . 407
20. Gloël, Goethes Wetzlarer Zeit . . . . . 408
21. Schmitt, Goethe im Elsaß . . . . . 409
22. Tornius, Die Empfindsamen in Darmstadt . . . . . 409
23. Bräuning-Oktavio, Beiträge zur Gesch. u. Frage nach d. Mitarbeitern der ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘ . . . . . 410
24. [Erwiderung von Morris auf Modicks Rezension: Euphorion 18, 787 ff.] . . . . . 414
Goethe und Werther hg. von Kestner. 3. Aufl. (Heinrich Gloël) . . 417
Günther Chn., Eine Auswahl seiner Gedichte hg. von Hoffmann-Maydorn (A. K.) . . . . . 687
Günther Chn., s. auch Heyer; Wittig.
Hebbel, s. Wütschke.
Heine-Literatur (Paul Beyer):
1. Banck, Heine und die Frau . . . . . 702
2. H. Heine. Aussprüche und Verse (Rehlenbücher) . . . . . 703
3. Eckertz, Heine und sein Witz . . . . . 703
4. Beyer, Der junge Heine . . . . . 707
5. Hewelcke, Die Loreleysage . . . . . 710
6. Heine-Reliquien .. hg. von Heine-Geldern u. Karpeles . . . 710
7. Heines Werke hg. von Walzel . . . . . 712
Herrmann, Theod. Storms Lyrik (J. Vlašimský) . . . . . 464
Heyer, Joh. Chn. Günthers Leben (A. K.) . . . . . 681
Ibsen, s. Collin; Woerner.
Jean Paul, s. Berend.
Lederbogen, Frdr. Schlegels Geschichtsphilosophie (Oskar Walzel) . . 434
Schlegel F., s. Glawe; Lederbogen.
Schneider, Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland usw. (Oskar Walzel) . . . . . 370
Erwiderung darauf: F. J. Schneider, Zur Methode der Romantikforschung . . . . . 718
Steinert, Ludwig Tieck und das Farbenempfinden der romantischen Dichtung (Ottokar Fischer) . . . . . 423

Seite
Stifters Sämtliche Werke 3. 4. Bd. (Bibl. dtsch. Schriftst. aus Böhmen. 22. 23) (Franz Hüller) . . . . . 440
Stifters Werke. Auswahl hg. von Wilhelm (Frz. Hüller) . . . . . 435
Storm, s. Herrmann.
Strich, Die Mythologie in der deutschen Literatur (Rich. M. Meyer) . 369
Tieck, s. Steinert.
Volkmann, Wilh. Busch der Poet (Eduard Berend) . . . . . 475
Wieland, s. Budde.
Wittig, Joh. Chn. Günther (A. K.) . . . . . 681
Woerner, Henrik Ibsen (R. M. Meyer) . . . . . 714
Wütschke, Hebbelbibliographie; Wütschke, Hebbel in der zeitgenössischen Kritik (Paul Kisch) . . . . . 345. 459
Nachrichten . . . . . 486. 819
Berichtigungen . . . . . 722. 819
Register. Von Alfred Rosenbaum . . . . . 820

Gleichzeitig erscheint

**das zehnte Ergänzungsheft**

**mit der Bibliographie der Jahre 1910/11.**

# Fischart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag[1].

## XIV.

### Neue Belege zur Familiengeschichte Fischarts.

Im Anschluß an meine erste Studie „Zur Familien- und Lebensgeschichte Fischarts“ (Euphorion 3, 363—365) veröffentliche ich jetzt mehrere neue Funde, ein Ergebnis mehrtägigen Nachforschens im Stadtarchiv zu Straßburg anfangs September 1911. Daß mir diesmal eine reichere Ausbeute zufiel, als beim ersten Aufenthalt in Straßburg, erklärt sich daraus, daß die damals auf dem städtischen Standesamt aufbewahrten Kirchenbücher inzwischen in das Stadtarchiv gelangt sind und so wie das Bürgerbuch, welches mir damals nicht zugänglich war, mit Registern versehen wurden, was natürlich das Nachsuchen wesentlich erleichtert. Gefördert wurde ich auch durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Archivdirektors Prof. Dr. Otto Winckelmann, unter dessen Leitung das Archiv eine in jeder Richtung würdige Heimstätte erhalten hat, die nicht nur die wertvollen Bestände vor Schaden und Gefahr bewahrt, sondern auch dem Forscher die Arbeit angenehm macht[2]). Zu besonderem Dank aber bin ich Herrn Archivar Dr. Isaak Bernays für wertvolle Ratschläge und Nachweise verpflichtet.

In der Mitteilung der Funde gehe ich möglichst chronologisch vor. Von den alten Straßburger Bürgerbüchern sind drei auf Pergament geschriebene Bände vorhanden I 1440—1530, und dann mit großen Lücken II 1543—1618 und III 1559—1730. In II wurden diejenigen Fremden eingetragen, welche das Bürgerrecht durch Heirat mit Bürger-

[1] Vgl. Studien I—VIII Euphorion 3, 363—375; 4, 1—16 und 251—261; 5, 25—47 und 226—256; 6, 663—679; 8, 529—571; 9, 637—656; 10, 1—21; 11, 22—65 und 371; 13, 52—57. IX—XIII Neue Fischart-Studien. 7. Ergänzungsheft zum Euphorion VIII und 245 ff.

[2]) Vgl. Winckelmann, Das Straßburger Stadtarchiv (Archivalische Zeitschrift. Neue Folge 4, 109—122).

töchtern erworben haben; in III, welche es erkauft haben; in I sind beide Arten der Erwerbung nebeneinander eingetragen. Straßburger Bürgersöhne und Töchter waren selbstverständlich Bürger und wurden in diese Bücher nicht eingeschrieben. Eine Eintragung des Bürgerbuches I. S. 598 stellt das Datum der Niederlassung von Fischarts Vater in Straßburg fest und ist überhaupt die älteste Nachricht über ihn. Sie lautet:

Hans von Trier hat das burgerrecht kaufft vnd dient zum Spiegel, actum Montag post Quasimodo 1527.

Also am Montag nach dem 1. Sonntag nach Ostern. Trotz der (damals übrigens allgemein üblichen) ungenauen Eintragung — es fehlen der Familien- und der Beiname — ist es ganz sicher, daß damit der Würzkrämer Hans Fischer (Bischer) genannt Mentzer von Trier gemeint ist, wie es sich aus verschiedenen Nennungen seines Namens in mehreren Urkunden von 1529—1563 ergibt. (Vgl. unten S. 5 u. 11 und Euphorion 3, 363—369, wo auch bereits mitgeteilt wurde, daß der Vater Fischarts Fischer hieß und der Sohn vor Beginn seiner schriftstellerischen Wirksamkeit diesen Namen in Fischart umänderte, um die Verwechslung mit den vielen anderen Johann Fischer zu vermeiden). Bei den meisten neuen Bürgern ist der Ort ihrer Herkunft angegeben und damit gewöhnlich ihre Heimat gemeint. Die ältesten Urkunden legen dem Namen Hans Fischer gewöhnlich die Bezeichnung „von Trier" bei, erst die späteren „von Mentz (Meintz"). Hans Fischer ist also auch wahrscheinlich in Trier zuhause. Seines Beinamens wegen, „genannt Mentzer", die auch einige Urkunden zeigen, müssen seine Eltern von Mainz stammen. Seinen Ursprung weiter hinauf zu verfolgen ist wohl unmöglich. Auf meine Anfrage beim Stadtarchiv in Trier erhielt ich vom Herrn Stadtbibliothekar Dr. G. Kentenich folgende Mitteilung: „Die von Ihnen gewünschte Feststellung könnte nur gelegentlich und durch Zufall hier erfolgen, da unsere Ratsprotokolle erst 1590 beginnen und als ältestes Bürgerbuch hier erst aus dem Jahre 1542 nur eine Steuerliste vorhanden ist." Und aus Mainz erhielt Freiherr von Meusebach, der sich 1817 nach Fischarts Vorfahren erkundigt hatte, die Mitteilung, daß „die Kirchenbücher von dem Jahre 1500 bis in das 17. Jahrhundert gänzlich fehlen". (Vgl. Wendeler, Meusebachs Fischartstudien 294). Die Bemerkung in der obigen Eintragung „dient zum Spiegel" besagt, daß Fischer der Zunft zum Spiegel beigetreten ist. Die 20 Zünfte in Straßburg hatten sich schon im 15. Jahrhundert zu politischen Verbänden ausgestaltet. Darum wurden bei dem Aufkommen neuer Handwerke keine eigenen Zünfte geschaffen, sondern diese Gewerbe bereits bestehenden Zünften zugewiesen, so daß ganz verschiedene Gewerbe in eine Zunft zusammen-

gepferdt wurden. Benannt sind diese entweder nach dem ältesten Gewerbe oder nach der Hausmarke der betreffenden Zunftstube. In der Zunft zum Spiegel (Schlossergasse Nr. 29) befanden sich neben Würzkrämern sonstige Kaufleute mit größeren Betrieben, also Großhändler.

Als „wurtzkremer" erscheint „Hans Fischer von Trier" bereits in einem Kaufbrief von Donnerstag nach Reminiscere 1529, wonach er mit seiner Frau aus erster Ehe, einer verwitweten Elisabeth Herxheimerin aus Bensheim an der Bergstraße, das Eckhaus in den Erbslauben zur kleinen Predigergasse (heute Gewerbslauben Nr. 39) gekauft hat, welches das Wohnhaus seiner Familie bis 1589 verbleiben sollte. Aus dem Vertrag vom 4. August 1544, den er nach dem Tode seiner ersten Frau mit deren Kindern und Enkeln aus erster Ehe schloß, ergibt sich, daß seine Ehe kinderlos war (Euphorion 3, 364—366). Da er doch schon ein Vierziger sein mußte, entschloß er sich um so eher zu einer baldigen neuen Heirat. Die zweite Ehe konnte nicht vor Beginn des Jahres 1545 stattfinden, weil seine erste Frau nicht lange vor dem erwähnten Vertrag gestorben sein dürfte.

Über die Abstammung der zweiten Frau, der Mutter Fischarts, teilt dieser in einer handschriftlichen Randbemerkung zu dem 1. Bande der ihm gehörigen Opera von Johannes Goropius Becanus (Hofbibliothek in Darmstadt) folgendes mit (S. 164): Familia insignis Kurman, a qua descendit mater mea Barbara Kürmännin. Erat familia patricia Coloniae, ast migravit in viciniam Westphaliae. Auf meine Anfrage in dieser Sache an das Historische Archiv zu Köln, erwiderte mir Herr Stadtarchivar Dr. Hermann Keussen, daß eine Familie Kurmann in Köln für das 15. Jahrhundert nicht nachzuweisen sei, daß aber ein juristischer Professor in Köln, Wilhelm Kurman[1]) in einem Siegel von 1474 als seinen Geburtsort Werden angibt, wonach die Familie Kurman in Werden an der Ruhr, also unweit von Westfalen ansäßig war. Vom Bürgermeisteramt in Werden erhielt ich die Mitteilung, daß die Matrikeln der evangelischen Gemeinde nicht über 1650 zurückreichen. Den Ausspruch über die kölnische Abstammung entnahm Fischart gewiß einer alten Familienüberlieferung, die ja wie so oft auf Irrtum beruhen kann. Aber die weitere Bemerkung von der Auswanderung nach einem Ort in der Nachbarschaft von Westfalen ist richtig Der Nachweis Keussens von der Abstammung der Familie Kurmann aus Werden wird bestätigt durch folgende Eintragung im Straßburger Bürgerbuch I, S. 479:

[1]) Immatrikuliert 1464 in Heidelberg, promoviert in Paris zum Doktor des kanonischen Rechtes. Vgl. Budinsky, Die Universität in Paris. Berlin. 1876 (S. 162).

Johann Kyrman von Werden hat das burg'erjrecht empfangen von Anna wylandt Hansen Meyer, wurt zum spanbet, wittwe, wil dienen zum spiegel, actum 3. post Agnetem 1520.

Das sind natürlich die Eltern von Barbara Kürmann und also die Großeltern Fischarts, denn eine andere Familie dieses Namens gab es damals in Straßburg nicht. Das Datum der Trauung von Hans Fischer mit Barbara Kürmann kann nicht festgestellt werden, weil die Hochzeitsmatrikeln am Münster, der Pfarre der Familie Fischer, erst 1556 anheben. Da sich Johann Kyrman Ende Jänner 1520 vermählt hat, kann Barbara bei ihrer Trauung höchstens 24 Jahre alt gewesen sein; war aber sicher jünger, weil sie sich 1562 zum zweitenmal vermählt hat (vgl. unten S. 8).

Hans Fischer hatte mit seiner zweiten Frau sechs Kinder. Bisher waren nur vier bekannt. Diese sechs Kinder sind in vier noch nicht veröffentlichten Kaufurkunden, (unten S. 11 f.) in der gleichen Reihenfolge genannt: Hans, Wilhelm, Anna, Barbara, David, Margarete. Das erweist meine Vermutung, daß Hans, also Johann Fischart, das älteste Kind war. Weil die Taufmatrikeln an der Münsterpfarre erst vom Beginn des Jahres 1551 geführt werden, kann man die Geburtsdaten der älteren drei, bestimmt vor 1551 geborenen, Kinder Johann, Wilhelm und Anna nicht nachweisen. Getauft wurden Johann, Wilhelm und Anna wahrscheinlich von Ludwig Rabus, der 1544 dem altersschwachen Münsterpfarrer Matthis Zell als Helfer beigesetzt wurde und nach dessen Tode 1548 ins Pfarramt einrückte, der Vater des Konvertiten Johann Jakob Rabus, gegen den Fischart seine erste konfessionell-polemische Dichtung Nacht-Rab richten sollte. Fischart erhielt die Namen Johannes der Täufer Friedrich. Denn er unterschreibt seine Gedichte zur „Spanischen Armada" (1588) als Bap. Guisart und B. G., so wie das Gedicht zum „Gegenbadstüblein" (1589) als B. G. Mercurianus (Kurz 3, 354; 363; 367), wahrscheinlich nach dem damaligen Jesuitengeneral Eberhard Mercurianus und unterzeichnet im Catalogus catalogorum (D $2^b$) seinen Namen mit J. Friderich Manätzer und im Bienenkorb 1581 ($64^b$) mit J. Fried. Guicciard Maguntinum.

Nach der Einführung des Interims in Straßburg anfangs (1550) mußten das Münster, Alt- und Jung St. Peter und Allerheiligen den Katholiken eingeräumt werden. Darum wurde die im Münstersprengel befindliche Predigerkirche, die lange als Magazin gedient hatte und sehr beschädigt war, für den evangelischen Gottesdienst hergerichtet, aber bis 1553 nur für Predigten und Gebete und nicht für die Erteilung der Sakramente benützt. In diesen Jahren erteilte man in dem, zur evangelischen Hauptkirche erhobenen Thomasstift für den Münstersprengel die Sakramente. Darum wurde Barbara das vierte Kind Fischers in der Thomaskirche getauft, wahrscheinlich von dem damaligen, 1550 angestellten Pfarrer Beatus Gering genannt Magister Batt.

Taufbuch St. Thomas N. 245. S. 6[a].

1551, 21. April Hans Vischer, pater
Barbara filia
Peter Tesch comp.
Magdalena Pfitzerin
Sara Schindelspalterin ) commatres

Die Mutter ist hier und bei dem nächsten Kind nicht genannt weil sie dem Taufakt nicht beiwohnte. Es fehlt auch beim Vater eine nähere Angabe. Trotzdem ist kein Zweifel, daß es sich hier um die Schwester Fischarts handelt, weil ja alle übrigen Daten damit übereinstimmen. Inzwischen kam Ludwig Rabus an die Predigerkirche und erhielt hier das 1553 trotz dem Widerstande des Bischofs neuerrichtete Pfarramt und taufte auch den jüngsten Bruder Fischarts.

Taufbuch, Münster-Neukirche N. 213 S. 27[a].

1553, 25. Maij. Hans Fischer, würtzkremer pater
David infans
Hans Reuter
Diebold behem } compatres
N. Dotter Hansen Frau in der Münstergasse
commater.

Nach Rabus Übersiedelung nach Ulm (1556)[1]) wurde Johannes Flinner Pfarrer an der Predigerkirche und taufte das jüngste Kind Fischers.

Taufbuch Münster-Neukirche N. 213 S. 32[a].

1556, 13. Dezember P. Hans Menzer, Würtzkremer
M. Barbara
J. Margretta
Compatrini
Bartl Keller
Elisabeth Petri Tesch dochter
Die Lorcherin Mayster Lucas fraw des stainmetz[2]).

Das Münster wurde vier Jahre nach der Aufhebung des Interims am 19. November 1559 von den katholischen Priestern verlassen, doch erst am 18. Mai 1561, nachdem es inzwischen durch die Nachtlager Trunkener und fahrender Gesellen zum „Saustall" verwüstet

---

[1]) L. Rabus. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 27, 97—99.

[2]) Bei der Eintragung von David fehlt der Familienname der Taufpatin. Die Eintragung von Margaretes Taufe habe ich zwar schon (Euphorion 8, 367) mitgeteilt, aber wegen des Zusammenhanges und des Lesefehlers Tosths für Tesch gebe ich sie noch einmal an. Die hier genannte Elisabeth, vermählte sich am 10. Oktober 1558 mit Dominicus Weygolt von Tübingen (Hochzeitsbuch, Münster 106 S. 84[a]). — Johannes Flinner vermählte sich am 4. Februar 1562 als Pfarrer am Münster mit Catharina Diebolt Schultheißen seligen dochter. (Hochzeitsbuch Münster M. 106 S. 93[a]. Mit roter Tinte eingetragen). Am 6. Mai 1563 bringt er als Pfarrer am Münster seinen Sohn Hansi Diebolt zur Taufe. Pathe ist der Superintendent Dr. Johannes Marbach (Taufbuch Münster N. 213).

worden war, von den Protestanten wieder eingenommen. Die Predigerkirche aber verwendete man jetzt neuerdings als Magazin bis sie erst 1681, gänzlich umgebaut, unter der Bezeichnung Neukirche abermals für den Gottesdienst bestimmt wurde[1]).

Durch die genauen Taufdaten der jüngeren Geschwister Fischarts, sind wir in der Lage, sein Geburtsjahr, das wie erwähnt urkundlich nicht belegt werden kann, näher zu begrenzen. Wenn also das vierte Kind Barbara im April 1551 zur Welt kam, so kann das dritte, Anna, frühestens anfangs 1550 geboren worden sein, vielleicht schon 1549, weil sie sich bereits am 10. Juni 1567 mit Bernhard Jobin, also ohnedies im zarten Alter vermählte; Wilhelm frühestens Mitte 1548 und Johann wahrscheinlich 1546. Darüber hinaus wäre noch die Annahme möglich für den Anfang des Jahres 1547 oder für das Ende des Jahres 1545, weil sein Vater frühestens am Anfang dieses Jahres die zweite Ehe einging. Um 1546 also ist die Geburt Fischarts erfolgt und zweifellos in dem ständigen Wohnhaus der Familie, Gewerbslauben Nr. 39, das auch das Geburtshaus seiner Geschwister ist. Es kann also kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß Straßburg Fischarts Geburtsort ist. Seit ich nachgewiesen habe, (Euphorion 3, 368), daß Fischarts Vater bereits den Beinamen „genannt Mentzer" führte, hat Mainz jedes Anrecht an Fischart verloren[2]). Mit dem erschlossenen Geburtsjahr 1546 stimmen auch die späteren Daten überein. So erwirbt Fischart 1567 ein französisches zeitgeschichtliches Werk, dessen Benützung bereits eine große geistige Reife voraussetzt. Von 1565—1567 studiert er wahrscheinlich in Paris, 1568 und 1569 schließt er in Siena seine juridischen Studien vorläufig ab und 1570 auf 1571, also 24jährig, tritt er mit reifen Dichtungen auf den Plan.

Seine Geschwister Wilhelm, David und Margarete dürften jung verschieden sein; 1563 sind sie noch, 1589 nicht mehr am Leben. Darüber hinaus konnte ich keine Daten über sie finden. (Vgl. unten S. 11 f.)

---

[1]) T. W. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß und bes. in Straßburg, 2, 188—219; 3, 1—56 und 89 f. — Jul. Rathgeber. Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg, S. 268—279, 312—316. — Sebaldus Büheler's Straßburger Chronik, herausg. von Dacheux S. 86, 97 f. 109.

[2]) Schon 1870 hat Wackernagel Fischart von Straßburg S. 1—11) nach einer sorgfältigen Beweisführung die Ansicht ausgesprochen, daß nur Straßburg Fischarts Heimat sein könne und außerdem vermutet, der Beiname Mentzer sei so aufzufassen, daß sein Vater oder Großvater aus Mainz stammten und schließlich den Wunsch geäußert, „daß die ganze Frage doch endlich noch auf urkundlichem Weg ihre Lösung" fände. Diese Vermutung und sein Wunsch wurden ja später bestätigt, beziehungsweise erfüllt. Goedeke aber hat diese einleuchtenden Gründe nicht anerkannt und bei seiner ausgesprochen ablehnenden Haltung diesem Buche gegenüber mit unbedingter Sicherheit Mainz als Geburtsort Fischarts angegeben (Dichtungen von Johann Fischart S. XXI. und Grundriß² 2, 489 „geboren um

Fischarts Vater kann als wohlhabender Mann gelten. Neben dem schon erwähnten Wohnhaus und dem Hintergebäude dazu, kaufte er 1554, jedenfalls aus den Erträgnissen seines gut gehenden Geschäftes, das Nachbarhaus „zum grünen Baum" Nr. 37. (Diese Häuser sind inzwischen niedergerissen und neue an ihrer Stelle errichtet worden). Außerdem erwarb er, unbekannt wann, ein Haus am Staden und vier in der Vorstadt im grünen Bruche. Drei davon wurden 1563 von seinen Erben verkauft. Das Wohnhaus Nr. 39 wurde 1589 verkauft; die übrigen sind noch 1599 im Besitze der Erben. (Vgl. unten S. 13 f.) Fischer besaß also im ganzen acht Häuser. Er muß auch eine gewisse Bildung gehabt und ein gewisses Ansehen genossen haben, was aus seinem Verkehr hervorgeht. Dem

---

1555 zu Mainz"). Diese unrichtige Angabe wird immer noch in einigen, auch in jüngsten Literaturgeschichten wiedergegeben.

Bei den älteren Darstellungen ist das Schwanken zwischen Mainz und Straßburg begreiflich. Im Fischartartikel von Vilmar (Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie, I. Sektion, 51. Teil 1850, S. 170.) heißt es: „Ob er aus Straßburg oder Mainz gebürtig sei, bleibt zweifelhaft." Kurz, Fischarts Dichtungen (1866, 1, S VIII) „Beinahe gewiß, daß er aus Mainz stammte". Bei Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung (1872, 3, 165) heißt es „Fischart aus Straßburg", weil der Bearbeiter Bartsch Wackernagels Buch herangezogen hat. Meusebach neigte Mainz zu, während Wendeler in seinen Bemerkungen, durch Wackernagels, „gewichtige Gründe" bestimmt, für Straßburg eintritt (Fischart-Studien 1879, S. 293 f.). Erich Schmidt sagt in seinem Fischartartikel (Allgemeine deutsche Biographie 7, 31): „um die Mitte der vierziger Jahre des 16. Jahrhundert in Mainz oder was wahrscheinlicher ist in Straßburg geboren." Besson (Etude sur Fischart 1889, S. 5) läßt die Frage offen. In Scherers Geschichte der deutschen Literatur[1] (1883, S. 291) steht: „Fischart aus Mainz oder Straßburg". Aber in den späteren von E. Schröder besorgten Auflagen: „Fischart aus Straßburg". Diese Änderung erfolgte nach den Angaben meiner Fischartausgabe (1895, 1, S. II) und der ersten Fischart-Studie. Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur[1] (1897) „Fischart betrachtete als seine eigentliche Heimat Straßburg". Dann folgt die Bemerkung, die auch noch in der 3. Auflage (1910, 1, 338) steht und jetzt überflüßig geworden ist: „Ob Fischart auch in Straßburg geboren war, ist freilich nicht ganz sicher zu bestimmen". In Klees Grundzügen der deutschen Literaturgeschichte ist bis zur 4. Auflage (1901, S. 60) als Geburtsort Mainz angegeben. Später lautet die Stelle „geboren um 1545—1550 in Straßburg". Genau so in Meyers Konversationslexikon[6], 6 (1904) S. 600. — Aber die unrichtige Angabe taucht immer wieder auf. Noch im laufenden Jahre bei Biese, Deutsche Literaturgeschichte[3] (1, 331): „Wahrscheinlich ist, daß er um 1548 in Mainz geboren wurde." Virgil Moser, Historisch-grammatische Einführung in die frühneuhochdeutschen Schriftdialekte (1909, S. 66) „Denn da er wahrscheinlich in Mainz geboren", mit dem Versehen „um 1450". In seiner späteren Abhandlung „Sprachliche Studien zu Fischart" Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 36, 104) berichtigt er diese Angabe mit Hinweis auf meine Feststellungen im Euphorion (3, 363—374) und ist überzeugt, daß Fischarts Heimat Straßburg ist, fügt aber hinzu „mag er immerhin durch einen Zufall das Licht der Welt in Mainz erblickt haben". Nach den obigen Ausführungen ist ein solcher Zufall gänzlich ausgeschlossen.

Taufpaten seiner jüngsten Tochter, dem Kürschner Barthl Keller, ließ der Rat 1559 wegen der Niederreißung der Lucaskapelle, wo er seinen Werthof hatte, als Ersatz „ein schöne behausung gebawen" (Büheler a. a. O. S. 105). Keller war also eine dem Rat genehme Persönlichkeit. Die Taufpatin Margaretens ist eine Doktorsfrau.

Ferner, was außerordentlich wichtig ist für Fischarts religiöse Gesinnung, war sein Vater den alten Straßburger Überlieferungen gemäß in seiner konfessionellen Anschauung durchaus nicht engherzig. Der Kürschner Peter Tesch (Tesch), welcher selbst wie seine Tochter zwei Kinder Fischers aus der Taufe gehoben haben, war vor seiner Ankunft in Straßburg (1539) Wiedertäufer. Ferner war Fischer mit den Verlegern Kraft Müller (Crato Mylius) und Johann Prüß (Preuß) Trauzeuge bei der 1541 wahrscheinlich insgeheim vollzogenen Trauung Sebastian Francks mit seiner zweiten Frau Barbara Beckin[1]). Er muß also auch Franck nähergetreten sein, der bereits vom Herbst 1529 bis zum Ende des Jahres 1531 in Straßburg weilte und wegen der in seiner dort erschienenen Chronika (1531) ausgesprochenen Lehre eines mystischen Spiritualismus und einer für alle Völker gemeinsamen rein geistigen Kirche vom Rat ausgewiesen worden war.

Die zweite Trauung der Mutter Fischarts ist verzeichnet im Hochzeitsbuch, Münster-Neukirche Nr. 106, S. 98a.

[Proclamavi] Suntag den 9. Augusti [1562]
Niclaus Schmit vom Brunadrut
Barbara Hauß Fischers seligen nachgelaßne Witwe.

(Dazu wird bemerkt)

Eingesegnet Montag den 24. Augusti ab Angelico hora 6.

Angelicus ist der damalige Helfer am Münster, Diakon Johann Englisch.

[1]) Diese letzte Angabe verdanke ich der gütigen Mitteilung des Archivars Dr. Bernays, welcher beabsichtigt, die von ihm gefundene Supplicatio von Barbara Beckin weiland Sebastian Francks, Bürgers zu Basel verlassener Witwe an den Rat von Straßburg vom 20. Juli 1543, er möge die oben genannten Trauzeugen wegen des Ehekontraktes verhören, mit den nötigen Erläuterungen in der nächsten Zeit zu veröffentlichen. Dadurch dürften die letzten zu Basel verbrachten ziemlich im Dunkeln liegenden Lebensjahre Francks erhellt werden. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß ich inzwischen die Überzeugung gewonnen habe, daß die von Fischart (1588) herausgegebenen Dichtungen „Glaubenszwang" und „Die Gelehrten, die Verkehrten" (Euphorion 11, 549—555), deren Verfasser bisher nicht bekannt ist, Sebastian Franck zum Autor haben. Bis alle Belege und Beweisgründe beisammen sind, will ich das Ergebnis mitteilen. (Über Tesch vgl. Röhrich a. a. O. 2, 105 f., Bähler a. a. O. S. 108 f. u. 385, Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins N. F. 16, 41, über Franck vgl. Röhrich 2, 75 f. und Herzog Hauck, Real-Enzyklopädie[3], 6, 142—150.)

Das Ehepaar ist bald darnach im Bürgerbuch II, S. 211 eingetragen.

Niclaus Schmid von Burntrutt hat das Burgkrecht empfangen von Barbaren Kärs[mä]nin, weyland Hans Fischer des Wurzkremers seligen wittwen seiner Ehfrawen vnd dient zum Spiegel den 19. Augusti Anno 1563.

Der Heimatsort Schmids ist Pruntrut (Porrentruy) im französischen Teil des Bistums Basel, damals die Residenz des Bischofs. Von dort stammt auch Bernhard Jobin. Da Schmid in der unten mitgeteilten Urkunde als Würzkrämer bezeichnet wird, so hat er ins Geschäft eingeheiratet, welches noch lange von ihm fortgeführt wurde. Er überlebte auch seine Frau, die 1599 als „selig" bezeichnet wird. (Anzeiger für deutsches Altertum 17, 55).

An Selbstbekenntnissen aus der Kinderzeit Fischarts liegt sehr wenig vor. In der gereimten Vorrede zu seinem Eulenspiegel, wo der Dichter im eigenen Namen spricht, heißt es V. 328—331:

Ich denck noch an das sprichwort werd,
Daß mich einmal mein Vatter lehrt,
Daß man zu freund hielt einen schalck
Wer besser, als daß man jn walck.

Fischarts Vater ist für den 31. Oktober 1557 als Taufpate belegt, 1561 erscheinen als Besitzer des Hauses Nr. 39 „Hans Fischers wurzkremers erben" (Euphorion 3, 367—369.) Er ist also inzwischen gestorben, wahrscheinlich erst 1560, oder anfangs 1561, weil seine Frau, die sich Ende August 1562 wieder vermählt hat, trachten mußte, da ihre drei Söhne damals noch Knaben waren, möglichst bald einen Mann zu ehelichen, der das Geschäft übernehmen konnte.

Johann war damals ungefähr vierzehn Jahre alt, also reif genug, daß er vom Vater auch Lehren in religiösen Anschauungen und in Weltklugheit — er warnt ihn ja in der eben angegebenen Stelle vor falschen Freunden — mit Gewinn annehmen konnte. Da der Vater die große Begabung seines Ältesten früh erkennen mußte, strebte er jedenfalls eine gelehrte Laufbahn für diesen an. Das konnte er sehr leicht, weil er sich in guten Verhältnissen befand und für die Übernahme seines Geschäftes noch zwei Söhne da waren. Er hat es jedenfalls auch noch veranlaßt, daß Johann in die einzige Lateinschule Straßburgs, in das von Johann Sturm organisierte und geleitete Gymnasium eintrat.

Geringeren Wert haben die nächsten Stellen. In der zweiten Fassung des Flöhhaz heißt es in den Versen: 3241—3243, welche im Namen des Flöhkanzlers vorgebracht werden:

Jr solten schir im Merzen auch,
Wie mein Grosvater her im prauch,
Zwen dägen for forcht vm euch schürzen.

und in der Geschichtklitterung (S. 331 Zusatz von b): „Ich denck, was mein Großvater Hacqueleback[1]) sagt: Büchssen schiessen, Glocken giessen, Teuffel bannen, Armprost spannen, wer das nicht wol kan, solls vnderwegen lan", welche Grandgausier in den Mund gelegt werden.

Damit kann nur Johann Kürmann gemeint sein, der noch während der Kindheit Fischarts am Leben sein konnte, denn die Eltern seines Vaters wird er gewiß nicht mehr gekannt haben. Da jeder wehrfähige Bürger in Straßburg verpflichtet war, im Kriegsfall Waffen zu tragen, so besaß natürlich auch sein Großvater Degen.

Der nächste Ausspruch (Geschichtklitterung 190) „Wann mich nur alle Heiligen . . . wie meine liebe Großmutter sagt" ist nur eine Erweiterung einer Stelle bei Rabelais, die mit den Worten comme disoit ma mère grand schließt.

Die Wiederverheiratung der Mutter Fischarts dürfte die Veranlassung gewesen sein, diesen seinem „lieben Herrn Vätter vnd Preceptor" Kaspar Scheit nach Worms zur weiteren Erziehung zu übergeben. Vielleicht fand dies erst nach dem März 1563 statt, weil damals die Erben drei Häuser verkaufen und sich sowohl das nötige Bargeld für die Kosten der auswärtigen Studien des Ältesten beschaffen. Über den Aufenthalt Fischarts in Worms und seine Beziehungen daselbst zu Scheit, habe ich in der Zeitschrift für deutsche Philologie (Bd. 44, S. 94—104) von Tatsachen ausgehende Vermutungen vorgeführt, welche diesen Lebensabschnitt Fischarts näher beleuchten dürften.

In der Kontraktstube (1557—1565) Band 97 Fol. 86a—88a befinden sich vier Verträge wegen eines Geldbetrages und wegen des Ankaufes dreier Häuser im grünen Bruch der Erben Fischers durch Peter Kueffer vonn Weinberg, Michel Werle, Rauchknecht uff dem Zimerhoff und dem Straßburger Bürger Konrad Lentz, von denen das erste um 112, die letzten zwei um je 111 Gulden Straßburger Währung angekauft wurden. Die ersten drei Verträge sind vom 8. März, der letzte vom 13. März 1563 datiert. In allen vier Verträgen finden sich die Namen der Eltern, des Stiefvaters und der Geschwister von Fischart und dieses selbst in der gleichen Form und Reihenfolge. Darum genügt es, wenn nur die erste Urkunde soweit mitgeteilt wird, als sie für die Familiengeschichte Fischarts in Betracht kommt.

---

[1]) Hacke in den Backen. In der Geschichtklitterung (S. 45 und 55) noch „Hackenback", „Hatbat, Halintebat" (vgl. Deutsches Wörterbuch IV, 2, Sp. 103). Auch volkstümlich, vgl. R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen, I Rätsel, Wismar 1897 (S. 10 „hadback" für Egge; S. 309 „ein Mann von Hakenbaken").

Stadtarchiv Straßburg, Contraktenbuch Bd. 97, S. 86.

Kauff uber ein behusten Peter Kueffer vonn Weinberg Schleiffer.

Wir Adolff von Mittelhausenn der Meister und der Rath zu Straßburg thund kundt, das heutt dato vor unnsern geordenten inn unsrer Canzley erschinen sindt unnser mitrathsfreund unnd Fünffzehener Michaell Liechtenfrenger alls von unns geordenter und geschwornner vogtt Hanßen, Wilhelmen, Annen, Barbaren, Davidts unnd Margrethen, weilandt unsers burgers Hannsen Vischers vonn Meintz deß Würtzkremers seligen verlassenner Kinder so er mitt Barbara Kiermenyn seiner verlassener Wittwe eelich erporenn, unnd mit ime unnser Burger Niclaus Schmidt von Bornrutt, der Wurtzkremer alls jetziger ehevogtt ernanter Barbarae Kiermenin — und haben sich freywillig, offenntlich bekennt und verjehen, das sy vogtlicher und ehevogtlicher weiß eins rechten redlichen kauffs, wie der inn allen Rechten und sondertich unserer Stattrechten und herkomen nach am allerbesten trafft haben sollt und mocht, verkaufft und zu kauffen gebenn hätten, verkauffsten auch hiemitt inn trafft diß briefffs für sich ire vogtkinder und eliche haußfrauen und derselbenn erben — unserm Burger Peter Kueffer vonn Weinberg dem Schleiffer, unnd seinen erbenn, welcher auch zugegen und solchen kauff eigenthumblich uff und annam: Ein hauß, hoffstat mit seinem begriff, rechten und zugehörde, Einseitt neben Ysin Lorentzen, dem Gartner, anderseits neben Michaell Werle dem Rauchknecht uff dem Zimerhoff, welches nebenbeußlin vorhin auch der verkeuffere gewessenn, Stoßt binden in der verkeuffere Gartenn vornen uff die Gemeine Allmend, inn unnserer Statt vorstatt im Grienenbruch gelegen. Mit disem sonderlichenn geding, wie der Tachtrauff von diesem hauß inn den garten fallet, das er nemlich anderthalb werckschuch inn den garten gen mäg, unnd das er der kauffer, das jetzo und hinfuro alsso haben unnd behalten mag, doch das deß Garten eigenthumbs herren der grundt unnd poden, uff welchen alsso der trauff fallt, biß an des hauses Stock wanndt eigenthumblich sein und pleiben soll. So dann die zwey Fenster oder liechtrecht, so auch inn den garten gen, belangen, soll der käuffer dieselben nach dieser Statt prauch unnd gewonheit, verglasenn, und mit yseu vergittern, uff das nichts herauß geschütte werden mög. Doch ist dem Kauffer hierinnen bewilliget und zugelassen, damit er den lufft inn die behausung desto baß habenn meg, das er an jedes Fenster gar obenn ein klein geviert Schalfenfsterlin, so im liecht ein viertell einer elen hoch und breytt und nit weitter sein soll, machen meg. Darzu so solle die Scheidwand oder gebell zwischen dem Kauffer unnd Michell Werlin gemein sein und gehalten werden. Unnd were diser kauff unnd verkauff fur frey, ledig unnd eigen zugangen und beschehen umb und fur Einhundert und zwelff gulden unserer Straßburgischen Wherung, deren sich die verkeuffere vonn dem Keuffer alsso bar vernueget unnd bezahlt, unnd dieselben von ihme empfangen und in iren unnd irer vogt Kinder und ehefrawen pessern Nutz und Fromen angelegt und bewanndt sich offentlich bekandt und ine derselben quiett, ledig unnd loßsagtenn . . .

Alles erbarlich on alle geferde unnd deß zu warem Urkhundt haben wir unserer Statt kleiner Insigell thun hencken an dissenn brieff, der geben ward Montags den achtenn Martii nach Christi unseres Herren und seligmachers geburt gezallt tussend funffhundert sechzigk und drey Jar.

Neben der schon betonten Wichtigkeit der mitgeteilten Reihenfolge aller sechs Kinder Fischers, die ihm nur die zweite Frau geboren hat, erfahren wir auch aus diesem Vertrage, daß der Rat den Kindern einen angesehenen „Vogt" (Vormund) verordnet hat,

was neuerdings für das Ansehen der Familie spricht. Nämlich Michael Liechtenstetyger, Mitglied der Maurerzunft und damals Fünfzehner, also Ratsherr und Mitglied der kleinen Kammer der Fünfzehner für Finanz, Zunftwesen und Bausachen. Später wurde er viermal Ammeister, also Bürgermeister der Reichsstadt, 1569, 1575, 1581 und 1587[1]). In dieser hohen Stellung war er gewiß in der Lage, seine Mündel, also auch Fischart zu fördern, wovon allerdings nichts bekannt ist[2]).

Ein Beispiel für das rasche Steigen des Wertes der Häuser im 16. Jahrhundert gibt das Wohnhaus der Familie Fischer (Gewerbslauben Nr. 39), welches im Mittelpunkt der Stadt natürlich einen größeren Wert hatte, als die „Henslin" in der Vorstadt. Im Jahre 1529 wurde dieses Haus von Fischer und seiner ersten Frau um 100 Gulden gekauft (Euphorion 3, 364) und genau sechzig Jahre später, also 1589, haben es die Erben um 566 Pfd. 13 Sg. und 4 Pf. also um über 1130 Gulden Straßburger Währung verkauft (Kontraktstube Band 284 Fol. 53 b). Einen Teil dieser Urkunde ohne Angabe des erlösten Betrages hat Ernst Martin (Zeitschrift für deutsches Altertum 35, Anzeiger 17, 53) veröffentlicht. Hieraus ergibt sich, daß Fischart, der mit seinen Angehörigen unter dem alten Namen Vischer erscheint, zu Weihnachten 1589 wegen dieses Verkaufes in Straßburg weilte. Unter den Kindern sind hier nur Johann, Anna und Barbara erwähnt. Dies erweist, daß die übrigen Geschwister Fischarts, Wilhelm, David und Margarete damals nicht mehr am Leben waren und daß sie auch keine Nachkommenschaft hatten, weil bei der (auch) bereits verstorbenen) Anna deren Kinder ausdrücklich genannt sind.

In dieser Urkunde wird Fischart als „unser Burger" bezeichnet. Da er Bürgerssohn war und doch einige Jahre dauernd in Straßburg lebte, so erhielt er nach den dortigen Bestimmungen unentgeltlich das Straßburger Bürgerrecht. Die Gelehrten (Professoren,

[1]) J. M. Pastorius, Von den Ammeistern der Stadt Straßburg. S. 173 ff.

[2]) Später ist das gewiß nicht mehr der Fall. Im Jahre, wo Johann Sturm am 7. Dezember 1581 von seiner Stellung als „lebenslänglicher" Rektor durch Ratsbeschluß enthoben wurde, war Liechtenstetyger als Ammeister sein unbarmherziger Gegner. Unter anderem empfahl er die dem Rate gewidmete Schmähschrift Andreäs gegen Sturm und verteilte sie persönlich unter den Ratsherren. Röhrich a. a. O. 3, 162—171. Darum mochte er damals Fischarten, der zu Sturm hielt, nicht gewogen sein und ihn vielleicht schroff behandelt haben. Eine handschriftliche Bemerkung, welche Fischart in sein Exemplar Opera von Goropius 4, 85 Großherzogliche Bibliothek in Darmstadt wahrscheinlich 1581 eintrug, dürfte auf Liechtenstetyger gemünzt sein. Zu Tetragonus homo im Text fügt er hinzu: „Am viereckichter bauer, wie ain Ammaister zu Straßburg sein muß."

Doktoren, Beamten und protestantischen Geistlichen bildeten daselbst keine eigene Zunft, sondern mußten sich nach freier Wahl irgend einer Zunft als sogenannte „Zudiener" anschließen[1]. Welche Zunft Fischart wählte, ist nicht bekannt, aber wahrscheinlich die zum Spiegel, welcher sein Vater und sein mütterlicher Großvater oder der zur Stelz, welcher Jobin und Stimmer angehörten.

Die zweite von Martin (ebenda, S. 53—55 auch durch Vermittlung A. Seyboths) veröffentlichte Urkunde von 1599 bringt ein Verzeichnis von Soll und Haben der zwei Kinder Fischarts. Aus dieser Verrechnung geht hervor, daß Fischart eine ziemliche Schuldenlast hinterlassen hat. Unter anderem blieb er dem Verleger Sigmund Feyerabend in Frankfurt a. M., wahrscheinlich für gekaufte Bücher, ferner zweien Buchbindern in Speyer und Hagenau und ebendaselbst einem Tuchhändler größere Beträge schuldig. Aus dem Umstand, daß Georg Kirchhoffer, der Oheim und Vormund der Kinder Fischarts, diesen im Jahre 1590 den großen Betrag von 100 Pfd. vorstreckte, schloß Martin mit Recht, daß Fischart in diesem Jahr gestorben sein muß, weil diese Summe wohl die aus einem Todesfall erwachsenden Auslagen decken sollte. So kann man auch Fischarts Todesjahr enger begrenzen, welches sich auch nicht, wie das Geburtsdatum belegen läßt, weil man in Straßburg wie in Forbach erst im Laufe des 17. Jahrhunderts die Sterberegister zu führen begann. Zwischen dem 17. März 1590, dem Datum zur Vorrede des Catalogus catalogorum und dem Ende dieses Jahres ist er also gestorben.

Die Cessio vom 7. Februar 1599, welche dieser Abrechnung beiliegt, soll hier zum erstenmal veröffentlicht werden. Sie bringt wichtige Angaben über die Kinder Fischarts. Wir erfahren daraus, daß neben Georg Kirchhoffer als Obervogt, noch der Straßburger Notar Johann Dieterich Edling Untervogt der Kinder Fischarts war und daß Kirchhoffer auf Bitten des Stiefvaters, der sich mit ihrer Mutter Anna Elisabeth am 24. April 1593 zu Wörth vermählt hatte, „mit Rücksicht auf die hohe notturf" der „armen Kinder" deren Drittel an den gemeinsamen Häusern und deren sonstige Guthaben übernahm, dafür ihre Schulden tilgte und den Überschuß dem Stiefvater, der die Kinder bis dahin erhalten hatte, einantworten ließ.

Stadtarchiv Straßburg, Kontraktstube Bd. 324, S. 2[illegible]

D. Johann Fischarts Kinder Cessio.

Gestreng, Edel, Ehrvest, Fürsichtig, Ersam, Weiß, Gnädig, [illegible] herren,

[1] Vgl. O. Winckelmann, Straßburgs Verfassung und Verwaltung im 16. Jahrhundert. (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. 18, 504 und 518.)

E. G. gib Ich Johann Dieterich Edling alls gewesener undervogt weiland herrn Dr. Johann Fischarts seligen hinderlassener Khinder underthenig zuerkhennen, Nachdem herr Georg Kirchhofer alls der Khinder gewester Obervogt vergangener Tagen ermelts herren Doctoris hinderlassener Wittib frawen Annae Elisabethen und mir Johann Ludwig Weydmann irem itzigen Haußwürt undt Ehevogt Rechnung gethan; daß sich dabey noch ein zimlicher schuldenlast, uf die Einhundert sibentzig fünf Pfundt fünfzehn schilling und zubezahlen vorhanden sein befunden.

Obwol nun gedachten unsren respective Stief und gewesene vogtkhindern an disen Posten (wie beiligender Extract der Schulden und vermögens Nr. 1 signirt, E. G. zuerkennen giebt) ein drittertheil, der ander drittheil weilandt Bernhart Jobins seligen Erben, und dann obgemeldts herren Kirchhofers haußfrawen der letzte drittheil, zustendig und gehörig. So erzeigt sich doch dise beschwernus, das man die selbige, zu abzahlung der schulden, angreiffen und hingeben muß. Sintemal aber sie mit andern gemein dazu wie der Extract weiß, ein sehr gerings betauffen, seind sie nit wol oder je sehr beschwerlich und mit merklichem nachstand zuvertauffen. Dahero wir herren Georg Kirchhofern alls der, wie gehört, ein Drittheil seiner hausfrauen wegen daran, freundtlichen und schwägerlichen angesucht und gebetten, daß er solche Zinß, wie das in beigelegtem mehrerwähntem Extract specificirt, und sich samt dabei gesetzten felligen Zinßen uf 209 fl. 1 s. 3 ₰ belauft, annehmen, die also restirende und dagegen uberdesignirte Schulden hingegen abrichten unndt außzahlen, und den uberrest, so sich auf 33 fl. ungefehr, oder je noch guter Rechnung betreffen möcht, zu zielen, mir dem Stiefvater der ich die Khinder bis daher underhalten, einantworten sollte.

Und zu diesem Ende haben wir an gestern den 6n diß monats Februarii, bey E. G. die Ehrnveste Fürsichtige herren, Erasmum Schotten und Blasium Egen erbeten, die dann dessen umbstendig berichtet seindt unnd zugleich von mehrgerürtem herrn Kirchhofern selbst angehert und verstanden. das er solches unser begehren, allein den armen Khindern zu Nutz, vorstandt und wolfart (wiwol er seinen theil viellibe den Mitgemeinerne auch neben einem Nachlaß zu überlassen, gewillt.) uber sich und anzunemmen, auch uf Ostern Johannis Baptistae künftig gegenwertigen neunundneuntzigsten Jars, der wenigern Zahl ides Ziel den halben Uberrest, zuerstatten unndt zuvernügen, bedacht und gewillt, mit diser maß und bescheidenheit, wofern E. G. ein solches gnedig zugeben und dürch dero spruch consentiren und confirmiren würden.

Wann dann der Khinder hohe notturf auch die umbstend derselben solchen Weg erfordern und khein ander Mittel sich aus dem schuldenlast zuwürckhen. vorderhandt, wie beede ehrngedachte herren Erbettene E. G. mit mehrerm zu berichten, unbeschwert sein werden;

Also ist und gelangt an diselb E. G. unser underthenig vleissige bitt, die wölle bedacht erzellter beschaffenheit gnedig zugeben und willigen, das er herr Kirchhofer solchen uberlaß mit condition obbestimt annehmen möge und solchs mit dero gl. ertheilendem bescheidt authentisiren und confirmiren.

hirüber E. G. gnediger und wilfariger erkanntnus uns underthenig getröstend, auch erwartende /.

E. G.

Underthenig gutwillig
und gehorsam,
Johann Diterich Edling
Rots und Burger allhie.
Johan Ludwig Weidman.

(Auf der Rückseite:) Lectum vor Rhat, Mitwoch den 7. Febr. Ao 1599.

Von den Kindern Fischarts verlautet weiter nichts mehr. Es ist wahrscheinlich, daß sie kinderlos gestorben sind, was aus folgendem zu entnehmen ist: Auf dem Dinghof zu Brumath bestand ein Lehen von 60 Viertel Haberngeld (2 Pfund), 40 Hühner- und 200 Eiergeld und Bannwein. Dieses Guthaben wanderte seit 1470 von einem Besitzer zum anderen. „Auf Absterbens Hans Phil. Fleischbeins wurde es anno 1585 Bernhard Hertzog und zwar endlich als ein Kunkellehen conferirt. Dessen Descendenten aber sind dieser Zeit unbekannt, auch das Lehen in 50 und mehr Jahren nicht mehr gesucht worden deswegen auch gnädiger Herrschaft heimgefallen." Diese Mitteilung bringt das Pfarrbuch der Hanau-Lichtenbergischen Herrschaft zum Jahre 1689. (Ludwig A. Kiefer, Pfarrbuch der Herrschaft Hanau-Lichtenberg, Straßburg 1890, S. 149 f.). Da bis zum Jahre 1591 eine Tochter und die zwei Söhne von Hertzog, Amtmann und zuletzt Hanau-Lichtenbergischer Rat zu Wörth, Schwäher von Fischart, gestorben waren, so ging das Bezugsrecht dieses Kunkellehens[1]), nach dem 1596 oder 1597 zu Wörth erfolgtem Tode Hertzogs[2]) auf seine Töchter, Fischarts Witwe und ihre jüngste Schwester Maria, die sich am 25. August 1592 mit Matthias Lehmann aus Elsaß-Zabern vermählt hatte, über. Aus der oben erwähnten Mitteilung geht also hervor, daß seit 1630 kein Nachkomme Hertzogs und also auch Fischarts „das Lehen gesucht" hat.

* * *

Anhangsweise seien einige Eintragungen mitgeteilt, welche Verwandte oder Bekannte von Fischarts Familie betreffen.

Der gleichnamige Vater des Handelsmannes Georg Kirchhoffer, dessen Trauungsmatrikel mit Barbara Fischer ich bereits (Euphorion 3, 368) mitgeteilt habe, gehörte einer in Straßburg ansäßigen Familie an. Darum fehlt sein Name im Bürgerbuch, ist aber in Straßburger Matrikeln vom Beginn der Fünfzigerjahre zu finden. So bringt Kirchhoffer im April 1551 seinen Sohn Heinrich, den jüngeren Bruder Georgs, zur Taufe (Taufbuch St. Thomas N. 245, S. 6 b). Am 8. Januar 1553 erscheint er als Taufpate (Taufbuch Münster-Neukirche N. 213). Anfangs 1564 ist er bereits tot, gemäß folgender Angabe: „Margaret Jörg Kirchhoffers seligen hinterlaßenen dochter", welche sich mit „Hans Adolf Fürst, Holtzmann"

[1]) Eine Erbschaft in weiblicher Linie, innerhalb welcher immer wieder der Mannsstamm bevorzugt wurde. (Richard Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte 5, § 425).

[2]) Ficker und Winckelmann, Straßburger Handschriftenproben des 16. Jahrhunderts 2, 90 und Anton Englert in der Alemannia 19, 125, Anmerkung.

„Zinstag nach Quasimodo" 1564 vermählt (Hochzeitsbuch Münster-Neukirche M. 106, S. 117[a]).

Am 15. Mai 1586 vermählte sich Magister Joh. Schallesius, geistlicher Helfer zu Lahr, mit „Salome, Gottschalk Kyrmanns, des Streichers im Kaufhauß tochter" (Hochzeitsbuch, Münster-Neukirche M. 107, S. 116). G. Kyrmann ist sicherlich ein Bruder von Fischarts Mutter.

Durch eine Eintragung des Straßburger Bürgerbuches III, 19 wird die Ansiedlung des Schwagers und Verlegers Fischarts genau festgesetzt, und zwar um sieben Jahre früher, als bisher bekannt war.

Bernhart Jobin von Bruntraut der furmenschneider hat das Burgerrecht kaufft vnd will dienen zur Stelzen actum Donnerstag den Neunzehenden decembris Anno [15] sechszigt.

Bruntraut ist natürlich Pruntrut im Bistum Basel, woher auch Fischarts Stiefvater stammt (Vgl. oben S. 9). Jobin muß damals mindestens zwanzig Jahre alt und also ungefähr sechs Jahre älter als Fischart gewesen sein. Die Zunft zur Stelze führte den Namen nach der Hausmarke (zwei gekreuzte Stelzen) der Zunftstube in der Stelzengasse Nr. 4. Dieser Zunft gehörten Kunsthandwerker, Künstler und seit 1520 auch Drucker und Verleger an.

Fischarts Philosophisches Ehezuchtbüchlein ist in der ersten Ausgabe (1578) gewidmet: „Dem Ehrnhaften vnd Wolachtbaren Herren Joachim Herb, Burgern zu Straßburg, meinem gönstigen Herren, Freund vnd vertrauten, lieben Gevattern." Wie diese so sind alle von Jobin unterschriebenen Vorreden zu Fischarts Schriften nach Angaben des Verlegers von Fischart verfaßt, was deren Gedanken und Stil erweist. Von Herb meldet das Bürgerbuch III, 230:

Joachim Herb von Colmar hat das Burgtrecht kaufft vnd dient zur Luzernen, den 29. Mai 1574.

In der Zunft zur Luzerne befanden sich Müller, Mehlhändler, Bader und Chirurgen. Da das Verständnis der erwähnten Vorrede ziemlich viel Bildung voraussetzt, dürfte Herb wahrscheinlich nicht Müller, sondern Bader gewesen sein.

## Ein kleiner Beitrag zur Opitz-Biographie.

Von Georg Witkowski in Leipzig.

Schon in meinem Neudruck der „Teutschen Poemata" Martin Opitzens (Braunes Neudrucke, No. 189—192, S. XXVIII) erwähnte ich ein in meinem Besitze befindliches Exemplar der Ausgabe von

1625, das einst Caspar Barth gehörte. Den Beweis dafür geben handschriftliche Randnotizen „vid. Adversaria mea"; bekanntlich war dies das Hauptwerk des Leipziger Philologen.

Das Exemplar enthält unter einer Fülle von Quellennachweisen und Notizen über die in den Gedichten erwähnten oder angedeuteten biographischen Tatsachen acht Epigramme, eingetragen auf Seite 173 und 174. Zur Erläuterung sei nur daran erinnert, daß Barth in Heidelberg Opitzens Stubengenosse war, und daß also die Spottverse wohl im Beisammensein mit den Dichtern entstanden, die Zinegref in den „Auserlesenen Gedichten teutscher Poeten" im Anhang zu der ersten Ausgabe von 1624 verewigte.

Man darf an eine Art von Wettdichten unter ihnen denken (die ganz gleichmäßige Form spricht dafür). Barth selbst kommt schwerlich als alleiniger Autor oder als Mitbewerber in Betracht, da Sprache und Metrik der seines „Teutschen Phönix" von 1626 nicht entsprechen.

Ich habe schon Ende 1911 die Verse in einem kleinen Gelegenheitsdruck einer Anzahl von Befreundeten dargeboten, glaube aber, sie an dieser Stelle auch der Allgemeinheit der Fachgenossen mitteilen zu sollen.

1.

Ach, Flavia, klagt nicht wie daß euch sehr betrübe,
Daß Opitz, vngeacht Er euch noch hefftig liebe,
Nichts desto minder Euch kehr ietzund nur den rücken.
Ihr schießt im liebesstreit mit gar zu großen stücken.

2.

De M. O. cui filius natus est spurius, si credere dignum est.

Bißher hat er geklagt wie ihn die liebe brenne,
Vnd Flavia gleichwol sein fewer nicht erkenne.
Jetzt zeucht er frey hinweg auß seinem Vatterland
Er hat für seine lieb' ein gnugsam Vnderpfand.

3.

Man sagt vnd scheint also: wo die gelehrten seen,
Da sehn sie für die frucht gold in der furch auffgehen.
Nur ein Poet ist der, der noch die blumen sucht:
Wie, Flavia, erndt nicht auch Opitz gute frucht.

4.

Ihr klagt, die Flavia schlag' alles in den wind,
Was Ewre schöne kunst für ein gesang erfind,
Drumb glaubt Ihr, daß sie gar hab ihr gehör verlohren:
Das meint' ich nicht: sie trägt ja ewerthalb vier ohren.

5.

Was Opitz sang' und klang' vnd was Er immer thate
Was Er die Flavia so vnabläßig bate
Das hat ihr harter Sinn in keinen weg bedacht,
Deßwegen hat er ihr noch einen kopff gemacht.

6.

Ad M. O.

Herr, bey der Flavia, die auch in liebe brinnt,
Schreibt ewer feder wol vom kleinen Venus-kindt:
Es darff nicht viel beweiß: wenn Ich schon solte schweigen,
Kan doch ein kind darvon in seiner wiegen zeugen.

7.

Cur abeat in Galliam.

Warumb, Herr Opitz, wollt ihr ietzt von hinnen ziehen,
Vnd von der Flavia, die euch nicht flohe, fliehen:
Es ist in Teutschenland nichts das Euch beißen kan,
Was Euch von hinnen treibt, das hat noch keinen zahn.

8.

Ad Flaviam.

Man sagt, es haben viel von Venus Sohn geschrieben,
Doch Opitz sey an zierd noch weit zurück geblieben:
Wie, Flavia, versteht der sich nicht trefflich wol
Der Euch mit seim gesang füllt bauch vnd ohren voll.

## Nachtrag.

Unmittelbar nachdem ich das Vorstehende niedergeschrieben habe, gerät Opitz durch eine sonderbare Fügung des Zufalls in den Verdacht einer weiteren, doppelten Vaterschaft. Dr. Hans Heinrich Borcherdt veröffentlicht in seinem soeben erschienenen Buche über Andreas Tscherning (München-Leipzig 1912) auf S. 147 folgendes Bruchstück eines Briefes von Tscherning an Machner vom 18. Oktober 1642: „Newlich habe ich die Epistel erlangt, mit welcher Opitz Seel. sich purgiret bei dem Ministerio und Rath zu Breßlaw, nachdem in seinem Abwesen zwei Kinder auff seinen Namen waren getaufft worden. Ist mir sehr lieb." Tscherning sandte eine Abschrift des Briefes auf Machners Bitte an diesen, und aus dessen Nachlaß konnte ich ihn im 21. Bande der Zeitschrift für deutsche Philologie S. 178 ff. publizieren, schon dort (S. 21) die Vermutung äußernd, daß Opitz sich gegen die Beschuldigung unerlaubten geschlechtlichen Verkehrs in den dunklen Andeutungen seines Briefes verwahre. Das bestätigten nun die Worte Tschernings. Ob die Versicherung des Dichters, er könne seine Unschuld mit jedem beliebigen höchsten Eide bekräftigen, der Wahrheit entspricht? Hoffen wir es, lieber Leser.

# Zur Quellengeschichte des Simplicissimus.

Von Arthur Bechtold in Freiburg i. B.

Die Zeit liegt noch nicht weit zurück, in der man in den Schicksalen des Simplicius die romantisch ausgeschmückte Selbstbiographie des Verfassers hat erkennen wollen. Eine starke Stütze fand der Glaube an den Angaben des sogenannten „Commentators" der Gesamtausgabe der Schriften Grimmelshausens von 1684, dem man die unverdiente Ehre antat, ihn zu den persönlichen Bekannten Grimmelshausens zu rechnen. Seine offenbar aus dem Roman selbst geschöpfte Nachricht, Grimmelshausen sei ein ohne jede Schulbildung aufgewachsener, halb verwahrloster Spessarter Bauernjunge gewesen, der erst später durch „nimmer-müde Mühe und recht wunderbares Glücks-Fügen den herrlichen Ritter-Adel und den Adel der freyen Studien sehr rühmlich erworben und erlanget", hat lange Zeit mehr die Fäden der historischen Forschung verwirrt, als Licht in die dunkle Lebensgeschichte des berühmten Dichters gebracht. Adelbert v. Keller[1]) sah sich 1879 bewogen, die Mahnung zur Zurückhaltung in der Verwertung des Romanes für die Biographie des Verfassers auszusprechen; wie berechtigt seine Warnung war, haben drei Jahre später die Veröffentlichungen Dunckers über das Adelsgeschlecht von Grimmelshausen bewiesen[2]). Gaben die Feststellungen Dunckers Anlaß, die bisherige gute Meinung über die Zuverlässigkeit des „Commentators" und sein Verhältnis zu dem Dichter einer Korrektur zu unterziehen, so bleibt dem Commentator — Heinrich Kurz hat ihn scharf, aber nicht unzutreffend einen „zudringlichen Bücherwurm" genannt[3]) — doch das Verdienst, den Forschungen Echtermeyers[4]) und Passows[5]) den Weg gebahnt zu haben; ohne seine freilich sehr

[1]) Allg. deutsche Biographie IX, S. 696.

[2]) A. Duncker, Die Übersiedelung der Familie von Grimmelshausen nach Gelnhausen. Augsb. Allg. Zeitg. 1881, Nr. 239, Beilage. — Die Grimmelshausen ein Thüringisches Adelsgeschlecht. Zeitschr. f. Deutsches Altertum 26. Bd. (N. F. 14. Bd.) Berl. 1882, S. 287 f. — Ein Gelnhäuser Copialbuch des 16. Jahrhunderts mit der ersten Erwähnung der Familie Grimmelshausen. Zeitschr. d. Vereines f. hess. Gesch. u. Landesk., N. F. Bd. 9, Kassel 1882, S. 385—396. — Hessische Morgenzeitung, 23. Jahrg. Nr. 10517 (1. Sept. 1881), 2. Ausg.

[3]) In: „Der Spiegel. Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik. Stuttg. 1837." Nr. 5 und 6 enthalten ein Referat (von H. Kurz) über die 1836 erschienene Bearbeitung des Simplizissimus von E. v. Bülow. Es wird darin zum ersten Male die Hypothese aufgestellt, daß H. J. Ch. v. Grimmelshausen der Verfasser des Simplicissimus gewesen ist.

[4]) Hallische Jahrbücher 1838, S. 113—132.

[5]) Blätter für literar. Unterhaltung 1843 S. 1036—1059, 1844 S. 476, 1847 S. 1091.

einzuschränkenden Mitteilungen über das Wirken und das Schultheißenamt Grimmelshausens zu Renchen am Schwarzwald wäre die Entdeckung und Lokalisierung des Dichters wohl in weite Ferne gerückt worden.

Birlinger vertrat in seinen in der Alemannia herausgegebenen Studien zum Simplicissimus[1]) die Anschauung, Grimmelshausen habe seine Geschichten aus den Erzählungen fahrender Leute und zweifelhafter Kriegsknechte, aus umgehenden Flug- und romanhaften Schriften zusammengestellt und sie mit eigenen Erlebnissen und Erinnerungen vermengt, in ähnlicher Weise, wie im vorhergehenden Jahrhundert die Zimmerische Chronik alle umlaufenden, in der Luft schwirrenden Mären des 15. und 16. Jahrhunderts aufgefangen, sie lokalisiert und auf gewisse Persönlichkeiten abgeladen hatte.

Als Beweis für seine Auffassung führte Birlinger die bekannte Speckdiebstahlgeschichte aus dem Simplicissimus an, die sich mehrfach in den Schwankbüchern des 17. Jahrhunderts findet. Die von ihm ebenfalls herangezogene „Bauernanatomie" kann trotz naher sprachlicher und sachlicher Berührungen als Quelle für Grimmelshausen nicht in Betracht kommen, da sie erst 1674, also fünf Jahre später als der Simplicissimus erschienen ist; eine frühere Ausgabe ist bisher nicht bekannt geworden.

Der Ansicht Birlingers trat Dieffenbacher[2]) in einem 1901 in der Generalversammlung der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Freiburg gehaltenen Vortrag über „Grimmelshausens Bedeutung für die badische Volkskunde" entgegen: man müsse in der Annahme einer literarischen Beeinflussung vorsichtig sein; selbst da, wo Grimmelshausen seinen Gewährsmann nenne, sei nicht immer seine Abhängigkeit bewiesen. So nenne er als Quelle für seine ergötzliche Schilderung der Bauern im „Satyrischen Pilgram" den Garzonus, während eine Vergleichung ergebe, daß er von ihm so viel wie nichts entlehnt habe. In der Tat spiegle hier alles unmittelbar Erlebtes, Selbstgeschautes wieder.

Die Ausführungen Dieffenbachers blieben nicht ohne Widerspruch; gegen sie wandte sich Meißner[3]), indem er eine große Anzahl Stellen nachwies, welche Grimmelshausen der 1659 zu Frank-

[1]) A. Birlinger, Zu Grimmelshausens Simplicissimus. Alemannia X, Bonn 1882, S. 79—81. — Studien zu Grimmelshausens Simplicissimus II und III. Alemannia XIV (1886), S. 79—101, 252—256.

[2]) Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 49. Jahrg. S. 193—197.

[3]) M. Meißner, Zur Geschichte der Simplicianischen Schriften. Mitt. der Geschichts- u. Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes. XI, S. 259—304. Altenburg 1904.

furt a. M. von Matthäus Merians Erben herausgegebenen deutschen Übersetzung der „Piazza Universale" des Garzonus entnommen hat; es sind die Zitate und Argumente aus griechischen, römischen und mittelalterlichen Schriftstellern, aus dem Alten und Neuen Testament und den Schriften der Kirchenlehrer, welche von einem Autor dem anderen abgeschrieben werden, sich als überflüssiger Ballast durch die gesamte Prosaliteratur des Jahrhunderts schleppen und dem modernen Leser die Bücher dieser Zeit so ungenießbar machen. Zur Zeit Grimmelshausens forderte man von einem Manne, der auf den Namen eines Dichters Anspruch erheben wollte, daß er mit Gelehrsamkeit prunke und dem profanen Volke das Verständnis seiner Schriften möglichst erschwere. Wenn aber auch Grimmelshausen sich von dieser und andern Modetugenden nicht ganz freizuhalten wußte, so ist doch anzuerkennen, daß er sich darin weise Mäßigung auferlegt hat; niemals erreichen die gelehrten Abschweifungen einen solchen Umfang, wie bei Ägidius Albertinus, dessen „Discurse" die ganze Handlung ersticken und erdrücken, oder wie bei Moscherosch, der in größter Seelenruhe große, viele Seiten zählende Abschnitte aus Rüxners Turnierbuch und dem Liber vagatorum abschreibt, zu dem einzigen ersichtlichen Zweck, das Volumen seines Buches zum Anschwellen zu bringen. Eichendorff hat für diese Art von Büchern das richtige Wort gefunden: verrückt gewordene Kompendien.

Eine Anzahl Quellen, aus denen Grimmelshausen den Stoff für einige Szenen geschöpft hat, hatten bereits Heinrich Kurz[1] und F. Bobertag[2] in ihren Ausgaben der Simplicianischen Schriften namhaft gemacht; in neuerer Zeit haben v. Payer[3] und Rauffe[4], besonders aber v. Bloedau[5] in einer sehr verdienstvollen Arbeit, die Zusammenhänge untersucht, welche den „Simplicissimus" mit seinen Vorgängern, namentlich mit dem pikarischen Roman der Spanier und seinen deutschen Übersetzungen und Nachahmungen verbinden.

---

[1] H. Kurz, Simplicianische Schriften I. II. 1863.

[2] F. Bobertag, Grimmelshausens Werke. I. S. XXV—XXXIV. — Über Grimmelshausens Simplicianische Schriften. Breslau 1874.

[3] R. v. Payer, Eine Quelle des Simplicissimus. Zeitschr. f. deutsch. Philologie. 22. Bd. (1890) S. 93—99.

[4] H. Rauffe, Zur Geschichte des Simplicissimus-Romanes in Deutschland. Münsterische Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. VIII. Heft. Münster 1908.

[5] C. A. v. Bloedau, Grimmelshausens Simplicissimus und seine Vorgänger. Beiträge zur Romantechnik des siebzehnten Jahrhunderts. Palaestra LI. Berlin 1908. (Ein Teil der Arbeit bereits 1906 als Berliner Dissertation erschienen.) — Referat über die Arbeit von R. Riemann im Anzeiger f. deutsch. Altert. u. deutsch. Lit., 33. Bd. S. 289—293.

Die außerordentliche Belesenheit Grimmelshausens ist schon oft hervorgehoben worden; nach der großen Zahl der von ihm angeführten und benützten Werke muß er eine nicht unansehnliche Bibliothek besessen haben, selbst wenn man die Bücher abzieht, die er wahrscheinlich nicht selbst gelesen, sondern nur nach zeitgenössischen Sammelwerken zitiert hat.

Auf seine Bücherliebhaberei wirft eine Stelle aus „Simplicissimi Discurß mit seiner Mutter" im „Ewigwährenden Calender" ein bezeichnendes Licht:

S. 40. „Mutter: Herr Sohn ich vermein ihr habt wahrhafftig abermahl 6 newe Practicken [Kalender] auff einmahl kaufft: nimt mich wunder, daß ihr das Geld so vernarren mögt.

Simplicissimus: Liebe Mutter, besser umb Bücher als verspielt: ich hab doch sonst kein Frewd in der Welt als lesen."

Es läßt sich heute noch nicht annähernd vollständig übersehen, wieviel Grimmelshausen allen diesen Büchern zu verdanken hat. Auch der Zweck dieser Untersuchung kann nicht der sein, eine erschöpfende Darstellung aller Entlehnungen zu geben; sie soll lediglich einen weiteren Beitrag zu der Frage liefern, inwieweit fremde Vorbilder auf die Gestaltung einiger Episoden des Simplicissimus von Einfluß gewesen sind.

Wenn erst einmal diese Frage vollständig entschieden ist, so wird es auf Grund des in den letzten Jahren in den Archiven von München, Karlsruhe, Straßburg und Gaisbach reichlich zum Vorschein gekommenen, auf Grimmelshausen sich beziehenden Aktenmaterials möglich sein, der Lösung der weiteren sehr interessanten, bisher stets nur zögernd aufgeworfenen Frage näher zu kommen, welchen Anteil an dem Zustandekommen des Romans die Dichtung, welchen persönliche Schicksale des Verfassers gehabt haben. Ich habe mich bemüht, auch hiefür einiges Material zusammenzubringen.

Eine besonders starke Anregung hat Grimmelshausen bekanntlich von Ägidius Albertinus, „dem Vater des deutschen Schelmenromans", erfahren. Ägidius Albertinus wurde 1560 in Deventer geboren, wanderte aber 1579 infolge der gewaltsamen Einführung der Reformation in seiner Vaterstadt nach Deutschland aus, wo er 1593 in München, 1596 in den Diensten des bayerischen Herzogs Wilhelm V. als Hofkanzlist erscheint. Als Hofratssekretär tritt er in die Dienste des Herzogs Max und wird von diesem 1601 zum Bibliothekar ernannt, 1605 unternimmt er im Auftrag seines Herrn eine Geschäftsreise nach Italien. 1613 zum Hof- und geistlichen Ratssekretär ernannt, stirbt er am 9. März 1620.

Von seiner reichen literarischen Tätigkeit haben Reinhardstöttner im Jahrbuch für Münchner Geschichte (2. Bd.) und

Liliencron im 26. Band von Kürschners Nationalliteratur ein Bild gegeben[1]).

Grimmelshausen erwähnt im „Stoltzen Melcher" (Kurz IV, S. 326) den „Hirnschleiffer" des Ägidius Albertinus. Daß er das Buch für den „Simplicissimus" benützt hat, habe ich nicht nachweisen können; dagegen hat er von seinen Übersetzungen des Guevara und besonders ausgiebig von seinem bekanntesten und in vielen Auflagen verbreiteten Buche, der Übersetzung von Alemans „Guzman de Alfarache", Gebrauch gemacht.

Steht schon die Übersetzung oder vielmehr Bearbeitung des Ägidius Albertinus dem spanischen „Gusman" bei weitem nach, so ist dies noch viel mehr der Fall bei der Fortsetzung, dem „Dritten Theil" des Gusman, welcher zuerst 1626 zu Frankfurt a. M. herauskam. Das Buch verdient kaum noch den Namen eines Romans; es enthält nichts als Wiederholungen aus dem „Gusman" des „Albertinus" und Auszüge aus anderen Büchern, so daß das harte Urteil Raussens über den pseudonymen Verfasser „Martinus Frewdenhold" volle Berechtigung erhält:

„So steht Freudenhold in unsern Augen als ein vollständig unfähiger Romanschriftsteller und Plagiator da, dessen literarische Bedeutungslosigkeit die Vergessenheit rechtfertigt, der sein Name anheimgefallen ist."

Der Literarhistoriker darf trotz des geringen Wertes, den die Schriften des Ägidius Albertinus und des Martinus Freudenhold besitzen, nicht achtlos an ihnen vorübergehen, da der Weg vom spanischen Schelmenroman zum Simplicissimus über sie führt. v. Payer und Rausse haben im Simplicissimus eine Anzahl nahezu wörtlicher Entlehnungen aus dem „Gusman" nachgewiesen, die sich jedoch noch bedeutend vermehren lassen.

Ich zitiere im Folgenden die beiden ersten Teile des „Gusman" nach der Augsburger Ausgabe von 1619, den dritten nach der von 1632; beide in der Universitätsbibliothek zu Freiburg.

Der Einfluß Moscheroschs auf Grimmelshausen ist ebenfalls längst bekannt, aber leider noch nicht im Einzelnen untersucht worden; auch v. Bloedau gleitet ziemlich flüchtig darüber hinweg, indem er sich auf eine kurze Besprechung der Schriften Grimmelshausens, welche in direkter Nachahmung Moscheroschs entstanden, auf die „Traum-Geschicht von Dir und Mir", die „Reise in die neue Oberwelt des Monds", die „Verkehrte Welt" und das große im 6. Buch

[1]) Über Ägidius Albertinus s. auch A. Schneider, Spaniens Anteil an der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Straßburg 1898. Die biographischen Daten habe ich der Schrift von Rausse entnommen.

des Simplicissimus eingeflochtene Gesicht beschränkte. In Wirklichkeit verdankt Grimmelshausen Moscherosch doch viel mehr; nicht nur in den genannten Schriften, sondern auch an zahlreichen Stellen im Simplicissimus läßt sich die Beeinflussung erkennen. Mit Recht konnte Weinert[1]) die Behauptung aufstellen, daß nur auf dem Boden der vortrefflichen Schilderungen des Soldatenlebens, wie sie Moscherosch gab, ein Grimmelshausen mit seinen biographischen Romanen der deutschen Literatur hat erstehen können.

Wir dürfen die Gesichte Moscheroschs nicht vom heutigen Geschmack aus beurteilen, sondern müssen ihre damalige Wirkung aus der großen Menge der Raubdrucke und Nachahmungen, aus den Lobeserhebungen der zeitgenössischen Dichter und dem Einflusse, die sie auf die Werke anderer Schriftsteller ausübten, ermessen. Damals war diese, wie die Schelmenromane aus Spanien gekommene Art der Poesie etwas ganz Neues, Unerhörtes; Ähnliches wie das Gesicht „Soldatenleben" hatte die deutsche Dichtung bis dahin nicht aufzuweisen gehabt. Grimmelshausen, der junge, im Werden begriffene Dichter, stand in Offenburg in Garnison, als die „Gesichte" sich ihren Weg zu bahnen begannen. Es ist verständlich, daß die im „Soldatenleben" geschilderten grausigen Szenen, mit unheimlichem Realismus wie von Callots Radiernadel hingeworfen, einen unauslöschlichen Eindruck auf den gerade dem Knabenalter Entwachsenen ausübten; zudem sah er die nämlichen Vorgänge wohl täglich selbst vor Augen, fand dieselben in den Erinnerungen seiner Kindheit wieder. Damals mag in ihm der Gedanke entstanden sein, Ähnliches zu schreiben. Er selbst sagt im „Beschluß" des 6. Buchs des Simplicissimus (Kurz II, S. 263) von seinem „pseudonymen Ich", dem „Samuel Greiffenson vom Hirschfeld", und es besteht kein Grund, daran zu zweifeln, daß er „den Simplicissimus zum Teil in seiner Jugend geschrieben habe, als er noch Musketier gewesen sei". Das kann nur während seiner Offenburger Zeit gewesen sein, (1639—1647); in dem darauffolgenden wilden Lagerleben des Feldzugs an der Donau, dem Lech und Inn, als die schwedischen Karthaunen wider die Wälle und Mauern der vom Obristen Freiherrn von Elter tapfer verteidigten Innveste Wasserburg donnerten, wird der vielbeschäftigte Regimentssekretär kaum die Zeit gefunden haben, an seinem Romane zu arbeiten[2]).

---

[1]) J. Weinert, Deutsche Quellen und Vorbilder zu H. M. Moscheroschs Gesichten Philanders von Sittewald. Zeitschr. d. Gesellsch. z. Bef. d. Gesch., Altert. u. Volksk. v. Freiburg, d. Breisgau u. d. angrenz. Landsch. Bd. 20 (1904) S. 212.

[2]) München, Allg. Reichsarchiv, Acta des Dreißigjähr. Kriegs. Für Grimmelshausen kommen in Betracht Tom. 525, 526, 576, 609, 648, 688, 745,

**Es ist ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, welches von den beiden größten Prosadichtern des Jahrhunderts den einen an den**

---

746. Die Bände enthalten die Berichte der Obristen Hans Reinhard von Schauenburg und Johann Burkhard Freiherrn von Elter an den Kurfürsten Maximilian von Bayern; ein Teil davon ist von der Hand Grimmelshausens geschrieben. Vgl. meinen Aufsatz „Grimmelshausen-Urkunden" in der Zeitschr. f. Bücherfreunde N. F. II (1910) S. 59.

Über den Obristen H. R. v. Schauenburg: Batzer, Johann Reinhard von Schauenburg der Jüngere. In: Die Ortenau. Mitt. d. histor. Vereins für Mittelbaden 1. u. 2. Heft 1910/11, S. 103—114.

Über die Persönlichkeit des Obristen Elter geben folgende, aus den Akten des Münchener allg. Reichsarchivs gezogene Daten einige Anhaltspunkte: Johann Burkhard Freih. v. Elter ist 1640 Obristleutnant des Obristen Hans Reinhard von Schauenburg, Kommandanten von Offenburg. Sie stehen gegenseitig bei ihren Kindern Pate. Am 20. Juli 1646 erhält er das vormals Gil de Haesische Regiment zu Fuß, 733 Mann stark, welches in der Oberpfalz gestanden hatte. In einem Bericht an den Kurfürsten vom 4. September 1646 aus dem „Veldläger zu Rheineck" führt er den starken Abgang auf das lange Ausbleiben des Proviants und das starke Marschieren zurück, „dem die neugeworbenen Knechte nicht gewachsen". Am 22. September löst er auf Befehl des Generalfeldmarschalls Grafen v. Geleen den Obristen v. Winterscheidt in Ingolstadt ab. Am 4. Oktober bittet er den Kurfürsten um Kleider für sein sehr „abgerissenes" Regiment, am 9. Oktober um Geld zur Werbung. Am 15. November erhält er Befehl, sein Regiment dem Obristen Beltin zu übergeben und das in der Oberpfalz im Felde stehende Codrizsche Regiment zu übernehmen. Am 13. März 1647 bittet er (dat. Schwandorf) um Überlassung einer Anzahl Knechte, um den vor dem Feind „zu Freiburg und sonderlich in Böheimb, wie auch zu Herbsthausen und darauf bei Auern (Allerheim), nicht weniger anizo vor Weißenburg" gehabten Verlust an Mannschaft zu ersetzen. Am 20. März befindet sich das Regiment in Straubing, wo er über Mangel an Lebensmittel und schlechte Verwahrung des Postens klagt. In Schwandorf erhält er 102 Mann, Kranke, Spielleute, Furierschützen, Gefreite und gemeine Knechte. Er verlangt 100 Musketen vom Rentmeister, da die Geschädigten und Kranken durch neulichen Einfall des Feindes bei Ingolstadt auf den Marketenderwägen ihr Gewehr verloren hätten. Am 21. Juli 1647 liegt das Regiment in der Oberpfalz um Waldsassen, Tirschenreuth, Nabburg und Pfreimt im Quartier, am 12. März 1648 in Franken bei Geroldshofen, Volkach, Kloster Ebrach und Schwarzach. Am 19. Mai 1648 berichten die Obristen Marimont, Elter und Beltin aus dem „Veldläger bey Augsburg", „welcher gestalt den 17. diß der Feind die Kheyl. arrier Guardi getrennt und dergestalt auf unsere Pagage angesetzt, under Andern, auf die drey Regimenter, alß mein Marimont, Elters und Beltins, so die letzten in unserer retro Guardi gewesen, avancirt, daß Er von besagten drey Regimentern die sambentliche Pagage bekhomen". (Schlacht bei Zusmarshausen.) Am 30. Mai 1648 berichtet Elter aus Vilsbiburg, „welcher gestalt er mit 400 Mann von Landshut auß nach Braunau comendirt, auch den 30. May zu Filtz Bieburg, weilen wegen mattigkeit der Knechte nit weiters marchiren können, ankommen, Morgens biß Eckenfelden, Folgends übermorgen biß Braunau mit den Völkern zu gelangen verhoffe". Am 1. Juni 1648 Befehl, nach Wasserburg zu marschieren und dort das Kommando zu übernehmen. Am 4. Juni, auf die Nachricht, daß der Feind mit seiner ganzen Armee auf Freising rücke, Befehl, „zu Wasserburg desto mehr wachtbar zu sein und sich die Defension und die Sicherung selbigen vornehmen Inpasses nach

Ufern der hessischen, den andern an der Schwarzwaldkinzig zur Welt kommen läßt; beide werden durch die Kriegsstürme von ihren Wurzeln losgerissen, jeder in die Heimat des andern verschlagen. Ob sie einander persönlich bekannt geworden sind, ist unsicher; gegen eine solche Annahme könnte der Umstand sprechen, daß Grimmelshausen die Gesichte Moscheroschs, die er an drei Stellen des „Satyrischen Pilgram" (Gesamtausgabe 1684, III, S. 77, 98, 130), in der „Verkehrten Welt" (Gesamtausgabe III, S. 302) und der „Seltzamen Traum-Geschicht von Dir und Mir" (Gesamtausgabe III, S. 769) zitiert, nie unter dessen Namen, sondern unter dem Philanders von Sittenwald nennt.

Die Möglichkeit persönlicher Beziehungen war jedenfalls gegeben; die Zeit, da Moscherosch nach Niederlegung seiner Vinstinger Amtmannsstelle sich wieder nach Straßburg begeben hatte (1643), fällt mit der zusammen, wo Grimmelshausen ganz in der Nähe, in Offenburg saß und schon die Korrespondenz des Kommandanten, Obristen Hans Reinhard von Schauenburg führte. Willstätt, der in Asche liegende Geburtsort Moscheroschs, war als vorgeschobener Posten von Offenburg aus von einer kleinen Abteilung des Schauenburgischen

äußerster menschlicher Möglichkeit angelegen sein zu lassen, sich zu verbauen und bis auf den letzten Mann zu verteidigen". Am 6. Juni erhält Obrist Rauff, der mit 6 kaiserlichen Regimentern samt 300 Kommandierten zu Fuß und 200 zu Pferd zu Wasserburg angelangt ist, Befehl, dem Kommandanten Elter die 500 Kommandierten zu überlassen und selbst nach Burghausen abzumarschieren.

Über die Belagerung von Wasserburg s. Theatr. Europ. VI, wo auch ein Plan beigefügt ist; ferner „Springinsfeld" (Kurz III, S. 251). Über die im „Seltzamen Springinsfeld" geschilderte Meuterei des Dragonerregiments Bärthl, vormals Wolf von Creutz, s. Theatr. Europ. VI, S. 778, wo jedoch nichts von einer Beteiligung des Elterischen Regiments bei der Unterdrückung des Aufstandes erwähnt wird.

Auf S. 290 (Acta d. 30j. Kriegs, T 792) wird das „Goldisch, jetzt Elterische Regiment" erwähnt.

Am 6. Juli 1649 bedankt sich der bisherige Obristleutenant Elters, Hans Wilhelm Culler, für das ihm auf unterthenigstes Bitten conferirte gewesene Elterische Regiment.

Am 2. Mai 1651 vermählt sich in der neuen Kapelle zu Gaisbach (in Sacello novo Geisbacensi) Wolf Ludwig von Neuenstein mit Sybilla Waldburga von Elter, der Tochter Johann Burkhards von Elter (Oberkircher Ehebuch 1647—1730). Georg Wilhelm von Neuenstein, wahrscheinlich der Vater des Bräutigams, war Hauptmann im Regiment Hans Reinhards von Schauenburg in Offenburg gewesen.

Der letzte von Grimmelshausen zu Offenburg geschriebene Bericht trägt das Datum des 29. Mai 1647; seine Handschrift taucht erst wieder in einem aus Wasserburg, 4. Juli 1648 datierten Bericht auf, der die Aussage eines „vom Feindt herüber kommenen Furierschützen" enthält (Acta d. 30j. Kriegs, T 746 S. 35).

Regiments besetzt. Von da aus war es für Grimmelshausen leicht, nach Straßburg zu kommen; trotz der streifenden Parteien der Breisacher Besatzung war die Verbindung zwischen den beiden Reichsstädten Offenburg und Straßburg doch nur zeitweise unterbrochen. Aber auch Moscherosch hat sich 1643 in Offenburg aufgehalten, beide Dichter also, der werdende und der reife, zu derselben Zeit in den Mauern der gleichen Stadt geweilt, wie aus der Datierung der Vorreden zu den Gesichten „Ala mode Kehrauß" und „Hanß hinüber Ganß herüber" hervorgeht; erstere hat Moscherosch datiert: „Geben zum Offenburg zur Zeit der Schaaffscheer 1643" (Ende Mai oder Anfang Juni), diese „Geben zu Offenburg, uff Ganghulffs tag 1643" (11. Mai).

Eine andere Gelegenheit, mit Moscherosch in persönlichen Verkehr zu treten, bot sich Grimmelshausen später in Gaisbach durch Vermittlung des Oberamtmanns des benachbarten Städtchens Oberkirch, Antoni Freihern von Lützelburg, welchem Moscherosch den zweiten Teil seiner Gesichte gewidmet hat[1]); derselbe stand in nahen Beziehungen zu Hans Reinhard und Carl von Schauenburg, in deren Diensten Grimmelshausen als Schaffner stand. Hans Reinhard war mit Claudia von Lützelburg vermählt, die mit Antoni von Lützelburg vom Urgroßvater her verwandt war; mehrere Herren von Lützelburg hatten als Offiziere im Schauenburgischen Regiment gestanden, und auch sonst ergeben sich mannigfache freundschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Familien.[2]) Auch unter den Akten des großherzoglichen Generallandesarchivs zu Karlsruhe, die mir von dem Direktor, Herrn Geheimrat Dr. Obser, in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurden[3]), befindet sich eine Urkunde vom 18. März 1655, in welcher „Carl von Schawenburg, Herr zu Berwardt, der Königl. May. zu Hispania, des löbl. Hußischen Regts.

---

[1]) „Dem Wohlgebornen Antoni Herrn von Lützelburg, Hoch Fürstl. Würtembergischen Hof-Marschalcken, Kamerherrn, Rath, und Ober-Amtmann der Herrschafft Oberkirch, auch wohlbestelltem Obrist-Leutenant, Meinem Gn. Herrn." Über das Geschlecht der Herren von Lützelburg s. d. Oberbad. Geschlechterbuch, herausg. v. d. bad. hist. Kommission II, S. 538 ff.

[2]) Nach der gütigen Mitteilung des Herrn Baron Dr. R. v. Schauenburg, kaiserl. deutschen Legationsrates und Konsuls in Palermo. Bekanntlich ist Herrn Baron Dr. R. v. Schauenburg die neuere Entwicklung der Grimmelshausenforschung zu verdanken. Er stieß als Erster bei Gelegenheit von Studien in seinem Archiv zu Gaisbach auf einen Receß, wonach Grimmelshausen einen Betrag für Wein schuldete; weitere Nachforschungen ergaben dann die ersten Autogramme Grimmelshausens. Ruppert veröffentlichte den Fund in der Zeitschr. f. d. G. d. Oberrh. N. F. I (1886) S. 371—375.

[3]) Ebenso schulde ich der Direktion des Münchner Allg. Reichsarchivs, Herrn Geheimrat Dr. Ritter v. Baumann, für die bereitwillige Überlassung der einschlägigen Akten wärmsten Dank.

zu Pferde bestellter Obristleutenant", für eine Schuld von 200 fl. samt Zinsen dem Freiherrn Antoni von Lützelburg Zinsen und Gefälle zediert; das Schriftstück ist von Grimmelshausens eigener Hand geschrieben (Urk. Abt. 34, Allerheil. Convol. 44).

Kurz nach dem Erscheinen der zweiten Auflage der Gesichte Moscheroschs veranstaltete der Frankfurter Buchdrucker Johann Schönwetter einen unrechtmäßigen Nachdruck, in welchem er den von Moscherosch verfaßten Gesichten sechs neue hinzufügte: „Ratio status, Reuth-Cammer, Peinlicher Proceß, Zauber-Becher, Kauff-Hauß, Phantasten-Hospital"[1]). Dieser III. und IV. Teil der „Visiones de Don de Quevedo", dessen Text identisch mit dem des Leydener, bei Adrian Wijngarten erschienenen Nachdruckes der Gesichte Moscheroschs ist, hat in der Literaturgeschichte nur geringe Beachtung gefunden, obwohl er, nur die äußere Form mit Moscherosch teilend, diesen in mancher Beziehung, am meisten in der Erfindung übertrifft. Der erzielte Erfolg veranlaßte den unternehmenden Nachdrucker, unter dem empfehlenden Aushängeschild Philanders von Sittewald noch vier weitere umfangreiche, literarisch ziemlich wertlose Bändchen nachfolgen zu lassen. Der Charakter des Gesichtes ist hier meist nur noch in der Einleitung festgehalten, die satirische Tendenz tritt fast ganz zurück, um langen politischen Gesprächen oder Reiseberichten, Ausführungen über Erfindungen, Himmelserscheinungen, Gespenster, Hexen, gefundene Schätze, berüchtigte Räuber, kurz alles, was die Zeit erregte, Platz zu machen; dazwischen sind, um die nach Art des Ägidius Albertinus angelegten Diskurse schmackhaft zu machen, zahlreiche Schwänke und Anekdoten eingestreut. Der Verfasser dieser Fortsetzungen, wenn wir bei dieser Bücherfabrikation es überhaupt nur mit einem einzigen Verfasser zu tun haben, muß, nach den häufigen Erwähnungen Frankfurts und nach den Proben des Wetteraner Dialekts, welche nach dem Vorgang Moscheroschs darin sich finden, in der Umgebung Frankfurts oder in Frankfurt selbst zu Hause gewesen sein. Darauf weist auch ein witziger Ausfall hin, welchen der Verfasser des siebenten Teils, des „Complementum", S. 118, gelegentlich der Besprechung der Wunder, die den Magneten zugeschrieben werden, einflicht: „Stultorum plena sunt omnia: Die gantze Wetteraw ist voller Schultheissen."

Hatte Moscherosch den Anfang gemacht, zur Erhöhung der Lebendigkeit der Darstellung und zur Erzielung einer möglichst treuen lokalen Färbung der Szene seinen Kochersbergischen Dialekt in die Literatur einzuführen, so hat es Grimmelshausen in der Beherrschung

[1]) Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. deutsch. Dichtung. 2. Aufl. (1887) III, S. 233.

und geschickten Verwendung von Dialektformen zur Meisterschaft gebracht, wie im Simplicissimus die in gutem wetterauischem und westfälischem Idiom, im „Teutschen Michel" und in andern Schriften die in schwäbischem, schweizerischem und österreichischem Dialekt gegebenen Sätze beweisen.

Moscherosch gab bekanntlich, durch die Nachdrucke um den Verdienst seiner Arbeit betrogen, 1650 zu Straßburg unter seinem wirklichen Namen eine neue, authentische Ausgabe seiner Gesichte heraus, in welcher er ausdrücklich vor den in Frankfurt und drei andern Orten Ober- und Niederdeutschlands erschienenen „mit eingeflickten Einfällen und schwärmerischen Zusätzen" verunstalteten Nachdrucken warnte; an dem Verleger rächte er sich durch Einschieben eines Passus in dem Gesicht „Höllenkinder", worin er Schönwetter als „Hübstwetter" unter die von Teufeln gepeinigten Nachdrucker einreihte[1]). Die „Verkehrte Welt" Grimmelshausens ist nichts weiter als eine Nachahmung der „Höllenkinder" Moscheroschs, was auch daraus hervorgeht, daß beide die Nachdrucker dieselben Qualen erleiden lassen; wie der Nachdrucker der Gesichte Moscheroschs, so muß auch in der „Verkehrten Welt" der Nachdrucker an dem Buche würgen, das ihm im Halse steckt. Er speit „ein lustiges Tractätlein" heraus, „welches zu seiner Zeit sehr beliebt und verkäuflich gewesen war"; gemeint ist wohl der Simplicissimus. (Gesamtausg. III, S. 301).

Grimmelshausen hat aus den unechten Fortsetzungen fast noch mehr als aus den echten Gesichten an einzelnen Ausdrücken, ganzen Sätzen, charakteristischen Zügen und Motiven im Simplicissimus wieder verwendet, so daß die Vermutung naheliegt, daß er überhaupt nur den Frankfurter Nachdruck, nicht die Originalausgabe zu Gesicht bekommen hat.

In die Modeform eines Gesichts eingekleidet, erschien im Jahre 1647 ohne Ortsangabe eine politische Schrift „Philanders von Sittenwald Holländische Sibylle / jetzigen Zustand des Reiches / und dessen Friedens-Handlungen betreffend / Auß der Holländischen in Hoch Teutsche Sprache versetzet /"; vom holländischen Standpunkt aus geschrieben, wendet sie sich namentlich gegen die Ränkepolitik Richelieus und Mazarins, die darin als „Reichstadt" und „Zamarin" eingeführt werden, und befürwortet den baldigen Abschluß des Friedens mit Spanien. Seine Vorläufer hatte der Traktat in den politischen Gesprächen, wie sie die erwähnten Frankfurter Fortsetzungen der Gesichte Moscheroschs enthielten; auch Grimmelshausen hat später kurze politische Gespräche in den zweiten Teil des „Wunderbarlichen Vogel-

[1]) S. Ausg. v. 1650, I. Teil im „Vorbericht an den Käuffer"; ferner I, S. 377; v. Bloedau, S. 17, Anm.

nests" und den „Stoltzen Melcher" aufgenommen. v. Bloedau (S. 138) fand in dem Stil der Broschüre soviel Ähnlichkeit mit dem Moscheroschs und besonders Grimmelshausens, daß er zu der Vermutung gelangte, der Übersetzer derselben könnte Grimmelshausen gewesen sein, der die Form der Sibyllenweissagung durch Hinzufügen von Einleitung und Schluß, sowie durch das merkwürdige Umkleiden des Höllenführers Morpheus in Sibylle zu einem Gesicht umgewandelt habe.

Ein holländischer Grimmelshausenforscher, Herr J. H. Scholte in Amsterdam, hatte auf meine Bitte hin die Güte, in den holländischen Bibliotheken nach der holländischen Originalausgabe zu suchen; ein Exemplar derselben befindet sich in der Kgl. Bibliothek im Haag. Es führt den Titel: „Hollandsche Sybille. Tot Amsterdam, by Roelof Heyndrickz. Anno 1646." Dieselbe Bibliothek enthält noch zwei holländische Nachdrucke, die in demselben Jahre erschienen sind. (Pamflet 5304, 5305, 5306). Die genaue Vergleichung des in der Freiburger Universitätsbibliothek befindlichen Exemplars der deutschen Ausgabe mit den holländischen Originalen zeigt, daß die erstere eine wortgetreue Übersetzung aus dem Holländischen, und zwar von der ersten bis zur letzten Zeile ist; damit fällt die von v. Bloedau aufgestellte Folgerung. Die nicht zu leugnenden sachlichen und sprachlichen Berührungen zwischen der „Holländischen Sybille" und den Schriften Grimmelshausens finden ohne Schwierigkeit ihre Erklärung darin, daß diese und ähnliche Schriften es waren, an denen er gelernt und nach denen er seine eigene Schreibweise gebildet hat. Daß er die „Holländische Sybille" gekannt und gelesen hat, ist daraus zu ersehen, daß er die Einleitung für den Anfang zu seinem „Stoltzen Melcher" benützt hat. Hier die Personifikation des Hauptmanns Lenz, dort des Königs Somnus, des Kapitän Mors, des Leutenants Morbus, des Fendrichs Hans Hunger; hier liest der Autor im „Hirnschleiffer" des Agidius Albertinus, dort im Virgil; der Verfasser der „Holländischen Sybille" fällt in Schlummer, um im Traume eine Reise zu tun, und auch der Autor des „Stoltzen Melcher" träumt im Halbschlummer von Reisen, bis er durch das Gespräch der drei Gesellen, die aus dem holländischen Krieg zurückkehren, zur Wirklichkeit zurückgebracht wird.

Neben Agidius Albertinus und Moscherosch und seinen Nachahmern kommen als dritte Hauptquelle für Grimmelshausen die Schriften des Leipziger Magisters der Philosophie Johann Prätorius aus Zeitlingen in der Neuen Mark in Betracht. Dieser Mann, der unter dem Namen Prophulidor Mitglied des 1656 von Johann Rist gegründeten Elbschwanenordens war und am 25. Oktober 1680 als kaiserlich gekrönter Poet starb, ist einer der merkwürdigsten Vertreter

jener im 17. Jahrhundert üppig blühenden seltsamen Gelehrsamkeit, welche im tollsten Durcheinander Naturwissenschaft, Volkssage und Aberglauben zu einem einzigen, undurchdringlichen Ganzen verarbeitete, mit Bienenfleiß aus tausend Büchern alles nur erdenkliche Material heranschleppend; aber gerade durch dieses Sammeln der Volkssagen sind seine sonst wertlosen, von Pedanterie strotzenden Bücher der heutigen Forschung von unschätzbarem Werte geworden. Die Brüder Grimm haben in ihren deutschen Sagen zuerst wieder auf Prätorius aufmerksam gemacht, Goedeke (Grundriß III, S. 237 f.) eine Übersicht über seine Werke gegeben.

Prätorius und Grimmelshausen haben sich wohl wechselweise beeinflußt. Dieser zitiert im zweiten Teil des „Vogelnests" und im „Galgen-Männlin" den „Glückstopf" des Prätorius und eine längere Stelle aus einem anderen Buch desselben, der „Newen Weltbeschreibung" (Kurz IV, S. 194, 265, 277); jener führt zweimal, in der Vorrede des II. Teils der „Newen Weltbeschreibung" und im „Gazophylaci Gaudium" Stellen aus dem „Satyrischen Pilgram" des „Samuel Greiff-Sohn" an.

In seinem Buch „Ein gründlicher Bericht vom Schnackischen Katzen-Veite" (1665) stellt Prätorius das demnächstige Erscheinen seines „Kriegenden Wandersmann" in Aussicht; in der Vorrede zum I. Teil der „Neuen Weltbeschreibung" (Blatt Biij) gibt er an, „er sey vor diesem gesonnen gewesen, die Helffte dieses Werckleins unter dem Titel: Der kriechende Wanders-Mann unter der Erden herauß zu geben, aber . . . . anders Sinnes geworden, und habe die contenta jenes scripti diesem Buche (der neuen Weltbeschreibung) mit einverleibet".

Zu dem auffallenden Titel mag ihn die Schrift Grimmelshausens von 1659 „Der fliegende Wandersmann nach den (so!) Mond" veranlaßt haben.

Auch der Ordensgenosse des Prätorius, Konrad von Hövel, unter seinem Ordensnamen Candorin als Geschichtsschreiber des Elbschwanenordens bekannt, erwähnt im „Fürbericht" (S. 13) seines 1667 zu Lübeck gedruckten Buches „Candorins deutscher Zimber-Schwan", welches die Geschichte, die Satzungen und die Mitgliedernamen des Ordens enthält, dieselbe Schrift Grimmelshausens, den „Fligenden Wandersmann Domin: Gonsales".

Aus dieser Erwähnung bei Hövel und aus den literarischen Einwirkungen von seiten mehrerer anderer „Elbschwäne" (Kindermanns und Greflingers; auch die Werke Rists kannte Grimmelshausen) glaubt v. Bloedau (S. 3) Beziehungen zwischen dem bisher noch in keinen literarisch-gesellschaftlichen Zusammenhang gestellten Grimmelshausen und dem Elbschwanorden annehmen zu können.

Jedenfalls ist die Tatsache höchst auffallend, daß Schriften Grimmelshausens, der sonst nirgends in der zeitgenössischen Literatur genannt wird, gerade von zwei Mitgliedern des Elbschwanenordens, von Hövel und Prätorius, zitiert werden. Noch durch einen weiteren Umstand scheint die Hypothese v. Bloedaus an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen. Dem Roman Grimmelshausens „Dietwald und Amelinde" sind nach der Sitte der Zeit Lobgedichte beigefügt, von denen ein „Sonett" mit dem Namen Sylvander unterzeichnet ist; auch das Gedicht vor dem, wie „Dietwald und Amelinde" unter dem vollen Namen Grimmelshausens herausgegebenen Roman „Proximus und Lympida" trägt die Unterschrift Sylvanders, der sich hier Grimmelshausens „getreuen Freund und Diener" nennt. Sylvander aber war der Ordensname des Elbschwans und kaiserlich gekrönten Poeten Franz Joachim Burmeister, der 1670 Prediger von St. Michaelis zu Lüneburg war und am 21. April 1672 starb. Wenn Burmeister identisch ist mit dem Verfasser der beiden Lobgedichte, so würde die Annahme v. Bloedaus eine Bestätigung erhalten; freilich liegt auch für einen am Schwarzwald sitzenden Bekannten Grimmelshausens die Aneignung des Namens „Sylvander" sehr nahe, die Verse, namentlich die des „Sonetts", sind über alle Begriffe elend und erreichen nicht einmal den Durchschnitt der gewöhnlichen Erzeugnisse „gekrönter" Dichter der Zeit, und endlich sind grammatikalische Todsünden wie diese: „Diesem Opo und dessen Autori zu Ehren" bei dem Prediger einer Stadt wie Lüneburg ganz undenkbar[1]).

Bei der Besprechung der Entlehnungen Grimmelshausens folge ich dem Gange der Erzählung im Simplicissimus, da er fast stets seine Szenen aus verschiedenartigen Bestandteilen kompiliert hat und es daher nicht möglich ist, den Anteil jedes einzelnen Schriftstellers für sich abzugrenzen.

Wie Grimmelshausen das fünfte Buch des Simplicissimus, den ursprünglichen Schluß des Romans, mit den Worten aus Guevaras „Contemptus Vitae Aulicae"[2]) schließt, so geht auch der Beginn des Romans, wo Simplex sein bäuerliches Herkommen erzählt und dabei für die „neuen Nobilisten" einige Seitenhiebe abfallen läßt, auf eine Schrift des Guevara, den von Ägidius Al-

[1]) Eine Anspielung auf ein Kirchenlied des Michael Frank, der unter dem Namen Staurophilos ebenfalls Mitglied des Elbschwanenordens war, findet sich im II. Teil des „Wunderbarlichen Vogelnests" (Kurz IV, S. 22 und Anm.).

[2]) „Zwey schöne Tractätl, dern das eine: Contemptus Vitae Aulicae, et Laus Ruris intitulirt. Anfangs durch Herrn Antonium de Guevara, in Hispanischer Sprachen beschriben. Das ander aber De Conviviis et compotationibus. Durch Aegidium Albertinum verteutscht."

bertinus übersetzten „Zeitkürtzer" zurück[1]). Es werden darin solche den Adel sich anmaßende Leute vorgeführt (Bl. 54):

„Ihre Regl ist, daß, wann sie bey den Bauren und schlechten Leuthen seindt, sie sich alßdann berühmen müssen ihres uralten Adelichen geschlechts und herkommens, und daß sie in ihren Wapen füren viel Löwen und Tappen, viel gekrönte Helm und gulden Veldt, unangesehen sie seindt von Hünerfeldt, und ihre Vätter villeicht Schuster, Schneider, Kimmünkehrer, Meßler und Pfannenflicker gewest seindt."

Denselben Gedanken bringt Ägidius Albertinus in seiner Übersetzung des „Gusman" wieder:

Gusman I. Cap. 1. „Ein jeglicher kehre für seiner eygenen Hauß thüre, so wirdt er vielleicht befinden, daß seine Eltern eben so wenig kein nutz und unedel gewest seyen, als die meinigen. Mancher stoltziert und prangt mit seinem Adelichen Geschlecht, uralten Stammen und herkommen, wann mans aber eygentlich beym Liecht beschawt, so befindt sich, daß sein Anherr etwan ein Jud oder ein Pfannenflicker, oder ein Schalcksnarr, oder wann es vil ist, ein schreiber oder wucherischer Kaufman gewest."

Martinus Frewdenhold, der pseudonyme Verfasser des III. Teils des Gusman, hat die unmittelbare Vorlage für Grimmelshausen gebildet; er führt das Thema weiter aus[2]):

Gusman III, Cap. 26.

„Was den Adel und Edelleut belanget . . . . . befinden wir, daß derselbige auch von vielen wird mißbrauchet, in dem auch viel gemeine, und geringe Standespersohnen gefunden werden, welche, wann sie so viel zusammen geraspelt und geschachert, daß sie drey Heller im Beutel und ein Seyden Kleyd, beneben einem Federbusch auff dem Hut tragen können, mit gewalt, Ritterm[ä]ssige Herren wöllen seyn, kauffen Adels Brieff, und sitzen so Adelich in den Stätten umbher, daß man genug von ihnen hat zu sagen, und mit Fingern nach deutet, welches ihnen doch nicht zu Ehren, sondern zu mehrer Schmach und Schande gereichet, dann da weiß man nichts mehr zu erzehlen, als daß jhr Großvatter, auch wol jhr Vatter, Taglöhner und Lastträger, jhre

Simplicissimus Buch I, Cap. 1.

„Es eröffnet sich zu dieser unserer Zeit (von welcher man glaubt, daß es die letzte sey), unter geringen Leuten eine Sucht, in deren die Patienten, wan sie daran kranck ligen, und soviel zusammen geraspelt und erschachert haben, daß sie neben ein paar Hellern im Beutel, ein närrisches Kleid auff die neue Mode, mit tausenderley seidenen Bändern antragen können, oder sonst etwan durch Glücksfall mannhafft und bekant worden, gleich Rittermässige Herren und Adeliche Personen von uhraltem Geschlecht, seyn wollen: da sich doch offt befindet, daß ihre Vor Eltern Taglehner, Karchelzieher und Lastträger: ihre Vettern Eselschreiber; ihre Brüder Büttel und Schergen: ihre Schwestern Huren: ihre Muter Kupplerinnen oder gar Hexen: und in Summa,

[1] „A. de Guevara. der Zeitkürtzer. Begreifft Allerley natürliche, moralische und Theologische Fragen . . . . . Durch Ägidium Albertinum Fürstl. Durchl. Hertzog Maximilian in Bayrn, ꝛc. Hofraths Secretarium verteutscht. München 1603."

[2]) Vgl. v. Payer, S. 93—96. Kauffm. S. 98—103.

Vätter Beerstecher, ihre Brüder Büttel, ire Schwestern Huren, ihre Mutter Hurenwürthin gewesen, in summa, ihr ganzes Geschlecht dermassen besudelt und befleckt, und sie selbst so schwartz, als wann sie jetzo auß der raucherischen Werckstatt deß lahmen Vulcani dem Bronti und Steropi als ihren rechten Brüdern entlauffen weren. Solche Nobilisten sollten, wie gemeldet, allhie von mir entdeckt werden . . . . ."

ihr gantzes Geschlecht von allen 32 Anichen her, also besudelt und befleckt gewesen, als des Zuckerbastels Zunfft zu Prag immer seyn mögen; ja sie, diese neuen Nobilisten, seynd offt selbst so schwartz, als wan sie in Guinea geboren und erzogen wären worden.

Solchen närrischen Leuten nun, mag ich mich nicht gleich stellen . . ."

Die Satire auf angemaßten Adel und Ahnendünkel bei niederer Herkunft ist älter und kommt schon bei Sebastian Brant und Murner vor, wie Beinert (S. 169) gezeigt hat. Bei Brand heißt es:

„Mancher will edel sein und hoch
des vatter doch macht bumble bum
und mit dem Kiefferwerck ging umb . . . .
Und will, das man ihn Juncher nenn
Als ob mann nit sein vatter kenn . . . ."

Bei Murner:

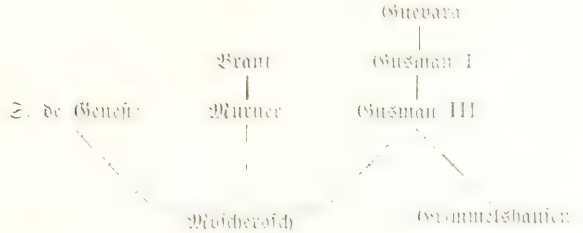
„Mancher will yetz adlich gboren
So all syn fründt nur puren woren."

Moscheroſch (Ausg. von 1650, S. 58):

„ . . . . Zum Exempel; den du bey jenem Eck selbander herkommen siehst mit einem busch Federn, Güldiner Kette und zerfetztem Kleid, ist ein Erzheuchler. Ein Pfefferſack: will ein Juncker seyn und sein Vater war ein Schneider: da er doch billich seines herkommens wahrnehmen, und vielmehr bedencken sollte, wie er seinen Worten Krafft geben, als wie er den Jungen, der ihm nach passet, in sondere Farben kleiden möchte. Hat kaum so viel im Säckel gehabt, daß er den Adelsbrieff bezahlen, und einen Stall, mit Gunſt zu melden, kaufen können . . . ."

Moscheroſch hat den Stoff von Brant, Murner und — wie die Erwähnung von Federbusch und Adelsbrief beweist — aus dem „Gusman" übernommen und mit einer ähnlichen Stelle des von ihm übersetzten Sieur von Geneſte verschmolzen; unabhängig von ihm, aber sich eng an den dritten Teil des „Gusman" anschließend ist Grimmelshausen zu Werke gegangen. Bei Brant ist der Vater des neuen Edelmannes ein Küfer, bei Moscheroſch ein Schneider; bei Murner wird die Schilderung auf die aus Bauern bestehende „Freundschaft" ausgedehnt, während im „Gusman" und im Anschlusse an ihn bei Grimmelshausen die ganze Sippe ihrer Herkunft nach beleuchtet wird. In den späteren Ausgaben hat Grimmelshausen die Stelle noch mehr erweitert und die ehrenwerte Verwandtschaft noch um Schornsteinfeger, Taschenspieler, Gaukler, Seiltänzer, Näterinnen, Wäscherinnen und Besenbinderinnen bereichert.

Die Entlehnung hat also den Stammbaum:




Die Anlehnung Grimmelshausens an den dritten Teil des „Guzman" läßt sich noch weiter verfolgen:

Guzman III, Cap. 26.

„. . . . . daß so lang sie keine andere Zierde an inen haben, als die, so sie bißhero sehen lassen, sie nichts mehr seyen, als andere gemeine geringe Leutlein, die sich ires Adels wenig zu frewen, und durch denselbigen nit umb einen Strohalmen breit erhaben, sondern je länger je mehr verhöhnet und verspottet werden: und müssen leyden daß man inen an allen Enden auch wol ins Angesicht darff sagen, daß eine Bawren Hütte ire Pallaß gewesen, darinn sie geboren und erzogen, die Stätte, da sie gewohnet, oder von denen sie sich schreiben, also beschaffen, daß wann man über die Mauren springt, die Zäune krachen, ihre Güter offtermals ein gemein Feldt, darauff sie sich kümmerlich erhalten, ire behengte Kammern und Gemach, ein stinckendes und berauchtes Loch, da man weder Sonn noch Mond recht gesehen: ihre Diener und Lackeyen, Schaffe, Böcke oder Säw, deren sie gehüttet, d'Pflug ihre Ritterliche Waffen, darinn sie sich geübet, das Kühe melcken, in ihre kurtzweil, Gräben außwerffen, ihre disciplina militaris, Eisel treiben oder Mist auff Beeren tragen, oder am Karch ziehen, ire Hauptmannschafft gewesen und wz deß dings mehr ist, dessen sie sich zum höchsten müssen schämen, wann es inen zu hintertreibung ires Ubermuts vorgeworffen wird. Solche arme Nobilisten wissen noch nit, was Adel sey . . ."

Simplicissimus

„Anstatt der Pagen, Laqueyen und Stallknechte hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes fein ordentlich in seine natürliche Liberey gekleidet, welche mir auch offt auff der Weid aufgewartet, biß ich sie heimgetrieben: Die Küch- oder Harnisch-Kammer war mit Pflügen, Eggen, Aexten, Hauen, Schaufeln, Mist- und Heugabeln genugsam versehn, mit welchen Waffen er sich täglich übete: dan hacken und reuthen war seine disciplina militaris, wie bey den alten Römern zu Friedens Zeiten, Schantzen anspannen, war sein Hauptmannschaftliches Commando. Mist außführen, sein Fortificationwesen, und Aehren sein Feldzug. Stallaußmisten aber, sein Adeliche Kurtzweile und Turnierspiel . . . ."

Dazu kommen noch einige Züge aus der von Ägidius Albertinus übersetzten „Fürstlichen Weckuhr" des Guevara[1]), wo das Haus eines Geizigen beschrieben wird (dritter Teil, Seite 131 b):

„ . . . . so wirdt man befinden, daß die Zimmer und Kämmer, an statt der Tapitzereyen, gezieret seind mit Spinweppen, daß die Thür gespalten, die Fenster löcherig, die Stül zerbrochen, der Boden entstellt, die Täcker rinnen, die Beth übel zugericht, der Camin eingefallen, und das Haus voll unflats steckt . . . ."

Was im „Gusman" und bei Guevara bittere Satire, ist im Simplicissimus zur harmlosen und humorvoll ausgesponnenen Selbstverspottung geworden; sie schlägt geschickt den Stimmungsakkord an und versetzt den Leser mit wenigen Worten in das bäuerliche Milieu des Helden.

Durch den Überfall der „Courassirer" findet die ländliche Ruhe ein jähes Ende. Die Plünderungsszene scheint angeregt durch eine Stelle des Gesichtes „Zauberbecher" der Frankfurter Philanderausgabe, welches das Circeabenteuer des Odysseus behandelt. Dieser kommt zu der Zauberin, um seine in Tiere verwandelten Gefährten zu befreien, und wird von ihr gebeten, seine Genossen erst zu fragen, ob sie wieder Menschen werden und in seine Dienste zurücktreten wollten. Der Reihe nach treten nun der zum Hahn gewordene Schiffswächter, der Schiffskoch als Schwein, die Liebste des Odysseus als Gaiß, der Lautenist als Nachtigall, der Trompeter als Kranich, der Sekretarius als Schwan, der Quartiermeister als Storch auf; alle vergleichen die Sorglosigkeit ihres jetzigen Lebens mit dem früheren und wünschen nichts weiter, als in ihrem tierischen Stande belassen zu werden.

Der Quartiermeister gibt auf die Frage des Odysseus zur Antwort:

S. 297 „ . . . . ein Mensch zu werden und in meinen alten Quartiermeisters-Dienst zu tretten, ist mir nicht gelegen. Sintemal mich wunder hat, warumb mich die Bawren nicht vorlängst erschlagen, wann ich allein oder sambt ander oder dritt, mich unter eine gantze Gemeinde wagen mußte? Zwar ich brauche gemeiniglich diesen Griff, daß ich vestiglich versprach, es solte gut Regiment gehalten, und nicht ein Hünlein geschendet werden, wie wol ich wuste, daß es so wenig würde gehalten werden, so wenig die Katz ihr mausen lassen kan. Dann sobald der helle Hauffe in die Quartier ankommen und einlogirt, oder selbst Quartier nach ihrem Plaisir genommen hatte, da gieng es an ein niederrechen,

[1]) „Dritter und letzter Theil deß Horologij Principum, oder Fürstlichen Weckuhr unnd Lustgartens . . . . Anfangs durch Herrn Antonium de Gueuara, ꝛc. in Hispanischer Sprachen außgangen, Anjetzo durch Ägidium Albertinum, Bayrischen Secretarium, auß derselben in die Teutsche Sprach verwendt. Gedruckt zu München, durch Nicolaum Henricum, im Jar M. D. XCIX."

der Kühe und Schweine, würgung der Gänß, Hüner berauben, die Keller wurden erbrochen, Wein und Bier nach der Schwärigkeit auffgetragen, so lang ein Tropffen im Faß war, das Getraid wurde von den Boden getragen und verfüttert, Kees, Butter, Eyer und alles verfretzet, Kisten und Kasten auffgeschlagen und außgeplündert, die Bette auffgeschnitten, die Federn zerstrewet, den Fässern die Boden eingeschmissen, Bawern und Bäwerinnen geprügelt, gerädelt, geschraubet, mit Flegeln gleich dem Korn getroschen, der Schwedische Trunk jhnen eingegossen, unnd solche Unthaten verübet, daß die Teuffel auß der Höllen es verheyeter hetten machen können."

Es könnte die Ähnlichkeit beider Schilderungen eine rein zufällige und dadurch bedingt sein, daß hier wie dort der gleiche Gegenstand behandelt ist: Die rohe Zerstörungswut und unmenschliche Grausamkeit der Soldateska, die allgemein geübt wurde und über die in allen gleichzeitigen Berichten Klage geführt wird. Gegen eine solche Annahme spricht der Umstand, daß die Verrichtungen der Soldateska fast in der gleichen Reihenfolge erzählt werden. Außerdem sind die hier beobachteten Anklänge keineswegs die einzigen; der Baum als Allegorie des Kriegswesens im 15. und den folgenden Kapiteln des I. Buches des Simplicissimus, die verzehrten Kalbsaugen in der Hanauer Episode, die Jupiterszene der Soester Zeit des Simplicissimus gehen mit Sicherheit auf Stellen der Frankfurter Philanderausgabe zurück; bei einer Anzahl anderer Szenen spricht wenigstens eine sehr große Wahrscheinlichkeit dafür.

Auch in der Antwort des in eine Nachtigall verwandelten Lautenisten finden sich auffallende Berührungen mit dem berühmten Lied des Einsiedlers: „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!" Im „Zauberbecher" sagt die Nachtigall:

„Ich sitz und sing ohn alle Sorgen von dem Abend biß zu dem Morgen Menschen und Vieh hören mir zu, und lassen mich in guter Ruh, Ja alle Wälder, Berg und Thal dancken mir mit dem Wiederhall, die Speiß fleucht mir auch vor dem Mund, und ist mir Spinn und Muck gesund."

Rhythmus und Reim zeigen deutlich, daß es sich hier um eine mit voller Absicht gebundene Rede, um die Strophe eines Liedes oder eines Gedichtes handelt; unklar bleibt der Grund, weshalb die Verse nicht durch Abteilung als solche kenntlich gemacht worden sind.

Die Nachtigall fährt fort (S. 273):

„unnd wie ein arm gering Vögelein ich mag anzusehen seyn, so spür ich doch offtmals sichtiglich daß der Allmächtige Gott und Vatter im Himmel auch für mich sein kleines Creatürlein forget . . . ."

S. 274 „ . . . . Ach, es were doch eine Sünde, wann einer an diesem armen Vögelein wolte zu einem Mörder werden: Es mag sein Stimmlein immer schallen lassen, Gott zu Ehren, uns zur Lust und Wolgefallen . . . ."

Der Gesang der Nachtigall ist zu allen Zeiten ein beliebter Vorwurf für die Lyrik gewesen, und es liegt auch nahe, ihn in Beziehung zu Gott im Himmel, zu seiner Güte und Macht zu bringen; auffälliger ist es, wenn für den zu Gottes Lob und Ehre klingenden Gesang die gleichen Worte gewählt werden („Laß dein Stimmlein— Laut erschallen"). Zur Gewißheit wird ein Zusammenhang durch das in beiden Liedern vorkommende Motiv des Widerhalls; bei der Kongruenz von vier, eigentlich fünf Motiven dürfte ein zufälliges Zusammentreffen auszuschließen sein.

Wir haben unstreitig im Simplicissimus Gedanken, die denen der Frankfurter Philanderausgabe sehr nahe verwandt sind: wie ist der Zusammenhang der beiden zu erklären? Was von Grimmelshausen an poetischen Erzeugnissen in gebundener Rede auf uns gekommen ist, berechtigt nicht zu dem Schlusse, daß er selbst der Verfasser des so formvollendeten Liedes ist; wenn es auch an sich denkbar wäre, daß einmal einem mittelmäßigen Dichter ein besonders glücklicher Wurf, wie die wundervolle Stimmung dieses Liedes gelungen sein könnte, so kommt hier außerdem noch eine Beherrschung der metrischen Form hinzu, die im schärfsten Gegensatze zu den übrigen Reimereien Grimmelshausens steht. Vielleicht gehen beide Lieder auf eine gemeinsame Vorlage zurück; wahrscheinlicher ist, daß Grimmelshausen das ganze Lied entlehnt hat, und daß der Verfasser des „Zauberbecher" dasselbe ebenfalls gekannt und einige Motive daraus sich angeeignet hat, die er dann, mit seinen eigenen trivialen Gedanken verschmolzen, in schlechte Knittelverse eigenen Fabrikates umsetzte. Das Lied im Simplicissimus erinnert nach Form und Inhalt sehr an manche Lieder aus Spees „Trutznachtigall".

Unbegreiflicherweise hat v. Bloedau, die unzweideutigen Worte Kellers (IV, S. 930) mißverstehend, das Lied der Nachtigall dem Dichter des auf die gleiche Melodie gedichteten Kirchenlieds „Wie schön leuchtet der Morgenstern", Philipp Nicolai zugeschrieben.

Mit dem Liede wird eine der schönsten Episoden des Romans, das Waldidyll, eingeleitet. Die in der Gestalt des Einsiedlers verkörperte Geschichte des Soldaten, der sich von der Welt zurückzieht, ein „Religiosus" wird und Buße tut, ist ein im 16. und 17. Jahrhundert, dem Zeitalter der großen Religionskriege, mit ganz besonderer Vorliebe behandeltes und immer wieder angeschlagenes Thema. Vom Mönche zum Soldaten, und umgekehrt, ist nur ein kleiner Schritt, und allgemein verbreitet ist die Anschauung, daß man die Religion ebensogut mit dem Degen als mit Rosenkranz und Bibel verteidigen könne. „Literis et armis ad utrumque parati!" Es ist durchaus kein ungewöhnlicher Vorgang, wenn Geistliche in dieser Zeit das Brevier mit dem Schwerte, tapfere Offiziere das lär-

mende Lagerleben mit der stillen Klosterzelle vertauschen; ich erinnere nur an die beiden berühmtesten Fälle des 16. Jahrhunderts, an Karl V. und Ignatius von Loyola.

Gerade am Oberrhein haben wir für den Dreißigjährigen Krieg ein interessantes Beispiel in der Lebensgeschichte des zu Freiburg 1613 geborenen Conrad Burger, der, erst als Soldatenjunge, dann als Krieger 1623—1626 mit dem Heere Tillys umherzog und schließlich als Conventuale im Cisterzienserkloster Thennenbach bei Kenzingen zur Ruhe kam. Mit schlichter, treuherziger Erzählung hat er seinen, in Vielem an den Simplicissimus erinnernden Lebenslauf selbst geschildert. Leider sind nur seine handschriftlichen Aufzeichnungen, die sein Klosterleben behandeln, noch vorhanden; würde die am Schlusse seines im Freiburger Diözesanarchivs (5 Bd. 1870) veröffentlichten „Itinerariums" erwähnte Schrift, welche „die vorhergegangenen Jhar meiner Wanderschafft von Jugend uff, .... da ich nemblich noch in weltlichen Standt gewesen", enthält, wieder aufgefunden, so hätten wir vielleicht ein Gegenstück zum „Simplicissimus", wenn es auch natürlich an Schönheit der Sprache und Form diesen nicht erreichen würde.

Auch im „Zeitkürtzer" des Guevara (S. 54) kommt ein Edelmann vor, der sich „zu Hofe hält", darauf Seefahrer wird, dann sich auf das Studium der Grammatik wirft:

„Aber umb wie vil lenger und mehr ich darin studirte, um so vil tiefer stecte ich mich in den Labirinth, umb daher resolvirte und entschlosse ich mich das Kriegswesen zu versuchen: Allweil ich aber befandte, daß ich mich immerdar muste viel wachen, und mich in scharmützlen, stürmen und schlachten gebrauchen lassen, und dannoch darbey Hunger und Kummer außstehen, und auß lauter armut meinen Harnisch, Spieß und Schwerdt verkaufen muste, da fieng ich an in mich selbst zu gehen und zu betrachten, dz alle ding der Welt nichts anders als ein windt und eitelkeit seyen, und dieser ursachen halben entschlosse ich mich ein Mönch zu werden . . . ."

In diesen Sätzen Guevaras ist bereits das ganze Programm des Simplicissimus ausgedrückt. Der gleiche asketische Grundton wie bei Guevara und Ägidius Albertinus schlingt sich durch den Roman Grimmelshausens; wir treffen ihn zu Beginn des Romans in der Figur des Einsiedlers, in den letzten Tagen Herzbruders, und für Simplicius selbst in dem Schlusse des fünften und des sechsten Buches.

Schon das 19. Kapitel des V. Buches sollte ursprünglich wohl den Roman beenden, denn schon hier ist das schließliche Landen bei der Theologie angedeutet:

„Nach meiner Heimkunfft hielt ich mich gar eingezogen; meine gröseste Freude und Ergötzung war, hinter den Büchern zu sitzen, deren ich mir dann viel beyschaffte, die von allerhand Sachen tractirten, sonderlich solche, die eines grossen Nachsinnens bedörfen. Das, was die Grammatici und Schulfüchse wissen

müssten, war mir bald erleidet, und eben also ward ich der Arithmeticä auch gleich überdrissig; was aber die Musicam anbelanget, hassete ich dieselbe vorlängst wie die Pestilentze, wie ich dann meine Laute zu tausend Stückern schmieß. Die Mathematica und Geometria fand noch Platz bey mir; so bald ich aber von diesen ein wenig zu der Astronomia geleitet ward, gab ich ihnen auch Feyerabend und hieng dieser samt der Astrologia eine zeitlang an, welche mich dann trefflich delectireten. Endlich kamen sie mir auch falsch und ungewiß vor, also daß ich mich auch nicht länger mit ihnen schleppen mogte, sondern griff nach der Kunst Raymundi Lullii, fand aber viel Geschrey und wenig Wolle, und weil ich sie vor eine Topicam hielt, ließ ich sie fahren, und machte mich hinter die Cabalam der Hebreer und Hieroglyphicas der Egyptier, fand aber die allerletzte und aus allen meinen Künsten und Wissenschafften, daß keine bessere Kunst sey, als die Theologia, wann man vermittelst derselbigen Gott liebet und ihm dienet."

Die hier und in anderen Stellen zum Durchbruch kommende Stimmung ist mehr spanisch als deutsch und hat sicher nur wenig mit dem innersten Gefühlsleben des lebensfrohen Grimmelshausen, der viel lieber mit behaglicher Breite oft recht wenig erbauliche Schwänke und lustige Soldatenabenteuer erzählt, zu tun; sie ist erst durch die benützten Vorbilder von außen herein in den Roman getragen worden. Grimmelshausen benützte das Motiv des der Welt absagenden Kriegsmannes nur zu dem Zwecke, die in buntem Wechsel vorüberziehenden Soldatenszenen einer höheren künstlerischen Einheit unterzuordnen. Man kann nicht einmal sagen, daß er der herrschenden schriftstellerischen Mode gefolgt ist, denn das Motiv gehörte einer früheren Zeit an und war, als Grimmelshausen dasselbe wieder aufgriff und noch einmal auf künstlerische Höhe brachte, längst veraltet; die wenigen Schriften, die, Grimmelshausens „Simplicissimus" sich zum Muster nehmend, das Thema dann nochmals aufnahmen, sind durchaus minderwertig und verdienen keinerlei Beachtung.

Die direkten Vorbilder für das Zusammentreffen des Simplicius mit dem Einsiedler im Walde findet v. Bloedau (S. 27) in den Anfangspartien der 1660 erschienenen „Unglückseligen Nisette" des Balthasar Kindermann und im dritten Teil des gleichfalls in Reue und Bekehrung endenden „Gusman".

Wichtiger noch als der dritte Teil des „Gusman" ist für die Einsiedlerszene der Anfang des zweiten Teiles geworden: Gusman kommt in einen Wald (Kap. 1), setzt sich unter einen Baum und betrachtet in einem Monologe, welchem der des Simplicius im Gefängnis zu Hanau nachgebildet ist, sein „vergangenes Leben und den armseligen und gefährlichen Stand der Welt":

„Als ich diser gestallt mit mir selbst redete, und mich selbst fragte, wo ich doch hingehen unnd mich wenden wolte? Hörte ich unversehens ein Stimm, die sprach: ad poenitentiam eas, das ist: Gehe hin und verfüge dich zu der buß. Ich erschrack, wie ich niemandt sahe: Letzlichen aber krochе ein alter Einsiedler auß einem hohlem Baum (darinn er sich bißweilen pflegte auffzuhalten, und under welchem ich damals saß unnd verstandener maisen mit mir selbst redete)

herfür, lachet mich freundtlich an, unnd sprach: Mein Freundt, ich spüre, daß du ein grosser Sünder, unnd sehr traurig und zweiffelhaftig bist, und nicht weist, was du anfahen oder wohin du gehen solltest: Aber ich hab dir allbereit geantwort, daß du dich zu der poenitentz unnd Buß verfügen solltest. Ich aber fragte den Einsiedler, was dann die poenitentz für ein Ding were?"

Es ist nicht unmöglich, daß diese Frage des Gusman Grimmelshausen den Anstoß gab für das mit größter psychologischer Feinheit durchgebildete Frage- und Antwortspiel zwischen dem Einsiedler und dem kindisch-unwissenden Simplicius.

Abgesehen von dem gleichen Motiv, ist die stimmungsvolle Schilderung Grimmelshausens kaum mit der des Ägidius Albertinus zu vergleichen; der Aufenthalt des Einsiedlers in dem hohlen Baum ist völlig unmotiviert und an den Haaren herbeigezogen — bei Grimmelshausen ist er als nächtliches Versteck wohl begründet — das Lachen des Einsiedlers ist geradezu albern und steht in merkwürdigem Gegensatz zu der darauffolgenden Bußpredigt.

Außer dieser Szene des „Gusman" stand Grimmelshausen noch eine Stelle aus dem fünften Gesicht „Kauff-Hauß" der Frankfurter Philanderausgabe zur Verfügung; es erzählt hier ein Alchemist

„daß er in seiner Jugend ein böser Bub gewesen, und gar ungern in die Schuel gangen, derhalben als ihm einmal sein Vatter einen gantzen Tag und Nacht nichts zu essen geben, auch deß andern Tages ein Briefflein mit in die Schuel geben, daß ihn der Praeceptor Castigiren solte, ware er hinder der Schuel hin, zum Thor hinauß unnd gar darvon gelauffen, hette sich auch, damit man ihm nicht nachjagen und auffangen möchte, in ein Gehöltz begeben, aber sich in demselben verjrret, daß er in zween Tagen, keines Menschen noch einiges Fußpfads ansichtig werden können. Derwegen als ihn der Hunger hart gequelet, hette er bitterlich angefangen zu weinen, were gern wieder nach Hause gelauffen, aber weder Weg noch Steg, oder wo er hin solte, gewußt.

In solcher Noth were ihm ein alter Münch oder Eremit entgegen kommen, hette ihn mit sich in seine Celle genommen, und mit Speisen erquicket, . . . . . ihm auch angebotten, wann er bey ihm bleiben und gehorsam seyn wolte, soll ers so gut haben als der Münch, auch solche Sachen von ihm begreiffen, die ihn sein Lebtag helffen würden. Weil nun er auß des Münches Wahrsagen leicht schlieffen können, es müsse kein schlechter Mann sein, . . . . . da hette er sich zu dem Münch verlobt / und were zwölff Jahre bey ihm geblieben, auch solche Sachen von ihm als einem Gottes Mann gesehen, die er mit Menschen Zungen nicht außsprechen könne."

Was der Knabe bei dem Eremiten lernt, sind zumeist magische Künste, für welche Grimmelshausen in seinem Roman keine Verwendung hatte.

Im „Gusman" folgt nun eine unerträglich weitschweifige Unterweisung in Frömmigkeit und Buße; aus ihr hat er nur das Motiv der Buße herübergenommen. Mehr hat er eine andere, im 1. Teil des „Gusman" sich findende Stelle benützt, wo dem Knaben zwei Priester begegnen und ihn zur Demut, Gottesfurcht und Keuschheit

ermahnen. Die Mahnung zur Selbsterkenntnis und zur Buße, sowie die Warnung vor böser Gesellschaft sind dem „Gusman" wie dem Simplicissimus gemeinsam.

Gusman I. Cap. 5. „Drittens, hüte Dich vor böser gesellschaft, gleich wie vorm hölischen Fewr, denn wer das Pech anrühret, der wirdt darvon besudelt, sonder geselle Dich allzeit zu den Frommen, und hab gemeinschafft mit den Freunden Gottes, dann mit den Heiligen wirstu heilig, und mit den unschuldigen unschuldig sein . . . ."

Simplicissimus I. Buch, 12. Cap.: „Weiters riethe er mir getreulich, ich solte mich jederzeit vor böser Gesellschafft hüten, dan derselben Schädlichkeit wäre unaußsprechlich: Er gab mir dessen ein Exempel, und sagte, wan du einen Tropffen Malvasier in ein Geschirr voll Essig schüttest, so wird er alsbald zu Essig; wirstu aber soviel Essig in Malvasier giessen, so wird er auch unter dem Malvasier hingehen."

Das Beispiel Grimmelshausens ist edler, das des „Gusman" dem Fassungsvermögen des Knaben angemessener.

Einen andern Satz hat Grimmelshausen zwar nicht im Simplicissimus, aber im I. Teil des „Wunderbarlichen Vogelnests" wiedergegeben:

Gusman I. Cap. 5: „Am andern hüte dich vor allen sünden, und gedenk, daß du in Deinem sündigen niemahn alleinig seyest, sondern daß Gott bey dir ist, welchen du erzürnest, das die Engel bey dir seynd, die du betrübest, dz die Teuffel bey dir seynd, die du erfreuest, daß die Creaturen bey dir seind, die betrübestu und dz das gewissen bey dir ist, welches du beleidigest und verbundest [so!]."

Fast die gleichen Worte spricht im „Vogelnest" (Kurz III 399) der junge Bauernbursche zu der lüsternen Dirne:[1])

„Du leichtfertiger Schleppsack, siehet es dann Gott nicht? Gott siehets und wird dadurch erzürnet; die Engel sehens und werden dadurch betrübet; der Teufel sihets und wirds am letzten Gericht anklagen. Wann es aber nur Menschen sehen, so wäre es nur umb die zeitliche Schand zuthun . . . ."

Eine ähnliche Szene mit fast den gleichen Worten kommt noch einmal im 19. Kapitel des „Vogelnests" vor.

Im „Gusman" wie im Simplicissimus fehlt nicht der Hinweis auf die Jugend des Belehrten, hier noch durch einen deutlichen Seitenhieb auf Ägidius Albertinus begleitet:

Gusman I. Cap. 5: „Dises waren die Wort des frommen Pristers, und wolte Gott, ich hette sie zu Hertzen geführt, unnd behalten, aber ich war noch vil zu jung und wild, sie zu fassen."

[1]) Vgl. Bebelius p. 87: „De puella impudica".

Simplicissimus I. Buch, 12. Cap.: „Dieser sorgfältige fromme Mann hielt mir allein diß wenige vor, nicht zwar, als hette er nichts mehrers gewust, sondern darum, dieweil ich ihn erstlich meiner Jugend wegen nicht fähig genug zu seyn bedünckte, ein mehrers in solchem Zustand zufassen, und dann weil wenig Worte besser als ein langes Geplauder im Gedächtnuß zu behalten seynd, und wann sie anders Safft und Nachdruck haben, durch das Nachdenken größern Nutzen schaffen, als ein langer Sermon, den man ausdrücklich verstanden hat, und bald wieder zu vergessen pfleget."

Beide haben ferner die Klage über die schlechte Auferziehung; bei Gusman äußert sie sich wieder in einem reflektierenden Selbstgespräch:

Gusman I. Cap. 4: „ . . . ich wuste nit, was Gottesforcht war, dan meine Eltern hatten mich nit darin unterwisen, noch darzu erzogen, derwegen bettete ich weder deß Morgens noch deß Abends, und hörte niemaln Meß. Weil dann das Fundament aller meiner Anschläg unnd vorhaben böß war, so ware kein wunder, das jre effecten und wirckungen läer ausgingen."

Welch ein Unterschied zwischen diesen trivialen Sätzen und der Darstellung Grimmelshausens, die die ganze Unwissenheit des Knaben in dem Wechselgespräch zwischen ihm und dem Einsiedler zutage treten läßt! Auch in allen anderen Parallelstellen fällt der Vergleich zwischen dem seicht-moralisierenden Albertinus und dem psychologisch gestaltenden Grimmelshausen sehr zu Ungunsten des ersteren aus.

Die große Kriegsallegorie, welche vom Waldidyll zu dem Hanauer Aufenthalt des Simplicius hinüberführt, ist zweifellos eine bewußte und beabsichtigte Nachahmung Moscheroschs; auch v. Bloedau (S. 58) führt die satirische Tendenz des Traumes auf seinen Einfluß zurück. Es mag ihm zugegeben werden, daß in dem Traumgesicht die Vorstellung des Weinstockes der Cyrusgeschichte mitspielt, welcher aus dem Schoße der Mandane wächst und sich über ganz Asien ausbreitet. Die Hauptsache aber hat Grimmelshausen wieder eine Stelle des „Zauberbecher" gegeben, in welcher nicht das Kriegs-, sondern das Hofleben mit einem Baume verglichen wird:

S. 241. „Andere haben dieses HoffLeben vergliechen mit einem hohen Baum, auf dessen Gipffel sitzen die Könige und Fürsten, sampt denen, so das Glück zu ihnen hinauff erhoben, zu unterst aber beuteln sich die jenige herumb, so arm unnd vom Glück verlassen seyn, gleich als weren sie darzu geboren, daß sie allen den Unflat, welchen die Obensitzende von sich fallen lassen, auffleseu müsten. Und diese alle bemühen sich dannoch Tag und Nacht von einem Ast zu dem andern auffsteigen, unnd je einer dem andern vorkommen mögen, die doch meistentheils, wann sie sich ein wenig erhoben, anfangen zu schwindeln, herab daumeln, ein Bein brechen, oder gar den Halß abstürtzen."

Dazu gesellen sich einige Gedanken aus Moscheroschs „Soldatenleben"

Moscherosch II. S. 550. „Warlich es thut einem redtlichen Soldaten wehe, und macht schwirige Köpff, wann sie in Hitz und Frost, in Nässe und Kälte, in Hunger und Kummer in Arbeiten und Wachen, in wagen und schlagen, ꝛc. Ihr armes Leib und Leben nicht spahren sollen; und bey solchem ihrem mangel gleichwohl sehen müssen, wie andere bey ihrem Schweiß in der Fülle leben!"

S. 561. „Huren, buben, fressen, sauffen, fluchen, rauffen und dergleichen sind nicht Zeichen eines rechtschaffenen Soldaten."

S. 820. „O der armen unschuldigen Soldaten, nachdem sie viel Jahre in Hunger und Durst, in lauter Mühe und Arbeit, in Zug und Wacht, in Hitz und Frost, in Wind und Schnee, durch Regen und Schlägen, under den Feinden, under Spiessen und Schwertern, und andern tausendt Gefährlichkeiten deß Todtes seynd und leben, und so es wohl gerathet, mit Wasser und Brodt . . . vorlieb nehmen müssen; So werden sie endlich, zur hochverdienten Ergötzlichkeit, irgend durch einen ungefähren Schuß dahin gerafft; und verkauffen ihr Leib und Seele, umb so thörichter Hoffnung willen, die sie haben, grossen Reichthumb zu erwerben."

Simplicissimus, I. Buch, 16. Cap. „. . . . Fressen und Sauffen, Hunger und Durst leiden, huren und buben, raßten und spielen, schlemmen und demmen, morden, und wieder ermordet werden, tod schlagen, und wieder zu tod geschlagen werden, tribuliren und wieder getrillt werden, jagen, und wieder gejaget werden, ängstigen, und wieder geängstiget werden, rauben, und wieder beraubt werden, plündern, und wieder geplündert werden, sich förchten, und wieder gefördtet werden, Jammer anstellen, und wieder jämmerlich leiden, schlagen, und wieder geschlagen werden; und in Summa nur verderben und beschädigen, und hingegen wieder verderbt und beschädigt werden, war ihr gantzes Thun und Wesen; Woran sie sich weder Winter noch Sommer, weder Schnee noch Eiß, weder Hitze noch Kälte, weder Regen noch Wind, weder Berg noch Thal, weder Felder noch Moraſt, weder Gräben, Pässe, Meer, Mauren, Wasser, Feur, noch Wälle, weder Vater noch Mutter, Brüder und Schwestern, weder Gefahr ihrer eigenen Leiber, Seelen und Gewissen, ja weder Verlust deß Lebens, noch deß Himmels, oder sonst einzig ander Ding, wie das Namen haben mag, verhindern liessen: Sondern sie weberten in ihren Wercken immer emsig fort, biß sie endlich nach und nach in Schlachten, Belägerungen, Stürmen, Feldzügen, und in den Quartieren selbsten .... umkamen, starben, verdarben und crepirten" ꝛc.

Auch gegen die militärischen Kommissäre, eine der Hauptplagen des Dreißigjährigen Krieges, richtet sich hier wie dort die Satire:

Moscherosch II. S. 811. „Wann die armen Bawren vermeint, sie haben sich am allerbesten vor dem Commissarius vorgesehen .... so fangt die Hexekution allererst an."

Simplicissimus, I. Buch, Cap. 16. „. . . Wann es aber nicht herfür wolte, so striegelten sie die Commissarii mit Besemen, die man militarische Execution nennet, daß ihnen die Seufftzer aus dem Hertzen, die Thränen aus den Augen, das Blut aus den Nägeln und das Marck aus den Beinen heraußgieng."

Die „Besen der militärischen Exekution" sind den aus den Birken der Vorsichtigkeit geflochtenen Besen nachgebildet, mit denen kluge Leute die Erbsen der Mißgunst von den Stiegen kehren (Kauff-Hauß S. 338). Den gleichen Zweck wie diese Erbsen, welche Mißgünstige zu streuen pflegen, hat die „Seife der Mißgunst", mit der die Äste des Baumes im „Simplicissimus" geschmiert sind; im „Kauff-Hauß" ist die Rede von einer Seife, mit welcher man die Flecken der Ehrsucht und Mißgunst vergeblich zu entfernen sucht.

Auch das unvermittelte Auftreten Adelholds im Simplicissimus geht auf Moscherosch zurück; ebenso unerwartet und uneingeführt wie dort beteiligt sich im Gesicht „Weiberlob" eine neue Person „Weibhold", im „Thurnier" „Adelbrecht" an dem zwischen Philander und Expertus Robertus geführten Gespräch.

Das 17. Kapitel des Simplicissimus ist fast nur mit Zitaten und Beispielen ausgefüllt, welche auch im „Gusman", in der „Piazza Universale" des Garzonus und in Hövels „Zimber-Schwan" angeführt sind; ein „Discurs vom Adel" durfte in keinem Buche der Zeit fehlen.

Es ist ein Zug des pikarischen Romans, daß der Picaro im zarten Alter seine Heimat verläßt und in die weite Welt hinausgeworfen wird. Auch der junge Gusman wandert zum Tore von Sevilla hinaus, wird aber schon eine Meile Wegs vor der Stadt von der Nacht überrascht.

Gusman I. Cap. 3. „Daselbst setzte ich mich auf die Strassen nider, fing an mein Leben zu betrachten, und begerte wider zurückzugehen, allweil ich mich mit einer grossen unbedachtsamkeit und wenig Gelts auff ein solche lange Reiß begeben hatte. Ich hatte weder zu Mittag noch zu Nacht gessen, derwegen fing mich an zu hungern, unnd empfandt den unterschidt, der da ist zwischen einem satten und hungerigen Menschen . . . Ich hette gern zu Nacht gessen, fand aber nichts anders, als ein frisch Brunnenwasser, ich wußte ja nit, was ich thun oder anfahen solte, befand mich der wegen zwischen forcht und hoffnung, ergab mich doch letzlichen Gottes Händen, und verrichtete ein kurtzes Gebett, ging wider hinauß, setzte mich bey einen Brunnen nider, und entschlieff auß lauter Melancoley und Trawrigkeit, erwachte des Morgens früh, und ging den nechsten Weg fort .... Meine Füß trugen mich, und ich folgte inen über Berg, unnd Thal, über Wisen und Äcker ...."

Ganz ähnlich wird der Aufbruch des Simplicius aus dem Walde und seine Ankunft vor Gelnhausen und Hanau geschildert. Er macht

sich auf den Weg, um zu Menschen zu kommen, und geht zwei Tage, übernachtet in hohlen Bäumen und Weizengarben; seinen Hunger stillt er mit den Früchten von Buchen und mit Weizenkörnern. In Gelnhausen, welches noch die grausigen Spuren des stattgefundenen Überfalls trägt, kehrt er um, „geht durch die Aue neben hin" und kommt auf eine „gänge Landstraße", die ihn vor die Festung Hanau trägt.

Bei Grimmelshausen drängen sich persönliche Erinnerungen in die Erzählung herein; seine Schilderung macht es nötig, kurz auf die zugrunde liegenden geschichtlichen Vorgänge einzugehen.

In den ersten Tagen des Januar 1635 (nach altem Stil am Neujahrsabend) war Herzog Bernhard von Weimar mit seinem nach der Schlacht bei Nördlingen wieder gesammelten Heere, aus 152 Kompagnien zu Pferd und 142 zu Fuß bestehend, aus seinem Lager zu Arheiligen bei Darmstadt aufgebrochen und bei Frankfurt über den Main gegangen, um die Kaiserlichen in ihren Quartieren zu überfallen oder von der fruchtbaren Wetterau abzuschneiden. Die Kaiserlichen waren jedoch auf ihrer Hut und zogen zur Verstärkung neun kaiserliche Regimenter aus dem Württembergischen und sechs bayrische unter Johann von Werth an sich. Am 19. Januar 1635 (neuen Stils) lagen die beiden Heere einander bei Gelnhausen gegenüber, nur durch die zugefrorene Kinzig von einander getrennt.

„Und stand es darauff, das, weil dieser flus, bey damahligem harten froste, leicht übertragen möchte, sie wol zusammen gerathen, und es zu einem hauptstreich kommen dürffen" (Chemnitz).

Herzog Bernhards Plan war mithin vereitelt; angesichts der von Tag zu Tag stärker werdenden kaiserlichen Armee und bei dem eigenen Mangel an Verpflegung sah er sich gezwungen, wieder auf Hanau zurückzuweichen. In dem kurz zuvor von den Kaiserlichen verlassenen Gelnhausen und dem Dorfe Wechtersbach ließ er als Besatzung ein Regiment Dragoner zurück. Den Überfall erzählt Chemnitz (Königl. Schwedischer in Teutschland geführter Krieg, II. Teil, Stockholm 1653, S. 641) mit folgenden Worten:

„Die vom Hertzog besetzt gelassene beyde ort, Wechtersbach und Gellhausen, giengen, so bald Er sich fast moviret, sambt denen darin gewesenen, knechten verlohren. Wechtersbach, Städtlein und Schloß, anderthalb stunden über Gellhausen gelegen, berandte der Obriste Bredaw den funffzehenden Tag Jenners,[1]) nach mittage durch die reuteren, und griff es den sechszehenden zu nacht mit fusvolck und dragonern an: die solches, unangesehn der darin gelegene Capitain sambt seinen ohngefähr sechzig oder siebenzig dragonern, sich tapffer gewehret, dennoch endlich, da dieselbige sich ganz verschossen gehabt, erstiegen, und die darin fast alle ohne unterscheid, ob Sie wol um accord gebeten, auch sich, in

[1] Der 25. Januar neuen Stils.

verweigerung dessen, letzlich zu rançon erboten, niedergemachet. Zu Gelhausen wurden stracks hernach die Rüttweniſche[1]) dragoner vom Feinde unvermuthlich überrumpelt, theils in die panne gehauen, und der rest sambt ihrem Commendanten gefangen, auch acht dragoner fahnen dem Feinde zu theil.

Hatte also diese vorgenommene expedition keinen andern effect, als nur, das man in der unbequemen Wintersszeit der Armee, bevorab die Frantzösische assistentz truppen, sehr abgemattet, und nicht wenig geschwächet, darnebenst das arme Land in grund verderbet, und sonderlich um Hanaw fast alle flecken und Dörffer in die asche geleget: Massen man in einem tage daselbst zehen große fewrn nach einer Reihe herzehlen können."

Es ist nicht ganz sicher, ob in der Schilderung Grimmelshausens im Simplicissimus der Bericht eines Augenzeugen zu erblicken ist oder nur, wie bei der Wolfsgeschichte im „Seltsamen Springinsfeld"[2]), die Wiedergabe dessen, was er später über das Schicksal seiner Vaterstadt im Erfahrung bringen konnte. Könnecke gibt in seinem „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur" an, daß Grimmelshausen bereits nach der ersten, im September 1634 erfolgten Einnahme und Plünderung durch eine kaiserliche Partei mit dem Troß derselben Gelnhausen verlassen habe. Da Könnecke seine Behauptung nicht näher begründet, ist es fraglich, ob sich seine Angabe auf Quellenmaterial stützt oder eine bloße Vermutung ist. Wenn seine Mitteilung den Tatsachen entspricht, so ist es auffallend, daß Grimmelshausen im „Ewigwehrenden Calender" nicht den doch mehr in sein Leben einschneidenden Tag des Abzugs aus seiner Vaterstadt, sondern erst die am 25. Februar 1635 stattgefundene Gefangennahme durch die Hessen aufgezeichnet hat. Solange Könnecke sein Beweismaterial zurückhält, spricht nichts gegen die Annahme, daß Grimmelshausen bis zu diesem Datum sich noch in Gelnhausen befunden, also auch die Schrecken der zweiten Einnahme in der Nacht des 26. Januar miterlebt hat.

Gerade über diese frühe Lebensperiode des Dichters besitzen wir keine urkundliche Nachricht; wir müssen uns mit den sehr dürftigen Angaben begnügen, welche da und dort in seinen Schriften zerstreut liegen und nicht immer sicher zu deuten sind. Sogar das einzige verbürgte Datum aus dieser Zeit, die Entführung durch die Hessen

---

[1]) Rüdwen (Ruthven) wird bei Chemnitz noch einmal als Generalmajor (II. S. 103) und als Generalleutnant (S. 849), „General Rüdwens schottisches Regiment" S. 572 erwähnt. Er ist vielleicht identisch mit dem „Obristmajor Rüdtwein", der in Sebastian Bürsters „Beschreibung des Schwedischen Krieges 1630—1647" im Zusammenhang mit dem Kloster Salem genannt wird (Originalhandschrift im General-Landesarchiv zu Karlsruhe, herausgegeben von F. v. Weech, Leipzig 1875; vgl. Alemannia, 3. Bd., S. 268).

[2]) Siehe meinen Aufsatz: Zur Quellengeschichte der Simplicianischen Schriften, Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde von Freiburg, 26. Bd., S. 291.

am 25. Februar 1635, hat v. Bloedau angefochten und will es nur für Simplicius, nicht für Grimmelshausen selbst gelten lassen. Seine Ausführungen möchte ich nicht ohne Widerspruch lassen.

v. Bloedau (S. 67) rechnet für den Tag der Ankunft des Simplicius beim Einsiedler den 25. Februar 1632 heraus und bringt in etwas gewaltsamer Weise dieses Datum mit dem Tag des heiligen Simplicius, der freilich erst auf den 2. März fällt, in Zusammenhang. Es entstehen nun einige Schwierigkeiten beim Bemühen, Inhalt und Jahreszahl der Kalendernotiz mit den völlig abweichenden Angaben des Romans in Einklang zu bringen; „jene erzählt von Gefangennahme und Entführung, dieser von Überfall und Flucht. v. Bloedau folgert nun: „Auch Simplicius wird Anfang 1635 einmal entführt, und zwar von Hanau durch Kroaten, die mit ihm auf Hersfeld zu reiten. Die Kalendernotiz spricht von Entführung durch Hessen nach Kassel, was wenigstens zu den Ortsangaben des Romans ganz gut paßt."

Er schließt weiter: „In einem früheren Plane wurde Simplicius durch hessische Reiter vom Bauernhof entführt und kam so in die weite Welt; echt pikarische Motive. Später wurden die Hessen durch die fremdartig wirkungsvolleren Kroaten ersetzt. Die Figur des Einsiedlers aus dem idealistischen Roman trat hinzu, und erst im Anschluß an die durch den Tag des Heiligen gebotene Namengebung ward das Datum des 25. Februar gefunden. Beide Phasen zusammenwirkend, ergaben die Kalendernotiz mit ihrem Datum vom 25. Februar 1635."

Gegen die Beweisführung v. Bloedaus lassen sich erhebliche Einwände machen. Betrachten wir zunächst einmal die Notiz im „Ewigwehrenden Calender" und die Stelle, an der sie steht, etwas genauer! Sie steht nicht im Anhange des Kalenders unter den „etlichen vom Simplicissimo gesambleten lustigen Erzehlungen", sondern auf Seite 46 und 47 im eigentlichen Kalender und zwar in Spalte 2, wo sonst unter dem betreffenden Kalendertag nur wichtige historische Ereignisse, wie die Zerstörung Magdeburgs, die Schlacht bei Nördlingen, die Auswechslung Johann von Werths u. a. aufgeführt sind. Für den 25. Februar wird vermerkt:

„Anno 1635 wurde ich in Knabenweiß von den Hessen gefangen und nach Cassel geführt, in welche Vestung ein hiesiger Leutenant kam sambt zweyen Knechten, beydes seine Beuth abzulegen, und seine Verwandte zu besuchen. Nachdem er sich nun ein bar Tag uffgehalten und lustig gemacht, und nunmehr aufgesessen sich wieder zu seinem Regiment zu begeben, hendte sich sein Wasserhund den Pferdten an Schwantz, und zog zurück was er erziehen vermöchte, steete sich auch sonst gar letz; Nach seinem Abscheyden kriegten wir in 4 Tagen Zeitung, daß er von den Kayf. beschädigt, und sambt den Knechten gefangen worden."

Mit diesem Eintrag soll Grimmelshausen die Entführung des Simplicius durch Kroaten gemeint haben; eine Episode seines Romans, nicht bemerkenswerter als andere, soll ihm wichtig genug gewesen sein, um sie an der gleichen Stelle wie die bedeutendsten Ereignisse des ganzen Dreißigjährigen Krieges zu verewigen, noch dazu unter Beifügung eines im Roman selbst nirgends ausgesprochenen, auch ganz unwesentlichen Datums! Überall hat Grimmelshausen es vermieden, ein bestimmtes Datum anzugeben; hier soll es der Fall gewesen sein! Wenn es den Lesern des Simplicissimus schon gleichgiltig sein konnte, in welchem Monat, an welchem Tag die Entführung des Simplicius geschah, um wieviel mehr denen des Kalenders, der mit dem Roman ja doch nur in sehr losem Zusammenhang stand? Ungleich mehr Interesse dagegen konnte der Verfasser des „weitberühmten Simplicissimus", den viele schon damals mit dem Helden seines Romans identifizierten, für seine eigene wechselvolle Lebensgeschichte voraussetzen.

Der Inhalt des Kalendereintrags ist aber auch von dem, was Grimmelshausen im Simplicissimus erzählt, vollständig verschieden. Auch v. Bloedau hat gefühlt, daß die beiden Erzählungen eigentlich gar nichts miteinander zu tun haben; trotzdem hat er den vergeblichen Versuch unternommen, mit seiner Hypothese mehrerer Pläne die breite Kluft zu überbrücken. Indes wird man, selbst wenn man die dem Dichter an manchen Stellen unterlaufenen Verstöße gegen die Chronologie berücksichtigt, ihm doch eine so grobe Nachlässigkeit nicht zutrauen dürfen, wie sie darin liegen würde, wenn Grimmelshausen seinen ersten Plan in wesentlichen Stücken abgeändert, in dem zwei Jahre später erschienenen Kalender eine den ersten Plan voraussetzende Notiz hätte stehen lassen.

Die Geschichte von dem hessischen Leutenant trägt vollends das Gepräge einer persönlichen Erinnerung; auch spricht der Erzähler in der ersten Person, während die Anekdoten des Kalenders durchwegs vom Simplicissimus berichtet werden.

Nun bleibt allerdings die Tatsache bestehen, daß die mit Hilfe der Angaben über Jahreszeiten oder Tage von Kalenderheiligen (St. Gertraud u. a.) von v. Bloedau durchgeführte Berechnung für den Tag der Ankunft beim Einsiedler ebenfalls den 25. Februar ergibt: schwerlich ist das Zusammentreffen ein ganz zufälliges. Ich ziehe daraus den umgekehrten Schluß wie v. Bloedau: Nicht die Kalendernotiz hat sich nach dem Roman gerichtet, sondern Grimmelshausen hat — was psychologisch leicht zu verstehen ist — dem für sein eigenes Leben bedeutsamen Datum eine ähnliche Rolle in seiner Erzählung zugeteilt.

Man wird also auch fernerhin die Kalendernotiz auf Grimmelshausen und nicht auf Simplicius beziehen müssen.

Was die Zeitangaben im Simplicissimus betrifft, so ist bei ihrer Verwertung große Vorsicht angezeigt; die Heirat des Helden im Alter von 16 Jahren ist nicht die einzige Sünde wider die Chronologie, welche sich Grimmelshausen zu Schulden kommen läßt[1]). Aus verschiedenen Angaben scheint hervorzugehen, daß Simplicius nach der Schlacht bei Nördlingen, im Herbst 1634, aus dem Walde vertrieben wurde; zwei Jahre hat er sich bei dem Einsiedler, nach dessen Tode noch ein halbes Jahr allein im Wald aufgehalten (I. Buch, 11. Kap.); „folglich", schließt v. Bloedau, „muß er im Februar 1632 zum Einsiedler gekommen sein." Damit gerät er jedoch in Konflikt mit der Rede des Knäns im 8. Kapitel des V. Buches, daß der Mansfelder Krieg ihm den Knaben beschert, die Nördlinger Schlacht ihn wieder genommen habe. Ich stimme v. Bloedau darin bei, daß das Einsiedleridyll, ursprünglich dem Roman gefehlt hat und daß Simplicius sofort vom Bauernhof nach Hanau in das Weltleben gekommen ist, bin aber der Ansicht, daß Grimmelshausen nie die Absicht hatte, den Überfall des Bauernhofes auf eine andere Zeit als die nach der Nördlinger Schlacht, etwa auf 1632, festzusetzen. Nur hat er, als er im zweiten, zur Ausführung gekommenen Plan das Einsiedleridyll einfügte, übersehen, daß dadurch die ganze weitere Erzählung um $2^1/_2$ Jahre sich verschob und daß er die nunmehr nicht mehr stimmende Aussage des Knäns ändern müsse. Daß er sie lediglich der wirksamen antithetischen Verbindung zweier Schlachtdaten zuliebe stehen ließ, wie es v. Bloedau für möglich hält, kann deshalb ausgeschlossen werden, weil er ja in demselben Kapitel, zwei Seiten später, nochmals den Überfall ausdrücklich auf die Zeit nach der Schlacht bei Nördlingen festlegt: „ . . . aber nach der Nördlinger Schlacht habe ich beydes, das Mägdlein und den Buben, verloren sambt allem dem, was wir vermogten."

Simplicius bricht noch im Herbst 1634 aus seinem Waldquartier auf, ein nur dreitägiger Marsch (I. Buch, 19. Kap.) bringt ihn nach Gelnhausen und Hanau, und in diesen drei Tagen ist bereits das Ende des Januar herangekommen; in der vorigen Nacht erst (26. Januar) hat ja der Feind Gelnhausen eingenommen und ein Regiment Dragoner darin zuschanden gemacht (I. Buch, 20. Kap.).

Das Gastmahl, welches der Gubernator zur Feier der Einnahme von Braunfels (28. Januar)[2]) veranstaltet, mußte demnach schon am Tage nach der Ankunft des Simplicius stattfinden. Man sieht aus

---

[1]) Vgl. R. M. Werner, Historische und poetische Chronologie bei Grimmelshausen. (Studien z. vergl. Literaturgesch., herausg. v. Dr. Max Koch. VIII. Bd., S. 75—112, 311—368, 416—443).

[2]) Theatr. Europ. III., S. 403.

diesen Beispielen, wie wenig man sich auf solche Zeitangaben Grimmelshausens verlassen kann; er hat in einer Eingebung des Augenblicks den Tag von Braunfels nur genannt, um einen Anlaß für das zu schildernde Bankett zu haben. Hier liegen zweifellos Versehen Grimmelshausens, Schwächen des Romans vor, die nur darin ihre Erklärung finden, daß er in die Erzählung seine eigenen Erlebnisse verwebt hat.

Sicher hat auch bei der Schilderung der Hanauer Periode des Simplicius die Erinnerung an die eigenen Jugendschicksale Grimmelshausen die Feder geführt; man braucht darum noch nicht einen wirklichen Aufenthalt Grimmelshausens in Hanau anzunehmen. Es ist im Gegenteil wahrscheinlich, daß er, dem so sehr darum zu tun war, seine Persönlichkeit hinter allen möglichen Namensanagrammen zu verstecken, auch die Namen der Personen und Orte, die in seinem Leben eine Rolle gespielt haben, durch andere, unverfänglichere ersetzt hat. Ein Beweis dafür sind die Worte, welche im „Seltzamen Springinsfeld" Simplicissimus, d. h. der unter dieser Maske verborgene Grimmelshausen zu dem sich entschuldigenden Schreiber spricht:

„Hat er in seinem Schreiben meine Vatter gerüttelt, so übertrage ichs billich mit Gedult: dann ich habe andern die ihrige doch daß es ihnen an ihren Ehren nicht nachtheilig seyn kann unter fremden Namen auch rechtschaffen durchgebechelt. Vermeint er einige, so ich getroffen, warum haben sie dann nicht tugendlicher gelebt? oder warum haben sie mir ursach gegeben, solche Laster und Thorheiten zutadeln, die mir, ehe ich sie gesehen, er meiner Unschuldt ganz unbekannt gewesen?" (Cont.: Kurz III, S. 165.)

So ausführlich auch die Hanauer Episode behandelt ist, so läßt sich doch aus keiner einzigen Stelle mit unumstößlicher Sicherheit auf eine wirkliche Ortskenntnis Grimmelshausens schließen, wodurch die Vorgänge gerade auf Hanau lokalisiert würden, wie es bei den späteren Abenteuern für eine ganz bestimmte Gegend Westfalens und des Schwarzwaldes der Fall ist. Einzelne Züge und Gewohnheiten des Gubernators Ramsay, die auf den ersten Blick als individuell und dem Leben abgelauscht erscheinen, stimmen bei näherem Zusehen in sehr verdächtiger Weise mit der im Theatrum Europaeum abgedruckten „Hanauischen Deduction" des Grafen Philipp Moritz von Hanau von 1636 überein. So, wenn im Simplicissimus der Gubernator den Pfarrer zu sich zur Mahlzeit kommen läßt, um mit ihm das Betragen des Simplicius zu besprechen (3. Cap. des II. Buches); in der „Deduction" heißt es: „massen er einsmals den Pfarrherrn der Alten Stadt, als er selbige zur Mahlzeit beruffen lassen . . ." (Theatr. Europ. III, S. 930). Auch die respektlose Art, wie im 4. Capitel des II. Buches der Gubernator über den Kriegsrat der Krone Schweden sich äußert, entspricht vollständig dem Charakter des

Generals, wie er in der erwähnten Schrift gezeichnet wird (S. 931): „Wie offtmals von ihme gehört worden, daß er der Cron Schweden seine Dienste resignirt habe, und keinen Superiorem oder Ober-Herrn mehr erkenne, deme er Red und Antwort von seinen Actionibus zu geben hätte. Inmassen er General-Major, denn von hohen Potentaten, insonderheit der Königl. Majestät in Franckreich, und deroselben vornehmen hohen Ministris, wie auch weyland Herrn Landgraff Wilhelms Fürstl. Gn. wolseliger Gedächtniß, und andern (von der Kayserl. Maj. und andern Chur-Fürsten und Ständen . . . dermaßen schimpff- despectir- und verächtlich offtmals, mit vieler ehrlicher Leuth, Verwunderung geredt hat . . ."

Daß die Schilderung der „Deduction", wenn auch von den Feinden Ramsays nach seinem Falle verfaßt und sichtlich nicht unparteiisch, gerade in diesem letzten Zug den Charakter des Generals ziemlich getreu wiedergibt, geht auch aus den von Wille[1]) veröffentlichten sehr unehrerbietigen Briefen hervor, welche Ramsay 1637 an Herzog Bernhard von Weimar und den schwedischen Kriegsrat Josias Gloser schrieb.

Für eine Romanfigur, wie Grimmelshausen sie brauchte, war die Persönlichkeit des Generalmajors Ramsay, „des aller-verschlagensten Soldaten in der Welt", wie ihn der kaiserliche Generalauditor im Simplicissimus (27. Cap. des II. Buches), dieses „listigen und trefflichen Kopfes in kriegerischen Anschlägen", wie ihn das Theatrum Europaeum nennt, geschaffen wie keine zweite. Nicht nur in der engeren Heimat Grimmelshausens, in der Wetterau, deren kaiserliche Garnisonen die Faust Ramsays schwer genug gefühlt hatten, sondern überall in Deutschland war der Name und das traurige Ende dieses kühnen und rücksichtslosen Soldaten bekannt, und von seiner Gattin und seinen Verwandten in Edinburgh in Schottland, die sogar die angebotene Herausgabe der Leiche des Generals zurückgewiesen hatten, war kaum ein Protest gegen die nicht immer schmeichelhafte Schilderung zu befürchten.

Grimmelshausen läßt Ramsay „mit samt der Schwedischen Guarnison von den Hanauern außgeschafft werden" und „dann vor Zorn und Ungedult gantz unsinnig werden" (V. Buch, 8. Cap.); er folgt darin den Berichten zeitgenössischer Geschichtsschreiber, nach denen der General in der Gefangenschaft in Wahnsinn verfallen sein und sich zu Tode gehungert haben soll[2]). In Wirklichkeit starb der Gefangene am 29. Juni 1639 auf Schloß Dillenburg an den Folgen

[1]) R. Wille, Urkundliche Beiträge zur Geschichte Hanaus im Dreißigjährigen Kriege. Hanau 1888. (S. 57 f.)

[2]) Z. B. bei Votichius, Rerum Germanicarum sub ill. Ferd. II et III imp. gestarum pars II, S. 485.

der schweren Wunde, die er bei der Verteidigung von Hanau gegen die eingedrungenen Feinde erhalten hatte. Auch so war sein Ende noch tragisch genug; vergeblich bemüht, mit dem Angebot eines hohen Lösegeldes die Freiheit zu erkaufen, mußte der todwunde Mann es sich noch gefallen lassen, für einen Ausbruch nicht ganz unberechtigten Unmuts von seinem ehemaligen Waffenbruder und jetzigen Kerkermeister, dem Grafen Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, an Händen und Füßen in Bande gelegt zu werden. Die neuere Forschung hat dem früher einseitig als Tyrann gelästerten Mann eine gerechtere Beurteilung zuteil werden lassen[1]).

Wenn es sich bestätigt, daß Grimmelshausen in der Hanauer Episode Eindrücke aus seiner Jugend verarbeitet hat, Hanau und Ramsay nur Decknamen sind, um die Person des Verfassers zu verbergen und um keine bekannten Persönlichkeiten bloßzustellen, so könnte es sich vielleicht um die Zeit handeln, in welcher der junge Grimmelshausen als hessischer Gefangener in Kassel sich befand, und man hätte nur an die Stelle von Hanau Kassel zu setzen. Auf eine andere, näher liegende Vermutung werde ich sogleich kommen.

Simplicius wird — sei es nun im Frühjahr 1635, wie v. Bloedau annimmt, oder erst zu Beginn des Jahres 1636 — von einer Partei Kroaten aufgehoben, als er mit andern Knaben vor der Festung auf dem Eise „herumterminirt"; der Gefangene wird in das Quartier der Kroaten im Stift Hirschfeld gebracht und bei der Beuteverteilung dem Obersten Corpes zuteil. Die Gestalt des Obersten ist im Gegensatz zu allen anderen Figuren des Romans, mit Ausnahme des Gubernators, mit wenigen Strichen so scharf herausgearbeitet, sein Äußeres mit einem solchen Eingehen auf Einzelheiten beschrieben, daß man versucht ist, zu glauben, der Mann hätte selbst zu dem Gemälde Modell gestanden. Der Oberst Corpes ist denn auch keine erfundene Persönlichkeit, er hat wirklich gelebt und wird im Theatrum Europaeum und anderen gleichzeitigen Geschichtswerken von 1634 bis 1637 häufig genannt als einer der Unterführer des aus Schillers Wallenstein wohlbekannten Kroatengenerals Grafen Isolani. Aber

---

[1]) E. F. Keller, Die Drangsale des Nassauischen Volkes und der angrenzenden Nachbarländer in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. Gotha 1857.

R. Wille, Hanau im Dreißigjährigen Kriege. Hanau 1886.

Im „Simplicissimus" sind Ramsay und der Einsiedler Schwäger. Ramsay besaß tatsächlich einen Schwager, den schwedischen Generalwachtmeister Dromond, der am 4. März 1638, fast zu gleicher Zeit wie Ramsay, von den Kaiserlichen gefangen und nach Berlin gebracht wurde, wo er starb. Theatr. Europ. III, S. 919. Erneuerter Teutscher Florus, S. 362. Über Wassenbergs „Teutschen Florus" und seine Benutzung durch Grimmelshausen s. meinen Aufsatz in d. Ztschr. f. Bef. d. Geschichts-, Altert.- u. Volksk. v. Freiburg Bd. 26, S. 275—304.

nicht nur indirekt ragt die Perſon des Kroatenoberſten Corpes (Corpus, Korpus, Korpes) in die Lebensgeſchichte Wallenſteins hinein; er gehört zu den Offizieren, die an dem berühmt gewordenen Gaſtmahle zu Pilſen teilnahmen, und ſeine eigenhändige Unterſchrift: „Marcus Corpesz“ ſteht auf den beiden „Pilſener Schlüſſen“. Und die letzten Zeilen, die der Generaliſſimus vor ſeinem Tode ſchrieb, waren eine „Ordinanz“ an den Obriſten Corpes; ſie tragen das Datum des 25. Februar 1634: „Demnach wir ſeiner Perſon zu einer nothwendigen Unterredung dahier von nöthen, alß erinnern wir Ihn hiemit, ſich alsbald nach empfahung dieſes zu erheben und zu uns anhero zu kommen“ (K. k. Kriegsarchiv zu Wien.)[1]).

Nach allen gleichzeitigen Berichten müſſen ſeine Kroaten, die mit denen des Oberſten Beygots in den Stiftern Fulda und Hirſchfeld im Quartier lagen, wie auch Grimmelshauſen angibt, in der unglücklichen Wetterau wie die Teufel gehauſt haben. Als die Obriſten Corpus, Forgatſch und Plaſchkowitz im April 1635 bei Eſchwege in einen Hinterhalt gefallen waren, gerieten die Kroaten darüber in ſolche Wut, daß ſie 14 Dörfer niederbrannten und alle Einwohner, Alt und Jung, Weib und Kind niederſäbelten. Der ſchwediſche Major Herda nahm dafür fürchterliche Rache, indem er nach der Überrumpelung der Kaiſerlichen bei Sontra dreizehn der Mordbrenner binden und lebendig ins Feuer werfen ließ (Theatr. Europ. III, S. 459).

Die Beutezüge der Kroaten erſtreckten ſich bis vor die Tore von Kaſſel. Von einem ihrer größeren Streifzüge, allerdings erſt im Auguſt 1637, berichtet das Theatrum Europaeum (III, S. 891): „ . . . dann die Iſolaniſche Croatesca in Heſſen gerückt: und der Oberſten Beygots und Corps Cavalcaden waren an Caſſel geſträifft, hundert Pferdt erdapt, und an Vieh, Pferden, Kühen, Schafen ꝛc. über 8000 Thaler Beuthen gemacht, und groſſen Schaden gethan.“

Dürfen wir, was Grimmelshauſen von Simplicius und ſeiner Entführung von Hanau erzählt, auf ihn ſelbſt und Kaſſel übertragen? Dann ließe ſich auch erklären, daß er nach der heſſiſchen Gefangenſchaft plötzlich wieder auf der kaiſerlichen Seite zum Vorſchein kommt[2]).

Zu den Kaſſeler Eindrücken können noch ſolche aus der Offenburger Zeit hinzugetreten ſein. Die auffallend ähnliche militäriſche Lage, in welcher beide Städte, Hanau und Offenburg, während des

---

[1]) Hurter, Wallenſteins vier letzte Lebensjahre. Wien 1862. S. 433.

[2]) Zu den Bemerkungen v. Bloedaus (S. 108) über Grimmelshauſens Beziehungen zu Böhmen iſt noch hinzuzufügen, daß der Obriſt Elter in Waſſerburg (Juni 1648) auch das Kroatenregiment Gutſchiniz (Cuſchniz) unter ſich hatte. (München, Allg. Reichsarchiv, Acta d. 30jähr. Kriegs, T 746.)

Krieges sich befanden, ermöglichte es dem Dichter ohne große Schwierigkeit, Verhältnisse und Zustände der einen auf die andere zu übertragen. Beide sehr feste, gleich wichtige Plätze in exponierter Lage hart am Feinde, von erfahrenen, tatkräftigen Kriegsobersten befehligt; beide von Blockade und Hungersnot heimgesucht, beide der Zankapfel unter vielen: Das von Schweden besetzte Hanau, auf dessen Fall gleich gierig Kaiserliche, Hessen-Darmstadt, Kurmainz und der Graf von Hanau lauern; Offenburg, gleichzeitig vom Kaiser, Bayern, Schweden und Frankreich begehrt.

Wenn unter Hanau in vielen Fällen Offenburg zu verstehen ist, so hat für die Figur des Gubernators der Kommandant von Offenburg, Obrist Hans Reinhard von Schauenburg, den einen oder andern Zug geliefert; die bei großen Schwächen doch im ganzen nicht unsympathische Rolle, die Grimmelshausen den Gubernator spielen läßt, dürfte dafür sprechen. Zudem darf es als ausgeschlossen gelten, daß Grimmelshausen diese lebensvolle, prächtige Soldatenfigur mit ihrer merkwürdigen Mischung von Strenge und Güte, Bärbeißigkeit und Jovialität hätte schaffen können, wenn er dabei nicht eine ganz bestimmte Person vor Augen hatte. Ein solches Meisterstück der Charakteristik, wie es Grimmelshausen in der Figur des Gubernators gelungen ist, suchen wir in der ganzen Literatur des 17. Jahrhunderts vergeblich.

Noch einige Gründe unterstützen die von mir aufgestellte Hypothese: Grimmelshausen nennt bereits für das Jahr 1639 sich selbst in Verbindung mit dem Obristen von Schauenburg; ich setze die Anekdote, die sich im „Ewigwährenden Calender" findet, hierher:

XXXIV.

Plattenßlein[1]).

„Nach Eroberung Preysach rüstet sich Hertzog Bernhart von Weymar, auch Ofenburg zubelägern, warinn der Kayſ. Obriſte von Schawenberg commantirte. Daſelbſt wurde damalen im Mühlbach ein Plattenßlein gefangen, welches der Orthen vor ein ohngewöhnliches Wunderwerck gehalten, Und dannenhero beſagtem Obriſten von den Fiſchern verehrt worden, der es auch verſpeyſet. Aber ein noch ſehr junger Mußquedirer, von Geburt ein Gelnhäuſer, macht dieſe Außlegung drüber. Es würde, ſagt er, die Statt Ofenburg, ſo lang der Obriſte lebt und darinn commandirte, nicht eingenommen werden, weſwegen der Jüngling zwar verlacht wurde. Es hat ſich aber im Werck befunden, daß er war geſagt, in dem der Obriſt die Statt biß in den Friedenſchluß erhalten; ſeynd demnach dergleichen Sachen nicht allemahl zuverachten."

[1]) Pleuronectes Platessa, die gemeine Scholle oder der Goldbutt, ein Schlamm- und Grundfisch, der sonst nur im Meere, besonders in der Nord- und Ostsee vorkommt. S. Batzer, S. 108, wo auch der vergebliche Überrumpelungsversuch Bernhards von Weimar auf Offenburg am 14. Juli 1638 geschildert wird. Da Breisach erst am 19. Dez. 1638 fiel, kann Grimmelshausen

Es braucht wohl nicht erst bewiesen werden, daß Grimmelshausen mit dem „jungen Mußquedirer" sich selbst gemeint hat. Ich lasse es nun dahingestellt, ob es sich hier um eine Prophezeihung ex postea handelt oder ob der kluge Knabe wirklich die günstige Gelegenheit benützte, die Aufmerksamkeit des Kommandanten auf sich zu lenken[1]); jedenfalls geht daraus hervor, daß Grimmelshausen schon damals zu dem Obristen von Schauenburg in Beziehung getreten ist. Im Jahre 1643 tauchen, soviel ich finden konnte, zum ersten Male die festen, kalligraphischen Züge seiner Hand in den Schriftstücken des Obristen von Schauenburg auf; möglicherweise ist Grimmelshausen schon der „Scribent des Johann Reinhard von Schauenburg," der am 14. Mai 1642 in der Offenburger städtischen Kanzlei erscheint[2]).

Einige Jahre später geht die ganze Korrespondenz des Obristen mit seinem Kriegsherrn, dem Kurfürsten von Bayern, durch seine Hände. In Gelnhausen kann er, der mit zehn Jahren schon in den Krieg hinausgestoßen wurde, nur die notdürftigste Schulbildung erhalten haben; wenn wir ihn 1643 im jugendlichen Alter von 18 Jahren schon in der wichtigen Stellung eines Sekretärs des Kommandanten finden, wenn er noch in Offenburg die Anfänge seines Simplicissimus schreiben konnte, so muß er den Grund zu seiner Bildung schon vorher gelegt haben, und zwar müssen diese Lehr- und Bildungsjahre in die Zeit nach 1638 fallen. Dann aber ist es sehr wahrscheinlich, daß der Obrist von Schauenburg es gewesen ist, der das Schicksal des Knaben unter seine Fittiche genommen hat und so wenigstens in manchen Zügen das Urbild des Gubernators Ramsay geworden ist. So hätte Grimmelshausen unter dem Bilde des Simplicius nur sich selbst geschildert; unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, gewinnen manche Szenen, wie z. B. die in der Schreibstube (I. Buch, 27. Cap.), eine ganz andere Bedeutung.

Es ist dann ganz natürlich, daß der Obrist für seinen Schützling, den er im Knabenalter zu sich genommen, den er sich selbst herangezogen, auch später gesorgt, den Tatendurstigen seinem Verwandten und früheren Oberstleutnant, dem Freiherrn von Elter, zu dessen Kind er Pate war, als Regimentssekretär ins Feld mitgegeben, nach dem Friedensschlusse ihn in seine persönlichen Dienste nach Gaisbach genommen hat.

---

nicht diesen Angriff gemeint haben. Daß Bernhard von Weimar im Frühling 1639 an eine Belagerung Offenburgs dachte, ist sehr wahrscheinlich; einen Nachweis dafür habe ich bis jetzt nicht gefunden. Der Aufenthalt Grimmelshausens in Offenburg steht demnach erst von 1639 an fest.

[1]) Vgl. Dieffenbacher, S. 194.

[2]) Kontraktenprotokolle im städt. Archiv zu Offenburg. S. Batzer, S. 108.

Auch in dem Umstand, daß Grimmelshausen den Simplicissimus erst mehrere Jahre nach dem Tode Hans Reinhards von Schauenburg — er starb am 22. Dezember 1664[1]) — erscheinen ließ, glaube ich eine Bestätigung meiner Behauptung zu finden; ebenso ist hier vielleicht der Grund für seine Pseudonymität zu suchen, wenn man nicht wie J. H. Scholte[2]) annehmen will, daß Grimmelshausen hierin nur einer modischen Liebhaberei und Spielerei gefolgt ist.

Im „Teutschen Michel" (Kurz IV, S. 410) erzählt Grimmelshausen die Geschichte von einem Latein verstehenden Stabhalter, der, während des Dreißigjährigen Krieges von seiner Gemeinde zu dem Gubernator und Kriegskommissär einer nahe gelegenen Garnison geschickt, um eine Ermäßigung der Kontribution zu erwirken, das lateinisch geführte Gespräch der beiden Offiziere mit anhört und zum Nutzen seiner Gemeinde verwertet. Die näheren Angaben lassen keinen Zweifel, daß die Anekdote nicht erfunden, und daß mit der „nahe gelegenen Guarnison" Offenburg, mit dem „Gubernator" der Obrist Hans Reinhard von Schauenburg gemeint ist; der damalige kurbayrische Kriegskommissär für Offenburg war Jakob Wernikau, der möglicher Weise auch das Vorbild für den „von der Kron Schweden Kriegs-Räthen abgeordneten Commissarius" (Simpl., II. Buch, 4. Kap.) abgegeben hat. Mit dem im „Teutschen Michel" geschilderten Wesen des Obersten, der den vermeintlichen Bauern rauh anfährt, nach einiger Zeit aber, nachdem er erfahren, „was er vor einen gelehrten Bauern vor sich gehabt", ihn zu sich holen und an seine Tafel setzen läßt, „da er ihm dann so viel Ehr anthät, als sonst einem gelehrten Mann von ihm zu widerfahren pflegte"[3]), steht vortrefflich der im Simplicissimus gezeichnete Charakter des Gubernators Ramsay im Einklang, der den Simplicius bei seiner Ankunft in Hanau barsch examiniert und als Spion in das Stockhaus abführen läßt, später

---

[1]) Sein Grabstein befindet sich in der St. Georgenkapelle in Gaisbach. Die Inschrift lautet: „den 22. Decembris Anno 1664 umb 3 Nachmittags starb der Wohlgeborne Herr Herr Jo. Reinard von u. zu Schawenburg, Rom. Kais. May Obrister, Fürst Marg. Bad. Rath und Hofmarschall, dessen Seele Gott gnad.".

Ein Ölporträt im Schloß zu Gaisbach mit der Jahrzahl 1648 stellt ihn als einen älteren Mann mit Schnurr- und Knebelbart und herrischem Gesichtsausdruck dar; um das gelbe Koller schlingt sich die kaiserliche rote Feldbinde, die Schultern sind von einem reichen Spitzenkragen bedeckt.

Das Bild ist nur eine Kopie; das Original befand sich, wie Herr kaiserl. Legationsrat Baron Dr. R. v. Schauenburg mir mitzuteilen die Liebenswürdigkeit hatte, vor 15 Jahren im Besitz eines Freiherrn v. Röder in Darmstadt.

[2]) J. H. Scholte, Probleme der Grimmelshausenforschung. Groningen 1912, S. 100 ff. Da das Buch erst während der Drucklegung dieser Arbeit erschien, konnte an dieser Stelle auf dasselbe nicht mehr eingegangen werden.

[3]) Vgl. meinen Aufsatz: „Grimmelshausen-Einträge in den Kirchenbüchern von Oberkirch und Renchen", in der „Ortenau" S. 117 f.

aber gütig für ihn zu sorgen und ihn „wie sein eigen Kind zu halten" verspricht.

Daß Grimmelshausen den Gubernator nicht immer in vorteilhaftem Lichte erscheinen läßt, sondern ihm z. B. auch den Plan zuschreibt, Simplex in einen Narren zu verwandeln und ihn auch sonst in sehr schwachen Momenten vorführt, wie in der Szene nach dem Gastmahl (I. Buch, 33. Kap.), könnte vielleicht den Schein von Undankbarkeit gegen seinen Wohltäter auf ihn werfen; man muß sich indes hüten, jeden einzelnen Zug des Romans auf den Oberst beziehen zu wollen; ebenso wenig wird man in allen Schicksalen des Simplicius dessen Rolle Grimmelshausen sich selbst auf den Leib geschrieben hat, die eigenen Erlebnisse desselben sehen wollen. Der Roman läuft zwar im Allgemeinen dem Leben Grimmelshausens parallel, ist aber nicht überall identisch mit seiner Lebensgeschichte.

Außerdem aber scheinen Anzeichen vorzuliegen, daß das Verhältnis des Obristen von Schauenburg zu seinem Schaffner in den letzten Jahren ihres Beisammenseins eine Trübung erfahren haben muß; ist es schon sehr auffallend, daß Grimmelshausen, nachdem er 23 Jahre lang in den Diensten, des Obristen gestanden, 1661 plötzlich seinen Dienst verläßt, um eine Stelle anzunehmen, die materiell sicher keine Verbesserung bedeutete, so finden sich auch in den kleineren Schriften Andeutungen über Gründe zur Unzufriedenheit, ja einige Stellen scheinen geradezu den versteckten Vorwurf zu enthalten, als habe ihn der Oberst von Schauenburg am weiteren Fortkommen verhindert[1]). In der „Seltzamen Traum-Geschicht von Dir und Mir" (Gesamtausg. 1684, III, S. 740) schildert er mit bitterer Selbstironie seine militärischen Erlebnisse, deren Erzählung er nach seiner Gewohnheit einem Andern, einem jungen Stutzer, in den Mund legt:

„Ich fragte ihn, ob er denn nie ein Soldat gewesen wäre. Nein, sagte er, ausser daß ich einem Obristen auffgewartet habe, und bin sein

[1]) Auch die im Simpl. wiederholt sich findenden Klagen über die Schwierigkeit, ein Fähnlein zu erhalten (I. Buch, 16. Cap.; III. Buch, 13. Cap.) scheinen sich darauf zu beziehen. Die Anekdote des „Ewig währenden Calenders": „Der stoltze Bawer" (Kurz IV, S. 226) läßt darauf schließen, daß auch andere Leute sich darüber wunderten, daß Grimmelshausen es nicht weiter gebracht habe: „Simplicissimo wurde von einem groben Bawrn in einem halben Gezänk vorgehalten, wann er so lang im Krieg gewest wäre als Simplicissimus, so wollte er ein Oberster oder wohl gar ein General worden seyn ...." Daß die Bekleidung einer Sekretärstelle ein höheres militärisches Avancement nicht ausschloß, ersehe ich aus dem Beispiel eines gewissen Johann Haffner, der nacheinander Sekretär, Regimentsschultheiß, Hauptmann, Obristwachtmeister und schließlich Obristleutnant im kurbayrischen Regiment Rauschenberg, später Enkenvortschen Regiment wurde (München, Allg. Reichsarchiv, Acta d. 30j. Kriegs, Tom. 792). Für die deutsche Literatur wäre es jedenfalls kein Vorteil gewesen, wenn Grimmelshausen General geworden wäre.

Musterschreiber gewesen. Doch bin ich allemal über zehen Meilen nicht darvon gewesen, wann man Schlachten gehalten / oder Städte und Vestungen eingenommen. Bin also ein Soldat, und doch keiner gewesen, wie man will. Gleich wie die Speck-Mäuse, welche eigentlich weder Mäuse noch Vögel sind. Doch kan man mich nicht verdencken, wann ich etwa improprie loquendo zu sagen pflege: Als wir den Feind bey Leipzig geschlagen, als wir Wolffen-büttel eingenommen haben. Dann daß ich nicht verwundet worden, macht, daß ich fest gewesen, und weit davon geblieben, also, daß ich mit Warheit sagen kann, weit davon, sey gut vor Schiessen. Oder wann ich mich mit einem habe schlagen oder balgen sollen, habe ich mich unter dem Wammes, sonderlich auff dem Rücken wol mit Papier armirt, damit mein Widerpart nicht so leicht durchstechen können, welches jenem vor Valencien sein Leben erhalten hat. So habe ich auch keine Beuten gemacht, weil ich nie auff die Wahlstatt kommen, und allzeit gefürchtet, es möchte mich ein Todter an einen Fuß beissen. Auch hat mir mein Obrister die Feder so fleissig angegürtet gehabt, daß ich nicht davon kommen können, sondern hinter dem Schreibzeug Schildwache halten müssen, beneben einer Kannen Wein. Damit wann etwa Granaten ins Quartier geworffen würden, ich beyzeiten leschen möchte. Hab zugleich mir angelegen seyn lassen, eifferig auff der Marx oder Martis-Brüder Gesundheit zu trinken, ob ich gleich ein Federfechter war."

Auf die Gaisbacher Zeit dürften sich mehrere Stellen aus der „Reiß-Beschreibung nach der obern neuen Monds-Welt" beziehen. Bei dem Landesherrn des Mondes wird der Reisende „an allen Thüren gern eingelassen, nur daß mich die Edelleute durchzogen, weilen sie sahen, daß ich nicht ihres gleichen, und nicht Brüderschafft-mässig war, auch daß ich mehr bey den Büchern, als bey dem Thurniren her kommen, ob sie schon auch ihren Müttern gläuben müssen, daß ihre Väter Edelleute gewesen". Es scheint daraus hervorzugehen, daß die Herren des Mortenauer Adelsvereines Grimmelshausen nicht für voll ansahen und daß er sich durch ihr Verhalten zurückgesetzt fühlte; kein Wunder, daß er sich von seinem Dienste, der ihn solchen Kränkungen und Demütigungen aussetzte, hinwegsehnte. Dem Mondherrn, der zu wissen begehrt, warum er nicht gern bei Hofe sei, gibt er zur Antwort: „Ich wüßte mich nicht drein zu schicken, siehet einer ernstlich, so meint man, er wolle für gar zu witzig angesehen seyn, schertzete er, so macht er sich zu gemein, und wenn es den Herrn nit verdreust, so verdreust es die Herrlein, und fürchten sich allzeit, sie werden getroffen, wenn man schon in die Lufft und nach einer Schwalben schiesst." (Gesamtausg. III, S. 789.)

Der im ersten Teil des „Vogelnests" (14. Cap.) dem Simplicissimus zugeschriebene „Mangel, daß der Phantast so gar offenhertzig, und weder simulire noch dissimulire, noch mit seinem teutschen Maul so gar nichts verschweigen kan, sondern jederman ohne Scheu die Warheit trucken heraus zu sagen gewohnet ist", mag auch für Grimmelshausen selbst die Quelle mannichfacher Unannehmlichkeiten geworden sein; auch in der Vorrede zur „Verkehrten Welt" klagt er, „daß er offt wenig Danks damit verdienet habe, wann er die Warheit geredet oder geschrieben".

Weiter führt er in der „Reißbeschreibung nach der obern neuen Mondswelt" Beschwerde, daß „man heutiges Tages nur gar zu viel mit dem Schreiben gehudelt seye, könne ein ehrlicher Secretarius oder Scribent des Tags vor solchen kritzeln und kratzeln kaum ein Stund oder viere müssig gehen" (Gesamtausg. III, S. 788).

Der Landesfürst des Mondes läßt ihm hundert Dukaten verehren, „welches mir, meines Wissens, nie in Teutschland wiederfahren, dann daselbst hält man darvor, man solle einen armen Gesellen halten, daß er ein armer Gesell bleiben könne".

Aus diesen Andeutungen können wir uns ein ungefähres Bild machen, welcher Art die Gründe waren, die Grimmelshausen zur Aufgabe seiner Stellung bestimmten. Daß Grimmelshausen fünf Jahre nach dem Tode Hans Reinhards von Schauenburg, 1669, dem Vetter desselben, Philipp Hannibal von Schauenburg, seinem neuen Grundherrn, den Roman „Dietwald und Amelinde" widmete und in der Vorrede seine „Danckbarliche Erkandtnüs deren von E. H. A. Gestrenge und wohlermelten Hause Schauenburg vielfälltig empfangener Gnaden und Gutthaten" aussprach, ist wohl als der Ausdruck der Höflichkeit dem neuen Grundherrn gegenüber aufzufassen[1]).

Selbstverständlich hat Grimmelshausen auch zu den Hanauer Szenen fremde Elemente verwendet, und zwar die meisten wieder aus dem „Gusmann". Gusman wird Edelknabe bei einem Kardinal, Simplicius beim Gubernator von Hanau. Simplicius, ein unerfahrenes Kind, mit dessen harmlos törichten Kinderstreichen wir herzliche Sympathie fühlen können, jener ein boshafter, verstohlener Bursche, vor dessen Fingern weder das Eigentum seines Herrn noch seiner Mitpagen sicher ist, auf dessen oft gemeine Streiche auch nicht der leiseste Strahl von Humor oder gesundem Mutterwitz mildernd fällt. „Wenig Witz und

[1]) Die „Traumgeschicht von Dir und Mir" erschien zusammen mit dem „Fliegenden Wandersmann" und der „Reisebeschreibung nach der obern neuen Mondswelt" 1660, also kurz vor Grimmelshausens Weggang von Gaisbach. Erst 1665, nach dem Tod Hans Reinhards von Schauenburg, kehrt er wieder nach Gaisbach zurück, um dort die Wirtschaft zum „silbernen Stern" zu betreiben. Jedenfalls ist das Zusammentreffen dieser Umstände sehr auffallend. Daß das Verhältnis zwischen den beiden Männern sich bald wieder, wohl nach dem Aufhören der aus dem Dienstverhältnis erwachsenen Reibungen, sich gebessert haben muß, entnehme ich einem Kirchenbucheintrag der kathol. Pfarrei Ulm bei Renchen, aus dem hervorgeht, daß die Gemahlin Hans Reinhards bei der Taufe eines Kindes Grimmelshausens die Patenstelle annahm. Der Eintrag lautet:

„1663 2 novembris. Infans: Anna Maria. Parentes: Joannes Jacobus Christophorus à Grimmelshausen oeconomus in Vlenburg et Catharina Henningerin eius uxor. Patrini (Paten): Leonardus Kihl prothoscriba in Oberkirch et Maria Magdalena uxor Johannis Goll praetoris in Oberkirch et praenobilis Dña Anna Walpurgis uxor Jois Reinardi a Schauenburg Caesarei Colonelli quondam in Offenburg. Parochus: Jacobus Zeller."

viel Behagen", das ist die Devise für die Schelmenstreiche des Gusman. Die Gusmanischen Motive des Stehlens und der Naschhaftigkeit verbinden sich, stark abgeschwächt, mit einer Erzählung des Gesichtes „Reuth-Cammer" der Schönwetterschen Philanderausgabe zu der Szene der verzehrten Kalbsaugen.

Gusman I, Cap. 9. „Under andern aber lag ein silberne Schüssel auff der Erden, die sahe mich gar sündlich an, und bate mich gleichsamb, daß ich mich uber sie erbarmen, auffheben, und zu mir nemmen wolte: das thate ich nun, hebte sie auff, nam sie zu mir, und ging in aller still darvon, ohne daß es mein Herr und Fraw gewar wurde, dann ich sahe, daß sie im Wein begraben lagen .... deß Morgens frü mangelte mein gnedige Fraw alsbaldt der silbernen Schüssel ...."

Reuth-Cammer S. 156. „.... gaben sie ihrem gemeinen jungen ein baar Bätzlein, daß er jhnen einen Kalbskopf kauffen, denselben zu richten unnd auff den Abend zur Mahlzeit auffstragen solte, der Knab kam solchem nach, unnd legte den gekochten Kalbskopff, wie es essens Zeit wurde, in eine Schüssel, als sie aber gar zu lang außblieben, trieb ihn der Hunger oder appetit, daß er an dem Kalbshirn anfieng zu klauben, solches rein und schön außfraß, hernach seinen beyden Herren, als sie wiederkamen, den Kopff vorsetzte wie sie den nun ohne Hirn befanden, fragten sie jhn, was das were? ...."

Die Antwort des Knaben hat mit der des Simplicius die Schlagfertigkeit gemein; ich gebe sie nicht wieder, da die Pointe nur im Zusammenhang mit dem Vorausgehenden verständlich ist und mit der Szene im „Simplicissimus" nichts zu tun hat.

Simplicissimus, I. Buch, 29. Cap. „Den ersten Tag ward mir ein grosser fetter Kalbskopff .... auffzutragen eingehändiget; weil nun derselbig zimlich mürb gesotten war, ließ er das eine Aug mit zugehörigen gantzen Substanz ziemlich weit herauß lappen, welches mir ein anmuthiger und verführerischer Anblick war: Und weil mich der frische Geruch von der Speckbrühe und auffgestreutem Ingwer zugleich anreitzete, empfand ich einen solchen Appetit, daß mir das Maul gantz voll Wasser ward: In Summa, das Aug lachte meine Augen, meine Nase, und mein Mund zugleich an, und bat mich gleichsam, ich wollte es doch meinem heiß-hungerigen Magen einverleiben: Ich ließ mir nicht lang den Rock zerreißen, sondern folgte meinen Begierden, im Gang hub ich das Aug mit meinem Löffel .... so meisterlich herauß, und schickte es ohne Anstoß so geschwind an seinen Ort, daß es auch kein Mensch inward, biß das Schüppen-Essen auf den Tisch kam, und mich und sich selbst verrieth: dan als man ihn zerlegen wolte, und eins von seinen allerbesten Gliedmassen mangelte, sahe mein Herr gleich, warum der Vorschneider stutzte. ..... Mein Herr fragte, meines Bedünkens mit einer schröcklichen Mine, wohin ich mit dem Kalbs-Aug kommen wäre? ...."

Das Narrentum des Simplicius ist ebenfalls im „Gusman" bereits angedeutet; auch Gusman dient seinem Herrn als Schalksnarr,

Aufwärter und lustiger Tischrat; seine Reden haben wie die des Simplicius teilweise den Fehler, daß sie durchaus unkindlich und unwahrscheinlich sind und daß hinter ihnen stets mit der ganzen Wucht historischer Beweisgründe der gelehrte Verfasser anrückt.

Die Umwandlung des Simplicius in einen Narren wird durch verkleidete Teufel vollzogen; im „Gusman" hat ihre Erscheinung keinen ersichtlichen Zweck als etwa den, das Entweichen des erschreckten Gusman herbeizuführen. Die Teufelszene im Simplicissimus ist bis auf Einzelheiten dem „Gusman" nachgebildet[1]):

Gusman I, Cap. 14 „Nach Mitternacht in meinen besten schlaffen, hörte ich ein getümmel und sahe vier erschröcklich gestalten der Teufeln mit Haren, krummen Schnäbeln, und langen Schwäntzen, die naheten zu meinem Beth, und zohen die Deck herunder: Ich fieng gleichwol an zu betten, den süssen namen Jesu anzuruffen, und mich vor disen getauffften Teuffeln zu segnen, aber es war alles vergeblich, dann sie legten mich auff eine Kotzen oder Deck, und ein jeglicher nam einen Zipffel inn die Hand und schutzten mich länger als eine halbe Stundt in die höhe, allermaßen wie die Metzger in der Fastnacht den Jäckel oder einen Hundt zuschutzen, hin und wider zu werffen, zu blencken und zu peinigen pflegen: Biß sie letstlichen müd wurden, unnd mich für halb Todt ligen liessen: Das machte mich nun dermassen ohne kräfftig, daß ich nichts bey mir im Leib behalten kondte, sondern ließ alles unden auß, inns Beth gehen, das schmeckte über alle maßen übel."

Im Simplicissimus (Buch II, Cap. 5) kommen gleichfalls „im ersten Schlaff vier Kerl in schröcklichen Teufels-Larven vermumt ins Zimmer vors Bette"; dem Anrufen des süßen Namens entspricht hier das Zetergeschrei, und wie Gusman wird Simplicius in ein „Leylach gelegt und zerplotzt", bis er des Gebrauchs seiner Sinne beraubt wie tot dort liegt. Die üblen Begleiterscheinungen, bei Gusman nur eine Folge der Angst, werden bei Simplicius zum absichtlich gewählten Mittel, von den Peinigern loszukommen.

Die Paradiesszene mit den Engeln (Buch II, Cap. 6) ist einem Schwank des Schönwetterschen „Complementum"[2]) entnommen; ein sinnlos betrunkener Bauer wird in das kurfürstliche Schloß gebracht, in ein prächtiges Prunkbett gelegt, mit köstlichen Hofkleidern bekleidet, mit allerlei Leckerbissen bewirtet usw.

S. 762. „Zween junge abgefäumbte Pagen musten sich sonderlich verkleiden, wie man etwan bey den Comedien zu Hooff die Engel läst uffziehen, mit einem Goldgelben Haar, und langem weissen Rock: diese warteten, biß sich der Bawr würde sehen und mercken lassen, daß sie ihm dienten, nach aller Manier."

[1]) Vgl. v. Payer S. 98; v. Bloedau S. 51; Rauffe S. 102.

[2]) „Les visions de Don Queveto Philandri von Sittewaldt Complementum das ist, Discursus historico politici Don Experti Ruperti, von Wunder-Geschichten .... Franckfurt am Mayn, in Verlegung Johann Gottfried Schönwetters 1648".

Schließlich wird der Bauer mit einem Schlaftrunk eingeschläfert; in seiner Hütte und der gewohnten Umgebung erwachend, läßt er sich nicht von seiner Meinung abbringen, „er wär im Paradeiß gewesen".

Das Motiv ist sehr alt und scheint aus dem Orient zu stammen (Tausend und eine Nacht, Abenteuer Harun Al Raschids bei einem Kaufmann); ähnlich ist auch die Erzählung bei Boccaccio (Dekameron III, 8.); neuerdings hat bekanntlich Gerhard Hauptmann den Stoff in seinem „Schluck und Jau" verwendet.

Die im Anschluß an den Schwank im „Complementum" erzählte Geschichte von dem römischen „Ritter und Kriegs-Obersten" Mundus, der als Gott Anubis bei einer vornehmen Römerin Paulina Erhörung seiner Liebe findet, hat Grimmelshausen den Stoff für seine Messiasgeschichte im zweiten Teil des „Wunderbarlichen Vogelnests" gegeben; über die Herleitung des Motivs siehe Kurz IV, Anm. S. 429 ff.

Als Kalb verweigert Simplicius die Aufnahme von Speisen, verlangt nach Gras und läßt sich zum Essen erst durch zwei Knaben bewegen, die man als Kälber verkleidet hat. Eine ähnliche Geschichte erzählt Moscherosch (I. Teil, S. 692):

„Jener Ertzphantast hatte sich so steiff eingebildet, er wäre ein Geist, daß er auch weder essen noch trincken, noch sich anziehen, noch bei männschlicher Gesellschaft wohnen wollen. Kein Doctor wuste einig mittel der Hülff zu finden: Dan des Fantasten Einbildung, daß die Geister nichts essen und trincken, war so fest, daß man sorgen muste er wirde hungers sterben. Ein erfahrener weiser Artzt kam endlich und brauchte disen List, er kleidete sich und noch zween der seinigen in weiß leinine Tücher, als Todten-Geister, giengen zu nacht mit Liechtern in das Gemach, setzten sich zusammen nider, redeten heimlich, und stelleten sich, ob sie Geister wären. Letzlich, als sie auch zu dem Krancken kamen, der ihrem Thun gnugsam zugesehen hatte: und derselbe fragte, wer sie wären? was sie wolten? Der Doctor antwortete: Sie wären Geister, die des nachts mit liechtern hin und hergehen. Der Kranke solches hörend sprach, er wäre nun auch eine zeithero ein Geist: und wan sie es leiden möchten, wolt er ihrer Gesellschaft seyn. Der Doctor wolte sich etwas sperren, und wuste im reden und gebärden sich also zuverhalten, daß den Krancken letzlich däuchte, seine Gesellschaft wäre den Geistern ähnlicher als er selbsten.

Als der Doctor den Krancken nun fast gewöhnet hatte, hieß er die andern zween ihm Essen und Trincken bringen: Dessen sich der Krancke verwundern wolte: Dieweil ja, seines wissens, die Geister weder essen noch trincken solten. Das wäre mir übel gesagt, sprach der Doctor. Es sind nun vil Jahr daß ich ein Geist, und in manchem Land herumgefahren bin, wer wolt mir gethan haben, wan ich nicht gessen hätte? wo ich je gewesen, habe ich allezeit gesehen, daß die Geister zu Nachts mit einander Essen und Trincken, und sich lustig machen: Brachte auch den Krancken dahin, daß er angefangen Speise zu sich zunehmen: und also der andern und dritten Nacht widerum: und so nach und nach, biß der Wahnsinnige endlich von der Närrischen Kranckheit durch den Weisen Doctor gäntzlich geheylet und zu recht gebracht worden."

Daß Grimmelshausen diese Erzählung Moscheroschs benützt hat, geht daraus hervor, daß er gleich darauf einige Sätze aus Moscherosch fast wörtlich folgen läßt.

Moscherosch, im „Unterricht Warmunds von der Tannen“ (Vorrede zum I. Teil der Gesichte):

„. . . . . Dahero dann, wer mit eröffneten augen deß verstands um sich siehet, leichtlich kan wahrnemmen, wie in Mänschlicher gestalt der viehische sinn sein herberg und auffenthalt hab; allerley begirden erwäk; auch gantz un=artig und unmänschliche Thaten, unter dem schein mänschlicher handlung offtmahls verursache. Ein solcher wird mitten unter dem hauffen derer so für Mänschen erscheinen, sich in warheit mit wilden Thieren um=geben befinden: er wird da sehen so vil grimmiger lewen, ehr süchtig hochsteigender adler, stoltz auffgeblasener pfawen, listiger fuxen, feindseliger schlangen und skorpionen, neidiger hunde, geitziger wölff und geyren, garstig prassender säwe, geylstinckender böke, läppischer affen, und so viel grob dälpischer äsel überal finden, daß er dafür wird halten, die schwartz künstliche Circe habe mit ihrem zaubertrunk nicht nur das Ulyssische gesinde verwandelt, sondern damit die gantze welt angesteckt und be=unsee=liget . . . .[1])“

Simplicissimus, II. Buch, 7. Cap. „. . . Dieses lieffe mich um so viel deño ehender überreden, weil mich hungerte, und nicht darum, daß ich hiebevor schon selbst gesehen, wie theils Menschen säuischer als Schweine, grimmiger als Löwen, gäiler als Böcke, neidiger als Hunde, unbändiger als Pferde, gröber als Esel, verstoffener als Rinder, listiger als Füchse, gefressiger als Wölffe, närrischer als Affen und giftiger als Schlangen und Krotten waren, welche dannoch allesamt menschlicher narung genossen, und nur durch die Gestalt von den Thieren unterschieden waren, zumalen auch die Unschuld eines Kalbs bey weitem nicht hatten. Ich fütterte mit meinen Mit Kälbern, wie solches mein Appetit erfoderte, und wann ein Frembder uns unversehens zu Tisch hätte sitzen sehen, so hätte er sich ohne Zweiffel eingebildet, die alte Circe wäre wieder auferstanden.“

Derselbe Gedanke erscheint bei Grimmelshausen noch einmal im zweiten Teil des „Wunderbarlichen Vogelnests“ (Kurz IV, S. 157):

„Es wird mir zu lang zu erzehlen und fällt verdrüßlich zu hören, wie mancher, der nach seines Nächsten Eheweib wiehlet, sich in einen Hengst, wie

[1]) Die Stelle geht zurück auf Boethius, „De consolatione Philosophiae“ IV, 3, wo derselbe in Anlehnung an die Circesage eine moralische Umdeutung der Tiercharaktere gibt: „Evenit igitur, ut quem transformatum vitiis videas, hominem existimare non possis. Avaritia fervet alienarum opum violentus ereptor? similem lupi dixeris. Ferox atque inquietus linguam litigiis exercet? cani comparabitis. Insidiator occultis surripuisse fraudibus gaudet? vulpeculis exaequetur. Irae intemperans fremit? leonis animum gestare credatur. Pavidus ac fugax non mentuenda formidat? cervis similis habeatur Segnis ac stupidus torpet? asinum vivit. Levis atque inconstans studia permutat? nihil avibus differt. Foedis inmundisque libidinibus immergitur? sordidae suis voluptate detinetur. Ita fit, ut qui probitate deserta homo esse desierit, cum in divinam conditionem transire non possit, vertatur in beluam.“ Auch Dante hat die Stelle benützt (Purgatorio 14, 40—54). Vgl. Vassermann, Beitr. z. Motiven und Quellen der Divina Commedia (Studien z. vergl. Literaturgesch. VIII, S. 2f). Auf Boethius geht auch die christliche Symbolik des Mittelalters zurück, wenn sie in ihrer kirchlichen Plastik die Todsünden unter der Gestalt von wilden Tieren darstellt.

manche gaile Ehebrecherin sich in eine läuffige Zatz, und alle außgelassene, auff die Unkeuschheit verpichte, sich in stinckende Böck verkehren, geschweige, daß ich erst sagen solte, wie viel durch fressen und sauffen zu Säuen, durch Neid und Haß zu Hunden, durch Geitz und Gelt Begierd zu Wölffen, durch Grausamkeit zu Löwen und andere durch andere Laster zu sonst allerhand Bestien worden . . ."

**Auch die Erzählung von den essenden und trinkenden Geistern hat Grimmelshausen noch ein zweites Mal im Simplicissimus angebracht und zwar an der Stelle, wo der Hanauer Pfarrer dem Gubernator Beispiele von eingebildeten Kranken und ihren wunderbaren Heilungen erzählt (II. Buch, 13. Cap.); die nämliche Geschichte findet sich mit anderen derselben Art in der „Neuen Weltbeschreibung" des Prätorius („von phantastischen Menschen", S. 358), der sie wieder von anderen Schriftstellern übernommen hat:**

„Zeiterus in centur. Epistol. Posthumar. cap. 60 p. m. 495 ꝛc. Theils Menschen bilden ihnen ein seltzsame Sachen. Vor einem Weib lieset man, die vermeynt, sie hätte mit dem Brode eine Nadel verschlucket, bis man ihr etwas zu erbrechen gegeben, und heimlich eine Nadel ins Geschirr geworffen, die sie geglaubet von ihr kommen zu seyn; und also wieder gesund worden ist."

„Einer beförchete sich, er möchte ein Guckuck werden; darumb er sich selbst erhencte. Ein junger von Adel, in obern Lymosin, bildete ihm ein, er were auff der Jagt, von einem wilden Schweine umb den einen Fuß gebracht worden, und hette nur einen Fuß.

Ein anderer vermeynte, seine Füße währen gläsern, und wolte deßwegen nit fortgehen aus Furcht, er möchte sie zerstoßen. Einer hatte die Einbildung, daß er von Ziegelsteinen wehre, und deßwegen nicht trincken wolte, weil er befürchtete, er möchte weich werden und zergehen. Ein Beck bildete ihm ein, er were von Butter; und deßwegen kunte mann ihn nicht zum Feuer, oder vor seinen Ofen bringen, weil er sich so sehr beiorgte, er möchte zerschmeltzen. Ein Einwohner zu Siena, in Italien, hat ihme vorgenommen sein Wasser gantz und gar nicht zu lassen, sondern viel eher zu sterben, weil er ihme einbildete, sobald er sein Wasser von sich liesse, daß die gantze Stad ersauffen würde.

Und dieweil die Artzt nichts mit ihm außrichten kunten, so liessen sie, aus Vergünstigung, im nächsten Hause Feuer anlegen, und mit allen Glocken sturm leuten; bestelleten auch Knechte, die Feuer, Feuer schreyen thäten, und schickten die vornehmsten Männer der Stadt zu Ihm, und liessen Ihm sagen, daß kein ander Mittel wehre, ihre Stadt zu erretten, alß daß er eilens sein Wasser abschlagen, und also das Feuer leschen thäte. Dieweil nun der arme Melancholicus geglaubt, seine Stadt währe in solcher Gefahr, deßwegen pissete er, unde leeret alles aus, was er in der Blasen hatte: und ist also durch dieses Mittel errettet worden. Thisabo von Redtschorn in seiner neu-Alamodischen Sitten-Schule, p. 254 ꝛc. Etliche Melancholische bilden sich ein, sie wehren gestorben, sampt deren Chur. Ein Pommerischer von Adel, aus dem Geschlechte derer von Zuhnen, ist Anno 1314 in eine solche Tieffe Melancholey gerathen, also daß er sich nicht anders eingebildet, er sey gantz todt, und hat auch dannenhero weder essen noch trincken wollen. Die Freunde aber erdencken solches Mittel: kleiden etliche frömbde Leuthe, als wie Todte an, tragen denen selben Essen und Trincken auff, daß sie essen, trincken, und stattlich lustig sein müssen. Als dieses der Melancholische Edelmann gesehen, hat er gefraget; wer sie den wehren? Worauff sie ihm wieder geantwortet: sie wehren Todte Leuthe: über welchen Todten der Melancholicus sich nicht allein höchlich verwundert, sondern sich auch bald zu

ihnen gesellt, mitgessen, gedrunken und lustig erzeiget, sprechend: er habe in Warheit nicht gewußt, daß die Todten auch essen, trincken und sich lustig machen dürften, sonsten wolte er es schon vorlängst also gethan haben. Ist auch darauff, durch dieses Mittel wiederumb erlediget worden. Micraelius im 5. Buche der Pommerischen Chronica, am 536. Blat."

All diese Beispiele gehören zu derselben Gattung, wie die von Grimmelshausen im 13. Kapitel des 2. Buches aufgezählten; die dort erzählte von dem Manne mit der langen Nase und die von dem gläsernen Narren stammen aus dem Gesicht „Phantasten-Hospital." (Schluß folgt.)

---

# Untersuchungen zu „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz".

Von Arthur Hordorff in Neustrelitz[1]).

(Schluß.)

Treten wir nun der Frage nach den Anteilen der beiden Hauptverfasser, Bodmer und Wieland, an den Grandisonbriefen etwas näher, so gibt es mancherlei Wege, die wir zu ihrer Beantwortung einschlagen können. Man kann Tagebücher und Briefe mit Hindeutungen auf die Mitarbeit heranziehen, inhaltliche Kriterien sind zu beachten, ebenso der Ursprung sowie die Art der Verwendung der Zitate, ob sie nämlich frei oder getreu benutzt sind, ob sie geschickt in kleinen Teilen in den Text verwoben oder in längeren Partien ohne große Änderungen übernommen sind, ob der Prozentsatz der zitierten Stellen neben den ursprünglichen größer oder geringer ist. Dann kommen orthographische und sprachlich-stilistische Kennzeichen in Frage, und schließlich darf man auch auf sprachmelodische, tonqualitative Kriterien wenigstens hindeuten. Die genannten Wege werden uns nicht alle zum Ziel führen. Hier und da finden wir wohl einige Anhaltspunkte, anderswo versagt uns die Untersuchung Auskunft, aber wenn wir alles zusammennehmen und vergleichen, so werden wir schließlich doch an zahlreichen Stellen festen Boden unter den Füßen zu gewinnen vermögen.

Briefe und Tagebücher, so weit sie wenigstens bisher vorliegen, lassen uns freilich recht sehr im Stiche. Wenn Bodmer mit Bezug auf den Grandison am 12. Januar 1755 an Zellweger[2]) schreibt:

[1]) Vgl. Euphorion XVIII, 68 ff., 381 ff. und 634 ff.
[2]) S. Euphorion XVIII, 71.

„Etwas habe ich verfertiget, etwas Herr Wieland, mehr im ernstlichen Stylo als im lustigen", so werden wir zwar am Ende unserer Untersuchung sagen dürfen, dies Urteil sei nicht unrichtig, aber vorwärts kann es uns jetzt nicht helfen. Ebenso gibt uns der Brief Bodmers vom 6. April 1755 an Zellweger[1]) nur ein neues Rätsel auf: „Auch die Freunde in Winterthur", heißt es dort, „haben ihr Symbolum beygetragen". Die Freunde in Winterthur — man beachte den Anklang an Grandison IV 52, V 74, 80, VII 104; s. diese Stellen — sind aber Waser und Künzli. Haben diese nun Anteil am Texte des VII. Briefes — denn nur für diesen kommen sie doch wohl in Betracht — oder soll „Symbolum" nur besagen, daß sich hinter dem angeblichen Schreiber und dem Adressaten der Grandisonbriefe Künzli und Waser verstecken, daß sie nur ihre Namen, und zwar nur die Vornamen, beigesteuert haben?

Etwas mehr läßt sich scheinbar aus Wielands wichtigem Brief vom 9. April 1755 an Gleim[2]) entnehmen. Wieland schreibt:

(„Ich will) eine Disharmonie verbannen, die durch eine Stelle des 8. Briefes der Grandisonschen Briefe hätte können verursacht werden. Als diese Briefe geschrieben wurden, machte ein übelgesinnter Mensch hier eine Recension bekannt[3]), worinn diejenige Stelle meiner Abhandlung vom Noah, die Herrn Ramler angeht[4]), auf eine sehr impertinente Art gerüget und Beschuldigungen auf mich und die sogenannten Herren Schweizer überhaupt gewälzet werden, die uns zu viel tun . . . . . So wenig ich sonst Lust habe, mich selbst zu verteidigen, so sehe ich doch, . . . daß ich die Beschuldigungen abwischen (muß). So entstand der

[1]) Hirzel S. 90.

[2]) Ausgew. Br. I. 169.

[3]) S. o. zu VIII 87.

[4]) Ein Artikel der Berliner „Crit. Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" 1750 (Nr. 12, 13, 14) hatte einige Stellen des „Noah" in sehr milder Form getadelt. Der heißspornige Wieland hatte jedoch in seiner „Abhandlung" sehr grob darauf erwidert (vgl. Hempelausgabe Bd. 40. S. 369 ff.) und Ramler, der der Verfasser des Artikels war, angegriffen. Der Humor bei der Sache ist jedoch, daß Ramler ganz unschuldig war, die Stellen, die den Noah tadelten, stammten gerade von Gleim! Dieser hatte Ramler die anstoßerregenden kritischen Bemerkungen zur Verfügung gestellt. Vgl. Schüddekopf, Ramler, Leipz. Diss. 1886, S. 30; Gleims Brief an Kleist vom 3. Februar 1750 (bei Sauer, Kleist III 109): „Ich habe angefangen, einige Anmerkungen über den Noah aufzuschreiben . . . . . Ein Gleichnis am Anfange steht gar nicht am rechten Ort"; Weim. Vierteljahrschr. IV 228, wo Ramlers Brief an Geßner vom 16. Oktober 1755 zitiert wird: „Den Noah habe ich am ersten in den kritischen Nachrichten angepriesen. Unter diese Stellen hatte eine andere Hand einige Kritiken geschoben, die stehen geblieben sind, und die dem Autor auf gewisse Weise mehr nützen als schaden konnten". Geßner schrieb daraufhin an Ramler: „Herr Bodmer und Herr Wieland versichern sie ihrer Hochachtung, der letzte insonderheit, er freut sich sehr über die Nachricht, daß sie der Verfasser der Anmerkungen über den Noah nicht sind, er hat sie auch nie dafür gehalten, und es tut ihm recht sehr leid, wenn sie durch Irrtum für denjenigen gehalten werden, den er angegriffen hat."

achte Brief, worinn ich einem ehrwürdigen Geistlichen und braven Mann die Klagen in den Mund lege, welche in gedachter Recension gegen die Herren Schweizer und mich ausgeschüttet werden. Dies machte es notwendig, der Sache des Herrn Ramler ausführlicher zu erwähnen . . . . Ich hatte keinen besondern Grund, einen Mann, der mir wenig bekannt ist, auf meine eigenen Unkosten zu schonen . . . . da wir vor einiger Zeit auf den glücklichen Gedanken gekommen, uns Ihren gütigen Beystand zur Publikation dieser Schrift zu erbitten, und Sie unserem Wunsch so gefällig entsprachen, hatte ich ganz aus dem Sinne gelassen, daß Herr Ramler in diesem Briefe vorkomme. Es fiel mir erst ein, als das Paquet vor vier Tagen abgegangen war. Dies machte mich sehr unruhig. Ich sah, daß Sie diese Sache unmöglich so ansehen konnten wie ich, da Sie Herrn Ramler näher kennen und ihn als einen Freund lieben . . . . . Es ist mir an der Achtung aller vernünftigen und rechtschaffenen Leute viel gelegen, es ist mir an ihrer Freundschaft, mein Herr, sehr viel gelegen, auch an Herrn Ramlers Gewogenheit, da er ihr Freund ist, und ich nicht die geringste Pique gegen ihn habe . . . . Glauben Sie, daß Ramler durch diesen Brief beleidiget werde, so streichen sie darinn[1]) aus, wie sie wollen, Sie haben von mir unumschränkte Vollmacht. Oder gefällt es Ihnen, sich in einer Note unter dem Texte oder anderswo zu rechtfertigen, so wird es mir nicht im mindesten zuwider sein. Ich habe Ihnen die lauterste Wahrheit geschrieben . . ."

Man darf aus diesem Schreiben mit Sicherheit schließen, daß der VIII. Grandisonbrief, wenn auch vielleicht nicht ganz, doch zum allergrößten Teile von Wieland verfaßt ist. Er spricht hier immer nur von sich, und unterscheidet deutlich davon „wir, unsere", wo es sich nicht um den VIII. Brief allein handelt. Wir lesen: „Ich muß die Beschuldigungen abwischen, ich lege einem Geistlichen Klagen in den Mund, ich hatte keinen Grund, Ramler zu schonen, es ist mir viel gelegen . ., Sie haben von mir Vollmacht". Wie kann Wieland, wenn er nicht der Autor des VIII. Briefes wäre, Vollmacht erteilen, zu streichen, was Gleim wolle? Wie wäre Bodmer dazugekommen, auf die gegen Wieland gerichtete Recension zu erwidern? Es entspricht, trotz Wielands Ableugnung, auch durchaus seiner Art, in eigener Sache aufzutreten und sich zu verteidigen. Wenn es auch im VIII. Briefe (Anhang S. 109) einmal heißt: „Der Verfasser der Ankündigung der Dunciade mag für sich selber reden", so ist diese Wendung in das von Wieland abgefaßte Stück nur eingefügt, weil ja der Eindruck erweckt werden sollte, als kämen die Grandisonbriefe von norddeutschen Verfassern und hätten keinerlei Beziehung zu den Schweizern. — Vor allem fällt aber der durchaus subjektive und individuelle Ton des Briefes dann in die Augen, wenn man andere Briefstellen Wielands an Gleim daneben hält. Da ist immer die Rede von „wir, uns, unser". „Wir möchten ein paar critische Stücke lieber in

[1] Warum der ganze VIII. Brief von Ramler weggelassen wurde, ist unklar. Soweit ging Wielands an Gleim erteilte Erlaubnis doch nicht. Wahrscheinlich war Ramler die ganze „Geschichte" zu lang geraten, und er machte kurzerhand Schluß.

Deutschland gedruckt haben. Wir nehmen die Freyheit, Ihnen den Anfang von einem derselben zu übersenden. Wir jüngere Leute in Zürich möchten auch etwas (thun). Wir übersenden Ihnen den Anfang von Edward Grandisons Aufenthalt in Görlitz" (Brief vom 21. Januar 1755). Und so schreibt auch Geßner (am 24. Januar 1755 an Gleim): „Wir nehmen uns die Freyheit; wir sind auf den Einfall gekommen."

Und doch hat die Sache einen Haken. Zwar steht es für mich fest, daß Wieland **den** VIII. Brief, den er an Gleim schickte, verfaßt hat; **der** VIII. Brief aber, den wir 1756 in den Zür. Freym. Nachr. abgedruckt finden, dürfte von Bodmer sein, denn Niederschriften Wielands, die unzweifelhaft zum VIII. Briefe gehören, und die Fritz Budde unlängst in Zürich gefunden und in seinem Buche „Wieland und Bodmer" (Palästra LXXXIX, Berlin, 1910) abgedruckt hat (S. 106, 120 ff., 127), können zwar die Urhandschriften des ursprünglichen, d. h. an Gleim geschickten VIII. Briefes sein, finden sich aber im jetzigen VIII. Briefe nicht mehr vor, so daß wohl anzunehmen ist, Bodmer habe 1756 auf eigene Faust, gewiß aber unter Benutzung alter Wielandscher Aufzeichnungen (— wie weit erstreckte sich aber diese Benutzung?) an Stelle des von Ramler unterdrückten VIII. Briefes einen neuen verfertigt und publiziert[1]).

Ein Weniges über Wielands Anteil am Grandison dürfen wir auch aus dem schon genannten Briefe vom 21. Januar 1755 schließen. Wieland hat drei Briefe an Gleim geschickt und schreibt dann:

„Es sind noch fünf Briefe übrig, deren einer die Geschichte der Rhapsodisten enthält, ein anderer Unterredungen über die sogenannte Friedfertigkeit der Leute, die im Streite zwischen Vernunft und Unsinn neutral bleiben oder zwischen dem Parnaß und Blocksberg eine Vereinigung stiften wollen; in einem anderen werden die Rechte der Kritik erörtert und gezeigt, daß die meisten Deutschen die nötige Freimütigkeit in Behauptung der Wahrheit von der Grobheit nicht zu unterscheiden wissen. Der merkwürdigste aber ist ein Brief von Herrn Grandison selbst, in welchem der Charakter der deutschen Nation entworfen wird."

Wieland erwähnt zwar, es seien noch fünf Briefe vorhanden, gibt aber nur den Inhalt von vieren an: Der IV. Brief fehlt. Wollte er den Clou des ganzen Grandisonwerkchens, Gottscheds Erscheinen in höchsteigener Person, nicht verraten? Am Ende des III. Briefes war doch schon zu deutlich auf ihn hingewiesen. Und wie spricht Wieland von den anderen vier Briefen? Über den V., der, wie er sagt, die Geschichte des Rhapsodisten enthält, geht er rasch hinweg; man darf vermuten, daß er an diesem Briefe nicht

[1]) Weiteres hierüber habe ich in einer Besprechung des Buddeschen Buches ausgeführt, die in nächster Zeit im Euphorion erscheinen wird.

ſonderlich als Verfaſſer beteiligt iſt. Von „einem anderen" Briefe kann es zweifelhaft ſein, ob Wieland den V. oder VII. meint. Gegen die Annahme, es ſei der V. gemeint, ſcheint ja ſchon das „ein anderer" zu ſprechen; dafür aber der Anklang des V. Briefes an Wielands Schreiben: „Streit zwiſchen Vernunft und Unſinn", und vor allem „neutral bleiben" (vgl. V. 72, 73). Man müßte dann annehmen, daß entweder Wieland ſich ganz ſchlecht unterrichtet zeigt und von einem (V.) Brief wie von zweien ſpricht, oder daß etwa die Partie V 72 f. urſprünglich in einen anderen Brief eingeſetzt werden ſollte, vielleicht in den VII. Und dieſer VII. Brief iſt wohl überhaupt von vornherein von Wieland gemeint. Allein auch hier, wie matt und ſchief drückt er ſich aus. Der VII. Brief redet doch weit mehr von anderen Dingen als von der „Vereinigung zwiſchen dem Parnaß und Blocksberg", die nur im Anfang (S. 106 f.) geſtreift wird. Weit beſſer zeigt ſich Wieland informiert über den XIII. und den VI. Brief. Auf letzteren weiſt er nachdrücklich hin, beſonders erwähnt er den letzten Teil des Briefes, der ganz Wielands Art zu erkennen gibt, und den Inhalt des VIII. Briefes umreißt er mit wenigen Worten treffend und erſchöpfend. Für dieſe beiden Briefe alſo ſcheint, ſo ſchließen wir, Wieland als Verfaſſer in Frage zu kommen.

Faſſen wir ferner inhaltliche Kriterien ins Auge, ſo bekommen wir hier wertvolle Fingerzeige für die Scheidung der Anteile der Verfaſſer. Für Bodmer kann man zunächſt faſt alles in Anſpruch nehmen, was ſich auf den Rhapſodiſten bezieht. Es war eine mit Zähigkeit feſtgehaltene Lieblingsidee Bodmers, epiſche Gedichte von der Bühne herab rezitieren zu laſſen; er hatte ſich ſogar einmal an die Schuchſche Schauſpielertruppe mit der Aufforderung gewandt, im Theater Epopeen zum Vortrage zu bringen. Dieſe ganze Idee aber im allgemeinen wie in ihrer ausführlichen Verwertung im „Grandiſon" geht zudem noch auf ein hiſtoriſches Faktum zurück, auf eine von außen kommende Anregung. Im Jahre 1745 war in Sankt Gallen ein wandernder Rezitator epiſcher Gedichte, ein Rhapſode aufgetreten. Bodmer hatte ihn vielleicht geſehen, von ihm wenigſtens mancherlei erfahren und über das merkwürdige Ereignis ausführlich in vier Artikeln der Z. Fr. N. (1745, S. 140 ff., 148 ff., 157 ff., 166 ff.) Bericht erſtattet. Dieſe vier Artikel ſind im gedanklichen Inhalte wie im Wortlaute nicht ohne Einfluß auf die Darſtellung im „Grandiſon" (III 40, V 75 f.) geweſen.[1]) Ebenſo kann man mit Bezug auf große Teile des VII. Briefes, der eine der lebendigſten Schilderungen der Molkenbrüderſchaft enthält, für Bod-

[1]) S. dieſe Stellen.

mers Verfasserschaft eintreten. Wieland hat ja einiges aus diesem Briefe verfaßt, und wenn irgendwo, so ist hier auch der Platz für Mitarbeit Wasers und Künzlis und anderer Molkenbrüder; einem Lavater[1]) darf man wirklich die sanftmütigen Äußerungen zutrauen, die dem friedfertigen Hirschgärtner in den Mund gelegt werden, und was war natürlicher, als daß, wie der VII. Brief ja selbst es bekennt[2]), literarische Tages- und Streitfragen in dem Freundeskreise lebhaft diskutiert wurden. Aber einmal meine ich, daß die Mitarbeit der Bodmerschen Freunde, wenn sie überhaupt Partien für den Grandison niederschrieben, doch gering ist, und daß wohl nur ihre Gedanken verwertet wurden, dann aber, was Wieland angeht, ist darauf hinzuweisen, daß er zwar aus Erzählungen der Freunde und literarischen Vorlagen die Zusammenkünfte der Molkenbrüder kannte, auch das Lokal, daß er aber eine so intime und teilweise wirklich feine Darstellung, wie wir sie im VII. Briefe finden, doch wohl nur aus eigener Anteilnahme an diesen Festen und aus eigener Anschauung hätte geben können — und eben an dieser persönlichen Teilnahme fehlt es bei ihm. Es ist so gut wie sicher, daß er bis 1755 noch gar nicht in Trogen und auf dem Gäbris gewesen ist[3]). Bodmer also bleibt als Verfasser großer Partieen des VII. Briefes übrig[4]).

Auf Wieland als Autor darf man schließen bei der Kritik Schönaichs am Sonnenhymnus (III 47) und bei Grandisons Verteidigung (III 48), sowie bei den auf Landers Beschuldigungen bezüglichen Stellen (I 15 f., IV 61 f.), die ihr Gegenstück in der Ankündigung und in einem wohl von Wieland herrührenden Aufsatze der Z. Fr. N. 1753 (396 ff.) finden. Stellen dagegen, wie die Zerpflückung von Versen aus dem „Hermann" und wie die Übersetzungen aus Platos „Jon", erwecken gewichtige Zweifel, ob Wieland oder Bodmer mehr beteiligt sind. Die Platozitate dienen zwar alle Bodmers alter Idee, Epen von Rhapsoden rezitieren zu lassen, fügen sich auch alle in die Rhapsodistenepisode ein, aber von Wieland wissen wir andererseits, daß er gerade 1754 und 1755 sehr viel und mit großer Begeisterung Plato gelesen hat; hat er doch sogar selbst einen platonischen Dialog, „Gespräch des Sokrates mit Timoclea", und den „Theages" verfaßt. Und in der Tat scheinen die Platostellen von

[1]) Oheim des Physiognomikers.

[2]) S. 106.

[3]) Vgl. Hirzel 84, 198.

[4]) Die letzten Seiten, die interessante Einzelheiten aus Bodmers dichterischem Leben bringen und ihn sehr rühmen, stammen zum Teil von Wieland her. Sollte noch ein anderer beteiligt sein? Dann dürfte man wohl auf Waser raten, zu dessen froher, leichtscherzender Art der ungezwungene, heitere Ton der Schlußseiten gut paßt, besser als zu Künzlis schwerer, „sokratischer" Heiterkeit und Satire.

Wieland zu ſtammen, nicht von Bodmer, der natürlich an ſich griechiſch wohl verſtand.

Sodann die Hermannverſe. Ich glaube, ihre Kritik ſtammt von Wieland. Für ihn ſcheint unumſtößlich die Tatſache zu ſprechen, daß in der Ankündigung faſt dieſelben Stellen mit biſſigen, kritiſchen Bemerkungen vorgebracht werden, wie im III. (und VI.) Briefe, daß Wieland ein ähnliches Verfahren, freilich in durchaus lobendem Sinn, in der „Abhandlung von den Schönheiten im Noah" (1753) angewandt hatte, daß er einen anderen „Hermann" verfaßt hatte, daß uns gerade für Wieland ein unverdächtiges Zeugnis des Magiſters Ring vorliegt, das freilich zunächſt auf die Ankündigung nächſten Bezug hat, aber einen Rückſchluß auch auf den „Grandiſon" geſtattet. „Vom Hermann des von Schönaich", ſo berichtet Ring in ſeinem Tagebuche unter dem 15. März 1755, „las (Wieland) uns einige Stellen vor, da nichts als Blut und Flamme und Morden und kindiſches und pitojables Zeug iſt." Aber man muß andererſeits doch bedenken, daß es Bodmer war, der den „Hermann" Schönaichs im Anfange des Jahres 1755 in ſeinem „Arminius-Schönaich" parodierte[1]), und daß die im III. Briefe zitierten Verſe auch dort vorkommen, man muß bedenken, daß Bodmer, wenn auch nicht der alleinige Verfaſſer[2]) des „Verbeſſerten Hermann", ſo doch der Verfaſſer größerer Teile dieſes Schriftchens geweſen iſt, das ja ebenfalls mit Schönaich ins Gericht geht.

Daß man aus der Art der Verwendung der Vorlagen weitreichende Schlüſſe auf den Autor-Redaktor ziehen könne, iſt mir unwahrſcheinlich. Wie groß iſt die Verſchiedenheit zwiſchen einzelnen Briefen und größeren Teilen der Briefe, und doch kann der Autor der gleiche ſein! Während im II. Briefe nur ein einziges, einigermaßen zuſammenhängendes Zitat vorkommt, das ſeinerſeits dem Original gegenüber nicht unbeträchtlich geändert iſt, und dieſer II. Brief im übrigen ſehr kunſtvoll aus winzigen Stückchen, einzelnen Wörtern, Satzteilen und Sätzen zuſammengeſetzt iſt, finden ſich im Anhange zum VIII. Briefe lange, faſt unverändert aus der Vorlage herübergenommene Zitate. In Brief VII fehlen, vom Eingange und dem Ende abgeſehen, direkte Zitate ſo gut wie ganz; ſelbſt Anklänge im Sinne oder Wortlaute an andere Schriften ſind nicht eben häufig. Dabei kann man von Briefſtellen, bei denen beſondere Umſtände das Fehlen von Zitaten ganz natürlich erſcheinen laſſen, noch völlig abſehen. So wun-

[1]) Das Werkchen iſt mir nicht zur Hand; ich verweiſe auf Meißner, Bodmer als Parodiſt. Leipzig 1904. — Die genannte Parodie war Mai 1755 fertig, wurde aber (durch Sulzer) erſt 1756 publiziert.

[2]) So Seuffert, Gött. Gel. Anz. 1896, S. 498, und Meißner. Stil und Ton ſcheinen mir an zahlreichen Stellen für Wieland zu ſprechen.

dert es uns nicht, wenn im II. Teile des V. Briefes, der die ganz anmutig erzählte, aber doch völlig fabulierte Geschichte Fridolins des Rhapsodisten enthält, Zitate fast durchweg fehlen, ebenso in größeren Partien des VI. und VII. Briefes (Wieland!). Neben längeren Zitaten im I. und VI. Briefe finden sich in denselben Briefen Partien, die ähnlich wie der II. Brief zusammengestoppelt sind. So läßt sich denn im einzelnen nicht viel aus der Natur der Zitate schließen. Ganz im Allgemeinen aber darf man sagen, daß auf Wieland hinweist das Vorkommen längerer, zusammenhängender und der Vorlage gegenüber wenig veränderten Zitate[1]), daß Wieland weniger als Bodmer zur Karikatur neigt, d. h. er läßt Gottschedsche Stellen ganz ernsthaft, sachlich, in ruhiger Erörterung von Schönaich vortragen, während Bodmer gern die Farben dick aufträgt, die Karikatur und Ironie schärfer, deutlicher hervortreten läßt. Auf Bodmer weist ferner die maßvolle Anwendung kürzerer und freier benutzter Zitate (V 69, 74 f., VII 105).

Noch ein Wort über den Prozentsatz der zitierten Stellen (— soweit ich sie überhaupt feststellen konnte; ich lasse deshalb den VIII. Brief beiseite —) gegenüber den für die Grandisonbriefe neu entstandenen. Die Zitate stehen zu diesen Originalstellen im Verhältnisse

1 : $1\frac{1}{2}$ in Br. 3 (hauptsächlich von Wieland).
1 : $2\frac{1}{2}$ „ „ 1 ( „ „ „ ).
1 : $2\frac{3}{4}$ „ „ 6 ( „ „ „ ).
1 : 3 „ „ 4 (von Wieland und Bodmer).
1 : 6 „ „ 5 (der größte Teil von Bodmer).
1 : 7 „ „ 2 (von Wieland [und Bodmer]).
1 : 8 „ „ 7 (von Bodmer und ? ).

Auch aus dem Ursprunge der Zitate kann man ein Weniges folgern: Zitate aus Plato, Pope vor allen, aus Wielands „Vorbericht" zum „Gepryften Abraham", aus dem „Hermann" und aus Bodmers Miltonübersetzung verraten häufig Wieland als Autor; Zitate aus Bodmers Briefen und Dichtungen deuten auf Bodmer.

Aufschlüsse über die Anteile der Autoren geben uns ferner in einer Anzahl von Fällen die in den Grandisonbriefen öfter vorkommenden, genau oder nur teilweise übereinstimmenden Stellen, sei es, daß sie sich im selben (z. B. V 65 : V 80), sei es, daß sie sich in verschiedenen Briefen finden. Ich meine nicht so, daß sich nur Bodmer oder nur Wieland solche Wiederholungen gestattet hätten, sondern so, daß man eine Wiederholung, wenn die erste Stelle schon

[1]) Vgl. Br. I 4/5, 6, 7, 8, 9 o.; III 34/35, 36 ff. (Hermannverse), S. 47 ff. (Kritik und Verteidigung der Sonnenhymne); IV 59, VI 87/88, 89, 90, 101, 102 f.; [VIII 87, 88, 107, Anhang?].

für Bodmer (oder Wieland) gesichert ist, nun ebenfalls mit Wahrscheinlichkeit Bodmer (resp. Wieland) zusprechen darf. Im Zusammenhange gibt uns das doch oft einen Fingerzeig. Freilich mag es auch vorkommen, daß einmal Wieland eine von Bodmer stammende Stelle akzeptierte, oder umgekehrt. Besonders aufschlußreich ist die Häufigkeit von wiederholten Stellen in einigen Briefen untereinander, so stimmt sehr vieles aus dem II. Briefe mit Stellen des VI. Briefes überein, ebenso mit solchen des III. Briefes, alles Partien Wielandschen Ursprungs.

Ich gebe im folgenden Tabellen, aus denen man die Wiederholungen (die übrigens sehr verschiedener Natur sind) leicht ersieht.

| Zu Brief I | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | 19 | 20 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Vgl. Brief II | 21 | | | | 21 | | | | | | | | | 27 | | | 22 | 22 | | |
| „ „ III | | | 37 | | | | | 50 | | | | | | 34, 35 | | | | | | |
| „ „ IV | | | 56<br>64 | | | | | | | | | | 58, 61<br>62, 64 | | 58 | 58 | | | | |
| „ „ V | | | | | 73 | | | 67<br>82 | | | | | | | | | | | | |
| „ „ VI | 83<br>84 | 83 | | | | | | | | | 89 | | | 90 | | | 90 | 87<br>90 | | |
| „ „ VII | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| „ „ VIII | | | | | 109, 110 | | | | | | | | | | | | | | | |

Zu S. 13 vgl. S. 14, 15, 16; zu S. 14 vgl. S. 17, zu S. 17 vgl. S. 18.

| Zu Brief II | 21 | 22 | 23 | 24 | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 | 30—32 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Vgl. Brief I | 1, 5 | 17<br>18 | | | | | 14 | | | |
| „ „ III | | | | | | | 45 | | | |
| „ „ IV | | | | | 52 | | | | 53 | |
| „ „ V | | | | | | | | | | |
| „ „ VI | 83, 84 | 90 | 85, 86, 88<br>93, 95 | 93, 95<br>98 | 93 | 93, 95, 96 | 86, 94 | 93 | 84 | |
| „ „ VII | 98 | | | 111, 117 | | 114 | | | | |
| „ „ VIII | | 88 | 88 | 88 | 88 | 88 | | | | |

Zu S. 24 vgl. S. 25, 26, 28

| Zu **Brief III** | 32 | 33 | 34 | 35 | 36 | 37 | 38 | 39 | 40 | 41 | 42 | 43 | 44 | 45 | 46 | 47 | 48 | 49 | 50 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Vgl. Brief I | | | 14 | | | 3 | | | | | | | | 14 | | | | | 8 |
| „ „ II | | | | | | | | | | | | | | 27 | | | | | |
| „ „ IV | 62 | | | | | 56 | | | 51 | 51 | | | | | | 58 | | | 64 |
| „ „ V | 69 | | | | | | | | | | | | | | | | | | 67, 82 |
| „ „ VI | | | 90 | | | | | | | | | | | | 94 | 94 | | | |
| „ „ VII | | | | | | | | | | 105 | | | | | | | | | |
| „ „ VIII | | | | | | | | | | | | | | | | | | 87 | |

| Zu **Brief IV** | 51 | 52 | 53 | 54 | 55 | 56 | 57 | 58 | 59 | 60 | 61 | 62 | 63 | 64 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Vgl. Brief I | | | | | | 3 | | | | 13—16 | | | | 3 |
| „ „ II | | 25 | 29 | | | | | | | | | | | |
| „ „ III | 40, 41 | | | | | 37 | | 47 | | | | 32 | | 50 |
| „ „ V | | 74 | | 71, 72 | | | | | | | | 69 | | |
| „ „ VI | | | 84 | | | | | 86 | 86 | 90 | | 90 | | |
| „ „ VII | | 105 | | | | | | 111 | | | | | | |
| „ „ VIII | | | | 87 | | | | | | | | | | |

Zu S. 54 vgl. S. 58 u. 59; zu S. 58 vgl. S. 60, 61, 62, 64.

| Zu **Brief V** | 65—68 | 69 | 70 | 71 | 72 | 73 | 74 | 75 | 76—79 | 80 | 81 | 82 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Vgl. Brief I | (Zu 67:8) | | | | | 5 | | | | | | 8 |
| „ „ II | | | | | | | | | | | | |
| „ „ III | | 32 | 42 | | | | | | | | | 50 |
| „ „ IV | | 62 | | 54 | 54 | | 52 | 52 | | | | |
| „ „ VI | | | | | | | | | | | | |
| „ „ VII | | | | 109 | | | 104/5 122 | 104/5 | | 104/5 | | |
| „ „ VIII | | | | 87 | 109f | 110 | | | | | | |

Zu S. 65 vgl. S. 80; zu S. 67 vgl. S. 82.

| Zu **Brief VI** | 82 | 83 | 84 | 85 | 86 | 87 | 88 | 89 | 90 | 91 | 92 | 93 | 94 | 95 | 96 | 97 | 98 | 99 bis 104 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Vgl. Brief I | | 1 | 1,2 | | | 18 | | 11 | 8, 14 17, 18 | | | | | | | | | |
| „ „ II | | | 21 29 | 23 | 23,27 | | 23 | | 22 | | | 23, 24 25, 26 28, 29 | 27 | 23 24 26 | 26 | | 24 | |
| „ „ III | | | | | | | | | 34 | 35 36 | 35 36 | | 42 – 49 46/7 | | | | | |
| „ „ IV | | | 52 53 | | 54 58/9 | | | | 59, 60 62 | | | | | | | | | |
| „ „ V | | | | | 71 | | | | | | | | | | | | | |
| „ „ VII | | | | | 111 | | | | | | | | | | | | 116 117 | |
| „ „ VIII | | | | | | | | | | | | 88 | | | | | | |

| Zu **Brief VII** | 104 | 105 | 106 | 107 | 108 | 109 | 110 bis 113 | 114 u. 115 | 116 | 117 | 118 | 119—121 | 122 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Vgl. Brief I | | | | | | | | | | | | | |
| „ „ II | | | | | | | | | | 24 | 21 | | |
| „ „ III | | 41 | | | | | | | | | | | |
| „ „ IV | | 52 | 52 | | | | | | | | | | |
| „ „ V | | 74, 75 80 | 74, 75 80 | | | 71 | | 74 | | | | | 74 |
| „ „ VI | | | | | | | | | 98 | 98 | | | |
| „ „ VIII | | | 94 | | | | | | | | | | |

| Zu **Brief VIII** | 86 | 87 | 88 | 94 | 95 | 96 | 106 | 107 | 108 | 109 u. 110 | 111 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Vgl. Brief I | | | | | | | | | | (5) | |
| „ „ II | | | **22, 23, 24** | | | | | | | | |
| „ „ III | | 49 | | | | | | | | | |
| „ „ IV | | 54 | | | | | | | | | |
| „ „ V | | 71/2 | | | | | | | | 71 u. 72 | |
| „ „ VI | | | 93 | | | | | | | | |
| „ „ VII | | | | 106, 108, 111 | | | | | | | |

Neben leicht erklärlichen Wiederholungen [„. . . der Hermann, . . das erste Werk im Deutschen, welches den Nahmen einer Epopee verdienet, (geht) auf den sichern Spuren der größten Dichter des Alterthums, und der besten unter den Neueren einher . . .“: vgl. I 14; III 34; VI 90; Ank. 53; „. . (die englische Nation) hat auch einen epischen Dichter haben wollen“: I 17, 18; II 22; VI 90; viele Stellen in Brief II zu solchen in Brief VI; V 74 f. zu VII 105 f.] finden sich auch auffallendere. So wird im Anfange des VI. Briefes der Anfang des I. wiederholt, so heißt es im V. Briefe zweimal (S. 65, 80), Grandison „mache sich seit einigen Tagen (einige Tage) ein ordentliches Geschäfte (ernstliches G.) daraus . . .“; so wird mit denselben Worten im IV. und V. Briefe (S. 52, 74) gesagt, Fridolin müsse seine Poesie von den Freunden in Z. haben, aber Kreuzner kenne den Kanal nicht, durch den der fahrende Sänger diese Gedichte empfange.

Dreimal findet sich beispielsweise ein Zitat aus Wielands „Vorbericht“ zum „Gepryften Abraham“ (IV 54, 58 59; VI 85), und die ganze große Partie V 72 f. kehrt fast wörtlich im Anhange des VIII. Briefes (allerdings erst 1756 entstanden!) wieder. Neben wiederholt aufgeführten Zitaten im eigentlichen Sinne (so aus dem „Hermann“ I 8, 14; III 34; VI 90) finden sich als Wiederholungen gleiche oder ähnliche Redensarten (s. o. IV 52 : V 74: „Geschichte des menschlichen Geistes“: II 29; IV 53; VI 84). Auch von dieser Seite der Wiederholungen aus betrachtet, stellt sich uns der „Grandison“ als ein ungemein festgefügtes, künstliches Gebäude dar.

Bei der stilistischen Untersuchung beschränke ich mich darauf, schon weil ich an diesem Orte nicht mit dem gesamten Materiale arbeiten kann, eine Reihe von Fällen zu besprechen, die uns verhältnismäßig klare Hinweise auf Wielands Autorschaft geben.

Die Schreibweise, die übrigens, wie ich gleich vorwegnehmen will, vielleicht von Ramler vor dem Drucke korrigiert worden ist, bietet uns wenig Anhalt. Bodmer sowohl, als Wieland schreiben wie im „Grandison“ so auch sonst (Privatbriefe!) bald „kommt“, bald „kömmt“, bald „bezeugen“, bald „bezeigen“[1]); die Anrede an eine Person „Sie, Ihre“ wird von beiden auch „sie, ihre“ geschrieben. Für beweiskräftig ist einer großen Zahl von Fällen dagegen das Auftreten von „Innhalt“ für Wieland, von „Inhalt“ für Bodmer[2])

---

[1]) I 2 f.: „seines Bezeugen“; 18: „Reue bezeugen“; II 29: „Verlangen bezeugen; V 67: „Eifer bezeugen“; 71: „Gleichgültigkeit bezeugen“; VI 102: „Ehrfurcht bezeugen“; aber VII 106: „Erbarmen bezeigen“; 112: „Eifer bezeigen“; VIII 94, 94. 106, 108, 108: „Verachtung, Achtung, Verlangen bezeigen“. Vgl. Verb. Herm. S. 99: „bezeigen“; 91: „bezeugen“; 100: „bezeigten.“

[2]) „Inhalt“ findet sich I 11, III 39 und 40, IV 52, 53 (Bodmer?), 58; „Innhalt“ dagegen II 27, III 35, 42 (?? Wieland), VI 92, 95, VIII 86.

„darinn" und „darinnen" wechseln bei beiden, immerhin bevorzugt Wieland „darinnen", auch in Privatbriefen. Die vollen Formen „derer" und „denen" des Artikels weisen auf Wieland[1]). Ein paar Worte nur über die syntaktische Eigenart der beiden Autoren: Wieland liebt lange, kunstvoll gebaute Sätze, schön fließende Perioden mit vielen subordinierten und eingeschachtelten Sätzen, obwohl er die Kunst kurzer, treffender, scharfer, sentenzenartiger Sätze auch vortrefflich kennt; Bodmer bevorzugt einfache, parataktisch gegliederte Sätze ohne schwere Belastung, sein Stil wirkt lebhafter, energischer. Ich wende mich sogleich zum Hauptteile der hier vorzubringenden stilistischen Untersuchung, zum Wortgebrauche, und glaube am besten zu tun, wenn ich die Auswahl von Wörtern, die ich getroffen, hier gleich zusammenfassend in einem Wörterverzeichnisse gebe, mag es sich um solche Wörter handeln, die nichts für oder gegen einen Autor beweisen, um Lieblingswörter Wielands oder Bodmers oder um ganze von dem oder jenem bevorzugte Redensarten.

absonderlich: III 34, 38; VI 89, 93, 100; VII 108, 111, 116. Die Stellen sind für Wieland in Anspruch zu nehmen.

Art: I 4: „auf diese Art" (und I 11); III 42: „auf die verschiedenste Art", VI 87: „auf eine Art, welche . . . ."; VIII 94: „auf dieselbe Art"; VIII 109: „auf eine gezierte Art"; VIII 109: „auf eine historische Art". Vgl. o. Wielands Brief an Gleim vom 9. April 1755: „auf eine sehr impertinente Art."

Augen: (II 29: „er wollte alles durch sich selber sehen"); II 21: „nicht ehe urtheilen, bis sie mit ihren Augen gesehen"; IV 55: „lernen, mit anderen Augen zu sehen"; V 67: „ein Mensch, der ihre Schriften nicht mit eigenen Augen gesehen". Vgl. Wielands Vorbericht zur „Sammlung" (zitiert o. zu VII 118): „da sie mit eigenen Augen sahen", und Anf. 1: „wenn sie nicht mit Augen sähen."

Ausbildung: I 17: „Erdichtungen und Ausbildungen", II 23: „geschickte Ausbildungen"; III 35: „Ausbildung der Theilchen", 36: „seltsame Ausbildung", IV 58: „Ausbildung ist schwülstig", 60: „in der Ausbildung", V 80: „die poetische Ausbildung"; VI 90: „die Ausbildung ist zusammengesetzt", 93: „affektenleere Ausbildung", 95: „die Ausbildung", 97: „geschickte Dichtart und Ausbildung". Ausbildung ist stets soviel wie Darstellung. Wieland.

dergleichen: III 46, 48, 48, 49, 49 („dergleichen Meteore und Phöbus"), IV 59: „dergleichen Rabbinen", V 62, VI 101: „dergleichen Philippi", 102: „dergleichen Züge", VIII 87, 88, 109: „solche und dergleichen Leute". Wielandstellen.

Dichtart: Die folgenden Redewendungen, von Bodmer stammend, sind in den Schriften der Schweizer und in Wielands Jugendarbeiten ungemein oft zu finden, wobei wir von der Verwendung von „Art" in anderen Verbindungen („auf eine Art" s. o.; „Art der Reue, der Nachahmung", „Versart", „Schreibart", „Lebensart") ganz schweigen können. Im Grandison kommt vor:

Denkungsart: I 3, 16; II 28; IV 52, 60; V 77, 78; VI 93; VII 118;
Dichtungsart: I 9, IV 53, 60; VI 84, 93, 95, 97, 101; VIII 87 (Dichtart);
Denk- und Dichtungsart: II 24;
Denkungs- und Dichtungsart: II 26, 27;
Dichtungs- und Denkungsart: III 35.

---

[1]) I 11: „bei denenjenigen"; VI 84: „von denen Werken"; 95: „mit denen Empfindungen"; 98: „deren Kunstlehrer"; VII 107: „derer Gelehrten"; VIII 107: „von denen Waren."

eben: Ein von Wieland gern gebrauchtes Wort ist das einschränkende oder gleichsetzende „eben".

I 17: „eben diese", I 14: „ebenso glücklich", II 29, 30: „ebenso wenig", III 37: „ebenso wenig", 47: „eben deswegen", 48: „eben dieses Schmachten", IV 56: „ebenso gut", 59: „eben nicht deshalb", IV 63: „von eben dieser Seite", V 70: „ebenso ärgerlich", VI 83: „ebenso nützlich", „zwar eben nicht", 95: „sie sind eben nicht in solcher Anzahl", 98: „eben derjenige", 102: „ebensoviele Ehrfurcht", „eben diejenigen", 104: „eben nicht sehr versteckt", VII 114: „ebenso entfernt", „eben das, was . .", VIII 87: „ebenso ernstlich", „eben dieselben", „eben diese Gelegenheit", 94, 106, 106, 107: „ebenso verderbt", 108: „ebenso flüchtig", „eben die Achtung", 109: „ebenso wenig."

einige: Ich sehe ab von „einige" und „etliche" in der Bedeutung „ein paar". Beide Wörter werden von Bodmer und Wieland bunt durcheinander gebraucht. Wieland aber ist es, der auch zu einem Singular „einige" in der Bedeutung „mittelmäßig" oder „klein" setzt. — I 6: „einige Verlegenheit", 10: „einiger Beyfall", 18: „einige Aufmerksamkeit", II 26: „einige Schüchternheit", III 38: „mit einiger Ungeduld", 41: „mit einiger Anmuth", 46: „mit einiger Genauigkeit", VI 97: „mit einigem Unwillen", VII 110: „mit einiger Heftigkeit", 111: „mit einiger Ungelegenheit", 112: „einiges Lob", VIII 106: „einige Mühe", 110: „in einigem hohem Grade", 110: „in einige Gefahr".

Einsicht: II 24: „Männer von Geist und Einsichten", II 26: „mit mehr Einsicht und mehr Feuer", II 30: „ohne eigene Einsichten", II 31: „mit voller Einsicht", III 33: „einsichtsvoller Freund", III 51: „kurze Einsichten", IV 52: „dunkle Einsicht", V 68: „nicht sehr tiefe Einsichten", V 81: „seine Einsichten in die Quellen", VI 83: „einsichtsvolle Erinnerungen", VI 84: „die Einsichten eines denkenden Kopfes", VI 90: „aus eigener Einsicht" (= Einsichtnahme!), VIII 108: „einsichtsvoller Skribent", VIII 110: „aus Einsichten". Das Wort wird von Wieland gerne benutzt, vgl. auch Anl. 77: „Einsicht und Fleiß", 81: „Leute von Einsicht", Verb. Herm. 86: „ein Mensch von schwachen Einsichten".

erklären: III 39: „er wollte sich genauer erklären", V 73: „als ich mich auf diese Art (s. o.) erklärte", VII 118: „Bodmer erklärete sich folgendergestalt", VIII 94: „ich will mich näher erklären", VIII 110: „daß ich mich erkläre". Wieland.

gedenken: Das auch bei Bodmer häufige Wort hat Wieland übernommen, vgl. I 13: „Ich lasse sie gedenken" (ebenso VI 101), III 49: „von Homer nichts zu gedenken", V 71: „ich kann mich nicht enthalten zu gedenken", VI 87: „Er durfte gedenken", VIII 95: „wenn man gedenkt", „man sollte gedenken".

Geist: Wie „Einsicht" so ist auch „Geist" ein von Wieland viel angewandtes Wort. I 2: „sein Auge ist ganz Geist", I 5: „die schönen Geister der Nation", „Werke des deutschen Geistes", I 8: „der Geist der Nation", II 23: „der Geist der Alten", 24: „Männer von Geist und Einsichten", II 26: „Werke des Geistes", II 29; „Geschichte des menschlichen Geistes" (vgl. IV 53: „Geschichte des menschlichen Geistes", VI 84: „Geheimnisse des menschlichen Verstandes und Geistes"), IV 56: Eindruck auf Herz und Geist", VI 84: „derselbe große Geist", 86: „sein eigentümlicher Geist", 87: „der feurige Geist", „seliger Geist", „abtrünnige Geister", 89: „böse Geister", 93: „die guten Geister", 98: „Arbeiten des Geistes", „den Geist anbauen", 99: „Verschönerung des Geistes", VII 114: „Werke des Geistes", VIII 95: „groß an Gemüthe und an Geist".

genug: I 10: „unnütze genug", „unverschämt genug", I 20: „lange genug", II 25: „übel genug", 27: „stark genug", III 51: „lang genug", IV 52: „fein genug", VI 84: „sonderbar genug", 93: „ungeschickt genug", VIII 110: „gewiß genug". Wieland.

Mimik: I 14: „mit lächelnder Mine", II 22: „der Freyherr machte ein böses und etwas verächtliches Gesicht", II 30: „der Freyherr hatte seltsame Minen gemacht", II 31: „der Freyherr machte ein saures Gesicht", IV 54: „sie

machen eine geheimnisreiche Mine", IV 64: „Herr Gottſched machte eine ernſthaft plumpe Mine", VII 113: „Wieland hatte etliche Mal Mine gemachet, daß er das Wort nehmen wollte", VIII 86: „ein Mann von ernſthafter Mine". Wieland. Bodmer ſcheint zu ſein III 41: „Der Freyherr hatte große Augen gemacht und ein ſpöttiſches Geſichte", V 74: „Fridolin machte große Augen".

mitten: II 24: „mitten unter den Beſtrafungen", (25: „mitten unter ihnen"), 26: „mitten in dieſem Streit", III 48: „mitten im Schmachten", V 72: „mitten unter den Verſchwärzungen", VI 84: „mitten in der Nachahmung", VII 114: „mitten in den Hinderniſſen", VIII 108: „mitten in der Zeit" Wieland. Vgl. Verb. Herm. 86: „mitten im Laſter".

ſeltſam: II 30: „ſeltſame Minen", III 36: „ſeltſame Ausbildung", „es kommt mir ſeltſam vor", 38: „es iſt ſeltſam", V 80: „ſeltſame Charaktere", VI 87: „ſeltſame Wehmut" (gegen Bodmers Original: „eine gewiſſe Wehmut"), VII 105: „ſeltſame Nachrichten", 123: „ſeltſame Szenen". Das Wort iſt von Wieland oft gebraucht.

Sprache: I 1: „ſich der deutſchen Sprache mächtig machen", I 2: „ſich in der deutſchen Sprache feſtſetzen", vgl. VI 83: „ich habe mich in der deutſchen Sprache ziemlich feſtgeſetzt", I 5: „er hätte ſich in der deutſchen Sprache ziemlich ſtark gemacht", III 35: „der deutſchen Sprache mächtig ſein", V „wenn er der engliſchen Sprache mächtig wäre". Scheint außer I 2 und VI 83 Bodmer.

Tugend: Gewiſſe Verbindungen bevorzugt Wieland; vgl. „Religion, Tugend, Sitten" in IV 54, IV 58 und VI 86, aus dem „Vorbericht" zum „Gepr. Abr." übernommen, „Tugend und Gottſeligkeit" VII 111, „Gottſeligkeit und Tugend" V 70 („Gottesfurcht und Tugend" II 28), „Religion und Tugend" V 71, „Religion, Tugend und Weisheit" V 71, „göttliche Weisheit und Tugend" IV 54.

ungemein: Bodmer bevorzugt das Wort, das ſich indeſſen auch bei Wieland findet: II 27: „ungemein gut" (W.), IV 52 „ungemeinen Gefallen" (B.), V 66: „mit ungemeiner Lebhaftigkeit", 77: „ungemeiner Geſchmack", „ungemein leicht", „mit ungemeiner Leichtigkeit" (B.), VI 87: „mit ungemeiner Hitze" (W.).

Ich weiß nicht: Dieſe Redewendung iſt bei Wieland häufig. III 36: „Ich weiß nicht, ob . . .", 38: „Ich weiß nicht, was das iſt . . .", VII 104: „Ich weiß nicht, durch welchen Zufall" (B.!), 108: „Ich weiß nicht, was ich denken ſoll . . .", 109: „Ich weiß nicht, warum einige . . . .", 118: „Ich weiß nicht, wie ein Menſch . . . .", VIII 87: „Ich weiß nicht, wie es kömmt", 106: „Im übrigen weiß ich nicht, wie . . .", 110: „Ich weiß auch gewiß genug . . . ." Vgl. Anf. 57: Ich weiß nicht, was es iſt . . ."

Ich wollte: Ebenfalls bei Wieland ſehr häufig. I 5: „Den Anfang wollte ich gern machen", 13: „ich wollte gern verſchweigen", VIII 87: „ich will nur ſagen", 94: „nur wollte ich nicht . . .", „aber ich wollte nicht gern", 95: „erſtlich wollte ich nicht leicht . . .", „demnach wollen wir gern annehmen", 107: „ich wollte gern hören", 110: „übrigens wollte ich eben ſo wenig", 110: „ich wollte gern fragen", 111: „ich will auch etwas erinnern"; vgl. Verb. Herm. 101: „ich wollte auch etwas beitragen".

ziehen: Von Wieland iſt II 29: „aufmerkſam machen und an ſich ziehen", III 38: „ſtark zu ſich ziehen", 45: „ſtark auf ſich ziehen".

Züge: Ein von Wieland gern verwandtes Wort. I 2: „mit dieſen Zügen geſchildert", I 13: „Züge und Bilder", I 19: „Züge und Geſchichten", III 34: „mit eigenen Zügen daſtehen", III 40: „feinſte Züge der Vorſtellungen", VI 83: „liebreiche Züge der Mine", 98: „einige Züge von dem Charakter", 102: „ſchildernde Züge", VII 106: „einige Züge (in den Erzählungen)".

Die stilistische Untersuchung hilft, wie wir aus Vorstehendem sehen, hier und da, besonders im Zusammenhange, mit anderen Kriterien, ein Stück weiter, aber allzuviel leistet auch sie nicht und kann es nicht. Zu stilistischen Untersuchungen, zu statistischen Feststellungen hinsichtlich beliebter Wendungen, des Wortgebrauches, syntaktischer Erscheinungen sind immer größere, zusammenhängende Stücke nötig, und diese gerade sind nach der Natur der Grandisonbriefe ausgeschlossen in doppeltem Sinne. Einmal sind Stellen, die sicherlich von fremden Autoren stammen, immer wieder da und dort in die Ausführungen des Autors der Briefe einredigiert worden, oft sind einzelne Worte zusammengestoppelt, und da ist es selbstverständlich, daß der Stil in die Brüche geht, sodann hat an zahlreichen Stellen nicht Bodmer, nicht Wieland eine längere Partie geschrieben, sondern bald folgt ein Satz Bodmers auf einen Wielands, bald umgekehrt. So durfte ich mir von der stilistischen Untersuchung nicht viel versprechen und bin durch den Versuch belehrt worden, daß allerdings wenig dabei herauskommt. Selbst wenn wir allgemeine Gesichtspunkte ins Auge fassen — wie könnte es anders sein? Auf der einen Seite Bodmer, ein Mann reifen Alters, in literarischen Fehden ergraut, ein Mann, der schon lange seinen Stil, seine Eigenheiten hatte, und auf der anderen Seite Wieland, ein schwärmerisch empfindender, gefällig sich anschmiegender Jüngling, der schon jetzt die wunderbare Anpassungsfähigkeit seines Geistes, die ihm bis ins höchste Greisenalter beschieden blieb, bewies, der trotz rascher und vielseitiger Produktion noch kaum einen eigenen Stil besaß, der von einem Vorbilde zum anderen, von L. v. Bar zur Frau Rowe überging, der Bodmer mit übereilter Begeisterung als Meister und Muster verehrte, sich ihm willig hingab, für ihn und mit ihm arbeitete: Darf man billig erwarten, daß beider Stil so grundverschieden sei? Soll sich Wieland, wie im Stoffe seiner Gesänge, nicht auch im Stile von Bodmer haben beeinflussen lassen, soll er nicht dessen Lieblingswörter und -Wendungen angenommen haben? Doch gewiß! Ein junger Mensch, der sich leicht beeinflussen läßt und ohne Zagen fremdem Beispiele folgt, der wird sicherlich in jahrelangem Umgange mit einem Stärkeren, weil Reiferen, in dessen Bahnen gezogen werden. Auch darauf darf man ja hinweisen, daß beide Autoren Alemannen waren, daß die Dialektverschiedenheiten ihrer Schriften also verschwindend gering sind, ganz anders, als wenn der Schweizer mit einem Hannoveraner oder Ostpreußen zu vergleichen wäre. Und an letzter Stelle ist dann noch eines zu erwägen: Ramler hat den „Autor", wie er selbst sagt[1]),

[1]) Ramler an Gleim 7. Mai 1755: „Ich werde mir für meine Korrektur des Druckes und des Autors ein Buch geben lassen". Gleim hatte nämlich

korrigiert; ausgerechnet derselbe Ramler, der als Korrektionsmeister Götzens, Lichtwers, Kleists einen sonderbaren Ruf genießt. Ob seine nivellierende Tätigkeit groß oder klein war, das zu erkennen, sind wir nicht mehr imstande. Seuffert[1]) wies zwar auf die Möglichkeit so starker Eingriffe hin, daß eine stilistische Untersuchung nicht mehr bis zu den Anteilen der beiden Urautoren vordringen könnte, doch glaube ich nicht, wie schon mein obiger Versuch, stilistische Kriterien zu geben, zeigt, daß alle individuellen Eigenschaften verwischt seien. Zweifelhaft ist ja von vornherein, ob Gleim, der von einigen Stellen der Grandisonbriefe, ehe sie an Ramler gingen, Abschriften genommen hat, getreulich abgeschrieben hat, so daß seine Niederschrift uns wirklich das Schweizer Original sein könnte. Auch geben uns diese flüchtig aufs Papier geworfenen Zeilen allzugeringes Material, als daß wir klar sehen könnten.

Pröhle[2]) hat diese paar Sätze schon publiziert; ich meinte, aus seinen Worten schließen zu sollen, es sei noch mehr Material der Art im Gleimarchiv vorhanden, allein das Veröffentlichte scheint doch alles zu sein; auf wiederholte Anfragen konnte mir nur das durch Pröhle bereits bekannte, unten noch einmal abgedruckte kurze Stück übersandt werden. Ich lege die wenigen Zeilen hier nebst dem Texte vor, wie er jetzt im Grandison gestaltet ist.

„Stelle aus Edward Grandisons Aufenthalt in Görlitz."[3])

„Ehe es jemand vermuthen durfte, erschienen die ersten Gesänge der Messiade, eines Dichters, auf welchen Miltons Geist in vollem Maße ruhet[4]).

„Grandison", Br. II. S. 26 f.:

„Ehe es j. verm. d., erschienen d. e. Ges. der Messiade, von einem Dichter, auf w. der miltonische Geist in v. Maaße ruhet. Die Ou. Peri., w. M.

am 4. März 1755 an Ramler geschrieben (in der Meinung, Voß werde das Manuskript zum Drucke befördern: „Es verstünde sich sodann, daß ihm für seine Bemühung das zukäme, was etwa der Verleger zu geben hätte, und bitten Sie, Verfasser sich nichts aus als etwa nur einige Exemplare auf Schreibpapier."

[1]) Gött. Gel. Anz. 1896, 492, 498.

[2]) Pröhle, „Voß, Wieland, Heinse", S. 225.

[3]) Auch vor der zweiten abgeschriebenen Stelle stehen diese Worte noch einmal. Man darf wohl annehmen, der Titel habe zuerst „Edw. Grandisons Aufenthalt in Görlitz" gelautet, zumal wenn man auch bei Wieland [Brief an Gleim vom 21. Januar 1755: „Wir übersenden Ihnen den Anfang von Edward Grandisons Aufenthalt in Görlitz"] und in Bodmers Tagebuch liest: „Im November schrieb ich Grandisons Aufenthalt in Görlitz" (i. o.). Der jetzige Titel stammt wohl von Gleim, der am 4. Mai 1755 an Ramler schreibt: „Meinen Sie nicht auch, daß der Titel heißen sollte: Edward Grandisons Geschichte, mit Auslassung des ‚in Görlitz'? Mich dünkt, Karl Grandisons Leser würden sich eher verführen lassen, das Buch zu kaufen." Wenn das „in Görlitz" wegfallen sollte, dann konnte eben „Aufenthalt" auch nicht stehen bleiben und mußte durch „Geschichte" ersetzt werden.

[4]) s. o. zu Br. II. S. 26.

Die Olympischen Personen, welche Milton mit einiger Schüchternheit behandelt hat, werden hier, mit einer Kühnheit, die sich ihrer Kräfte bewußt ist, eingeführet. Das Wort ist in Hexametern geschrieben, einer Versart, die zu der deutschen Sprache, die lange und kurze Silben hat, und in längliche Sätze läuft, ungemein gut paßet. Die Zürcher erklärten sich für Evangelisten dieses Messias, da man in seiner Heimat noch ziemlich zweideutig von ihm urtheilte."

mit ein. Sch. beh. h., w. hier mit ei. K., die i. ih. Kr. bewußt ist, eingeführt

D. W. ist in H. geschr., ei. V., die zu d. d. Spr., die l. u. kurze Sylben hat und in l. Z. l., ung. g. passet. D. Z. er. i. f. Ev. d. Meßias, da m. in Fr. H. n. z. zw. v. ihm urtheilte."

„In der That Klopstock Milton Bodmer hab verlohr, wenn die mehrst Stimm gelt. Sie müss sich mit der klein Schaar derer behelfen, die mit Homer und Virgil bekant sind, und über dieses sich in den poetischen Büchern der heil. Skribenten an den morgenländischen Geschmack, und die hohe Denkart der ältesten Zeiten gewöhnt haben; und unter diese dürfen wir auch die nicht zählen, welche den Endzweck aller Poesie im Angenehmen suchen, und daher in jedem Gedicht sich allein nach seinem Witz umsehen, auch selten recht zufrieden sind, wenn man ihnen nicht mit sehr gedrehten Einfällen aufwartet. Für diese sind hohe Empfindungen der Gottesfurcht, Tugend, menschliche und patriotische Gesinnungen, philosophische und gottselige Wahrheiten, die zur Glückseligkeit die wesentlichsten sind, darum nicht die Sachen, die sie in einem Gedicht aufmerksam machen, und an sich ziehen. Es ist wahr, daß Herr G. sie ebensowenig zu seiner Parthey zählen kann: ihre Weise der Witz wird ihnen in den Werken seiner Schule allzukarglich und von zu alltäglichem Geschmack aufgetragen."

S. 28: J. d. That, Kl., M., B. haben verlohren, wenn hier die mehrern Stimmen gelten. S. müssen s. m. d. kleinen Sch. d. beh., w. mit H. u. V. Bekanntschaft haben, und sich über d. in d. v. Büch. d. heiligen Skr. a. d. m. G. und d. h. Denkungsart d. ä. Z. g. h., u. u. d. d. w. a. diejenigen u. z., w. d. Endzweck a. P. in dem A. s., und (u. s. w.) . . .

. . . Gottesfurcht und Tugend . . .

. . . . .

. . . . sind, nicht d. S., die sie in ei. Ged. aufm. m. und an s. z. Es ist w., d. Herr Gottsched s. ebensowenig zu ir. P. z k., ihre Speise, der Wiz, w. ih. in d. W. von ir. Sch. allzukärglich u. v. zu allt. G. aufg."

Das ist alles. Was könnte man wichtiges daraus entnehmen? Ich will nur hinweisen darauf, daß zweimal bei Gleim ein Genitiv „seiner Schule", „eines Dichters") statt präpositionaler Wendungen steht („von einem Dichter", „von seiner Schule" im jetzigen Text), daß der Satz, „auf welchem Miltons Geist in vollem Maße ruhet", sich enger an die Originalbriefe Bodmers anlehnt (s. o.), als die im Texte stehende Wendung: „der miltonische Geist."

Die wenigen Kriterien, ein paar Eigenarten der Schreibung und was es sonst noch ist, sind natürlich nicht ausschlaggebend; immerhin

glaube ich, Eingriffe Ramlers annehmen zu dürfen. Der schon zitierte Brief stützt diese Meinung. Wie weit die Eingriffe gingen, muß freilich dunkel bleiben.

Endlich könnte uns vielleicht noch von einer Seite aus weitere Hilfe werden: von sprachmelodischen Untersuchungen, wie sie etwa Sievers und Saran anstellen. Wielands Tonniveau liegt etwas tiefer als das Bodmers, er liebt gleitende, sanfte Tonschritte; der Agitator Bodmer, das aggressive, bewegliche Männchen, kennzeichnet sich durch dichtaufeinanderfolgende, belebte und oft ganz ansehnliche Tonschritte[1]). Dies nur nebenbei, mir selbst liegen derartige Forschungen allzufern, und selbst hierbei wird oft nicht zu sagen sein, ob z. B. Wieland einmal eine alte Bodmerstelle, Bodmer ein Wielandzitat mit Veränderungen für den „Grandison" ausgeschrieben hat. Da klingt der alte Ton noch stark durch und kann irreführen. Störend ist überhaupt die immer wiederkehrende Einschachtelung von Zitaten, die den gleichmäßigen Verlauf der individuellen Sprachmelodie unterbrechen.

Und doch — obwohl wir kaum von irgend einer Seite allein genügende Auskunft über die Anteile der Autoren erhalten, erhebt sich schließlich die Frage und fordert Antwort: „Was können wir denn nun im Ganzen über die Verfasserschaft des Grandison aussagen?" Ich glaube, es ist doch leidlich viel, wenn wir auch nicht zu voller Klarheit gelangen. Wir haben einen ansehnlichen Prozentsatz der im Grandison stehenden Sätze mit Bestimmtheit auf frühere Werke Bodmers oder Wielands, auf Gotsched, Pope u. a. zurückführen können[2]), und auch von den Sätzen, die weder Zitate sind, noch an verwandte Stellen anklingen, läßt sich ein großer Teil durch Zusammenfassung inhaltlicher, stilistischer und sonstiger Kriterien mit leidlicher Sicherheit für Bodmer oder Wieland in Anspruch nehmen. Aber was ich zu Anfang dieser Untersuchung sagte, daß man sich sehr hüten müsse, ganze Briefe oder größere Partien derselben einem Autor zuzuweisen, das ist dahin zu erweitern, daß wir dies selbst für kleinere, zusammenhängende Partien, etwa für Abschnitte von der

[1]) Ich verdanke obige Angaben meinem Freunde, Herrn Dr. phil. Reinhold Backmann.

[2]) Auf die Verfasser der aus Zeitschriften entlehnten Stellen bin ich nur z. T., bei absoluter Sicherheit der Verfasserschaft, eingegangen. Die Fragen nach den Verfassern einzelner Zeitschriftenartikel sind ja sehr oft überhaupt nicht zu beantworten, da wissenschaftliche Untersuchungen von Zeitschriften fast ganz fehlen, sich auch nur für wenige, besonders wichtige als einigermaßen lohnend erweisen. Vor allem bei den aus den Z. Fr. N. entnommenen Stellen habe ich Hinweise darauf, ob Bodmer oder Wieland (oder andere) die betreffenden Artikel geschrieben hätten, unterlassen, hätte sie auch nicht geben können. Selbst so intime Kenner Wielands wie Seuffert vermögen ja oft kaum zu sagen, ob ein solcher Artikel von Bodmer oder Wieland stammt.

Länge einer oder zweier Seiten, nur selten, nur mit Vorsicht tun dürfen.

Ich will im folgenden vom II., III., IV. und V. Briefe, bei denen die Lage der Dinge noch am klarsten zu sein scheint, Tafeln geben, aus denen zu ersehen ist, von welchem Autor etwa, Seite für Seite, die betreffenden Briefe stammen.

| II. Brief. | Autor. | Gründe. |
|---|---|---|
| S. 20 unten: | Wieland. | Redewendungen. |
| S. 21: | „ | Redewendungen, Zusammenhang. |
| S. 22 oben: | „ | Bezug auf Br. I 17 18. |
| S. 22 Mitte, unten: | ? | Nichts weist auf B. oder W. |
| S. 23: | Wieland. | Ähnliche Wendungen in Br. III u. bes. Br. VI. |
| S. 24 oben: | „ | Zorn auf Journalisten: vgl. Anf. |
| S. 24 Mitte: | „ | Zusammenhang. |
| S. 24 unten: | „ | vgl. Vorbericht zur „Sammlung“: Br. VII, VIII. |
| S. 25 oben: | „ | Verwandte Stellen, Zitat. |
| S. 25 unten u. | Bodmer? | Worte und Gedanken aus Einleitung zu |
| S. 26 oben: | „ | Bodmers Mittonübersetzung, auch aus Bodmer Briefen. Oder von |
| S. 26—27 oben: | „ | Wieland übernommen. |
| S. 27 Mitte u. unt.: | Wieland. | Verwandtes in Br. III. Anf. |
| S. 28 oben: | Wieland? | Zusammenhang? |
| S. 28 Mitte: | Wieland. | Gedanklich |
| S. 28 unten: | „ | Langes Zitat Wielands. |
| S. 29 oben: | „ | Stil. |
| S. 29 unten: | „ | Anklänge an II, IV. |
| S. 30 oben: | ? | |
| S. 30 M. u. unt.: | Wieland. | Anf. verwandt. |
| S. 31 oben: | „ | Stil. |
| S. 31 Mitte: | „ | Gedanke: vgl. Anf. |
| S. 31 unt. u. S. 32 oben: | Bodmer? | ? Auf W. weist nichts. Aus Richardson; vgl. I 2. |

In Brief III halte ich für S. 32 u. 33 oben, S. 39 unten, S. 40 S. 41 oben, S. 46 oben (??) u. S. 47 oben Bodmer, für S. 33 unten S. 34—39 oben, S. 41 unten bis S. 45, S. 46 u. S. 47 u. S. 48, 49 50 ? u. 51 oben Wieland für den Verfasser. In Brief IV ist allem Anscheine nach S. 51 u., 52 o. (außer der Platostelle, von Wieland), 53 o. von Bodmer; S. 53 u. 54, 55, 56 scheint von Wieland zu sein mit gelegentlichen Einschüben Bodmers, für S. 57 wage ich keine Entscheidung zu treffen, vielleicht hat hier und auf S. 58 Bodmer den Hauptanteil. Von S. 58 an und bis S. 61 mag Wieland Autor sein, der Rest des Briefes, mit Bodmerzitaten versehen, ist vielleicht auch sonst von Bodmer mit verfaßt. Den V. Brief (S. 65 u., S. 66 o.) beginnt Bodmer; S. 66 u. und S. 67 o. ist von Wieland: von ihm scheint auch S. 68 o. zu sein: S. 67 u., S. 68 u., S. 69 (oben Wieland??) bis S. 70 Mitte hat Bodmer verfaßt: S. 70 u., S. 71, 72 sind von Wieland: auf S. 72 u. 73 hat Wieland anscheinend einiges zu Bodmers Eigentum hinzugetan. Der ganze Rest des Briefes, S. 74—82 o., ist mit Ausnahme weniger Sätze auf S. 81 u. von Bodmer.

Soweit diese Einzelheiten, die hier ja nicht nachgeprüft, deren Gründe nicht alle gegeben werden können. Für die Beurteilung der Grandison-Briefe überhaupt ist eines jedenfalls als wichtigstes festzuhalten: Wielands Anteil ist weit größer, als man glaubte. Im I. und III. Briefe sind sehr große Partien von ihm verfaßt, am IV. und VII., auch am V. ist er mehr oder weniger beteiligt; der II. und VI. Brief (außer dem Eingange, S. 832) sind so gut wie ganz von ihm. Dem gegenüber kann man für Bodmer nur geringe Teile des I., II. und III. Briefes, mehreres im IV. und VII. Briefe, sehr umfangreiche Partien des V. Briefes in Anspruch nehmen. Für den VII. Brief ist vielleicht hinzuweisen auf die Mitarbeit Wasers und Künzlis. Die Sonderstellung dieses Briefes, dem Thema und der geringen Zahl der Zitate nach, ist vielleicht z. T. auf andere Autoren als Bodmer und Wieland zurückzuführen. Den VIII. Brief will ich hier aus der Betrachtung ausscheiden.

Wer die erste Anregung zum „Grandison" gegeben hat, ist mit Sicherheit nicht zu sagen, doch weist vieles auf Bodmer hin. Zwar hatte die „Ästhetik in einer Nuß", die er im November 1754 erhalten hatte, den alten, sonst so streitbaren Herrn eben nicht sehr aufgeregt, er schreibt vielmehr am 12. Dezember an Zellweger[1], er habe über das neologische Wörterbuch nur gelacht und nichts dazu gesagt, „ausgenommen, daß ich beygelegtes Blatt in hiesige freymüthige Nachrichten habe sezen lassen". Aus diesem „lassen" darf man schon entnehmen, was Inhalt, Ton und Wortanklang (an die Ankündigung) zur Gewißheit machen, daß Bodmer nicht der Verfasser dieser Anzeige (Z. Fr. N. 1754, 18. Dezember, S. 403) der „Ästhetik" ist, sondern daß sie von Wieland stammt und von Bodmer nur zum Drucke befördert wurde. Zwar heißt es im selben Brief mit Bezug auf die „Ästhetik" weiter: „Herr Wieland hat eine ernsthafte critisch-moralische Schrift hiervon projektiert", aber ich glaube, dies alles kann nicht gegen Bodmer als Anreger der Grandisonbriefe sprechen. Mit der projektierten Schrift ist wahrscheinlich die „Ankündigung" gemeint, in der Wieland gern ernste Töne anschlägt und mit dem Pathos sittlicher Entrüstung auf Gottscheds literarische wie moralische Persönlichkeit eindringt. Sodann ist als wichtigstes und unumstößlichstes Dokument für Bodmer immer seine eigene Tagebuchnotiz da: „Im November schrieb ich Grandisons Aufenthalt in Görlitz". Bodmer hatte sich ja schon oft über literarische Fragen in Briefen und ganzen Briefsammlungen ausgelassen; ich erwähne nur die „Kritischen Briefe" (1746), die „Neuen kritischen Briefe" (1749) und die der 2. Auflage der „Gedichte" angehängten „Briefe" (1754).

[1] Schweiz. Prot. zur Wielandausg. I, 2, 45.

Auch die Einkleidung des „Grandison", die das Symbolum von Künzli[1] und Wafer, d. h. von Bodmers, nicht Wielands Autorgenossen, entlehnt, weist auf Bodmer. Und er eben hatte auch schon früher in Aufsätzen und Rezensionen, namentlich in der „Sammlung", ein ähnliches Verfahren wie in unserem Schriftchen, wenn auch bei weitem nicht in dem großen Umfange, eingeschlagen: die Übernahme von Stellen der Gegner und von eigenen, diese widerlegenden Sätzen. So darf man wohl vermuten, daß in Bodmers Kopf der Gedanke entstanden sei, auf Schönaichs „Ästhetik" zu antworten, daß Bodmer die Brief- und Dialogform gewählt habe. Was die Emarbeitung von Versstellen der Leipziger Partei sowohl wie der Schweizerisch-Klopstockschen Richtung angeht, die zweifelsfrei, wie schon ausgeführt, als Parodie und Gegenschlag gegen die „Ästhetik" gewählt wurde, so kann auch sie von Bodmer ins Auge gefaßt worden sein, vielleicht aber hat gerade hierin Wieland den ausschlaggebenden glücklichen Einfall gehabt. Er, der sich damals gerade für seine Ankündigung sicherlich mit Popes Dunciade beschäftigte, wies vielleicht darauf hin, daß schon Pope auf zahlreiche Stellen seiner Gegner angespielt, sie übernommen oder parodiert hatte.

Ich darf sodann einen seinerzeit von Schüddekopf[2], vorgebrachten Gedanken wieder aufgreifen. Was dieser als ziemlich vage Vermutung geäußert zu haben schien, ist doch wohl kaum von der Hand zu weisen. „Nach einem Plane und unter Anregung Bodmers," meinte Schüddekopf, habe Wieland (mit Geßner) die Grandisonbriefe „ausgearbeitet". Das scheint auch mir ungefähr das Richtige zu treffen. Bodmers Notiz im Tagebuch, wo er sich doch wohl, wenn auch aus getrübter Erinnerung, so doch nicht in der Absicht zu täuschen aussprucht, muß etwas Wahres enthalten, mag sie an sich auch absolut falsch sein[3]. Wie soll man sich diese Notiz erklären, wie die

[1] Künzli hatte auch, wie mir bekannt wurde, [illegible] (vgl. Herzog, Wieland) [illegible] A. Künzli, S. 74, Anm. 3: Wieland an Schinz am 6. Dezember 1754 [illegible] Corr. Br. I. 151, mit dem Namen Fr. Künzlers ein. von Bodmer [illegible] Rezension des „Sir Charles Grandison", die am 17. Februar 1755 [illegible] schrieb: „Das Nützliche mit dem Angenehmen" erhielt.

[2] C. Schüddekopf, K. W. Ramler. 1886, S. 49.

[3] Daß Bodmer die Grandison-Briefe im November geschrieben hat, ist [illegible] der Zeit des wirklichen Beginns der Arbeit nach möglich, noch mehr [illegible] Dauer der Abfassung wahrscheinlich, da sich in der Absendung der Briefe [illegible] lange hinzog: drei Briefe gingen am 15. I. an [illegible] aus, drei aber wurden erst am 5. IV. dem schon ungeduldig Gewordenen [illegible] Wäre alles fertig gewesen, weshalb hatte man noch zögern sollen? [illegible] von oben bemerkt, daß uns die mühevolle Klemarbeit die Verzögerung [illegible] erklärt. Anderseits wußten jedoch die Verfasser, da Wieland doch schon [illegible] I. an Gleim von dem Inhalt der fünf letzten Briefe schreibt, in [illegible] ziemlicher Genauigkeit, was sie im großen Ganzen schreiben wollten, [illegible] ungefähr in jeden Brief kommen sollte.

Arbeit ſelbſt vorſtellen? Da iſt mir denn ſehr wahrſcheinlich, daß Bodmer im Beginn des Dezember — eher iſt nicht daran zu denken — oder gar erſt Mitte des Monats eine raſche Skizze des „Grandiſon“ niedergeſchrieben, einen allgemeinen Plan von dem Fortſchritte der Handlung und des Vortrags entworfen, Bemerkungen über Einfügungen von Epiſoden gemacht hat, daß ihm dann aber entweder die Zeit fehlte, was mir nicht recht plauſibel ſcheint, da er doch auch Zeit fand, andere Streitſchriften[1]) gegen Gottſched Anfang 1755 fertig zu ſtellen, oder daß er die Luſt verlor, die mühſelige Kleinarbeit ganz auf ſich zunehmen. So würden wir verſtehen, warum er am 12. I. (ſ. o.) und 6. IV. (ſ. o.) 1755 ſo matt und unintereſſiert an Zellweger ſchreibt: „Ich werde doch nicht öffentlich auf dem Kampfplatz erſcheinen. Hr. Wieland muß für den Riß ſtehen und der Verfaſſer des Daphnis: Was ich dazu thue, wird einer von dieſen auf ſich nehmen“, und: „Ich companiere nicht in dieſem Bunde. Wenn ich etwas für ihn arbeite, ſo laſſe ich es einen von den jüngern Freunden adoptieren.“ Man meint, das Hypothetiſche, die gelegentliche Beiſteuer von ein paar Abſchnitten herauszuhören. Verſtehen würden wir weiter, warum Bodmer Wielanden heranzog, der ſich eben nach einer Zeit der Entfremdung wieder mit ihm ausgeſöhnt hatte, und warum er, der Arbeitsgeber, der Treibende, Zellweger gegenüber über Wielands Arbeitsunluſt klagte[2]). An ſich kann Wieland übrigens gar nicht träge geweſen ſein. Neben ſeinen beruflichen Arbeiten, die er ſehr ernſt nahm und weiter, als ſelbſt Bodmer gefiel, ausdehnte, hat er mancherlei Poetiſches und Proſaiſches eben in der erſten Hälfte von 1755 geſchaffen, vor allem die Ankündigung. Es mag aber ſein, daß es ihm wenig Freude machte, bei Bodmer zu ſitzen, und auf Verlangen des alten Herrn für dieſen zu arbeiten.

Wir kommen damit auf die Frage, wie wir uns etwa die Art des Arbeitens vorzuſtellen haben. Was Wieland ſelbſt von ſeinem „Geprüften Abraham“ bezeugt hat, er ſei in einem Zimmer, an demſelben Tiſche entſtanden, an dem Bodmer ſaß und arbeitete, das muß erſt recht von dem Grandiſon gelten. Wieland hatte ſicherlich keine große Bibliothek in Zürich, wohl aber Bodmer. Wieland kam (jeden Sonntag) zu Bodmer[3]), der, wie wir ſahen, einen allgemeinen Plan,

[1]) „Arminius Schönaich;“ „Bankett der Dunſe.“

[2]) Vgl. ſchon den Brief vom 12. Dezember 1754 (ſ. o.): „Herr Wieland hat eine ernſthaft-moraliſche Schrift projektiert, er arbeitet aber etwas langſam“; dann die Briefe vom 12. Januar 1755: „Wenn nur Hr. Wieland mehr Hize für dieſes Vorhaben hätte, wir müſſen ihn immer anfeuern“, und vom 30. Januar 1755: „Wieland arbeitet nicht viel mehr als Billets für ſeine Damen“ [Letzteren Brief (an?. zitiert J. Bächtold, Kleine Schriften, S. 174].

[3]) Wieland war im Juni 1754 aus Bodmers Haus ausgezogen; die beiden waren ſogar etwas auseinandergekommen, aber im Dezember fand die Ausſöhnung

besonders etwa die Grundzüge der äußern Handlung — sei es allein, sei es bereits mit Unterstützung Wielands — ausgearbeitet hatte, und nach diesem Plan begann nun die gemeinsam ausgeführte Kleinarbeit. Bodmer und Wieland werden beide abwechselnd geschrieben haben; wenigstens scheint die Verschiedenheit der Schreibung (s. o. z. B. Innhalt — Inhalt) darauf zu deuten, daß nicht einer alles allein schrieb. Am meisten hat übrigens wahrscheinlich Wieland geschrieben. Einer der beiden Autoren fixierte jeweilig das im Wortlaut, worauf beide im Gespräch, in wohlüberlegter Erörterung kamen[1]), und was sie für geeignet zur Niederschrift hielten. Während dieser erste schrieb, mußte der andere, ich kann mir den Hergang kaum anders vorstellen, die Belegstellen aus eigenen oder fremden Schriften, die einem oder dem andern im Gespräch, im Nachdenken eingefallen waren, aus den zur Verfügung stehenden Büchern zusammensuchen und diktieren, oder zum Abschreiben vorlegen. Anderes, und nicht Weniges, ist selbstverständlich überhaupt nicht exzerpiert worden, sondern wurde entweder gedächtnismäßig im ungefähren Wortlaut rekonstruiert, oder es war den Schweizern und ihren Anhängern z. T. in Fleisch und Blut übergegangen, gleichsam sprichwörtlich geworden. So bin ich natürlich nicht der Meinung, als habe Bodmer die Wendung, Miltons Geist ruhe auf Klopstock, aus den Briefen an Lange und Gleim entlehnt, exzerpiert (die er ja nicht in Händen haben konnte, und von Abschriften in seinem Besitz wüßte ich nichts). Es ist mir undenkbar, daß bei dieser gemeinsamen engsten Arbeit nicht jeder zu etwa gleichen Teilen den einen oder andern Satz in seinem Wortlaut fixiert, nicht jeder einmal einen Satz des andern nochmals korrigiert, schärfer gefaßt habe, daß nicht bald der eine, bald der andere den oder jenen Einfall hatte, diese oder jene Belegstelle heranzog. Es sei ohne weiteres zugegeben, daß es Bodmer war, der die Rhapsodistenepisode in den Grandison brachte, daß er Fridolins Lebensgeschichte, das Eingreifen des Philokles erzählt hat, und daß es Wieland war, der die Kritik der Sonnenhymne und die Replik darauf abfaßte, aber auch in der Geschichte des Rhapsodisten konnte Wieland zu Bodmers Ausführungen irgendeine Wendung, ein paar Worte hinzubringen, auch in der Kritik konnte Bodmer seinerseits etwas ändern. Wer will hier die Anteile scheiden? Wer die unauflösbar ineinander verschmolzenen Gedanken und Worte der beiden

---

statt: Wieland, der schon bei Amtmann Grebel seinen Harem gefunden hatte, brachte Sonntag für Sonntag bei Bodmer zu.

[1]) An einigen Stellen (III 46 f., IV 56 f.) hat es den Anschein, als habe Bodmer die Rollen Schönaichs und Gottscheds, Wieland die Kreuzners und Grandisons vertreten, so daß in Wirklichkeit B. und W. in ihrer Dialektik gegeneinander auftraten.

Autoren auseinanderreißen und zerreißen? Ich brauche ja nur an das analoge Verhältnis bei den „Xenien" zu erinnern. Ein Rest dieser Distichen wird trotz allen Raffinements der philologischen Analysiermethoden stets weder für Goethe noch für Schiller in Anspruch genommen werden können — und dürfen, weil er eben beiden in irgendeiner gemeinschaftlichen Weise zugehört.

Von dem Eindruck der Grandisonbriefe nach ihrem Erscheinen ist mir nichts bekannt; weder, wie Gottsched, Schönaich und ihre Anhänger die vernichtende Broschüre aufgenommen haben, noch wie man sonst in Deutschland darüber urteilte. Einzig und allein Lessings Rezension befaßt sich mit dem Schriftchen. Aber gerade der einzige Lessing kann uns auch hier für viele andere genügen, wenn er uns erstaunen macht. Er schreibt: „Die Verfasser sind in ihrer Unparteilichkeit so weit gegangen, daß sie einem Gottsched und einem Schönaich weit mehr Einsicht beilegen, weit mehr Gründe in den Mund geben, als sie jemals gezeigt haben . . . Ein wieviel leichteres Spiel würden sie ihren Widerlegungen und ihrer Satire haben machen können, wenn sie die Einfalt des Einen in allem ihren diktatorischen Stolze und die Possenreißerei des Andern in aller ihrer wendischen Grobheit aufgeführt hätten. Doch sie wollten ihre Leser mehr überzeugen als betäuben[1])". Der letzte Satz ist gewiß richtig, nicht so das Übrige. Wir wissen, daß die Äußerungen und Anschauungen der Gottschedschen Partei in den Briefen zum größten Teil dieselben sind, wie in ihren eigenen Werken und Zeitschriften, daß es Auszüge und Kondensierungen aus historischen Dokumenten sind. Um so seltsamer ist es, daß von den Zeitgenossen kein Wort gesagt wird, aus dem hervorginge, daß sie, die doch mitten in dem Kampfe standen, diese famose Parodie der Ästhetik, die mosaikartige Zusammensetzung erkannt haben, und selbst der so außerordentlich belesene und für solche treffende Gegenschläge verständnisvolle Lessing hat von der köstlichen Bosheit nichts gemerkt[2]).

Wir stehen am Ende unserer Untersuchung. Mancherlei Neues haben uns die Grandisonbriefe jetzt gelehrt, ein Stück von Wielands Jugendzeit tritt uns in hellerem Lichte vor Augen und vom „Grandison" aus schauen wir hinüber auf die „Ankündigung", die — man wird das schon im Laufe meiner Ausführungen empfunden haben — nach ihrer Entstehung und nach der Art ihrer Komposition im Kleinen aufs

[1]) L. Euphor. XVIII, S. 69.

[2]) Übrigens ist auch nicht recht zu verstehen, warum die Schweizer selbst von ihrem Verfahren kein Wort gesagt haben; es hätte doch sehr leicht, etwa in einem „Vorwort", „Vorrede des Herausgebers", darauf hingewiesen werden können, daß alles in den Briefen Ausgeführte sich auf historische Quellen stütze, auf die beiderseitigen Schriften, die vor aller Augen lagen.

allerengste mit dem Grandison verwandt ist; und wir schauen hinüber auf ein paar Artikel der Z. Fr. N., die in Wielands Lebenswerk aufzunehmen sind. Freilich — den Schleier ganz zu lüften, den die Verfasser, halb in Berechnung, halb in Laune, über ihr Werkchen gebreitet haben, ist uns nicht völlig geglückt, und trotz aller Einblicke, die wir hier und da und da und dort tun konnten, muß ich doch wohl schließen mit einem resignierenden non liquet.

# Briefe von Christian Ewald von Kleist an Johann Kaspar Hirzel.

Von Bruno Hirzel in Washington D. C.[1]).

(Schluß.)

22.

Mein liebster Freünd

Mein Abschied aus der Schweitz ist nun sehr nahe, und ich bin bald todt. Ich kan ihnen nicht mehr sagen, als daß ich Sie aufrichtigst liebe, und sie lebenslang lieben werde. Ich werde mit Wehmuth an alle Freündschaft gedenken die sie mir erwiesen haben. Verzeihen Sie mir meine vielen Schwachheiten, deren ich niemahls mehrere an mir gemerkt habe als in der Schweitz, und gedenken Sie daß sie auch ein Mensch sind. Ich empfehle mich der Frau Gemahlin und allen denen die nach mir fragen zum geneigten Andenken, und bin ewig mit der größten Zärtlichkeit:

Ihr
getreüster
Kleist.

In höchster Eil
Schathausen d 3ten April
1753.

Übermorgen frühe gehe ich von hier ab, ich kan also kein Schreiben von ihnen mehr bekommen. Ich küsse Sie tausendmahl mein liebster. Über anderthalb Jahren sehen wir uns wieder, wann ich es erlebe, woran ich aber fast zweifele.

23.

An HE. D. Hirzel

Mein liebster Freünd

Ich habe meine beschwerliche Reise glücklich zurück gelegt, und bin nun sehr ruhig und vergnügt in Potsdam. Ich wünsche Sie und unsere übrigen Zürchischen Freünde zwar oft zu mir, aber mich nicht zu ihnen, denn ihr Vaterland ist kein Land für mich. Es ist ein Sitz der Grobheit und der Raserey, ich ärgere mich wenn es mir nur einfällt, und wundere mich daß die 50 brave Leüte, die etwan darin seyn mögen, darin leben können. Herr Gleim bey dem ich 14 Tage mich aufgehalten, empfiehlt sich Ihnen bestens, er wird vielleicht

[1]) Vgl. Euphorion XVIII, 658 ff.

bald heyrathen. Kramer und Giesecke die ich auch gesprochen, sagen daß Klopstock sich ehestens auch verehligen werde, mit einem reichen und ungemein wizigen Mädchen in Hamburg, einer Schülerin von Giesecken. Er hat die Schmidten nicht verlaßen, wie man in Zürich meinte, sondern sie ihn. Ihre Mutter hat ihre Einwilligung nicht ehe geben wollen, bis HE Klopstock eine größere pension hätte, und dazu ist keine Hofnung gewesen. Ehestens wird ein oder mehrere Gesänge vom Meßias wieder heraus kommen.

Dieß sind alle Neuigkeiten die ich weiß, von der Affaire Voltairs mit Maupertuis wird Ihnen HE. Werthmüller noch was sagen. Bleiben Sie mein Freund wie ich der ihrige mein geliebtester. Ich küße Sie tausendmahl und empfehle mich der Frau Gemahlin gehorsahmst. Wie werth wären Sie beide, nebst unsern Freunden, nicht unter den falschen, groben, und rasenden republicanern zu leben! Empfehlen Sie mich auch allen unsern Freunden. Ich bin unveränderlich

Ihr
getreüster
Kleist.

In Eil
Potsdam d 16ten May
1753.

24.

Mein liebster Freund

Ich freüe mich sehr daß Sie sich noch wol befinden, und daß Sie immer mein Freund sind. Ich werde auch niemahls aufhören es zu seyn, und erinnere mich oft mit Vergnügen, der glücklichen Tage, die wir oft mit einander zugebracht haben. Geßner schreibt mir daß er ein Stück so noch in den Anfang des Frühling solte, verlohren habe. Ich habe es auch nicht mehr, aber ich habe es Rammlern nebst noch ein paar andern zur critique hingeschickt, von dem ich es noch nicht zurück bekommen kan. So bald ich es erhalte will ich es nebst den andern, Geßnern zuschicken. Ich solte ihm jetzo billig schreiben, allein wir haben täglich manoeuvres, und überhaupt so viel [zu] thun, daß ich kaum Zeit genug habe meine domestique affairen in Ordnung zu erhalten. Wir sind noch niemahls so viel mit exerciren angegriffen worden als dieses Jahr, und dieses wird vermuthlich noch eine zimliche Zeit dauren, denn, den 1ten Sept: haben wir noch bey Spandau ein großes Campement von 50000 Mann. Der König fällt jetzo noch mehr als sonst aufs militaire, weil er durch den Verlust Voltaires, Maupertuis der nun in Frankreich ist, und aller seiner Freunde, mehr ennuis, als ehedehm, hat.

Es freüt mich daß der 1ste Gesang von Rammlers Schachspiel bey unvergleichlichen Beyfall hat. Er fährt darin fort, und es wird gewiß schön werden. Der Anfang hat nicht anders als trocken seyn können, aber so wie das Ende vom 1sten Gesange ist, continuiren nun die übrigen. Er wird Professor Poes: et eloqu: am Gymnasio zu Stettin, wenigstens hat er große Hofnung dazu, und die Gewißheit wird sich in einigen Tagen ausweisen. Beykommende Ode ist von Uz, sie wird ihnen gefallen, ob gleich noch eine Kleinigkeit darin geändert werden muß. Aus Gleims Heyrath ist nichts geworden. Ich glaube nun fast daß er sich niemahls mehr sich zu vermählen entschließen wird. Umarmen Sie doch unsern Geßner tausendmahl in meinem nahmen, und Ihren HE. Bruder und unsern Werthmüller und Hesse und Schintzen, und die ganze Crito-Gesellschafft, wie auch HE. Füssli. Ich bin lebenslang

Ihr
treüster Freünd
Kleist.

In Eil
Potsdam d 16ten Aug.
1753.

HE. Ewald empfiehlt sich Ihnen ergebenst, und dankt ungemein für ihre Gütigkeit ihm eine Gelegenheit zu reisen verschaffen zu wollen. Er kan aber nicht von seinem Auditoriat los kommen, und wenn ich es beym lichten besehe, wäre es auch nicht vernünftig. Das beste ist daß er seine passion unterdrücken lernt, denn er müßte doch nach vollbrachten Reisen wieder bey einem niedrigen Posten anfangen sein Glück zu machen.

HE. Krause wird ehestens eine Sammlung auserlesener Lieder von Hagedorn, Gleim, Uzen pp herausgeben, davon die Musick von unserm Graun, Bach, und von der ganzen Capelle, wie auch von Hasse, componirt ist. Von mir werden in dieser Sammlung auch einige Lieder seyn, aber gewiß werden es die schechtesten von allen seyn. Eins davon ist neü das sie noch nicht kennen.

Machen Sie doch daß Werthmüller den Früt. ganz frantzösisch übersetzt. Ich sähe dieses, nicht aus Autorstolz, aber deßwegen gerne, weil ich so dem Könige und Printzen die nichts deutsches lesen bekanter werden, und vielleicht ehe mein Glück machen könte. Unser Printz hält jetzo wenn er hier ist selber Tafel, und ich habe die Gnade gehabt woll schon 20 mahl bey ihm zu speisen. Man ist aber bey Tafel so monosyllabisch, daß man dort auch vor das wenige was man ist sich nicht kan gelten machen. Indeßen, lernt der Prinz mich nicht kennen, so lerne ich ihn doch kennen. Er ist wirklich ein Herr von Verstande, und der das beste Herz von der Welt hat. Francheville übersetzt hier den Früt. allein er versteht das Deutsche nicht genug, und die Übersetzung taugt nicht. Ehestens werde ich Ihnen Poesien vom Könige schicken, die ich von ungefehr erhalten habe. Sie werden den großen Geist dieses Monarchen auch in seinen poesien bewundern. Ich wolte lieber z. E. in der Ode, der Poet Friedrich, als der Poet Rousseau seyn pp. Ich würde sie ihnen gleich schicken, allein ich muß erst Abschriften davon machen laßen.

Der Frau Gemahlin empfehle ich mich ganz gehorsamst.

## Ode[1]).

In meinen Adern glüht ein Juvenalisch Feuer,
Der Unmuth reicht mir selbst die scharfgestimmte Leyer:
Maßt nicht des Pöbels Wahn
Das Urtheil sich von großen Seelen an?

Sey Richter, liebster Gleim! der Pöbel soll nicht richten:
O du, der unser Hertz in reitzenden Gedichten
Auf sanfte Liebe lenkt,
Der schalckhafft schertzt, und frey und edel denckt!

Ein Mann, der glücklichkühn zu hohen Würden flieget,
Und, weil er Sclaven gleich, vor Großen sich geschmieget,
Nun als ein großer Mann
Auch endlich selbst in Marmor wohnen kann;

Der heißt beym Pöbel groß, da ihn sein Hertz verdammet:
Und wann der Bürger Gold auf seinem Kleide flammet,
So sieht die Schmeicheley
Vor Schimmer nicht, wie klein die Seele sey.

[1]) Fälschlich zwischen Nr. 12 und 13 eingeheftet. Vgl. Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz, hrsg. von A. Sauer. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts . . . v. 33—38, S. 103—105; Titel: „Die wahre Größe"; am 26. Juni 1751 an Gleim gesandt. — Das vorliegende Stück augenscheinlich von einem Kopisten geschrieben. — Stimmt mit der von Sauer a. a. O. zitierten Handschrift Uzens überein. — Von einer fremden Hand, die höchst wahrscheinlich Hirzels ist, am oberen Rande des Exemplars, mit Tinte: „1751".

Soll seines Nahmens Ruhm auf späte Nachwelt grünen?
Dem Staate dient sein Witz, sich Schätze zu verdienen.
Bereichert ein Verrath:
So, zweifle nicht, verräth er auch den Staat.

Der Absicht Niedrigkeit erniedrigt große Thaten:
Wenn Geitz und Ruhmbegier sie eigennützig rathen,
Der heißt vergebens Groß:
Er schwingt sich nie von Staub und Erde los.

Zeuch, Alexander! hin bis zu den braunen Scythen,
Irr um den trägen Phrat, wo heißre Sonnen wüthen,
Und reiß dein murrend Heer
Nach Indien, bis ans entfernte Meer!

Du kämpfst überall, und siegst, wo Du kämpfst.
Bis du der Barbarn Stolz, voll größern Stolzes, dämpfst,
Und die verheerte Welt,
Vor ihrem Feind in Demuth niederfällt.

Doch, laß dich immerhin der Erde nicht erbarmen!
Von deinem Haupte reißt, auch in des Sieges Armen,
Der Tugend rauhe Hand
Die Lorbeern ab, die Ehrsucht ihr entwandt.

Mit Lorbeern wird von ihr der beßre Held bekränzet,
Der für das Vaterland, in furchtbarn Waffen glänzet,
Und über Feinde siegt,
Nicht Feinde sucht, nicht unbeleidigt kriegt:

Der Weise, der voll Muths, wann Aberglaube schrecket,
Und Wahn die halbe Welt, mit schwarzen Flügeln decket:
Allein die Wahrheit ehrt,
Und ihren Dienst aus reinem Eifer lehrt:

Der ächte Menschen Freund, der bloß aus Menschen Liebe
Die Völker glücklich macht, und gern verborgen bliebe;
Der nicht um schnöden Lohn,
Rein! göttlich liebt, wie Du, Timoleon!

Zu dir schrie Syracus, als unter Schutt und Flammen
Uns Leichen, die zerfleischt in ihrem Blute schwammen,
Der wilde Dionys
Sein eisern Joch unträglich fühlen ließ.

Du kamst und stürztest ihn, zum Schrecken der Tyrannen,
Wie, wann ein Winter Sturm die Krone stolzer Tannen
Aus tiefer Erde hebt,
Von ihrem Fall ein weit Gebürge bebt.

So wurde Syracus der Dionsbahrten entzogen:
Und sichrer Überfluß und heitre Freude flogen
Den freyen Mauern zu,
Held aus Corinth! was aber bautest Du!

Nichts, als die edle Lust, ein Volk beglückt zu haben:
Belohnung beßrer Art, als reicher Bürger Gaben!
Du stürztest gütiger Zeit,
Warst Hoheit weg, und wehltest Niedrigkeit.

Doch dein unsterblich Lob, verewigt sich durch Lieder,
Nachdem die Ehre dich auf glänzendem Gefieder
Den Musen übergab.
Noch jetzo grünt ihr Lorbeer um dein Grab.

25.

Mein liebster Freund

Sind Sie gesund? Sind Sie vergnügt? Hat es Ihnen Freude gemacht, mich wieder zu sehen? Ich hoffe Sie werden mir das Nämliche auch so beantworten. Wie befindet sich Herr Bodmer, die Ehre der Schweiz und der Deutschen? Ich meine seine noch vielmehr Ansehen in seinem Vaterlande, als er sich um sie durch sein so vortreffliches Werk über die Gesetzgebung verdient gemacht hat. Es hat mich so entzückt, als mich kaum Homer und Virgil, und wenn ich auch gleich nicht griechisch verstehe, entzückt hat. A genoux poetes de l'Europe! so Sie empfangen dieses ein paar Verse, davon erstere mit zu dem Allerbesten des Jahrhunderts kann gerechnet werden, obgleich es etwas zu deshabillierten und fontenellischen Geschmack ist. Letzteres gefällt mir, so wie es jetzo ist, besser, wenn es gleich noch nicht zu den besten Gedichten, doch soll es von Ihnen nur Ihr Gefallen lehren, ob es soll fortgesetzt werden oder nicht. Viele habe ich nicht, das des Deutschen wegen ist, und meine Feinde Arbeit die weiter fatiguen. Sorgen und chagrin ist, läßt mich nicht hoffen, mich mehr in meinen Versen zu machen. Das kleine Lied das Herr Gessner verlohren hat, habe ich auch verlohren, zum Glück war es der Mühe nicht groß.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und meinen Freunden aufs verbindlichste. Ich bin lebenslang

Ihr

Potsdam 7sten Nov: 1753.

Kleist.

Es kann auf Herr Gessners, den ich hundertmahl zu küssen bitte, an, ob er die beyden Fragmente der Schweitzer der Nacht und das Gemälde einer großen Herrschaftnehmung gedrucken will oder nicht.

Doch genug einmahl von diesen schmutzigkeiten, die niemand erfreuet vor meiner Hütt, als mich selbst.

26.

Mein liebster Freund

Wie leben Sie denn? Sind Sie noch vergnügt? Sind Sie noch mein Freund? ich habe in meinen Briefen keine Aenderung von Ihnen gehabt. Ich war jetzo recht gesund und vergnügt allein vor 3 Monathen habe ich eine sehr schmerzhafte und tödtende Krankheit ausgestanden. Ich weiß nun nicht ob es Hämorrhoidalische Zufälle, oder ob es die wahre hypochondrie gewesen. Ich hatte erschreckliche Schmerzen in den Gedärmen, einen Krampf der mir weder Tag noch Nacht Ruhe ließ, dabey war ich 10 Tage lang verstopft, alle medicin gab ich von mir, und weil 20 lavemens waren ohne Wirkung. Nachdem ich mich etwas erholet hatte, legten sich die Schmerzen, und ich war gesund, außer daß mir die Augen und das Gesicht gelb waren, und ich schlafen mußte wo ich ging und stund. Ich glaube wenn dieses öfter kam, daß ich wohl bald darauf sterben werde.

Grüßen Sie doch Wagner in meinem Nahmen, den ehrlichen Schultze, Werthmüller Hesse Ihren Herrn Bruder Füsli und alle unsere Freunde. Inzwischen lassen Sie sich recht sehr auf die Fortsetzung seines Daphnis bitten, und alle Leute von Geschmack in unserer Gegend, mit mir. Ein jeder bewundert die schönen Mahlereyen, den zärtlichen Affect, die delicatesse und den Wohlklang des ganzen Schäfergedichtes besonders. Wenn ich alles setzen wollte

was man zu seinem Ruhme sagt, müßte ich einen Bogen voll machen. Herr Gleim wird ihm ehestens selber schreiben. Kammler sagte mir, wie er es zum erstenmahl las, daß es mit die allerartigste von allen deutschen prosaischen Schrifften sey pp, die allerliebste Tändeley le plus agréable wie das möglich wäre.

Sie empfangen hieben 55 Rth. in Louisd'or vor den armen Gastwirth, der meinetwegen unschuldig hat Strafe geben müßen. 80 fl hat er Strafe geben müßen, der Rest ist vor Postgeld und Interessen, wiewoll er auch die etliche große Thaler die ich ihm im Raptus geschenkt habe, stat Interessen rechnen kan. Billig solte der Herr Capitaine Hesse ihm dieses vergütigt haben, als der ihn in dies Unglück unschuldig gestürzt hat.

Huser befindet sich woll und ist hier recht vergnügt, er verlangt nicht wieder nach der Schweitz, und wird gewiß niemahls die Preußen verachten. Ich hoffe ihn mit der Zeit, wenn ich lebe, noch recht glücklich machen zu können. Ich kan die Art und Weise noch nicht sagen, ob ich sie gleich schon weiß, die Zeit wirds lehren. Einem Schweitzer aus Appenzel nahmens Vetter habe ich eine Partbie von 400 Rth. geschafft welches hier was sagen will, der ist nun ein ordentlicher Kaufman und handelt wie ein Jude, er verlangt nach keinem Urlaub nach seinem Vaterland, sonst könte er ihn bekommen.

Herr Ewald macht Ihnen sein compliment. Das Lob der Unwißenheit das Sie vorige Michaels Meße im Buchladen werden gesehen haben ist von ihm, es wird Ihnen gefallen. Empfehlen Sie mich der Frau Gemahlin, Familie, Herrn Schwägern pp und versichern Sie sie meiner großen Hochachtung, wenn ihnen daran gelegen ist. Ich bin lebenslang mit aller Freündschafft und Aufrichtigkeit

Ihr

Potsdam d 14ten Febr: 1755. getreüster

Kleist.

Hier haben Sie ein paar Lieder von mir, ich habe noch mehrere gemacht, dießesmahl aber leidet es meine Zeit nicht sie abzuschreiben. Machen Sie doch auch mein großes compliment an unsers lieben Geßners Herrn Vater und Frau Mutter, wie auch den Herrn Rath Herr Rahn (seinen Oncle meine ich, ich weiß nicht ob ich ihn recht nenne). Lebt ihr großer Maurer noch?

Damöt und Nesbia[1]

Damöt Du liebtest mich! kein Glück war meinem gleich
Durch Dich hatt ich ein irrdisch Himmelreich.
Ich sah dich an und sah ins Himmelreich

Nesbia Du liebtest mich! es floh Gram und Beschwerde
Durch dich war ich die glücklichste der Erde.

Dam: Anitzt weiß ich bey Fillis nichts von Qual
Für sie ließ ich mein Leben tausendmahl.

Nesb. Anitzt find ich mein Glück in Tirsis Treüe
Für den ich mich auch nicht zu sterben scheüe.

Dam. So schön wie du ist Fillis auch: allein
Verließ ich sie, würd ich Dir Tirsis seyn?

Nesb. Er kan wie du sich meine Lieb erwerben — — —
Mit dir wünscht ich zu leben und zu sterben!

[1] Kleists Handschrift. — Vgl. Sauer I, S. 84—85. — Genaue Wiedergabe des Originals in der Sammlung.

Beyde

Mit dir wünsch ich zu leben und zu sterben!

Das Gespenst[1])

Der Tag entwich in Thetis Schooß,
Ich ging mich zu erfrischen
Am lauten Bach der silbern floß
Voll Ruh, im Dunkeln in Gebüschen.

Die Wachtel schlug; die Nachtigall
Sang mir mit süßer Kehle
Gehört vom sanften Wiederhall
Lust und Entzückung in die Seele.

Schnel schrecket mich ein weißer Geist
Der durch die Sträuche blinket:
Das Schrecken das mich aus mich reißt
Weicht, als der Geist mich ruft, und winket.

Die Stimm entdeckte den Betrug
Der Geist war Filaminde.
Wir küßten uns so wie die Wachtel schlug
Wir seüfzten wie die Abendwinde.

O Mond du helles Silberlicht
Du Zeüge meiner Freüden!
Dir kommen oft Gespenster zu Gesücht
Führ sie zu mir, ich mag sie leiden.

27.

Mein liebster Freünd

Ich bin Ihnen und Herr Geßnern, den ich in meinem Nahmen tausendmahl zu küßen bitte, auf ihre liebsten Briefe Antworten schuldig, und ich hätte diese Schuld längst abgetragen, wenn ich nicht Herr Geßnern Gleims Portrait zugleich hätte überschicken wollen. Herr Hempel hat mir versprochen es zu copiren, er hat aber so viel zu thun daß er noch nicht Wort halten kan. Ich muß Ihnen also nur ehr schreiben, Sie möchten sonst denken ich wäre todt. Zwar bin ich dem Tode vor einem halben Jahre wieder sehr nahe gewesen, meine hypochondrischen Zufälle nehmen dermaßen zu, und machen mir dann und wann so viel Schmerzen und Angst, daß ich besorge melancolisch zu werden, und daß ich lieber todt seyn möchte. Aber nun befinde ich mich wieder gut, und vielleicht lebe ich noch eine Weile, daran mir aber, die Wahrheit zu gestehen, nicht viel gelegen ist, wenn ich immer elender werden soll.

Beykommende Fabeln, werden Ihnen vermuthlich gefallen. Mich dünkt daß Gellert weit übertroffen ist, und man wird dieses noch deutlicher sehen, wenn die Fortsetzung derselben, die noch 3 mahl so stark seyn wird, heraus komt. Mir ist verbothen den Verfaßer zu nennen, Sie mögen ihn errathen.

Wie ich höre sind Herrn Geßners Idyllen gedruckt. Ich freüe mich ungemein darauf, habe sie aber noch nicht gesehen. Die Erfindung der Gärte die

[1]) Kleists Handschrift. — Vgl. Sauer I, S. 86—87. — Mit „Damöt und Lesbia" zusammen auf einen Briefbogen geschrieben.

HE Geßner mir überschickt hat, macht, daß ich eine unvergleichliche Sammlung erwarte. Ach! warum habe ich nicht eine beßere Gesundheit, und mehr Zeit, um auch was gutes machen zu können. Ich habe nicht viel genie und Fähigkeit, aber ich machte doch was, wenn ich nur gesund wäre.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Bruder Herr Bodmer, Wieland, Hessen, Wertmüllern, den beyden Herrn Schintzen, und allen guten Freünden, und allen die nach mir fragen. Ich bin lebenslang unveränderlich

Meines liebsten Freündes

Potsdam d 8ten May 1756. getreüster Kleist.

An die Frau Gemahlin, und ihre Herrn Brüder und Schwäger und kleine Familie ergehet mein großes compliment. Den Verlust Ihrer beyden ältesten Töchter bedaure ich von Herzen. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen, daß, ich alter, oft mit ihnen getändelt und Thee unter sie ausgetheilt habe, und daß Sie mich darüber auslachten, und diese artigen Kinder sind dahin! aber ich mag Sie nicht mehr an unangenehme Sachen erinnern. Sie werden schon sorgen, daß der Verlust wieder ersetzt werde. Herr Ewald empfiehlt sich Ihnen bestens.

28.

Monsieur
Monsieur Hirzel
Docteur en Medicine
à
Zurique.

Mein theürster liebster Freünd

Ihr Schreiben, das mich noch in Leipzig getroffen, hat mir viele Freüde gemacht. Ich hätte Ihnen längst geschrieben, aber ich stehe jetzo bey einem neüen Regiment, und habe fast von Anbruche des Tages bis in die Nacht so viel zu thun, daß ich kaum Zeit habe zu eßen, vielweniger zu schreiben. Indeßen thue ich diese schwere Arbeit sehr gerne, und helfe aus allen Kräfften, damit wir nur bald auch in Bataille kommen, und ich hoffe daß wir nun nicht mehr lange hier bleiben, sondern weiter marchiren werden, da wir so gut als die alten Regimenter exerciren, und 600 Mann Landes-Kinder im Regiment haben. Von Printz Heinrich kam ich nach dem Tode des Majors v. Blumenthal auf diese Art weg: Blumenthal hatte als ältester Major das Printz Heinrichsche Regiment commandiret (weil wir keinen Obristen noch Obristlieutenant sondern 4 majors hatten.), und nach seinem Tode hätte Binius, den Sie kennen, das commando haben sollen, weil aber Binius nicht eben ein Mann vor den Printzen war, und er gerne wieder einen favoriten zum commandeur haben wollte; so ward es gemacht daß ein gewißer De Quede, ein Frantzose vom Printz Preüßenschen Reg. commandeur ward. Das ganze Regiment litte darunter, ich aber am meisten, weil ich der älteste Capitaine war. Ich beschwerte mich darüber, und ward darauf zum dedommagement bey des General v. Hauss Regiment als Major gesetzt. Diese Versetzung wäre mir sehr angenehm gewesen, weil ich, wenn ich beym Leben bleiben solte, einmahl auf eine beßere garnison, als Potsdam war, hoffen kan, wenn mir nur nicht geärgert hätte daß ich bey dem neüen Regiment eine Zeitlang in interim bleiben muste. Doch jetzo ist dieses vorbey, und wir werden bald gebraucht werden. und ich bin, was diesen Punkt betrifft mit meinem Sort nun schon zufrieden.

Mit meiner Gesundheit stehet es auch ziemlich, allein ich hatte vorigen Winter in Zittau und um Zittau auf Dorfwachten vo so viele Nächte im

Schnee, selbst Schildwach gestanden, um nicht überfallen zu werden, daß ich mir darüber ein maligneuses catharral-Fieber zugezogen, dabey ich Stiche auf der Brust hatte und Blut auswarf, und bey nahe darauf gegangen wäre. Jetzo aber bin ich schon wieder bey Kräften, und wünsche nur bald gegen die Frantzosen zu marchiren. Sie fragen mich was meine Muse macht? Diese ist ziemlich von mir gewichen, wenn sonst jemahls eine bey mir gewesen ist. Doch machte ich woll zuweilen etwas, wenn ich nur Zeit hätte, es möchte mir nun die Muse dictiren oder die Galle. Beykommende Ode, hat mir woll die Galle dictirt, denn es ist wirklich Schande für ganz Europa, daß man uns von allen Seiten anfällt. Allein unser große Friedrich, der noch ein beßerer General ist als Turenne und Cesar, und noch eine beßere Armée hat, wird diese Schwierigkeiten alle überwinden, und Frantzosen, Rußen und Schweden schlagen, wie er Sachsen und Osterreicher geschlagen hat. Die Osterreichische Armee ist nun bey nahe aufgerieben, und wir sind noch über 200000 Mann stark. Die Frantzosen werden geschlagen wenn wir nur 20000 Mann zur aliirten Armée schicken, welches geschehen wird, so bald wir Prag haben, und den[n] können Rußen und Schweden auch kommen und sich einige Schlappen hohlen, wir bleiben stark genug um ihnen die Wege zu weisen.

Ich umarme Sie aufs zärtlichste, und bin nach ergebenstem Compliment an die Frau Gemahlin, den Herrn Bruder und an alle gute Freünde und bekanten

Meines liebsten Freündes

In Eil Leipzig d 25ten Jun: getreüster

1757. Kleist

29.

Liebster theürster Freünd

Ich bin ein paar Monathe, im Bernburgischen gestanden, um die Saale vor den Franzosen zu decken wie auch recruten einzutreiben p nunmehro aber, da sie schon erschrecklich laufen, und bey nahe über den Rhein sind, bin ich wieder mit meinem Bataillon das ich bey mir gehabt in Leipzig. Ich habe keine Gelegenheit gehabt Ehre einzulegen, wie noch in dem ganzen Kriege nicht, und ich habe kein Glück. Hoffentlich aber wird es noch anders werden, und der König wird unser Regiment, das nun keine Sachsen mehr hat, schon noch beßer als zur Besatzung von Leipzig gebrauchen. Wie die Franzosen vorigen Herbst Leipzig wegnehmen wolten, haben wir ein paar Tage mit ihnen escarmouchirt, und ich habe dabey mich genug hazardirt, allein ich konte doch keine Ehre einlegen, denn wir hatten einen zu schlechten Feind der allenthalben lief, und bald darauf bekamen wir Suceurs. Da ich nicht schlagen kan, so habe ich um mir den chagrin darüber, (der wahrhaftig bey mir zuweilen sehr heftig ist) zu dissipiren, wieder einmahl Verse gemacht, die Sie hiebey erhalten. Ich habe sie unter hunderterley Verrichtungen und Verdruß aufgesetzt, da ich vom Könige zum director über das hiesige große Feld-Lazareth gesetzt worden, und die Versorgung und Einquartierung der Gefangenen, wie auch von unserer Armée, auf dem Halse hatte, und dabey noch meine Regiments und Compagnie Dienste Commandos und dergl: thun muste. Sie können also unmöglich so ausgearbeitet seyn, als noch meine vorige Kleinigkeiten waren, denn ich habe sie sehr flüchtig, und ohne daß sie mir Arbeit gekostet hätten, gemacht. Besonders die Tragödie habe ich hingeschrieben, wie man einen langen Brief schreibt. Wenn sie Ihnen und andern Kennern nur etwas gefallen, so bin ich schon vergnügt. Küßen Sie doch Geßnern in meinem Nahmen und geben Sie ihm ein

Exemplar, ich habe wahrhafftig nicht Zeit ihm jetzo zu schreiben. Was wird er sagen, daß ich ein Idyllen-Fuscher geworden bin?

Empfehlen Sie mich auch Herr Bodmern und Wieland, und Ihrer Frau Gemahlin und Herrn Bruder, und dem braven Schintze und Heße und Werthmüller und allen unsern Bekanten und Freünden. Leben Sie glücklich und schreiben Sie mir aufrichtig ob ich nun bald aufhören soll zu poetisiren. Ich bin unveränderlich

Meines liebsten Freündes

Leipzig d 22ten Mart: 1758. getreüster Kleist.

Machen Sie doch auch mein groß compliment an Herrn Füßli. Ich werde zu Hause um mein Portrait gebethen. Würde Herr Füßli mir nicht die Gefälligkeit erzeigen, und sein Original, das Sie haben, copiren? Wenn er es will, so bitte ich darum, ich würde mich schon erkenntlich erzeigen. Es wäre mir aber lieb, wenn er mir die Schlafmütze abnehmen und den Peltz ausziehen wolte, und mir etwan, stat einer Weste einen Harnisch, und eine Mondur (wie die vorige war, mit weißen Aufschlägen stat der gelben) geben wolte. Meine Schwestern würden mich im Schlafpeltz nicht kennen. Imfall aber das portrait nicht ähnlich ist, welches Sie wißen werden, so ist es nicht nöthig es zu copiren. Verzeihen Sie mein Geschmier.

Sagen Sie mir doch auch ihre Meynung von den neüen Versarten die ich gebraucht habe, und ob sie mehr Beyfall finden als Hexameter, wie auch ihre Meynung von den Gärtner-Idyllen v. Ich bin immer etwas ein Sonderling, und ich besorge einmahl den Critiquern übel in die Hände zu gerathen.

Zerreißen Sie doch diesen sehr unordentlichen Brief.

30.

Monsieur
Monsieur Hirtzel
Docteur en medicine
à
Franco Nürnberg Zürich
en Suisse.

Mein liebster Freünd

Seit dem Anfange der heürigen Campagne stehe ich bey dem Corps des Printzen Heinrichs an der böhmischen Grenze. Wir decken Sachsen vor dem Einfall der Österreicher und Reichs Armée, und zwar bisher mit guten Success. Man greift uns nicht sehr wüthend an, und wenn wir es zu thun Lust haben; so zieht man sich bey Zeiten zurück, und bleibt, sehr weislich aus dem Schuß, nachher kan man doch in die Welt schreiben: man habe uns repoussirt. Zwar wird alle Tage Blut vergoßen in kleinen Begebenheiten, aber es fließt noch nicht in Ströhmen. 6 Mann habe ich von meiner Compagnie bey einer Escorte die von österreichischen Husaren attaquirt ward, im Junius verlohren, und ohngefehr jede Compag: des 2ten Bataillons so viel, und dieß ist bey unserm Regiment, alles. Der Printz war mit uns bey dieser Begebenheit sehr zufrieden. Vielleicht warten unsere Feinde erst ab, was die Rußen machen werden, allein sie werden hoffen wie die Juden auf den Meßias, und in Monathszeit höchstens, werden die Rußen gewiß eine abscheüliche Niederlage erlitten haben, denn unsere Armée ist gottlob noch immer dieselbe, und der König ist bey dem anti-rußischen Corps.

Ich bin in der Campagne fleißiger als jemahls gewesen. Vielleicht spornt mich die Möglichkeit daß ich bleibe, an, noch vorher was zu machen, vielleicht auch Langeweile, ich weiß es selbst nicht. Ich habe ein etwas langes Gedicht: Lißides und Paches in 2 Gesänge, bey nahe fertig. Es ist kein Heldengedicht, (so stolz bin ich nicht ihm diesen Titel zu geben, den es auch nicht verdient,) sondern ein kleiner kriegerischer Roman, aber ich hoffe daß er einigen Beyfall finden wird. Überdehm habe ich auch eine Hymne, und noch andere Kleinigkeiten gemacht. Ehe ich michs versehe, werde ich einen ziemlichen Band geschrieben haben.

Geßners Tod Abels würde mir sehr gefallen, wenn nicht dann und wann übertriebene Metaphern darin wären, wie auch zuweilen gezwungner Affect pp Er muß dieses ändern, und seine Freünde müßen es ihm sagen, sonst sind sie seine Freünde nicht. Die Idyllen sind bis dato ungemein viel mehr werth, wenn er aber den Abel ändert, so kan er unvergleichlich werden. Küßen Sie ihn tausendmahl in meinem Nahmen, den lieben den braven Freünd. Er wird sagen: Kleists Seneka enthält auch trefliche Schnitzer, besonders in den ersten Scenen. Er hat Recht, allein dieses kam daher, daß ich auch keinen aufrichtigen Criticum hatte. Ich bin es nun, nach verrauchter Hitze, selber geworden, und habe die Fehler sehr verbeßert, ob ich gleich woll sehe daß ich kein Meisterstück gemacht habe, noch auch von diesem Sujet hätte machen können.

Erfreüen Sie mich doch dann und wann, nebst Geßnern, mit einem Schreiben. In der Campagne ist mir dieses noch angenehmer als sonst, weil ich alsdenn keinen freündschaftlichen Umgang habe, welchen Verlust mir die Briefe meiner Freünde einigermaaßen ersetzen.

Ich bin, so lange ich lebe

Meines liebsten Freündes

Im Lager bey Maxen getreüster

ohnweit Dresden, d 20ten Aug: 1758 Kleist.

Die Adresse an mich ist: Au Corps du Prince Henri en Saxe. Meine große Empfehlung an die Frau Gemahlin den lieben Herrn Bruder, und alle unsere Freünde.

Der Krieg gehet dieses Jahr sehr langsahm, und wenn es so bleibt, so glaube ich nicht daß ich das Ende davon erlebe. Unsere Armée ist jetzo beßer als 1756, und wir werden es lange aushalten, besonders wenn wir nur einen Schatten von Hülfe sehen, und wir werden uns mit Ehren aus der großen Affaire ziehen.

## 31.

Mein liebster Freünd

Ich habe im Felde wenig Umgang wie ich ihn mir wünsche, und daher wenig Vergnügen. Ich schreibe daher fleißig an meine Freünde, um mir Vergnügen zu machen. Meine Unterredung mit ihnen, am meisten aber ihre Antworten, sind mir unendlich angenehm. Ihr liebstes Schreiben erhielte ich eben, als unser Corps in sehr critischen Umständen war. Wir 20000 Mann hatten eine Armée von 38000 vor uns, und Daun mit 40000 Mann kam uns in den Rücken. Wir waren dabey gutes Muths, und voller Ruhe, indeßen wenn Daun sein Metier verstanden hätte, so wären wir aufgerieben gewesen ehe der König von den Rußen uns zum Succurs kommen konte. Wir haben ehe mit 20000 Mann 80000 geschlagen, und hätten es hoffentlich jetzo gethan, wenn wir sie vor uns gehabt hätten, allein von 2 Seiten angegriffen zu werden ist gar zu gefährlich. Der Fabius cunctator war aber dieseßmahl gar zu sehr cunctator,

und nun ist unser große Friedrich bey uns, nun denkt er nur vollends an seine Sicherheit. Vermuthlich gehet dieses Jahr nicht viel wichtiges mehr vor, denn unsere Feinde sind so postirt daß wir sie nicht angreiffen können, und sie werden woll auch nicht große Lust haben uns anzugreiffen. Kleine Attaquen und Scharmützel gehen oft vor, allein dieß ist von keiner Erheblichkeit.

Sie wollen daß ich Exempel von Übertriebenem im Abel anführen soll. Ich habe ihn nicht bey mir im Zelte, indeßen haben mir ein paar Stellen so viel impression gemacht, daß ich sie einigermaaßen behalten habe: Ein Dunkel trauriger Besorgniße über jemands Haupt sammeln, ist doch woll etwas zu poetisch. Gewiße Gewitter die von Cain kommen, donnern der Eva alle Freüde weg, dieß kan doch woll auch nicht passiren, am wenigsten in Prosa wo die meisten Metaphern eckelhaft und unleidlich sind. Wie Eva in Ohnmacht fällt als sie den Abel todt findet, und sich nachher wieder erhohlt, da spricht sie wie eine prude, und es fehlt nichts als daß sie sagt: Ahi, Ahi! je pame, je me meurs! Sie wiederhohlt ihre Redensarten wie eine Pamela und Clariße. In starkem Affect, deucht mir, hält man mich nicht so auf pp. Dieß ist nur das was mir einfällt, und mich dünkt, daß dergleichen viel darin zu finden ist, ob es gleich auch wahr ist, daß unser liebe, brave Geßner mit wenig Mühe die Fehler ändern, und ein fürtreflich Gedicht daraus machen kan. Ich tadele nicht um zu tadeln, sondern aus Freündschafft, und ich will denen allemahl den größten Dank sagen, die mich auch so, und ohne Boßheit, tadeln. Jetzo werden meine Freünde prise über mich haben, da mein kleiner kriegerischer Roman, Ciißides und Paches, von etwa 500 Versen, bald heraus kommen wird. Ich bin vor einigen Tagen mit dem 3ten und letzten Gesange fertig geworden, und habe ihn an Voßen nach Berlin geschickt. Doch zweifele ich daß er, gegen diese Meße wird können gedruckt werden.

Sie irren wenn Sie glauben daß Gleim der Verfaßer der Bauern-Gespräche ist. Sie sind von einem gewißen Cammer oder Regirungs-Secretaire aus Berlin. Die Kriegs-Lieder aber sind von Gleim, und das war leicht zu rathen. In Europa lebt niemand, der die hat machen können als Gleim. Auf Geßners Nachspiel freüe ich mich sehr, es wird gewiß unvergleichlich seyn.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Herrn Bruder, und Geßnern und all unsern Freünden tausendmahl. Ich bin unaufhörlich

Ihr

Im Lager bey Dohna (2 Stunden von Dresden) getreüster Freünd
d 25ten Sept: 1758.

---

Im Ciißides wird es an Fehlern nicht mangeln. Ich habe ihn im Zelte, in 2 Monathen gemacht. Nachgerade werde ich ein Vielschreiber werden, und ich bin in meinem Leben nicht so fleißig gewesen, als in dieser Campagne. Voss wird meine Sachen zusammen drucken, und es wird doch über ein Alphabet geben. Vielleicht sterbe ich bald, ich muß also noch machen, was ich kan.

Machen Sie an Herrn Bodmer und Wieland nur auch ein groß compliment, sie mögen meine Freünde seyn oder nicht. Wenn ich was werth bin, werde ich es doch bleiben ohngeachtet alles Tadels, und bin ich es nicht so wird mich kein Lob aufrecht erhalten. Ich Soldat kan über dergleichen Kriege nicht böse seyn, ich bin es nur über die Feinde.

## 32.

Liebster Freünd

Sie werden vermuthlich begierig seyn die Wahrheit von dem Vorfall vom 14ten, zwischen uns und den Österreichern zu wißen. Ich kan Ihnen also melden, daß die Sache bey weitem nicht so gefährlich ist, als unsere Feinde sie

ausgeben. Wir haben etwan 1500 Mann verlohren, und ohngefehr 3000 sind gefangen und blessirt, den Feinden aber kostet ihr Vorwitz über 10000 Mann. Man muß indeßen gestehen daß es von Daun ein gut ersonnener Coup war. Er hat freywillige Grenadier hinter Cuirassiers aufsitzen laßen, die die Avantgarde gemacht, und er ist mit der ganzen Armée in 7 Treffen gefolgt. Die Grenadier sitzen um 2 Uhr in der Nacht so bald sie an unsere Feldwachten kommen, ab, und eilen durch die weitläuftige Chene, ohne sich mit Niedermetzelung der Posten aufzuhalten, in unser Lager, schießen in den Zelten nieder was sie treffen, und verhindern daß die Leüte nicht zum Gewehr kommen. Die Cavallerie folgt nachher und macht die Verwirrung größer, so daß unser ganze rechte Flügel, ohne Kleidung reiß aus nehmen muß. Das 2te Treffen komt indeßen zum Gewehr, die Cavallerie sattelt auch nach und nach, und haut zu 20 bis 30 Mann in einem Haufen, immer ein, und die ganze Macht der Feinde wird repoussirt. Dieß ist der ganze wahre Vorfall, der gar nicht von Wichtigkeit wäre, wenn wir nicht den braven Printz Franz von Braunschweig und den Feldmarschall v Keith dabey verlohren hätten. Dem Könige ist ein Pferd unter dem Leibe blessirt, und 2 Pagen todt geschoßen worden. Wir hielten unsern Verlust anfänglich selber vor importanter, bis sich unsere ausgerißne Leüte wieder nach und nach eingefunden, und nun wißen wir, daß er nicht viel zu bedeüten hat. Vor eine Bataille können es die Feinde nicht ausgeben, aber woll für eine gute Surprise, die im Frontin die erste Stelle verdiente. Geduld! eine gute Bataille von Lissa oder Zorndorff, macht alles wieder gut. Wir haben den Fürst von Lichtenstein, mit seinem ganzen Dragoner-Regiment gefangen bekommen, wie wir den[n] überhaupt von ihnen mehr Gefangene haben, als sie von uns, welches noch zu bewundern ist. Unser Corps hatte, eben wie dieses vorfiel Freyberg weggenommen, und die österreicher und die Reichsarmee daraus, und der ganzen Gegend verjagt, weil wir aber nachher zum Könige einige tausend Man[n] detachiren musten, so waren wir nicht stark genug, um uns so sehr zu verbreiten, und wir verließen es, freywillig wieder. Diese Expedition unter dem General Hülsen, kostete uns ohngefehr 100 Mann, dem Feinde aber der noch einmahl so stark war wie wir, auf seiner eilfertigen retraite, 2 mahl so viel.

Ich wolte Ihnen einen langen Brief schreiben, aber es ist eben so erschrecklich stürmicht Wetter, daß mir das Zelt fast über dem Kopfe zusammen fällt. Leben Sie woll, und empfehlen Sie mich unsern Freünden. Ich bin unaufhörlich

der ihrige

Im Lager bei Maxen Kleist.
d 30ten Oct: 1758.

Meine [Gedichte] kommen diese Meße nicht heraus, Voss ist nicht fertig geworden. Das Ding den Cißides und Paches, will er nun erst allein drucken so bald es geschehen, sollen Sie ein exemplar haben. Es wird ohngefehr 3 bis 4 Bogen stark. Man wird mir müßen was zu gut halten, denn es ist im Zelte, und zwar in wenig Wochen gemacht. Die Hymne, die ich Herr Bodmern schickte, ist auch in Eile auf dem Marsch nach Bartsch aufgesetzt worden, und ist, wie ich woll sehe, voller Härte. Wer kan sich um alles bekümmern. Wenn mir das abschreiben nicht so saur würde, wolte ich ihnen noch ein paar kleine Stücke schicken, aber Sie werden sie einmahl gedruckt lesen. Ich bin bisher ziemlich fleißig gewesen, aber nun bin ich der Arbeit auch ein wenig überdrüßig, und muß ruhen. Man steht auch so viel in der Kälte im Gebürge aus, daß die Lust vergeht.

P. S. Eben jetzo komt ein Feldjäger vom Könige an unsern commandirenden General v Itzenblitz, (denn der Printz Heinrich ist zum Könige nach Görlitz

gegangen), mit der Nachricht, daß das Zetteritzische Dragoner Reg. von uns, 2 österreichische Cuirassiers-Reg: gänzlich ruinirt und 1000 Mann nebst 9 Officiers davon gefangen genommen habe. Auch haben wir alle Fourage-wagens, die aus Böhmen an Daun Mehl und Fourage gebracht, weg-genommen. Die beyden Armeen stehn bey Görlitz, aber Daun auf Höhen, wie ein Steinbock. Hätten die verdammten Gebürge nicht so viel courage daß sie alle Feinde abschlügen, so hätten wir längst den Kayser aus Wien gejagt. Wie übel müste mit euch Herrn Schweitzer]n Krieg zu führen seyn! Neisse hat ein Corps osterr: bloquirt gehabt, aber jetzo wieder verlaßen —. Und ihr ver-dammten Kerl von der Reißaus Armée! ihr steht da so trotzig in den Wolken uns über der Nase, komt herab aufs Blachfeld [und] reißt aus nach tausend Teufel, denn mich friert erbärmlich. Wir haben hier schon Schnee und Eis, seit mehr denn 14 Tagen.

Den Nahmen des Cammer Secretairs aus Berlin, der die Baurengesprr: geschrieben habe ich vergeßen. Sie sollen ihn aber ehestens wißen —. Und so ist dieß endlich doch ein langer, obgleich confuser Brief geworden.

P. S. post scriptorum. Mit meinem portrait hat es Zeit genug. Wenn nur Herr Füsli dem ich mein großes compliment mache, die Gütigkeit haben wolte eine Zeichnung auf 1 Octav Blat, etwan durch seinen Herrn Sohn davon machen zu laßen. Der Umstand dabey ist dieser. Man hat mich in Leipzig bereits vor $2^1/_2$ Jahr in Kupfer gestochen, ohne mein Vorwißen, und das Stück solte vor dem 1ten Stücke der Bibl. der schönen Wissensch. kommen. Ich kam zum Glücke nach Leipzig und verhinderte es, denn es war ein zu großes ridicule. Nun will man es doch thun, fiat, aber das Kupfer taugt nicht, und ist auch nicht ähnlich. Also pp

P. S. Ich habe nicht das geringste Glück im Kriege. Seit Anno 40 habe ich fast alle Campagnen gethan, und fatiguen genug gehabt, aber nicht die geringste Gelegenheit einen Coup von einiger Wichtigkeit zu machen. Das Hundeleben ohne Ehre einzulegen, bin ich müde, und, wenn ich diesen Krieg überleben soll, so nehme ich nachher gewiß gleich meinen Abschied, und gehe nach Hause Kohl zu pflanzen.

Ich sehe in der Zeitung, daß Herrn Wielands Johanna Gray heraus ge-kommen ist? Hat er sie ausgebeßert?

33.

Zwickau d. 14ten Febr: 1759

Liebster Freünd

Gleim ist der Verfaßer inliegendes Gedichts, und man will es in Berlin nicht drucken. Es ist so fürtreflich und so groß daß wenig größres in eine menschliche Seele kommen kan, und es wäre ewig Schade, wenn es ungedruckt bliebe. Ich übersende es Ihnen also, damit Sie es unserm Geßner geben, der es ohne Gefahr drucken kan, und wird. Einige Exemplare bitte ich mir en revanche aus, wenn es abgedruckt ist. Daß mein Cißides in der Schweitz einigen Beyfall hat, freüt mich sehr. In Sachsen und in unserm Lande macht er mir mehr Ehre als ich vermuthet habe. Die kriegerischen Gesinnungen darin jetzo alles ist, helfen, daß er gelesen wird. Geßner wünscht, daß man den Paches, nachdehm der Feind das Schloß erstiegen, noch fechten sähe. Mir war dieses währender Arbeit oft eingefallen, ich wolte aber nicht gerne, daß Paches glück-licher sterben solte als Cißides, denn ich hatte die beyden Kerl beyde gleich lieb. Indeßen da H Geßner glaubt daß dieses nicht schadet, so habe ich es geändert und Paches schlägt noch brav um sich und baut nun noch an einer Maur des eingestürzten Schloßes, einen Wall von Leichen um sich herum pp;

Aber wo werden wir dieß Jahr Berge von Leichen zusammen häufen? Dieß wißen wir noch selber nicht, vermuthlich aber wird es noch sehr scharf

hergehn. Indeßen scheint es doch daß wir etwas Luft bekommen werden, da der Tod des Königs von Spanien, wenn er erfolgt, das ganze System ändern muß. Dieß ist nur ein Sonnenblick, den uns der Himmel zeigt, und die ganze Armee athmet schon leichter. Die Vorsehung wird mit der Zeit alles um uns heller werden laßen. — Es wäre auch ewig Schade, wenn eine solche Armee ganz untergehen solte, dergleichen wirklich niemahls eine gewesen ist, und nicht leicht kommen wird. Unsere Gemeinen haben so viel point d'honneur, so viel Liebe zu ihrem Vaterlande und Könige, daß man darüber selber erstaunen muß. Alles will lieber tausendmahl sterben als einen Schritt weichen. Bey dem unglücklichen Überfall bey Hochkirch in der Nacht, haben die Officiers den Leüten ohne Kleidung und Gewehr, selber sagen müßen daß sie sich sauviren solten. — Nein solch ein Heer muß nicht ganz umkommen. Für mich wäre es vielleicht ein Glück wenn ich auf einem Champ de Bataille mein Grab fände, denn ich werde, durch Schuld meines Temperaments immer elender. Laster machen mich nicht unglücklich, denn ich kan seit vielen Jahren keinen Schatten mehr davon leiden, und ich vigilire so auf mich selber, daß ich vor die geringste Bewegung in meinem Blut erschrecke daß ich bis zur Epilepsie starr werde; aber ich bin entweder zu empfindlich organisirt, und mein Nerven-Gebäu ist zu sehr angespant, oder ich habe obstructionen in visceribus (dieses ist mir daher glaublich weil meine sonst sehr rothe Farbe mir vergeht, und ich ziemlich gelb werde, denn dieß kan doch nicht daher kommen daß ich alle Monathe die fließenden haemorrhoides ein wenig habe.), oder beydes, denn alles macht mich Angst und bange, nur der Tod nicht. Eine freündschaftliche Kugel, könte all meinem Jammer ein Ende machen! Vorigen Herbst, wie die Österreicher mit 80000 Mann unsern kleinen Haufen von 13000 verschlingen wolten, hatte ich Gelegenheit dazu, und ich war noch dazu so glücklich daß ich mit einem Bataillon unsers Regiments, zu Bedeckung eines Paßes bey dem Dorfe Plauen ohnweit Dreßden, commandirt ward. Ich verhinderte auch nebst dem Meinickschen Dragoner-Regiment und 2 FreyBataillons daß die Österreichische Macht nicht über den Grund konte; (wenn dieses geschehen wäre, so war unser Corps von Dresden abgeschnitten, und alles ohne ressource verlohren) allein die Feinde hatten nicht Muth genug uns zu forciren, es ward wenig Blut vergoßen, ohngefehr etliche und 80 Mann blieben in allem von der feindlichen Canonade, und ich lebe noch, und das Corps ging über die Elbe unter die Canonen von Dresden, wir folgten, und die ganze Sache ward mir vor nichts gerechnet, weil der Verlust nicht in die Augen fiel. Indeßen freüte es mich doch daß man mich par distinction, worüber viel Jalousie war, dazu genommen hatte, und man war mit mir zufrieden. Aber daß es nicht hitziger herging, das freüt mich nicht, ich wäre denn jetzo vielleicht nicht mehr, und wäre sehr glücklich. — Ich schreibe Ihnen das innerste meines Herzens, als einem Freünde, und die Welt darf das alles nicht wißen was ich Ihnen schreibe.

Empfehlen Sie mich ihrer Frau Gemahlin, dem Herrn Bruder, Herrn Bodmer, Breitinger, Wieland, Geßner Hesse, Werthmüller, Fuissli und allen unsern Freünden. Wenn Sie mir die fromme Politick von Herrn Bodmer, nach einer leserlichen Hand ganz schickten, thäten Sie mir eine Gefälligkeit. (Sub rosa) Herrn Wieland's Gray habe ich nun gelesen. Außer dem was ein jeder schon von den Fehlern des Plans und der Charaktere gesagt hat, hätte ich noch Lust zu sagen, daß zu viel Wolken und Sonnen, und Metaphern darin sind. (indeßen kan man das Stück doch nicht für schlecht halten, es hat auch viele Schönheiten.) Alles was für den Witz ist, hindert die Rührung. Wir Deutschen laßen uns [durch] die Engelländer zu sehr verführen. Leben Sie glücklich, und lieben Sie

Ihren
getreüsten Kleist.

NB Die drey ersten Baurengespräche sind von einem gewißen Feldprediger Meiling, der aber gestorben ist. Ein Sekretär Schmidt setzt sie fort. Meiling hat auch eine andere satyrische Schrift gemacht, welche den Titel hat: Meßgeschenke des Sancho Pansa[1]). Sie frugen mich doch hierum in ihrem vorigen Briefe, wie mich dünkt.

Die Rußen die Canaillen haben mir einen alten Mutterbruder einen Hauptman v Manteuffel todt geschlagen, und eine meiner Schwestern nebst all ihren Kindern geplündert und nackend ausgezogen. Den alten ehrwürdigen Greis von 71 Jahren, den ein Wolf respectirt hätte nur kein Rusße, werde ich lebenslang nicht vergeßen. Er hatte mich halb erzogen, und er kostet mir noch Thränen, so oft ich an ihn denke. Ich hatte ihm kurz vor seinem Tode einen Theil meiner Gedichte dedicirt, und Voss hatte schon angefangen zu drucken, als er ermordet wurde.

34.

Im Lager bey Hof im Bareythischen
d 23ten May 1759

Liebster Freünd

Ich habe Ihr mir sehr angenehmes Schreiben, nebst unsers Geßners Abel, und unsers Bodmers Jacob und Rahel, wie auch meinem Portrait erhalten. Den Abel so woll als den Jacob und Rahel, habe ich nun ganz, mit vielem Vergnügen durchgelesen, und es sind beyde Meisterstücke. Zwar finde ich nicht, daß unser liebe Geßner (Mein lieber Geßner, den ich so lieb habe wie mein Leben, wird mir meine Freyheit nicht übel nehmen. Ich habe seine Critique so wenig übelgenommen, daß ich gleich den Paches noch habe im Schloße, mit wenig Überbliebnen, um sich schlagen laßen. Er hatte aber Recht, vielleicht habe ich es nicht. Man muß hören wie das Publicum urtheilen wird.) das viele Dunkel und Wolken, und die häufigen Metaphern, die zu künstlich sind als daß die ersten Menschen sie gesprochen haben könten, weggelaßen: allein dieß sind doch nur Kleinigkeiten in Vergleichung der vielen rührenden Situationen und großen Schönheiten womit das Gedicht angefüllt ist. Jacob und Rahel würde mir vielleicht nicht so sehr gefallen, wenn die Hexameter wie Verse gedruckt wären. Wie dieß zugeht weiß ich selbst nicht. Das Gedicht liest sich so unvergleichlich, und ist ganz voller Schönheiten. Den Fehler der unrecht placirten Metaphern finde ich im Bodmer nicht, ohngeachtet man mehr Poesie in seinem Gedichte leiden könte, weil es ganz versificirt ist. — Wie können Sie glauben daß ich mich über die Wahrheit ihrer Critique des Eißides, hätte ärgern können? Ich weiß gar zu gut daß es ein kleines Ding ist, und viel, viel, schöner seyn könte. Indeßen hat die Versart doch Gleims unvergleichlichen Schlachtgesang hervorgebracht, welchen er sonst vielleicht gar nicht, oder nicht so schön gemacht hätte.

Im April verließen wir unsre Winterquartiere, und wir haben seitdehm schon über 4000 Gefangene ohne großen Verlust gemacht. Unser Regiment steht jetzo bey dem Corps des Generals v Horn im Lager bei Hof, und der Prinz Heinrich folgt mit dem größten Theil seiner Armée, dem sich zurückziehenden Feinde, und ist schon bis Bamberg avancirt. Wie es scheint wird unser dießjährige Krieg, dem vergangenjährigen gleich werden, und denn sterbe ich noch vor langer weile.

Ich befinde mich jetzo ziemlich beßer. Im Winter hatte ich die fließenden hemorhoiden fast beständig, dieß machte mir so viel echauffement, weil immer

[1]) Kleist schreibt: Pancha.

viel Blut abging, und das wenigere in den Adern stärker circuliren konte) daß ich mit Hülfe meiner Einbildungs-Kraft immer Angst und bange war. Nachdehm ich mich, auf Zurathen unsers Regiments-Feldschers am Arm zur Ader gelaßen hatte, hörte sie auf, und ich befand mich, ziemlich beßer. Doch werde ich woll Zeitlebens flicken, und immer elend bleiben, woran woll meistens meine organisation schuld ist.

Ich arbeite jetzt zum Zeitvertreib an einer moralischen Wochenschrifft, und habe schon einige Stücke fertig. Weil aber keiner von meinen hiesigen Freünden mit arbeiten will, so wird sie woll liegen bleiben, denn meine Sache ist nicht große Volumina zu machen. Wenn ich nicht besorgte Ihnen unnöthig Postgeld zu verursachen, würde ich einige Bogen beylegen. Es giebt einmahl Fragmente zu meinen andern sieben Sachen. Mein Portrait ist mit vielem Geschmack und sehr schön gemahlt. Nur schade, daß es zu sehr flatirt ist, man wird mich schwerlich erkennen. Ich habe es erst vor den Buchführer Dyck haben wollen. der meinen alten Kopf, lange vor meiner Ankunft nach Leipzig, vor das 1ste Stück der Bibl. der schönen Wißenschafften, hatte stechen laßen. Ich kam zum Glück noch zu rechter Zeit dahin, und verhinderte, das grausahme ridicule. Er lag mir nachher an, daß ich doch ein beßer portrait schaffen möchte, damit er seine Platte darnach könte corrigiren laßen, und er wolte es, meinem Begehren nach, nicht ehe als gegen das Ende der Schrifft, vor ein Stück setzen. Ich war schwach genug ihm dieses zu versprechen. — Jetzo aber habe ich es so weit bey ihm gebracht daß er mir auf seine Ehre versichert, ohne meine Einwilligung, mich niemahls vor ein Buch zu setzen, und auf meine Einwilligung soll er lange warten, denn ich schämte mich todt, mich duodez-Autor als einen Gelehrten gestochen zu sehen. Mein lieber Gleim hat also das Portrait bekommen.

Empfehlen Sie mich unsern Freünden, und lieben Sie

Ihren
alten getreüen Diener
und Freünd
Kleist.

Wen[n] Herr Bodmer doch einmahl ein Traurspiel in zehnsylbichten Jamben versuchte, mit einem Abschnitte der an einem Ohrte stünde. Ich bin versichert es würde Beyfall haben. Mein Cißides hat mir einmahl mehr credit gemacht, als der Früling, ohngeachtet kein fixirter Abschnitt darin ist, und alle unsre alten Generals, denen er wieder meinen Willen zu Gesichte gekommen, haben mir darüber complimens gemacht, und mich recht freundschafftlich embrassirt. Wäre er in Hexametern geschrieben gewesen, so hätte ihn kein Mensch gelesen.

---

# Eine Parallele zur Parabel von den drei Ringen.

Mitgeteilt von Emil Ettlinger in Königsberg.

Die nachfolgend wiedergegebene Parabel befindet sich in der Papierhandschrift 389 der Kgl. und Universitätsbibliothek zu Königsberg i. P. und ist in eine größere Schrift, die der Autor selbst als Liber divinae revelationis bezeichnet, eingeschoben. Es ist dies ein mystisch-

allegorisch-philosophischer Traktat in apokalyptischem Style, größtenteils in der deutschen Sprache des Ordenslandes Preußen verfaßt, jedoch auch mit lateinischen Einschiebseln versehen. Der Autor scheint ein Priesterbruder des deutschen Ordens gewesen zu sein, der mit der humanistischen Literatur seiner Zeit — er schrieb um 1490[1]) — gut bekannt war. Diesen Schluß läßt der übrige Inhalt der Handschrift zu, die außer astrologischen und geomantischen Stücken deutsche Übersetzungen von der durch den italienischen Humanisten Marsilius Ficinus noch nicht lange vorher in lateinischer Bearbeitung veröffentlichten Schrift des Michael Psellus: de daemonibus und von 5 ausgewählten Kapiteln aus den ebenfalls von Ficinus übersetzten Schriften des sog. Hermes Trismegistus enthält[2]). Alles ist von derselben Hand geschrieben und erweckt den Eindruck, als ob wir es in der Handschrift mit den Sammlungen eines Geistlichen aus dem Ordenslande zu tun hätten, in der er zusammengetragen hat, was ihn interessierte, und in der er ferner in dem liber divinae revelationis eigene Gedanken niedergelegt hat.

In dieser Schrift nun belegt der Autor einige Lehrmeinungen mit Gleichnissen und ein eben solches Gleichnis ist die auf S. 244 bis 246 der Handschrift eingefügte Parabel, durch die der Autor in echt humanistischer Weise offenbar seine Ansicht über die drei monotheistischen Religionen darlegen will. Auch seine schließliche Antwort ist ein: Non liquet; auch er läßt die Frage nach der besten Religion unbeantwortet. Inspiriert ist er offenbar von der italienischen Fassung der bekannten Novelle von den drei Ringen, denn gerade in ihr „wird die Schlinge mit der Geldverlegenheit des Sultans begründet"[3]); während er aber in der Einkleidung der Parabel treu seinen Vorbildern folgt, geht er in der Erzählung der Parabel selbst völlig eigene Wege, und es scheint mir, als ob er hier nur durch Boccaccio angeregt, seiner eigenen — wenn ich so sagen darf — Dichterphantasie freien Lauf gelassen und dadurch der Erzählung eine Form gegeben hat, die bisher noch nicht in der Literatur bekannt sein dürfte, was wohl aus der nachfolgenden Wiedergabe am besten ersichtlich ist.

Alia similitudo

[Hs. S. 244] Vm meerder gleichniß dißes wil ich eyn geschefft hier zu setzen for eyn exempel, wye eyn mool gescheen iß fon eynen forsten, vnd fon eynē reychen iüden wonenth yn diß forsten

[1]) Die Schrift beginnt mit den Worten: Locutus est dominus servo suo dicens: Vade ad locum solitudinis et custodi viam meam et ibi extendam brachium meum et confirmabo te. Et factum est ita anno incarnacionis Jesu Christi cum scribebatur 1490.

[2]) Ferner sei noch eine deutsche Übersetzung von Lukians Dialog Gallus genannt.

[3]) Erich Schmidt: Lessing. 3. Aufl. Bd. II. 1909. S. 338.

landt. Szo nu disser iüüd fiel geltis hetth vnd reich waar gedocht sich disßer fürst ßo er geldiß behueüig waar, wie er den iüden mocht eyn ticht zu leegen, daß er im seyn gelt geeben müüst. Hot er den iuden zu sick gefordert zu komē auf eyn stünd mith ym zu spreechen, hot sich der forst gedacht er wolt den iüden eyn froogh thün, in disßer maynūg zu frogen, ab der kristen glaub ach gerecht weer, ap nit, meynet der fürst, Szo er wurd antwart geeben, das der glaub gerecht weer, wolt er den iüden quingen, den glauben auf sich zu
[S. 245] neeme, vn ßo diß iuden gelt zu bekomen. Wurd er aber spreechen, daß der kristen glaub nit gerecht weer, wolt er den iuden stroofen, er heth seynē glauben versprochen, Szo der furst nü den iüden disße froog hot forgeeben, Hot der iüüd den fürsten eyn antwart gefunden, mit yrlaup diß fursten. Sprach der iüüd Gneediger furst auf sulche froog antwart zu geeben, iß mich vnd ach meer froeder vnd weyßer nit zu thün, den ich bith yrlaup fon Euwer forstlich gnood nach meyner wisßenhayt eyn gleychüng forbringē mag, do bey yeder kan mercken was de glauben seyn, ab gerecht ap vngerecht, hot iß der furst den iuden gunet. Der iüüd sprach Eß weer eȳ reich man vnd heth drey ßoon, vn disße drey ßoon weeren blinth geboren, do vm sie keynes dinges yrkentnisße haben künden, daß durch ßeehn irkandt seyn müeß. vnd disßer vater bedacht sick in seynē sin, ßo disße drey seyne zoone al blinth weeren, vnd zu seynē gutte daß er nach looßē würd, al gleich nach zu horithen, ßo er doot weer vnd sie daß gut taylen wurden, werden sie vneyns vnd vnderenander haß vnd nyth machen, maynēt der ayn wurd meehr nemē den der ander, gedaucht hier vm, er wolt al daß er heth zu geld machen, vn thun giesßen drey bild nach menschlicher gestalt, al drey yn ayner forma, daß eȳ bild sold seyn gulden, das ander bild solt seyn silbern, daß drut koppherin. ßo er nü diß alßo het thun borathen, hot er disße bild loosßen setzen mith geschick bey den anderen, vn dar nach hot er zu zich gefordert disße drey ßoone. ßo sie nu for im keemē hot der vater zu im allen gesproochen, meyne ßone ich merck an mich, ich werd nit lang leeben vnd euch erneeren, vn al daß ich nach laesßen werd seyth yr gleich na
[S. 246] zu zu nemē. Nu hab ich mich ßo bedocht, vnd hab fon all meyn golt, gelt, silber und koppher drey bildt giesßen thun, daß ayn bild is golt, das ander silber, das drutth kopphern, vn hab sie hier bey mich mith geschick setzen thün, vnd yr drey meyne kynder sullet kieren, vnd diß glukes waarten, weer de beste saüüle behalten wirt vnd dü meyn eldeste ßoon kier du for an vn bogreyph daß bild das du bohalten wülst, vnd er hot is gethon. nu sprach er zū andern ßon, bogreyph du, daß du bohalten wulst, vn er hot is gethon, also hot der iünxte broeder de drutte begrieffen, vn doe seyn sie yrfaren was yeder gluckes getroffen hot. Aller gneedigster fürst, disße gleichniß mag wol gleicht werden den dryen glauben, de aüf al der werlt seyn, daß is den iüdischen glauben, den turckischen glauben vn den cristen glauben. De iüden maynē yr glaub is gerecht. De türcken maynē yr glaub is gerecht, vnd de cristen maynē yr glaub

is gerecht. Szo nu kum̃et de czeit do wyr scheyden fon den leicham, wirt vns yrst bokandt, was wyr gelaupt haben. Auß diß mag E. f. g. verneem̃e was mich bokandt is, was glaub gerecht ab vngerecht iß.

# Hippel und seine Freunde.

Von Ferdinand Josef Schneider in Prag.

Durch die Auffindung und teilweise Veröffentlichung der hochinteressanten Tagebuchblätter des Theologen Joh. Fried. Abegg[1]), der 1798 bei seinem Aufenthalte in Königsberg das Material für Schlichtegrolls Hippelbiographie sammelte, ist die Persönlichkeit des Dichters sowie die zeitgenössische Kritik über sie in eine neue Beleuchtung gerückt worden. Denn was Schlichtegroll in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Ausführungen milderte und beschönigte, das findet man hier mit aller Härte und Rücksichtslosigkeit ausgesprochen und es ist im Grunde nur ein einziges niederschmetterndes Verdammungsurteil, das da in vielen Stimmen über Hippel niedergeht. Wir sehen hier seine Freunde und Feinde in edlem Wetteifer, dem Andenken des Verstorbenen ein unvergängliches Schandmal aufzubrennen; kaum einer findet sich darunter, der nicht den unbestrittenen Verdiensten des einstigen Oberbürgermeisters sofort ein halbes Dutzend moralischer Gebrechen entgegenzusetzen wüßte.

Hippels Tod hatte auf seinen Freundeskreis geradezu zersetzend gewirkt. Nach der verblüffenden Entschleierung des Autorgeheimnisses sah sich so mancher enttäuscht, der sich bis dahin für den vertrautesten Freund des Verstorbenen gehalten hatte, nun aber merkte, daß ihm von diesem trotz alles Vertrauens doch das Interessanteste und Wissenswerteste nie mitgeteilt worden war. Besonders Kant fühlte sich von der Entdeckung, daß sein langjähriger Freund Hippel der Verfasser jenes aufsehenerregenden Romanes war, der bereits zwei Jahre vor dem Erscheinen der theoretischen Vernunftkritik ihre Grundzüge dem deutschen Lesepublikum erläutert hatte, sichtlich höchst unangenehm berührt.

Rapid aber wuchs die allgemeine Verstimmung, als man nun gar Einblick in den handschriftlichen Nachlaß des Dichters erhielt. Der Schleier des Geheimnisses ruht über diesen Papieren: die Freunde sprechen sich nirgends klar darüber aus, was sie denn

[1]) Euphorion XVI, 732 ff. und XVII, 55 ff.

eigentlich hier fanden, das sie mit so tiefem Unwillen gegen den Toten erfüllte. Denn, daß der entscheidende Stimmungsumschwung zu Hippels Ungunsten in diesem Kreise erst nach jenen unliebsamen Entdeckungen erfolgte, bekundet Scheffner zweimal ausdrücklich: „Kann es nun noch befremden", sagt er in seiner Selbstbiographie[1]), „daß ich so lange an Hippel fest glaubte, bis mir nach seinem Tode andere ihre Erfahrungen über ihn mittheilten, und ich unter seinen Papieren eigenhändige Beweise fand, daß er nicht so mein Freund gewesen, als er mich versichert hatte?" Auch im Gespräche mit Abegg erklärte er, erst nach Hippels Tod hinter dessen Kulissen gekommen zu sein und gemerkt zu haben, „daß er gespielt hat".[2])

Ausführlich berichtet Schlichtegroll über die leidige Gewohnheit des Dichters, sich Gespräche von Freunden zu notieren[3]), und wir wissen auch, daß Borowski sehr ungehalten war, als er im Nachlaß Hippels auf einem Zettel eine politische Äußerung vorgemerkt fand, die er einmal auf einem Spaziergange getan[4]).

Ein anderer der Freunde nahm es dem Verstorbenen wiederum übel, daß er einen Brief diskreten Inhaltes, den ihm jener einmal geschrieben, nicht vernichtet, sondern in seinem Nachlaß sorgsam aufbewahrt hatte.[5]) Das waren aber schließlich doch nur Unvorsichtigkeiten eines Mannes, der ans Sterben nicht dachte, und können kaum jene Erbitterung hervorgerufen haben, die mit einem Schlage alle pietätvollen Gefühle für den Toten in Haß und Feindschaft verkehrte. Schlichtegroll erzählt ferner, daß sich unter Hippels Notaten „aus dem Zusammenhang gerissene freye Urtheile über Andere" vorfanden. Das wäre schon bedenklicher gewesen; denn auf diese Weise bot sich den einzelnen Freunden die unerwünschte Gelegenheit, in Hippels Nachlaß wie in einer papierenen Galerie ihre eigenen Porträts zu erblicken, ausgeführt in der jeweiligen Auffassung, die der eine von dem andern hatte. Aber am Ende waren es vielleicht gar wenig schmeichelhafte Charakteristiken, die der Dichter für die Fortsetzung seiner Selbstbiographie von seinen Bekannten entworfen hatte. Da Hippels Nachlaß allem Anschein nach verloren gegangen ist, wird die Frage nie befriedigend zu lösen sein; indessen glaube ich, daß durch vorliegende Ausführungen auch auf sie ein neues Licht fallen dürfte.

---

[1]) Mein Leben, wie ich Joh. George Scheffner es selbst beschrieben. Kgsbg. 1823, S. 9.

[2]) Euphorion XVII, 64.

[3]) Biographie des kgl. Preuß. Geheimr. Th. G. v. Hippel, Gotha 1801, S. 324 f.

[4]) Euphorion XVII, 58.

[5]) Euphorion XVII, 62.

An handschriftlichem Material aus den Nachlässen Joh. George Scheffners[1]) und Ludwig Ernst v. Borowskis[2]) soll im Folgenden zunächst einmal untersucht werden, wie die Stimmung unter Hippels Freunden unmittelbar nach seinem Tode war, wann und worin sich die ersten Anzeichen aufkeimender Feindschaft ankünden, bei welchen Freunden der Haß zuerst die Liebe verschlang und bei welchen alte freundschaftliche Gefühle noch am längsten gegen das allgemeine Verdammungsurteil ankämpften.

Die erste Stimme, die wir aus diesem Kreise über Hippel und zwar gleich nach seinem Tode vernehmen, ist die seines besten langjährigen Freundes Scheffner, dem die Aufgabe zugefallen war, dem Verblichenen in der Freimaurerloge „Zu den drei Kronen" den Nachruf zu halten.

Die Logenrede ist kein Panegyrikus auf den Verstorbenen; zu einem solchen hätte der mannhafte, jeder Schmeichelei abholde Sprecher kaum die nötigen Worte gefunden. Sie ist ein psychologischer Konstruktionsversuch, schwerfällig und pedantisch wie alle derartigen Experimente Scheffners. Licht und Schatten sind darin ziemlich gleich verteilt, wiewohl sich der Redner sichtlich bemüht, auf Hippels Vorzüge, auf seine hohe, durchdringende Intelligenz, auf die Universalität seines Geistes und seiner Bildung, auf seinen großartigen Arbeitseifer und seine unerschöpfliche Arbeitskraft, auf sein ehrliches Streben nach Selbstbeherrschung und andere beneidenswerte Gaben mehr den Akzent zu legen. Gewisse unerfreuliche Züge, die im Charakterbilde des Verstorbenen, besonders in dessen letzten Lebensjahren abstoßend scharf hervortraten, werden darum nicht ganz verschwiegen; doch liest man davon nur zwischen den Zeilen, eine psychologische Bemerkung allgemeiner Art verschleiert bisweilen einen moralischen Vorwurf, den der Redner gegen den verewigten Freund erhebt. Im ganzen hätte Hippel mit dieser Charakteristik zufrieden sein können, zwischen ihr und jener in Scheffners Selbstbiographie besteht ein bedeutender Unterschied.

Bevor sich Scheffner mit dieser Rede, die unmittelbar nach dem Tode des Dichters entstanden ist, an die Öffentlichkeit wagte, legte er sie gewissenhaft drei Männern, die zu Hippels engstem Freundeskreis gehört hatten und daher am richtigsten über ihn urteilen konnten, zur Begutachtung vor: dem Kriminalrat Jensch und den Kriegsräten Bock und Deutsch. Über das Verhältnis der beiden erstgenannten zu Hippel habe ich an anderer Stelle gehandelt[3]). Zu dem

[1]) Im Königsberger Staatsarchiv (= K. St. A.: Sch. N.).

[2]) In der Königsberger Stadtbibliothek (= K. Stdt. B.: B. N.).

[3]) Schneider, Th. G. v. Hippel i. d. Jahren von 1741 bis 1781, Prag 1911, S. 164, 210 f.

Kriegsrat Christian Wilhelm Deutsch, der auch in Hamanns Briefen oft erwähnt wird, trat der Dichter erst während seiner Bürgermeisterzeit in freundschaftliche Beziehungen; denn Deutsch kam erst zu Beginn der Achtzigerjahre von Potsdam nach Ostpreußen, um sich hier auf seinem Gute Graventhin bei Pr. Eylau dauernd niederzulassen[1]).

Nach der Altersangabe in den Vasallenregistern des kgl. Geh. Staatsarchivs zu Königsberg dürfte er etwa zwei Jahre jünger als Hippel gewesen sein. Seine näheren Lebensumstände entziehen sich unserer Kenntnis. Hamann nennt ihn in einem Briefe an Lavater einen „sehr liebens- und hochachtungswürdigen" Mann; Hippels Jugendfreund, der Pfarrer Georg Christoph Preyß, der Deutsch in Potsdam als einen begeisterten Apostel Basedows allerdings nur flüchtig kennen gelernt hatte, urteilt weniger günstig über ihn[2]). Bis zum Jahre 1791, da Hippels Adelserhebung den Kriegsrat zu einem etwas spöttisch gehaltenen Gratulationsschreiben veranlaßte, scheint auf das gegenseitige Verhältnis beider Männer kein Schatten gefallen zu sein. Von dem leisen Spott in Deutsch' Briefe fühlte sich jedoch der neugeadelte Oberbürgermeister tief gekränkt[3]).

Die drei genannten Freunde des Dichters sandten ihre Gutachten über Scheffners Rede an diesen schriftlich ein: Jensch am 8., Deutsch am 10. Mai, Bock erst am 11. Juni 1796. Damals, als sich die beiden erstern über die Rede äußerten, hatte wohl noch keiner der Freunde Einblick in Hippels Nachlaß genommen, denn der Dichter war erst kurz vorher, am 23. April gestorben. Jensch' Urteil ist oberflächlich und daher belanglos. Er findet den Aufsatz ganz in dem Geist des verewigten Freundes geschrieben, „der wahrlich kein Freund von Stelzen war". Kriegsrat Bock klammert sich wie Jensch ebenfalls mehr ans Formelle und bringt an einigen Stellen der Rede überflüssige Korrekturen an. Mit Recht hat nachher Schlichtegroll diese Bemängelungen als „in den mehrsten Fällen zu

[1]) Hamann an Lavater, d. 29. VIII. 1783 (Altpr. Monatsschr. XXI, 119). Vgl. auch Gildemeister, Hamann V, 9.

[2]) K. Stdt. B.: B. N. (Preyß an Borowski, Potsd., d. 31. III. 1785.)

[3]) Da es mir gelungen ist, jenes sauersüße Glückwunschschreiben, von dem auch in Abeggs Tagebuch die Rede ist (Euph. XVII, 62) im Besitze der Familie v. Hippel-Kuglack aufzufinden, so sei hier die verletzende Stelle im Wortlaut wiedergegeben.

„Wenn ich dem Adel Glück wünsche, daß er nun unter der Menge Unkraut und Neßeln, die seit einigen Jahren in seinem Cederhayn aufgesproßen, endlich einmahl eine von Natur edle Pflanze versezt sieht; so kann ich doch auch nicht umhin, den armen Bürgerstand zu bemitleiden, der am Ende wohl leiden muß, wenn die wenigen Edlen, die er zählt, sich mit dem Adel des Herzens nicht begnügen laßen, sondern hinter einer Juno herlaufen, an deren Stelle sie doch nur eine Wolke umarmen."

kleinlich" bezeichnet und gemeint, Scheffners „voller, kräftiger Ausdruck" sei „beßer als eine noch so regelrechte, d. h. aus lauter verbrauchten Redensarten bestehende schläfrige Prosa"[1]). Um so interessanter aber ist die Stellung, die Deutsch zu der Logenrede einnimmt. Er wünscht vor allem, Scheffner hätte seinen Stoff nicht „so kärglich zugeschnitten". „Wie interessant", ruft er aus, „wie lehrreich und wie ehrenvoll für den Verstorbenen müßte es sein, wenn ein Mann wie Sie — der sein Freund, sein Vertrauter, sein langer Lebens Gefährthe war, der Menschenkenner und Beobachter genug war, ihn auch da zu entziffern, wo er es nicht sein wolte — wenn Sie, so viel es hier zum Zweck diente, gezeigt hätten, nicht nur daß er sich selbst alles schuldig war, sondern auch wie er es war? Wie weder Stand noch Geburt ihn zu Ansprüchen berechtigten und er demnach alle Mittel zur Erreichung seiner Zwecke und die Zwecke selbst aus sich schöpfte. — Oder halten Sie es für ein gewöhnliches Phänomen, einen Menschen zu sehen, der weder reiche Kleider trug, noch ein wankendes Rohr war, dem zu seinem Fortkommen — wenn dies anders auf dem gewöhnlichen Wege geschehen sollte — gerade alles — Nachgiebigkeit, Verstellungskunst, Gabe, Höheren zu schmeicheln ꝛc. ꝛc. mangelte; der gerade gegen Obere am unbeugsamsten war und der demnach mit Beibehaltung seiner strengen Grundsätze von Ehrlichkeit so — ich möchte wohl sagen — über sein eigenes Erwarten Glück machte. — Den dabei nie ein Glück freuete, der nie zum Genuß, nur zum Wünschen und Erringen Kraft hatte: ich glaube, wenn Sie das alles freilich mehr psychologisch und nur historisch quantum satis hätten bearbeiten wollen, so wäre Ihr Denkmahl ein schäzungswürdiger Beitrag zur Menschenkunde geworden. Wenn Sie das nun aber auch izt oder doch bei dieser Gelegenheit nicht wolten, so bitte ich Sie doch und zwar nicht in meinem Nahmen allein, einen solchen Aufsatz für den Necrolog zu entwerfen. Thun Sie es nicht, so werden es leider! andere thun und wehe denn dem Armen, dessen letzte Bitte an Sie es war: ihm Ruhe zu schaffen vor den schreibseligen Federn der Scribler!"[2])

Derselbe Mann, der sich wiederholt des vertrautesten Umganges mit Hippel rühmte und hier im verschwiegenen Briefwechsel mit Scheffner für des Dichters Charakterstärke, für die Geradheit und Offenheit seines ganzen Wesens nicht genug preisende Worte findet, der pathetisch erklärt, daß der Verstorbene „nie zum Genuß, nur zum Wünschen und Erringen Kraft hatte" und sein Glück „über sein eigenes Erwarten" und mit „Beibehaltung seiner strengen

[1]) K. St. A.: Sch. N. (Schlichtegroll an Scheffner, Gotha, 29. VII. 1800).
[2]) K. St. A.: Sch. N.

Grundsätze von Ehrlichkeit" machte: derselbe Mann hat sich zwei Jahre später öffentlich gerade zum Richter von Hippels moralischen Schwächen aufgeworfen und in selbstgefälliger Geschwätzigkeit aus dem Privatleben des Verstorbenen Dinge erzählt, die schon zu dem Widerlichsten gehören, was man seinem ärgsten Feinde überhaupt nachsagen kann.

Bei seiner Rundfrage hatte Scheffner den Lebensfreund Hippels, den späteren evangelischen Erzbischof Ludwig Ernst v. Borowski allem Anschein nach übergangen; denn sonst läge uns wohl noch eine zweite pathetische Verherrlichung des Verstorbenen vor, etwa im Stile jener salbungsvollen Ergießungen, mit denen der Geistliche während Preußens Unglücksjahren einen so großen Einfluß auf den königlichen Hof gewann. Freilich von dem Zeitpunkte an, da auch Borowski Einblick in jene mysteriösen Nachlaßpapiere erhielt, waren in ihm, wie in den andern, die alten freundschaftlichen Gefühle für Hippel erstorben. Ich habe gerade ihn in Verdacht, daß er, dem das Predigen von offner Kanzel herab zur zweiten Natur geworden war, dann als Erster die Entdeckung von der moralischen Minderwertigkeit des Dichters nach außen hin mitteilte, Fernstehenden mit dem pastoralen Beisatz christlich vergebender Milde, Näherstehenden aber ziemlich hart und ungeschminkt. Schon im Juli des Jahres 1796 verrät eine Glosse, die der Berliner Prediger Ernst Lüdeke in einem Briefe an Borowski zu Hippels Tod macht, daß der Königsberger Geistliche in nicht gerade pietätvoller Weise befreundeten Amtsbrüdern von des Dichters Sterbestunde erzählt haben mag: „Wenn ein Polizeydirektor reich stirbt," heißt es in diesem Schreiben, „glaube ich, muß er sich immer vor dem Tode fürchten. Man fährt dann auf einem sehr holprichten Knüppel ins ewige Leben. Mir wird immer angst, wenn ich Menschen sehe, die reich geworden. Das πως, das πως ist oft eine moralische (salva venia) Schinderey"[1]. Und kaum ein Jahr später wirft Georg Heinrich Borowski in einem Briefe an seinen Bruder bereits die höchst bezeichnende Frage auf: „Also ist der Verlust an Hippeln nicht so gros? ich habe ihn mir sehr gros vorgestellt, doch freilich den Mann ganz anders beurteilt"[2]. Seither wuchs, von des Dichters verärgerten Freunden unwidersprochen, die Menge nachteiliger Gerüchte über Hippel zur Lawine an. Als ein Jahr später Abegg in Königsberg eintraf, vermochte er auf den Blättern seines Tagebuchs kaum unterzubringen, was er da Ungeheuerliches über den Charakter des Verstorbenen zu hören bekam. Alle die vagen Verdächtigungen

[1] K. Stdt. B.: B. N. (Lüdeke an Borowski, 5.—12. VII. 1796).
[2] K. Stdt. B.: B. N. (G. H. Borowski an L. E. Borowski, Frankfurt, 10. V. 1797).

und unbewiesenen Beschuldigungen, die damals der Stadtklatsch vorbrachte, auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen, kann natürlich unsere Sache nicht sein. Es interessiert uns nur zu wissen, wie sich Hippels vertrauteste Freunde in diesem heiklen Falle benommen haben.

Daß Kriegsrat Deutsch über den Dichter nunmehr ganz anders dachte, als kurz nach dessen Tode, hörten wir bereits[1]). Die Einseitigkeit und Beharrlichkeit, mit der er sich jetzt in seinen Erzählungen gerade Hippels sittliche Schwächen zum Zielpunkt wählte, erregten sogar Scheffners Befremden[2]).

Unerschöpflich wie Deutsch war auch Borowski in der Mitteilung entehrender Einzelheiten aus dem Leben des verstorbenen Freundes. Allerdings hatte er das schmerzlindernde Öl für die Wunden, die sein Giftzahn beibrachte, auch diesmal bereit. Nachdem er Abegg Hippels Charakter in so düstern Farben geschildert hatte, daß der Besucher entsetzt ausrief: „Es ist traurig . . . . . u. niederschlagend. aber hier ist doch die Frage nicht lediglich Neugierde: was wird das Schicksal dieses Mannes jenseits gewesen sein?", verfiel der Geistliche sogleich aus dem Anklage- in den Kanzelton und erwiderte beruhigend: „ich glaube, daß er begnadigt wird. denn er hatte seine Strafe auch hier, hier seine Hölle. Er war niemals glücklich und ich sagte oft zu ihm, daß ich nicht mit ihm tauschen könnte; u. er gestand es oft: daß er sich wünsche, die ruhige Gleichmüthigkeit im Leben zu haben, wie ich." Hierauf nahm das Wechselgespräch zwischen beiden nach Abeggs Aufzeichnungen folgende Wendung. [Abegg]: „Sie denken: ‚Gott ist größer denn unser Herz!'" [Borowski]: „Ja!" [Abegg]: „aber er hatte doch wohl Vergnügen an seinen Lastern, sonst hätte er sich nicht von ihnen bezwingen laßen." [Borowski]: „u. ich glaube es nicht. Sie waren nach seinem eigenen Gefühle, gewiß nach seiner eignen Überzeugung seine Feinde"[3]). Das sind gewiß schöne Worte, die uns auch zu Herzen gehen könnten, wären sie nicht in Borowskis Munde ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!

Am meisten hielt sich in seinen Mitteilungen noch Scheffner zurück. Die Wunde, die ihm Hippels Tod geschlagen, war noch nicht ganz vernarbt, trotz der heilenden Wirkung, die die erlittenen Ent-

---

[1]) Vgl. Euphorion XVII, 62/64.

[2]) Den schönen Worten Scheffners, die Abegg in seinem Tagebuch verzeichnet: „Wie drang er ein, wie unbefangen räsonierte er, u. wie lehrreich war er! ich widerhole es: mit dem halben Vermögen kaufte ich ihn ans Leben zurück," folgt die Bemerkung: „Deutsch denkt aber nicht so, wie ich an verschiedenem merke; überhaupt würdigt dieser ihn mehr nach der eigentl. moral. Seite."

[3]) Tagebuch (Original).

täuschungen darauf ausgeübt hatten. So leicht wie Borowski und Deutsch kam er über seine einstigen freundschaftlichen Empfindungen für den Toten doch nicht hinweg. „Wenn jemand", sagte er zu Abegg, „in meinem Herzen lesen könnte, so würde er auch vollkommen überzeugt seyn, daß ich nichts über H. schreiben kann." [1]) Das sind doch wesentlich andere Gründe, als die, welche Borowski von öffentlichen Enthüllungen abhielten: „. . . über ihn," erklärte nämlich dieser, „kann ich nichts drucken laßen, was s. Character betrifft, weil man mich hier, auch ohne daß ich mich nennte, verrathen und mich mißverstehen, mir gram werden würde" [2]). In dem einen Fall immer noch die Rücksicht auf heilige, unantastbare eigene Gefühle, im andern die leidige Rücksicht auf das Renommee.

Es scheint, daß Scheffners Erbitterung gegen Hippel mit den Jahren in demselben Grade wuchs, als sein Schmerz über den Verlust des Freundes nachließ. Er, der noch Ende 1796 den Dichter in der berüchtigten Plagiatsfrage gegen Kant mit Wärme verteidigt hatte [3]) und sich über ihn auch im Gespräch mit Abegg noch schonend äußerte, ließ fünf Jahre später in der Beurteilung Hippels bereits jede Rücksicht fallen. Damals war schon der zweite Teil von Schlichtegrolls Biographie erschienen, eine Kompilation aus Abeggs Tagebuchaufzeichnungen und schriftlichen Mitteilungen von Scheffner und Borowski. Trotzdem die Königsberger Freunde an Schlichtegrolls Ausführungen strenge Zensur übten, [4]) trotzdem dieser selbst als aufrichtiger Verehrer und Bewunderer des Dichters an dessen Ruf zu retten suchte, was noch daran zu retten war, und in diesem edelmütigen Verfahren von keinem Geringeren als Jean Paul unterstützt wurde [5]), zerstörte doch die im Nekrolog gelieferte Charakteristik jedes Idealbild, das sich der eine oder andere Leser von dem unbekannten Verfasser der „Lebensläufe" geformt hatte. Unter den Zuschriften, die daraufhin bei den Königsberger Freunden einliefen, befand sich auch eine von Fr. H. Jacobi, der sich besonders für Hippels religiöse Gesinnung interessierte. Borowskis und Scheffners Antworten auf dieses Schreiben lagen noch Heinrich Düntzer im Original vor und wurden von ihm 1850 in Rosts' und Schwetschke's „Allgemeiner Monatschrift für Literatur" (2. Bd., S. 190 ff.) im Auszuge veröffentlicht [6]). Während nun

[1]) Tagebuch (Original).

[2]) Ebda.

[3]) Schlichtegroll a. a. O. S. 451 ff.

[4]) Vgl. dazu Schlichtegrolls Briefe an Borowski aus d. J. 1800 (K. Stdt. B.: B. N.) und die an Scheffner aus demselben Jahre (K. St. A.: Sch. N.).

[5]) K. Stdt. B.: B. N.: Abegg an Borowski, d. 10. VII. 1800: „Auch Jean Paul hat sich bei Schlichtegroll schon redlich seines geistlichen Bruders angenommen . . ."

[6]) Jacobi hatte zweifellos schon im Jahre 1801 angefragt, denn am 14. Sept. d. J. schreibt Abegg an Borowski: „Sehr interessant war mir die

Borowski in seinem psychologischen Deutungsversuch Hippels religiöse Empfindungen wenigstens in dem Augenblick, wo sie ihren schriftlichen Ausdruck fanden, als echt gelten läßt und die Bedeutung der schöpferischen Phantasietätigkeit für des Dichters Seelenleben gebührend einschätzt, verfährt Scheffner ganz im Stile des philiströsen Rationalisten, der für die psychischen Abnormitäten des Künstlers nicht das geringste Verständnis besitzt. Leider hat Düntzer Scheffners Ausführungen nicht neuerdings abgedruckt, sondern sich nur mit dem Hinweise begnügt, daß diese mit wenigen „stilistischen Änderungen" in der Selbstbiographie ihres Verfassers Aufnahme gefunden haben. Die Stelle lautet daselbst folgendermaßen:

„Die Toleranz, die er gegen seinen eignen Verstand übte, verleitete ihn, so wie den ersten Kirchenvater St. Paul, vieles zu thun, was er eben nicht thun wollte. Seine früheste Leidenschaft war der Ehrgeiz, dem die Überzeugung vom Werth und von der Kraft seines Kopfes reichliche Nahrung gab: als ihn aber die Erfahrung belehrt, wie sehr der Reichthum dem Ehrgeiz die Befriedigungsmittel erleichtert, so wurd' er auch geldgeizig und weil er über die Sittlichkeit des letztern mit seinem eignen Gewissen nicht recht fertig werden konnte, so suchte er seine Erwerbsucht fast noch mehr zu verheimlichen als seinen Hang zum Genuß körperlicher Wollust.

Keine Leidenschaft mag aber die Vergütung des durch sie aktive oder passive angerichteten Schadens aus sich selbst hernehmen und sich etwas entziehen, sondern greift lieber zu einem außer ihrem eignen Gebiet liegenden Befriedigungsmittel, und so griff denn auch Hippel zur Religiosität und stürzte sich in eine Andachtsbrandung, die der Leser um das Eyland seiner Schriften schäumen sieht"[1]).

Scheffners Selbstbiographie, in der das Endurteil über Hippel gesprochen werden sollte, ist bereits 1801 begonnen und nach mehrfachen Abänderungen im März 1810[2]) vollendet worden. Sie war nicht zur Veröffentlichung bei Lebzeiten bestimmt und erschien daher erst nach Scheffners Tode. Der kühle Ton, in dem darin der Verfasser dem Publikum die Gründe vorlegt, warum er „Hippeln nicht genauer gekannt" und sich „ihm ohne das mindeste Mistrauen ganz habe hingeben können", die Rücksichtslosigkeit, mit der er hier auf des Dichters „Sammelsucht" hinweist, auf seine „Begierde zu herrschen

Nachricht von der Anfrage Jakobis über Hipp. wahren religiösen Charakter." Scheffners Ausführungen sind nach Düntzer (a. a. O. S. 192) „vom 12. April" datiert, offenbar des Jahres 1802; denn erst unterm 22. Juli d. J. schreibt Abegg an Borowski: „Vergessen Sie doch nicht, mir Jacobis Anfrage u. Ihre u. Sch. Antworten zu senden!", und erst am 7. Okt. berichtet er über die Lektüre der beiden Aufsätze. Düntzer hatte vielleicht nur die von Borowski und Scheffner für Abegg veranstaltete Abschrift in der Hand, denn wie er selbst (a. a. O. S. 190) angibt, war auf dem von ihm benützten Foliobogen Jacobis Anfrage von fremder Hand geschrieben.

[1]) Scheffners Selbstbiogr. S. 131.

[2]) Nach eigenen Angaben Scheffners im Nachlaß.

und zu höhern Ämtern und Würden zu gelangen" und von Mitteln spricht, deren sich der Verstorbene zur Verschleierung seines wahren Charakters klug bediente, die Unzweideutigkeit, mit der er hier Hippels Freundschaft für ihn als eigennützig hinstellt; dies alles hat bei Scheffners hohem Ansehen dem Rufe des Dichters entschieden mehr geschadet, als der aus den Tiefen niederträchtiger Verläumdung schöpfende Klatsch seiner Feinde oder die salbungsvollen Expektorationen Borowskis.

Indessen muß man, ohne darum Hippels unleugbare Charakterschwächen beschönigen zu wollen, offen gestehen, daß in Scheffners Schlußurteil Ungerechtigkeiten unterlaufen sind. Er hat ganz übersehen, daß nicht nur er sein Herz vor Hippel aufschloß, sondern daß auch dieser stets das Gleiche tat. Schwerlich wird auch einer, der des Dichters Briefe an Scheffner gelesen, den Vorwurf eigennütziger Freundschaft billigen können. Man hat ferner seine Mühe, die ebenso harte und natürlich nur bildlich aufzufassende Beschuldigung, Hippel habe dem Freunde schon bei Lebzeiten „manches französische Assignat" statt eines sichern Pfandbriefes in Zahlung gegeben, mit der feierlichen Erklärung zu reimen, der Dichter sei im Leben der Einzige gewesen, der Scheffners Idee von Freundschaft und den Bedürfnissen seiner „Geistes- und Herzenslaunen" überall entsprach. Es entging dem gestrengen Richter auch, daß er sich einer Inkonsequenz schuldig machte, wenn er seine Jacobi erteilten Aufschlüsse, in denen von Hippels „Hang zum Genuß körperlicher Wollust" die Rede war, in seine Selbstbiographie aufnahm, nachdem er kurz vorher an gleicher Stelle mit Nachdruck bekräftigt hatte: „Von seinem Hange zur sinnlichen Geschlechtsbefriedigung war für mich in seinem Hause nichts zu merken."

In den letzten zehn Jahren seines Lebens, da die Selbstbiographie bereits fertig im Pulte lag, hat Scheffner an dem harten Urteil über Hippel nichts mehr geändert. Nach jenen unliebsamen Entdeckungen im handschriftlichen Nachlaß des Freundes hatte sich in seinem Herzen ein Groll festgesetzt, der auch der langen Zeit von vierundzwanzig Jahren standhielt. Er und Borowski, beide hochbetagt, waren nunmehr die letzten Überlebenden aus der geistigen Elite des alten Königsberg. Im Bewußtsein, stets nach seiner besten Überzeugung gehandelt zu haben und für jede seiner Taten mit seiner Mannesehre eintreten zu können, sah Scheffner an seinem Lebensabend dem Tode und dem Urteil der Nachwelt mit größter Seelenruhe entgegen. Nicht so Borowski. Dieser mußte sichs selbst gestehen, daß er oft als Wolf im Schafspelz herumgeschlichen war und daß sich bei ihm hinter der Maske christlicher Demut und Selbstverleugnung ein ungezügeltes Strebertum verbarg. Scheffner hatte von dem vielbewun-

derten Seelenhirten stets seine Privatmeinung gehabt. Als ihn Abegg im Jahre 1798 besuchte, nachdem er zuvor bei Borowski gewesen war, wurde er „indirecte" sogleich nach dem Eindruck gefragt, den der Geistliche auf ihn gemacht hätte. Abegg konnte nicht umhin, freimütig zu bekennen, daß ihm „ohne äußere Empfehlung" der Mann nicht gefallen hätte. „Er trage sich weder in Mienen noch Gebärden gleich wie unser einer, sehe aus wie einer, der dem Heuchler nahe wäre". Scheffner bestätigte diese Wahrnehmung vollauf. Borowski meine, „wie so viele Prediger, das sanfte, weiche sey das Evangelische". „Nun," fügte er erläuternd hinzu, „gewöhnen sie sich diesen Ton wie eine Melodie an, bei Bor. geht es täglich tiefer herunter. Sonst ist er würklich ein guter Mann, mit dem ich sehr wohl zurecht komme." Borowski kannte des Freundes durchdringenden Blick, dessen unerbittliche Strenge in der Beurteilung moralischer Schwächen; er wußte, daß Scheffner eine Selbstbiographie vorbereite, wußte vielleicht auch, daß darin über Hippel Gericht gehalten werden sollte. Wie, wenn auch er in diesen Blättern mit einer schlechten Note bedacht würde, oder wenn der Freund, dessen satirische Veranlagung ja außer allem Zweifel stand, gar das böse Beispiel Hippels nachahmte und Papiere hinterließe, die seine Freunde vor der Nachwelt bloßstellen könnten? Dieser Gedanke ließ Borowski nicht ruhen und gab ihm an Scheffners 82. Geburtstage ein seltsames Glückwunschschreiben ein:

„Heil und Segen zu Ihrem 83ten[1]) Geburtstage! Daß dieser Wunsch von ganzem Herzen geht, davon sind Sie überzeugt. Sey Ihnen das 84 bis 90te Jahr voll Heiterkeit und ganz Schmerzens frei! — Immer wollten Sie, Theuerster! mir meine Briefe u. Billets zur Cassation zuschicken — und doch habe ich bis jezt nichts erhalten! Werfen Sie doch Alles ins Feuer. — Auch Ihren Lebenslauf revidieren Sie doch ja, mein Bester! wieder einmal. Streichen Sie doch, ich bitte Sie dringend, Alles aus, was irgend einen — Menschen betrifft. Sie wissen, was die Bemerkungen — Hippels — über einen oder den andern Menschen in seinen hinterlassenen Papieren für einen übeln Eindruck, ihm und — ihm ganz allein zum Nachtheil — machten! Folgen Sie mir ja! Unsre eigne Papiere werden oft an uns, wenn wir hingegangen sind, zum ärgsten Verräther"[2]).

Der Aufforderung Borowskis, seine Briefe zu verbrennen, ist Scheffner augenscheinlich nachgekommen. Im übrigen hat er Hippel nachgeahmt, hat er sich jener an dem Toten so hart gescholtenen Hinterlist und Unaufrichtigkeit wenigstens hinsichtlich Borowskis selbst schuldig gemacht. Denn noch heute findet sich in Scheffners Nachlaß eine von ihm eigenhändig geschriebene Charakteristik des Freundes, die die stärkste Belastungsprobe darstellt, die bisher das ruhmwürdige Andenken des einzigen evangelischen Erzbischofs auszuhalten hatte.

---

[1]) Borowski zählt hier den Tag der Geburt als ersten Geburtstag mit: Scheffner ist am 8. Aug. 1736 geboren.

[2]) A. St. A.: Sch. N.: Borowski an Scheffner, 9. VIII. 1818.

„Ich lernte ihn etwa in seinem 17. od. 18. Jahre kennen, als einen sehr hübschgestalteten Jüngling. — Da sein Vater Glöckner bey der Schloßkirche war, so hatte er von Kindesbeinen an viel Zutrit bei dem damals wegen seiner Canzelgaben hochberühmten D. Quandt . . . . . Von je her soll sich B. bemüht haben, ihm nachzutönen und sich ein wichtiges theologisches Ansehen zu geben. Ersteres konnte ihm nicht glücken, weil seine Stimme höchst antiquandtisch von je her gewesen. — In den ganz letzten Jahren des 7jährigen Krieges wurde er Feldprediger bei dem Regiment des Feldmarschall Lehwald, der ein höchst braver, aber auch höchst unwissender Mann war. Da die Feldprediger nur ausnahmsweise bei den Regimentern waren, so blieb B. auch größtenteils in Berlin, machte sich durch seine feine Manier, die Weiblein gefangen zu nehmen, die eben nicht hochgeistige Frau Feldmarschallin und ihre Umgebung untertan, und lernte durch seinen Landsmann Krickende[1]), damals Hofmeister bey Süßmilch[2]) letzteren kennen und in diesem Hause erwieß man dem gewandten, jungen Feldprediger viel Höflichkeit. Krickende war indessen mit ihm nicht ganz zufrieden. Sein 2ter Regimentschef war der durch allerhand wunderliche Einfälle in Preußen bekannt gewordne, sonst sehr kluge und cultivirte Graf Anhalt. — Da B. aber zu leben und beßer Predigten zu halten verstand, wie man gewöhnlich zu hören bekam, so wurde er beim Regiment mit vieler Achtung behandelt. Von da ward er Erzpriester in Schacken [Schaaken] wo er sich mit seinem Diaconus nicht eben evangelisch benommen haben soll, und seine Liebe in der Diöceuse scheint eben nicht groß gewesen zu sein). Aus Schacken wurde er auf die jetzige Stelle bei der N. Roßgärtschen Kirche berufen, bei der ein Feldprediger die 2te Predigt sonntäglich hielt. —

Da B. von jeher ehrgeizig gewesen, so suchte er baldmöglichst Kirchen- u. Schulrat zu werden und noch lieber Consistorialrat, um auf die Landprediger mehr Einfluß zu bekommen. — Der damalige Chef der Kirchen- u. Schul-Com.: Graf Schlieben that alles, was seine Räthe wollten u. da Vor. der feinste und weltklügste unter letztern war, so gieng das meiste nach seinem Willen. Der dem Gr. S. nachfolgende Graf Groeben fand nicht minder Geschmack am Fleiß und der heitern Laune des Kirchenrats und er galt auch bei ihm viel, doch nicht ohne einiges Mißtrauen, da andre Geistliche es ihm offenbart hatten, B. sey ehrsüchtiger als ehrlich. — Das Praesidium des H. v. W. war gar nicht nach Vor. Sinn, auf ihn folgte H. v. A[ltenerswald] — der keinen Geschmack am Regiertwerden hatte. Als die Schulsachen an die Cammer kamen, gefiel sich B. anfangs ziemlich gut und arbeitete mit außerordentlichem Fleiß, bis eine Augenkrankheit ihn auf den Einfall brachte, den Abschied vom cammeralistischen Consistorio zu nehmen. Man verlor ihn seiner vielen Pastoral- u. Schulkenntnisse wegen ungern; da er aber durchaus auf seine Entlaßung bestand und laut versicherte, nie wieder eintreten zu wollen, so ward er mit einer Pension von 100 rl. entlaßen.

Als die neue Organisation erfolgte und es im Consistorio ganz an einem Mann von seiner Art und Kunst fehlte, so suchte man ihn wieder zu engagiren, er widerstand aber den angebotnen 400 rl. Gehalt, bis dann H. v. Humb. der Rath gegeben wurde, ihm den Caratter als Oberconsistorialrath und eine Aussicht aufs Bischofisieren zu geben. — Er wurde Oberconsistorialrat u. Vice-Director der Consistorial Deputation, es verdroß ihn aber, daß das erstre ein bloßer Titel blieb und ihm nicht die geistliche Provinz zu regieren gestattete. — Alle

[1]) Vgl. über ihn G. Krause: Der Bericht eines Augenzeugen über die Zusammenkunft Friedrichs d. G. u. Josephs II. in Neiße 1769 (Progr. des Altstädt. Gymn. Kgbg. i. Pr. 1902), S. 12 ff.

[2]) Der durch seine Behandlung sozialwissenschaftl. Fragen bekannte Propst und Konsistorialrat.

Collegen u. Amtsbrüder, die ihn nahe kennen, beklagen sich über seine Falschheit, über seine Sucht, überall zu glänzen u. es nach seinem Kopf einzurichten. — Die Kunst, den Großen zum Munde zu reden, versteht er meisterlich und die Salbung, die er in seine Kanzelvorträge mischt, tut ihm im Umgange große Dienste. Vormals predigte er recht gut u. deklamirte trefflich, im Alter schleppt alles sehr, so sehr er sich zu rühren bemüht und viel Tautologieen zu Hilfe nimmt. — Der Hof hat ihn oft gehört, ließ sich von ihm zu Thränen bewegen, die Frucht von allem blieb aber im abtrocknenden Schnupftuch.

In seiner großen Gemeine gilt er sehr viel und mischt sich oft in ihre Häußlichkeiten. Seine Dogmatik neigt sich zum Herrnhutianismus und die Herrnhuter sind seine fleißige Zuhörer. —

Seine Söhne hat er äußerst schlecht erzogen, ist aber über ihr Misraten unglaublich gleichgültig [1]). Seine Töchter haben sich untereinander gebildet ohne seine Mitwirkung — und Alle Welt wundert sich, daß ihm kein Hausunglück von dieser Seite zugestoßen. — Bis in sein spätes Alter ist er eitel, stolz demüthig, schmeichelnd, arrogant und ein Erz-Priester geblieben.

**Wir wissen nicht, ob Borowski, der Scheffner noch um elf Jahre überleben sollte, diese Zeilen zu Gesicht bekam. Da er sich für den Nachlaß des Freundes so interessierte, ist die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit dafür gewiß vorhanden. War es der Fall, so muß es für den Alten eine furchtbare Strafe gewesen sein, vierundzwanzig Jahre nach Hippels und sechzehn Jahre nach Kants Tod erst inne zu werden, daß sich die ganze Welt nur auf Heuchelei und Verstellungskunst gründe, am späten Abend seines Lebens erst dazu gedrängt zu werden, in sich sogar die Erinnerung an diejenigen auszulöschen, deren vermeintliche Freundschaft seinem Dasein einen höhern Wert und eine tiefere Bedeutung verlieh.**

---

[1]) Von dem einen der beiden Söhne Borowskis sagt Walter Wendland in seiner verdienstvollen Biographie (Schriften der Synodalkommission für ostpr. Kirchengeschichte, Heft 9) S. 20: „An dem zweiten Sohn Anton hatte der Vater wenig Freude. Während seiner Universitätsjahre war er außerordentlich leichtsinnig. Das gewählte juristische Studium hat er nicht beendet. Der Vater zwang ihn darum zum Eintritt in das Heer. Er scheint sich hier geändert zu haben, starb aber, bevor er Offizier werden sollte an [!] Nervenfieber." Ähnlich wie Scheffner dachten auch andere Zeitgenossen über Borowski. So schreibt schon Nicolovius, einer seiner Königsberger Bekannten: „Seine Schwächen lagen am Tage und hinderten befangene Augen, die tieferen, seltenen Eigenschaften zu sehen" (Wendland, Borowski, S. 1). Fr. Delbrück nennt ihn in seinen Tagebüchern sogar „den protestantischen Papst" (Wendland, Borowski S. 2). Wendland, der diese Äußerungen gewissenhaft anführt, hat jedoch schon in seinem Buche: „Die Religiosität und die kirchenpolit. Grundsätze Friedr. Wilhelm III." (Gießen 1909) S. 63 im Hinblick auf Nicolovius' Urteil erklärt: „Es ist mir bisher nicht gelungen, festzustellen, worin Nicolovius die Schwächen Borowskis gesehen hat." Vielleicht tragen meine Ausführungen zu einer Klärung des landläufigen Urteils über den ostpreußischen Geistlichen etwas bei.

# Lenz an Boie.

Mitgeteilt von Max Rubensohn in Cassel.
Erläutert von Wolfgang Stammler in Hannover.

Weymar d. 2ten Aprill 1776.

Wollten Sie mir doch lieber Freund! wo möglich das Geld für die Freunde machen p ungesäumtst nach Weymar zuschicken, wo ich mich einige Zeit aufhalten werde und folglich zusammenraffen muß was ich bekommen kann.

Sagen Sie mir doch auch wenn Sie es wissen bey welcher Division hessischer Truppen Lindau engagirt ist und wenn's seyn kann den Namen des Regiments. Auch wohin man sich zu wenden hätte, wenn man ihm etwa einen Brief nach Amerika zuschicken wollte.

Ich habe unterwegs viele wackere Leute kennen gelernt. Von denen allen wir ins künftige mehr sprechen wollen. Meine Adresse ist an Goethen weil der Name hier bekannter ist.

Lenz.

Nochmals daß doch die Wolken in keines Menschen Hände kommen mag darnach fragen wer da will. Sie sehen selbst die Nothwendigkeit davon ein lieber Freund.

1 S. 4° im Kestner-Museum zu Hannover.

Am 1. April war Lenz in Weimar eingetroffen, Goethe begrüßte ihn am 4. April, als er von Leipzig zurückkehrte. Über seine gegen Wieland gerichtete von ihm selbst vernichtete Satire ‚Die Wolken' und die Drucklegung der Komödie ‚Die Freunde machen den Philosophen' sind wir durch Weinhold (Dramatischer Nachlaß von J. M. R. Lenz, Frankfurt a. M. 1884, S. 313 ff. 329. Heinrich Christian Boie, Halle 1868, S. 192 ff.) und Erich Schmidt (Einleitung zum Neudruck von Lenzens ‚Vertheidigung des Herrn Wieland gegen die Wolken', Deutsche Literatur-Denkmale, Nr. 121) jetzt unterrichtet. Der Brief ergänzt in willkommener Weise die bei Rosanoff, J. M. R. Lenz, Deutsche Übersetzung. Leipzig 1909 im Anhange S. 518 ff. wiedergegebenen Briefe von Lenz an Boie. — Das Regiment, in dem v. Lindau (vgl. über ihn L. Geiger in den Blättern f. lit. Unterh. 1898, Nr. 10, S. 145 f.) eine Leutnantsstelle erhalten hatte, war das Wuthgenausche, das 1776 der Landgraf von Hessen-Cassel nach Amerika an die Engländer verkaufte. (Vgl. Dramat. Nachl., S. 111.)

# Der Plan von Wilhelm Meiſters theatraliſcher Sendung und die Fortführung des Fragments[1]).

Von Otto Pniower in Berlin.

Die Haupttendenz der „Lehrjahre“ iſt bekanntlich die Anwendung des Humanitätsideals der großen Epoche des achtzehnten Jahrhunderts auf die einzelne Perſönlichkeit. Wilhelm ſelbſt bezeichnet als das eigentliche Streben ſeines Lebens die harmoniſche Ausbildung ſeiner Individualität.

Die Ausbildung beginnt in der äſthetiſchen Sphäre. Wilhelm dilettiert in der Poeſie und in der Schauſpielkunſt. Indem er in Shakeſpeare den wahren Dichter kennen lernt, wird ihm vor Augen geführt, daß er zum Poeten nicht berufen iſt. Seine Erfahrungen bei einer Schauſpielertruppe und ſeine Erlebniſſe in den höheren Schichten der Geſellſchaft lehren ihn, daß auch das Theater nicht das ſeiner Natur gemäße Betätigungsfeld bietet. Schließlich wird ihm die wahre Befriedigung in einer praktiſchen, dem tätigen Leben gewidmeten, ſozial weit ausſtrahlenden Wirkſamkeit gewährt. An dieſer Erziehung des Helden haben die Frauen einen weſentlichen Anteil, ja ſie krönen ſie erſt. Das verſteht ſich bei Goethe von ſelbſt.

Wie verhält ſich zu dieſer Grundtendenz der „Lehrjahre“ diejenige der „Theatraliſchen Sendung“?

Die Hypotheſen, denen die „Lehrjahre“ hinſichtlich ihrer Vorgeſtalt bisher ausgeſetzt waren, pflegten darauf hinauszulaufen, daß Wilhelm am Ende des erſchloſſenen Romans dem Theater erhalten blieb. Er ſollte eines der äſthetiſchen Ideale des achtzehnten Jahrhunderts verwirklichen helfen und der Gründer eines deutſchen Nationaltheaters werden. Dieſe Vermutungen erweiſen ſich jetzt als Irrtümer. Wenn die Fragment gebliebene „Theatraliſche Sendung“ den Helden auch nur bis zu dem Moment führt, da er entſchloſſen iſt, ſich der Schauſpielkunſt als ſeinem Lebensberuf zu widmen, ſo

[1]) Das in den folgenden Ausführungen behandelte Thema habe ich ſchon in einem im Dezemberheft der Neuen Rundſchau, Jahrg. 1911, abgedruckten Aufſatz, der ſich mit der „Theatraliſchen Sendung“ im ganzen beſchäftigt, geſtreift. Mit Rückſicht auf den Leſerkreis jener Zeitſchrift verfuhr ich dabei mehr dogmatiſch und hielt mich möglichſt im Allgemeinen, während ich hier die wiſſenſchaftliche Begründung der dort aufgeſtellten Behauptungen verſuche und ins Detail gehe. Auch habe ich die Betrachtungen erheblich erweitert und, ich darf ſagen, vertieft. Wiederholungen im Wortlaut bitte ich wohlwollend in den Kauf zu nehmen.

ist es doch unzweifelhaft, daß wie in den „Lehrjahren" so auch in ihr das Theater nur eine Durchgangsstation für ihn bedeutet hätte. Allerlei Fingerzeige liegen dafür vor.

Ehe der Wilhelm der „Sendung" sich der Bühne verpflichtet, erhält er einen viel tieferen Einblick in das Wesen und Treiben des Theaters, als es beim Helden der „Lehrjahre" vor diesem Schritt geschieht. Lange schon, bevor er den neuen Beruf ergreift, betritt er die öffentliche Bühne als Darsteller einer größeren Rolle, indem er in dem von ihm selbst verfaßten Drama „Belsazar" den Darius spielt. Und hier wird ihm gleich der erste berauschende Erfolg, den er davon trägt, durch Kümmerlichkeiten ökonomischer Natur, in die er verstrickt wird, vergällt. Melina reißt ihn aus seinen Träumen und zeigt ihm, daß er um eine erhebliche Summe, die er gutmütig vorgeschossen hat, betrogen wird, wenn er nicht energisch das ausgeliehene Geld einfordert. „Ein junger Prinz," so schildert Goethe köstlich die Empfindungen seines Helden in diesem Augenblick, „ein junger Prinz, der eben auf die Jagd reiten will, kann einem remonstrierenden Finanzminister nicht mit größerem Widerwillen gestiefelt und gespornt Audienz geben, als Wilhelm in dem Augenblicke dem Verlangen seines Freundes folgte. Wie anders dachte er diesen Morgen zuzubringen!" — (Goethe kannte solch einen jungen Prinzen und mochte auch Zeuge einer solchen Szene gewesen sein.) — Bei der zweiten Aufführung bricht, herbeigeführt durch das widerwärtige Gebaren eines trunksüchtigen Schauspielers, ein richtiger Theaterskandal aus, der Wilhelm in die größte Verwirrung und Verlegenheit bringt. Der Eindruck der Ereignisse auf ihn ist niederschmetternd. „Der Wahn seiner Jugend," heißt es, zerstreute sich wie eine schöne Nebelwolke, die sich um einen dürren Berg bewegt. Er bedauerte sich, das Theater und die Dichtkunst. „‚Ach!' rief er aus, möchten doch so viele thörichte Jünglinge durch mein Beispiel klug werden, die diesem Irrlichte nachlaufen, die sich von dieser Sirene aus der vorgeschriebenen Fahrt ihres Wandels locken lassen! (U. S. 230 f.)"

Allerdings bleibt Wilhelm, ungeachtet dieser schlimmen Erfahrungen, die ihn mit Unwillen und Ekel erfüllen, nicht nur bei der Truppe, sondern als die Schauspieler den Ort seines Triumphes verlassen, um im Schlosse eines benachbarten kunstbegeisterten Grafen zu spielen, schließt er sich ihnen, man sieht nicht recht warum, an. Dieser Schritt erscheint um so seltsamer, als ihn die Pflicht gegen das Elternhaus dringend zur Rückkehr mahnt und er im Innersten bereit ist, den ihn bedrängenden Wirrsalen zu entfliehen. Gewiß wollte Goethe damit seine Willensschwäche wie den starken Reiz, den das Theater auf ihn ausübte, kennzeichnen und zugleich die noch unerschütterte Unbelehrbarkeit seines Lebensdilettantismus. Allein

gleichwohl entsteht für unser Gefühl ein Mißverhältnis zwischen den Erlebnissen des Helden und seinem Verhalten nach ihnen. Kurz gesagt, ich glaube hier einen künstlerischen Mangel wahrzunehmen. Der beste Beweis dafür ist, daß der Redaktor der „Lehrjahre" gerade an dieser Stelle energisch eingreift und das, was wir als dichterische Schwäche empfinden, beseitigt. Das geschieht dadurch, daß er den übrigens meisterhaft geschilderten Theaterkrach radikal ausmerzt und weiterhin die Erfahrungen Wilhelms bei der reisenden Truppe, deren derb realistische Darstellung ohnehin seinem damaligen künstlerischen Standpunkt unbequem waren, teils bedeutend mildert, teils einschränkt. Um aber Wilhelms Entschluß, an der Fahrt zum Schloß teilzunehmen, stärker zu begründen und jeden Zweifel an seiner Glaubhaftigkeit auszuschließen, bringt er ein neues Motiv an. Der unfehlbare Magnet der Liebe muß seine Schuldigkeit tun. Er läßt in Wilhelm eine Neigung zur Gräfin entstehn. In der „Theatralischen Sendung" findet sich davon keine Spur außer der einzigen Bemerkung, daß sie ihm „im stillen nicht abgeneigt war" (S. 332). Das will aber nichts besagen, da von Wilhelm wie von Jason gilt: den Frauen angenehm. Es ist sein Schicksal, allen zu gefallen. Sogar sucht im Fragment die Circe Baroneß, die in den „Lehrjahren" zu Jarno mehr als freundliche Beziehungen unterhält, in Wilhelm „einen für ihre Ställe zu werben". Übrigens verband Goethe mit diesem neuen Motiv der Neigung zur Gräfin einen meisterhaften Kunstgriff. Er machte sie, worauf ich noch zurückkomme, zur Schwester Nataliens und gewann damit außerordentliches. Indem sich Wilhelm, bevor er von Liebe zur edlen Amazone ergriffen wird, zu dem schwächeren Abbild von ihr hingezogen fühlt, erreicht er eine höhere Stufe beim Aufstieg zur Läuterung und wird so allmählich der idealen Verkörperung der Weiblichkeit, die Natalie darstellt, würdig.

Den Eintritt Wilhelms in die adeligen Kreise benutzt der Dichter der „Lehrjahre", als ein weiteres Mittel seiner Erziehung.

Die berühmte Tirade auf den Adel aus dem Anfange des dritten Buches der „Lehrjahre" findet sich schon in der „Sendung", hier noch am Schluß durch einen Tusch, ein dreimaliges Heil verstärkt, das den Großen dieser Erde, allen, die sich ihnen nähern und dem Genius „unseres Freundes" zugerufen wird (S. 282 f.). Hier aber ist es der Dichter selbst, der die Ausführungen macht, während er sie in den „Lehrjahren" als Betrachtungen Wilhelms gibt. Sein heilsamer Verkehr in den adeligen Kreisen wird übrigens in dem Fragment feiner vorbereitet als in der späteren Fassung, indem er schon früh die Freundschaft eines adeligen, für die aufkeimende deutsche Literatur begeisterten Offiziers v. C. gewinnt. Es ist eine Erscheinung wie Ewald v. Kleist. Auch an Knebel kann man denken. In den „Lehrjahren" ist

die Gestalt der energischen Kürzung und Dämpfung der Theatervorgänge zum Opfer gefallen.

Also schon in der „Theatralischen Sendung" sollte Wilhelms Bühnenlaufbahn als ein Irrtum gekennzeichnet werden. Schon hier sollte er im Umgang mit der adeligen Gesellschaft von der jahrelangen Täuschung geheilt werden.

Wie steht es nun aber mit dem dritten Bildungselement, das Wilhelm in den „Lehrjahren" auf sich wirken läßt, mit der Schule der Frauen? Wir wissen schon: auch der Held der „Sendung" ist von den Frauen begünstigt. Viele suchen seine Neigung, keine vermag das Andenken Marianens auszulöschen. Da erscheint, als er bei dem Überfall durch die Plünderer schwer verwundet, hilflos daliegt, die Amazone, um ihm Rettung zu bringen. „Er hatte seine Augen auf die sanften, stillen, teilnehmenden Gesichtszüge der Ankommenden geheftet. Er glaubte nie etwas Liebenswürdigeres gesehen zu haben." Es sind dieselben Worte, die wir in den „Lehrjahren" wiederfinden. Nur heißt es hier bezeichnenderweise „die sanften, hohen, stillen, teilnehmenden Gesichtszüge", und er glaubte nie etwas Edleres, noch Liebenswürdigeres gesehen zu haben. Überirdisch mutet ihn die schöne Gestalt an. „In diesem Augenblick", erzählt der Dichter weiter, „da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes hervorbringen wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart so sonderbar auf seine schon angegriffenen Sinnen, daß es ihm auf einmal vorkam, als sei ihr Haupt mit Strahlen umgeben, die sich nach und nach über ihr ganzes Bild ausbreiteten" (S. 354). Wilhelm kann das Erlebnis nicht vergessen. Unaufhörlich rief er sich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüt gemacht hatte. Tausendmal wiederholte seine Einbildungskraft die Szene. Tausendmal rief er sich den Klang ihrer süßen Stimme zurück. Und als er dem Drängen Serlos, Aureliens und Philinens, sich der Bühne zu widmen, endlich nachgibt und „Ja denn" spricht, da fällt er in ein stilles Nachsinnen. „Seine Gedanken schweiften hin und wieder, und auf einmal erfüllte der Waldplatz wieder seine Einbildungskraft. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büschen, nahte sich ihm, stieg ab. Ihr menschenfreundliches Bemühen hieß sie gehen und kommen. Sie stand. Das Kleid fiel von ihren Schultern und deckte den Verwundeten. Ihr Gesicht, ihre Gestalt glänzte wieder auf und verschwand."

Mit diesen Worten schließt das Fragment. Von welcher Bedeutung in diesem Augenblick die Vision ist, wird niemand verkennen. Sie ist gleichsam ein von der höheren Stufe der Welt gesendetes Symbol, das Wilhelm leise, ohne daß er es versteht, das Verhängnisvolle der Stunde kündet, den Leser aber in einem poetischen Bilde

unzweideutig auf seinen Irrtum hinweist. In der Sphäre des Theaters, das spricht der Dichter noch einmal damit aus, wird er nicht den Weg zu dem wahren Ziel seines Daseins finden. Indem es aber die Amazone ist, die Wilhelms ihm selbst noch unbekannte, in der Tiefe des Herzens schlummernde Wünsche nach dem reinen echten Leben weckt, erfahren wir, daß erst der Bund mit ihr sie erfüllen wird.

Man muß jedoch weiter fragen, wenn Wilhelms Streben nach dem Theater ein Irrtum ist, welche Betätigung wollte der Dichter als die ihm gemäße hinstellen? Darüber gibt das Fragment allerdings keine bestimmte Auskunft, wenn wir auch einen Wink allgemeiner Natur erhalten. Wilhelm (U. S. 326 ff.) steht mitten in der ungeheuren Wirkung, die die Lektüre von Shakespeares Dichtungen auf ihn ausgeübt hat. Er schüttet Jarno sein übervolles Herz aus und schildert den gewaltigen Eindruck der Dramen auf sein Inneres. „Wie freut mich die Gemütsverfassung, in der ich Sie sehe, versetzte Jarno, und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. Lassen Sie diesen Vorsatz nicht fahren und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen gegönnt sind, wacker zu nutzen". „Die Lehrjahre" übernehmen diese ganze Stelle (W. 21, 309 ff.), Bezeichnender Weise aber schiebt Goethe hier einige Worte ein, die Jarnos und man kann sagen, seiner eigenen Auffassung einen schärfern Ausdruck geben. Jarno sagt jetzt: „Lassen Sie diesen Vorsatz nicht fahren in ein thätiges Leben überzugehn und eilen Sie die guten Jahre usw. zu nutzen." Im übrigen bietet er weiterhin Wilhelm in der „Sendung" genau wie später in den „Lehrjahren" eine Tätigkeit an, die ihm gemäßer erscheint, als diejenige ist, in der er ihn augenblicklich sieht. „Mögen Sie," sagt er, Ihre Kräfte und Talente unserm Dienst widmen, Mühe und wenn es Noth thut, Gefahr nicht scheuen, so hab' ich eben ietzo eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu stellen, welchen eine Zeitlang bekleidet (zu haben) Sie in der Folge nicht gereuen wird." Dabei äußert er noch die Worte: „Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in diese Gesellschaft gekommen sind, für die Sie weder geboren noch erzogen sein können." Durch diese Bemerkung wird die vorgetragene Ansicht, daß Wilhelm auch in der „Sendung" dem Theater den Rücken kehren sollte, von neuem bestätigt. Vgl. damit noch S. 282 Z. 2 ff. v. o. Aber welcher Art sollte die Beschäftigung sein, die Jarno für ihn bereit hat? Was ist mit „unserm Dienst" gemeint, bei dem es an Mühe und Gefahr nicht fehlt? Darf man an eine militärische oder kriegerische Tätigkeit denken? Und sollte Wilhelm den Antrag annehmen? Auf alle diese Fragen wage ich nicht zu antworten, weil ich im Fragment keine Handhaben dazu finde. Übrigens handelt es sich nur um eine vorübergehende Beschäfti-

gung. Es bleibt also ungewiß, welche bestimmte praktische Wirksamkeit Wilhelms Irrfahrt ein Ende machen wird. Wohl aber deutet der Dichter allgemein das hohe Niveau seines Zieles an, wenn er an bezeichnender Stelle, in jenem schon erwähnten Preise des Adels (U. S. 282 f.) sagt: „Wer kann den Werth oder Unwerth irdischer Dinge besser kennen, als wer sie zu genießen von Jugend auf im Falle war? Und wer kann seinen Geist früher auf das Nützliche, das Nothwendige, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen?" Nun lag aber auch dem Goethe der „Theatralischen Sendung" das Bildungsideal des achtzehnten Jahrhunderts nicht fern. Ich erinnere nur an seine Äußerung in dem Brief an Lavater vom 20. September 1780: „Diese Begierde die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spritzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu."

Ich denke: damit ist die Tendenz der „Theatralischen Sendung" klar genug. Der „Wilhelm Meister" war schon in seiner ersten Gestalt als Erziehungs- oder Bildungsroman gedacht. Man kann auch sagen: Weltanschauungsroman. Schon er sollte das dem deutschen Geiste so gemäße Thema der Auseinandersetzung mit dem Leben in der Weise behandeln, daß ein irrender, von edlem Streben beseelter Jüngling allerlei Erfahrungen und Abenteuer nicht nur mit reiner Gesinnung besteht, sondern durch sie belehrt und geläutert das seiner Natur gesteckte Ziel des Daseins erreicht.

Schon in der „Sendung" lag der Plan vor, Wilhelm durch die verschiedenen Lebensstationen zu führen, wie Faust die Schichten der Welt kennen lernen soll. „Auf die Charakteristik der Stände auszugehn", bekennt Goethe gerade in der Zeit, da er mit der Niederschrift des sechsten Buches des Romans beschäftigt ist (An Frau v. Stein am 20. September 1785). Und wenn der titanische, nach dem Höchsten strebende, an Wissenschaft und Erkenntnis verzweifelnde Held des Dramas, als er sich ins Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit stürzt, Zeuge des wüsten Treibens in Auerbachs Keller wird, so wird man es verstehn und nicht so unbillig finden, daß Goethe den Helden des Romans zum Rivalen eines rohen und plumpen, von Krämpfen befallenen Trunkenbolds macht. Wilhelm Meister ist von vornherein der aus dem Heroischen ins Bürgerliche übersetzte Faust, nur daß der dramatische Held in seinem innern Selbst bewußt genießen will, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, während Wilhelm Meister unbewußt und halb widerstrebend durch die Wirrnisse des Lebens taumelt.

Allein die „Theatraliſche Sendung“ iſt ein Fragment, und gerne möchte man wiſſen, wie ſich Goethe die Fortſetzung dachte, wie der Roman in ſeiner damaligen Geſtalt ſchließen ſollte.

Mit der „Theatraliſchen Sendung“ ſind uns die ſechs Bücher des Romans überliefert, die Goethe bis zum November 1785 verfaßt hatte. Am 9. Dezember desſelben Jahres ſchrieb er ſeinen Plan auf alle ſechs folgenden Bücher auf. Wie, fragen wir, mochte dieſer Plan ausgeſehen haben? Die Belehrung, die uns gerade dieſer unerwartete Fund über den Wert wiſſenſchaftlicher Erſchließungen verloren gegangener Faſſungen von Dichtungen erteilt, mahnt zur größten Vorſicht. Da wärmte man immer wieder jene Mitteilung auf, die Ludwig Tieck angeblich von Frau Rat Goethe über den Ausgang der „Theatraliſchen Sendung“ erhielt, wonach Wilhelm mit Mariane vermählt der Bühne dauernd angehören ſollte. Und nun erfahren wir, daß Frau Aja überhaupt nur die erſte Hälfte des Romans — eben die jetzt aufgefundene — kennen gelernt haben kann. Kürzlich erſchloß Eugen Wolff in ſeinem Buch „Mignon“ als Ergebnis der „Theatraliſchen Sendung“, daß Wilhelm Mignon heiraten und ſeine Sendung in Italien erfüllen ſollte. Die Abſurdität dieſer Hypotheſe braucht nicht erſt bewieſen zu werden. Aber Wolff hat das Unglück, daß auch ſie durch dieſen Fund widerlegt wird. Schon die „Theatraliſche Sendung“ enthält vollſtändig jene ergreifende Szene, die in den „Lehrjahren“ an das Ende des zweiten Buches gerückt iſt, da Mignons Liebe zu Wilhelm offenbar wird, die lang verhaltene Empfindung ſich in krampfartigen Bewegungen des Körpers löſt und in ihrem Innerſten wie ein gewaltiger Riß geſchah.

Wolff (S. 156 ff.) mußte die Szene ſeiner Hypotheſe zuliebe als zum großen Teil interpoliert anſehen. Alle auf Mignons Krankheit deutenden Züge ſollte Goethe erſt 1794 hineingeflickt haben. In Wahrheit iſt mit jenem Vorgang nach Goethiſcher Art zugleich auf den frühen Tod des Mädchens hingedeutet, der dann, wie im achten Buch der „Lehrjahre“ erzählt iſt, durch ihre leidenſchaftliche Eiferſucht auf Thereſe beſchleunigt wird.

Dieſe von Goethe bekanntlich bis ins kleinſte und feinſte geübte Methode, wichtige Motive vorklingen zu laſſen, gibt uns das Mittel an die Hand, von der Fortführung der Handlung, die ſich in den folgenden nur geplanten ſechs Büchern abrollen ſollte, wenigſtens einen Umriß zu gewinnen.

Wenn es alſo beiſpielsweiſe in dem ſchon in der „Sendung“ vorhandenen Gedicht heißt:

Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu

und, worauf mich ein Freund aufmerkſam macht, dies ſelbe Motiv im achten Buch der „Lehrjahre“ (W. 23, 169 f.) wiederkehrt, ſo wird

es wahrscheinlich, daß Mignons Lebensgeschichte schon in der ersten Fassung des Romans so konzipiert war, wie wir sie in seiner endgiltigen Gestalt kennen lernen.

Und wie wir aus jener Szene am Schluß des vierten Buches der „Sendung" mit Sicherheit schließen dürfen, daß Mignon im Verlauf der Vorgänge sterben sollte, so ist auch für Aureliens Tod ein Fingerzeig vorhanden. Er ist uns damit gegeben, daß die von ihr Wilhelm in den „Lehrjahren" aufgetragene Mission, ihren ungetreuen Freund Lothario aufzusuchen und wegen seines Verhaltens zur Rede zu stellen, schon in der „Sendung" vorbereitet ist. „Wäre mein zärtlich geliebter, ungerechter Freund", sagt sie zu Wilhelm, „nur wenige Meilen von hier, ich würde sagen: setzen Sie sich zu Pferde, machen Sie auf irgend eine Weise Bekanntschaft mit ihm. Und wenn Sie zurückkehren, so haben Sie mir verziehen und bedauren mich". (U. S. 399 f.) Damit wissen wir zugleich, daß es Lothar ist, der dem Helden den Zugang zu den erprobten Vertretern der Menschheit vermittelt, die ihm über seine Bestimmung die Augen öffnen. Denn schon damals war er vom Dichter als der Bruder der Amazone gedacht. Das verrät uns Aureliens zu Wilhelm getane Äußerung: „Er (Lothar) zeigte mir die Briefe seiner Verwandten, seiner fürtrefflichen Schwester." (S. 402.) Daß die Amazone aber die Schwester ist und zum Schluß Wilhelm mit ihrer Hand beglückt, lehrt die Vision am Ende des Fragments. Auch Wilhelms Sohn Felix ist, wenngleich unerkannt, in seiner Nähe bei Aurelie. Ebenso eine alte Dienerin, deren Vermummung durch ein verbundenes Gesicht auf die spätere Enthüllung als Marianens Vertraute, Barbara, hindeutet.

Ich muß die Stelle zum bessern Verständnis mitteilen. „Der Knabe, heißt es (S. 388), machte Lärm und Aurelie ward ungeduldig Sie klingelte. Es kam ein altes Weib herein, ihn abzuholen. Hast du noch immer Zahnweh? sagte Aurelie zu der Alten, die das Gesicht verbunden hatte. Noch fast unleidlich, versetzte diese mit dumpfer Stimme". Von dieser Stelle in den „Lehrjahren" sagt Wolff (S. 278): „Das ist so einer von den in die alte Dichtung geflickten Lappen, bestimmt das Bild des eigentlichen Tatbestandes bis zur Unkenntlichkeit zu verzerren."

Damit aber, daß die vermummte, mit dumpfer Stimme sprechende und daher von Wilhelm nicht wiedererkannte Alte Marianens Vertraute ist, die mit dem Kinde ihrer Herrin bei Aurelien Unterkunft gefunden hat, ist der Umstand erschlossen, daß Mariane gestorben ist. Daß endlich Goethe früh, jedenfalls lange, ehe er die Umarbeitung der „Sendung" in Angriff nahm, durch Felix die Katastrophe des Harfners herbeizuführen plante, lehrt eine Notiz aus der „Ita-

lieniſchen Reiſe" vom Jahre 1788, in der unter den Unarten des Knaben „Trinken aus der Flaſche" bemerkt wird. (W. A. Bd. 21 S. 331.)

Wie aber ſteht es in der „Sendung" mit der Rolle Friedrichs und ſeiner Bedeutung für ihre Fortführung? Wir begegnen ihm zweimal, wenn er auch nicht, ſo wenig wie Barbara, mit einem beſtimmten Namen bezeichnet iſt. Er heißt der blonde Knabe und iſt Philinen genau ſo leidenſchaftlich ergeben wie Friedrich in den „Lehrjahren". Iſt er aber als Bruder der Amazone und Lothars gedacht? Darüber erfahren wir nichts. Wohl aber ſpricht ſein Abenteuer im Hauſe des Grafen, das ſchon die „Sendung" berichtet und wonach er bei einem Verſuch in Philinens Schlafzimmer zu dringen ertappt wird und geſtäupt werden ſoll (S. 321 ff.), dieſes Abenteuer ſpricht dagegen, daß er der Bruder der Gräfin iſt. Schon Riemann wies in ſeinem Buch „Goethes Romantechnik" (S. 95) auf die ſeltſame Vorausſetzung in den „Lehrjahren" hin, daß Friedrich, dem Schwager des Grafen, in deſſen Schloß derartiges begegnet ſein könne. Jetzt können wir ſagen: ſowie Goethe die Epiſode in den „Lehrjahren" darſtellt, läßt ſie ſich vielleicht rechtfertigen und erſcheint ſie allenfalls mit den Verhältniſſen vereinbar. Aber erfinden konnte ſie der Dichter nicht, wenn er ſich Friedrich von vornherein als den Schwager des Grafen dachte. Als ſolcher hatte er denn doch bequemere und weniger gefährliche Mittel ſich Philinen wieder zu nähern. Goethe ließ den Vorgang ſtehn, ohne ſich weiter den Kopf zu zerbrechen, ob er mit der neuen Erfindung im Einklang ſteht. Daraus ergibt ſich zweierlei: entweder war Friedrich von anfang an als Bruder der Amazone und Lothars gedacht und wurde dann notwendigerweiſe auch der Bruder der Gräfin, als dieſe in eine Schweſter der beiden umgewandelt wurde. Oder er gehörte urſprünglich überhaupt nicht zu Familie, der Lothar und die Amazone zugeteilt ſind. Die „Sendung" bietet, ſoviel ich ſehe, keinen Anhalt zu einer beſtimmten Entſcheidung. Zwar die Vorausſetzung, daß ein Adeliger als Lehrling bei einem Friſeur eintritt, iſt ſeltſam genug. Wieder könnte man ſagen: es iſt wahrſcheinlicher, daß ſolch ein Motiv durch eine Veränderung der urſprünglichen Intention entſtand, als daß es von vornherein erfunden ward. Weiter käme die Änderung in Betracht, die Goethe für die „Lehrjahre" hinſichtlich des Rencontres Friedrichs mit dem Stallmeiſter vornahm (S. 265). Aus der wüſten Prügelei der „Sendung", bei der beide die Treppe hinunterfallen, wird in den „Lehrjahren" ein Duell, weil Friedrich auf Satisfaktion beſteht. Während er im alten Roman die Rache des Stallmeiſters fürchtend brutal davonläuft, benimmt er ſich in den „Lehrjahren" würdiger und männlicher, indem er erklärt, keine Beleidigung auf ſich ſitzen zu

lassen. Kurz, unzweideutig ist er hier in eine höhere Sphäre erhoben, veredelt. Es liegt nahe, dies mit der nachträglich eingetretenen Verschwisterung mit Lothario und Natalie in Zusammenhang zu bringen. Dagegen spricht wieder, daß Friedrich schon in der „Sendung" eine bedeutende Rolle zugedacht war. Denn schon hier (S. 323) wird er in Wilhelms wunderbare Familie aufgenommen. Und irgendwie muß er bereits nach dem alten Plan in eine dauernde Beziehung zum Helden gebracht worden sein. Man denkt sich ihn wie Lothar als Bindeglied mit dem Kreis, in den Wilhelm geführt werden soll. Doch wie es sich damit auch verhalte, ob Friedrich von vornherein Lothars Bruder war oder erst später dazu gemacht wurde, die Annahme, daß die Gräfin erst bei der Umwandlung der „Sendung" in die „Lehrjahre" zur Schwester Nataliens gemacht wurde, wird dadurch von neuem bestätigt.

So war die Fortführung der „Sendung" derjenigen der „Lehrjahre" sehr ähnlich gedacht, ja, sie glich ihr in den Grundzügen. Aber allerdings ein einschneidender Unterschied besteht. Zu den Übereinstimmungen, die wir auch noch mit Sicherheit erschließen können, gehört die, daß schon in der ersten Fassung des Romans Shakespeares „Hamlet" aufgeführt werden sollte. Wozu wären sonst bei dem ökonomischesten aller Dichter die breiten Darlegungen über das Wesen dieser Tragödie? Aber lag es schon damals in der Absicht des Dichters, die Rolle des Geistes von einer geheimnisvollen Person übernehmen zu lassen? Schwerlich. Bekanntlich wird die Besetzung von den Männern des Turmes besorgt — und von ihnen weiß die „Sendung" absolut nichts. Von der „Verzahnung", die Goethe in den „Lehrjahren" damit einleitet, daß er Wilhelm im siebzehnten Kapitel des ersten Buches dem Unbekannten begegnen läßt, der sich dann bei der Kahnfahrt (im neunten Kapitel des zweiten Buches) unvermutet wieder einfindet und hinter dem sich der Abbé verbirgt, von dieser Verzahnung finden wir in der „Sendung" keine Spur. Ebensowenig vom Werbeoffizier.

Neben diesen negativen Anzeichen gibt es noch ein positives. In dem schon angeführten Gespräch zwischen Jarno und Wilhelm, in dem dieser Shakespeares voll seinem Enthusiasmus so beredten Ausdruck gibt, sagt jener noch zu ihm: „Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umständen. Überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen." So konnte Jarno nicht sprechen, wenn die Idee vom geheimen Bunde schon bestand. Für sie ist Voraussetzung, daß Jarno, der Abbé und Lothario Wilhelms Lebensweg verfolgen. In den „Lehrjahren" weiß der Unbekannte, das heißt der Abbé sehr wohl Bescheid über die häuslichen Umstände des Schützlings (W. A. I. Bd. 21, S. 103 ff.). Wenn jene Stelle unbeanstandet in die „Lehrjahre überging, so liegt wieder eine durch das Hinzukommen des

neuen Motivs entstandene Inkongruenz vor, wie wir sie vorhin ähnlich bei Friedrichs nächtlichem Abenteuer kennen gelernt haben. Nur blieb sie, so viel ich sehe, bisher unbemerkt. Also gehörten die Männer des Turms noch nicht der Urgestalt an. Dieses Motiv: den Wandel des Helden von einer geheimen Gesellschaft beobachten und leiten zu lassen, befremdet den heutigen Leser der „Lehrjahre" nicht wenig, vielleicht weil es allzusehr aus dem Geiste der Zeit geschöpft ist, in der die Geheimbündelei und das Freimaurertum in der höchsten Blüte standen. Goethe führte es, wie ich meine, unter dem unbewußten Eindruck von Mozarts „Zauberflöte" ein. Man weiß, daß er dieser Oper, der Musik und sogar auch dem Text eine besondere Neigung abgewann. Zum Libretto begann er 1795 eine Fortsetzung zu dichten, und sein in demselben Jahre verfaßtes „Märchen" ist — das fühlt man — von der Atmosphäre der Oper umwittert.

Dieser Annahme, daß die Zauberflöte für die Wahl des Motivs von Einfluß war, scheint ein Moment im Wege zu stehn. In einem Goethischen Notizbuch vom Jahre 1793 befinden sich Bemerkungen des Dichters über die Hauptpersonen der „Lehrjahre", deren Wesen in prägnanten Begriffen bestimmt wird. „Wilhelm ästhetisch sittlicher Traum. Lothario heroisch aktiver Traum" usw. (W. A. I. 21, S. 332). Hier wird auch schon der Abbé erwähnt, dem ein pädagogisch praktischer Traum zugeschrieben wird. Auch Therese, die aber hier Julie heißt, begegnet bereits. Nun wurde aber die „Zauberflöte" zum ersten Male am 16. Januar 1794 in Weimar aufgeführt. Die Absicht, Wilhelm unter die Leitung einer geheimen Gesellschaft zu stellen, könnte demnach, wenn ein Einfluß der Oper vorausgesetzt wird, erst dem Jahre 1794 zugeschrieben werden. Ein nachträglicher Einschub jener Notiz ist, wie mir die Herren vom Weimarer Archiv freundlichst mitteilten, durchaus unwahrscheinlich. Der Eintrag über Wilhelm, schrieb Wahle, ist 1793 gemacht.

Nun die Schwierigkeit ist nur scheinbar. Auf der Rückkehr von Mainz, dessen Belagerung er auf den Wunsch Karl Augusts beiwohnte, hielt sich Goethe vom 9. bis 19. August in seiner Vaterstadt Frankfurt auf. Hier aber wurde am 16. Mozarts „Zauberflöte" zum ersten Male aufgeführt. (E. Mentzel, D. alte Frankfurter Schauspielhaus, Frankfurt 1902, S. 69). Obwohl uns nicht unmittelbar überliefert ist, daß Goethe dieser Premiere beiwohnte, so ist doch wohl nicht zu zweifeln, daß er seine Mutter, die leidenschaftliche Theaterenthusiastin, zur Vorstellung begleitete. Also kannte er die Oper schon, als er nach Weimar zurückkehrte und nicht lange darauf mit der Einstudierung des Werkes *für sein Theater* begann. Es trifft sich gut, daß das erwähnte Notizbuch, wie mir Wahle schreibt, gerade über diese Inszenierung noch viele Eintragungen von Goethes Hand enthält.

Man pflegt das Motiv von der Gesellschaft des Turms in den „Lehrjahren" immer mit dem Umstand zu erklären, daß Goethe Freimaurer war. Dazu war man berechtigt, so lange man denken konnte, daß es bereits der „Theatralischen Sendung" angehörte, wie es der Dichter ja schon in den gleichzeitigen „Geheimnissen" verwendet hat (vgl. Morris, Goethe-Jahrbuch 27, S. 141). Nun aber, da wir wissen, daß es erst in der Umarbeitung hinzugekommen ist, müssen wir nach einem frischen Impuls suchen, und den finde ich in dem auch sonst bezeugten starken Eindruck der „Zauberflöte" auf Goethes Phantasie.

Mit dem Motiv der geheimen Verbindung verknüpfte Goethe eng die „Bekenntnisse einer schönen Seele." Wann kam er auf den Gedanken, sie dem Roman einzuschalten? Waren sie schon für die „Sendung" bestimmt? Oder darf man die Absicht, die Aufzeichnungen des Fräuleins v. Klettenberg zu benutzen, erst in die Zeit der Umwandlung des Fragments in die „Lehrjahre" setzen? Wolff ist der Ansicht, daß das „Aperçu um den Anfang März 1795 blitzartig durchgebrochen sei". Er schießt aber natürlich wieder vorbei. Am 18. März dieses Jahres schreibt nämlich Goethe an Schiller: „Vorige Woche bin ich von einem sonderbaren Instinkte befallen worden. Ich bekam Lust das religiose Buch meines Romans auszuarbeiten". Die Ausdrucksweise „das religiose Buch" und das Wort „ausarbeiten" lehren, daß die Absicht dem Roman einen religiösen Bestandteil einzufügen schon früher vorlag und Goethe dem Freunde davon Mitteilung gemacht hatte. Also früher als im März 1795 ist der Gedanke jedenfalls anzusetzen. Wie lange Zeit vorher, vermag ich nicht zu sagen. Daß am Schlusse der Bekenntnisse die Gräfin so gut wie Natalie als Nichte der schönen Seele erscheint, gibt keinen Fingerzeig. Das kann später eingefügt sein. Und eine Art Vorklang bietet immerhin schon der Urmeister: jenen Vergleich der Unterredung Wilhelms und des Harfners, der eben durch das erschütternde Lied von der Einsamkeit seine schwerbeladene Seele erleichtert hat, mit einer Versammlung Herrnhuter oder andrer Frommer, da der Liturg seine Rede durch Gesang belebt und, indem er Strophen verschiedener Lieder zu einem selbständigen neuen Ganzen zusammenfügt, die Stimmung der Gemeinde lenkt, stärkt und erquickt (S. 262 f.). Doch reicht dieses Moment schwerlich aus, die Frage, ob Goethe schon in der ersten Fassung des Romans jenen religiösen Bestandteil plante, zu bejahen. Hier ist bis jetzt einzig ein non liquet am Platze.

# Zur Textgeschichte von Schillers historischen Schriften.

## Aus den Vorstudien zu einer Ausgabe.

Von Paul Kluckhohn in Göttingen[1]).

(Schluß.)

Von der zweiten Auflage des „dreißigjährigen Kriegs" ist ähnliches zu sagen wie von der zweiten Auflage des „Abfalls der vereinigten Niederlande". Nur sind im Krieg die Änderungen noch geringer als bei jenem ersten Werke; sie finden sich am zahlreichsten im ersten Buche, in den späteren nur vereinzelt, was gewiß nicht allein darauf zurückzuführen ist, daß die späteren Partien teilweise schon reiner und einheitlicher im Stil gearbeitet waren. Das Interesse des Dichters an dieser Arbeit war nicht erst bei der zweiten Auflage erlahmt, schon bei der ersten Ausarbeitung, die sich unter großen Schwierigkeiten durch mehrere Jahre hinzog. Der erste Teil (Buch 1 und 2), der im Damenkalender von 1791 erschien, war in vier Sommermonaten „mühselig" geschrieben (Brief an Huber vom 30. September 1790). Die schwere Krankheit verzögerte die Fortsetzung. 1791 erschienen nur 5 Bogen (Säk. S. 207 bis 235), die in 14 Tagen gearbeitet waren, der große Rest des Jahrgangs 1793 ward in vier Monaten des Sommers 1792 fertig gestellt; Schiller „hatte die Arbeit bis auf den letzten Augenblick verschoben" und war „genötigt den größten Teil der Nächte zu arbeiten und durch schwarzen Kaffee und ungarischen Wein seine erschlaffenden Nerven zu spannen"[2]). Dem Stil ist das eher zugute gekommen. „Die Eilfertigkeit selbst war vielleicht vorteilhaft für den historischen Stil, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde als in der niederländischen Geschichte"; so schrieb Schiller selbst an Körner am 18. Oktober 1790. Dieser fand den Stil ebenfalls „ungeschmückter" als im Abfall (6. Oktober 1790). Doch hatten die Rezensionen trotzdem zu tadeln, daß der Stil „nicht rein, mehr dichterisch als historisch" sei (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1792. Braun I 317), „etwas zu poetische Bilder" bringe (Allgemeine Literatur-Zeitung 1792. ib. 329), und daß der Verfasser manchmal „seinen Lesern im Urteilen gar zu sehr vorgreife", „raisonniere, wo er erzählen sollte" (Gothaische Gelehrte Zeitungen 1790. ib. 281). Nur in der Besprechung

[1]) Vgl. Euphorion XVIII, 692 ff.

[2]) Briefe an Körner vom 25. Mai und 21. September 1792. Schillers Gespräche hg. v. Petersen, S. 211.

des letzten Jahrgangs bemerkten die Göttinger Gelehrten Anzeigen: „Der Stil hat kaum ein paar von den poetischen Auswüchsen, die im vorjährigen Fragmente etwas häufiger waren" (Braun I 348).

So hatte auch hier die Umarbeitung, die sich von Oktober 1801 bis Juli 1802 hinzog, in erster Linie die Darstellung von rhetorischen Elementen zu säubern, aber es war hierin weniger zu tun als im Abfall[1]). An eine ausführlichere Darstellung der im letzten Buche nur kurz erzählten Ereignisse, wie Schiller sie ursprünglich für eine zweite Auflage im Auge hatte, hat er jetzt eben so wenig mehr gedacht, wie an eine Fortsetzung des ersten historischen Werkes. Dabei hatte er im Jahre 1796, als ihn die Arbeit am „Wallenstein" wieder zum Studium der Quellen des dreißigjährigen Krieges zurückgeführt hatte, sich mit dem Gedanken getragen, seine Geschichte des Krieges „wieder vorzunehmen, ganz zu verändern und zu einem vollendeten historischen Gemälde auszuführen". Doch glaubte er schon, erst im Sommer 98 an diese Arbeit kommen zu können; so ist es nicht verwunderlich, daß sie unterblieb. Bezeichnend ist in dem Briefe A. W. Schlegels an Göschen[2]), durch den wir von diesem Plane wissen, die Bemerkung, daß das neue Werk nicht länger als das alte werden sollte, „sondern eher in einem kürzeren Raume zusammengedrängt". Die Absicht auf eine Kürzung der Darstellung und damit zugleich Beseitigung rhetorischer Elemente bestand also schon. Und das ist dann das einzige geblieben, was wenigstens teilweise ausgeführt wurde.

Gehen wir diesen Änderungen im einzelnen nach.

Die Auslassung einiger Sätze mag auf besondere Rücksichten zurückzuführen sein; zwei mochten als parteiisch gegen den Protestantismus erscheinen (zu $48_{21}$ T. $51_2$ v. u.—$52_7$; $73_{35}$, T. $79_{5-6}$. s. d. Anm. Festers), zwei andere als zu schroff gegen Kursachsen ($40_{27}$ T. $43_3$ v. u.—$44_2$; $384_{12}$ ff. geändert T. $399_{21}$ ff.); Fester (s. d. Anm.) vermutet, daß hier vielleicht Zensurbedenken mitsprachen. Auf sachliche Gründe geht dagegen die Streichung eines Satzes über Ferdinand II. zurück ($80_9$ s. d. Anm. S. 454); ein Widerspruch in der Charakteristik dieses Fürsten wird dadurch beseitigt. Doch weist Fester (s. diese Anm. und zu $96_{26}$) darauf hin, daß Widersprüche in der Charakteristik Wallensteins und Johann Georgs stehen blieben. So sind auch bei

---

[1]) Einige Striche sind durch die andere Form der Veröffentlichung bedingt; Absätze, die im Damenkalender sich an das Publikum wenden, sind gestrichen ($206_{10}$ Tempelausgabe $213_7$ v. u.—214; $377_{20}$ T. $390_5$ v. u.—391) am Schluß des zweiten und vierten Buches; der Schlußabsatz des Ganzen ist geändert ($443_{12}$ ff. T. $459_6$ v. u. ff.). Die beiden einzigen Anmerkungen, deren eine auf Körners Artikel über Oxenstierna im Damenkalender hinwies (T. 339), deren andere Beispiele für Lebensmittelpreise gab (T. 400) sind fortgelassen.

[2]) Herausgegeben von Walzel, Prager Deutsche Studien, Heft 9, S. 136.

der Redaktion des Kriegs die sachlichen Besserungen sehr gering und ungleichmäßig.

Wie im Abfall werden abstrakte Reflexionen gestrichen, die besonders, die auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen und auf die Vernunft des Menschen, die ihre Würde fühlend zu den übersinnlichen Quellen des Geschehens sich aufschwingt und ein anderes System von Gesetzen erblickt (T. $328_{12-1}$ v. u. zu $317_{18}$), oder von der Pflicht der Treue sprechen, die den straft, der sie verletzt (zu $360_{16}$ T. $373_{7-12}$); sowie der Gedanke Ferdinands, der eine gerechte göttliche Züchtigung in allem sieht (zu $71_{16}$ T. $76_{17-22}$). Und ferner zwei größere abstrakte Partien mit dem sehr bedeutsamen Gedanken des Ineinanderwirkens von Religion und politischem Interesse $12_{18}$ s. d. Anm. T. $12_3$ v. u.—$13_{16}$; zu $52_{29}$ s. d. Anm. T. $56_{16-6}$ v. u.

Andere Auslassungen haben ihren Grund nur in der Tendenz zu kürzen. So $63_{34}$ die Streichung der Sätze über die Türkengefahr T. $68_{7-27}$ und die zahlreichen und den Zusammenhang doch störenden Striche S. 28 und 29 T. $29_{15-25,\ 31-36,}$ $30_{3-31,}$ $31_{15-17,\ 27-31,}$ $32_{16-27}$ über Maximilians Verhalten gegen die Städte, seinen Tod, Rudolfs Gegenmaßregeln gegen den Protestantismus, die Nöte des Volkes durch Heer und Türken und anderes mehr. — Sätze, die erklären und veranschaulichen, näher motivieren oder schon Gesagtes stärker unterstreichen, werden fortgelassen: $9_{29}$ s. d. Anm. T. $9_2$ v. u. bis $10_3$ v. o.; $11_{32}$ s. d. Anm. T. $12_{6-10}$; $207_{11}$ ein Beispiel aus der alten Geschichte T. $215_{10-12}$; $369_{26}$ T. $382_{8-7}$ v. u.; $25_{38}$ eine drastische Einzelheit T. $27_{7-9}$; $234_{34}$ T. $244_{1-2}$. Ebenso werden Nebensätze und erklärende Worte gestrichen, die entbehrlich erscheinen; $82_9$ ein Satz, der sachlich nichts Neues bringt, aber Schillers Stellungnahme kennzeichnet: die angemaßte Wahlfreiheit sogleich durch die Ausübung zu bekräftigen T. $87_{11}$ v. u.; $82_{11}$ T. $87_{8-7}$ v. u. $414_9$ T. $430_4$; $61_{22}$ im Londner Parlament [und in Kromwellischen Zeiten] T. $65_8$ v. u.; $74_5$ T. $79_{14}$; $76_{27}$ Reformationsrecht [als ein landesherrliches Regale] T. $81_2$ v. u.; $222_{17}$ T. $231_8$; $66_{28}$ den Ständen [dem (ich vermute den) Landesherrn] T. $71_{12}$ v. u.

Bei den Auslassungen anderer Sätze ist die Tendenz, die rhetorische Färbung des Stils abzuschwächen, deutlicher. Dichterische Bilder werden gestrichen: zu $78_{33}$ T. $84_{6-8}$; zu $213_{22}$ T. $221_2$ v. u.—$222_3$; zu $245_{28}$ T. $255_{7-9}$; zu $299_{37}$ T. $310_{13-11}$ v. u.; zu $328_8$ T. $335_{10-11}$. Sonstige pathetische Sätze ebenso: $136_{34}$ T. $143_{15-16}$; $160_{29-30,}$ von Fester beibehalten, T. $167_{9-8}$ v. u.; vor $212_{28}$ T. $220_{6-3}$ v. u.; $304_{36}$ die schwungvolle Schilderung der Stimmung vor der Schlacht bei Lützen s. d. Anm. S. 459 T. $315_{8-3}$ v. u.; $52_{18}$ drei parallele Sätze nebeneinander T. $56_{1-4}$; oder geändert: verletzte

die katholische Kirche an ihrer empfindlichsten Stelle — an ihrer alleinseligmachenden Kraft, die keine andre Kirche neben ihr duldet: erschütterte die Grundpfeiler der katholischen Kirche $17_8$ T. $18_{9-11}$. Ein Doppelsatz wird in einen einfachen zusammengezogen: so durfte diese verderbliche Macht nicht mehr sein, so musste die Wiederherstellung derselben auf immer unmöglich gemacht werden: so mußte diese gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden $53_{6,7}$. — Von zwei parallelen Ausdrücken wird der eine gestrichen: fühlte der Untertan [die Schwere der Lasten nicht,] die Anstrengungen nicht $10_{38}$; verdankte sie [der Gewalt,] dem zufälligen Machtverhältnis $18_3$; nur [als ein Interim,] als eine einstweilige Konvenienz $22_{34}$; mehr Entschlossenheit auch in den mißlichsten Lagen, [mehr trotzige Verhöhnung der Gefahr] $207_{13}$, von Fester beibehalten; ähnlich $211_{16}$ [den Schuldigsten von allen und] den Anführer der Ligue Max; ein so merkwürdiges [großes] Leben $373_2$: oder sie werden in einen zusammengezogen: überraschend, fest und fürchterlich: überraschend und drohend $37_{10}$; ihn zu bewachen und dem Geheimnisse seines Auftrags auf die Spur zu kommen: ihn zu beobachten $364_{34}$. — Rhetorische Epitheta werden getilgt: [einen plötzlichen] Stillstand $18_{24}$; in [einer mehr als schimärischen] Gefahr $26_{11}$; die [unselige] Notwendigkeit $52_{21}$; das [harmonische] Band $208_{12}$; die [subalterne] Demut und Unterwürfigkeit $255_1$: die [geheiligte] Person $365_8$ (Wallenstein); die [kleine] Summe $391_{29}$; [verderblichen] Auskunft $414_{31}$. Bildliche Ausdrücke werden durch einfachere ersetzt: Zwei Keime der Zwietracht: Zwei Streitpunkte $15_{29}$; in den Abgrund zu schleudern: zu Grund zu richten $356_{14}$; die Größe der Verwüstung zu untersuchen, die der fliegende Blitz auf seinem Wege verbreitete: den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken $314_{27}$; $244_{36}$ f. T. $254_{14-15}$; überhaupt pathetische Ausdrücke vereinfacht: hinwegreißen: hinwegführen $174_{25}$, aber reißen paßt besser zu Trunkenheit des Glücks, das stehen bleibt; den Unschuldigen: ihn $63_{33}$; Spaniens Philipp: Philipp II $3_{23}$; durch Gesetze einzuschärfen: zu befehlen $167_{26}$; $109_{38}$ f. T. $116_9$; des Verräters: des Herzogs $372_{28}$. Der innige Ausdruck ein Herz, das nicht bestimmt war sich in das stille Glück eines einzigen Geschöpfs einzuschließen macht dem schlichteren sich auf das stille häusliche Glück einzuschränken Platz $107_{21}$. — Scharfe und derbe Ausdrücke werden gemildert: entehrend: unrühmlich $28_{21}$: schimpflich: mutlos $310_{30}$; besonders bei Personen: Alte: Fürst: $104_{24}$; dieser [zweideutige] Fürst . . , . . sein schlechter Eifer: geringer Eifer u. s. w. $226_{18ff}$. vgl. die Anm. S. 458 (Landgraf Georg von Hessen); der ihn schimpflich im Stiche läßt: der

die schwedische Sache verläßt (Kurfürst von Sachsen) $381_{22}$, ferner 384 vgl. oben S. 137.

Auch sonst werden noch manche Ausdrücke geändert, z. T. unzweifelhaft verbessert, ohne daß die Tendenz zur Beseitigung des Rhetorischen hier maßgebend gewesen wäre, nur zur Verdeutlichung: ketzerischen: protestantischen $9_2$; strafbare Überläufer: Rebellen $13_8$; Werk der Notwendigkeit und der Stärke (das ist ganz unklar): Werk der Not und der Gewalt $17_{25}$; kräftig: aufs kräftigste $43_{34}$; Laien: Ständen $67_7$; Throns: Kaiserthrons $59_8$: diesen betrogenen Fürsten: jenen verblendeten Fürsten $108_5$; Truppen aufzufangen: an sich zu ziehen $111_{36}$; ihn: den Herzog $270_6$; der sächsischen Landstände: seiner eigenen Landstände $172_{19}$; unfreundlich: feindlich $221_1$; ebenfalls: im Notfall $400_{15}$; kannten die Evangelischen damals selbst noch nicht genug: vertrugen die Ev. noch nicht $17_{29}$; Entdeckungen ... machte ...: Neuigkeiten in Erfahrung brachte $364_3$. Hier wäre noch die Neueinführung eines bildlichen Ausdrucks zu nennen: mächtige Zwang der Leidenschaft und der Ehre: verführerische Glanz einer Königskrone $83_{18}$, ein „Fortschritt zur Gegenständlichkeit", wie Fester bemerkt; übrigens kommt der letztere Ausdruck auch schon in der ersten Ausgabe vor $97_{21}$. — Andere Änderungen schaffen einen sachlich zutreffenderen Ausdruck: Reichssystem entstand: sich bildete $15_{35}$; Unterwerfung: Beruhigung $91_9$; schwedischen Waffen: protestantischen Waffen $145_{13}$; gegen den Kaiser anrückte: sich gegen den Kaiser rüstete $146_1$; Geld zu begehren: erheben $331_8$; Gesuch: Forderungen des Kaisers $358_{23}$; eines kaiserlichen Bedienten: Dieners (Wallenstein) $282_9$. Genaue Zahlenangaben werden vorsichtig gemieden. 300000: viele Tausend $4_{25}$[1]); dreißig: mehrere $127_{12}$, aber Schillers Quelle hatte dreißig. — In dem Streben nach historisch genauerer Ausdrucksweise werden auch einzelne kleine Zusätze gemacht: Haus Oesterreich (und Spanien) $51_{33}$; längst $381_{37}$; notgezwungen $390_{24}$ im Besitze einer beträchtlichen (und wohlgeübten) Kriegsmacht $407_4$; zum Lob der schwedischen Mannszucht wird einschränkend hinzugefügt in den ersten Zeiten $155_{24}$. Daß bei der Erzählung von Wallensteins Ermordung die Änderung Hellebarde: Partisane $374_{20}$ eine beabsichtigte ist, ist wenig wahrscheinlich. Die von Schiller benutzten Werke sprechen hier teils von Hellebarde, teils von Partisane oder auch Sponton, die Erklärung der Kupfer im Damenkalender von Partisane.

[1]) Die Rezension der Allgemeinen Literatur-Zeitung hatte hieran Anstoß genommen (Braun I 276).

Bei anderen Änderungen einzelner Worte ist auch kaum zu entscheiden, aus welchem Grunde sie erfolgt sind und ob sie von Schiller selbst herrühren, da sie nicht eigentlich als Verbesserungen anzusehen sind[1]). Einige sollen wohl den Eindruck verstärken: Läuten der Sturmglocken: Lärmen der St. $181_{23}$; Missetat: Greueltat $373_2$. Eine Kürzung ist beeilte man sich nicht: eilte man nicht $38_{24}$.

Ein paar Änderungen sind wie beim Abfall darauf zurückzuführen, daß die Wiederkehr des gleichen Wortes gemieden werden soll: Offizieren [der Armee] $364_{20}$; der Schweden: der letzteren $393_{33}$; setzte der Verstellung Verstellung (Arglist) entgegen $400_{12}$, hier ist die Fassung von A die wirksamere; ohne . . . ohne . . : ohne . . . oder $127_{37}$, hier liegt in dem zweimaligen ohne ein rhetorisches Stilelement.

Von einzelnen syntaktischen Änderungen und solchen der Wortwahl sind außer der keineswegs durchgeführten Verdeutschung von Fremdwörtern[2]), der Änderung einiger Präpositionen (erklären als: für $44_{22}$, $82_1$; lüstern zu: nach $5_{26}$; gewonnen von den Grundsätzen: für die Grundsätze $73_{35}$) und des von anderen Präpositionen abhängigen Kasus, durchgehends Ersetzung des Dativs durch den Akkusativ[3]), noch einige zu nennen, die wir auch schon in den anderen historischen Schriften fanden, die darum, was sonst nicht sicher wäre, als von Schiller selbst herrührend anzusprechen sind, so verschrieben: verschrieben hatte $82_7$ (vgl. die Änderung in den kleinen historischen

[1]) kalvinische Religion: reformierte $88_9$; Macht, die . . . Armeen und Generale beherrschte: besaß $100_{38}$; erbot er sich gegen: für $124_{15}$; ihn: denselben $120_{14}$; seiner Truppen: seines Heeres $125_{11}$; unverhältnismäßig: übermäßig $289_{15}$; schnell: behend $306_{27}$; war im Besitz: hatte im Besitz $330_1$; wagte einen Versuch: machte $351_6$; verjagte: trieb $399_2$; künftigen: folgenden $404_{36}$; stolze: edle $401_{24}$. Die letzte Änderung erscheint in dem Zusammenhang geradezu als eine Verschlechterung. Vielleicht rühren diese Änderungen wie manche anderen, die ich nicht einzeln anführen will, vom Schreiber oder Setzer oder Korrektor her. Das ist möglicherweise auch bei den unten, Anm. 3 genannten der Fall.

[2]) Termin: Zeitraum $107_{10}$; Harmonie: Übereinstimmung $128_{11}$; Ressourcen: Hülfsmittel $156_{30}$; Attaken: Angriff $245_{16}$; Terrain: Kampfboden $290_{27}$; solenne: förmliche $330_{28}$; Garnisonen: Besatzungen $384_{37}$; Armada: Armee $215_{38}$.

[3]) verteilen unter mit Dativ: Akkusativ $49_7$, $53_{31}$; im: in Zweifel lassen $56_{11}$; im: in Rauch aufgehen lassen $164_4$; Recht haben an dem Schutz: an den Schutz $193_{35}$; Geschütz auf den Hügeln: die Hügel pflanzte $203_{17}$. — Ein Schwanken zwischen dem Dativ und Akkusativ nach einigen Präpositionen ist auch in anderen Schriften Schillers in den ersten Fassungen zu beobachten, so nach vor in den „Briefen zur ästhetischen Erziehung". Vgl. Kranke, Die beiden Fassungen von Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, Göttinger Dissertation 1911, S. 10.

Schriften herumgetragen: herumgetragen hatte); unterworfen haben zu müssen: unterwerfen zu müssen $119_{26}$ (vgl. Euphorion XVIII 697); mehrere in der ungewöhnlichen komparativen Bedeutung wird durch eine größere Anzahl ersetzt $133_{15}$; befolgt zu sein durch das gebräuchlichere und verständlichere gehorcht zu sein $375_{16}$; er durch jener $114_{33}$, es durch dieses $335_{30}$ — die letzteren Pronomina sind hier die richtigeren —; den schwedischen Beistand durch Beistand der Schweden, da in der übernächsten Zeile ein sie sich auf die Schweden bezieht $387_{7}$. Der Satz $47_{3}$ ff. hatte in A gelautet: welche ... einen ... Nachbar und wegen ... zu hoffen hatten. Daß das Prädikat des ersten Teiles dieses Satzes erst drei Zeilen später am Schluß des nächsten folgt und in diesem nur Hilfsverb ist, wirkt unschön. Schiller setzte darum hatte hinter Nachbar ein und änderte, um eine Wiederholung des Wortes zu vermeiden, zu hoffen hatte in hoffen konnte. Die Ersetzung des und durch aber, die sich dabei ergab, verdeutlicht den Satz noch.

Im Ganzen ergiebt sich, daß Schiller für die zweite Auflage des Kriegs zwar wie beim Abfall rhetorische Elemente in der Darstellung beseitigen wollte, aber nicht so viel wie bei jenem mit dem Rotstift arbeitete. Nicht allein darum, weil schon die erste Auflage in weniger pathetischem Stil geschrieben war. Ich verweise nur auf zwei besonders hervorstechende Beispiele, um zu zeigen, daß viel rhetorisches Pathos stehen geblieben ist, auf den auch von der Allgemeinen Literatur-Zeitung beanstandeten Hymnus auf das Ernestinergeschlecht (Säk. 98 T. 114) und auf den Satz: „Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen" ($309_{38}$ ff. T. $321_{3}$ ff.). Überladene Bilder, pathetische Epitheta, pleonastische Sätze und anderes mehr, alles das findet sich wie beim Abfall auch noch in der zweiten Auflage, wenn auch weniger zahlreich.

Dagegen hat Schiller beim Krieg doch mehr Änderungen anderer Art vorgenommen, Sätze und Worte gestrichen um zu kürzen, manche Ausdrücke durch klarere oder sachlich genauere ersetzt, syntaktisch einiges gebessert. Änderungen, wie er sie viel durchgreifender und peinlicher und mit zahlreichen sachlichen Zusätzen, die hier so gut wie ganz fehlen, in der Bearbeitung des Merkurtextes für die erste Ausgabe des Abfalls ausgeführt hatte. Wenn man aber erwägt, daß diese Änderungen des Merkurtextes, die ich oben nicht einmal ganz vollständig aufgeführt habe, einem Abschnitt galten, der nur 32 Seiten der Säkularausgabe füllt, dann treten diejenigen Änderungen des Kriegs, die vielleicht Verbesserungen sind, die sich auf 443 Seiten erstrecken, ganz zurück. So wird man doch von dieser Umarbeitung des Kriegs

sagen dürfen, daß sie uneinheitlicher noch als die des Abfalls durchgeführt ist und, bei kleinen Verbesserungen im einzelnen, in der Hauptsache Darstellungsmomente angreift, die sie doch nicht beseitigt.

---

Ich habe die Abweichungen der verschiedenen Fassungen der historischen Schriften hier fast ganz vollständig aufgeführt, um Material bereit zu legen für eine Charakteristik und Geschichte von Schillers Stil, besonders aber um diese große Verschiedenheit der Arbeitsweise und Tendenzen bei den einzelnen Umarbeitungen deutlich heraustreten zu lassen. Was ergibt sich daraus nun für Ausgaben dieser Werke von heute? Bei Schriften, deren Umarbeitung einen so eingreifenden durchgehends und peinlich bessernden Charakter hat wie die Durcharbeitung des Merkurtextes, oder die auch nur so geringe, aber unzweifelhaft bessernde Änderungen aufweisen wie die kleinen historischen Schriften, kann ein Zweifel nicht bestehen. Sind aber die Änderungen der jüngeren Ausgabe nicht sowohl Verbesserungen als nur Beseitigungen gewißer Stilelemente und solcher Abschnitte, die den gewandelten Anschauungen des Autors nicht mehr entsprachen, sind dazu diese nur streichenden Änderungen noch nicht einmal konsequent durchgeführt, so wird auch eine Neuausgabe der ersten Fassung ihre Berechtigung haben.

Das trifft für den Abfall der Niederlande unzweifelhaft zu. Eine Ausgabe nach B, die nicht wie die Säkularausgabe wesentliche Partieen der alten Fassung in den Anmerkungen bringt — solche schließt das Prinzip der Tempelausgabe aus — läßt dem Leser zuviel Stellen und gerade solche verloren gehen, die für die Persönlichkeit Schillers, seine Anschauungen in jüngeren Jahren und seine Art Geschichte zu schreiben besonders bezeichnend sind, von größeren Partieen dazu die Geschichte des Trienter Konzils, das in sein Arbeitszimmer führende Vorwort und von den Beilagen den ersten Teil des Egmontaufsatzes. Dadurch, daß ich in meiner Ausgabe der ersten Auflage folgte, konnte ich die Beilagen der zweiten trotzdem als Anhang und nun ganz selbständig für sich nach ihren ersten Drucken geben; und der erste Teil des Egmontaufsatzes scheint mir durch die Darstellung des Abfalls keineswegs überflüssig geworden zu sein. Auf die Änderungen der zweiten Auflage konnte ich gerne verzichten, da das ja fast nur Weglassungen, fast nie Verbesserungen sind. Nur an ganz wenigen Stellen glaubte ich der zweiten Ausgabe folgen zu müssen, bei Änderungen, die Irrtümer und Versehen berichtigen. Mir scheint, man darf scheiden zwischen Änderungen, die auf bestimmten Prinzipien — wie dem der Kürzung, der Beseitigung abstrakter Partieen, der Ausmerzung rhetorischer Stilelemente, der

Verdeutschung von Fremdwörtern usw. — beruhen, und solchen, die nur Richtigstellungen einzelner Irrtümer, Verbesserungen einzelner ungeschickter Ausdrücke sind, die also ganz unabhängig sind von den stilistischen Tendenzen und den Anschauungen des Verfassers in den verschiedenen Zeiten. Und man dürfte dann, wenn man die erste Fassung der Neuausgabe zugrunde legt, doch einzelne Änderungen der letzten Art mit in den Text aufnehmen. Freilich ist dabei die Entscheidung schwer, welche Änderungen derart sind, daß sie der Verfasser selbst schon für die erste Ausgabe würde vorgenommen haben, und man würde an allen zweifelhaften Stellen grundsätzlich der ersten Ausgabe folgen müssen. So habe ich im Abfall nur in ein paar Fällen die Lesart der zweiten Ausgabe aufgenommen[1]).

Anders liegt die Sache beim Krieg. Auch hier glaubte ich die erste Fassung vorziehen zu sollen, obwohl die zweite Auflage nicht so wesentliche Partieen wie in jenem Werke gestrichen hat. Aber die zweite Ausgabe ist sehr viel uneinheitlicher; mehr Änderungen sind hier als Verbesserungen, unabhängig von dem antirhetorischen Charakter der Überarbeitung, zu bezeichnen; und ausschließlich die erste Ausgabe wiederzugeben wäre ein Unrecht an Schiller. So habe ich hier mehr Änderungen der zweiten Ausgabe in den Text aufgenommen, ein Verfahren, das wissenschaftlich freilich bedenklich erscheinen mag und darum eine Angabe dieser Stellen erfordert, wenn die zunächst nicht für wissenschaftliche Zwecke bestimmte Ausgabe auch hierfür brauchbar sein soll[2]).

[1]) T. $47_{22}$ ließ ich und Lissabon fort (vgl. Euphorion XVIII 700), am Schluß des Absatzes S. 46 den von Schiller später als Irrtum gestrichenen Satz (Säk. $40_{20}$ vgl. Euphorion XVIII 700). Ich setzte mit B in den Text $60_{11}$ seinem Nachfolger für ihm, $179_3$ anzuhalten für anhalten, das wohl Druckfehler ist, $191_{17}$ unterwarf für entwarf. 164 Anm. 1 ließ ich den Hinweis auf Voltaires Essay fort, den Schiller selbst streichen wollte (Säk. Anm. zu $141_{36}$) sowie den Verweis auf Meteren zu T. 203 Absatz 2, da bei Meteren nichts darüber steht; Fester 278 Anm. 2 verweist auf eine andere Quelle. Im Egmontaufsatz verbesserte ich T. $367_{10}$ einen Druckfehler, Freunde für Feinde.

[2]) Ich habe an folgenden Stellen die Lesart B aufgenommen, zu deren Rechtfertigung ich auf meine obigen Zusammenstellungen, besonders die der sachlich zutreffenderen und der syntaktisch richtigeren Ausdrücke verweise: T. $5_8$ v. u. lüstern nach (zu); $6_3$ v. u. befand (befanden, Druckfehler?); $16_5$ v. u. sich bildete, (entstand) Säk. $15_{35}$; $18_{11}$ v. u. ein Werk der Not und der Gewalt (der Notwendigkeit und der Stärke) Säk. $17_{25}$ f. o. S. 140; $50_{17}$ ff. f. o. S. 141, Säk. $47_{3-6}$; $55_{20}$ Haus Österreich und Spanien (u. Sp. fehlt A); $61_1$ v. u. Pensionen, (Pension, vielleicht Druckfehler); $96_2$ v. u. Beruhigung (Unterwerfung) Säk. $91_9$; $121_5$ jener (er); $123_8$ Graf Mansfeld (Mansfeld. Die Auslassung des Graf, das an anderen Stellen steht, ist wahrscheinlich Druckfehler); $125_1$ v. u. unterwerfen (unterworfen haben) zu müssen Säk. $119_{26}$; $141_5$ eine größere Anzahl von Truppen (mehrere seiner Truppen) Säk. $135_{15}$; $152_2$ protestantischen (schwedischen) Säk. $145_{19}$; $152_9$ v. u. sich gegen

Den Prinzipien des Tempel-Verlags folgend habe ich nach moderner Orthographie gedruckt, aber ältere Schreibungen, so weit sie anders gesprochene Laute repräsentieren, beibehalten wie Reuter, ohngefähr, ahnden usw., auch fodern. Im Krieg steht in der ersten Auflage durchgehends Aufforderung, aber meist fodern, auffodern. Ich habe mich dem angeschlossen, nun durchgehends fodern usw., aber Aufforderung gedruckt. — Auch in der Interpunktion und in der Schreibung der Verbalzusammenrückungen wie herbei rufen in einem oder in zwei Worten[1]) habe ich engeren Anschluß an Schiller gesucht als etwa Fester. So auch die alte Schreibung der Orts- und Personennamen, einige notwendige Korrekturen ausgenommen, beibehalten, aber wo verschiedene Schreibungen durcheinander gehen, eine durchgeführt. Die Quellenverweise im Abfall habe ich ebenfalls einheitlicher als Schiller zu schreiben gesucht, aber mich seiner Art zu zitieren enger angeschlossen als Fester[2]).

## Anhang.

### Berichtigungen zu den Ausgaben von Fester, von Brandenburg und Engert und von Goedeke.

Fester legt seiner Ausgabe die zweiten Auflagen zugrunde, geht aber bei geringen Änderungen, besonders Apokopierungen, Synkopierungen u. dgl., die wahrscheinlich vom Schreiber oder Setzer herrühren, auf A zurück. Ebenso macht

---

den Kaiser rüstete (gegen den Kaiser anrückte) Säk. $146_1$; $292_{19}$ Dieners (Bedienten) Säk. $282_9$; $343_{22}$ Geld zu erheben (begehren) Säk. $331_8$; $348_4$ dieses (es); $371_{11}$ die neuesten Forderungen (das neueste Gesuch) des Kaisers Säk. $358_{23}$; $377_{10}$ der Armee hinter Offizieren gestrichen, Säk. $364_{20}$; $388_{11}$ v. u. gehorcht (befolgt) zu sein Säk. $375_{16}$; $409_{18}$ der letztern (der Schweden) Säk. $393_{33}$; $402_{12}$ v. u. Beistand der Schweden (schwedischen Beistand) Säk. $387_7$. Ferner habe ich mit B $85_{22}$ (Säk. $80_9$) einen Satz über Ferdinand gestrichen, vgl. o. S. 137. Man wird bei Charakteristiken einen Unterschied machen müssen zwischen solchen Änderungen, die einen Irrtum oder Widerspruch beseitigen, wie hier, und solchen, die einer späteren Auffassung Rechnung tragen, sei es auch nur, indem sie den Ausdruck mildern oder verstärken. Änderungen der letzteren Art sind nicht aufzunehmen.

[1]) Wie weit der Druck hier auf Schillers Schreibung zurückgeht, darüber fehlt es uns noch an Untersuchungen. Im Abfall glaubte ich Schillers Art am nächsten zu kommen, indem ich dem Drucke folgte, beim Krieg aber bemerkte ich, daß zwischen den ersten und letzten Partieen der Kalenderausgabe einerseits und den Mittelpartieen andrerseits ein großer Unterschied herrsche, der schwerlich auf Schiller selbst zurückgeht, und habe eine einheitlichere Schreibung, wie sie ihm wohl am nächsten kommt, durchgeführt, nämlich die Zusammenrückungen mit einem Nomen (bloß stellen, preis geben u. s. w.) und mit zweisilbigen Präpositionen getrennt und die mit einsilbigen Präpositionen in einem Wort geschrieben. Diese Schreibung herrscht in den meisten Partieen der Erstausgabe vor.

[2]) Zusätze in den Quellenverweisen stehen in < > Klammern.

er versehentliche Auslassungen der zweiten Ausgabe rückgängig. Einige dieser Auslassungen hatte ich für Striche, die Schiller selbst vorgenommen hat, solche, die seinen Umarbeitungstendenzen entsprochen hätten, was freilich nicht immer sicher zu entscheiden ist, folgende nämlich: Krieg $52_{21}$ die [unselige] Notwendigkeit; $82_{31-32}$ der Relativsatz; $160_{20}$ [Gleich sein erster Eintritt in Deutschland war Eroberung]; $207_{14}$ [mehr trotzige Verhöhnung der Gefahr]; $208_{12}$ das [harmonische] Band: $222_{17}$ seine Anhänger in Deutschland [gegen den kaiserlichen Despotismus] zu schützen; $406_{34}$ [und hatte den unglücklichen Einfall seinen Namen zu verschweigen]. Fester giebt moderne Interpunktion und scheint mir einmal durch ein Komma eine Sinnesänderung zu verursachen: Abfall $45_3$ nach war: seines Rangs hatte ich für abhängig von verlustig. Schiller setzt zwei Substantiva, wie hier seines Rangs, seiner Bedienung, oder Sätze mehrfach ohne und nebeneinander, so z. B. Abfall $36_{33}$ andre Werkzeuge, andre Hülfsquellen im Merkurtext; Fester setzt hier mit A und. Danach würde ich auch $42_{32}$ bei einem unvermischten geschlossenen Volk ohne und wie A drucken, während Fester hier dem Merkurtext folgt und und einsetzt. Vgl. unter anderem auch Säk. XIII $15_{16.\ 29}$ die Weglassung des und in der Ausgabe von 1792, Euphorion XVIII 697.

Folgende Stellen, in denen Fester teils gegen sein Prinzip der Lesart B folgt, teils auch eine von B und A abweichende Lesart gibt, sind wohl als Druckfehler anzusehen: Abfall $9_{19}$ zertretenen (zertretnen AT), $19_1$ Innere (Innre T), $21_7$ eigene (eigne A), $32_{17}$ Hemd (Hemde T), $34_2$ Markte (Markt AT), $39_{15}$ geschlossenen (geschlossnen T), $39_{50}$ eigner (eigener T), $44_{17}$ vor den Richtern (vor dem Richter TAB!), $48_{14}$ gern (gerne AT), $48_{28}$ beleidiget (beleidigt T). $57_{10}$ Kenntnisse (Kennzeichen AB!), $120_{33}$ vor doch und ausgelassen (gegen AB!), $169_3$ bessere (bessre A), $191_{24}$ ein ausgelassen vor öffentliches (gegen AB!), $221_{19}$ Ungeachtet (Ohngeachtet AB, sonst behält Fester diese Schreibung bei). $273_2$ Vorsatze (Vorsatz A), $276_{20}$ eigenen (eignen A). $276_{26}$ Könige (König A), $280_{29}$ zurück (zurücke A). $307_{26}$ Umfange (Umfang A), $330_{24}$ unbefangene (unbefangne der Horentext), $330_{37}$ geborene (geborne der Horentext): im Krieg $4_{37}$ Krieges (Kriegs AB). $13_1$ Sieges (Siegs AB), $27_5$ ruhigern (ruhigeren A). $27_{32}$ Landtage (Landtag A), $32_{30}$ eigne (eigene AB). $43_5$ Ansehn (Ansehen AB), $48_2$ eigene (eigne AB), $56_{27}$ trutzig (trotzig AB), $57_3$ Teil (Anteil AB!), $96_{28}$ anderen (andern AB), $98_{15}$ Mordbrande (Mordbrand A). $102_{30}$ eignen (eigenen AB), $114_{10}$ Sohne (Sohn A). $118_{32}$ sah (sahe A). $123_{37}$ willkommener (willkommner AB), $133_{17}$ Meeres (Meers A), $155_{27}$ wurde (ward A, sonst von Fester beibehalten), $166_{21}$ Verzweifelung (Verzweiflung AB). $172_{32}$ evangelische (evangelischen A), $236_{16}$ Hilfeleistung (Hülfleistung AB), $242_{33}$ gestehen (gestehn AB). $305_{29}$ Blitzesschnelligkeit (Blitzesschnelle AB!), $307_{12}$ König (Könige A), $321_7$ errungen (sich errungen AB!). $352_1$ wolle (wollte AB), $362_{15}$ Illo (von Illo A vgl. $360_{17}$), $383_{16}$ nach kündigte ihm ausgelassen (gegen AB!), $404_6$ Entwurfe (Entwurf AB), $409_{28}$ Wege (Weg A), 416, Kriegskunst (Kriegeskunst AB), $420_{20}$ geängstigt (geängstiget).

Ganz vollständig ist diese Aufzählung wohl nicht. Noch ein paar Kleinigkeiten: Wenn Fester Abfall $135_{37}$ mit b werden in den Text setzt für wurden, das A, a, B haben, so folgt er wohl der irrtümlichen Angabe von Petersen Euphorion XII 60, Z. 10 von unten. — Krieg $242_{19}$ ist wohl richtiger mit A und B erwartet, nicht erwartete zu drucken, da zwar der Vordersatz das Verbum im Präteritum hat, der zweite Nachsatz aber auch das Präsens. — Abfall 105 Anm. 1 ist die Korrektur der Schillerschen Quellenangabe nicht ganz richtig. Burgundius 56, 57, 58 sind die in Betracht kommenden Seiten. — Die Säkularausgabe des Abfalls folgt in der Hervorhebung einzelner Werte durch Sperrdruck weder genau der Ausgabe A noch B.

Die Ausgabe der Historischen Schriften in der neuen Schiller-Ausgabe in Max Hesses Verlag, für die Erich Brandenburg einen einleitenden Aufsatz geschrieben hat, während die Einzeleinleitungen und Anmerkungen und wohl auch die Textrevision von Th. Engert stammen, folgt dem gleichen Prinzip wie die Säkularausgabe. Doch sind von den in B ausgelassenen Worten und Sätzen weniger als bei Fester in den Text aufgenommen worden, und einige Kleinigkeiten sind berichtigt, so der Name des Bürgermeisters von Antwerpen durchgehends Straalen geschrieben — Fester druckt Abfall $310_1$ Straalen (Strahlen AB), $317_{21}$ Strahlen (B Straalen A) —. Sonst aber ist die Ausgabe von Engert ein Abdruck des Textes der Säkularausgabe, und zwar mit den oben angemerkten zahlreichen Druckfehlern, auch den ganz groben wie Abfall $57_{10}$ Engert $85_{10}$ Kenntnisse für Kennzeichen, $44_{17}$ Engert $73_{10}$ vor den Richtern für vor dem Richter, Krieg 57, Teil für Anteil, $305_{20}$ Engert $295_{\ldots}$ Blitzesschnelligkeit für Blitzesschnelle, $321_7$ Engert $309_{12}$ errungen für sich errungen, dem erträumlichen werden für wurden Abf. $135_{27}$ u. a. m. An ein paar Stellen scheinen die Fehler der Säkularausgabe gemieden zu sein: an den oben angeführten Stellen der Säkularausgabe Abfall $39_{20}$, $48_{25}$, Krieg $32_{30}$, $43_5$ gibt Engert die mit dem Merkurtext, respektive der Erstausgabe übereinstimmende Lesart. Daß diese scheinbare Richtigstellung aber nur neue Druckfehler der Engertschen Ausgabe darstellt, läßt sich aus der unachtsamen Art schließen, mit der hier sonst mit der Apotope oder Syntope eines solchen e umgesprungen wird. Stichproben haben mich überzeugt, daß die Ausgabe viele derartige Druckfehler hat, auch in den Lesarten, die übrigens nur die größeren Abweichungen der Fassungen A und B bringen. Und das nennt sich „historisch kritische Ausgabe", und anerkannte Gelehrte scheinen mit ihren Namen dafür einzutreten!

Zur Berichtigung eines Irrtums in Engers Einleitung zum Abfall: Der Aufsatz über Egmont ist als Ganzes für die Thalia 1795 geschrieben, erst nachträglich der zweite Teil als Beilage zum Abfall verwandt, nicht aber war der Aufsatz „als Fortsetzung zum Abfall gedacht" und für die Thalia „eine Einleitung dazu geschrieben". Das ist geradezu absurd. Vgl. Euphorion XVIII 700 und S. 448 der Säkularausgabe. — Die Art, wie Engert Schillers Umarbeitungen für die zweiten Ausgaben charakterisiert (Einleitung zum Abfall S. 31: „er beschränkte sich auf formal-stilistische Korrekturen, fügte hie und da Ergänzungen bei". Wo denn? Vgl. Euphorion XVIII 709; Einleitung zum Krieg S. 7) zeigt, daß meine ausführlichen Darlegungen doch noch nicht überflüssig sind.

Zum Schluß noch einige Berichtigungen zu der Ausgabe von Goedeke. Bd. VII Abfall, hg. von Ettlinger: $36_5$ Geldumtausche TABb; $56_{19}$ Eigenthümer A; $76_{17}$ hinter seinen fehlt Sohn; $91_4$ Mitbewerber] Mitwerber B; $123_{31}$ Grafen von Egmont] vom A; $147_{25}$ hinter einem fehlt gewissen; $156_{24}$ beruht] beruhet A; $157_{16}$ zu führen] zurück zu führen Bb; $158_{14}$ andere Gesetze] andre A; $160_{11}$ sagte] sagt Bb; $164_{31}$ besondere] besondre A] $192_{16}$ Bb beginnen einen neuen Absatz; $200_6$ innere] innre A; $213_1$ springt; sprengt Ab; $213_7$ Feuergewehr A; $214_{10}$ Übermuth] Übermuthe Bb; $217_{20}$ Gebiet] Gebiete Bb; $217_{29}$ Gepräng] Gepränge Bb; $233_{14}$ Volk] Volke Bb; $237_{20}$ König] Könige Bb; $237_{20}$ inn're] innere Bb; $239_{14}$ Magistrat] Magistrate Bb; $242_9$ Zustand] Zustande Bb; $243_2$ eigne] eigene Bb; $245_{27}$ Minderschuldigen] minder Schuldigen Bb; $249_{17}$ Vorwand] Vorwande Bb; $288_{32}$ Dillemburg.

Bd. IX. Kleine historische Schriften hg. von Müldener. Der Egmontaufsatz und die Belagerung von Antwerpen sind nur nach der Ausgabe b, nicht wie fälschlich angegeben B verglichen. Ich notierte mir folgende Abweichungen: $19_{24}$ fortfahren AB verfahren b; $20_4$ unbefangne A unbefangene Bb; $21_2$ fünfe

AB fünf b: $23_{19}$ Seine Majestät A Se. Majestät Bb: in der „Belagerung": $35_{12}$ Schritte AB Schritt b; $35_{21}$ zween AB zweien b: $37_{20}$ flehn AB flehen b; $41_{13}$ vorsehen AB versehen b: $43_{2}$ Maste AB Masten b: $46_{9}$ in den Staketen AB in die Staketen b; $50_{23}$ solcher AB solche b; $50_{26}$ erforderte B erforderliche b: $51_{8}$ jede AB jedes b; $56_{15}$ vierthalb AB viertehalb b: $58_{1}$ Anfang AB Anfange b: $62_{5}$ Heers AB Heeres b; $63_{10}$ bessern b besseren B: $63_{15}$ Bundsgenossen AB Bundesgenossen b: $64_{4}$ Werk vieler Monate AB so vieler b; $66_{6}$ zehen AB zehn b; $69_{3}$ äußerste ABb; $70_{15}$ kleinerer AB kleiner b; $73_{1.14}$ Teich AB Damm b; $74_{23}$ Brustwehre AB Brustwehr b. Außerdem ist im Text $27_{21}$ nach ärmer ausgefallen: und unkritisch von Natur, $31_{31}$ beziehen statt ziehen des Horentextes gesetzt.

Bd. VIII. Dreißigjähriger Krieg hg. von Oesterley, von mir nur mit A verglichen: $26_{25}$ Reichsoberhaupte] Reichsoberhaupt A: $28_{9}$ eigenen] eignen A; $35_{31}$ Wege] Weg A: $38_{21}$ eigenen] eignen A: $44_{22}$ Heer] Heere A: $45_{12}$ Domherren] Domherrn A: $49_{13}$ Erneuerung] Erneurung A; $54_{1}$ gefährliche] verderbliche A: $58_{24}$ älteren ältern A; $70_{25}$ eigenen] eignen A; $71_{15}$ desgl.; $73_{8}$ Abfall] Abfalle A; $77_{20}$ verschiedene] verschiedne A; $77_{31}$ racheerfülltes] racherfülltes A; $80_{32}$ Könige] König A: $84_{26}$ eigenes] eignes A: $87_{10}$ andere] andre A: $94_{2}$ desgl.; $94_{17}$ Meers] Meeres A; $95_{25}$ solidern] solideren A: $98_{3}$ Kriegs] Krieges A: $107_{21}$ eigenem] eignem A: $112_{13}$ Übermuthe] Übermuth A: $120_{33}$ eigene] eigne A; $133_{2}$ Schauplatze] Schauplatz A: $134_{25}$ Verlust] Verluste A: $139_{13}$ Sohne] Sohn A: $151_{5}$ Hülfsmitteln] B Ressourcen A; $159_{32}$ an fernerm] am fernern A: $181_{5}$ Ausgange] Ausgang A; $191_{28}$ Heere] Heer A: $244_{1}$ kleinen] kleinern A; $250_{3}$ Privatstandes] Privatstands A; $272_{11}$ Rednitz] B Regnitz A: $283_{4}$ Augenblicke] Augenblick A: $336_{16}$ waren] war ist nicht Druckfehler in A, sondern hier steht das Subjekt im Singular; $348_{32}$ Wehre] Wehr A: $366_{23}$ in österreichischen Ländern] in den A: $377_{28}$ die Festung] diese Festung A: $386_{1}$ Vortheile] Vortheil A; $412_{31}$ postirte] postirte sich A. — Dazu kommen als Fehler der Ausgabe von Oesterley noch die von Petersen (Euphorion XII 77) aufgezählten Stellen, an denen die Lesarten des Exemplares $A_1$ im Cottaschen Hausarchiv von A nach Oesterleys Angaben abweichen. Denn tatsächlich geben die Lesarten des Göttinger Exemplares A — daß Oesterley ein anderes benützte, ist wenig wahrscheinlich — durchgehends mit denen des Cottaschen $A_1$ zusammen. Von den Aufzählungen Petersens bleiben danach nur die Abweichungen zwischen $A_1$ und $A_2$ als Varianten übrig, und der Nachweis, daß die zweite Redaktion des Kriegs nicht auf eine einheitliche Vorlage zurückgehe, wird dadurch hinfällig; denn diese Varianten sind meist geringfügig, und an den beiden einzigen Stellen, wo es sich um ganz verschiedene Worte handelt, geht B mit $A_1$ = A zusammen (Goed. $27_{5}$ mächtige AB, wichtige $A_2$, $130_{29}$ gründlicherer AB, glücklicherer $A_2$).

# Schillers Entwurf „Rosamund oder die Braut der Hölle".

Von Prof. Dr. Emil Sulger-Gebing in München.

1. Beschreibung der Handschrift. Mein Schüler, Herr August Stubenrauch, der im Sommer 1911 im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar arbeitete, hat mir auf meine Bitte eine genaue

Beschreibung der Handschrift angefertigt, die ich hier im Wesentlichen wiedergebe mit bestem Danke für seine sorgfältige und selbstlose Arbeit. Die Druckverweise beziehen sich auf die neue historisch-kritische Ausgabe von Otto Günther und Georg Witkowski (Leipzig, Max Hesse) Bd. 9, herausgegeben von Witkowski.

Das Manuskript besteht aus drei Teilen: einem Doppelblatte und zwei einfachen Blättern, Folio, in der Mitte gebrochen. Das Doppelblatt (I) trägt auf der ersten Seite oben die Überschrift und darunter auf der Seite links vom Bruch die Zeilen 322,4—323,13. Nach dem Wort Triumphwagen ist der Dichter, wie sich ganz deutlich aus der Beschaffenheit der Tinte erkennen läßt, auf der zweiten Seite links vom Bruch weitergefahren: „Der Unwille gegen Rosamund . . ." (323,18) und hat wohl in einem Zuge auf dieser Seite und zum Teil auf der rechten Hälfte der dritten Seite bis 324,27 niedergeschrieben mitsamt der Marginalie 324,31 [2]. Die Schriftzeichen von „sie kann nichts so Phantastisches ersinnen" (324,11) bis zum Schluße dieses Teiles „wodurch ihre Eitelkeit geblendet wird" (324,27) zeigen jedoch, wohl infolge Benützung einer frischen Feder viel leichtere Züge, als das vorhergehende. Das folgende bis zum Schlusse dieser Seite (324,28—325,9 mitsamt der Marginalie 325,29 [1]) weist wieder ganz dicke Schriftzüge auf. Die Erklärung dafür ergibt sich aus einer genauen Untersuchung der vierten Seite dieses ersten Blattes. Hier beginnen die Worte auf der linken Hälfte wieder mit den leichten Schriftzügen, die aber ganz allmälich (infolge des Abstumpfens der Feder) in immer stärkere übergehen. Somit ist klar, daß der Dichter nach den Worten „wodurch ihre Eitelkeit geblendet wird" (324,27) sofort auf die vierte Seite übersprang und die Ausführungen „Alle, die im Gefolg . . ." bis „ihrer Eitelkeit versagen" (325,10—325,28) mitsamt den zugehörigen Marginalien (325,30/31 [2]) und 325,32/36 [3]) niederschrieb. Auch inhaltlich knüpfen die Worte „Alle, die im Gefolge des Bräutigams sind" nicht an 325,9 an, sondern bilden deutlich die Fortsetzung von 324,27. Dann mag der Dichter vom Schluße der vierten Seite auf die dritte zurückgekehrt sein und mit der inzwischen wieder stumpf gewordenen Feder die Zeilen 324,28—325,9 mitsamt der gleichzeitigen Marginalie 325,29 [1]) beigefügt haben. Es ist aber auch möglich, daß er vorher noch auf der ersten Seite von Blatt II links vom Bruche die Ausführungen „Rosamund hat noch einen Vater" bis „und verhöhnt seine Liebe" (326,32—327,9) mit der gleichzeitigen Marginalie 327,30/31 [2]) schrieb und dann erst auf der dritten Seite von Blatt I fortfuhr. Das gewinnt an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß 326,32 inhaltlich an 325,28 anknüpft, wo ebenfalls von Rosamunds Eitelkeit die Rede ist, während 324,28 ff. inhaltlich ebenso gut auf 325,28 als auf 327,9 folgen kann, da es beidemal Neues bringt,

d. h. von Rosamund sich wieder zum (hölliſchen) Bräutigam wendet. Die Bemerkung „Geſpräch der Grauſamen uſw." oben auf der zweiten Seite des zweiten Blattes (327, 10/12) und die in der Handſchrift darauf folgenden, von Witkowski geſondert unter Ziffer 2 (S. 326) gedruckten „Silbenmaße" ſind mit derſelben Tinte geſchrieben, wie das Vorangehende und ſomit wohl zu gleicher Zeit niedergeſchrieben.

Die zeitliche Aufeinanderfolge der bisherigen Niederſchriften dürfte ſomit höchſtwahrſcheinlich die folgende ſein:

322, 14—323, 13; 323, 18—324, 27 (mit 324, 31); 325, 10–28 (mit 325, 30–36); 326, 32—327, 9 (mit 327, 30/31); 327, 10–12 und 326, 1–30.

Dazwiſchen entweder nach 325, 28 oder wahrſcheinlicher nach 327, 9: 324, 28—325, 9 (mit 325, 29).

Später hat der Dichter das Manuſkript aufs Neue vorgenommen und ſchreibt nun mit einer anderen, bedeutend dunkleren Tinte zunächſt auf einem neuen Folioblatt (III) auf der erſten Seite das bei Witkowski unter Ziffer 4 (327, 14—328, 11) gedruckte und fügt mit der gleichen Tinte dem ſchon früher Geſchriebenen bei die Marginalien 322, 6 bis 323, 26; 323, 27–31; dann die Ausführungen auf der linken Seite vom Bruch 323, 14–17 und daneben rechts vom Bruch 323, 32–34 auf der erſten Seite des Doppelblattes I; die Marginalien 323, 35–38 und 324, 29/30 auf der zweiten Seite, 324, 32–38 auf der dritten Seite des Doppelblattes I; die Marginalien 326, 36 und 327, 20/21, ſowie 327, 22–29 auf der erſten Seite von Blatt II; endlich die Marginalien 327, 32–37 auf Blatt III (welche letzteren möglicherweiſe auch gleich nach dem Text dieſes Blattes = 327, 14—328, 11 geſchrieben ſein können). [Soweit Auguſt Stubenrauch mit geringfügigen, bloß redaktionellen Änderungen meinerſeits.]

2. Schillers Text. Ich gebe nun im folgenden einen möglichſt getreuen Abdruck des Schillerſchen Textes, indem ich die im Vorangehenden geſchiedenen Aufzeichnungen durch verſchiedene Druckſchrift deutlich mache, und zwar:

1. Die Hauptmaſſe der erſten Aufzeichnungen durch Korpus,
2. die kurze Stelle „Der Bräutigam macht — Geſchichte mit dem Spiegel" (324, 28—325, 9) durch Borgis,
3. die ſpäteren Aufzeichnungen durch Petit.

[Blatt I, Seite 1.]

## Roſamund oder die Braut der Hölle.

Ein junger ſchöner zärtlicher Ritter hat Roſamunden lange geliebt, alles an ſie verſchwendet, ihr alles geopfert mit treuer, redlicher

Roſamund.
Agnes.
Mathilde.
Roger.
Florifel.

Zärtlichkeit; sie hat ihn anfangs aufgemuntert, ihm Gegenliebe gezeigt, Hoffnung gemacht, sie zu besitzen.

Aber ihr Herz ist eitel, lieblos, gefühllos, sie liebt nichts als sich selbst, sie will nur glänzen, nur verehrt sein und weiß ein treues Herz nicht zu schätzen.

Sie hat schon viele Männer hintergangen und zur Verzweiflung gebracht. Man haßt sie, aber die Männer können ihrer Schönheit nicht widerstehen.

Ihr Sinn ist grausam aus eitler Selbstsucht. Kein Opfer rührt sie, kein noch so edles großmütiges Betragen; um ihre Eitelkeit zu vergnügen, kann sie Blut fließen sehen, wenn nur ihren Reizen gehuldigt wird. Die Unglücklichen, die sie gemacht, zieren nur ihren Triumphwagen.

Famagusta — Majorca.

Es muß etwas ausgedacht werden, wodurch Rosamunds Rolle die Gunst gewinnen kann. Als Sängerin kann es durch Gesang geschehen, als Schauspielerin

Grimoald.
Der Baumeister mit der Leier.
Der Gärtner.
Der Schatzmeister.
Der Stallmeister.
Der Marschall, Truchseß, Mundschenk.
Der Admiral.

Handlung.

Der sterbende Ritter.
Die entzweiten Freunde.
Die getrennten Liebenden.
Die Botschaft des Dämons.
Die Ankunft desselben.
Die Warnung.
Die Künste des Dämons.
Die Katastrophe.
Die böse Ratgeberin.
Der Engel.

Sie gerät durch die Schmeicheleien des Dämons in eine wahre Trunkenheit, daß sie ganz schwindelt und blind und dumm wird und alle die groben sichtbaren Schlingen nicht sieht.

[Blatt I, Seite 2.]

Der Unwille gegen Rosamund muß durch ihre kalte Grausamkeit gegen einen liebenswürdigen Ritter, durch seinen schmerzhaften verzweiflungsvollen Untergang und ihre Fühllosigkeit dabei aufs höchste gereizt werden.

Aufs äußerste von ihr verhöhnt und verraten liebt er sie dennoch und stirbt liebend, obgleich sein Tod ihr Werk ist.

Wenn der Ritter, welcher ihr seine eigene Geliebte aufgeopfert, nun kommt, um von ihr den Lohn zu erhalten, ist sie schon gleichgültig gegen ihn geworden und von dem Glanz des neuen Freiers geblendet.

Dies ist der Eingang in die Ballade. Unmittelbar von seinem Tode kommt man in das taumelnde Brautfest, wo alles glänzt und prangt und sich tobend erfreuet.

Nachdem sie unzählige Liebhaber getäuscht hat, tritt endlich ein Prinz auf, reich, schön, mächtig, kurz mit allem ausgerüstet, was ihre Eitelkeit reizen kann. Er zeigt ihr weder Liebe noch sonst irgendeine liebenswürdige Eigenschaft; er gewinnt bloß ihre eiteln Sinne durch Schmeichelei, durch seine äußern Vorzüge, keine Spur eines fühlenden Herzens. Er will sie bloß besitzen. Diesem giebt sie den Vorzug.

Sie hört, daß es irgendwo eine größere Schönheit gebe, das bringt sie zur Verzweiflung.

Er befriedigt ihre ungeheuersten Wünsche, sie kann nichts so Phantastisches ersinnen, das er nicht gleich ins Werk setzte, er hat einen ungeheuren Komitat, Juwelen, Gold, kunstreiche Tänzer, Baumeister; der Betrug ist so groß, daß alle ihre Diener Böses ahnden, aber ihre Eitelkeit macht sie so verstockt, daß sie alles glaubt.

Sie fragt ihn nach seinem Königreich, er beschreibt ihr verwelche Ströme darin fließen, wie groß es sei, wo es liege.

[Blatt I, Seite 3.]

Durch die Gefühle, die sie einflößt, wird sie immer wieder interessant gemacht, bei allem Empörenden ihrer Selbstsucht bleibt doch das Schöne lieblich — der Zauber ihrer Person fängt immer von neuem an.

Der treue Ritter, den sie seiner Geliebten entführen will, hält sich von ihr geliebt. Ihre Schönheit hat nicht auf ihn gewirkt, aber ihre Empfindung. Sowie er Hoffnung hat, liebt er sie.

deckt die Hölle, sie merkt es nicht. Seine Antworten sind rätselhaft, aber ahndungsvoll, daß sie Schrecken erregen; alles wird durch Schmeichelei wieder zugedeckt.

Mitten in ihrem höchsten Taumel, den Augenblick vorher, ehe die Ringe gewechselt werden (das durch eine furchtbare Formel geschieht) wird sie von einem himm-

lischen Geist, dem ihres kurz zuvor abgeschiedenen Liebhabers, gewarnt. Sie kann gradatim gewarnt werden und immer vergebens, weil der höllische Freier immer etwas ausfindet, wodurch ihre Eitelkeit geblendet wird.

Der Bräutigam macht solche Bedingungen, die nur durch Verleugnung alles menschlichen Gefühls erfüllt werden können. Sie erfüllt sie, die Natur empörend.

Mit kaltem Herzen sieht sie zwei Ritter*) um ihretwillen auf Leben oder Tod kämpfen.

*) welche Freunde oder Brüder sind

Ein anderer ist bei einer gefährlichen Unternehmung umgekommen, die sie ihm auftrug.

Sie fordert etwas Unmögliches von ihren Freiern, bloß um eine Caprice zu befriedigen; ein Traum gab es ihr ein.

Geschichte mit dem Spiegel.

[Blatt I, Seite 4.]

Alle die im Gefolg des Bräutigams sind, haben ein bedenkliches Abzeichen.

Die Ballade handelt von dem prägnanten Moment der Katastrophe, und das Vorhergehende muß daraus wiederscheinen.

Der sterbende Ritter und sein treuer Knappe. Dieser letzte verflucht die Schöne und nennt ihre Grausamkeiten*).

*) ein Fräulein, das den Ritter liebte und um der Grausamen willen von ihm verschmäht war, erweist ihm die letzten treuen Dienste.

Darf noch ein zärtliches Weib eingemischt werden, daß mit ihr kontrastiert? eine von ihren Fräulein, deren Liebhaber für die Tigerin entbrennt und seiner treuen Geliebten untreu wird.

Roſamund iſt nur eitel, aber ſie iſt es ſo ganz, daß dieſe Selbſtſucht alle anderen Empfindungen in ihr ertötet und alle Greuel erzeugt. Dieſe Einheit der Quelle und dieſe Allheit der daraus entſpringenden Laſter zu zeigen, iſt die Aufgabe — Leben und Tod der Menſchen iſt ihr nichts, wenn es auch nur das kleinſte Opfer ihrer Eitelkeit koſtet. Ein Fräulein, dem ſie den Liebhaber raubte, tut einen Fußfall vor ihr, um nur eine geringe Gunſt für den ſterbenden Geliebten von ihr zu erhalten; aber vergeblich denn ſie müßte ſich einen Genuß ihrer Eitelkeit verſagen.

Es muß eine Gradation der Unmenſchlichkeiten ſein, und das Maß muß ſich ſtufenweiſe vollenden.

Eine ſehr tragiſche Geſchichte iſt als Epiſode eingewebt; ſie rührt das Herz mit ſchönen Empfindungen und erfüllt die poetiſche Forderung, das Ganze des Gemüths zu bewegen.

[Blatt II, Seite 1.]

Roſamund hat noch einen Vater, der die Eitelkeit ſeiner Tochter verabſcheut. Auch an ihm frevelt ſie, gleichfalls nur aus Eitelkeit und tritt die Gefühle der Natur, die kindliche Pflicht mit Füßen.

Sie iſt Zuſchauerin eines blutigen Zweikampfs, den zwei Freunde um ihretwillen mit einander halten. Der Sieger ermordet ſich ſelbſt mit Verwünſchungen ihrer Schönheit.

Sie iſt neidiſch über eine glückliche Liebe, es iſt ihr unerträglich, daß ein Ritter ihren Reizen widerſteht und eine andre ihn erobert. Alle Lockungen verſucht ſie, dieſen zu fangen, es gelingt ihr, ihn untreu zu machen, ſeine Geliebte kommt dadurch in Verzweiflung, aber wie ſie ihren Zweck erreicht hat, täuſcht ſie ihn und verhöhnt ſeine Liebe.

Sie hat Schweſtern, ihre Familie.
Sie wird zu einer Wahl gedrängt.
Was iſt ſie? Wo geht die Handlung vor?

Einer kommt ihretwegen um, den ſie verſchmähte.
Einer wird von ihr verlaſſen, um des Ritters willen.
Der Ritter wird von ihr ſeiner Geliebten untreu gemacht.
Der Ritter verläßt ſie um des fremden Freiers willen, der ſich ſchon angemeldet.
Um den fremden Freier zu gewinnen, opfert ſie noch das Heiligſte und tritt alle Gefühle der Natur mit Füßen.
Sie nötigt einen Freund, den andern zu tödten.

Sie entſchleiert in dem entſcheidenden Augenblick ihre ganze Schönheit.

[Blatt II, Seite 2.]

Gespräch der Grausamen mit ihrer Zofe. Sie weint für Zorn, daß ein Mann ihr widerstehen kann. Auch gegen ihre treue Dienerin hat sie kein Herz.

---

Silbenmaasse.

Wer zeigt sich dort? Wer dringt heran?
Mit ehrnem Panzer angetan?
Wer dringet durch die finstre Nacht,
Als käm' er aus der Todesschlacht?
Es ist mein Freund,
Die Seele weint,
Er kommt, er kommt in finstern Nächten,
Das nie gelöste Band zu flechten

---

Wer zeigt sich dort? Wer naht sich stumm?
Mit finsterm Angesichte?
Es flammt und schwirrt um ihn herum,
Ein grauend ernstes Heiligtum,
Und nie erhellt vom Lichte!
Bleibt vereint!
Fließet Tränen, Augen weint!
Ewge Klage töne!
Bei den Schatten wohnt der Freund,
Sonne scheint,
Hin ist seine Schöne!

---

Und wie er geht und wie er schaut,
Beginnts von weitem überlaut
Zu zimbeln und zu tönen?
Und durch die Straßen kommt ein Zug,
Der einen weiten Himmel trug,
Hoch über dem Haupt einer Schönen?

Und

Die dort kömmt hergezogen
Der Schleier, der sie kaum verhüllt,
Zeigt mir das schönste Frauenbild
Weit unter dem himmlischen Bogen.

[Blatt III, Seite 1.]

Alles in dem Stück muß leidenschaftlich sein, man muß nie zur Reflexion kommen.

Es muß sich, gleichwie der Don Juan, mit einem Letzten und Höchsten eröffnen.

Rosamund muß bei ihrer ersten Erscheinung Gunst gewinnen.

Die Zwergin oder die Mohrin. Sie ist ein Dämon und verführt die Rosamund. Sie hat aber auch einen guten Engel, der ihr aber durch seine Wahrheit verhaßt wird, und unermüdlich zurückkommt, bis er sie ganz verläßt.

Wenn Rosamunds Schicksal entschieden ist, so folgt noch etwas Liebliches, Schönes, Reines und der Zuschauer wird mit einem erfreulichen Eindruck entlassen. Eine gefühlvolle Schönheit, ein gutes Mädchen, auf welche Rosamund eifersüchtig war und der sie den Tod bereitet hatte, bleibt übrig und erhält den Lohn ihrer Unschuld.

Der Sänger.

Eine Jagd.
Ein Einsiedler.
Wilde Tiere.
Das wütende Heer.
Der Riese.
Die Bildsäule.
Die Harpyien, die Vögel.
Die herausfahrenden Flammen.
Wolkenwagen.
Illumination und Transparent.
Versenkungen.
Tempel, Gärten, Paläste.
Meereswogen und Wasserwerke.
Farbenerscheinungen.
Gespenster. Larven.

3. Ausführungen. Die Titel „Rosamund. Die Braut der Hölle" finden sich, allerdings deutlich durch Punkt geschieden und auf zwei Zeilen untereinander, am Schlusse des großen Dramenverzeichnisses Schillers (es folgt nur als letzter Titel noch: Elfride). Diese Liste, deren Original sich im Schiller-Museum zu Marbach befindet und deren Faksimile schon Emilie von Gleichen-Rußwurm in ihrer Ausgabe von „Schillers Calender" (Stuttgart 1865) und neuerdings auch Witkowski in seiner Schiller-Ausgabe (Bd. 9 zwischen S. 6 und 7) veröffentlichte, wird von Kettner (Schiller-Studien, Pforta 1894, S. 2) in den Sommer 1802 verlegt, von Witkowski dagegen (a. a. O., S. 343) nach Kösters Vorgang als in den Jahren 1797 bis 1804 nach und nach niedergeschrieben bezeichnet. Die von Schillers Hand darin enthaltenen Jahreszahlen sind nur den Titeln der tatsächlich ausgeführten Dramen beigefügt und geben die Jahre der Aus-

führungen dieser Dramen an, sind also für die Niederschrift der Liste selbst ohne jede Beweiskraft. Der Titel „Rosamund" kehrt wieder unter Ziffer 14) in der einen kleineren Dramenliste Schillers (abgedruckt von Witkowski 9, S. 342), die nach Kettners überzeugenden Ausführungen (Schillerstudien S. 3 f.) wahrscheinlich aus dem Frühjahr 1804 stammt. Hier kann kein Zweifel obwalten, daß nur ein Drama „Rosamund" gemeint sein kann; ebensowenig bei der erst genannten Dramenliste, aus der klar erhellt, daß Schiller 1802, wenn wir Kettners Datierung annehmen, oder gegen Ende seines Lebens 1804, wenn wir Witkowskis Hypothese folgen, nur an eine dramatische Behandlung des Stoffes gedacht hat. Merkwürdig ist nur die deutliche Scheidung der beiden Titel, als ob damit zwei Dramen bezeichnet werden sollten, während der vorhandene Entwurf den Doppeltitel „Rosamund oder die Braut der Hölle" trägt. Kettner (Schiller-Studien, S. 2, und ebenso Schillers Werke, Säkularausgabe, Bd. 8, S. 336) löst die Schwierigkeit durch die einleuchtende Annahme, der zweite Titel sei verschrieben für „die Braut in Trauer", die allerdings in dem sonst so vollständigen Verzeichnis fehlt.

## I.

Ich gehe von der aus der Beschaffenheit der Schillerschen Aufzeichnungen gewonnenen Anschauung aus, daß es sich bei dem Rosamund-Entwurfe Schillers zunächst um eine Balladendichtung gehandelt hat, und erst nachträglich der Gedanke einer dramatischen Behandlung bei dem Dichter entstand. Das scheint sich mir aus der Beschaffenheit der Handschrift selbst, die in ihrem älteren Teile nur von einer Ballade spricht, zu ergeben. Gestützt wird diese Anschauung weiterhin durch jene von Goedeke in seiner historisch-kritischen Ausgabe Bd. 11, S. 407 f., abgedruckte Liste[1]), die allem Anschein nach nur Gedicht- und Balladen-Stoffe verzeichnet, und in der „die Braut der Hölle" zwischen „Das Geheimnis der sieben Pforten" und „Don Juan" eingerückt ist. Auf die nähere Verwandtschaft mit diesem letzteren wird später noch genauer hinzuweisen sein. Auch Kettner nimmt (Schillers dramatischer Nachlaß Bd. 2, 1895, S. 305), den Balladenplan als ersten an, verwischt aber den Sachverhalt schon da, wenn er sagt: „wesentlich im Hinblick auf eine beabsichtigte Balladendichtung, . . . aber von Anfang an mit gelegentlichen Seitenblicken auf eine Behandlung als Oper (vgl. 261,6 Als Sängerin kann es)"

[1]) Conrad Höfer teilt sie in dem von ihm herausgegebenen 20. Bande der histor.-kritischen Ausgabe von Güntter und Witkowski S. 516 unter Nr. 5) ebenfalls mit, jedoch nicht auf Grund des Manuskriptes, sondern nur nach Goedeke.

eine Stelle, die nach meinen früheren Ausführungen zur späteren Niederschrift gehört. Völlig umgedreht wird aber der Sachverhalt, wenn Kettner in der späteren Säkularausgabe Bd. 8, S. 306, zunächst ausführlich vor der Behandlung des Stoffes als Oper spricht, dann (S. 310) fortfährt: „Schiller dachte den Stoff gleichzeitig als Ballade zu behandeln" und schließlich selbst mehr verwirrt als klärt durch die meines Erachtens unhaltbare Behauptung: „In den Entwürfen zur „Rosamund" sind beide Pläne unlöslich miteinander verflochten, doch tritt anfangs mehr der erste, zuletzt mehr der zweite hervor" [1]); wie er denn auch in seinem Abdrucke (310—315) die Fragmente ganz willkürlich anordnet. Boxberger (in der Schiller-Ausgabe in Kürschners deutscher Nationalliteratur Bd. 8, S. 198) schließt folgendermaßen: „Wenn nun in dem Entwurfe auch öfter der Ausdruck „Ballade" für denselben vorkommt, so werden wir uns die Sache so zu denken haben, daß Schiller im „Balladenjahr" 1797 eine Ballade über diesen Stoff als Seitenstück zu Don Juan dichten wollte [2]), daß er aber seit 1800 besonders auf das Drängen Zumsteegs sich den Stoff zu einer Oper zurechtlegte"; während Bellermann (Schillers Werke, Bibliogr. Institut. Bd. 10 S. 287) schärfer und richtiger sich so ausspricht: „Zeit und Quelle dieses Bruchstückes werden bestimmt durch Goethes Brief vom 1. August 1800 . . . . [s. u.] Schillers Absicht war ursprünglich auf eine Ballade dieses Inhalts gerichtet, was an einigen Stellen noch hervortritt; doch drängte sich ihm bald die dramatische Form auf, die er in einer phantastisch-opernhaften Weise ausführte". Ebenso klar und richtig Alb. Köster (Schiller als Dramaturg S. 315): „ursprünglich für eine Ballade berechnet, dann aber auch zu dramatischer Behandlung in Aussicht genommen".

Ich glaube nun nicht, daß wir den Rosamund-Entwurf früher als 1800 ansetzen dürfen; denn Schillers 1797 als Gegenstück zur „Don Juan"-Ballade geplante Ballade war nicht eine „Braut der Hölle", sondern eine „Braut in Trauer", die schwerlich mit dem dramatischen Plan der als zweiter Teil der „Räuber" gedachten „Braut in Trauer" etwas gemein haben dürfte. (Vgl. Witkowski a. a. O. S. 317.) An jene knüpft auch die schon so oft zum „Rosamund"-Entwurf angeführte Briefstelle Goethes an, der am 1. August 1800 aus Jena an Schiller schreibt: „Auch sonst sind diese Tage an mancherlei Gutem von außen nicht unfruchtbar gewesen. Wir haben lange auf eine

[1]) Die hervorgehobenen Worte sind von mir unterstrichen.

[2]) Minor (Aus dem Schiller-Archiv. Weimar 1890. S. 104) will sogar die Rosamund-Ballade unmittelbar vor die Don Juan-Ballade 1797 rücken.

Braut in Trauer gesonnen. Tieck in seinem poetischen Journal[1]) erinnert mich an ein altes Marionettenstück, das ich auch in meiner Jugend gesehen habe: die Höllenbraut genannt[2]). Es ist ein Gegenstück zu Faust oder vielmehr Don Juan. Ein äußerst eitles liebloses Mädchen, das seine treuen Liebhaber zu Grunde richtet, sich aber einem wunderlichen unbekannten Bräutigam verschreibt, der sie denn zuletzt wie billig als Teufel abholt. Sollte hier nicht die Idee zur Braut in Trauer zu finden sein, wenigstens in der Gegend". Schillers Antwort darauf ist vom nächsten Tage, 2. August 1800, aus Weimar datiert und lautet: „Der Gedanke wegen der Höllenbraut ist nicht übel und ich werde mir ihn gesagt sein lassen". Damit erst gewinnen wir festen Boden unter die Füße; nehmen wir Tiecks Bericht als Quelle für Schillers „Rosamund"-Plan, so ergibt sich, daß dieser frühestens im August 1800 entstanden sein kann. Darf nun Tiecks Bericht, wie auch Witkowski (a. a. O. 317 f.), Köster, (Schiller als Dramaturg. S. 314 f.), Bellermann (a. a. O. 287), Kettner (Schillers dramatischer Nachlaß II 305) annehmen, als die Quelle Schillers gelten? Wir können zur Beantwortung dieser Frage Tiecks Wortlaut nicht entbehren. Der dichterische Führer der älteren Romantik erzählt in seinen „Briefen über W. Shakespeare" (Poetisches Journal. I. Jahrgang 1. Stück. Jena 1800. S. 59—64) von der Aufführung einer wandernden deutschen Schauspielertruppe folgendes:

Du mußt schon so viele Geduld haben, dir das Schauspiel, das mich in solchen Eifer bringt, beschreiben zu lassen. Die Zuhörerschaft bestand aus den vornehmen und geringen Einwohnern des Fleckens, die meisten Arbeitsleute, die nach vollbrachtem Tagwerke noch ihre Schürzen und staubigen Hüte tragen und sich aus großen Bierkannen erquickten: das Theater war in einem großen Zimmer aufgeschlagen und nur mit wenigen Lichtern erleuchtet, das Stück führte den Namen die Höllenbraut. Als sich der Vorhang nach einer Musik von etlichen verstimmten Violinen aufhob, saß eine Frauensperson vor einem Spiegel, die in den übermütigsten Ausdrücken ihre Reize und große Schönheit bewunderte, bald erschienen einige von ihren Liebhabern, unter denen sich besonders ein junger Mensch durch seine Treue auszeichnete, die sie aber alle mit dem größten Hohne abwies, da sie ihr alle nicht schön, reich und edel genug dünkten. Von einer alten Freundin ward ihr nachher ihre Ruchlosigkeit vorgehalten und geraten, daß sie ihr Gemüt mehr zu Gott und zur Frömmigkeit wenden möchte, diese aber ward verlacht und gar nicht gehört, worauf die Alte ihr ein unglückliches Schicksal prophezeite und sie wieder verließ. Kaum sah sich die Übermütige allein, als sie sich wieder zu ihrem besten Freunde, dem Spiegel

[1]) Goethe hatte diese neue Erscheinung kurz vorher vom Verleger Friedrich Frommann erhalten; vgl. den Brief an Schiller vom 29. Juli 1800.

[2]) Auf eine verwandte Puppenspiel-Fassung „Faustina das Kind der Hölle", die handschriftlich auf der Weimarer Bibliothek vorhanden ist, macht Georg Ellinger aufmerksam. Zeitschrift für deutsche Philologie 1891. XXIII. S. 286 - 290.

wandte, von neuem an sich putzte und schmückte und allen guten Rat, alle frommen Gedanken und Gottesfurcht lachend verwarf. — Diese grellen Farben, die ohne alle Übergänge und Vorbereitung hingestellt waren, empörten die meisten Zuschauer gegen die Frauensperson und sie stimmten alle gern in die Prophezeiung ihrer alten Freundin ein, ich ließ mich gern in die unbefangene Kindheit des Schauspieles zurückversetzen und nahm die wunderlichen Eindrücke an, ohne sie zu prüfen. Der junge Liebhaber in seinem grünen Kleide erschien hierauf und klagte den Lüften und Winden sein Leid, indem er auf seinen närrischen Bedienten Lipperle nicht Acht gab, der aus allen Reichen der Natur Trostgründe herbeiholte, um ihn zu beruhigen. Dieser Bediente hielt sich mit seinen Vergleichungen eben nicht in den Grenzen der Bescheidenheit und Schicklichkeit und parodierte in vielen Gleichnissen die unglückliche Leidenschaft seines Herrn, die Szene endigte sich, wie man leicht vorhersehen konnte, damit, daß Lipperle mit Prügeln fortgejagt wurde, damit er dem zartgesinnten Gemüt nicht länger zur Last fiele. Dieser Vorfall ist ziemlich abgenutzt, aber doch gehörte er in diesem Zusammenhange notwendig zum Ganzen.

Die Geschichte der verschmähten Liebhaber setzte sich fort und die Schöne brachte es endlich dahin, daß ihr treuer grüner Liebhaber von einem andern in einem Zweikampfe erstochen wurde. Nun hättest du den Jammer des Lipperle um seinen lieben Herrn sehen sollen. Er heulte und raufte sich die Haare aus, und ich habe fast noch nie die Trauer mit dieser Wahrheit darstellen sehen. Dabei blieb er in seiner Dummheit immer possierlich. Hab' ich's dir nicht gesagt? Hab ich's dir nicht gesagt? rief er in abwechselnden Tönen des Jammers, weinend und schluchzend, dabei freute er sich auf den schönen Sarg, den es nun geben würde und wie die Leute herkommen würden, seinen Herrn und den schönen Sarg zu sehen, und dann fiel es ihm wieder ein, daß die Liebe am Tode seines Herrn Schuld sei und er rief wieder aus: Hab ich's dir nicht gesagt? Es war rührend und komisch zugleich.

Die schöne Dame freute sich über diesen Vorfall, weil sie dadurch ihrer Liebhaber los wurde, die sie ihrer unwürdig hielt. Plötzlich trat ein angesehener Mann herein, ganz in Schwarz gekleidet und mit einer großen Feder auf dem Hut, der sich ihr als den Herrn eines großen Reiches und vieler Untertanen ankündigte. Sie behandelt ihn sehr höflich und ist zuvorkommend gegen ihn, um ihn zu gewinnen, er erklärt ihr seine Liebe und sie ist nicht spröde: den Zuschauern aber wird dabei ganz unheimlich, denn er läßt gar seltsame Reden fallen, und man muß sich wundern, daß sie von diesen nicht im mindesten frappiert wird, man ahndet Unheil, er gibt sich durch heimliche Worte immer näher zu erkennen, die sie, die Verblendete, immer noch auf seinen weltlichen Stand deutet, sie reicht ihm endlich die Hand und verlobt sich mit ihm, er verspricht, sie in der Nacht abzuholen und voller Freude geht sie ab, sich noch schöner zu schmücken, ganz erfüllt mit den Aussichten auf ihre künftige Hoheit.

Leider bleibt nun über den Stand des Bräutigams kein Zweifel mehr übrig, sein Wesen war schon verdächtig, seine Art zu sprechen, eine gewisse Schadenfreude, die er nicht verbergen können: er ist der Satan selbst. Die Nacht kommt herauf, die Dame ist von Träumen und Bangigkeiten beunruhigt, sie läßt den Lipperle kommen, um ihr die Zeit zu vertreiben, dessen Spaß aber nicht in den Gang kommen will, weil er sich fürchtet und immer wider Willen von seinem toten Herrn zu erzählen anfängt; zitternd geht er endlich fort und rät ihr wohlmeinend zu einem guten Gebetbuch. Sie verachtet alles Gute, der Geist des Grünen erscheint und warnt sie, sie erschrickt, bleibt aber auf ihrem Sinne, der Geist geht fort, und nun fühlt sie sich in der einsamen Nacht, von Entsetzen umringt, ohne menschliche Hilfe und Mitleid, sie weiß sich nicht mehr zu lassen und wünscht jetzt, daß ihr Bräutigam schon zugegen sein möchte. Da hört man plötzlich seine Stimme, die sie bei ihrem Namen ruft, sie schaudert und

freut sich, doch traut sie ihren Sinnen nicht, sie ruft, er antwortet und tritt herein. Noch einmal fragt er sie um ihre Liebe, sie sagt ihm freiwillig zu, versichert, daß sie ihn mehr als alle Menschen, mehr als sich und Gott liebe, und reicht ihm mit diesen Worten die Hand. Er faßt sie und erklärt ihr, wer er sei, sie schreit auf, doch kann sie sich nicht retten, von höllischen Geistern und ihrem Bräutigam wird sie unter Frohlocken und ihrem Zetergeschrei hinweggeführt.

Alle Zuschauer waren von dieser Darstellung ergriffen, vorzüglich als der unsichtbare schreckliche Bräutigam in der Nacht die Heldin des Stückes bei ihrem Namen nannte, einige von den Mädchen wurden blaß und mehrere nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, obgleich die Nervenschwäche wohl nicht ihre Stärke war; und es ist gewiß, daß in dieser Allegorie eine große Wahrheit liegen muß; denn ich konnte mich auf dem Rückwege eines Grauens nicht erwehren. Ob ich gleich lachen mußte, so oft ich daran dachte, wie nach vollbrachtem Schauspiel der Teufel wieder hervorgetreten war, um auf den folgenden Abend eine andere schreckliche Tragödie anzusagen, mit dem Beifügen: in welcher Lipperle die Ehre haben wird, wieder durch und durch mit bester Lustbarkeit aufzuwarten.

Soweit Tieck. Deutlich erkennbar stimmen bei Schiller folgende Momente mit Tiecks Erzählung überein:

die schöne und eitle, ihrer Schönheit übermäßig bewußte Heldin;

der treue, von ihr abgewiesene Freier, der im Zweikampf gegen einen Nebenbuhler fällt;

der höllische Freier und ihre Verblendung ihm gegenüber (die seltsamen Reden des Fremden sind allen verdächtig und unheimlich, nur ihr nicht!);

Die Warnung durch den Geist des gefallenen Liebhabers;

der Auftritt mit dem Spiegel(?)[1])

Dagegen fehlen bei Schiller ganz die folgenden, bei Tieck stark hervortretenden Momente:

die komische Kontrastfigur Lipperles, des närrischen Bedienten des treuen Ritters, der nach dessen Tod auch der Heldin zum Guten rät;

deren alte sie zu Gott ermahnende und ihr Schicksal ihr voraussagende Freundin;

das Sichenthüllen des höllischen Freiers und der Heldin Höllenfahrt am Schlusse.

Zahlreicher sind die bei Schiller als wichtig betonten Motive, die bei Tieck fehlen:

[1]) Es kann zweifelhaft erscheinen, ob der Spiegel bei Schiller überhaupt aus Tieck herrührt, oder ob Boxberger (Schillers Werke VIII 201) und ihm folgend Bellermann (Schillers Werke X 289) Recht haben, wenn sie hier eine Erinnerung an das Märchen von Schneewittchen sehen, wie denn beide überhaupt auf eine Verwandtschaft Rosamunds mit der bösen Stiefmutter-Königin dieses Märchens hindeuten (ebda S. 200, resp. S. 288), die mir allerdings wenig einleuchtend erscheint. Auffallend ist jedenfalls Schillers Ausdruck: „Geschichte mit dem Spiegel."

die Ausmalung des Gefolges und der Macht des hölliſchen Freiers (der bei Tieck allein ſteht);
der Ringwechſel unter Anwendung einer furchtbaren Formel;
die Schickſale weiterer Freier (Tod des einen bei einem gefährlichen Unternehmen, das ſie ihm auftrug; Forderung unmöglicher Leiſtungen von andern zur Befriedigung ihrer Laune);
die zweite zärtlichere Frauengeſtalt im Kontraſt zu Roſamund und die um dieſe gruppierten Motive (Tröſtung des ſterbenden, von ihr geliebten und zu Roſamund abgefallenen Ritters; Fußfall vor Roſamund, um eine Gunſt für den Sterbenden zu erflehen);
der Vater Roſamunds;
der ſich ſelbſt tötende Sieger im Zweikampf;
die Entſchleierung um einen Widerſtrebenden ihrer Schönheit zu unterwerfen;[1])
das Verhältniß zu ihrer Zofe.

Endlich hat Schiller das ganze Milieu geſellſchaftlich gehoben, den Vorgang in die Ritterwelt verſetzt und ſo dem fantaſtiſchen Charakter, der bei Tieck durchaus herrſcht, einen ſtark romantiſchen zugefügt, wodurch alles farben- und figurenreicher wurde. Ich glaube, man wird ſagen dürfen: Schiller hat wichtige Haupt- und Grundlinien ſeines Balladenplanes Tiecks Bericht entnommen, dann aber aus Eigenem breiter ausgeſtaltet, weiter ausgeführt und insbeſondere aus dem Bedürfnis ſtarker Kontraſte heraus bereichert. Dabei hat er allerdings den ſtärkſten Kontraſt, den eines komiſchen Gegenſpieles zu den tragiſchen Vorgängen, ausgeſchaltet: es war bei Roſamund, wie bei der Don Juan-Ballade auf eine durchaus ernſte Neugeſtaltung überlieferter ſagenhafter Motive abgeſehen.

Zwei Punkte treten, wie mir ſcheint, in dieſem Balladenplan Schillers als weſentlich ganz deutlich hervor. 1. Was den Dichter am meiſten feſſelte und darum zunächſt am ſtärkſten beſchäftigte, war die Heldin Roſamund ſelber; ihr Charakter, der einer nur auf ſich ſelbſt ſtolzen, herzloſen, kalten Schönen, die mit allen Liebhabern ſpielt und dieſe zum eigenen Ruhm und zur Verherrlichung der eigenen Schönheit unbedenklich opfert, ſteht alles beherrſchend im Mittelpunkt. Immer wieder kehren die Aufzeichnungen zu ihr zurück, immer wieder findet er neue Wendungen, neue Zuſätze, um ihren Charakter zu ſchildern.

[1]) Die Fäden, die von Roſamund zu der ſpäteren Turandot hinüberlaufen, hat Albert Köſter in ſeinem Buche Schiller als Dramaturg (Berlin 1891, S. 314 f.) ſo feinſinnig aufgezeigt, Ähnlichkeit und Verſchiedenheit ſo klar dargelegt, daß ich mich hier mit einem Verweiſe darauf begnügen darf. Die Turandot beſchäftigte Schiller Ende Oktober bis Ende Dezember 1801.

Daneben treten alle andern Gestalten weit zurück; nur der höllische Freier wird etwas genauer charakterisirt. 2. Nur der Anfang der Ballade steht deutlich vor des Dichters Auge, der weitere Fortgang bis zum Höhepunkte des Ringewechselns wird wenigstens angedeutet; die Gestaltung des Schlusses bleibt im Unklaren. „Die Ballade handelt von dem prägnanten Momente der Katastrophe" heißt es einmal (I, 4) „und das Vorhergehende muß daraus wiederscheinen." Den Beginn sollte — medias in res führend — die Gruppe des sterbenden Liebhabers und seines Knappen bilden: der Knappe flucht der hartherzigen Schönen, während der Sterbende auch im Tode noch sie liebt. Dazu tritt — ein etwas späterer als Marginalie beigefügter Einfall — das Fräulein, das den Sterbenden liebt und das, obschon von ihm verschmäht, ihm die letzten Dienste erweist. Darauf sollte unmittelbar anschließend mit starker Kontrastwirkung von Tod und Leben, Stille und Lärm, Trauer und Freude „das taumelnde Brautfest" folgen mit dem Höhepunkte des Ringwechsels Rosamunds und des höllischen Freiers, nachdem die gradatim gesteigerten Geisterwarnungen des kurz zuvor gestorbenen Liebhabers vergebens verhallt sind. Daran hätte sich dann wol wieder unmittelbar die furchtbare Katastrophe — Rosamunds Höllenfahrt — angefügt. Auch hier haben wir einen deutlichen Anklang an Don Juan und an die letzten Warnungen und Mahnungen des steinernen Gastes unmittelbar vor der Katastrophe. Die Parallele zu der 1797 geplanten und teilweise ausgeführten Don Juan-Ballade tritt stark hervor; man könnte diese Parallele prägnant fassen in der Gegenüberstellung: Don Juan der Höllenbräutigam — Rosamund, die Höllenbraut. Wo und wie nun aber die weiteren von Schiller aufgezählten Motive, als da sind das blendende erste Auftreten des höllischen Ritters; sein zahlreiches Gefolge; das Gespräch über sein Königreich (die Hölle); seine, alles menschliche Gefühl empörenden, aber von Rosamund erfüllten Bedingungen; Rosamunds Zuschauerschaft bei dem um ihretwillen ausgefochtenen Todeskampfe zweier Ritter, die Freunde oder gar Brüder sind; die Geschichte mit dem Spiegel; die Einführung von Rosamunds Vater und die Schilderung ihrer Frevel an diesem; ihr Neid über die glückliche Liebe eines Ritters zu einer andern und ihre mit Erfolg gekrönte Verführung dieses Ritters, den sie dann schließlich doch verhöhnt; endlich das Gespräch mit ihrer Zofe: wo und wie alle diese weiteren Motive eingefügt werden sollten, bleibt unklar, was bei dem durchaus skizzenhaften Charakter dieser ersten Niederschrift nicht weiter wundernehmen kann. Die bei einem so kurzen Entwurfe so große Zahl von Motiven zeigt aufs neue den Reichtum von Schillers Phantasie in dieser seiner besten Schaffenszeit: er spielt mit allen Möglichkeiten, die der Stoff bietet. Man wird kaum fehlgreifen mit der Annahme, daß bei tat-

fächlicher Ausführung der Ballade manches hätte wegfallen müssen, anderes zusammengezogen und vereinfacht worden wäre und so mehr als eine mehrzeilige Ausführung des Entwurfes in einer einzigen Zeile, in einem einzigen Wort der Ballade ihre prägnante Fassung gefunden hätte. Daß also eine ähnliche Umbildung hier im kleinen vorgegangen wäre, wie wir eine solche im größten Umfange bei der späteren Arbeit am Demetrius dank der so zahlreich erhaltenen Skizzen und Entwürfe oft bis ins einzelne mit staunender Bewunderung verfolgen können. Denn trotz alles Motivenreichtums tritt schon aus den Aufzeichnungen zur Rosamund-Ballade klar hervor, daß das Ganze auf eine großartige Steigerung angelegt war (in der wol Rosamunds Höllenfahrt das alles vorhergehende überbietende Finale gebildet hätte), wie ja Schiller einmal nachdrücklich die Marginalie beifügt: „Es muß eine Gradation der Unmenschlichkeiten sein, und das Maß muß sich stufenweise vollenden" (I, 4). Und nicht minder deutlich ist, daß die Dichtung trotz vielfältiger und reich bewegter Schilderungen ihre feste Einheit erhalten sollte durch Rosamund selber: „Rosamund ist nur eitel, aber sie ist es so ganz, daß die Selbstsucht alle andern Empfindungen in ihr ertötet und alle Greuel erzeugt. Diese Einheit der Quelle und diese Allheit der daraus entspringenden Laster zu zeigen, ist die Aufgabe ...." (I, 4).

Die Silbenmaße endlich, die Schiller im Entwurfe II, 2 aufzeichnete, sind Versuche einer ersten metrischen Formung der Rosamund-Ballade. Er probirt es zuerst mit einer 8zeiligen, dann mit einer 9zeiligen Strophe. Wenn aber Kettner (Schillers dramatischer Nachlaß II 306) sagt: „Schiller kam es offenbar nur auf die Form an, die Beziehung auf den Inhalt der Rosamund ist bei der 1. und 2. Strophe noch ganz unbestimmt", so möchte ich dem gegenüber behaupten, daß sich die Beziehung auf den Inhalt der Rosamund sehr deutlich erkennen läßt. Rosamund ist die Sprecherin. Sie hat eben im Jubel des Brautfestes „mitten im höchsten Taumel den Augenblick vorher, ehe die Ringe gewechselt werden" (I, 3), die Erscheinung eines himmlischen Geistes, ihres kurz zuvor abgeschiedenen Liebhabers erblickt, der kommt, um sie zu warnen, und ihr Grauen vor dieser ihr doch so vertrauten Gestalt spricht sich auch in den unvollkommenen Versen schon deutlich genug aus. Die dann an dritter Stelle folgende, wenn wir die leer gelassenen Zeilen mitzählen, 12zeilige Strophe dagegen ist eine Kontamination aus zwei aufeinanderfolgenden Strophen (der dritten und vierten) der unvollendeten Don Juan-Ballade mit Varianten in Zeile 4 und 5 der dritten Strophe.[1] Diese beiden Don

[1] Vergl. Minor, Aus dem Schiller Archiv. Weimar 1890. S. 102 ff. Die dort vorgetragene Anschauung, daß wir hier eine frühere Fassung der Don Juan

Juan-Strophen lauten vollständig also (vgl. Goedeke XI, 217. Güntter-Witkowski XX. 513 f.):

Und wie er geht und wie er schaut,
Beginnts von weitem überlaut
Zu cymbeln und zu tönen,
Und ihm entgegen kam ein Zug,
Der einen goldnen Himmel trug,
Hoch über dem Haupt einer Schönen.
Und stattlich ritten neben an
Viel Knappen festlich angetan.

Wer ist das holde Fräulein? sprecht!
Sie scheint von herrlichem Geschlecht,
Die dort kommt hergezogen?
Der Schleier, der sie kaum verhüllt,
Zeigt mir das schönste Frauenbild
Weit unter dem himmlischen Bogen.
Wo kommt sie her? Wo zieht sie hin?
Ists eure Frau und Königin?

Wir kennen aber noch eine weitere, zweifellos zur Rosamund-Ballade gehörige Strophe. Ein Blatt Schillers im Besitze Dr. Baracks enthält die erste und fünfte Don Juan-Strophe mit zahlreichen Änderungen und z. T. auch andern Reimen (vgl. Goedeke XI, 216 und 217 in den Lesarten) und fügt dann (ebd. 219) durch einen Strich von der letzten Don Juan-Zeile (V. 40.) geschieden, eine 9- oder 11zeilige Strophe bei, die den ersten Entwurf zum Beginn jenes Gespräches zwischen Rosamund und dem höllischen Freier über dessen Reich gibt, und die darum Goedeke auch beim Rosamund-Entwurf (Bd. XV. 1, S. 355) nochmals abdruckt. Diese Strophe lautet (das Eingeklammerte bezeichnet von Schiller selbst Gestrichenes und durch die darüber geschriebenen Worte Ersetztes) folgendermaßen:

Sag an, wo liegt dein fernes Reich
Süden Norden
Nach (Abend) oder (Morgen)?
Teich
Wie nennt sich deines Landes (gleich)?
(Was für ein Strom fließt durch dein Reich?
Und was sind seine Pforten?)
ist nicht Nord
Es (siehet nicht)
Nicht Süden dort
(Der Sonne Licht)
Es führt kein quellend Wasser hin,
Es sieht die Rose niemals blühn,
Es nachtet nie und taget nimmer,
Und kennt nicht heitern Sternenschimmer.

Die ersten drei (resp. fünf) Zeilen enthalten Rosamunds Frage, die weiteren sechs Zeilen des höllischen Freiers Antwort. Kettner bemerkt dazu (a. a. O. 307): „Schiller wird also damals [sc. als er die Rosamund-Ballade plante] die Don Juan-Papiere wieder hervorgesucht haben, entweder weil er an den früheren Versuch bei der Be-

Ballade vor uns hätten und daß überhaupt der Rosamund-Balladenplan 1797 vor den Don Juan-Plan zu setzen und als „Schillers erste Übung in der Ballade" zu betrachten sei, erscheint mir nicht stichhaltig.

handlung eines ähnlichen Stoffes anknüpfen wollte, oder weil die Rosamund vorübergehend den Gedanken an eine Wiederaufnahme der älteren Ballade in ihm wachrief."

II.

Erst später hat Schiller den Stoff auch für die dramatische Behandlung in Aussicht genommen. Das scheint mir aus der Beschaffenheit der Handschrift klar hervorzugehen, in der alle sicher auf einen dramatischen Plan zu deutenden Bemerkungen späteren Ursprungs sind. (Vgl. die Beschreibung der Handschrift und meinen obigen Abdruck.) Daß Schiller selber dabei an Schauspiel oder Oper dachte, erhellt aus dem unvollendeten Satze am Schlusse der ersten Seite des ersten Blattes: „Es muß etwas ausgedacht werden, wodurch Rosamunds Rolle die Gunst gewinnen kann. Als Sängerin kann es durch Gesang geschehen, als Schauspielerin . . ." Konnten wir aber mit Hilfe von Tiecks ‚Poetischem Journal' die Aufzeichnung des Balladenplanes mit ziemlicher Sicherheit in den Sommer 1800 setzen, so macht die Datierung der Umwandlung in einen dramatischen Plan größere Schwierigkeit; hier ist eine ähnliche Sicherheit nicht zu erreichen. Die dazu vorhandenen Aufzeichnungen lassen weit mehr an eine Oper, als an ein Schauspiel denken. Nun wissen wir ja, daß sich Schiller öfter mit Opernplänen (z. B. Orpheus in der Unterwelt, Oberon) trug[1]). Aber schon den ersten (Balladen-)Plan der Rosamund als dramatischen Entwurf aufzufassen und in Beziehung zu bringen mit dem Briefe seines Stuttgarter Jugendfreundes Joh. Rudolf Zumsteegs, der auch die Gesänge in den Räubern komponiert hatte, an Schiller vom 12. Februar 1800, worin es heißt: „Mein sehnlichster Wunsch ist noch immer der, eine Oper von Dir zu erhalten. Sollte dieser nie befriedigt werden können? . . . Die Wahl des Stoffes ist Dir, wie die Ausführung, Kleinigkeit! — Ich würde Dich jedoch bitten, ihn heroisch-komisch zu greifen" (zit. von Boxberger a. a. O. S. 197, von Kettner Säk.-Ausg. VIII., 308) — das halte ich, abgesehen von meinen früheren Ausführungen auch deshalb für falsch, weil Zumsteeg ausdrücklich einen heroisch-komischen Text wünscht[2]). Nun ließe sich die Rosamund

[1]) Vgl. das darüber in den Schiller-Ausgaben von Boxberger (VIII. 197 f.), Kettner (VIII. 306 f.) und Witkowski (IX. 320 f.) gerade im Hinblicke auf Rosamund Gesagte. In den weit ausschauenden und geistvollen Ausführungen von Conrad Burdach „Schillers Chordrama und die Geburt des tragischen Stiles aus der Musik" (Deutsche Rundschau, 1910. Februar, März, April) wird die Braut der Hölle nicht erwähnt.

[2]) Zumsteeg hoffte im Sommer 1801 auf einen Operntext Schillers, den er sogar als ihm versprochen betrachtet. Vgl. Ludwig Schubarts Brief an C. A. Böttiger vom 29. Juni 1801, cit. von Boxberger a. a. O. S. 198. Zumsteeg starb schon am 27. Januar 1802 im Alter von nur 42 Jahren.

allenfalls ins Heroiſche hinaufſtiliſieren, zum Komiſchen iſt aber in Schillers Plan nicht der leiſeſte Anſatz vorhanden. Ebenſo wenig darf man auf jene ſchon zweieinhalb Jahre zurückliegende bekannte und vielzitierte Briefſtelle Schillers an Goethe (vom 29. Dezember 1797) zurückgreifen: „Ich hatte immer ein gewiſſes Vertrauen zur Oper, das aus ihr wie aus den Chören des alten Bachusfeſtes das Trauerſpiel in einer edleren Geſtalt ſich loswickeln ſollte,“ da hier ſicherlich nur an eine Neubelebung der antiken Tragödie im großen heroiſchen Sinne (alſo etwa in der Richtung, die Glucks Opern[1]) anſtrebten) gedacht iſt. Wenn Schiller dann allerdings fortfährt: „In der Oper erläßt man wirklich jene ſervile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz könnte ſich auf dieſem Wege das Ideale auf das Theater ſtehlen. Die Oper ſtimmt durch die Macht der Muſik und durch eine freiere harmoniſche Reizung der Sinnlichkeit das Gemüt zu einer ſchöneren Empfängnis, hier iſt wirklich auch im Pathos ſelbſt ein freieres Spiel, weil die Muſik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier geduldet wird, müßte notwendig gegen den Stoff gleichgiltiger machen“ — ſo behält das auch für die fantaſtiſch-romantiſche Oper ſeine volle Giltigkeit. Anderſeits trug Schiller ſtets Bedenken den Erfolg und die Verbreitung einer ſeiner dramatiſchen Dichtungen vom Wert der Arbeit eines andern, eben des Muſikers, abhängig zu machen. So ſchrieb er ſchon 1798 am 11. Mai an Goethe: „Wenn Sie zu der Fortſetzung der Zauberflöte keinen recht geſchickten und beliebten Componiſten haben, ſo ſetzen Sie ſich, fürcht ich, in Gefahr, ein undankbares Publikum zu finden, denn bei der Repräſentation ſelbſt rettet kein Text die Oper, wenn die Muſic nicht gelungen iſt, vielmehr läßt man den Poeten die verfehlte Wirkung mit entgelten.“ Und ganz ähnliche Bedenken äußert er noch 1804. Denn gerade 1804 dachte er wieder öfter an eine Oper. Der Muſikdirektor Bernhard Anſelm Weber[2]) in Berlin ſchrieb ihm am 20. März 1804: „Herr Schlömilch ſchreibt mir, daß er Ihnen meinen Wunſch in betreff eines Opern-Sujets geäußert hätte, und daß Sie nicht ganz abgeneigt wären, meine Bitte zu erfüllen. Thun Sie's doch, Sie machen mich glücklich. Ich habe eben eine auswärtige Arbeit angefangen, die hoffentlich in einem Jahre geendigt ſein wird. Wollen

[1] Schiller ſchreibt am 5. Januar 1801 an Körner über Glucks „Iphigenia auf Tauris“, ſie habe „ihm einen unendlichen Genuß verſchafft, noch nie hat eine Muſik mich ſo rein und ſchön bewegt als dieſe, es iſt eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in ſüßer hoher Wehmut auflöſt.“ (Briefe ed. Jonas Bd. VI S. 234 f.). Vergleiche auch den im Texte weiter unten erwähnten Bericht Schlömilchs.

[2]) B. A. Weber hatte für die Berliner Aufführungen der Braut von Meſſina, der Jungfrau von Orleans und des Tell die nötige Muſik komponiert.

Sie unter dieser Zeit, wenn Sie Muße haben, auf einen großen heroischen Gegenstand denken, ich würde, sollten wir nicht so glücklich sein, Sie Verehrungswürdigster! hier zu sehen, selbst nach Weimar kommen, um mich mit Ihnen darüber zu besprechen. Wir haben noch keine einzige große deutsche Original-Oper, warum wollen wir immer aus der Fremde holen, was wir im Vaterlande weit besser haben könnten?" (zit. von Boxberger a. a. O. S. 198.) Und am 14. April 1804 schreibt Schiller an Iffland: „Herr Pauli [Theaterdirektionssekretär in Berlin] hat mit mir wegen einer großen Oper gesprochen, ich hatte längst auch Lust zu einem solchen Unternehmen gehabt, aber wenn ich mir den Kopf zerbreche, um von meiner Seite etwas rechtes zu leisten, so möchte ich freilich auch gewiß sein können, daß der Komponist das gehörige leiste. Eine Tragödie kann auch für sich selbst, unabhängig von dem Talent der Schauspieler, etwas sein; eine Oper ist nichts, wenn sie nicht gespielt und gesungen wird." (Br. VII. 138 f.) Daraus geht jedenfalls hervor, daß Schiller im Frühjahr 1804 wieder an Opernpläne dachte; es wäre wohl möglich, daß er damals seine älteren Pläne daraufhin durchsah, ob sich nichts Brauchbares darunter finde, dabei den Rosamund-Plan wieder vornahm und als Opernplan ausgestaltete. Allerdings nicht als heroische, sondern in der Richtung des Don Juan und der Zauberflöte, und wie wir noch sehen werden, mit direkten Anklängen an diese beiden als fantastisch-romantische Oper. Der in dem eben angeführten Briefe Bernhard Anselm Webers genannte Herr Schlömilch war Weimarer Kammermusiker und Musiklehrer der Kinder Schillers. Er hatte im Winter 1803 zu seiner weiteren Ausbildung drei Monate in Berlin verlebt. Nach seiner Rückkehr erzählte er Schiller[1] von der prunkvollen Berliner Aufführung der Jungfrau von Orleans, richtete ihm Gruß und Auftrag der Königin Luise, er möchte nach Berlin kommen, aus und unterbreitete ihm die Bitte einiger Berliner Komponisten, darunter eben auch B. A. Webers, für sie Operntexte gegen gutes Honorar zu schreiben. Schiller habe darauf geantwortet: „Das ist nicht mein Fach, da müssen sich die Herren an Kotzebue oder an Goethe wenden." Schlömilch berichtet weiter, daß sich Schiller gern über Musik unterhalten habe, daß er mit hoher Achtung von den Werken Glucks und Mozarts sprach und insbesondere seiner Wertschätzung Glucks dem damals in Gesellschaft üblichen Enthusiasmus für Mozart

[1]) Julius Petersen hat den wertvollen Bericht Schlömilchs aus einem abgelegenen Zeitungsverstecke hervorgezogen und abgedruckt in „Schillers Persönlichkeit". Dritter Teil. Gesellschaft der Bibliophilen Weimar 1909. S. 204 f. und in etwas gekürzter Form allgemein zugänglich gemacht in seiner köstlichen Sammlung: „Schillers Gespräche". Insel-Verlag. Leipzig 1911, S. 363 f.

gegenüber nachdrücklich betonte, ohne doch ein ganz unbedingter Anhänger Glucks zu sein.

Im Entwurf zur „Rosamund" dürfen wir, wie ich glaube, mit größter Wahrscheinlichkeit die Aufzeichnungen auf Blatt III des Manuskriptes als die ersten zur dramatischen Umgestaltung betrachten. Hier stellt Schiller zunächst den Grundcharakter des Stückes als „leidenschaftlich" fest und verlangt dadurch bedingt ein rasches Tempo: „man muß nie zur Reflexion kommen". Wenn er dann fortfährt: „Es muß sich gleichwie der Don Juan mit einem Letzten und Höchsten eröffnen", so kann damit nur die Eröffnung des Dramas mit der Szene des um Rosamunds willen sterbenden Ritters und des Fluches seines Knappen gegen Rosamund gemeint sein, womit zugleich eine vortreffliche Exposition gegeben wäre. Sie wiese allerdings eine gewisse Ähnlichkeit mit der Exposition des Don Juan auf, dem sterbenden, von der Hand des unerkannten Don Juan gefallenen Comthur und Donna Annas und Ottavios Schwur der Rache an seinem Mörder. Daß Schiller schon 1797 den Text der Mozartschen Oper für seine Don Juan-Ballade genauer durchgesehen hat, beweisen seine beiden Briefe an Goethe vom 2. und 7. Mai 1797 (Br. V. 187. 190). Auch wird er sie, da der Don Juan in Weimar wenn auch nicht eben häufig doch immer wieder gegeben wurde[1]) auf der Bühne gesehen haben. Einer Konzertaufführung der (ganzen?) Oper sollte er am 20. März 1801 bei Hufeland in Jena beiwohnen (Brief an seine Gattin Br. VI. 257). Ich glaube noch an zwei weiteren Stellen der Rosamund-Aufzeichnungen deutliche Spuren seiner Bekanntschaft mit Mozarts Werk zu erkennen. Wenn es etwas später auf Blatt III heißt: „Wenn Rosamunds Schicksal entschieden ist, so folgt noch etwas Liebliches, Schönes, Reines und der Zuschauer wird mit einem erfreulichen Eindruck entlassen. Eine gefühlvolle Schönheit, ein gutes Mädchen, auf welche Rosamund eifersüchtig war und der sie den Tod bereitet hatte, bleibt übrig und erhält den Lohn ihrer Unschuld" — so erinnert das deutlich an das zweite (leider heute auf den meisten Bühnen gestrichene) Finale des Don Juan, darin das dramma giocoso zu seinem Rechte kommt: nachdem der Held zur Hölle gefahren ist, vereinigen sich auf der Bühne nochmals Leporello, Donna Anna, Donna Elvira, Don Octavio, Zerline und Masetto und der Zuschauer wird mit dem beruhigenden Gefühl entlassen, daß die Guten am Leben geblieben, daß Masetto und Zerline völlig versöhnt sind und Donna Anna und Don Ottavio nach Ablauf eines Jahres doch noch ein

[1]) Mozarts Don Juan wurde in Weimar 1797—1804 im ganzen 17mal aufgeführt. Am häufigsten im Jahre 1801 (4mal). Vgl. C. A. H. Burckhardt, das Repertoire des Weimar. Hoftheaters unter Goethes Leitung. 1791—1817. (Litzmanns Theatergeschichtliche Forschungen Bd. I) Hamburg und Leipzig 1891.

glückliches Paar werden, so daß auch hier die Unschuld ihren Lohn erhält. Wenn dann Schiller unter den einzelnen, durchweg stark theatralischen Motiven, die er auf Blatt III rechts vom Bruch aufzählt, auch „die Bildsäule" nennt, so liegt es wieder nahe, dabei an die Bildsäule des Komthurs im Don Juan zu denken, wie ja zweifellos das Ende der unbußfertigen Hauptfiguren, die Höllenfahrt Rosamunds und die Höllenfahrt Don Juans in einer auffälligen und wohl beabsichtigten Parallele stehen. In Schillers Aufzeichnungen folgt nach der Stelle über die ‚erfreuliche' Gestaltung des Schlusses noch ein räthselhaftes Wort: ‚Der Sänger'. Sollte ein solcher vielleicht noch einen Epilog (eventuell auch einen Prolog?) sprechen? Oder wollte ihn der Dichter irgendwie sonst verwerten und steht er nur zufällig gerade hier genannt? Oder hat dieser ‚Sänger' irgendwelche Beziehungen oder ist vielleicht gar identisch mit dem nicht minder rätselhaften „Baumeister mit der Leier" im Personenverzeichnis auf Blatt I, Seite 1?

Wenn Schiller (Blatt III) nach dem Hinweis auf den Don Juan fortfährt: „Rosamund muß bei ihrer ersten Erscheinung Gunst gewinnen," so trifft er damit auf einen wunden Punkt des Stoffes. Denn einen Grundmangel besonders für die dramatische Behandlung bildet die geringe Sympathie, welche die Heldin erweckt. Das erkannte Schillers scharfer Blick gar wohl und mit allem Nachdruck sucht er diesem Mangel abzuhelfen. Das zeigt die schon einmal in anderem Zusammenhang angeführte Stelle (I, 1): ‚Es muß etwas ausgedacht werden, wodurch Rosamunds Rolle die Gunst gewinnen kann' usw. Und die daneben gleichzeitig beigefügte Marginalie betont ebenfalls eine Entlastung der Heldin, wenn es heißt: „Sie gerät durch die Schmeicheleien des Dämons [das ist des höllischen Freiers] in eine wahre Trunkenheit, daß sie ganz schwindelt, blind und dumm wird und alle die groben sichtbaren Schlingen nicht sieht." Und besonders stark betont der Dichter die Alles entschuldigende Wirkung ihrer Schönheit, welche ihr auch die Sympathie des Zuschauers bewahren sollte, in der Marginalie I, 3: „Durch die Gefühle, die sie einflößt, wird sie immer wieder interessant gemacht, bei allem Empörenden ihrer Selbstsucht bleibt doch das Schöne lieblich — der Zauber ihrer Person fängt immer von neuem an."

Aus dem dramatischen Bedürfnis der Versinnlichung des guten und bösen Prinzips im Menschen, der guten und bösen Regungen, die seine Handlungen bestimmen, ist das nun auf Blatt III folgende entstanden: ‚Die Zwergin oder die Mohrin. Sie ist ein Dämon und verführt die Rosamund. Sie hat aber auch einen guten Engel, der ihr aber durch seine Wahrheit verhaßt wird, und unermüdlich zurückkommt, bis er sie ganz verläßt.' Rosamunds böse Triebe sollten also entweder

durch eine Verwachsene oder (wie in Grillparzers ‚Der Traum ein Leben' durch den Negersklaven Zanga) durch eine Schwarze verkörperlicht werden. Der gute Engel dagegen hätte bei Schiller eine ähnliche Rolle gespielt, wie in dem Stück ‚Die Höllenbraut', darüber Tieck berichtet, die warnende alte Freundin.

Wenn nun auf demselben Blatte III rechts vom Bruch der Dichter sich eine lange Liste theatralisch wirksamer, zumeist märchenhafter Zutaten zusammenstellt, die sich bei Rosamund verwerten ließen, so sind darunter einige, wenigstens im Hinblick auf den gegebenen Stoff, schwer zu deuten. So besonders das wütende Heer (sollte vielleicht „das wilde Heer" gemeint sein, das irgend wann einmal als Begleitung des höllischen Freiers erscheinen sollte?), der Riese, die trotz der Parallele zum Don Juan rätselhafte Bildsäule, die Harpyien und Vögel. Daß sich eine Jagd bei dem ritterlichen Stoffe als willkommene Belebung des Bühnenbildes leicht einfügen ließe, liegt nahe: der Einsiedler ist wohl auch als warnende Stimme, als Vertreter Gottes und Führer zu diesem zu denken, der Rosamund vielleicht bei Gelegenheit der Jagd aus seiner Waldklause entgegentreten oder auch als geistlicher Beistand des sterbenden Ritters am Anfang erscheinen sollte. Anderes erinnert an den Märchenprunk und die szenischen Ausstattungskünste der bei Goethe beliebten, in Weimar ziemlich häufig gegebenen Zauberflöte[1], so die wilden Tiere (man denkt an Sarastros Löwen) die herausfahrenden Flammen und später die Meereswogen und Wasserwerke (was an die Feuer- und Wasserprobe Taminos und Paminas erinnert, ferner die Wolkenwagen (Königin der Nacht, drei Knaben), Illumination und Transparent, Versenkungen, Tempel, Gärten, Paläste (alle drei kommen in der Zauberflöte auf die Bühne), während die zuletzt genannten Gespenster und Larven wohl am Schlusse bei der Höllenfahrt ihre Verwendung gefunden hätten.

Auf Blatt II sind die späteren Zusätze (Marginalie auf S. 1) zunächst Rosamund selbst gewidmet. Jetzt sollten zum Vater, den schon der Balladenplan vorsah, Schwestern und eine weitere Familie treten. Dann heißt es: „Sie wird zu einer Wahl gedrängt" doch wohl zur Wahl zwischen den verschiedenen Freiern, ein dramatisch

[1] Die Zauberflöte wurde 1797—1804 in Weimar 19mal gegeben (1803 kein mal) am häufigsten 1798: 5mal. Schiller hat sie wohl öfter auf der Bühne gesehen. Bezeugt ist es für die Aufführung vom 25. April 1801. Denn Schiller schreibt an Goethe 28. April 1801: „Sie verlieren doch etwas, daß Sie diese musikalische Woche versäumen, wo Tanz und Gesang sich zu unserer Ergötzlichkeit vereinigt. Gern hat uns durch seine schöne Stimme im Sarastro viel Freude gemacht" . . . Die „musikalische Woche" umfaßte am 20. April Don Juan, am 25. April die Zauberflöte, am 27. April Salieris Oper Tarare. Am 2. Mai folgte nochmals Don Juan. Der Berliner Bassist Gern gastierte auch in Tarare.

dankbares und öfter verwendetes Motiv, ich erinnere nur bei Schiller selbst an Turandot und an den dramatischen Entwurf, „die Gräfin von Flandern". — Die weiteren Fragen: „Was ist sie? Wo geht die Handlung vor?" weisen auf die größere Bestimmtheit hin, welche das Drama für alle äußeren Umstände verlangt. Die zweite dieser Fragen beantworten die beiden an sich und an dieser Stelle rätselhaften Worte, welche als erste des später Neuzugefügten auf Blatt I S. 1 unten stehen: „Famagusta — Majorca." Entweder nach Famagusta, der Hauptstadt der Insel Cypern (ein Entwurf Schillers, von dem wir nur den Titel aus der großen Dramenliste kennen, heißt „die Begebenheit zu Famagusta") oder nach Majorca (oder Mallorca) der größten der balnearischen Inseln sollte also die Handlung verlegt werden, somit ihrem ganzen Charakter gemäß in einem fernen, halb und halb märchenhaften Inselreiche spielen. Die verschiedenen Freier und Liebhaber in ihrem Verhältnisse zu Rosamund und die in diesen Verhältnissen liegenden dramatischen Motive läßt der Dichter in rascher Aufeinanderfolge an sich vorüberziehen in der zweiten Marginalie auf Blatt II (S. 1).

Auf dem ersten Blatte sind, abgesehen von den paar schon besprochenen Stellen, die Marginalien der ersten Seite für uns besonders wichtig. Hier werden zunächst die handelnden Personen aufgezählt und zwar zum Teil mit Namen, die sonst nirgends im Entwurfe vorkommen. Die Heldin Rosamund steht wie billig an der Spitze, dann folgen zwei weitere Frauennamen: Agnes, wohl jene zweite zärtlichere Frauengestalt, die der sterbende Ritter der ersten Szene liebt, und Mathilde, vielleicht jene gefühlvolle von Rosamund mit Eifersucht verfolgte Schöne, die am Schlusse den Lohn ihrer Unschuld erhalten sollte. Dann drei Rittername Roger, Florisel, Grimoald wohl für die verschiedenen Freier bestimmt; für den höllischen Bräutigam dürfte keiner passen. Dieser bliebe dann allerdings in diesem Verzeichnisse ungenannt. Dann folgt jener rätselhafte „Baumeister mit der Leier," der vielleicht mit dem im Balladenplan (I, 2) genannten Baumeister im Gefolge des höllischen Freiers identisch oder wie schon bemerkt mit dem rätselhaften Sänger am Schlusse von Blatt III in Verbindung zu setzen ist. Noch auf eine andere Möglichkeit machte mich mein werter Kollege, Prof. Julius Petersen aufmerksam, auf die nämlich, diesen Baumeister im freimaurerischen Sinne zu fassen, was noch eine weitere Parallele zur „Zauberflöte" ergäbe. Die Gestalt müßte dann natürlich ein Vertreter des guten Prinzips sein, und würde so gewissermaßen die Rolle der warnenden älteren Freundin in der „Höllenbraut", von der Tieck berichtet, übernehmen. In dem Entwurfe ist allerdings sonst nirgend von einer solchen Gestalt die Rede. Und es erscheint doch zu kühn, der bloß hier

genannten Persönlichkeit eine so wichtige Stellung auch nur vermutungsweise einzuräumen, die sich eigentlich nur aus der (vielleicht nur zufälligen) Reihenfolge dieses (nicht vollständigen) Personenverzeichnisses ergäbe. Gegen seine Zugehörigkeit zum Gefolge des höllischen Freiers spricht allerdings diese Stellung in der Personenreihe zwischen den ritterlichen Freiern und dem Gärtner, der wohl sicher als Angestellter Rosamunds zu denken ist. Dagegen gehören die noch folgenden sechs Würdenträger kaum zum Hofstaat Rosamunds, die dadurch schon zur regierenden Fürstin aufrückte, wovon sonst nirgends die Rede ist und was auch der starken Wirkung des eben als Fürst auftretenden höllischen Freiers auf sie widerspräche. Sie bilden vielmehr das Gefolge des mit großem Prunk aufziehenden satanischen Werbers um Rosamund.

Nach einem energischen Trennungsstrich stellt dann Schiller unter dem durch Unterstreichen betonten Titel Handlung deren Hauptmomente knapp zusammen. Ein wichtigstes, das Auftreten des Höllenfürsten (der in dieser Aufzählung merkwürdigerweise immer „der Dämon" genannt wird) hat sich in zwei gespalten und dadurch dramatisch belebt: die „Ankunft des Dämons" wird jetzt durch eine „Botschaft des Dämons" vorbereitet. Nach seinem Auftreten und dem dadurch hervorgerufenen gewaltigen Eindruck auf Rosamund folgt „die Warnung" (ob dabei noch, wie am wahrscheinlichsten, an eine Warnung Rosamunds durch den Geist des gefallenen Liebhabers zu denken ist, wird nicht gesagt), dann „die Künste des Dämons", wodurch er die durch die Warnung erschreckte und schwankend gewordene Rosamund vollends gewinnt, und sobald dies gelungen „die Katastrophe". Dem nach Blatt III als Abschluß geplanten harmonischen Ausklang sollte vorausgehen (oder vielleicht auch an dessen Stelle treten?) eine nochmalige Gegenüberstellung der beiden Vertreter des guten und des bösen Prinzips: „Die böse Ratgeberin. Der Engel". Mit den hier aufgezählten Hauptmomenten läßt sich, ohne irgendwelche Willkür oder Gewaltsamkeit, eine klare dreiaktige Gliederung aufbauen. Akt I die Exposition in drei Stufen: der sterbende Ritter; die entzweiten Freunde; die getrennten Liebenden; also die Darstellung der zerstörenden Wirkungen Rosamunds und ihrer Schönheit auf ihre verschiedenen menschlichen Freier, vielleicht noch ohne persönliches Auftreten der Heldin. Akt II der kunstvoll vorbereitete und gesteigerte Höhepunkt: Rosamund in ihrem Schlosse oder Garten, die Botschaft des Dämons, sein prächtiger Einzug und starker Eindruck, und die Warnung vor ihm. So schlösse der Akt mit einer starken Spannung: wie wird sich Rosamund, nachdem sie gewarnt ist, entscheiden? Akt III die Katastrophe: die Künste des Dämons gewinnen Rosamund völlig, sie gibt sich ihm zu eigen, die Höllenfahrt und das versöhnende Nachspiel. — Was

sich Blatt I Seite 2 und 3 noch weiter an späteren Marginalien findet, gibt, soweit es nicht schon besprochen wurde, nur bestimmtere Ausführung einzelner Motive und enthält keine neuen Momente oder für das Ganze irgendwie bestimmende Züge mehr.

4. Ergebnisse. Ich fasse abschließend nochmals kurz die Ergebnisse meiner Untersuchung zusammen: In dem Entwurf „Rosamund oder die Braut der Hölle" sind ein Balladen- und ein dramatischer (Opern-)Plan deutlich erkennbar und klar zu scheiden. Jener, der Balladenplan, ist der erste und mit ziemlich großer Sicherheit auf den Sommer 1800 zu datieren. Seine Hauptquelle ist der Bericht Tiecks über die Aufführung eines Dramas „die Höllenbraut" in seinen „Poetischen Journal", doch hat Schiller weiter ausgeführt und durch starke Kontraste bereichert. Des Dichters Hauptinteresse gehört der weiblichen Heldin. Nur Anfang und Höhepunkt sind klar geschaut, die Ausgestaltung der Katastrophe ist noch undeutlich. Eine Parallele zu der zweiundeinhalb Jahre früher geplanten Don Juan-Ballade ist beabsichtigt. Die metrische Gestaltung wird in drei Strophen probeweise begonnen. Die Ausarbeitung des zweiten, des dramatischen Planes ist nicht mit Sicherheit zu datieren, jedoch vielleicht in das Frühjahr 1804 zu setzen. Auf einzelne Motive wirken Mozarts Zauberflöte und weit stärker Mozarts Don Juan bestimmend ein. Rosamund selbst soll sympathischer gestaltet werden. Das dramatische Bedürfnis führt zu schärferer Ausprägung der Einzelmotive, das theatralische zu reicherem szenischem und dekorativem Ausbau; ein (unvollständiges) Personenverzeichnis und eine rasche Aufzählung der Hauptmomente der Handlung läßt den geplanten dramatischen Aufbau in drei Akten erkennen.

# Zur Entstehungsgeschichte von Novalis' Hymnen an die Nacht[1]).

Von Paul Köhler in Bonn.

Der Wert einer Untersuchung über Novalis' Hymnen an die Nacht leuchtet von vornherein ein, denn sie gewährt tiefe Einblicke

[1]) Dieser Aufsatz wurde geschrieben, als Minors „Studien zu Novalis. I. Zur Textkritik der Gedichte" (Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, 169. Bd. 1. Abhandlung) noch nicht erschienen waren. Meiner Vergleichung der A- und der H-Fassung ist Wesentliches nicht hinzuzufügen, im übrigen sei auf Minor verwiesen. Seine Bemerkungen über die Entstehungsgeschichte der Hymnen konnten bei der Korrektur noch berücksichtigt werden.

in die Seele des Dichters. Sie wird außerdem noch besonders wertvoll durch die Erwägung, daß diesem unglücklichen Romantiker nur ein Zeitraum von drei Jahren für dichterisches Schaffen geschenkt war. So wird die Entstehungsgeschichte dieser Hymnen einmal uns zeigen, wie Novalis sich mit dem tiefsten Erlebnis seines Lebens, dem Tode seiner Braut Sophie von Kühn, innerlich auseinandersetzte, und wird zweitens ein Beitrag für die gerade bei Novalis so wichtige Chronologie der Werke sein.

Die Entstehungsgeschichte läßt sich in eine äußere und eine innere scheiden. Für jene kommen einige Angaben bei Novalis selbst und Nachrichten von Zeitgenossen in Betracht, bei dieser werden uns die Vergleichung der Fassungen und des Dichters inneres Leben zu beschäftigen haben.

## I. Die äußere Entstehungsgeschichte

bietet uns vier Anhaltspunkte, nämlich: ein Tagebuch von Novalis, einen Brief Novalis' an Friedrich Schlegel, einen Bericht Tiecks und einen Bericht Justs, des Tennstedter Kreisamtmanns, der den jungen Hardenberg in die juristische Praxis einführte.

1. Das Tagebuch (Minor[1]), Werke II. S. 74 ff.) beginnt Novalis in Tennstedt, den 18. April 1797, den 31. Tag nach Sophiens Tode, Dienstag, 3. Osterfeiertag. Darin finden sich folgende hier in Betracht kommende Stellen:

23. April: „Abends in Youngs Nachtgedanken geblättert." Das deutet vielleicht auf eine Anregung durch diese Nigth-Thoughts hin, was ich aber glaubte, nicht näher untersuchen zu sollen.

13. Mai. Dann die berühmte Stelle: „Abends ging ich zu Sophien. Dort war ich unbeschreiblich freudig. Aufblitzende Enthusiasmusmomente. Das Grab blies ich wie Staub vor mir hin. Jahrhunderte waren wie Momente, ihre Nähe war fühlbar, ich glaubte sie solle immer vortreten." Damit vergleiche man die ganz ähnliche Stelle der dritten Hymne und man wird sofort zugeben — wie es denn auch nie bestritten ist — daß die Geburtsstunde der Hymnen in diesen Abend des 13. Mai 1797 fällt. Das ist also der Anfang.

Am 7. Juni hat er abends „eine sehr enthusiastische Viertelstunde der Erinnerung und Sehnsucht". Dabei fällt das „sehr enthusiastisch" auf. Es erinnert, an die aufblitzenden Enthusiasmus-Momente der vorigen Tagebuchstelle. „Erinnerung und Sehnsucht" beweisen, daß seine Gedanken sich mit Sophie beschäftigten. Jedenfalls war es eine für die Hymnen fruchtbare Viertelstunde.

[1]) Novalis Schriften. Herausgegeben von J. Minor. Jena 1907.

Ende Juni ermahnt Novalis ſich ſelber: „Habe Söfchen ſtets vor Augen — vergiß nicht die Kürze von drei Monaten — übernimm Dich nicht — Sei muthig — und überlaß Dich nicht zu ſehr Deinem Hange zu vexieren und zu beluſtigen. Jetzt ſchickt es ſich doch nicht mehr recht für dich — wenigſtens ſehr mit Maß. Chriſtus und Sofie." Dieſe Zuſammenſtellung der beiden weiſt deutlich auf die Hymnen hin, in denen Sophie für ſeine Perſon das iſt, was Chriſtus der ganzen Menſchheit bedeutet. Als Novalis dieſe beiden Namen zuſammen nannte, mußte er innerlich mit dem Gedankenkreiſe der Hymnen beſchäftigt ſein. Ich komme auf dieſen Punkt unten ausführlich zu ſprechen.

Das iſt alles, was aus dem Tagebuch auf die Hymnen hindeutet. Es kommt zwar häufig vor: ich ſchrieb, ich arbeitete, ich war innerlich tätig, ich war geiſtig ſehr rege. Aber es hieße, dieſe Ausdrücke urgieren, wenn man ſie auf Arbeit an den Hymnen beziehen wollte. Denn Novalis hatte auch Dienſtgeſchäfte, führte eine ſehr lebhafte Korreſpondenz, las Hülſen, Fichte, Schelling, Niethammers Journal, ſchrieb einen Aufſatz über Wilhelm Meiſter uſw. Nur eins darf ich erwähnen: öfter ſpricht er von „älteren Papieren" und „Erinnerungen"[1]).

Das Wort „Erinnerungen" will Schubart[2]) (S. 64) „in einem myſtiſchen Sinne" nehmen und es dann auf die Hymnen beziehen. Es iſt unmöglich: denn dieſe Erinnerungen kommen ſchon vor dem 13. Mai, dem Geburtstage der Hymnen, vor. Auch daß die „älteren Papiere" ein Manuſkript der Hymnen wären, iſt unwahrſcheinlich, denn es könnte höchſtens vier Wochen vor dieſen Eintragungen geſchrieben ſein und von ſolch friſchen Aufzeichnungen redet man nicht als von „älteren" Papieren. Am einfachſten ſcheint mir die Annahme, daß hiermit das „Reiſejournal" überſchriebene Skriptum gemeint iſt, das vor das Tagebuch gehört (bei Minor, Werke II, S. 49 ff.). Damit iſt das Tagebuch erledigt.

2. Es folgt der Brief Novalis an Friedrich Schlegel vom 31. Jänner 1800 (Briefe[3]), S. 131 ff.). In dieſem Briefe heißt es: „Außerdem ſchick ich Euch noch ein langes Gedicht — vielleicht paßt es Euch zu Eurem Plan. Die ‚Europa' ſchickt mir wieder — ich habe eine andre Idee damit." Und am Schluß: „Nota. Das Gedicht kommt erſt nächſten Poſttag, aber dann gewiß." Daß dies lange Gedicht die Hymnen ſind, wird allgemein angenommen und ſcheint mir ſicher. Denn einmal folgte es tatſächlich am 28. März, zweitens ſcheint mir die Stelle „vielleicht paßt es Euch zu Eurem Plan" auf einen Brief Schlegels (Briefe S. 130 ff.) ohne Datum zurückzuweiſen,

[1] So am 18., 19. und 20. April, 7. und 10. Juni.

[2] A. Schubart, Novalis Leben, Dichten u. Denken. 1887.

[3] Novalis Briefwechſel mit Fr. u. A. W., Charlotte u. Karoline Schlegel. Hgg. von Raich 1880.

in dem Schlegel über das Christentum spricht und sagt: „Wenn Du doch Deine Ansichten über das Christentum einmal in einen Brennpunkt sammeln wolltest!" Das nannte Novalis Schlegels „Plan", als er ihm die Hymnen schickte.

So steht fest: Der erste Gedanke an die Hymnen tauchte auf am 13. Mai 1797. Fertig waren sie am 28. März 1800. Über die Zwischenzeit gibt es nichts Bestimmtes. Tieck und Just, zu denen wir wir uns jetzt wenden, geben uns nur neue Rätsel auf.

3. Tieck hat seiner Ausgabe der Werke Hardenbergs[1]) 1815 eine Vorrede mitgegeben, die „einige Nachrichten von den Lebensumständen des Verfassers enthält". Darin steht (Minor, Werke I, S. XIV): „Nach Sophiens Tode (19. 3. 1797) blieb Novalis viele Wochen in Thüringen und kam getröstet und wahrhaft verklärt zu seinen Geschäften zurück, die er eifriger als je betrieb, ob er sich gleich als einen Fremdling auf Erden betrachtete. In diese Zeit, einiges früher, vieles später, vorzüglich in den Herbst dieses Jahres, fallen die meisten jener Aufsätze, die wir auszugsweise unter dem Titel ‚Fragmente' dem Publikum mitgeteilt haben, ebenso die Hymnen an die Nacht". In den Herbst dieses Jahres, d. i. des Jahres in dem Sophie starb — also 1797. Leider hat es Tieck vortrefflich verstanden, uns im Unklaren zu halten, denn die Hymnen können doch auch zu dem „einigen Früheren" und dem „vielen Späteren" gehören.

4. In seinem biographischen Abriß über Novalis sagt Just, nachdem er von Novalis' bergwissenschaftlichen Studien in Freiberg und von Julie v. Charpentier erzählt hat, wörtlich folgendes (Minor, Werke I, S. LXXIII): „Über den Oreaden und Grazien vergaß er die Musen nicht; und diese seine alten Freundinnen blieben ihm treu. Dies bezeugen einige poetische Aufsätze, Blumen, Glaube und Liebe oder der König und die Königin, Blütenstaub, Hymnen an die Nacht, die er damals dichtete." „Damals" kann hier nur auf die Freiberger Zeit gehen, und nach Freiberg ging Novalis erst Dezember 1797. Also fielen nach Just die Hymnen in das Jahr 1798.

Diese beiden Freunde des Dichters berichten also Verschiedenes! Kommt hinzu, daß Novalis Tieck erst 1799 kennen gelernt hat, daß Tieck den Aufsatz erst 1815 geschrieben hat, wo er längst ein genaues Datum vergessen haben konnte, und endlich, daß Just — wie Bing[2]) (S. 99) m. E. richtig hervorhebt — Novalis' literarischer Vertrauter wohl nicht war. Also Ungewißheit an allen Enden. Und weiteres von einer äußeren Entstehungsgeschichte gibt es nicht. Versuchen wir es also mit der inneren.

[1]) Novalis' Schriften. Hsgg. von Tieck und v. Bülow. 1846.
[2]) Just. Bing, Novalis. 1893.

## II. Innere Entstehungsgeschichte.

1. Wenn wir die Hymnen selbst nach ihrer Entstehung befragen, so ist das Erste, das uns Hoffnung macht, die doppelte Fassung. Bis 1901 waren die Hymnen, abgesehen von Minors Beschreibung der gleich zu erwähnenden Handschrift nur in der Athenäumsfassung bekannt. Da wurde plötzlich durch Heilborn aus dem Familienarchiv der Hardenbergs ein Manuskript von Novalis' Hand veröffentlicht, die sogenannte „Vers"-Fassung. „Die ganze Fassung des Manuskripts," sagt Heilborn (Bölsche[1] S. 5), „weist auf eine erste und flüssige Niederschrift. Der Verbesserungen sind wenige." Diese beiden Handschriften müssen natürlich verglichen werden. Vielleicht, daß sich dabei allerlei herausstellt.

Doch vorher eine Bemerkung. Die Duplizität der Fassung und gar die Namen „Vers-" und „Prosa-"Fassung haben bei manchen Bearbeitern Unheil gestiftet. Manche halten die beiden Fassungen für etwas voneinander Grundverschiedenes, für so verschieden wie Prosa und gereimte Verse oder gar künstlich gebaute Strophen — so Bölsche (S. 4.), Busse[2] (S. 12—15) u. A. Dem gegenüber ist zu sagen, daß Sprache und Stil in beiden Fassungen ganz genau die gleichen sind. „So wenig die Handschrift eigentliche Verse enthält, ebensowenig enthält das Athenäum eigentliche Prosa." (Minor, Anzeiger für deutsches Altertum 28, S. 89 f.). In beiden genau derselbe getragene, außerordentlich rhythmische Stil, dieselbe bilderreiche, feierliche Sprache. „Nur um eine Darstellung für das Auge handelt es sich" (Minor a. a. O), um etwas ganz Äußerliches. Die Handschrift schreibt den Text in sogenannten freien Rhythmen, das Athenäum hat den ganz gleich gearteten Text in Prosa. Das ist Alles. Nur das sei noch hinzugefügt, daß das Athenäum mit einer Ausnahme in Hymne 1 alle Stellen, die sich reimen, auch als Verse gedruckt hat.

Ich wende mich nun der Vergleichung der beiden Fassungen, H = der Handschrift, A = der Athenäumsfassung zu. Die Veränderungen sind

I. äußerlicher Natur und betreffen Interpunktion, Grammatik (die falschen Dativformen) und Orthographie. Diese habe ich als unwichtiger nicht untersucht.

II. innerlicher Natur und betreffen:
   1. ein Mehr in H.
   2. ein Mehr in A.
   3. Umstellungen.
   4. gänzliche Verschiedenheiten.

---

[1] Novalis' ausgewählte Werke. Hsgg. von Wilh. Bölsche. Leipzig o. J.
[2] Carl Busse, Novalis' Lyrik. Dissertation, Rostock 1898.

## 1. Das Mehr in H.

| Minor | H. | A. |
|---|---|---|
| S. 4. | Athmen es vielfarbige<br>Wolken und Düfte[1]). | . . .<br>. . . |
| 6. | Fernab liegt die Welt<br>Mit ihren bunten Genüssen[2]). | . . .<br>. . . |
| 8. | Sollte es nie wiederkommen<br>zu seinen treuen Kindern,<br>Seinen Gärten,<br>In sein herrliches Haus? | Sollte es nie zu seinen Kindern<br>wiederkommen?[3])<br>. . .<br>. . . |
| 8. | Doch was quillt<br>So kühl und erquicklich,<br>So ahndungsvoll<br>Unterm Herzen. | Was quillt auf einmal so ahn-<br>dungsvoll unterm Herzen[4]). |
| 8. | Du scheinst nur furchtbar[5]). | . . |
| | In süßer Trunkenheit<br>Entfaltest du die schweren<br>Flügel des Gemüts. | Die schweren Flügel des Gemüts<br>hebst Du empor[6]). |
| 10. | Wie arm und kindisch<br>Dünkt mir das Licht<br>Mit seinen bunten Dingen,<br>Wie erfreulich und gesegnet<br>Des Tages Abschied. | Wie arm und kindisch dünkt mir<br>das Licht nun, wie erfreulich und<br>gesegnet des Tages Abschied[7]). |
| | Himlischer als jene blitzenden Sterne<br>In jenen Weiten<br>Dünken uns die unendlichen Augen,<br>Die die Nacht in uns geöffnet. | . . .<br>[in jenen Weiten][8]).<br>. . .<br>. . . |

[1]) Die Wolken und Lüfte sind in A zu den Gestirnen gestellt, wohin sie durchaus besser passen, da sie in H mitten zwischen die Dinge auf der Erde hineinfallen.

[2]) Die Worte „Fernab liegt die Welt" kommen S. 6 schon einmal vor, stören hier auch den Zusammenhang, so daß A straffer und zielbewußter erscheint.

[3]) Nach den Kindern sind Gärten und Haus unwesentlicher.

[4]) Es kommt hier auf das Ahndungsvolle zu allererst an. Das Kühle und Erquickliche der Nacht muß sich erst später herausstellen, es wäre hier ein verkehrtes Antizipieren.

[5]) Die Worte fallen wohl zu sehr ins Gewöhnliche und stören hier des Dichters hohen Gedankenflug.

[6]) Die „süße Trunkenheit" könnte der seiner Dichtung objektiver gegenüberstehende Überarbeiter als zu dunkel gestrichen haben.

[7]) Durch den gleichen Bau der beiden Sätze in A tritt der Gegensatz deutlicher und schärfer hervor.

[8]) „In jenen Weiten" ist überflüssig. Durch die Streichung wird die Gedankenfolge straffer.

| | |
|---|---|
| S. 12. Zugemessen ward | . . . |
| Dem Lichte seine Zeit | . . . |
| Und dem Wachen — | [Und dem Wachen][1]. |
| Aber zeitlos ist der Nacht Herrschaft. | . . . |
| 28. Unendlich war die Erde, | Unendlich war die Erde — der |
| Der Götter Aufenthalt | Götter Aufenthalt und ihre Heimat.[2]). |
| Und ihre Heimat | |
| Reich an Kleinoden | |
| Und herrlichen Wundern. | |
| 40. Der Sänger ... schüttete sein Herz | . . . |
| In feurigen Gesängen | . . . |
| Unter jenem milden Himmel aus, | . . . |
| Der traulicher | [Der traulicher an die Erde sich |
| An die Erde sich schmiegt, | schmiegt][3]). |
| Daß tausend Herzen | . . . |
| Sich zu ihm neigten. | . . . |
| 44. Er stieg, in neuer Götterherrlichkeit | . . . |
| Erwacht auf die Höhe | . . . |
| Der verjüngten, neugebornen Welt. | verjüngten][4]). |
| 46. Deine Lieben ... | . . . |
| Eilen mit voller Sehnsucht | . . . |
| In des Vaters Arm, | . . . |
| Bringend die junge, | . . . |
| Kindliche Menschheit | [Kindliche] . .[5]). |
| Und der goldenen Zukunft | . . . |
| Unversieglichen Trank. | . . . |

## 2. Das Mehr in A.

| H. | A. |
|---|---|
| 4. Wie des Lebens innerste Seele | Wie des Lebens innerste Seele |
| Atmet es die Riesenwelt der rastlosen Gestirne, | atmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner |
| Die in seinem blauen Meere schwimmen, | blauen Flut — atmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die |
| Atmet es der funkelnde Stein, | sinnige, saugende Pflanze, und |
| Die ruhige Pflanze | das wilde, brennende, vielgestaltete |
| Und der Tiere | Tier[6]). |
| Vielgestaltete, unverbewegte Kraft. | |

[1]) Das Licht involviert das Wachen, also ist dies überflüssig.

[2]) Es kommt hier weniger auf den Reichtum und die Wunderherrlichkeit der Erde an, darum ist dies in A fortgelassen. Gleichfalls wird durch A mehr betont, daß die Götter auf der Erde wohnten, und darauf muß hier der Nachdruck liegen.

[3]) Auf den Himmel von Indostan kommt hier nichts an. Durch die Streichung wird die Gedankenfolge straffer.

[4]) Verjüngt ist doppelt falsch: 1. neben neugeboren (was neu geboren ist, ist nicht verjüngt) — 2. paßt es nicht in den Zusammenhang: die Welt ist ja wesensanders, aus Tag zu Nacht geworden. Da kann also von Verjüngung keine Rede sein.

[5]) „Kindliche" ist hier neben „junge" überflüssig.

[6]) Es ist klar, daß der feierliche Anfang der Hymnen durch die Häufung schwerwiegender Attribute nur erhabener, symphonischer klingt.

| | |
|---|---|
| S. 6. Das Licht ... ruft jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, Und seine Gegenwart allein ... | Das Licht ... ruft jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. — Seine Gegenwart allein ...[1]). |
| 6. Tiefe Wehmut Weht in den Saiten der Brust. | In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmut. In Tautropfen will ich hinuntersinken und mit der Asche mich vermischen[2]). |
| 12. Aber zeitlos ist der Nacht Herrschaft. | Aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft[3]). |
| 20. Fassen deine Sterne Meine verlangende Hand? Geben mir wieder Den zärtlichen Druck? | . . . . . . . . . Den zärtlichen Druck und das kosende Wort[4])? |
| 24. Einst zeigt Deine Uhr Das Ende der Zeit, Wenn Du wirst wie unser Einer Und voll Sehnsucht Auslöschest und stirbst | . . . . . . . . . Und voll Sehnsucht und Inbrunst . . |
| 26. Ich fühle des Todes Verjüngende Flut, Und harr' in den Stürmen Des Lebens voll Mut. | Ich fühle des Todes Verjüngende Flut zu Balsam und Äther Verwandelt mein Blut — Ich lebe bei Tage Voll Glauben und Mut Und sterbe die Nächte In heiliger Glut[5]). |

[1] Der Zusatz in A ist eine nähere Ausführung der Wirkungen des Lichtes, die hier nicht überflüssig ist, sondern den leise nur angeschlagenen Gedanken wundervoll ausklingen läßt. Sie hebt außerdem den Gegensatz zwischen Licht und Nacht noch mehr hervor, steigert also den Gehalt des Gedichtes.

[2]) Den Grund des Zusatzes kann ich nicht entdecken. Er paßt nach meinem Gefühl nicht hierher. Umsomehr scheint mir die Annahme gesichert, daß er später, als der Dichter nicht mehr ganz „im Bilde" war, auf einem abwegigen Gedankengange hierher geraten ist.

[3]) Die Vorstellungen der Nacht wird gegenüber der Begrenztheit des Tages durch das „raumlos" noch erhöht.

[4]) In dieser langen, ins einzelne gehenden Gegenüberstellung von Tag und Nacht ist die Erwähnung des Wortes, der Rede nur erfreulich.

[5] Nach je zwei Zeilen von H sind in A zwei weitere Verse. Die Wirkung wird dadurch, besonders hier am Ende der Hymne, erhöht. Die Veränderung von H, Zeile 3 und 4, halte ich bei A für sehr glücklich, einmal wegen der Betonung des „Glaubens" an die Nacht und zweitens wegen der in A gewonnenen scharfen Antithese zwischen Tag und Nacht, die in H ganz verschwimmt.

| | |
|---|---|
| S. 30. Nur Ein Gedanke war's,<br>Der furchtbar zu den frohen<br>Tischen trat. | Nur Ein Gedanke war's<br>Ein entsetzliches Traumbild,<br>Das furchtbar zu den frohen<br>Tischen trat[1]). |
| 34. Unfreundlich blies<br>Ein kalter Nordwind<br>Aber die erstarrte Flur,<br>Und die Wunderheimat<br>Verflog in den Äther.[2]). | . . .<br>. . .<br>. . .<br>Und die erstarrte Wunderheimat<br>. . . |
| 36. Nicht mehr war das Licht<br>Der Götter Aufenthalt<br>Und himmlisches Zeichen —<br>Den Schleier der Nacht<br>Warfen sie über sich,<br>Die Nacht ward<br>Der Offenbarungen<br>Fruchtbarer Schoß. | . . .<br>. . .<br>. . .<br>. . .<br>. . .<br>. . .<br>Fruchtbarer Schoß. In ihn kehrten die Götter zurück — schlummerten ein, um in neuen, herrlichern Gestalten auszugehen über die veränderte Welt[3]). |
| 42. Er starb in jungen Jahren,<br>Weggerissen von der geliebten Welt,<br>Von der weinenden Mutter<br>Und seinen Freunden. | . . .<br>. . .<br>. . .<br>Und seinen zagenden Freunden[4]). |
| 44. Deine Lieben sehn Dich noch immer,<br>Freudig erschreckt, auferstehn<br>Und sich mit Dir —<br>Mit süßer Inbrunst<br>Weinen an der Mutter seligen Busen<br>Und an der Freunde treuem Herzen —<br>Eilen mit voller Sehnsucht . . . . | Deine Lieben sehn Dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn — und sich mit Dir; sehn Dich weinen mit süßer Inbrunst an der Mutter seligen Busen, ernst mit den Freunden wandeln, Worte sagen wie vom Baum des Lebens gebrochen, sehen Dich eilen . . . .[5]) |

[1]) Die nachdrücklichere Hervorhebung des Einen Furchtbaren in dem seligen Zeitalter war geradezu erforderlich.

[2]) Der Wechsel der Szenerie wird durch das erneute „erstarrte" schärfer hervorgehoben.

[3]) Der Zusatz dürfte erfolgt sein, um über das Verbleiben der alten Götter Aufschluß zu geben. M. E. so recht ein Gedanke des Dichters, der nach längerer Pause wieder an seine Arbeit kommt und jetzt eine Lücke empfindet, die ihm früher als der Stoff ihn hatte, nicht aufgefallen war. Hier liegt m. E. ein sicheres Anzeichen einer späteren Redaktion vor.

[4]) Das „zagend" vielleicht der Symmetrie wegen hinzufügt, da auch „Mutter" ein adjektivisches Attribut hat und „Freunde" allein etwas dürftig klang.

[5]) Die doppelte Wiederaufnahme des regierenden Verbums „sehn" offenbar wegen der großen Unklarheit der H-Fassung. Die weiteren Zusätze, um den Verlust Christi noch tiefer empfinden zu lassen.

| | |
|---|---|
| S. 46. Tausende ... walten mit Dir | . . . |
| Und der himmlischen Jungfrau | . . . |
| Im Reiche der Liebe | . . . |
| Und dienen im Tempel | . . . |
| Des himmlischen Todes. | Des himmlischen Todes und sind in Ewigkeit Dein[1]). |

### 3. Umstellungen.

| H. | A. |
|---|---|
| 4. Das allerfreuliche Licht — | Das allerfreuliche Licht — mit |
| Mit seinen Strahlen und Wogen, | seinen Farben, seinen Strahlen und |
| Seinen Farben, | Wogen. |
| Seiner milden Allgegenwart im Tage. | |
| Wie des Lebens | Wie des Lebens innerste Seele |
| Innerste Seele | atmet es der rastlosen Gestirne |
| Athmet es die Riesenwelt | Riesenwelt |
| Der rastlosen Gestirne. | . . . |
| 6. Fernab liegt die Welt, | Fernab liegt die Welt, in eine |
| Wie versenkt in eine tiefe Gruft. | tiefe Gruft versenkt. |
| 6. Tiefe Wehmut | In den Saiten der Brust weht |
| Weht in den Saiten der Brust. | tiefe Wehmut. |
| 6/8. In andern Räumen | In andern Räumen schlug das |
| Schlug das Licht auf | Licht die luftigen Gezelte auf. |
| Die luftigen Gezelte. | |
| 8. Sollte es nie wiederkommen | Sollte es nie zu seinen Kindern |
| zu seinen treuen Kindern? | wiederkommen? |

usw.

Derartige Umstellungen finden sich noch weiter auf S. 14, 18/20, 22, 24, 30, 32, 34, 36, 38, 44, 48, 50 im ganzen 23, die ich nicht weiter aufführen will. Sie werden vorgenommen sein aus Gründen des Gefühls für Stil und für Rhythmus. Es ist unnütz abzuwägen, welche Fassung die „bessere" sei. Das ist in diesem Punkte gar zu subjektiv. Nach meinem Geschmack hat die Ac-Fassung durch diese Veränderungen gewonnen.

Nur zweierlei darf ich feststellen:

1. Der erste Punkt betrifft die Stellung eines attributiven Genitivs zu seinem Beziehungsworte. In der gewöhnlichen Prosa steht er hinter diesem z. B. die Riesenwelt der Gestirne. Aus dieser Stellung in H ist er in A viermal in die schwungvollere Folge Genitiv-Beziehungswort gestellt, also z. B.: Der Gestirne Riesenwelt.

[1]) H hört nur auf, A hat einen Schluß.

Wo dagegen diese schwungvollere Wortstellung Genitiv-Beziehungswort schon in H vorhanden war, ist sie in A regelmäßig geblieben.

2. Unter Inversion verstehe ich die Wortfolge: Prädikat-Subjekt im Hauptsatze, im Gegensatze zu der gebräuchlichen Folge: Subjekt-Prädikat.

Gegenüber H ist in A die Inversion neu vorgenommen an zwei Stellen. Und wo sie in H bereits vorhanden war, ist sie in A getilgt in drei Fällen, was m. E. sehr interessant ist, da es — ich will hier doch eine Vermutung wenigstens wagen — den Schluß nahe legt, als habe der Verfasser der A-Fassung die sehr häufigen Inversionen in H gleich uns als fast manirert empfunden und daher bessern wollen. Woraus dann auch hier folgte, daß die A-Fassung die spätere sei.

## 4. Gänzliche Verschiedenheiten.

| | H. | A. |
|---|---|---|
| S. 4. | Das allerfreuliche Licht —<br>Mit seiner milden Allgegenwart<br>Im Tage. | . . .<br>. . .<br>Als weckender Tag[1]). |
| 4. | Wie des Lebens innerste Seele<br>Atmet es die Riesenwelt<br>Der rastlosen Gestirne,<br>Die in seinem blauen Meere schwimmen. | Wie des Lebens innerste Seele atmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut[2]). |
| 4 6. | Die herrlichen Fremdlinge<br>Mit den sinnvollen Augen,<br>Dem schwebenden Gange<br>Und dem tönenden Munde. | . . .<br>. . .<br>. . .<br>Und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. |
| 6. | Seine Gegenwart allein<br>Offenbart die Wunderherrlichkeit<br>Des irdischen Reiches. | . . .<br>. . .<br>Der Reiche der Welt. |
| S. 6. | Fernab liegt die Welt,<br>Wie versenkt in eine tiefe Gruft,<br>Wie wüst und einsam ist ihre Stelle. | Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt, wüst und einsam ist ihre Stelle[3]). |

[1]) Die H-Fassung ist etwas matt.

[2]) Es handelt sich um eine Schilderung des Lichtes, also muß dies als Subjekt dominieren, während in dem Relativsatz in H die Gestirne sachliches Subjekt sind, deren Eigenschaften hier nicht interessieren. Der Hauptsatz in A paßt auch besser in den Fluß dieser Stelle.

[3]) Durch die zweimalige Aufhebung des „Wie" und Verwandlung des letzten Teils in einen Hauptsatz wird A straffer und klarer.

| | |
|---|---|
| S. 8 Doch was quillt so kühl und erquicklich — | Was quillt auf einmal so kühl und erquicklich[1]) — |
| 8. Hast auch Du<br>Ein menschliches Herz,<br>Dunkle Nacht? | Hast auch Du<br>Ein Gefallen an uns,<br>Dunkle Nacht?[2]) |
| 8. In süßer Trunkenheit<br>Entfaltest Du die schweren Flügel des Gemüts.<br>Und schenkst uns Freuden,<br>Dunkel und unaussprechlich,<br>Heimlich, wie Du selbst bist,<br>Freuden, die uns<br>Einen Himmel ahnden lassen. | Die schweren Flügel des Gemüts hebst Du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt — ein ernstes Antlitz seh' ich froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt[3]). |
| 10/12. Preis der Weltkönigin . . .,<br>Der Pflegerin seliger Liebe.<br>Du kommst Geliebte —<br>Die Nacht ist da —<br>Entzückt ist meine Seele —<br>Vorüber ist der irdische Tag<br>Und du bist wieder mein.<br>Ich schaue Dir ins tiefe, dunkle Auge,<br>Sehe nichts als Lieb und Seligkeit.<br>Wir sinken auf der Nacht Altar,<br>Aufs weiche Lager — | Preis der Weltkönigin — Der Pflegerin seliger Liebe — sie sendet mir Dich — zarte Geliebte — liebliche Sonne der Nacht, — nun wach ich — denn ich bin Dein und Mein — Du hast die Nacht mir zum Leben verkündet — mich zum Menschen gemacht, zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich luftig mit Dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währt[4]). |

[1]) Der neue Gedanke setzt durch den Tonfall und das „auf einmal" in A bestimmter ein als in H.

[2]) Die Nacht ist im Sinne des Ganzen keine Personifikation. Daher fällt das „menschliche Herz" etwas aus dem Rahmen.

[3]) Eine ganz und gar merkwürdige Stelle! Reimende Verse in dem Prosadrucke des Athenäums, in dem alle andere reimenden Stellen auch als Verse gedruckt sind! Die Änderung in A paßt schlecht hierher. H war m. E. viel besser, denn dort ist der leitende Gedanke, das Subjekt Nacht, als die von ihr etwas Empfangenden Wir festgehalten. In A hört mit „. . . fühlen wir uns bewegt" der Gedanke auf, das Subjekt wechselt ganz plötzlich, aus dem „Wir" wird ganz unvermittelt und ganz aus dem Rahmen fallend ein „Ich". Wie ist das möglich? Und woher überhaupt die Verse? Es könnte ja ein ganz altes Bruchstück sein, älter noch als H. Doch ist das eine ganz vage Vermutung, die durch nichts belegt werden kann. Ich halte auch diese A-Stelle für eine spätere Umarbeitung der H-Fassung. Die Verse haben dem Dichter zunächst wohl ganz für sich, ohne Zusammenhang mit den Hymnen im Sinne gelegen. Denn für sich betrachtet haben sie gar keine Beziehung zu diesen. Sie sollten vielleicht in ein ganz anderes Werk — etwa in eins der „Geistlichen Lieder" —, vielleicht waren sie nur ein Keim, ein Ansatz zu etwas anderm. Dies Andere ward nicht geschrieben oder stand damals dem Dichter innerlich ferner. Aber die wundervollen Verse wollte er retten: er bringt sie hier unter. Also spräche auch dies für eine spätere Überarbeitung des H durch A.

[4]) Hier tritt die spätere Überarbeitung meines Erachtens frappant zutage. Die leidenschaftlich aufflammende Sehnsucht und Begierde in H gehört der Zeit des Tagebuches von 1797, den nächsten Wochen nach Sofiens Tode, an. In A

| | |
|---|---|
| Die Hülle fällt<br>Und angezündet von dem warmen Druck<br>Entglüht des süßen Opfers<br>Reine Glut. | |
| S. 16. Das war der erste Traum in Dir.<br>Er zog vorüber, aber sein Abglanz blieb, der ewige, unerschütterliche Glauben an den Nachthimmel und seine Sonne, die Geliebte. | Es war der erste, einzige Traum — und erst seitdem fühl' ich den ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel, der Nacht und sein Licht, die Geliebte[1]). |
| 16 Himmlische Müdigkeit<br>Verläßt mich nun nicht wieder. | Himmlische Müdigkeit füllt ich in mir[2]). |
| 16/18. Weit und mühsam war der Weg zum heiligen Grabe, Und das Kreuz war schwer. | Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz[3]). |
| 18. Wessen Mund einmal<br>Die krystallene Woge netzte . | Die krystallene Woge — wer sie gekostet[4]). |
| 18. Das Land, wo das Licht regiert<br>Und ewige Unruh haust. | Das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset[5]). |
| 18. Alles Irdische schwimmt obenauf und wird von der Höhe hinabgespült. | Alles Irdische schwimmt obenauf und wird von Stürmen zurückgeführt[6]). |
| 22. Zu bewohnen Deine Welt<br>Und zu heiligen sie mit Liebe.<br>Zu geben menschlichen Sinn<br>Deinen Schöpfungen. | Zu bewohnen Deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde — zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. |
| 26. Unendliches Leben kommt über mich. | Unendliches Leben wogt mächtig in mir. |

ist diese wilde Leidenschaft abgeklärt und abgetönt. In H eine orgienhafte Phantasie wie von einer Vermählung hier auf der Erde — in A ein weicher Traum von einer Vermischung, wenn sie beide, Sofie und er, Luft, Geister Nacht geworden sind. Dazwischen liegt ein Zeitraum.

[1]) A ist offenbar straffer, da der intermittierende Gedanke des Nachlassens jenes Traumes fortfällt, der Traum seine Wirkung voll ausübt . . . Auch sagt „Himmel der Nacht" — das soll hier heißen: die ganze, große Seligkeit der Nacht — mehr als Nachthimmel.

[2]) Die Wendung aus dem Negativen ins Positive wirkt m. E. nachdrücklicher und paßt auch besser an diese Stelle.

[3]) Ermüdend sagt mehr als mühsam, Wallfahrt mehr als Weg. „Drückend das Kreuz" ist in seiner Gedrungenheit wirkungsvoller als das lasche „und das Kreuz war schwer."

[4]) Ich empfinde A als getragener, feierlicher.

[5]) A ist gedrungener, zielbewußter.

[6]) Der Zusatz „von Stürmen" macht die Stelle faßlicher, konkreter.

| | |
|---|---|
| S. 26. O sauge, Geliebter,<br>Gewaltig mich an,<br>Daß ich bald ewig<br>Entschlummern kann. | . . .<br>. . .<br>Daß ich entschlummern<br>Und lieben kann. |
| 28. Über des Morgens<br>Blauen Bergen. | Über des Morgens<br>Roten Bergen[1]). |
| 28. Das neue<br>Herrliche Göttergeschlecht<br>und die befreundeten,<br>Fröhlichen Menschen. | Das neue, herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die fröhlichen Menschen[2]). |
| 30. Süßer schmeckte der Wein,<br>Weil ihn blühende Götterjugend<br>Den Menschen gab —<br>Des goldnen Korns volle Garben<br>Waren ein göttliches Geschenk.<br>Der Liebe trunkne Freuden<br>Ein heiliger Dienst<br>Der himmlischen Schönheit.<br>So war das Leben<br>Ein ewiges Fest<br>Der Götter und Menschen. | Süßer schmeckte der Wein, von sichtbarer Jugendfülle geschenkt — ein Gott in den Trauben — eine liebende, mütterliche Göttin emporwachsend in vollen goldnen Garben — der Liebe heiliger Rausch ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau — ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin[3]). |
| 30. Die zarte, köstliche Flamme. | Die zarte, tausendfältige Flamme. |
| 30. Der das Gemüt mit süßen Troste füllte. | Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte. |
| 32. Die Dichtung sang's dem traurigen Bedarfe. | So sang das Lied dem traurigen Bedarfe. |
| 34. Einsam und leblos stand die Natur,<br>Entseelt von der strengen Zahl<br>Und der eisernen Kette.<br>Gesetze wurden<br>Und in Begriffe<br>Wie in Staub und Lüfte<br>Zerfiel die unermeßliche<br>Blüthe des tausendfachen Lebens. | Einsam und leblos stand die Natur. Mit eiserner Kette band sie die dürre Zahl und das strenge Maaß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüthe des Lebens[4]). |

[1]) Rot paßt besser zum Morgen. Man muß sich denken, daß die Sonne strahlend scheint, dann wären die Berge rot beschienen.

[2]) Die Eintracht zwischen Göttern und Menschen in diesem Zeitalter drückt „die Verwandten" besser aus als das schwächere „befreundet".

[3]) A scheint mir hier wesentlich verbessert: einmal drückt es inniger das Leben der Götter auf und mit der Erde aus, zweitens ist der letzte Gedanke in A geradezu zu einem Dithyrambus angeschwollen, während er in H matt ist. Diese Steigerung ist aber sehr angebracht, weil dann der folgende, so überaus wichtige Gegensatz desto schärfer hervortritt. Dies ist entschieden eine spätere Änderung aus einer Zeit, in der der Überarbeiter die Klarheit der Distanz der Dichtung gegenüber gewonnen hat.

[4]) Hinzukommt in A das „strenge Maaß." Die „dunklen Worte" in A umfassen mehr als die „Begriffe" in H. „Blüthe des Lebens" statt „Blüthe des tausendfachen Lebens" ist gedrungener und wuchtiger.

| | |
|---|---|
| S. 34. Der allmächtige Glaube. | Der beschwörende Glaube. |
| 36. Bis zum Anbruch<br>Des neuen Tags,<br>Der höhern Weltherrlichkeit. | Bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit[1]. |
| 36. Der Offenbarungen fruchtbarer Schoß. | Der Offenbarungen mächtiger Schoß. |
| 36. In der Armut wunderbarer Hütte. | In der Armut dichterischer Hütte[2]. |
| 38. Einsam entfaltete<br>Das himmlische Herz sich<br>Zu der Liebe<br>Glühendem Schoß. | . . .<br>. . .<br>Zu einem Blütenkelch allmächtiger Liebe[3]. |
| 38. Von allmächtiger Liebe<br>Wundersam ergriffen. | Von inniger Liebe[4].<br>. . . |
| 40. Und nahm ein Herz voll<br>ewiger Liebe mit. | Das Herz von süßer Liebe trunken[5]. |
| 42. Der heilige Mund Christi. | Der liebliche Mund[6]. |
| 44. Engel saßen bei dem Schlummernden,<br>Lieblicher Träume<br>Zartes Sinnbild. | Engel saßen bei dem Schlummernden, aus seinen Träumen zartgebildet[7]. |
| 44. Er . . . begrub mit eigner Hand<br>Die alte mit ihm gestorbne Welt<br>In die verlaßne Höhle<br>Und legte mit allmächtiger Kraft<br>Den Stein, den keine Macht erhebt, darauf. | . . .<br>Den alten Leichnam[8].<br>. . .<br>. . .<br>. . . |
| 48. Nur Dir sich zugekehrt. | Nach Dir sich hingekehrt. |
| 54. Die Vorzeit, wo an Blüten reich<br>Uralte Stämme prangten. | Die Vorzeit wo noch blütenreich<br>. . . |
| 54. Und hier auf dieser Welt wird nie<br>Der heiße Durst gestillet. | In dieser Zeitlichkeit wird nie<br>. . . |

[1]) Eine ganz ähnliche Zusammenziehung wie oben: H — Das Land, wo das Licht regiert und ewige Unruh haust — A: Das Land, wo das Licht in ewiger Unruh haust.

[2]) „Dichterisch" ist sehr viel gewählter, reicher als das platte „wunderbar".

[3]) A viel gewählter und zarter.

[4]) Dies „innig" statt „mächtig", weil letzteres wenige Zeilen vorher nach der Änderung in der gleichen Verbindung mit „Liebe" jetzt auch in A vorkam.

[5]) A gedrungener, glatter und rhythmischer.

[6]) „Lieblich" rückt uns Christus hier menschlich näher als das erhabene „heilig", und das ist gerade in diesem Zusammenhange die Absicht.

[7]) A ist noch zarter und inniger als H.

[8]) Hier ist wohl „Der alte Leichnam" an die Stelle der alten Welt gesetzt, weil das Bild unmöglich ist, daß die Welt in eine Höhle — denn wo sollte diese sein? — begraben und auf das Ganze ein Stein gedeckt wird.

In dieser Zusammenstellung sind 86 abweichende Stellen gegeneinander abgewogen. So sehr ich mich auch bemüht habe, dabei nicht von Hypothesen aus Tatsachen, sondern von Tatsachen aus Grundlagen für Hypothesen zu gewinnen, so muß ich doch hervorheben, daß hier persönlicher Geschmack, subjektives Gefühl und Empfinden die ausschlaggebende Rolle spielen. Das liegt eben in der Natur der Sache. Immerhin scheint es mir doch bedeutungsvoll, daß ich mich in fast allen Fällen dafür entschieden habe: die A-Fassung sei logischer, gedrungener, wirkungsvoller, ungezwungener, reicher, vertiefter, abrundender, schärfer, klarer, zielbewußter — kurz: besser als H. Und danach ist es unzweifelhaft, daß A die spätere Überarbeitung von H darstellt. In den zwei Fällen, in denen ich A nicht für besser halte, spricht dennoch ein anderer Grund auch hier für eine spätere Überarbeitung der H durch A. Es geht daraus mit Sicherheit hervor, daß A die spätere Überarbeitung ist. Daß sie auch wirklich von Novalis stammt, ist ebenso sicher. Ein Fremder konnte unmöglich *diese* Überarbeitung vornehmen. Außerdem wäre es ganz unverständlich, wie sie Novalis zu seinen Lebzeiten einem andern sollte übertragen haben.

Das Ergebnis dieser Untersuchung ist also nur, daß A eine spätere Überarbeitung von H durch Novalis selbst ist.

2. So schweben die Hymnen noch immer in dem Zeitraum vom Mai 1797 bis März 1800 umher. Versuchen wir jetzt die nähere Fixierung dadurch zu gewinnen, daß wir des Dichters inneres Leben befragen.

a) Da glaube ich zunächst einigermaßen sicher feststellen zu können, daß die Hymnen *nicht* in die Jahre 1799 und 1800 fallen können.

In den Hymnen lebt und webt die Stimmung der Trauer über den Verlust der Geliebten. Auch die Stimmung der Schwermut, die — wie die Herausgeberin der Nachlese[1]) auf S. 143 vortrefflich bemerkt — kein Zug in dem Naturell des Dichters ist, sondern, wo sie auftritt, einem wirklichen Schmerze entspringt. Nun — diese Stimmung hat den Dichter 1799 unbedingt verlassen. Dafür drei Belege.

Erstens: Wie die Nachlese vermutet, in einem Briefe Novalis' an einen Ungenannten, den ich mehr für eine autobiographische Skizze halte, sagt Novalis (Nachlese S. 251): „Mancherlei günstige Umstände haben mich dort — in Freiberg nämlich, wohin er am 1. Dezember 1797 gegangen war — wieder mit Mut, mit Fleiß für

[1]) Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, hsgg. von einem Mitgliede der Familie. 1883.

fremde Zwecke und mit Anhänglichkeit an unſere ſächſiſche Verfaſſung erfüllt, und die Bekanntſchaft mit Werner hat eine neue Lebhaftigkeit und Richtung meiner Tätigkeit zur Folge gehabt." Das ſpricht für ſich.

Zweitens fällt in dieſe Freiberger Zeit ſeine neue Liebe zu Julie von Charpentier. Man kann die zweite Verlobung einigermaßen fixieren, was auch für den dritten Beweispunkt von Wichtigkeit ſein wird. Dazu hilft folgendes:

1. In einem Briefe vom 15. November 1798 (Briefe S. 78 ff.) nennt Caroline Schlegel die an Geſichtsſchmerz erkrankte Julie Novalis gegenüber: „Ihre arme Freundin". Später heißt es da: „Ihre Patientin iſt doch gewiß niemand anders als Ihre Harmonika". Das iſt unverſtändlich, da Novalis' vorhergehender Brief, in dem der Schlüſſel zu dieſer Bemerkung liegt, nicht bekannt iſt.

2. Novalis an Caroline Schlegel am 20. Januar 1799 (Briefe S. 99 ff.): „Julie (!) iſt wie durch ein Wunder wieder geſund und heiter." Und zum Schluß: „Mir liegt jetzt viel untereinander auf dem Halſe. Nach Oſtern werd ich tief neue Luft ſchöpfen und das Frühjahr mich wieder auftauen und erwärmen. Ohne Liebe hielt ich's gar nicht aus."

3. Darauf Caroline am 4. Februar 1799 (Briefe S. 107 ff.): „Das Wort der Troſtes, was Sie nennen, geht mir weit mehr zu Herzen: Liebe. Welche? Wo?"

4. Am 20. Februar 1799 (Briefe S. 115) gratuliert ihm Caroline zur Verlobung und ſchreibt weiter: „Charlotten haben Sie gewiß aufs Leben verboten, uns nichts zu ſagen, denn ich errate nun, ſie hat es um Weihnachten erfahren, aber geſchwiegen über alle Maßen. Sie ſchreibt mir eben, daß ſie Charpentier und Sie zuſammen hofft bei ſich zu ſehen. Ein Glück, daß ſie nicht gern ſchreibt; geſagt hätte ſie mirs doch. Friedrich verrät auch eine Ahndung, ich habe ihm Gewißheit gegeben." Danach hat alſo die Verlobung etwa November oder Dezember 1798 ſtattgefunden.

Der dritte Beleg dafür, daß die Hymnen nicht 1799 oder 1800 entſtanden ſind, ſind zwei Gedichte, die ſich bei Minor I, S. 254 f. finden. Das erſte iſt Frau von Charpentier zum Geburtstage, 22. Januar 1798[1]), gewidmet. Das Gedicht, „Der Fremdling" überſchrieben, weiſt auf eine müde, kranke, hoffnungsloſe Seele hin, auf einen Menſchen, der einen tiefen Schmerz mit ſich herumträgt und an eine Beſſerung nicht mehr glaubt. Und an dies Gedicht knüpfen offenbar die folgenden, handſchriftlich erhaltenen, von Profeſſor Franz Schultz auf der Bonner Bibliothek gefundenen Verſe an:

---

[1]) Minor druckt verſehentlich: 1797. Vor Dezember 1797 kannte Novalis Frau von Charpentier noch gar nicht.

Der müde Fremdling ist verschwunden
Und hat dem Freunde Platz gemacht,
Der aus so vielen trüben Stunden
Ein treues Herz davongebracht.
Auf immer nun mit Euch verbunden,
Von keinem Kummer mehr bewacht,
Hat er sich wieder selbst gefunden,
Und manches, was er nicht gedacht.

Ein Jahr mit seinen bunten Wochen
Verstrich, wir wußten selbst nicht wie,
Und anders als wir uns versprochen,
Klang oft des Lebens Melodie.
Doch fester ward mit jedem Tage
Das liebe Band um unsern Strauß,
Und immer lauter ward die Sage,
Ein blinder Knabe wär' im Haus.

Es wußte eine von Euch beiden
Gewiß, was an der Sage war —

Diese Verse, die an Julie und — ich vermute — ihre ältere Schwester Caroline, die noch im Hause war, gerichtet sind, sind offenbar auf die Verlobung gedichtet. Darauf deuten das „Auf immer nun mit Euch verbunden", der „blinde Knabe" (Amor) und das eine verstrichene Jahr hin. Es ist das Jahr in Freiberg seit dem 1. Dezember 1797, an dem er hierhin gekommen war. Das Gedicht ist also im November-Dezember 1798 entstanden. Und nun — was wichtiger ist: „Der müde Fremdling ist verschwunden" —! Die Stimmung dieses Gedichtes ist ganz anders als die des Geburtstagsgedichtes an die Frau Berghauptmann, und nun gar wie anders als die der Hymnen! Dies ist der fröhliche, von Schmerzen befreite, seinem Liebesglücke lebende Novalis, der sich wieder selbst gefunden hat, nicht mehr der Novalis der Hymnen an die Nacht. Das ist sicher. Daraus schließe ich also: nach dem November, spätestens Dezember 1798 sind die Hymnen nicht mehr neu entstanden.

Gleichwohl ist dies von verschiedenen Forschern behauptet worden, doch lassen sich diese Ansichten leicht widerlegen.

Busse meint auf S. 19: wenn die Hymnen Ende 1798 schon fertig gewesen wären, so wären sie nicht erst im Sommer 1800 gedruckt. Hiergegen ist zu sagen, daß es Novalis mit der Publikation seiner Dichtungen nicht eilig hatte, nicht nach Bekanntwerden, nach Dichterruhm strebte. Er dachte ganz anders über seine dichterische Tätigkeit und hat es uns in einem Briefe an Just (Minor I. S. LXXXI) selber gesagt: „Die Schriftstellerei ist eine Nebensache. Sie beurteilen mich mehr billig nach der Hauptsache — dem praktischen Leben .... Ich behandle meine Schriftstellerei nur als Bildungsmittel. Ich lerne etwas

mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten — das iſt alles, was ich davon verlange." Bei ſolcher Auffaſſung iſt es durchaus denkbar, daß Novalis das Manuſkript zwei Jahre lang liegen ließ.

Zu zweit will Buſſe (S. 30 ff.) literariſche Einflüſſe durch die „Lucinde" behaupten, die — wie feſtſtehen mag — Novalis erſt im Februar 1799 bekannt wurde. Buſſe zitiert faſt zwei Seiten lang Stellen aus der „Lucinde". Dabei muß man aber bedenken, daß es garnichts heißen will, wenn man aus einem größeren Werke zwei Seiten herauszieht, die von der Nacht handeln und dann Einflüſſe auf die Hymnen behauptet. Das iſt methodiſch falſch und ungenügend.

Bing (S. 100) folgert aus Novalis Brief an Schlegel vom 31. 1. 1800: entweder haben die Hymnen bis zu ihrer Veröffentlichung ein ganz unterirdiſches Daſein geführt oder ſie ſind erſt um die Jahreswende 1799/1800 entſtanden. Das erſtere iſt natürlich der Fall, wobei an Novalis' oben erwähnte Wertung ſeiner Dichtungen zu denken iſt.

Bisheriges Reſultat: für die Entſtehung in den Jahren 1799 und 1800 ſpricht nichts, gegen ſie alles.

b) Dann müßte man die Entſtehung alſo der Zeit zwiſchen Mai 1797 und Dezember 1798 zuſchreiben. Ich werde auch hier das Für und Wider abwägen.

Das Nachdrücklichſte — und ſo ziemlich auch das Einzige — was man hiergegen geltend gemacht hat, iſt: Novalis habe in dieſer Zeit ſeinen Schmerz noch nicht künſtleriſch bewältigen können. So hauptſächlich Buſſe (S. 16, 10, 11), und zwar beſonders gegen die Entſtehung bis Herbſt 1797. Daß Novalis ſpäteſtens im Herbſt 1798 ſeinen Schmerz künſtleriſch hätte bewältigen können, geht m. E. klar daraus hervor, daß er ihn im Leben überwunden hatte, wie die neue Liebe lehrt. Und die Antwort auf Buſſes Beſtreitung der Entſtehung bis Herbſt 1797 gibt ihm Minor in einleuchtender Klarheit (Anzeiger für deutſches Altertum Bd. 28, S. 89 ff.): „Was Buſſe für rundweg unmöglich erklärt, daß nämlich die Hymnen wie aus der Piſtole geſchoſſen entſtanden ſeien, das iſt gleichwohl Tatſache. Niemand weiß, in wieviel Monaten, Wochen, Tagen oder Stunden ein Dichter eine brennende Herzenswunde und dieſer Dichter dieſe Herzenswunde genügend verſchmerzt hat ... Hätte Buſſe auch nur einen Blick in die Tagebücher geworfen, ſo hätte er dort gefunden, daß Novalis ſchon ein paar Monate nach Sophiens Tode Stunden und Tage hatte, wo ſie ihm in die Ferne gerückt war, ja daß ſeine Beſchäftigung mit der Toten überhaupt mehr Phantaſieleben und Dichtung war, daß der Verfaſſer des Tagebuches von 1797 auch die Hymnen hätte ſchreiben können!" Sehen wir daraufhin das Tagebuch näher an, ſo finden wir z. B. folgende Einträge:

18. April. Ziemlich heiter und leicht.
26. April. Ich bin fast lustig gewesen.
6. Mai. Sehr hell und frei gestimmt.

Und ähnliche Stellen am 3., 4., 5., 7., 14., 15., 27., 29., 30. Mai und 15. Juni.

Ferner gehören hierher:

1. Eine Stelle aus einem Briefe Novalis' an Schlegel vom 26. 12. 1797 (Briefe S. 45 ff.): „Ich lebe jetzt wirklich recht schön, heiter, unaufhörlich beschäftigt und ganz meinen Dispositionen unterworfen."

2. Just schreibt in der biographischen Skizze (Minor I. S. LXXII): „ . . . Die Liebe für sie (Sophie) blieb immer gleich stark in seiner Seele, wenn sie schon bald die Alleinherrschaft verlor."

3. Just a. a. O. S. LXXI: „Im Herbst 1797 war ihm zwar immer noch der Gedanke der nahen Wiedervereinigung mit seiner Geliebten gegenwärtig; aber doch nicht mehr mit der lebhaften Gewißheit, mit der er vorhin daran glaubte. Er fand wieder Geschmack am Leben, namentlich am Leben für die Wissenschaft."

4. Tieck sagt in seiner Vorrede von 1815 (Minor I. S. XIV): „Er blieb — nach Sophiens Tode — viele Wochen in Thüringen und kam — Herbst 1797 — getröstet und wahrhaft verklärt zu seinen Geschäften zurück, die er eifriger als je betrieb."

Und daß seine Beschäftigung mit der Toten mehr Phantasieleben und Dichtung war, dafür folgende Tagebuchstellen:

24. April. Sophie wird's immer besser geben. Ich muß nur immer noch mehr in ihr leben.
30. April. Den ganzen Tag war ich ganz ihrem Andenken heilig.
4. Mai. Strebe nur nach der permanenten höhern Reflexion und ihrer Stimmung! O daß ich so wenig in der Höhe bleiben kann!

Und ähnlich am 4., 17., 18., 21. Mai und 6. Juni.

Man fühlt m. E. aus diesen Stellen deutlich das künstliche Hinaufempfinden, das Steigernwollen seines Schmerzes heraus. Darin leben Phantasie und Dichtung. Wie denn auch z. B. „Der Entschluß" ein ganz und gar phantastischer Gedanke war, den Novalis doch auch tatsächlich, wie die obigen Stellen beweisen, nicht immer, nicht jede Minute hat festhalten können. Daher hatte Novalis schon bis Herbst 1797 die Hymnen sehr wohl dichten können.

Neuerdings scheint Minor (Studien zu Novalis, S. 1) gegen eine so frühe Entstehung zu sein. Er sagt, die Parallele zwischen dem Tagebuch vom 13. Mai 1797 und den Hymnen wird aufgehoben durch eine andere Parallele, auf die Erich Schmidt[1]) hinweist. Es

[1]) Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, hsgg. von B. Seuffert, 1888. Bd. I. S. 288.

ist eine Parallele zwischen einem Briefe Novalis' vom 13. April 1797 und dem Ende der ersten Hymne, und zwar in der Athenäumsfassung! Wer die beiden Stellen vergleicht, wird aber sehen, daß von einer „Parallele" keine Rede sein kann: Die Briefstelle ist so wenig auffällig wie möglich, wenn man Novalis' geistigen Zustand um diese Zeit berücksichtigt, und die Hymnenstelle folgt so aus allem Vorhergehenden und paßt so in den ganzen Gedanken- und Gefühlszusammenhang, daß es nicht möglich ist, einzusehen, welche Fäden von ihr zur Briefstelle hinübergehen sollten. Erich Schmidt ist anscheinend daher auf diese „Parallele" verfallen, daß er jene Tagebuchstelle auf „denselben 13. April" setzt wie den Brief, die Tagebuchstelle ist aber doch vom 13. Mai. Die ganze Kombination, die Minor hieran anschließt, bleibt dunkel. Außerdem ist zu beachten, daß die Briefstelle nicht nur erst in der A-Fassung anklänge, denn gedanklich hat die H-Fassung genau denselben Inhalt. Man beachte nur: „Du kommst, Geliebte — Die Nacht ist da — Entzückt ist meine Seele — Vorüber ist der irrdische Tag und Du bist wieder Mein."

Daß die Briefstellen, die Minor weiter gegen eine so frühe Entstehung beibringt, nicht durchschlagen, gibt Minor selber zu (Studien S. 7/8).

Hiergegen ist auch ein anderer Grund meines Wissens kaum geltend gemacht. Doch setzen einige Forscher die Hymnen teils vor und teils nach den Herbst 1797. Zu diesen wende ich mich jetzt.

Erich Schmidt nimmt [1]) zwischen Hymne 1—4 und Hymne 5—6 eine Pause an, in welche eine „Wendung zur angestammten Herrnhuterei fällt." Warum soll diese Wendung soviel Zeit in Anspruch genommen haben, daß in den Hymnen eine Pause gemacht werden mußte? Ferner sind Hymne 5 und 6 auch ohne Herrnhuterei vollkommen möglich und verständlich. Übrigens dürfte es sich nicht um Herrnhuterei, sondern um Theosophie handeln, eine Wendung, die aber schon vor mehreren Jahren stattgefunden hatte.

Heilborn [2]) hat (S. 117) zwei Gegengründe. Erstens: Aus der Stelle: „Das war der erste Traum in Dir" in Hymne 3 will Heilborn herauslesen: „Jahre sind seit dieser Grabesvision verschwunden". Das ist nun durchaus nicht nötig. Denn abgesehen davon, daß ich mit „Das war der erste Traum in Dir" von einem Traume sprechen kann, den ich vor wenigen Minuten gehabt habe, wird die Stimmung der ganzen Hymne durch das folgende „Der ewige unerschütterliche Glaube ..." sofort wieder hergestellt, und zwar in der *späteren* A-Fassung noch entschiedener. Zweitens soll Novalis den „Entschluß"

[1]) a. a. O., S. 289.
[2]) Ernst Heilborn, Novalis, der Romantiker. 1901.

bereits abgetan haben, da er in der 4. Hymne sage: „Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo Du (Das Leben) mich brauchst." Hier ist methodisch falsch zitiert, denn die Stelle geht weiter: „Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter." Damit ist Heilborn widerlegt.

Endlich kommt auch Busse hier insofern noch einmal in Betracht, als er dem Sommer 1797 auch ein paar skizzenhafte, ganz fragmentarische Aufzeichnungen konzedieren möchte, während er die Hauptarbeit wesentlich später ansetzt (S. 10, 11, 19, 21). Er behauptet, Hymne 5 und 6 seien erst „eine längere Zeit" nach den vier ersten entstanden, „als der persönliche Schmerz im Innern überwunden war". Denn dieser Teil „ist die Frucht poetischen Nachdenkens, wurzelt im Gedanken". Und: „im ersten Schmerze symbolisiert man nicht". Außerdem falle das plötzliche „Wir" entgegen dem bisherigen „Ich" aus dem Rahmen. Diese Ansicht Busses ist falsch. Die folgenden Gegenausführungen, die sich auch durchschlagend noch einmal gegen Erich Schmidts Annahme einer Pause zwischen Hymne 1—4 und Hymne 5—6 wenden, bringen zugleich meine positive Auffassung.

Was zunächst das Ich und Wir betrifft, so ergab sich das letztere von selbst. Die weltgeschichtlichen Gedanken konnten mit „Ich" nicht ausgedrückt werden. Und dann das Andere Wesentlichere! Wir scheinen Hymne 1—5 in einer Stunde geboren, in einem Zuge geschaffen zu sein. Die Tagebuchstelle vom 13. Mai „Jahrhunderte waren wie Momente" ist eine Andeutung der weltgeschichtlichen Perspektive in Hymne 5. Die scharfgeschliffene Zusammenstellung „Christus und Sophie" am 29. Juni erhärtet das! Sie wäre unverständlich, wenn Novalis nicht vorher schon der Zusammenhang aufgegangen gewesen wäre, der in den Hymnen ausgeführt ist. Nachdem er am 23. April abends in Young geblättert hat, notiert er am 24.: „Meine Liebe zu Sophie erschien mir in einem andern Lichte." Was kann das anders heißen in diesem Zusammenhang mit Young, als daß Sophie ihm mit der Nacht zusammenfließt? Damit war also der gedankliche Inhalt der Hymnen 3 und 4 gefunden. Und dann der Eintrag vom 13. Mai. Da blitzte in ihm die große welthistorische Perspektive auf. Daher die Enthusiasmusmomente des schaffenden, produzierenden Dichters und die Überwindung des Grabes, die ohne dies gar nicht denkbar ist, da sie erst durch Christus möglich wird. Und daher in der Tagebuchstelle die Hineinziehung der Jahrhunderte. Wie anders sollte Novalis darauf kommen, wenn nicht durch die Gedanken der 5. Hymne? Und daher auch am 27. Juni dies ganz scharf geprägte „Christus und Sophie", das ein Unsinn oder eine Gotteslästerung wäre ohne jenen

gedanklichen Hintergrund. Dies schon beweist m. E., daß die Hymnen 1—5 doch, „wie aus der Pistole geschossen" entstanden sind, um Busses Ausdruck zu gebrauchen. — Aber weiter! Wäre der ganze weltgeschichtliche Gedanke erst „nach längerer Zeit" hinzugetreten, so hätte Novalis also zunächst nur Hymne 1—4 dichten wollen. Und da möchte ich behaupten: darum hätte Novalis nicht die Feder gerührt. Junge Dichter von der poetischen Kraft eines Novalis, denen die Geliebte stirbt — machen aus ihrem Schmerze entweder ein ganz großes, ewiges Gedicht, das sie wahrhaft befreit und tröstet — oder gar keins. Nun konnten Hymne 1—4 allein Novalis sicher nicht trösten. Das vermochte erst eine Beziehung auf andere, denen gleiches oder ähnliches Leid widerfahren ist. Und da bot sich ihm der denkbar größte Trost in der Möglichkeit, sein persönliches Unglück auf die ganze Menschheit beziehen zu können und dann es durch Christus bereits für alle Menschen überwunden zu sehen. Daher war er am Grabe „unbeschreiblich freudig" — man bedenke: am Grabe unbeschreiblich freudig! Das konnte er durch die Gedanken der Hymnen 1—4 ganz und gar nicht werden, denn in ihnen wühlen noch Schmerz und unendliche Resignation. Wohl aber konnten ihn die Gedanken der 5. Hymne in höchste, durch Trost gewonnene Freude versetzen. Daher rühren auch die aufblitzenden Enthusiasmusmomente. Das geht auf die blitzartige Entdeckung dieses allergrößten, allertröstlichsten Zusammenhangs. — Auf diesen Trostgedanken komme ich einmal durch die oben schon zitierte Stelle bei Tieck: „Novalis kehrte — Herbst 1797 — getröstet und wahrhaft verklärt zu seinen Geschäften zurück." — Wichtiger aber ist ein anderer Beweis für meine Auffassung: der Schluß der 5. Hymne von „Gehoben ist der Stein" an. Wenn jemals ein Trostlied gedichtet ist, so ist es dieses, besonders in den drei letzten Strophen. Bei lautem Lesen wird jeder das kräftige, tiefe Aufatmen herausfühlen. Wer aber sagen wollte: gerade deswegen ist dies Gedicht später entstanden — der beachte nur, wie ganz und gar folgerichtig die Tröstung aus dem ganzen Vorhergehenden heraus geboren ist. Dies ist nicht angehängt, sondern wächst unmittelbar aus den ersten Hymnen heraus. Der Anfang besonders des gereimten Schlusses läßt den festen und engen Zusammenhang mit dem Vorangegangenen deutlich erkennen. Und außerdem: ohne wirkliche Überwindung eines tiefen Wehs dichtet auch ein Novalis nicht ein so unendlich tief durchempfundenes, trostbringendes Lied — und zweitens wäre dieser geschlossene Zusammenhang mit allem Früheren einfach unmöglich, wenn dies später angehängt sein sollte.

Damit ist Busse widerlegt, ist meines Erachtens auch erwiesen, daß die Konzeption von Hymnen 1—5 bereits in den Sommer 1797 fällt.

Ich nähere mich dem Ende.

Meine Ansicht ist also: Die Gedanken der Hymnen 1—5 wurden bereits am 13. Mai 1797 in Novalis lebendig, und im Sommer 1797 wurde durchaus die Hauptarbeit geleistet, mag sich die Ausarbeitung, das Aufschreiben, immerhin noch hingezogen haben — das entzieht sich unserer Beurteilung ganz. Aber spätestens Dezember 1798, vor der neuen Liebe zu Julie sind die Hymnen 1—5 handschriftlich, in der H-Fassung, fertig.

Und Hymne 6? Das wage ich nicht so bestimmt zu behaupten wie dieses. Sie scheint mir nach Stil und Anlage der späteren Zeit der Geistlichen Lieder anzugehören. Nach dem Gedankeninhalte fällt sie aus dem Rahmen der Hymnen heraus. In diesen ist das Jenseits, „der heilige Schlaf", die Nacht. In Hymne 6 heißt das sehnsüchtig begehrte Jenseits nur einmal „die ewige Nacht" (Str. 2), aber das Wort Nacht hat hier durchaus den ganz gewöhnlichen Sinn, nicht den besonders gewendeten der Hymnen. Sonst heißt es: Himmelsufer (Str. 1), Vater (Str. 2), Heimat (Str. 7), Vaters Schoß (Str. 10), und in Strophe 7 passiert die krasse Entgleisung: „Wir sangen Sehnsucht schon wir sie zu dunkle Nacht gehüllet", und dies „sie" ist dieselbe Vorzeit, die in Hymne 5 als Reich des Lichtes geschildert wurde! Hinzukommt, daß mit Hymne 5 die Hymnen vollkommen abgeschlossen sind. Nach dem tröstenden Schlusse von Hymne 5 gibt es überhaupt nichts mehr zu sagen. Hymne 6 hinkt einfach nach. Ich datiere sie nach der Entstehungszeit der ersten fünf Hymnen. Näheres dürfte man kaum behaupten können.

Zuletzt noch die Frage nach der Zeit der Überarbeitung.

Es ist unbezweifelbar und auch nie bezweifelt, daß die Überarbeitung vorgenommen wurde, als die Hymnen im Athenäum abgedruckt werden sollten. Wenn Novalis die Hymnen auf Schlegels Aufforderung, „seine Ansichten über das Universitum in einen Brennpunkt zu sammeln", gedichtet hätte — wenn dem so wäre, so hätte die Überarbeitung nicht vor dem Schlegelschen Briefe stattgefunden. Dieser ist nun leider undatiert. Raich setzt ihn in den März 1799. Ich glaube, er ist später, etwa aus dem September oder Oktober, denn Novalis beantwortet ihn erst am 31. Januar 1800, und er ist sonst nicht lässig im Briefschreiben. Die Durchsicht erfolgte jedenfalls kurz vor der Einsendung zum Drucke. Nun werden die Hymnen, „ein langes Gedicht", zunächst am 31. Januar 1800 angekündigt[1]). Da möchte ich darauf hinweisen, daß Novalis im Dezember 1799 und Januar 1800 mit Studien auf der Saline Artern und anderen Arbeiten sehr beschäftigt war (Raublese S. 251/2, Briefe S. 131 ff.

[1]) Daß es sich hier wirklich um die Hymnen handelt, hat Minor (Schriften zu Novalis S. 81 f.) sicher gemacht.

und 136 ff.). Vielleicht hält er darum am 31. Januar 1800 die Hymnen doch noch einmal zurück und schickt sie erst am 28. März. Dann hätte die Redaktion vermutlich erst zwischen dem 31. Januar und dem 28. März 1800 stattgefunden.

---

# Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten.

## IV[1].

### Gedichte und Festspiele Max von Schenkendorfs aus dem Foliobande der Familie von Auerswald.

Mitgeteilt von Paul Czygan in Königsberg.

Hagen, der Biograph Schenkendorfs, hat unzählige Stellen aus dessen Gedichten und Briefen, die seinen Freunden gewidmet waren, zur Charakteristik desselben in seinem Buche Max von Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten, 1863 verwebt. Die Herkunft und der Aufbewahrungsort vieler dieser Stellen ist heute nicht mehr nachweisbar. Eine Hauptquelle derselben ist aber der Folioband mit Gedichten, Briefen und Festspielen Schenkendorfs, der in der Familie von Auerswald aufbewahrt wird. Über den Inhalt dieser Sammlung äußert sich Hagen in der Lebensbeschreibung S. 241 folgendermaßen: „Eine Schriftsammlung in einem Foliobande, mit geringer Ausnahme von Schenkendorfs Hand, ist als eine Chronik der Auerswaldschen Familie anzusehen. Der erste Brief ist vom 3. November 1806, der letzte vom 5. Juli 1816. Die Gedichte sind zum großen Teil Denkmale heiterer Feste, die im Auerswaldschen Hause gefeiert wurden, und der Erlebnisse, die im Kreise der Familie vorkamen." Dann fügt Hagen ein paar kurze Stellen aus den Gedichten zu den bereits in den Text seines Buches verwebten hinzu.

Herr Schulrat Dr. Fr. Jonas in Berlin durfte vor Jahren eine Abschrift der ganzen Sammlung anfertigen und hat 5 Briefe daraus veröffentlicht. Doch enthält die Sammlung im ganzen 14 Gedichte und Festspiele aus den Jahren 1805 bis 1812 und, außer den von Jonas veröffentlichten, noch 15 Briefe, die alle bei uns entstanden sind. Sie werden daher in ihrer ursprünglichen Form und im Ganzen abgedruckt auf Interesse nicht nur in der Heimat des Dichters

[1] I bis III veröffentlicht in Euphorion Bd. XIII und XIV.

Anspruch machen dürfen. Es ist in ihnen noch so manches enthalten, das Hagen in seiner Biographie nicht verwertet hat. In den Briefen, die, mit Ausnahme eines, alle an Frau v. Auerswald gerichtet sind, spiegelt sich die jeweilige Stimmung des Dichters wieder, der mit ganzer Seele an dem Auerswaldschen Hause namentlich an seiner Gönnerin und mütterlichen Freundin, der Gattin des Landhofmeisters, hängt. Er ist glücklich in dem Gefühle, daß ihn liebenswürdige Menschen gerne haben. War doch von Seiten seiner Eltern ihm diese Liebe, nach der sich sein empfindsames Herz so sehnte, wenig gezeigt worden. Während der Duellgeschichte und ihrer Folgezeit sehen wir ihn oft in starker Verstimmung, in der er sich aus Sehnsucht nach seiner mütterlichen Freundin gegen diese fast ungerecht zeigt: Auch der negative Ausfall des zweiten juristischen Examens wird seine Stimmung beeinflußt haben. In der Zeit der Not finden sich in den Gedichten und Festspielen vielfach Bemerkungen gegen die Franzosen und Russen, in denen sein lebendiges Gefühl für die Leiden des Vaterlandes sich kund tut.

Der Wert der Gedichte und Festspiele ist sehr verschieden, vieles ist nur leicht hingeworfen und für den Augenblick bestimmt, anderes wieder, sorgfältiger bearbeitet, zeigt uns den „Hofdichter" eines Kreises, der auf dem Schlosse seinen Mittelpunkt hatte, aber auch den aufmerksamen Freund, der bei Hochzeitsfesten und anderen Gelegenheiten mit seiner poetischen Festgabe nicht fehlen will.

Die Stücke 1 und 2 der Gedichte liegen als Festdrucke vor, das Stück 8 und die Auseinandersetzung in Prosa (copia), zu 10. gehörig, handschriftlich von anderer Hand. Nur 1 allein hat Schenkendorf selbst nicht zum Verfasser, sondern ist an ihn gerichtet. Die Bleistiftnotizen auf fast allen Stücken dürften von Hagen herrühren. Der Ort der Abfassung der Gedichte und Briefe ist bei allen Königsberg, 1, 2 und 4 der Gedichte fallen wohl noch kurz vor seinem Fortgange nach Waldau.

In der Reihenfolge der Gedichte und Briefe ist mit einigen Umstellungen die Zeitfolge beobachtet worden.

## Gedichte und Festspiele.

### 1.

„Die Liebe, welche Schenkendorf auf der Universität besaß, spricht sich in einem Gedicht aus, das eine Anzahl Freunde, S. H. Friedländer, F. v. Heyden, F. v. Schrötter, ihm beim Schluß seiner akademischen Laufbahn im Mai 1805 überreichten." Hagen, Schenk. Leb., S. 24.

Einzeldruck in 4°. 4 Seiten.

Unserm Freunde
Herrn
M. F. v. Schenkendorf
der
Cameral Wissenschaften Beflissenen
am
Schlusse Seiner academischen Laufbahn
im
Namen der Unterzeichneten
überreicht
von
C. Raabe und S. H. Friedländer

Albertine, im Mai 1805.

Königsberg,
gedruckt bei Heinrich Degen.

Quidquid erit, superanda omnis fortuna ferendo est! Virg.

Oft wenn in finstern, bang durchirrten, Nächten,
Dem müden Wanderer, auf öder Bahn
Kein froher Stern erglänzt, wenn plötzlich ihm
Von schwarzen Wolken sich der Horizont verfinstert,
Wenn Nachtgestalten furchtbar ihn umschweben,
Sich um ihn her des Grabes Schlünde öffnen,
Und angstvoll in des Todes kalte Arme
Mit jedem Schritt zu stürzen er dann wähnet,
So rufet eine unsichtbare Stimme:
„Geduld und Muth!“ ihm zu. Er blickt empor,
Er kennt die holden, freundlichsüßen Töne,
Und fühlet sich von neuer Kraft belebt.
Kühn eilt er nun durch jegliche Gefahren,
Er höret nicht des Sturmes wild Geheul,
Ihn schreckt kein Blitz und keines Donners Krachen,
Kein bleiches Nachtgespenst erschüttert seinen Mut.
Und endlich reißt der Wolken schwarzer Schlei'r,
Es schweigt der Sturm, und heiter lachet ihm
Der Himmel wieder. So gelangt er bald
Zum nahen Ziele, das er früh erkoren,
Und selten nur trübt düsteres Gewölk
Auf Augenblicke seines Lichtes Schimmer!
Und denket er in stiller Einsamkeit
Zurück an jene längst entschwundnen Tage
An manches tief empfundne Leid, doch auch
An manche Wonne, die aus vollem Becher
Die Horen ihm, wenn selten gleich, gespendet,

So lockt der Wehmuth bitter süß Gefühl,
Das sich mit dir, Erinnerung, vereinet,
Wohl Thränen ihm aus seinem Aug': und oft,
Und gerne denket er entflohner Zeiten!
O Freund! verzage nicht, wenn einst auch Dir
Den heitern Himmel Wolken überzieh'n:
Geduld und Muth nur führt dem Ziel entgegen.
Geduld und Muth! ruft dir der Freunde Kreis,
Aus dem Du scheidest, nach. O ziehe hin,
Zum Kampfe für die schöne Siegespalme,
Die, Edler, Dir, am Ziele einst beschieden!
Drum heitert sich jetzt unser nasser Blick,
Wir schau'n hinaus in wolkenlose Ferne,
Uns hellet sich der Zukunft düstre Nacht! — —
O denke Freund, zurück an manche schöne Stunde,
Und ewig lebst du fort in unserm Bunde!

---

| | |
|---|---|
| Bergius | v. Kanitz II. |
| Borbstädt | Kullack |
| Ewald, Reg. Rei. | Niederstetter I. |
| Friedländer | Niederstetter II. |
| Gemnich | Oestreich. |
| v. d. Groeben | v. Onacewitz |
| Hagen | Prenzel |
| Heimel | Roabe |
| v. Heyden | v. Rzetlowsky |
| Hirsch | v. Schrötter, a. Thorn. |
| v. Kanitz I. | v. Schrötter, a. Marienwerder. |

---

Anmerkung:

Die hier Unterzeichneten erweitern den Kreis der Freunde Schenkendorfs und lassen sich fast alle nachweisen. Bergius, ein Schwiegersohn des Buchhändlers Nicolovius, starb als Geh. Rat; Borbstaedt war 1809 Reg. Assessor zu Marienwerder. Aus Hagens Biogr. Schenk. sind als dessen Freunde schon bekannt: die beiden Grafen Kanitz: Ernst Wilhelm, geb. 1789, gest. 1869 als Tribunalsrat; Carl Johann Erhard, geb. 1787, Oberlandesgerichtsassessor, fiel als Leutnant im Westpr. Drag.-Reg. 1813 bei Tennewitz; dann Samuel Hermann Friedlaender (Fridolin), Freiheitskämpfer, dann berühmter Arzt in Berlin, Mitglied des Kränzchens in Königsberg und Dichter; die beiden Grafen von der Groeben, Carl, geb. 1788, gest. 1876, in Neudörfchen als Gen. Adj. des Kaisers und Gen. d. Inf.; Wilhelm, vermählt 1811 mit Ida v. Auerswald, fällt in der Schlacht bei Lützen, den 2. Mai 1813; Ferdinand Freiherr von Schrötter, der Mitherausgeber der Vesta, Sohn des Kanzlers von Schrötter, starb als geh. Justizrat in Marienwerder; August, Baron v. Schrötter, Westpr. Reg. Referendar; Johann Friedrich Gemnich, 1819 bis 1821, Lehrer am Gymn. zu Tilsit; Hagen, ältester Sohn des angesehenen Botanikers und Prof. Dr. Hagen. — Fried. August v. Heyden, geb. 1789, Stud. jur., 1813 im Feldzuge, dann Reg. Rat, starb als Ober-Reg.-Rat in Oppeln, angesehener deutscher Dichter. Vgl. Hagen S. 247, wo in warmen Worten auf diesen Freund Schenkendorfs und dessen Dichtungen hingewiesen wird; Goedeke, Grundr. 1. Aufl. III. 722/4. 2. Aufl. X. 291/7. — Ob Hirsch mit Dr. med. George Hirsch identisch ist, der 1807 Frau von Sydow, geb.

Lydia von Auerswald behandelt? (Vgl. Hart. Zeitg. 1907 22/23. Sept.) Doch könnte es auch Joh. Christian H. sein, später Praeceptor in Trempen. — Kuffack aus Ublick bei Arys, die Familie ist damals schon im Besitze dieses Gutes. — Oestreich dürfte wohl aus der Familie des patriotischen angesehenen Kommerzienrates in Braunsberg herstammen. — Von den beiden Niederstetter war einer später Reg.-Vize-Präsident zu Königsberg, der andere Landschaftsrat. — Ewald, wohl Joh. Ernst Friedrich, Ostern 1802, Abiturient des Fried. Coll., Reg. Referendar. — Heinel, vielleicht der bekannte Historiker oder dessen Sohn; von Onacewitz jedenfalls ein Studierender aus Russ. Lithauen und Szamaiten. — Nicht zu entscheiden ist, welcher von den zwei des Namens Rzetkowsky der Freund Schenkendorf ist: Jos. Joh. Felix Vater. v. R., Abiturient des Friedr. Coll. Mich. 1801; Jac. Fortunat v. R., Abiturient v. Fr.-Coll. Mich. 1803. — Raabe vielleicht der Begründer der Buchhandlung und Verfasser der Schmähschrift auf Aug. v. Kotzebue: „Der vertheidigte Herr v. Kotzebue, oder letzter gelungener Versuch, die Werke des besagten Mannes gleichsam zu entschuldigen; Königsberg bei Haberland, 1815. 60 S." — Über Prenzel konnte auch Joh. Sembritzki, dem ich einen Teil der hier gegebenen Feststellungen zu danken habe, nichts angeben.

## 2.

(Einzeldruck in 8°. 8 Seiten. Auf S. 5 und 7 mehrere Korrekturen mit Tinte. Weiter Druck, 2 Strophen auf jeder vollen Seite.)

An
meine Freundin
Luise Collin[1])
bei
Ihrer Vermählung
mit dem
Herrn Kriegs und Domänen Rath
Müller[2])

Königberg am 21. Junius 1805.

Gedruckt bei Gottlieb Lebrecht Hering.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band;
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle, mit heiliger Hand.

Schiller.

[1]) Aus den Briefen Schenkendorfs an Köpke und Fr. Collin geht hervor, daß er mit dieser Familie in der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Königsberg stets auf das innigste befreundet gewesen ist. Vgl. meinen Aufsatz im Euphorion XIV. S. 345 u. ff.

[2]) Der Kriegsrat Müller ist erwähnt bei Rühl, Briefe u. Akt. a. d. Nachlaß Stägemanns.

Vignette,
(ein mit Rosen bekränzter Denkstein, von Bäumen umgeben).

Hochzeitsgaben wollt' ich heute bringen,
Wollte froh den Kranz besingen,
Welcher dir so lieblich blüht!
Aber, Freundin, sieh', es gleiten
Trennungszähren in die Saiten,
Und es wird ein Trauerlied.

Doch, was klag' ich? Zwar vom Vaterheerde,
Von der süßen Heimatherde
Ziehet dich das neue Band —
Aber kann es wohl dein Wesen,
Deinen Geist vom Zauber lösen,
Der dich zehnfach hier umwand?

Nein, Du bleibest doch in unserm Kreise,
Wandelst hier nach alter Weise,
*Wenn dich Trennung gleich entrückt
Hat von Tauris fernem Strande
Nicht die Priesterin zum Lande
Der Hellenen hingeblickt?[1])

In der Schwestern freundlichem Geleite
Zeuch denn hin, an Müllers Seite,
Nach der neuen Heimath Au'n!
Bringe Glück zu seiner Schwelle —
Ach, auf einer hohen Stelle,
Hoch vor Männern steh'n die Frau'n.
Aus dem engen, dumpfen kalten Leben
Ihres Mannes Blikk empor[2]) zu heben
Auf ein schön umflocht'nes (Ziel)
Den Gesunknen zu erheitern,
Sein gestähltes Herz zu läutern
Durch das heiligste Gefühl.

Alles Edlen, Schöne Heroldinnen,
Stehn sie da: Vermittlerinnen,
Zwischen Zwekk und Gegenwart;
Tragen in der Brust den Frieden,
Der Entsagung, der hienieden
Wenigen sich offenbart! — —

Bringe Glükk, und nimm zum sichern Lohne
Des Bewußtseyns schönste Krone,
Die dein eignes Herz dir reicht.
Solch ein Kranz verwelket nimmer,
Wenn auch dieses Festes Schimmer
Und, mit ihm, der Lenz entfleucht.

[1]) Hagen a. a. O. S. 95.
[2]) „empor" ist mit Tinte durchstrichen.

Gab nicht auf den ungewohnten Wegen
Ihres Hauses hohen Segen
Dir die fromme Mutter mit?
Wähl' ihr Vorbild! Folg' ihm gerne,
Folg' ihm treu, dem Muttersterne,
Welchen kein Gewölk umzieht!

---

Daß es in der Fremde nicht erkalte,
In der Ehe nicht veralte,
Dieses Herz voll Phantasie'n[1])
Dieses[2]) Herz voll Idealen —
Laß es in den reinen[3]) Strahlen
Der Erinnerung entglüh'n!

---

Der Erinnerung an jene Zeiten,
Die dich zum Berufe weihten,
Welchen dieses Lied besang,
Der Erinn'rung an die Treuen,
Die des Bandes sich erfreuen,
Welches heute dich umschlang.

---

Denk auch meiner, Freundin, der in schlichten,
Frommen, herzlichen Gedichten
Nur das Schöne preis't und pflegt,
*Der schon früh entbehren lernte,
Der im Herzen für „Entfernte"
Einen stillen Altar trägt[4]).

Ferdinand Max von Schenkendorf.

## 3.

(Undatiert. Großquart-Blatt[5]).

Süße Jungfrau, nimm die Lieder,
Nimm, o Sängerin, sie an:
Schöner kehren sie mir wieder,
Wenn ich einst noch schauen kann
Die ätherischen Gestalten,
Neugeschaffen sich erheben,
Tönend fließen, duftend schweben —
Wie von Zaubern festgehalten —
Rings um ihre Schöpferin.
Engelchöre sind dir nah,
Segnend naht Cäcilia,
Grüße deine Meisterin!

— r.

---

[1]) „Phantasien" ausgestr., dafür am Rande „Sympathien".
[2]) „dieses" ausgestr., dafür „Ach dein" übergeschrieben.
[3]) „reinen" ausgestr., dafür „immer" hinter „laß es" eingeschaltet.
[4]) Hagen a. a. O. S. 107.
[5]) Das Gedicht kann an die „Demoiselle" Bessel gerichtet sein, die 1806 mit großem Beifall in Königsberg auftrat. Vgl. Hart. Zeitung 1806, St. 44

## 4.

(Halber Bogen, in Quart gekniffen, das zweite Blatt unbeschrieben.)

### Prolog
### zu den dankbaren Kindern[1]).

Ihr Edlen alle, die in diesen Tempel
Der freundlichen Thalia Liebe führt,
Strebt Ihr des Festes Deutung zu vernehmen,
Zu dem Euch unsre kühne Ladung rief?
So wisset, daß vor länger als zwei Monden
Dankbare Kinder hier das Wiegenfest
Der guten Mutter zu begehen wünschten.
Sie hinderte das Uebel, das vom Kreise
Der Fröhlichen die holde Schwester schied.
Da warf ein Gott in ihre fromme Seele
Den glücklichen Gedanken, dieses Fest
Noch aufzuschieben, bis aus jenem Lande,
Das ihre gute Mutter einst gebar,
Die theuren, edlen Freunde noch erschienen,
Die unser Zirkel jetzt so froh umschlingt. —
Auch dort, auch dort, auf jenen schönen Bergen
Begann ein neues Leben, als der Lenz
Mit Himmelsduft, mit Lebenskraft und Wärme
Wohlthätig sich zur Erde niederschwang
Auch dort ward ein Familienfest begangen!
Aus fernen Zonen kam zur Heimathsflur,
Kam an der Mutter Brust, kam in des Vaters Arme
Ein edles Brüderpaar zurückgeeilt. —
Es blüht ein Kranz für Mutterthränen!
Und Muttertreue lohnt ein treuer Gott! —
Ihr kommt, um hier die Muster deutscher Frauen
Und, in der Hoffnung Morgenstrahl,
Der Mutter glücklichste zu schauen,
Beglückt durch ihres Herzens Wahl —
Seyd uns gegrüßt! Willkommen Gäste
Bei unserm frohen Kinderfeste!
Laßt jetzt ein Bild der Schäferzeiten
Vor Euerm Blick vorübergleiten! —

Am 9. Junius 1805.

F. M. v. S.

Bleistiftnotiz. NB. Zu einer Nachfeier des am 5. April stattgefundenen Geburtstags der Frau von Auerswald.

---

v. 2. Juni als Entgegnung einer Rezension in der (verschollenen) Morgenzeitung vom selben Jahre. — Die Schauspielerin Schroeth — die damalige Fleck — sah Schenkendorf im Kostüm der Raphaelschen Cäcilie in Berlin 1812. Vgl. Euphorion XIV, 2. S. 346.

[1]) Das Schauspiel habe ich nicht feststellen können.

5.

6 Folioblätter.

(S. 1:) Die silberne Hochzeit bei den Zigeunern.

Ein Intermezzo bei der Feier des 8. Oktobers.
1807.

Bleistiftnotiz von anderer (Hagens?) Hand, wie alle Bleistiftbemerkungen: NB. Zur silbernen Hochzeit des Präsidenten Morgenbesser[1]). (Vgl. Hagen, Schenkendorf a. a. O. S. 41).

(S. 2) Personen.

Der Köhler.
Sein Weib.
Ihre kleine Tochter.
Der Zigeunerhauptmann.
Ein Zigeunerweib mit einem Kinderkorbe.
Ein altes Weib.
Ein Mädchen.
Ein kleines Mädchen. } Zigeuner.
Wolf.
Ein kleiner Junge.
Ein größerer.
Mehrere Zigeuner, Männer, Weiber, Kinder.
Einer aus der Gesellschaft.
Die Städter oder Zuschauer.

---

Waldige Gegend. — Köhlerhütte. — Seitwärts ein Feuer, an dem Zigeuner sitzen. — Der Köhler und dessen Frau und Tochter. — Zuschauer.

Köhler: Gelt, du wackrer Spiessgeselle, das hat der alte Herrgott gut gemacht, daß er dich gerade heute wieder in meine Gegend gebracht hat. Heut' sind es 25 Jahre, als ich meine Marie in diese Hütte führte — mir läuft das Herz noch über, wenn ich an die Zeit denke; gleichsam als ob mit dem ersten Arbeitstag' in der Woche der h. Ehestand beginnen sollte. Es war freilich ein Arbeitsstand; aber der Herr hat seinen Segen nicht fehlen lassen, und als ich in der knappen Zeit nicht aus noch ein wußte, da sandte er dich in diese Gegend. — Nun, auch Zigeuner hab' ich kennen gelernt; und wahrhaftig, so lieb meine Hütte und mein Handwerk mir ist — wenn ich kein Köhler wäre, so möcht' ich wohl ein Zigeuner seyn!

Köhlerin: Und ich eine Zigeunerin!

Hauptmann: Recht so, alter Kauz! Dein Handwerk hat dich die Anhänglichkeit an die eigentliche angeborne Lebensart der Menschen noch nicht verlieren lassen. Mußt auch oft weit genug wandern ins Holz. Groß, unermeßlich ist unser Geburtsland, und indem wir herumschweifen auf der Erde, üben wir unser Herrenrecht über dieselbe aus. So leicht und flüchtig wir Zigeuner auch seyn mögen, wir bleiben doch wohl manchmal hängen mit unsern Herzen. Ich bin noch eins so vergnügt, daß ich zu deinem Ehrentage gekommen bin. Theilnehmend sind deine Gäste gewiß, und auch kein gieriger Neidhart ist unter ihnen.

---

[1]) Über Morgenbesser, damals Direktor des Kriminalgerichts, später Oberlandesgerichtspräsident in Königsberg, siehe Conrad, Gesch. der Königsberger Obergerichte, Leipzig 1907.

Köhler: Das weiß ich, Gevatter, das weiß ich, und eben darum seyd ihr mir willkommen! Ich dachte schon heute ganz allein bleiben zu müssen, und das wurmte mich. Wenn wir uns auch einander genug sind, mein Weib und ich, so freut man sich doch gerne mit Freunden. Die grossen Buben sind bei des Königs Armee, und die kleine Hexe versteht noch nicht, was das sagen will, 25 Jahre zusammen gelebt, Leid und Freude getheilt zu haben.

Hauptmann: Da sind wir ja recht gelegen gekommen. Heissa, ihr Weiber und Kerle, was hockt ihr da alle so schläfrig? Hurtig, werft Erdäpfel in's Feuer, daß Schrits und Niklas was zu beissen finden, wenn sie vom Umgange kommen.

Köhler: Sie werden guten Verdienst haben, wenn Sie in's nächste Dorf beissen gegangen sind. Dort hat sich heut ein Haufen Stadtvolk eingenistet. Die führen ein Leben mit Saus und Braus, solchen Leuten kann doch kein Krieg und kein Kriegsfieber anhaben — je schlimmer, je lieber! Wenn ihr den Regenwurm in drei Stücke schneidet, so werden drei Regenwürmer daraus. Ich muß aber euch doch von meiner Herzstärkung h'rausholen.

Hauptmann: Thu' das, Alter, und gieb meinem Volk noch was für ihre Kehlen, die armen Gauche haben schon lange wie Fische leben müssen, seitdem ihnen die fremden Feldmäuse alles vor'm Munde wegschnappen. (S. 5)

Köhlerin (bringt einen Krug). Gesegn euch's Gott, Gevatter!

Hauptmann: Großen Dank, Frau Marie! Für mich und mein Volk (trinkt). Was schielt ihr so gierig herüber, ihr unverschämten Geiler! Da nehmt nur hin, und singt nachher unserm Wirt zu Ehren ein lustiges Zigeunerliedel.

(Zigeuner springen auf und man hört: „gieb mir!" — „nü, mir zuerst" — „Du Nimmersatt". — Die Kleinen schreien: „ü, ü, ich will auch haben" usw. Unterdessen sind die Städter immer näher gekommen. Das folgende wird, so viel möglich, zugleich gesprochen).

Köhlermädel: Vater, schau' mal den Haufen Volk, der da kommt.

Köhler: Was geht dich das Volk an, du kleine Hexe.

K.-Mädel: Ei, wie geputzt die sind!

Hauptmann: Ruhig, Gesindel! Und nun macht hurtig und singt. Liseli und Hänsli können auf dem Hackbrett und der Strohfiddel begleiten.

(Zigeuner singen:)

Was hockt ihr am Ofen
Und schreit: „es ist kalt."
Zigeuner erwärmt
Das Feuer im Wald.
Frei steigt in den Himmel
Der leichte Rauch,
Frei stöbert das Wildprätt
Durch Feld und Strauch.
Uns ward ein gleiches Recht gegeben,
Es lebe das Zigeunerleben,
Wir bauen nicht Häuser,
Wir bauen kein Feld,
Wir wandern und betteln,
Beschazzen die Welt.
Wer hungern und dursten,
Wer schwelgen kann,
Der Bettler ist König,
Der freie Mann.
Was schmält ihr, daß es da uns schmecket
Wo uns der Herr den Tisch gedecket! (S. 6)

Wollt ihr uns nichts geben,
So stehlen wir's euch:
Doch nimmer zerstörten
Zigeuner ein Reich.
Sie sind so bescheiden,
Zu Wunsch und That,
Daß Hamster und Sperling
Mehr Vorrath hat.
Gestattet doch den kleinen Dieben,
Was andre kühn im Grossen üben.
Wer baut sich nicht Schlösser
Auf Sand und auf Moor?
Wir kommen den Wünschen
Der Menschen zuvor.
Wir zaubern und schwazzen
Von Gunst und von Glück
Und heitern auf Stunden
Den trüben Blick.
Wem hier nur sparsam Blumen sprießen,
Den wird auch Täuschung nicht verdrießen
Doch wer mag erweisen,
Daß Täuschung und Trug
Der Geister geheimer
Entbundenster (?) Flug?
Wir lernten in Kammern
Die Weisheit nicht.
Aus Morgenland kam uns
Das hohe Licht.
Von Vätern haben wir's ererbet,
Was ihr euch nimmermehr erwerbet.
Und sind wir gleich loses
Gesindel für euch —
Wir wackern Zigeuner
Sind sittig und weich.
Wir lieben so herzig,
So fest und treu,
Wir wandeln durchs Leben
Je zwei und zwei
Die Liebe schlingt die süssen Bande
Auch fest um die Zigeunerbande. (S. 7)

Köhler: Sieh' nur, wie das Stadtvolk immer näher kommt und uns anglozzt.

Hauptmann: Lass' sie doch schaffen — so was kann dir nimmer ein Leben begreifen ohne Haus und Hof; werdens aber wohl lernen müssen. Die Bauern wünschen unser Regiment schon zurück, seit statt der Diebe — Soldaten herumspuken im Land — sie müssen schier all' unsre Handtierung ergreifen.

Zigeunerweib (mit dem Kinderkorbe kommt):

Grüß Euch Gott! Bald wäre ich ganz ledig gekommen. Die Dörfer sind alle blank. Da fand ich im nächsten Gasthofe aber 'nen Haufen fröhlicher Menschen aus der Stadt. Die haben mir reichlich beschcert, und wie sie hörten, daß wir hier im Walde hausten, sind sie alle fortgelaufen. Schaut nur, wie sie stehn von weiten, und dürfen nicht h'ran.

Köhler (kommt vor): Willkomm', ihr Herrschaften, hier im grünen Wald. Braucht euch nicht zu scheuen vor dem Volk da am Feu'r. 's sind zwar Zigeuner

— aber brave Gesellen gute Freund' und Nachbarn von mir. Sie helfen mir heut meine silberne Hochzeit feiern.

Einer aus der Gesellschaft: Sieh da, auch in der schwarzen Köhlerhütte die silberne Krone. Haben Sie's gehört, meine Herren und Damen, daß auch hier die Liebe ein Fest wie das unsrige feiert? Es war nicht von ungefähr, daß unser Spaziergang sich hierher richtete.

Köhler: Gewis? Nein, poz Velten — hm, Marte, Marte, Gevatter, Zigeunerhauptmann, hört nur! auch diese vornehmen Herrschaften feiern eine silberne Hochzeit. Das ist gewis das Paar dort; ich seh's an dem stillen, vergnüglichen Wesen. Glück auf, Herr Bräutigam, kommt ihr euch nicht auch wieder so jung und frisch vor wie an euerm Hochzeitstage?

Marte (kommt vor): Gott geb auch euch so viel Glück, liebe Herrschaft, als er mir und meinem Kunz heute beschcert hat. (S. 8)

Der kleine Zigeunerjunge (kommt gelaufen): Mutter, da hab' ich fangen ü Ratt und zwo Mäus'.

Korbweib: Gieb her, werd' dir's braten zum Nachtimbiß.

Hauptmann: Husch, ihr Weiber, da könnt ihr 'nen Heller verdienen zu Nacht. Geschwind und macht eure Künste. (Tritt vor). Viel Glütt, liebe Herren und Damen, und vielmal willkommen bei uns. Es freut mich, daß ihr einmal zu uns Waldmenschen herauskommt aus euerm Zwinger und unser Leben mit ansehen wollt.

Wolf (tritt an den Hauptmann): Herr, der da, den kenn' ich von der Zeit her, wie sie mich eingesperrt hatten, in der Stadt. Er wird uns greifen lassen.

Hauptmann: Sey still! Der thut uns heut nichts. Er wird schon selbst lachen über unsre Späße. Gebt unsern Leuten etwas zu verdienen, Herr, und laßt euch ihre Künste zeigen. 's ist ganz unschädlich, und hat wohl sein Gutes.

Zigeunermädchen (anfangs am Feuer, dann immer näher):

Juchheissa! Kadabra! Wer will erfahren,
Was ihm noch beschcert ist in künftigen Jahren?
Ihr Alten, ihr Jungen, so Gros wie Klein!
Merket auf das Zigeunermägdelein!
Sie ist euch gar pfiffig, gewandt und fein
Und hat euch viel Rares zu prophezei'n.
Ihr Herren und Damen, die Hände her!
Doch laßt ja die zarten Händchen nicht leer.
Denn Leerheit giebt Leerheit d'raus nichts entsteht;
Wer kann lesen, wo nichts geschrieben steht?
Was steht ihr so still da und abgewandt;
Mein schmutker Herr, nur her mit der Hand!
Wie wird mir, was sind das für Linien?
Hab' ich doch mein Tag' so was nicht gesehn!

Hauptmann: Da seht nur die Lebenslinea!
Wie steht sie so mächtig und kräftig da —
Es sieht auch schier alles so lieblich aus;
Im Mittag bildet die Venus ihr Haus. (S. 9)
Es leuchtet mit seinem silbernen Schleier
Das Mondlicht auch in die Fenster hinein!
Verschlungen mit noch einer Linien — —
Ich muß nur der Braut in die Hände sehn — —
Ja lacht ihr nur immerhin in den Bart;
Ich les' es hier klar, wie wizzig und zart
Wie liebreich sie sich mit dem Herren gepaart.

Nicht wahr, ihr schmählt nicht auf mich, schmukke Frau,
Daß alles das ich verschlagen und schlau,
Herausfag' was in eurer Hand ich schau?
Das waren mir gar günstige Aspekten,
Die euch im Frühlinge führten und nekkten!
Wie's mit den himmlischen Zeichen da stand,
Das hab' ich aus euern Händchen erkannt —
Der Himmel ist immer in eurer Hand!

Großer Zigeunerjunge:
O schau, lieb' Vater, was Wolf dort erwischt!
Traun, er hat wieder im Trüben gefischt.
Gestohl'n hat er ü silberne Scheer.

Wolf: Halt's Maul doch, du Neidhart, du wilder Bär!

Hauptmann: Bist du ein Zigeuner, ehrloser Lekker?
Brauchst Silber und Gold? Wirst täglich noch kekker;
Stiehlst heut eine Scheer und gestern ein Messer
Und machst es mit morgen auch wahrlich nicht besser
Ungerochen ist oft dir's hingegangen;
Doch Zeit genug wirst du am Galgen hangen.
Wirst dann sitzen bei's Teufels Gastgebot,
Wirst als'n armer Sünder in letzter Noth
Von Herzen fluchen auf Messer und Scheeren
Und nur zu spät dich zum Rechten bekehren.

Wolf: O Herr, ich that es gewis nit zum Spaaß —
Denn als ich gestern im Schlosse dort aß,
Da fiel es mir ein, wie nöthig uns wäre,
Zum flikken und schneidern die hübsche Scheere.
Ich hab es so gut ich's konnte gemacht
Und etwas mit in die Wirtschaft gebracht.

Hauptmann: Und sollst zwo Tag' nichts zu Essen bekommen?
Zigeuner, ihr habt das Urthel vernommen. —
Seht, Herr, so verstehn auch über Verbrechen
Die Zigeuner strakks ein Urtheil zu sprechen,
Wozu man keinen Kriminalsenat,
Und keine Karolina[1]) nöthig hat. (S. 10)

Ein kleines Mädchen:
Nehmet Herenmehl
Mit Anisöhl
Und bakket einen Fladen;
Er hilft für jeden Schaden.
Zur Osternacht
Schöpft mit Bedacht
Das Wasser aus der Quelle
Besprenget dann die Schwelle
Des Hauses mit;
Und Schritt vor Schritt
Wird Segen und Gedeihen
Die Gläubigen erfreuen. —

Ein altes Weib:
Fort vom Feuer! Mach' mir Platz!
Lieber lass' die schönen Frauen,

[1]) Carolina d. h. Peinliche Gerichtsordnung des Kais. Karl V., die Grundlage des gemeinen deutschen Strafrechts für die folg. Jahrh.

Lüstern nach dem Bodensatz
Meiner alten Tasse schauen.
Seht nur aus dem Kaffeegrunde
Thu' ich euch das Schicksal kund.
Ist was gestohlen? Ist was verschwunden?
Gebt nur 6 Pfennig, gleich wird es gefunden!
Seht nit so bös, ihr jungen Musjös!
Gelt, ihr möchtet's gerne hören
Was die Götter euch bescheeren.
Bezahlt, und schaut die holde Braut!
Nur nennt ihren Namen nit laut.
Doch ich soll wohl offenbaren
Was für Glück und Überfluß
Unser Braut Paar wird erfahren
Fort und fort im Zeitenfluß
Glütt und Ehr' und Herrlichkeiten
Regnen hier von allen Seiten,
Eintracht und Zufriedenheit,
Gottes Segen, sind nicht weit
Gold und Perlen, ganze Haufen
Kommen schon hinzugelaufen,
Fast so viel als Kaffeekörner!
Seht ihr wohl zwo goldne Hörner?
Trinkgeschirr bedeutet das.
Wend ich aber um die Tass'
Seh' ich deutlich, klar und hell
Eine grosse Röm'sche L (S. 11)
L ist funfzig — funfzig Jahr
Feiert einst das Jubelpaar:

Hauptmann: Schenkt ihnen einen kleinen Zehrpfennig für ihre Künste gestrenge Herrschaften! Mögt ihr's nur glauben oder nicht, wenn's auch nur einen fröhlichen Augenblick gemacht hat. Der ist ja jetzt wohl Goldes werth.

Köhler: Hast Recht, Gevattersmann! Dazu ist's gut. Sonst mag man hexen und zaubern, wenn man sein Glück daheim nicht selbst baut, ist's doch nur eitel Würfelspiel. Wenn ich so manchmal allein war im großen Wald, und das Graben und Schmoren mir sauer wurd', braucht ich nur zu denken, es ist ja für meine Marten. Flugs hat wieder frische Kräfte. Was meinst du, Marte, wir möchten's noch einmal verleben, das letzte Vierteljahrhundert, — und das Paar dort sieht mir just auch so aus, als hätt' es sich lieb, so stark und treu wie die Köhler, und wäre glücklich und vertauschte sich nicht gegen die ganze Welt.

Marten: Ach, ja wohl, waren wir glücklich, lieber Kunz, und wollen's nicht besser haben, als es gewesen ist. Und gewis die fremden Herrschaften auch nicht.

Hauptmann: Ich bin wohl nur ein schlichter Zigeuner — aber auch wir wissen wohl, was Lieb ist und eh'liche Treu! Wenn so ein braves Weib viele Jahre mit uns herumgestrichen ist durch Berg und Thal, und Frost und Hitze, Glükk und Ungemach mit uns erduldet hat, so kommt sie uns noch eins so schmuck und liebenswürdig vor, als da sie den Brautkranz trug vor dem Altar. Alle Menschen sind doch mehr oder minder Zigeuner; sind sie gleich noch so begütert und noch so fest angesehen, das Alles ist eitel, und das Leben bleibt eine Pilgrimschaft. Die Zigeuner möchten wohl Aegypten wieder ihn; doch gehen wir wie alle Menschen noch lieber nach der Heimat oben. (S. 12)

Köhler: War unser Herr ja selbst ein Pilgrim auf Erden! — Doch, mit Vergunst: ich bin hier wohl Wirth, indessen muß ich doch zum Aufbruch mahnen. Das erste Viertel ist schon ziemlich hoch herauf hinter dem Walde.

Hauptmann: Es ist auch Zeit, Gevatter! komm, wir alle begleiten die Herrschaften ein Ende und singen den letzten Vers unsres Liedels. Die vornehme Wohnung wird ihnen durch die Köhlerhütte wieder neu worden seyn. So geht es frisch fort wie durch den Wald auch durchs Leben in's zweite Viertelhundert hinein.

Mit Sang und Klang und Gotteskraft
Gehn wir auf unsrer Pilgrimschaft
Dem schönen Ziel entgegen.
Wir wandern froh durch Berg und Thal,
Durch Wüsten und Gewässer,
*Und lacht uns heut kein Sonnenstrahl
Vielleicht ist's Morgen besser[1]).

Alle gehen ab unter Gesang des letzten Verses vom Zigeunerliedl.

## 6.

Ein Folioblatt.

(S. 1)

An Patru (Bleistiftnotiz: Frau v. Auerswald).

Zum Frühlings- und zum Lebensfest
am 5. April 1808[2]).

Alljährlich will es Frühling werden!
Der Ostwind schweigt, es haucht ein West,
Und alle Kindlein unsrer Erden
Begehn ihr Auferstehungsfest.
Voll banger scheuer Sehnsucht dringet
Der zarte Glockenschnee hervor,
Vom wachgewordnen Gotte singet
Der hochbegabte Lerchenchor.
Erwach' aus Träumen, die dich halten,
Holdselige, mit offnem Sinn,
Und gieb den schmeichelnden Gewalten
Des Lenzes Deine Seele hin.
Er will in Düften um dich spielen
Und ziehn in Deine holde Brust,
Mit lindem Kuß die Wange kühlen,
Beschleichen Dich zu Lieb und Lust.
Das Leben naht so still, so leise,
Es legt uns süße Ketten an.
Und hält uns fest im trauten Kreise,
Der unser nicht entbehren kann.
Ach, tausend Liebesarme schlingen
Sich mächtig um ein banges Herz,
Und milde Trostesworte dringen,
Wie Balsamthau, durch unsern Schmerz.

[1]) Hagen a. a. O. S. 41.
[2]) Über den 5. April siehe Hagen a. a. O. S. 32.

(S. 2)

In Thränen strahlt ein Regenbogen
Zur Mahnung an den Gottesbund;
Die Frühlingstaube kommt geflogen.
Sie thut uns frohe Botschaft kund:
„Es wird ein Tag der Ruhe kommen,
Ein ew'ges Osterfest erscheint,
Zum Heil den Duldern und den Frommen,
Die hier geschmachtet und geweint.
An's große Herz der Welt zu sinken,
Wo jede Sehnsucht schnell sich stillt,
Den ew'gen Frühling einzutrinken —
O Lust, die jede Qual vergilt!"
Doch bis wir ziehn auf Wolkenwegen,
Laß uns mit sehnsuchtschwerer Brust
Uns unter Erdenblumen legen,
Sie sprechen sanft in Schmerz und Lust![1])

— r.

## 7.

Hagen a. a. O. S. 64 sagt, „daß die Königin Luise es gern sah, daß ihre Söhne und Töchter mit denen des Landhofmeisters täglich gute Nachbarschaft hielten, und sie deren Feste durch ihre Gegenwart verherrlichte. So bot sich dem Dichter die Gelegenheit dar, ihr in Versen unbegrenzte Ehrfurcht zu bezeigen. Sie versagte es nicht, Zuschauerin zu sein, als nach der Rückkehr von Memel ein von Schenkendorf verfaßtes Festspiel: Die Bernsteinküste in der Auerswaldschen Wohnung dargestellt wurde. Auch das Stück trägt die Farbe der Zeit, hergenommen von dem Lande, wo es spielt, von der Stimmung, in der alle Mitwirkenden sich vereinigten, nämlich in dem zuversichtlichen Wunsch der Wiedererhebung Preußens". Und ebenda, S. 93: „Von der Festschrift ist leider! in der Handschrift nur so viel erhalten als wahrscheinlich noch vor Ausarbeitung des Ganzen, dem Tonsetzer übergeben wurde. Jedenfalls war das Stück mehr lyrisch als dramatisch."

Die Skizze zu diesem Festspiel nebst den Bemerkungen Schenkendorfs für den Tonsetzer bilden das nächste Stück des Auerswaldschen Sammelbandes:

(Bleistiftnotiz. Skizze aus einem Festspiel: Die Bernsteinküste, aufgeführt von dem Auerswaldschen Kreise vor dem Hofe nach der Rückkehr aus Memel).

Das könnten Sie uns wohl zurückschicken.

Ostseeküste in Preußen, in der Gegend des frischen Haffs. Im Hintergrunde die See, rechts an derselben ein Hügel mit wenigen Ruinen. Frühe Dämmerung. Das Spiel beginnt mit einem Gesange der Geister über den Wassern. Statt der Ouvertüre würde vielleicht ein dreifacher Posaunenstoß passend seyn,

[1]) Hagen a. a. O. S. 32.

worauf dann der erste Chor, oder auch nur eine tiefe Stimme die Worte des ersten Chors unisono sänge. Die Begleitung bei den übrigen Geistergesängen würde aber nur von Saiteninstrumenten seyn dürfen, und am besten in einzelnen Klängen bestehen, wie ferne Harfentöne. Es versteht sich, daß die Stimmen unsichtbar sind.

[Es folgt der Text des Chors, der Strofe, Antistrofe usw. wie Hagen, Leb. Schenk. S. 91—92 sie gibt].

Nach einer kleinen Pause künden Töne, ähnlich denen der Harmonika, das Erwachen des h. Adalberts an und begleiten ganz aus der Ferne dessen Rede. Dann landen Bernsteinfischer und singen ein Lied, wozu ich den Text erst morgen Nachmittag frühestens liefern kann. Während der übrigen Handlung kommt noch das beiliegende Volkslied vor. —

[Das einzige erhaltene Exemplar des Druckes der fertigen Gesänge aus diesem Festspiel, das Hagen unbekannt geblieben war, fand ich im Königl. Hausarchiv in Charlottenburg. Es ist lose im Manuskript des Delbrückschen Tagebuches befestigt, dessen Benützung mir Herr Archivrat Dr. Schuster freundlichst gestattete. Das Titelblatt gibt uns über den Komponisten, den Tanz und das Jahr der Aufführung des Festspieles Aufklärung. Es ist also nicht, wie Hagen angibt, 1808, sondern 1809 nach der Rückkehr des Königspaares von Petersburg zu setzen. Das Titelblatt lautet:

Gesänge
aus
dem Festspiel
die
Bernsteinküste.

In Musik gesetzt
von
Himmel[1].

Am Luisen-Tage 1809[2].

Königsberg,
gedruckt in der Königl. Hartungschen
Hof-Buchdruckerei.

Auf der Rückseite des Titels steht das Verzeichnis der im Festspiele vorkommenden Rollen:

Chor der Geister über den Wassern.
Der Geist des heiligen Bischofs Adalbert.
Reisender.
Junger Fischer.
Zweiter Fischer.
Alter Fischer.
Fischerknabe.
Landmann.

[1]) Friedr. Heinr. Himmel, geb. 1765, an Reichardts Stelle Kapellmeister in Berlin, war damals mit dem Hofe in Königsberg.

[2]) Der 2. März.

Agnes.
Soldat.
Ein Mädchen.
Zweites Mädchen.
Kleines Mädchen
Mehrere Fischer und Landleute.

Als Gesänge sind dann abgedruckt „Gesang der Geister über den Wassern", „Lied der Bernsteinfischer" und „Romanze", das letztgenannte in den Ausgaben unter dem Titel: „Der verlorene Ring". Hagen hat offenbar nach dem Texte des Auerswaldschen Sammelbandes seinen Abdruck (Leben S. 91 92) gegeben, der erheblich von dem in Charlottenburg erhaltenen Drucke abweicht.

Das Spiel selbst ist wohl niemals gedruckt und sein geschriebener Text bleibt verschollen.

## 8.

1 Bogen. Groß-Quart. (Nicht eigenhändig[1]).

(S. 1)

Bergmännisches Glückauf
dem Herrn
Hans Jakob von Auerswald
Königlichem Geheimen Staats-Rath und Oberpräsidenten von Preußen, Kurator der Landes-Universität, Ritter des großen rothen Adler Ordens, Erbherr auf Faulen, Lebentz usw.
und der Frau
Albertine von Auerswald
geborne Reichs-Burg-Gräfin und Gräfin zu Dohna
am Tage ihrer Silberhochzeit
zugerufen
durch
M. F. v. S.[2]
Königsberg am 23sten November 1809.

(S. 2)

In tiefen Bergwertsgründen
Erblüht ein hold Metall,
Thut lieblich sich verkünden
Durch hellen Glockenschall.
Es locken diese Töne
Den Bergmann in die Nacht,
Wo die gefangne Schöne
Ihm süß und bräutlich lacht.

[1] Der in Folge des Duells schwertkranke Dichter läßt es sich nicht nehmen, von seinem Schmerzenslager dem Jubelpaare seinen Festgruß zu entbieten, den er nicht eigenhändig hat schreiben können.

[2] Schenkendorf schwankte damals noch oft in der Anführung seiner Vornamen, auf dem Titel der „Studien" nennt er sich gar Schenk von Schenkendorf. Erst später bleibt er bei dem einmal nach Schillers Max Picolomini gewählten Vornamen. Hagen, S. 27.

Er pflückt in Geisterreichen
Den Silberblüthenstrauß,
Und spricht in fremden Zeichen
Sein fromm Geheimnis aus.
Der Mond muß ihm bedeuten
Des reinen Silbers Schein;
So ziehn die Himmelweiten
In seine Schachte ein.
Der Sänger, der die Blüthe
Des Herzens treu bewahrt,
Erkennet im Gemüthe
Die rechte Grubenfahrt.

(S. 3)

O heldenwerthes Streben
Nach hohem Liebesglück!
O wunderbares Leben
In seinem Silberblick!
Ihr habt den Schatz errungen,
Ihr schaut den Liebesmond.
Der Berggeist ist bezwungen,
Der in der Tiefe wohnt.
Hört Ihr den Schlag der Stunde,
Da Eure Fahrt begann?
O nehmt aus Sängers Munde
Das fromme Glückauf an!

S. 4 unbeschrieben.

## 9.

1 Folioblatt. (Bleistiftnotiz: An den Grafen Dohna Schlodien und dessen Gemahlin, Ernestine, geb. Gräfin Dohna-Lauck[1]). (Schwester der Frau von Auerswald).

(S. 1)

Epistel
an das Silberpaar.

Auf des Traumes rosigem Gefieder
Schwang zur Flur sich seiner ersten Lieder[2])
In das Reich der Jugendfantasie'n,
Eures Sängers treue Seele hin.
Euer'n Höh'n im Geiste zugeflogen,
Trank er Wonne dort und Himmelsluft;
Lieblich spielten der Pasarge Wogen
Um die volle fesselfreie Brust.
Da erwacht er — wehe! ihn umstarrt
Die gemeine, kalte Gegenwart.

[1]) Da die Hochzeit am 10. X. 1784 stattgefunden hatte [Mitteilung des fürstl. Archivars u. Priv.-Doz. Dr. Krollmann in Schlobitten] fällt die Silberne Hochzeit in das Jahr 1809.

[2]) Im Oberlande, wo er 1802/03 sich aufhalten mußte, hat der Dichter seine ersten poetischen Versuche gemacht. Vgl. Hagen, S. 11 u. 13.

Das Verhängniß hält mit rauhem Bande
Ihn entfernt von seinem theuren Lande.
Doch wer mag der Gotteskraft gebieten,
Die ins Herz ein Universum legt,
Die am Nordpol noch so zarte Blüthen
Als am Arno und am Tajo trägt?
Wer der Dichtung ew'gen Quell gefunden,
Der für's Geisterreich die Menschen weiht,
Ist nicht mehr an Raum und Zeit gebunden,
Bürger lebt er der Unendlichkeit.
Hin zu Euch, zu Eurem Festgesang
Zieht allmächtig mich des Herzens Drang,
Und mit leichtem, leisen Geistertritte
Nah ich mich des heil'gen Zirkels Mitte.

---

Mich umfließt melodisches Entzücken,
Und, umstrahlt von mildem Silberlicht,
Schau ich, mit des Geistes reinen Blicken
Euch von Angesicht zu Angesicht.
Nein, der arme Sänger kann nicht schweigen,
Wenn um ihn der Hymenäus klingt,
Und sein Lied soll von der Wonne zeugen,
Die mit Allgewalt ihn jetzt durchdringt.
Die noch nie entweihte Laute spielt,
Was der dankerfüllte Jüngling fühlt.
Fand er hier nicht früh das wahre Leben?
Habt Ihr ihm nicht Kindesrecht gegeben?

NB. Unmittelbar nach Überreichung dieser Epistel geht das Paar in den goldnen Saal wo das auf dem Bande gedruckte — überreicht wird — — —
(abgerissen)

## 10.

(Bleistiftnotiz: Skizzen aus Seinem Festspiel bei der Verlobung des Fr. v. A. mit dem Grafen Wilhelm von Groeben[1]). Unvollständig, schwer leserlich).

(Aus den einzelnen Rollen hier zusammengeschrieben, die nicht alle vorhanden).

Erster Auftritt.

Herold. (Der Text fehlt in der Handschrift).

Zweiter Auftritt.

Die Jungfrau tritt auf, sich mit Blumen unterhaltend, sie tränkend u. s. w.

— Sonne will schon niedersinken
Neigt ihr Antlitz nach den Fluten:
Kühlung nach des Tages Gluten,
Liebe Blumen, sollt ihr trinken.

---

[1]) Verlobung des Grafen Wilh. v. Groeben mit Ida v. Auerswald; die Hochzeit fand am 22. April 1811 statt.

Dritter Auftritt.

Jungfrau sich still beschäftigend,
Gloria führt einen Ritter ein.

Gloria: Folge mir, du theurer Degen,
Hoher Sieg ist bald gewonnen.
Bald von goldnem Netz umsponnen
Sollst du süßer Ruhe pflegen.

Ritter: O Fräulein, hehr und wunderbar,
Um deinen Namen spielt so klar
Das Licht als wie von tausend Sonnen!
Dein Flammenaug' hat mir gelacht;
Hast mich mit voller Gunst bedacht,
Von hoher Lust ein reicher Bronnen.
Du stolzes Herz, du reiner Sinn,
Dir geb ich mich zum Diener hin,
Was kann mir noch als du genügen?
Laß, schöner königlicher Leib,
Laß endlich himmelvolles Weib
Mein treues Minnen dich besiegen.

Gloria: Zähme Wünsche, die verwegen,
Zwar — mit ritterlichen Helden
Liebt ich — wie Geschichten melden —
Zarten Spieles wohl zu pflegen.

War dann ihre Herzensdame
Der sie jedes Opfer brachten,
Der sie schlugen ihre Schlachten,
Und im Panner stand mein Name.

Aber Einen zwang dies Leben,
Diesen Sternenflug zu weihen,
That ich Leichtsinn immer scheuen
Leichte Küsse will ich geben —

Wie die Jägerin dem Knaben,
Der am Bach einst eingeschlafen.
Weil sie flüchtig, willst du strafen
Weil so zart des Glückes Gabe?

Ewig blühn die Lorbeerreiser
Die ich Cäsarn, Alexandern,
Mark Anton einst flocht und andern,
Doch vor allen — Karl, dem Kaiser.

Leicht geflügelt, wie die Welle
Floh ich wieder fort von ihnen:
Aehnlich an Gestalt und Mienen
Trat ein Bild in meine Stelle,

Dem in Spielen, in Gefechten
Sie dann weihten Geist und Sinne.
Statt der Ehre trat Frau Minne
Wieder ein in ihre Rechte.

Dir, mein Fant ist auch erlesen
Daß es fürder dich begleite,
Zu den Festen, zu dem Streite,
Zartes wunderbares Wesen.

Schau die Dirne dort im Garten,
Selbst ein milder Maienregen,
Ihrer holden Schwester pflegen
Und den süßen Freund erwarten.

Reizen Dich nicht diese Mienen?
Auf, mein Ritter, biet ihr Fehde!
Fahe sie mit süßer Rede
Tritt hinzu, sie zu bedienen.

(Gloria verschwindet.)

Vierter Auftritt.

Jungfrau und Ritter.

Ritter (für sich):
Wie hab' ich dich so oft gesehn,
In stiller Nacht auf Bergeshöh'n!
In tiefstem Wald, im Veilchenthal
Sah ich dich scheinen, Mondenstrahl,
Dein' süße, flüchtige Gestalt
Vor der mein Herze hüpft und wallt.
Ob ich dich faß' mit Liebsgewalt?
Ich kann nicht singen, kann nur beten,
Sanft wie der West zu Blumenbeeten
Will ich zum Himmelsvorhof treten.
(Zur Jungfrau tretend):
Holde Jungfrau, sey gegrüßet,
Wie das Licht die Fluten küsset,
Wie der Thau dem Aug' entquillt
Grüß ich Dich, Dein Götterbild,
Blick auf den, der zu dir fleht.
Jungfrau: Theurer Fremdling, wie so spät?
Ritter: Werd' ich denn erwartet hier?
Jungfrau: Lange sah ich aus nach Dir.
Ritter: Bin ich Dir auch schon bekannt?
Jungfrau: Sah dich gehn aus Gottes Hand.
Ritter: War es nicht zur selben Stunde,
Als der Hauch aus seinem Munde
Dich beseelte süßes Glück?
Jungfrau: Nein, es war der Augenblick.
Ritter: Schwester!
Jungfrau: Bruder!
Ritter (auf sie zugehend):
Sey gegrüßt mir brüderlich:
Jungfrau (zurücktretend)
Unsre Blicke küssen sich.
Ritter: Schwester, ach, ich kann nicht sprechen
Aber in mir wird es klar,
Was solange dunkel war.

Laß mich diese Rose brechen,
Daß sie dir es kühner sage,
Was ich nicht zu stammeln wage.
Schau die Rose glühend roth
Fleht um einen süßen Tod.
Reine, Klare, Farbenlose
Gieb du mir die weiße Rose.

Jungfrau (giebt sie ihm):
Welch ein wunderbarer Tausch!

Ritter: Liebeswahnsinn, Traum und Rausch!
Aber du bist ew'ge Klarheit!

Jungfrau: Und im Herzen wohnt die Wahrheit.
Fühlst du, wie der Morgen graut?

Ritter: Abend ist's, Quell meiner Sorgen!

Jungfrau: Doch die Lieb ist ewger Morgen.

Priester (erscheint im Tempel):
Heil, sie haben sich geschaut.

## Fünfter Auftritt.

Der Priester. Vorige.

(Ritter: Liebe? Hast Du's ausgesprochen?
Zauberformel! Bann gebrochen!
Sey umschlungen, ew'ge Braut!
Sprich auch Du nun, Gottesstamm!

Jungfrau: Sei willkommen Bräutigam).

(Das Eingeklammerte fehlt in der einen Rolle).

Priester (tritt zwischen sie, er tritt die Stufen hinab):
Wunderbar emporgeschossen
Sind die zarten Liebessprossen
Die aus euren Herzen steigen
Und sich sanft herunterneigen.
Schnell an einem Sonnenblick
Werd' gezeitigt euer Glück.
Daß die Heilige nun hüte
Eurer Sehnsucht scheue Blüte
Werft euch betend vor ihr nieder.
Die nun dein, entsag' ihr wieder.
Du gehst hier und sie geht dort:
Euch vereint ein sel'ger Ort.
Wandelt froh den dunkeln Pfad
Strahlend, glühend, tödtend naht
Euch die herrliche Verklärung.

(Das Paar geht nach verschiedenen Seiten aus).

Sie haben sich im Heiligthum verloren
Und finden dort sich zu erhöhtem Glück,
Die ewge Mutter hat sie auserkoren
Und spendet ihnen ihren Gnadenblick.
Sie gingen ein zu den geweihten Thoren
Und kehren uns wohl nimmermehr zurück,
So leicht auch jener Vorhang scheint zu wallen,
Doch kann er nimmer weichen oder fallen.

Preis dir, geschmückter, heiliger Altar,
Heil euch, ihr meines Tempels starke Säulen,
Im Vorhof bleibt die ungeweihte Schar,
Indeß die drinnen Weih auf Weih erteilen.
Euch nahet heute sich ein holdes Paar:
Wir sehn es fort mit Liebesschritten eilen,
Der Priester hat sein Opfer hingeleitet
Schon wird es zur Verwandlung zubereitet.

(Abgehend, auf der Schwelle stehend):

Volk, ich will dir noch die Säulen nennen,
Die großer Räthsel tiefen Sinn verhehlen,
Die Seele soll den ew'gen Freund erkennen,
Vertrauen soll die heil'ge Treue stählen,
Die Reinheit soll in Liebesglück entbrennen,
Die stolze Kraft der Zartheit sich vermählen.
Ich geh' und nähre mich mit heilgen Werken,
Laßt Speis und Trank euch nun erfreuend stärken.

(Verschwindet).

Copia. [Zu 10.]

„Als er ein Festspiel zu dem Gröbenschen Hochzeitsfest[1]) angeordnet und einer der Anwesenden Absichten dem Dichter untergelegt hatte, die ihm fremd und der Mutter der Braut verdrießlich sein mußten, so erließ er ein geharnischtes Schreiben und bespöttelte die geringe Einsicht des Beschauers, welcher wähnen konnte, daß man etwas der Art vor einer prosaischen Gesellschaft in Versen auszusprechen sich erlaubt hätte." Hagen, S. 40.

Copia.

Die Grafen Kanitz und von Münchow forderten mich auf, eine Idee, welche sie mir angaben, zur Feier der Gröbenschen Hochzeit auszuarbeiten. Es sollte nämlich im Speisesaal ein transparenter Tempel errichtet werden, den Tempel der Ehe vorstellend, und auf einigen Säulen, wodurch man die zum Glück der Ehe erforderlichen Eigenschaften andeuten wollte, ruhend. Daß dieser Tempel nicht leer und stumm dastehen konnte, daß etwas gesprochen werden mußte, liegt am Tage. Was war natürlicher, als bei der Hochzeit eines Offiziers die Allegorie zu wählen, daß die Ehre, unter deren Fahnen er bisher gedient, ihm zur Belohnung ein holdes Mädchen zuführt, ihn unter die Fahnen der Minne entläßt. Das, denk ich, liegt klar am Tage, daß kein passenderes Thema gewählt werden konnte. Ebenso natürlich, um das Spiel mit dem Tempel in Rapport zu setzen, war die Hypothese, jenes Mägdlein sey innerhalb seiner Mauern in heiliger Beschauung erzogen, daher sie klarer sieht und sich freier ausdrückt, als die Mamsells und Fräuleins im bürgerlichen Leben. So geschah es denn auch; der Ritter, in dessen Schilde die Worte „Minne und Ehre" prangten, war auf seiner Fahrt in die Nähe jenes Tempels gekommen, wo ihm die Gloria erschien, von deren unsterblicher Schönheit entbrannt, er sich aufs neue zu ewgem Dienste vermaß. Sie aber spricht zu ihm, daß es etwas heiligeres, beständigeres gäbe, als das Buhlen um ihre Gunst, und deutet auf das mit den Blumen spielende Mägdlein. Der Ritter sieht sie, erkennt schnell das Urbild seines Gemüths, das ihm auf allen seinen Fahrten vorgeschwebt und ihm doch immer gefehlt habe.

[1]) muß heißen „Verlobungsfest". Siehe bei 10 oben.

Alle Rauheit und Wildheit vergessend, naht er ihr in Demuth — die verwandten Seelen erkennen und ergreifen sich schnell — sie weiß die Leidenschaft mit zartem, sinnigen Worten zu zähmen, — und als das Wort Liebe nur ausgesprochen, tritt der Priester zwischen sie, mit ernsten Worten sie ermahnend, den Segen des Himmels für die entsprossene Blüthe der Sehnsucht anzuflehen.

Passender und zarter gehalten konnte keine Allegorie seyn. Die Kunst ist eigentlich nur selbst immer ihr eigner Zweck — höchstens ist ihr zarte allegorische Anwendung bei einer Gelegenheit zu gestatten. Wer aber noch einen verheimlichten Nebenzweck bei einem dergleichen unschuldigen Spiel aufzufinden sucht, zeigt deutlich an, daß er nicht im Stande ist, ein reines Bild, eine Absichtlosigkeit in sich aufzunehmen, der macht die Kunst zur Kupplerin und die heilige Altarflamme nicht zum Küchenfeuer nur, sondern zur Mordbrennerei. Komisch aber wird die Kritik, wenn man glaubt, daß zwei junge Gemüther ein Interesse daran finden könnten, eine in ihrem Herzen aufkeimende Neigung vor einer prosaischen Gesellschaft in Versen auszusprechen. Es wäre wirklich sonderbar, anzunehmen, daß Herr Blum, der neulich in der Braut von Messina den Cäsar spielte, nicht der Beatrice, sondern der Schauspielerin seine Liebe erklärt, oder daß Herr v. Schenkendorf, der einmal in der falschen Scham[1]) den Hofrath spielte, wirklich der Mann der Dame gewesen sey, welche die Hofräthin darstellte usw.

So tief ist wahrlich die Kunst noch nie entwürdigt worden. — Durch Erzählungen und falsche Darstellungen kann eine Sache im dritten, vierten Munde leicht entstellt werden. Wenn aber jemand, der der Aufführung jener Tempelscene beiwohnte, fortreisen und unterwegs erzählen könnte, sie habe ausgesehen wie eine Verlobung der Gräfin A. D. mit H. v. A., so wäre einem solchen alle Fähigkeit zu einem Urtheil in Kunstsachen abzusprechen und er mit dem bekannten Horazischem Banne der Profanen zu belegen.

Was soll man aber dazu sagen (man erlaube hier dem Dichter seine Schauspieler zu vertreten oder allenfalls dem Ritter eine Lanze für jene Tempelscene), wenn über jene untergelegte Nebenabsicht in Gegenwart jener jungen Dame geurtheilt, und so das zarte liebliche Gemüth förmlich gemishandelt, die vielleicht in ihrem Herzen entglühende schwesterliche Neigung herausgerissen, botanisch und anatomisch zergliedert wird? Wenn der Familie (von den Eltern ist hier nicht die Rede, da sie gegenwärtig und ohne Argwohn waren) daran lag, jene Neigung zu unterdrücken, so mußte das Aussprechen derselben verhindert werden. Jetzt aber ward sie gar aus unberufenem Munde ausgesprochen, und was mag mehr gewirkt haben — die Tempelscene oder die Kritik derselben?

Ebenso wenig war es geziemend Verabredungen zwischen der verehrungswürdigen und um mehrere der Rezensenten hochverdienten Frau von Auerswald und dem Dichter vorauszusetzen und deshalb auf beide zu schmähen. Vor der ersten Probe, die am Polterabend um 10 Uhr stattfand, hatte keiner der Interessenten, die alle verreist gewesen waren, die geringste Kenntniß von dem Ganzen — Frau von Auerwald nicht vor der Aufführung. Der Dichter hat seine Rolle erst am Hochzeitsmorgen geschrieben. —

So sehr ich dergleichen prosaische Zergliederungen hasse, mußte ich mich doch in diese einlassen, weil sie von mir gefordert. Die Sache selbst hatte mich so nahe berührt, daß ich nicht füglich kälter bleiben konnte, als ich's gewesen bin. Man entschuldige daher, was hier zu teutsch gesagt erscheinen möchte.

In Hinsicht meines Gedichts spreche ich mit Pilatus: „Was ich geschrieben habe, hab' ich geschrieben".

Dixi et liberavi animam.

M. v. S.

---

[1]) „Die falsche Scham", Schausp. in 4. Akt. v. Aug. v. Kotzebue Leipz. 1798.

## 11.

Ein Folioblatt.

(S. 1)

Am Sylvester Abend 1811 in meinem Bette geschrieben:

Was winkest du mit mildem Zauberstabe?
Laß' ab von mir — ich mag nicht Deine Gabe!
Kannst du eine Spur mir bieten,
Zukunft, meinem Geist befreundet?

* Hier will ich sitzen,
Auf diesem Stein,
Einsamer Wandrer,
Rückwärts schauen
Still und selig,
Nach den dämmerlichten Auen,
Meiner Kindheit Blumenfeldern,
Meiner Jugend Myrthenwäldern,
Meiner Nachtigallen
Liebesmelodien! — —

Aber um den heißen Busen
Weht es leis und linde,
Zu dem durst'gen Ohre wallet
Wohl bekannte Stimme;
Ach, und auf der Lippe wähnt ich
Einen Kuß zu fühlen,
Wie das Lüftchen um den Busen
Warm und leise spielend.

(S. 2)

Und die freundliche Gesellin,
Sie, die nimmer müde
Hoffnung, ewig jung und tändelnd,
Mit den Zauberfarben,
All dem magischen Geräthe,
Steht vor mir und lächelt[1]).
Lieber, willst du noch verschließen
Deinen Blick der Zukunft?
Lieber, spricht sie, schau', der Nebel
Hebt sich von den Fluren — — —
kann ich anders? ich muß aufstehn.
Denn schon hör' ich rauschen
Vater Chronos mächtgen Flügel.
In dem heil'gen Zuge
Der den Silbergreis begleitet,
Naht sich meine Göttin,
Deutend, winkend —
Die Gelegenheit. — —

---

[1]) Hagen, S. 26 zum Teil abgedr.

Die Stunde ſchlägt, ich will, ein tapfrer Mann,
Die offne Bruſt aufs neu zum Preiſe ſetzen!
Gefaßt! Was einer konnte, ich auch kann.
Ein Lohn muß endlich doch den Kämpfer letzen.
Hinüber trag ich Güter, die kein Feind kann rauben:
Duldſamen Männer Muth, die Liebe und den Glauben.

## 12.

1 Folioblatt.

(Oben links eine gemalte Roſe, nach einer Bleiſtiftnotiz iſt ſie von Ernſt, Graf. v. Kanitz gemalt).

(Bleiſtiftnotiz: Nach der Geburt des 1. Sohnes des Gröbenſchen Ehepaares[1]).

Laß dich grüßen, holde Blüthe,
Wunderſame, kaum erſchloſſen!
Wolleſt freundlich mir verkünden,
Welchem Stamme du entſproſſen.
Tauſend Blumen kann ich nennen,
Laß mich Dein Geſchlecht erkennen.
Kennſt du, Frager, nicht die Spiele
Reicher, ewiger Natur,
Neues, reges Leben quillet
Auf der Urgeſchlechter Spur.
Laß vom Kinde denn verkünden
Dir ihr Löſen und ihr Binden.
Lorbeer neigte ſich zur Myrthe.
Myrthe wand ſich froh um ihn
Dem in Eins gewachſnen Baume
Sah die Sehnſucht mich entblühn.
Kannſt mich Liebesblüthe nennen.
Nie von jenem Baum zu trennen.

## 13.

1 Folioblatt, eigenhändig.

Dem zweiten Montag
des
jüngſten Grafen v. d. Gröben,
d. 29ſten Februar 1812.

Schon ſeit acht beglückten Tagen
Fühlen wir Dein Herzchen ſchlagen:
Ach, wie wird es glühn und pochen
Wenn es nicht nach Mond' und Wochen
Nur nach ſich die Tage zählt.
Bald erringt und bald verfehlt.

[1]) Vgl. Anm. zu Stück 10.

1 Folioblatt, eigenhändig.

(Bleistiftnotiz: Die Namen des auf dem vor. Blatt erwähnten Täuflings:)

(S. 1)

Albertus, der Bischof aus Böhmenland,
Erschlagen er ward an dem wilden Strand,
Viel Tausend von Seelen er hat bekehrt,
Und wird mit den Heiligen ewig verehrt.
Zu Posen sein Bild steht im herrlichen Dom,
Dahin wallt noch täglich der Gläubigen Strom.

* * *

Wolfgang hieß der hohe Meister
Dessen Spiel die sel'gen Geister
Noch entzückt in ew'gen Reichen.
Wolfgang heißt der Stern der Dichter
Dem die andern Himmelslichter
All' sich neigen und erbleichen[1]).

* * *

Arthurus König in Engelland,
Bei Sängern und Rittern wohl bekannt,
Ein Meister im Fechten und Tournieren,
Ein Held beim Trinken und Bankettiren,
Der Stifter der edlen Tafelrunde,
Ewig blüht, wie die Poesie, seine Kunde.

(S. 2)

Keiner den ein Weib geboren,
Wie Johannes auserkoren,
Welcher sog die Liebesfluth,
Als er an der Brust geruht,
Die ihr Blut und all ihr Leben
Nur aus Liebe hingegeben,
Weiß von Liebe nur zu schreiben
Und von In der Liebe bleiben.
Wer ist wie Johannes[2]) selig, groß und reich?
Größer ist der Kleinste in dem Himmelreich.

---

Deinen Namen laß die Deutung geben
Solcher Namen edles, ewges Leben.

## 14.

3 Folioblätter, eigenhändig. Auf einem davor befindlichen Folioblatt von Schenkendorfs Hand: Hans von Auerswald[3]). Bleistiftnotiz: Aus einem Festspiel zur Feier eines Familienfestes der Familie v. Auerswald[4]).

---

[1]) Gemeint sind offenbar Mozart und Goethe,

[2]) Johannes, der Apostel und Johannes, der Täufer.

[3]) Hans v. Auerswald geb. 1792, als General u. Abgeordneter 1848 im Straßenkampf zugleich mit dem Fürsten Lichnowski in Frankfurt a/M. erschossen.

[4]) Doch wohl zum 5. April, dem Geburtstage der Frau v. Auerswald.

(S. 1)

Hereintretend und sich gruppirt habend sprechen alle, oder wenigstens zwei Chöragen:

Es ist das Jahr mit seinen Stunden
Die Monden sind's, die treu verbunden
Um dich den stillen Tanz vollbracht.
Wollen Dich noch einmal grüßen
Eh' wir von dem Licht, dem süßen,
Scheidend gehn in ew'ge Nacht.
Wollen schaun, was wir entbehren
Doch so wunderbar gesehen,
Was anvertraut war unsrer Hut!
Traum im Leben ausgesprochen,
Blüthenknospen aufgebrochen,
Wonnesames Liebesglück.

April (giebt einen Würfel) (Bleistiftnotiz: Eveline)[1].

Nichts mehr von Wankelmuth
Und von Aprilenwetter,
Symbol der Ständigkeit
Ward ich durch Euch, o meiner Ehre Retter.
So nimm den Würfel aus meinen Händen,
Wie Euer Bau begann, so wird er enden,

Mai (mit zwei Tauben) (Bleistiftnotiz: Minna Dorow)[2] (Verse aus W. Salegels Lebensmelodien).

(S. 2)

Junius. (Blumengebend) (Bleistiftnotiz: Elisabeth Wedeke)[3].

Blumen der Wiese
Dürfen auch diese
Hoffen und wähnen?
Ach, es sind die Thränen,
Noch sind die Thränen
Des Thaues daran. (Goethes Claudine)

Julius. (Eine Kette von vier Stengeln und einer Sternblume). (Bleist.: Hans Wedeke.)[4]

Im Heumond pflegt man sanft zu spielen
Mit leisen, zärtlichen Gefühlen,
Und das Orakel zu befragen,
Wer wohl am meisten liebt,
Und wie er liebt?
Dir können diese Blumen Neues nicht mehr sagen,
Sie sollen deine Wonne krönen
Und ewig, ewig wiedertönen:
Von Herzen, mit Schmerzen.

---

[1] Eveline v. Auerswald, geb. 1800, spätere Frau v. Bardeleben auf Wilzenitt.
[2] Minna Dorow, Schwester des Staatsmannes und Altertumsforschers Wilh. D., Tochter des Obersekretärs, Nichte des Kapellmeisters Reichardt.
[3] Elisabeth Wedeke, Tochter des Hofpredigers an der Schloßkirche.
[4] Sohn desselben.

August. Aehren oder Brodt (Bleist.: Minchen Tippelskirch)[1].

Nimm hier aus meiner Hand
Das heilige Brodt (Mark), das alles Leben nährt,
Der ewgen Gnade süßes Unterpfand!
In jedem Sinne sey es Dir beschcert.

(S. 3)

September. (Früchte) (Bleist.: Ernst)[2]

Ich bin ein munterer Gesell,
In dem sich die Kindheit und Weisheit verbindet,
Wie tönt mir der Jagdruf, so lockend und hell,
Ich folge dem fröhlichen Klange.
Du aber, o rosige Wange,
Daß Du dich mir nimmer erschreckend entfärbst,
Wenn leise sich Dir einst das Alter verkündet,
So schüttet der Herbst
Sein reiches, volles Loos
Von Früchten, o Schönste, in deinen Schoß.

Oktober. (Wein) (Bleist.: Hans)[3].

In seligem Taumel
In ewigem Rausch,
Von Küssen zu Trauben
Ein herrlicher Tausch.
O schüttet mit Nektar
Den Becher mir voll.
Jetzt gilt es dein Leben,
Ich trinke Dein Wohl.

(S. 4)

November. (Holz, gemalt oder se vera) (Bleist.: Alfred)[4].

Viel kann der Mensch entbehren, nur das Holz nicht.
Es giebt uns die nährende schirmende Flamme,
Es ist uns so treu und so eigen.
Gleich Armen umfängt es uns oft mit den Zweigen
Gleich Armen erscheint es am Kreuzesstamm.
Es fehle dir nimmer die Wärme, das Licht.

Dezember (Was? ich weiß nicht. Passionsblume? Madonna?) (Bleist.: Luise Dorow)[5]

Selig wie ein Himmelsknabe,
Den der Jungfrau Schleier hält,
Blickest du nun auf die Welt.
Hast nun selbst die Wundergabe,
Fühlest, was die Heil'ge fühlte,
Da das Kind im Schooß ihr spielte.

---

[1] bei Hagen nicht erwähnt.
[2] Ernst Wedeke, Sohn des Hofpredigers.
[3] Siehe Anm. 2.
[4] Alfred v. Auerswald, geb. 1797 später preuß. Staatsminister (1848) starb 1870 in Berlin.
[5] Luise Dorow, siehe S. 226, Anm. 2.

Januar. (Was? (Rudolf)[1]).

Ich bin der Januar
Mit Silberbart und Haar
Der wunderbare Greis
Dem unter Frost und Eis
Noch nie das Herz erfror,
Der nie den Muth verlor.
Der Karneval, der Maskenball
Die Schlidderfahrt, das ist so meine Art.

(S. 5)

Und wat' ich gleich im Schnee
Thut mir's doch nirgend weh.
Denn immer höher steigt die Sonne
Ich wittre schon die Frühlingswonne.

Februar. (Ich bin es) (Ein Bild, wo eine Thür aufgeht und einer hereintritt)[2]

Stilles Harren muß wohl frommen
Hab' gewartet Mond und Wochen
Immer dacht' ich „wird er kommen?"
Endlich hört ich's leise pochen
Immer näher dann und lauter —
Nur herein, du holder, Trauter.
Und es trat herein ein Knäblein,
In der Hand trug er ein Reblein
Oder war's ein Lilienstengel?
War der Knabe gar ein Engel?
Auf dem Rücken zarte Flügel,
Seine Wangen Rosenhügel
Veilchenbeete seine Augen,
Wo die Bienen Honig saugen.
Erdbeerduftend war sein Mund —
Alles war mir plötzlich kund.
Wie er in der Wiege liegt,
Jedes Herz er schon besiegt.
Wird denn auch in spätern Kriegen
Herzen dutzendweis besiegen.

(S. 6)

März. (Bleist.: Cornelie Wedeke).

Ich komm' zuletzt, ich bin der liebe Frühling,
So werd ich auch zuletzt als Himmelsfrühling
Dich dort empfangen, du bist selbst ein Frühling.
Dein ganzes Leben ist ein holder Frühling
Denn nur die Liebe ist ein ew'ger Frühling.

[1]) Rudolf v. Auerswald, geb. 1795, Offizier, dann Landwirt, Landrat, Oberbürgermeister von Königsberg, Oberpräsident von Preußen, Staatsminister, gest. 1866 in Berlin.

[2]) Der Dichter selbst. Im Febr. war der erste Knabe des Groebenschen Ehepaares geboren, darauf beziehen sich die vom Dichter gesprochenen Verse. Vgl. Stück 10 u. 12.

Alle

Nun gute Nacht — es ist vollbracht,
Das neue Jahr beginnt die Zauberlieder
Wir legen uns zur Ruhe nieder.
Nur wenn du fünfzig einst vollendet
Erscheinen wieder wir gesendet.

---

# Zur Einsiedlerzeitung.

Von Reinhold Steig in Berlin.

Anknüpfend an den ungedruckten Beitrag Clemens Brentanos zu Arnims „Trösteinsamkeit", den ich im allerersten Hefte dieser Zeitschrift mitgeteilt habe, lege ich einige weitere Ergebnisse vor, die mir zumeist die Arbeit an Achim von Arnims und Bettina Brentanos Briefwechsel, dessen Erscheinen bevorsteht, eingetragen hat.

## I. Ein Zensureingriff.

Die Ankündigung der vom 1. April 1808 an erscheinenden Einsiedlerzeitung kam im Druck bereits nach Mitte Februar 1808 heraus. Wie Arnim bei der Übersendung des Blattes an Bettina schreibt, hatte er gleich anfangs einen Zensurstreit mit dem Heidelberger Zensor Wedekind auszufechten gehabt. In der Ankündigung hieß es ursprünglich (S. 2): „Wer zehn Exemplare nimmt, darf gegen Erlegung der Einrückungsgebühren Aufsätze einschicken, Gegenbemerkungen zahlen das Doppelte, aber diese zu vermeiden, machen wir im voraus bekannt, daß wir auch grob sein können, wenn wir wollen." Das war ironisch auf andere gemeint; der fromme Zensor Wedekind aber hatte diesen Scherz in seliger Unschuld für Ernst genommen und schrieb Arnim, ein neues vaterländisches Institut dürfe sich nicht als grob ankündigen, man müsse mit Humanität den Irrenden belehren. Arnim setzte statt „grob" nun „höflich", das wollte der Zensor noch nicht zugeben. Darauf setzte Arnim „ausstreichen können", für „grob sein können", und mit dieser Änderung wurde das Imprimatur erteilt, ohne daß Wedekind ahnte, daß das „ausstreichen können" jetzt auf ihn selber gemünzt war und sein eigenes Eingreifen verspotten sollte. Gewiß ein lustiger und eigenartiger Streich von Arnim, seinen Zensor unter eigener amtlicher Einwilligung vor Mit- und Nachwelt scherzhaft zu bestrafen. Sieht man sich daraufhin den Originaldruck der Ankündigung an, so läßt die typographische Beschaffenheit der betreffenden Zeile erkennen, daß hier ein Eingriff in den bereits stehenden Satz stattgefunden hat.

## II. Ein Beitrag Bettina Brentanos.

Als Arnim Bettinen von Heidelberg, 24. April 1808, die 7. Nummer seiner Einsiedlerzeitung übersandte, bemerkte er dazu, sie werde darin ein Stücklein ihres Geistes vorblicken sehen und sie solle ihm sagen, ob sie zufrieden sei, wie er es zusammengebaut habe.

Zusammengebaut ist nun freilich der Inhalt dieser Nummer aus den verschiedensten Bestandteilen, und das Ganze hat die Aufschrift: Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen. Darin muß also das Stücklein von Bettinens Geiste stecken. Es herauszufinden würde nicht möglich sein, hülfe uns nicht dazu ein Oktavblatt Papier, das sich unter losen Blättern im Nachlasse erhalten hat. Darauf steht geschrieben von Bettinens Hand:

Es war einmal ein Mann, der wollte ein Einsiedel werden, da er in den Wald kam, freut er sich sehr seines Vorhabens und baut gleich eine Hütt von Baumen, und der Wind blies durch Morgens und Abends, und wenn er seine Metten gesungen hatte und wollte einschlafen, so pfiff der Wind gar saubere Melodien ihm in die Ohren, das mogte er nicht vertragen. Da grub er sich eine Höle, dabei auch einen Brunnen, daß er gleich frisch Wasser haben konnte: da es aber Winter ward, so war der Brunnen zugefroren, da es ihn durstete, wußt er kein Wasser zu finden, er paßte aber auf ein Stück Wild und ging ihm nach zu sehen, wo es sauft. Das Wild wandelt durch den kahlen Wald, und frißt und nagt an den Rinden und Knospen, aber gedenkt nicht zu sauken.

Von hier ab schreibt Arnims Hand weiter:

Als er aber diese Bosheit des wilden Gethieres sah, hat er es erschlagen und sein warmes Blut getrunken und ging wieder zu seiner Höhle, da war der Brunnen aufgebaut, aber das Wasser wollte ihm nicht schmecken, denn er sahe sich darin, wie er so roth schien von Blut, und des Bluts konnte er nicht mehr bekommen, weil alles Gewild vor ihm entfloben, seit er das erste erschlagen. Da öffnete er seinen Mund, vom Himmel kam eine große Regenwolke und hing sich auf ihn, und was trocken lag auf der Erde, das zerfloß auf ihr zu Thau und tränkte seine Zunge und machte seinen Leib rein vom Blute, füllete aber zugleich seine Höhle und versandete seinen Brunnen. Da ging er der großen Regenwolke nach und kam in eine große Stadt, die war gerade so breit, als sie lang war und die Brunnen waren sehr tief unter der Erde und mit Stroh überflochten und liefen beständig, aber die Männer tranken da alle wenig, auch stand eine große Kirche dabey und die war leer und er stand drinnen als ein rechter Einsiedel und sang:

Kraut und Rüben
Die haben mich vertrieben.

Juliana Morella & Comp.

Dieses Schriftstück hat nun Arnim, wie ein vergleichender Blick in Nr. 7 der Einsiedlerzeitung ausweist, in sein „Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen" eingebaut. Er erzählt zunächst die Sage, wie Jesus aus Leimen Vögel machte und sie fliegen ließ,

was die anderen nicht konnten, weil „es zur Ehre unsres Herrn Jesu gehöre, daß niemand ihn nachahmen wolle, da er selbst niemand nachgeahmt habe"; und er fügt noch weiter ein anderes Märchen hinzu, um zu zeigen, wie es mit der Nachahmung des Heiligen ergeht. Ein alter Jude hätte die Kunst mit den Vögeln gern nachgemacht, weil er damit hätte viel Geld verdienen können, aber es ging nicht. Da er nun aber hörte, daß Jesus in der Wüste predige, da wollte er auch in die Wüste gehen, weil da alles umsonst ist, und ein rechter Einsiedler werden. Aber das gelang ihm nicht, wie nun Arnim durch die vorstehende Geschichte von Bettinen und ihm darzutun sucht.

Ursprünglich war die kleine Geschichte ohne Tendenz für sich gedacht, darum stand auch zuletzt der Mann in der großen, leeren Kirche „als ein rechter Einsiedel"; darum war auch eine scherzhafte Unterschrift „Juliana Morella & Comp." gewählt (übrigens kommt „Morella" auch sonst mal im Briefwechsel Arnims und Bettinens aus dieser Zeit vor), wie etwa die Brüder Grimm in der Einsiedlerzeitung als „Gebrüder Vatermörder aus Gelnhausen" mitarbeiten sollten. Nachdem sich Arnim aber daran gemacht hatte, die kleine Geschichte mit einer bestimmten Tendenz in sein „Scherzendes Gemisch" einzuarbeiten, mußte der Schluß umgebogen werden. Da konnte der alte Jude, dem ja die niedrige Nachahmung des Herrn Jesu nicht gelingen durfte, zuletzt in der Kirche nicht ein rechter Einsiedel sein, sondern er „meinte sich" nur ein rechter Einsiedler, und der erschlagenen Hirschin ihr junges Hirschkälbchen war ihm, gleichsam als Zeuge seiner Schuld, nachgelaufen, sang ihm die beiden Verse von Kraut und Rüben, und „da war er wieder kein rechter Einsiedel"; woran noch formell das Sätzchen geknüpft ist: „Hier schloß ich meine Erzählung."

Läßt sich also die Abänderung des Ausganges begreifen, so beruhen doch viele Abweichungen des in der Einsiedlerzeitung gedruckten Textes von der oben mitgeteilten Niederschrift allein auf Mißverständnis oder nicht gelungener Lesung dessen, was Arnim nachbessernd und zusetzend flüchtig zwischen die Zeilen und in die Worte hineingeschrieben hat. Z. B. der ganze Satz „da öffnete . . zu Thau" steht nur wie angedeutet, fast unlesbar, zwischen den Zeilen, und es ist ein kleines Kunststück, ihn richtig herauszubringen. Wahrscheinlich ließ sich Arnim, wie er zu tun pflegte, von seinem Diener Frohreich die Druckvorlage herstellen, auf deren Irrtümern und Mißverständnissen er in seiner Sorglosigkeit (aber auch anderen als ihm ist das passiert!) ruhig weiter baute. Das erstemal ist in dem Satze der Handschrift das Wort „Regenwolke" so verzwickt in ein anderes Wort hineingeschrieben, daß man eine Verlesung als „Schneewolke" entschuldigen muß, während das zweitemal ganz rein „Regenwolke" dasteht; aber die erste falsche

„Schneewolke“ verwandelte auch die nachfolgende „Regenwolke“, obgleich doch Wasser, Regen, wodurch der Durst gelöscht werden soll, wodurch das Trockene naß wird, allein passend ist. Aber die einmal erschienene Schneewolke verursachte auch Arnims vorausgehende Änderungen vom Blut im Schnee, während das Ursprüngliche, die Widerspiegelung des Blutes im Brunnen, viel folgerichtiger erscheint. Die Worte des Einsiedlertextes „was trocken gefallen wäre auf die Erde ꝛc.“ sind eigentlich Unsinn. Es erübrigt sich, weiter auszuführen, was jeder einer Vergleichung des Drucktextes mit der Urschrift entnehmen kann; aber solche kleine Einschübe in Bettinens Textstrecke wie von dem Wild: „bald leckte es seinen Hinterfuß, bald kratzte es in der Erde“, verraten die ausmalende Hand des Jägers Arnim.

## III. Bettinens Seelied.

Schon in der zweiten Auflage von Goedekes Grundriß (6, 83) habe ich 1898 erklärt, daß sich zum „Seelied“ in Nr. 12 der Zeitung für Einsiedler mit der Unterzeichnung „B“ die Druckvorlage erhalten hat, die von Bettinens eigener Hand geschrieben, und von Arnims nur redaktionell mit Über- und Unterschrift versehen worden ist. Zur weiteren Bewährung, daß Bettina die Dichterin des Seeliedes ist, teile ich aus ihrem Briefe an Arnim um Mitte Mai 1808, als sie eben das betreffende Stück des Einsiedlers vom 11. Mai erhalten hatte, die folgende Stelle mit: „Lieber Arnim, Du bist so gut und machst immer unverhoffte Freuden, wieder mit diesem Liedchen im Einsiedler, an das ich mich kaum mehr erinnerte; so gehts, wenn man liebe Freunde hat, sie bewahren einem das Liebe so lange.“ Es wird nun nicht mehr möglich sein, Bettinens eigene Angabe, die sie am 4. September 1854 Varnhagen (Tagebücher 11, 215 und Briefe an Stägemann ... und Bettina von Arnim S. 271) über ihre Autorschaft des Seeliedes machte, in Zweifel zu ziehen. Aus der beigesetzten Erzählung Bettinens, daß sie es im Kaminloch verfaßt, wo ihr Bruder Clemens sie eingesperrt hatte und nicht eher wieder herauslassen wollte, als bis sie ein Lied gedichtet hätte, würde, wenn es mehr als ein bloßer Spaß mit Varnhagen war, zu folgern sein, daß das Seelied im schwesterlichen Verkehr mit Clemens schon sehr viel früher entstanden und 1808 durch ihn, während er in Heidelberg bei Arnim weilte, für die Einsiedlerzeitung hergegeben sei.

## IV. Goethe. Schiller.

Arnim war darauf aus, jede Nummer mit einem denkwürdigen Worte, einem Spruche oder einem Gedichte zu versehen. Von Goethe setzte er daher unter die erste Nummer den Stammbuchvers Con-

siliis hominum pax non reparatur in orbe. Nr. 4 brachte, angeblich „einer Jugendarbeit des Meisters aus der Erinnerung nacherzählt", in Wahrheit aber aus einer Jugendhandschrift Goethes, die Bettina vermittelt hatte, zusammengezogen, die Prosadichtung „Salomons Königs von Israel und Juda güldne Worte von der Ceder bis zum Issop", worüber ich auf meinen Aufsatz „Goethische Handschriften, erhalten durch Bettina und Achim von Arnim", im Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1910, S. 333, verweisen darf. Seiner Verehrung für Goethe gab Armin noch öfters Ausdruck, indem er ihn nicht nur als den Meister, sondern auch im Anklang an seinen Namen als den Göttlichsten (Nr. 30), als Gott auf der Menschheit höherm Thron (Nr. 18) pries. Besonders ergriff ihn und seine vertraute Korrespondentin Bettina die damals hervortretende „herrliche Erscheinung seiner sämtlichen Werke", darin vor allem der Faust. Nicht nur, daß er, in der Freude des Lesens und Wiederlesens, gleich richtig den inneren Zusammenhang von Gretchens Liede im Kerker mit Versen des Märchens vom Machandelbohm erkannte (Nr. 29). Er holte sich auch (Nr. 22) als Rüstzeug im Kampfe gegen Aufklärung und Voßpartei aus der Walpurgisnacht die Rede des Broktophantasmisten, die er mit einer absichtlichen Änderung, sonst wörtlich, an die Spitze seiner Nr. 22 rückte:

Broktophantasmist.

Ihr seyd noch immer da! Nein das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt.
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel,
Wir sind so klug und dennoch spuckt (der Schlegel).
Wie lange hab ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wirds rein, das ist doch unerhört.

Wahrscheinlich war die originale 4. Reimzeile, die bei Goethe lautet:

Wir sind so klug und dennoch spuckt's in Tegel

in ihrer Beziehung und Bedeutung Arnim nicht verständlich, noch weniger seinem Lesepublikum, und deshalb änderte er eigenmächtig in einer Weise, die den Kampf zwischen Voßpartei und Romantikern deutlich markierte. —

Der Name Schillers kommt nur einmal in der Einsiedlerzeitung vor, und zwar in Nr. 19 vom 4. Juni 1808, worin „Auszüge aus Briefen Schiller's an eine junge Dichterin" erschienen. Die alte irrige Meinung, die Dichterin sei Amalie von Imhof gewesen, ist zwar längst zugunsten der Frau Sophie Mereau, späteren Frau Clemens Brentanos, aufgegeben worden, doch dürfte es immer noch von Werte sein, Arnims eigene Bestätigung zu empfangen. Er

schrieb nämlich Bettinen aus Heidelberg, den 22. Mai 1808: „Ich habe in den letzten Tagen mit vieler Rührung manches aus dem Leben der verstorbenen Frau des Clemens mit ihm durchgesehen, es hat für mich etwas Erdrückendes, solche eine Menge ausgestorbener Lebensverhältnisse, die von hoher Ahndung von allen Seiten bewacht wie ein paar tausend Briefe, die einem trunkenen Postknecht ins Wasser fallen, allesamt zu Wasser werden. Eine Ausbeute war darunter, eine Reihe sehr väterlicher Briefe von Schiller, die ich für den Einsiedler ausgezogen habe."

## V. Nänny. Christian Schlosser.

An der Spitze von Nr. 8 steht das Gedicht „Heimweh des Schweizers" von J. C. Nänny. Eine Vergleichung der Textgestalt im „Einsiedler" mit derjenigen in den zu Frankfurt 1833 erschienenen „Gedichten" Nännys, S. 170, zeigt so erhebliche, durchgreifende Verschiedenheit, daß uns nur die Annahme bleibt, der Herausgeber der „Gedichte" habe den Urdruck nicht gekannt und seinen Text nach einer vorgefundenen Handschrift gegeben. Und doch gewährt der Urdruck den von Nänny gewollten Text. Es war in Verfolg von Goethes Briefen an Bettina wegen der jüdischen Broschüren, die durch die am 19. Januar 1808 vom Fürst-Primas veröffentlichte „Stättigkeitsverordnung" für die Juden hervorgerufen wurden, daß Bettina den Vorsteher der Frankfurter Judenschule, Molitor, nach dem Goethe auch gefragt hatte, kennen lernte und auch an Arnim über ihn schrieb. Das benützte Arnim, um sich seinen Vorteil zu ersehen (10. März 1808): „Da Du Molitor kennen gelernt hast, so sprich ihm doch einmal von einem gewissen Nänny, der, denke ich, auch bei der Judenschule ist, und den (der Heidelberger Buchhändler) Zimmer rühmt, auch wegen mancher poetischen Arbeit." Den Auftrag hat Bettina ausgerichtet. Das Manuskript des Gedichtes, das Nänny für die Einsiedlerzeitung bestimmte, ging gewiß durch ihre Hände: am 26. April erschien das Gedicht. —

Ähnlich verhält es sich mit Christian Schlossers Dichtung „Apoll" in Nr. 13 der Einsiedlerzeitung. Arnims persönliche Anknüpfung mit ihm und für seine geplante Zeitung geschah während seines Januaraufenthaltes in Frankfurt. Die ersten fertigen Nummern sandte er ihm am 7. April als Einlage an Bettinen zu. Am Maianfang 1808 konnte Bettina nach Heidelberg mitteilen: „Christian Schlosser hat mir Einliegendes gegeben, welches mir eine völlige Nachahmung mehrerer Goethischer Gedichte zu sein scheint, die nicht zum besten gerathen ist, z. B. der Anfang scheint ganz aus ‚Gränzen der Menschheit': ‚Wenn der uralte heilige Vater pp.; das Mittelstück

gleicht sehr einer Stelle in Iphigenie, wo sie auf Wolkenstühlen sitzen (4, 5); und das Ende einer Stelle in Euripides, die ich Dir nicht zu nennen weiß." Arnim dachte nicht so streng, wie Bettina, sondern erwiderte ihr (3. Mai 1808): „Schlossern danke ich, das Nachahmende darin, was Du bemerkst, fühle ich wohl, aber wie ist es anders bei der Mythologie eines bestimmten Volkes möglich. Goethe und Euripides suchten beide diesen Sinn darzustellen, es kommt also nur auf die nähere oder entferntere Überlieferung an, sag ihm doch, daß es bald erscheinen würde." Diesen letzten Auftrag konnte Bettina nicht ausrichten, da Christian Schlosser sich inzwischen auf vier Wochen an den Rhein begeben hatte. Sein Gedicht erschien bereits am 14. Mai 1808 in Nr. 13 der Einsiedlerzeitung, mit einem vermutlich dem Begleitschreiben entnommenen Redaktionsvermerk: „Dieses Gedicht ist ursprünglich bestimmt, in einen Zyklus griechisch-mythologischer Darstellungen einzutreten." Dieser Zyklus ist, soviel ich weiß, nicht zustande gekommen. Aber drei weitere Gedichte Christian Schlossers, nicht mythologischen Inhalts, brachte noch die Einsiedlerzeitung Nr. 34 vom 27. Juli 1808.

## VI. Wilhelm und Friedrich Schlegel. Rostorf.

Von Wilhelm Schlegel konnte das 36. Stück der Einsiedlerzeitung, vom 27. August 1808, das Gedicht „Tells Kapelle bey Küßnacht" bringen, drei Jahre bevor es in „A. W. Schlegels poetischen Werken" S. 259 (Heidelberg, Mohr und Zimmer) erschien. Die beiden Veröffentlichungen des Gedichts unterscheiden sich nur in der Interpunktion, nicht im Text voneinander. Arnim wurde zur Mitteilung des Gedichtes wohl persönlich von Schlegel instand gesetzt. Denn am 28. Juni 1808 erschien dieser im Gefolge der Frau von Stael in Heidelberg und machte Arnims Bekanntschaft. Arnim schrieb es damals Bettinen, mit dem Hinzufügen, Schlegel habe freundlich dem Einsiedler Unterstützung versprochen. Die ziemlich lange Frist zwischen 28. Juni und 27. August erklärt sich dadurch, daß die Einsiedlerzeitung inzwischen vier Wochen ihr Erscheinen ausgesetzt hatte. —

Friedrich Schlegel ließ damals im Verlage von Mohr und Zimmer sein Werk „über die Sprache und Weisheit der Indier" erscheinen, und so konnte er nichts dagegen haben, daß in Nr. 2, 3 und 6 der Einsiedlerzeitung, vom 6., 9., 23. April, einige Proben der Weisheit daraus mitgeteilt wurden, übrigens in ziemlich ungenauer Wiedergabe; Arnim unterließ auch nicht, seine Leser in Nr. 8 auf „Herrn Schlegels nun erschienenes Werk über Indien" besonders aufmerksam zu machen. Sonst brachte die Einsiedlerzeitung von ihm nur noch in Nr. 9 vom 30. April das Gedicht „An den Ufern des

Mayns. Im Sommer 1806", und er schrieb Arnim am 8. Juni 1808 dazu aus Dresden (Walzel, Zeitschrift für österreichische Gymnasien 40, 100), es freue ihn, daß Arnim das kleine Lied für die Einsiedlerzeitung willkommen gewesen sei. Übrigens weist es gegen den späteren Druck nur unbedeutende, auf Versehen beruhende Abweichungen auf. —

Im selben Briefe bemerkte Friedrich Schlegel aber noch: „Ich schicke Ihnen für heute wenigstens ein kleineres Stück meines Freundes Rostorf", und dies kleinere Stück ist in Nr. 29 der Einsiedlerzeitung vom 9. Juli das Gedicht „Lebensweise", welches immerhin seine 26 Vierzeiler hat, also nicht ganz so klein ist, wie Schlegel tut. Es stellt die Ritterlichkeit der früheren Zeit in Gegensatz zur Erbärmlichkeit der modernen. Während unsere Alten hoch auf eines Berges Spitze sich ihren Wohnpalast türmten und, der Kirche und ihrem Kaiser treu, im Kriegsgewande zu dem tiefen Grunde niederstiegen, um mit dem Schwerte Freiheit, Ehre und Recht zu schützen, baut man sich jetzt im Tal am bequemen Orte eine nützliche Wohnung, hält nichts von Glaub' und Gott, ist mit Wehr und Waffen nur zum Scherze angetan, verrät Fürst und Vaterland. Dies Gedicht paßte sehr gut in die Richtung der Einsiedlerzeitung. Aber Arnim hatte nun einmal Unglück mit den Druckfehlern, die sich auch in die „Lebensweise" einschlichen und Schlegel oder Hardenberg so empfindlich berührten, daß im Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher 1808, Nr. 14, S. 452 eine Berichtigung erfolgte.

In der 6. Strophe:

Hoch auf eines Berges Spitze
Thürmten sie den Wohnpallast,
Drangen zu der Wolkenspitze
Ohne Ruhe, sonder Rast —

muß gelesen werden: Drangen zu dem Wolkensitze. Übel ist es auch mit der 11. Strophe bestellt:

Keine Fluten mochten brechen
Diesen mächt'gen Felsen dann;
Jeden Feindes Hohn zu rächen
War bereit der edle Stamm.

Wir erfahren aus der Berichtigung, daß es heißen muß: Dieser mächt'gen Felsen Damm. In Strophe 14:

Jetzund am bequemen Orte,
Still im Thale, eng und klein,
Ohne Joch und breite Pforte
Nützlich muß die Wohnung sein —

beseitigt die Berichtigung das sinnlose Joch, indem sie zu lesen fordert: Ohne hoch und breite Pforte. Für Strophe 10 dagegen:

Nieder zu dem tiefen Grunde
Stiegen sie in Kriegsgewand,
Wachten mit dem Schwerdt die Stunde,
Daß die Freiheit noch bestand —

scheint die Berichtigung selbst wieder der Berichtigung zu bedürfen. Die dritte Zeile hat in der Tat keinen Sinn, den erst die Berichtigung „Runde" für „Stunde" zurückbringt. Aber die Gesamtberichtigung der Zeile:

Brachten mit dem Schwerdt die Runde,

will mir nicht einleuchten; den militärischen Ausdruck „die Runde bringen" gibt es nirgends. Ich würde erwarten:

Machten mit dem Schwerdt die Runde,

und glaube, daß ein handschriftliches „Machten" leichter das ursprüngliche Druckversehen „Wachten" erklären würde, ja auch wieder das irrige „Brachten" könnte hervorgerufen haben. Wie das Deutsche Wörterbuch lehrt, ist „die Runde machen" eine Goethe, Schiller und anderen guten Schriftstellern geläufige Wendung.

## VII. Zacharias Werner.

In Nr. 19 der Einsiedlerzeitung, vom 4. Juni 1808, steht Zacharias Werners Sonett „Der steinerne Bräutigam und sein Liebchen", gedichtet auf die Statue eines Pfalzgrafen am Wartturm des Heidelberger Schlosses, an die sich eine Efeustaude schmiegte wie an den Liebenden die Geliebte. Dasselbe Sonett findet sich in Werners Poetischen Werken aus seinem handschriftlichen Nachlasse (1840. 1,142) wieder, datiert „Im Heidelberger Schlosse November 1807". Daß hier der Text nicht aus der Einsiedlerzeitung genommen ist, beweist die einzige Abweichung der elften Sonettzeile, die in der Einsiedlerzeitung lautet:

Und wie es mich umschlingt mit Liebesbeben!

während sie in den Poetischen Werken heißt:

Und wie es saugt an mir mit Liebesbeben!

Die Datierung aber auf den November 1807 rechtfertigt sich, denn damals machte Werner (nach Schütz' Biographie 1,68 ff.) eine Rheinreise und las, als er im Dezember 1807 zurückgekommen war, Goethe in Jena am 14. Dezmber 1807 „das Sonett auf den Heidelberger Pfalzgrafen" vor (Weim. Ausgabe III, 3, 307).

Es fragt sich nun, wie kam Arnim zu Werners Sonett? Während der ganzen Frist, von der Entstehung des Sonetts bis zu seinem Druck am 4. Juni 1808, hat keine persönliche oder briefliche

Verbindung zwischen beiden Dichtern bestanden. Werner berührte erst wieder nach dem Drucke des Sonetts, am 6. Juli 1808, Heidelberg war jetzt mehrfach mit Arnim zusammen (Schütz 1,98), auch auf dem Schlosse, und trug ihm seine famose Liebestheorie vor, worüber Arnim ausführlich Bettinen berichtete.

Indessen gibt die Einsiedlerzeitung selbst vielleicht einen Fingerzeig. Unmittelbar hinter Werners Sonett folgt nämlich eine aus dem Altschottischen von Henriette Schubart übersetzte Ballade. Die Schubart in Jena war Clemens Brentanos Schwägerin und Arnim von Person bekannt. Sie hatte aber auch mit Zacharias Werner einen recht angeregten literarischen Verkehr, selbst Austausch von Gedichten, was die Frau Professor Augusti, in deren Hause sie wohnte, in den „Erinnerungsblättern aus dem Leben einer deutschen Frau" (Köln und Leipzig, 1887) schildert. Da erzählt Frau Augusti auch: „Als ich mit der Schubart und meinem Manne (bei der Vorstellung der Wanda in Weimar) erwartungsvoll im Theater saß, erschien Zacharias Werner in unserer Loge." Die Wanda wurde in Weimar am 30. Januar 1808 aufgeführt. Also ist es gut möglich, daß Werner um diese Zeit der Henriette Schubart ebenfalls, wie Goethe, sein Sonett mitgeteilt, vielleicht sogar es ihr abschriftlich überlassen hat, um es, als sehr passend für eine Heidelberger Zeitung, der Sendung ihrer Beiträge für die Einsiedlerzeitung beizugeben.

## VIII. Carl Hohnbaum.

Am 26. September 1808 richtete Achim von Arnim an den „Herrn Doktor C. Hohenbaum, Hofmedikus bei dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, Wohlgeboren zu Erlangen", aus Heidelberg den folgenden Brief:

Ihre Beyträge zur Einsiedlerzeitung sind leider zu spät eingetroffen, sie ist mit dem August geschlossen und mußte sich in den letzten Stücken mit einer Schaar Kläffer herumbeißen, das füllte sie und so mußte ich das Gute, das Zeitfreye ausschließen. Sie erhalten beide Mythen zurück, die von der Zeugung ist sehr tief und wahr, ich weiß nicht, in wiefern sie sich an der Quelle gehalten, kann also ihr eigenthümliches Verdienst darin nicht absondern, so aber, wie sie da ist, wär es mir ein vollkommner Beytrag gewesen. Da Sie aber auch mein Urtheil wünschen, also eine verschiedenartige Möglichkeit der Bildung voraussetzen, so würde ich eine kürzere metrische Behandlung vorgezogen haben, das Mythische und das Metrische der Rede hängen so zusammen, daß Erzählungen, die tausendfach durch prosaische Erzählung durchgegangen wie Goethes Prometheus im Augenblick wieder ein ursprüngliches Korn und Aechtheit bekommen. — Die Zeitung erscheint als ein besondres Werk: Trost-Einsamkeit. — Ihr Anerbieten wegen der mitzutheilenden Volkslieder und Melodieen ist sehr gefällig, hat aber seine besondre Schwierigkeiten in der Herausgabe. Der zweyte und dritte Theil des Wunderhorns sind erschienen, ein Anhang dazu kommt erst nach längerer Zeit, wenn noch einmal alles durchsucht ist. Der Verlag der Melodieen ist sehr

leerbar, es könnte nur eine Auswahl der schönsten seyn, von dem Tonkünstler fordert es einige Entsagung, sich in die Sangsart des Volks zu versetzen, selbst mehr Kenntniß und Gewohnheit es zu hören, als die meisten besitzen. Reichardt hat nicht die Geduld zu so etwas, auch ist er jetzt sehr beschäftigt. Die Liebe zu den Volksliedern ist ziemlich allgemein, ich hoffe, daß auch einige Melodieen, wie sie schon mehrere gefunden habe, dadurch wieder in Umlauf der gebildeten Stände kommen und nachher wird eine Auswahl darin leichter seyn. Lassen Sie sich aber dadurch nicht abhalten, fortzusammeln, ich besitze selbst mehrere, es ließ sich in friedlicher Zeit doch vielleicht noch etwas unternehmen.

Hochachtungsvoll ergeben L. Achim v. Arnim.

Es war die Antwort auf ein Schreiben, das an Arnim aus Erlangen, 18. Juli 1808, ergangen war:

Ich bin einer von den Lesern Ihrer Einsiedlerzeitung, das es wohl thut, was er dort findet, und dem die Brust bey solchen Klängen wiederklingt. Da glaube ich oft, ich gehöre auch zu den Einsiedlern, nicht allein meinen Bedürfnissen sondern auch meiner Art zu denken und zu dichten nach. Oft glaube ichs dann wieder nicht, wenn mir das, was ich schreibe, in Vergleich mit dem, was dort geschrieben steht, zu alltäglich vorkommt. Aber nachahmen will ich nicht, so wenig als glänzen, und so schreibe ich denn, wie ich schreibe. Aber auf ein entscheidendes Wort über mich von jenen Männern, denen ich gerne gedankenvoll nachsinne, möchte ich ankommen lassen, und ich frage Sie daher, ob das, was ich hier beylege, werth sey, in Ihrer Zeitung mit besseren Dingen zusammenzustehn? Das eine, überschrieben: Die Zeugung, hatte ich in früherer Zeit einmal dem Morgenblatte geboten, aber es konnte es vor Neujahrheit nicht annehmen. Aber ich denke doch, so unkeusch sey es eben nicht, daß die ehrlichen Leute darüber erröthen müßten, wenn sie's lesen. Hat beydes für Sie keinen Werth, so schicken Sie es mir zurück, womöglich mit einigen kritischen Winken, und ich will mich beruhigen.

Vor einigen Jahren bot ich auf einer Reise über Heidelberg Herrn Cl. Brentano eine nicht unbeträchtliche Sammlung teutscher Volkslieder für den zweiten Theil des Wunderhorns; er schien sie gerne annehmen zu wollen, aber auf ein späteres Schreiben an ihn bekam ich keine Antwort. Ist es nicht zu spät, so erbiete ich mich noch, Ihnen die Sammlung zu überlassen. Die Melodien dazu, um welche mir es eigentlich beym Sammeln zunächst zu thun war, wünschte ich ebenfals vom Untergange zu retten. Könnten sie nicht als Anhang dem Wunderhorne beygegeben werden? Ich wünschte mich dann nur noch, der Auswahl und der beyzufügenden Begleitung wegen, mit einem praktischen Tonkünstler zu verbinden. Reichardt in Cassel wäre mir am liebsten. Auch hierüber erwarte ich Ihre Meinung. Gruß und Hochschätzung Ihnen und Ihren Gefährden, Herrn Prof. Görres, dem ichs danke, wenn er sich meiner noch erinnert. Ihr ergebenster C. Hohnbaum, Hofmedikus bey dem Prinzen v. S. Hildburghausen.

Der Name des Briefempfängers oben ist von Arnim nicht genau geschrieben, er lautet also C. Hohnbaum, und aus einer seiner medizinischen Schriften, vom Jahre 1811, kann man sich über seine äußeren Verhältnisse unterrichten. Er war ein Arzt in der Weise Justinus Kerners, der neben der Ausübung seines Berufes seine Liebhaberei an Volksliedern, Sagen, Gebräuchen und dergleichen pflegte. Das Erscheinen der Einsiedlerzeitung, die auch nach Erlangen durch-

drang, war demnach der Anlaß für Hohnbaum, Arnim zwei Mythen als Beiträge zu schicken und Volkslieder mit Melodien anzubieten. Er kam jedoch für Wunderhorn und Einsiedlerzeitung zu spät.

Trotzdem aber sind Hohnbaums literarische Darbietungen nicht verloren gegangen, sondern es gelang mir, sie an anderen Druckstellen wieder aufzufinden. In der Jenaischen Litteratur-Zeitung, 1810, Nr. 35, rezensiert Friedrich Heinrich von der Hagen das Wunderhorn und erklärt (Spalte 275): „S. 10 (des 2. Bandes des Wunderhorns) ‚Mutter, ach Mutter! es hungert mich!' steht fast wörtlich übereinstimmend auch in L. v. Seckendorfs Musenalmanach für 1808, S. 32, aus Mitteilung des Dr. Hohenbaum; hier fehlt nur das am Schluß jeder Strophe wiederkehrende Reimwort: geschwind." Dieser Hinweis auf Hohnbaums Beitrag zum Almanach, wo sich das bezeichnete Volkslied findet, hatte bei v. d. Hagen doch auch einen persönlichen Anlaß. Das ergibt sich aus seines Freundes Büsching „Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters", in deren vier Bänden eine Reihe Volkslieder mit Melodien, Rätsellieder, Sagen und Gebräuche von Hohnbaum enthalten sind. Gleich am Anfang des ersten Bandes (1816, S. 3) steht das Volkslied „Der Wachtelruf" und die Melodie dazu, und Büsching sagt in einer Anmerkung: „Mit diesem und den folgenden Liedern trage ich eine alte Schuld ab. Der Medizinalrat Dr. Hohenbaum zu Hildburghausen hatte schon vor Jahren die Güte, mir eine sehr bedeutende Sammlung von Volksliedern mit der Singeweise anzuvertrauen, die als Ergänzung zu der von mir und v. d. Hagen im Jahre 1807 herausgegebenen Sammlung von Volksliedern dienen sollte, welche aber immer noch nicht, durch mannigfache Umstände und die Ungunst der Zeit verhindert, erscheinen konnte. Ich glaube, diesen Liedern hier eine passende Stelle anzuweisen." Also es wird so sein, daß Hohnbaum, nach dem fehlgeschlagenen Versuche bei Arnim, sich mit denselben Volksliedern an Büsching und v. d. Hagen gewandt hat. Wilhelm Grimm, der die beiden ersten Bände der „Wöchentlichen Nachrichten" in den Heidelbergischen Jahrbüchern mit manchem Tadel besprach, bezeichnete doch „die Lieder mit Melodien von Hrn. Dr. Hohenbaum . . als das Schätzbarste in der ganzen Sammlung" (Kleinere Schriften 2, 520).

Zwei Mythen hatte Hohnbaum noch für die Einsiedlerzeitung angeboten, über deren eine, die von der Zeugung, Arnim seine Meinung sagt. Wir erhalten durch die Briefstellen eine sichere Handhabe. Nun war Hohnbaum Mitherausgeber der seit 1816 in Hildburghausen erscheinenden Vierteljahrsschrift „Für müßige Stunden", als deren erster Herausgeber Fouqué auf dem Titelblatte zeichnete, bis Frau von Fouqué die Schrift allein übernahm. Das dritte Stück des ersten

Bändchens bringt (S. 108) „Molltöne, von Carl Hohnbaum", vier einzelne Stücke, deren erstes „die Zeugung (nach einer indischen Mythe)" ist. Hier haben wir die einst Arnim vorgelegte Mythe von der Zeugung vor uns, sie ist in Prosa geblieben und Arnims Rat zu metrischer Behandlung natürlich nicht befolgt. Auch die drei anderen „Molltöne" weisen „mythischen" Charakter auf, es sind: 1. „Finsternis und Licht; Leid und Freude", 2. „Des Kindes Wahl", 3. „Die ersten Thränen". Wer den gebrochenen, zum Teil tragisch ausgehenden Verlauf dieser Prosadichtungen beachtet, wird die Berechtigung, sie „Molltöne" zu nennen, nicht verkennen. Unter ihnen wird auch die zweite einst Arnim angebotene, nicht näher bestimmbare Mythe stecken.

Hohnbaum erscheint noch im dritten Bändchen „Für müßige Stunden" mit dem Beitrage „Kraft des Gebets", auch sonst gelegentlich in Briefen und anderswo. Eine starke Persönlichkeit war er nicht. Aber durch den Anschluß, den er an Einsiedlerzeitung und Wunderhorn suchte, empfängt seine Gestalt doch einen festeren Umriß: abgeneigt den Plattisten, zugehörig den Romantikern.

---

# Achim von Arnims Schicksalstragödie „Der Auerhahn".

Von Josef Körner in Göding.

Die Sage von Otto dem Schützen, dem Fürstensohn, der in Knechtesgestalt die Liebe des Fräuleins von Kleve gewinnt, hat lange vor Gottfried Kinkels vielgelesener Versnovelle die Phantasie deutscher Dichter angeregt[1]). In allen Gattungen, vom Roman bis zur Oper, ist sie gestaltet worden, aber unter den vielen, die ihre dichterische Kraft ihr zuwandten, erscheint nur ein großer Name: Ludwig Achim von Arnim. Im Frühjahr 1813 ließ er unter dem Titel „Schaubühne" auf eigene Kosten einen Band dramatischer Arbeiten drucken, dessen Erträgnis er zur Anschaffung von Kanonen für das VII. Bataillon des preußischen Landsturmes bestimmte. In diesem Werke, das zum größeren Teil Modernisierungen älterer deutscher Dramen enthält, findet sich seine Bearbeitung der Otto Schütz-Sage unter dem Titel: „Der Auerhahn. Eine Geschichte in vier Handlungen"[2]).

[1]) Vgl. Gustav Roll, Otto der Schütz in der Literatur (Straßburg 1906).

[2]) Ich zitiere nach: Sämtliche Werke. Neue Ausgabe. Bd. VI, VII (= Schaubühne I, II). (Berlin, v. Arnims Verlag, 1857).

Eine Anmerkung am Schlusse des Bandes besagt: „Zu dieser Geschichte ist wenig Geschichtliches, man wird daher verzeihen, daß ich mir ein Stück: Otto der Schütz, dessen ich mich aus Katalogen wohl erinnere, nicht verschafft habe, um zu sehen, in wie fern meine Tragödie dadurch etwa überflüssig gemacht wäre; auch in diesem Frühling sind nicht zwei Blätter von ganz gleicher Gestalt gewachsen und ich habe die Überzeugung, daß meine Arbeit nicht weniger frei und notwendig in mir entstanden ist als irgend eine andre. Alles in der Welt gelesen zu haben, ist eine Prätension, die weder Gott noch ein Rezensent machen kann" [1]).

Der Vorgänger, auf den Arnim hinweist, ist Friedrich Gustav Hagemann, dessen „Otto der Schütz" (Cassel 1791) in der Zeit von 1792—1800 ein beliebtes Repertoirestück war, das selbst Goethe seinem Weimarer Publikum nicht vorenthalten durfte. Aber weder von dieser noch von anderen vorausliegenden Bearbeitungen der Sage ist Arnim irgendwie beeinflußt und nur als Anregung kommt in Betracht, was Spangenberg in seinem „Adelsspiegel" [2]), der schon den Herausgebern des „Wunderhorns" zur Quelle gedient hat, über die Sage zu melden weiß. Denn Arnim ist in der Behandlung dieses Stoffes — wie es seine Art immer war — mit größter Souveränität zu Werke gegangen, er hat die gegebene Sage nur als Ausgangspunkt, gleichsam nur als Sprungbrett für seine Phantasie benützt. Darauf deutet schon der Titel, der an Stelle des Helden der Sage ein Objekt nennt, das Arnim erst in den überlieferten Stoff hineingetragen und mit geheimnisvoller Bedeutung ausgestattet hat. Und ein richtiges Episodengewirr umrankt den schlanken Stamm der Sage von allen Seiten.

### Inhalt:

I. Der Landgraf von Thüringen ist gestorben, sein Sohn Heinrich tritt die Herrschaft an. Unauslöschlicher Haß hielt Vater und Sohn auseinander. Als der Knabe Heinrich einst mit der Armbrust des Ahnherrn spielte und spielend sie nach dem Vater abdrückte, da hatte ihn dieser mit roher Hand ergriffen, gegen einen Stein geschleudert, daß noch die Blutspuren daran zu sehen sind, und ihn, den Sohn der gewaltsam in's Ehebett gezwungenen, aus Kummer früh verstorbenen Frau, seither aus seiner Nähe verbannt. In des Vaters Liebe aber, um die der eheliche Sohn darben mußte, schwelgten die drei Bastardsöhne Franz, Albert und Otmit, die mit dem verstorbenen Landgrafen im Schlosse zu Marburg hausten. Jetzt aber, da Heinrich Herr geworden, läßt er die seinen Haß entgelten und vertreibt sie aus dem Schlosse. „Das soll des Vaters Strafe sein", ruft er aus, „wenn er aus jener Welt herübersieht, daß er sein ganzes Haus durch seine Feindschaft gegen mich verwirrt, vernichtet muß erblicken" (51).

---

[1]) S. W. VII, S. 350.

[2]) Noll a. a. O., S. 77; W. Bottermann, Die Beziehungen des Dramatikers A. v. Arnim zur altd. Literatur (Göttingen 1895), S. 80[1].

Doch kaum hat er die Bastardbrüder vertrieben, so naht sich ihm der Kanzler Heinrich von Homburg, ihm des Vaters letzten Willen zu verkünden. Da muß er hören, daß der verhaßte Vater den drei Brüdern die reichen Ämter im Oberland vererbt, auch den reichen Schatz nicht seinen Enkeln, Heinrichs Kindern, sondern dem Grabe der heiligen Elisabeth vermacht und den Wunsch ausgesprochen habe, daß von Heinrichs Söhnen der ältere bei seiner stillen Frömmigkeit und der Schwäche seines Leibes geistlich werden, der jüngere, Otto, einst in der Herrschaft folgen möge; Jutta, Heinrichs Tochter, aber, die dieser schon seinem getreuen Neffen Günther zugedacht, mit Ottnit sich verloben solle. Diesen seinen letzten Willen hat der Landgraf mit seinem Fluche bekräftigt, wenn Heinrich dagegen handeln wollte. Der gerät darüber in den hellsten Zorn. Er zerreißt die kaiserliche Urkunde, die Ottnit die Rechte ehelicher Geburt und der Nachfolge sichert, und stößt des Vaters letzten Willen um. Otto, als der Jüngere, soll geistlich werden, Heinrich, der ältere, aber auf dem Throne folgen und mit frommer Seele weihen, was das Schwert des eisernen Landgrafen erstritten hat. Otto, der, eben angekommen, in ungestümem Jugendmute dem Vater um den Hals fällt und mit einem Male den ganzen Reichtum seiner Liebe auf dessen Haupt ergießen möchte, muß nun des Vaters Entschluß erfahren, der ihn alsogleich nach Köln, zur hohen Schule schickt, daß er sich dem geistlichen Stande widmen und dereinst Bischof werden möchte. Schweren Herzens gehorcht der ritterliche Sohn, dem der Sinn nach Jagd und nicht nach Seelenweide steht, während ihm der Vater vorstellt, daß er ja nicht hartem Klosterleben sich unterwerfen müsse, und ihm zum Troste des Auherrn Armbrust und sein eigenes Schlachtroß mit auf den Weg gibt.

Von völlig anderer Sinnesart ist Ottos Bruder Heinrich: ein wahrer Mann Gottes, ein wahrhaft frommes Gemüt, der durch eigenen Wunsch das geistliche Kleid trägt, das er nun nach des Vaters Willen ablegen und mit dem Eisenkleide vertauschen soll, um einst dem Vater in der Herrschaft zu folgen.

Aber auch das Geschick seiner Tochter Jutta will der Landgraf sogleich entscheiden, noch heute sie mit Günther verloben und so seines Vaters Testament noch am selben Tage zu schanden machen. „Ich denke, wie der Vater in der Hölle lacht, wenn ich mich ärgern muß! Eins schwör ich aber, daß ich lachen will, wenn er sich ärgern muß, daß nichts aus allem wird, was er in seinem letzten Willen wollte." (75) Er triumphiert zu früh. Wie Jutta durch ihren Bruder Heinrich erfährt, daß der Vater sie, die Ottnit liebt, zu verhaßter Ehe zwingen will, bekleidet sie sich mit des Bruders Kutte, die der eben gegen einen Harnisch getauscht hat, und entflieht. Doch nur zu bald wird ihre Flucht entdeckt. Landgraf Heinrich, der seinen erstgeborenen Sohn im verräterischen Einverständnisse mit der Tochter meint, züchtigt ihn in aufwallendem Zorn mit dem Degen und befiehlt dem Kanzler, ihn ins Gefängnis zu werfen. In des Kanzlers Armen stirbt der zu Tode verwundete Jüngling, nachdem er ihm das Versprechen abgenommen, eine Wallfahrt nach Köln, die er angelobt, an seiner Statt anzutreten, dem Vater aber die wahre Ursache seines Todes zu verschweigen. „ . . . mein Vater möcht es sich zum Vorwurf machen und seines Alters Heiterkeit damit betrüben, daß ihm ein solches Unglück ist geschehn, als wäre er zu grimmer Tat verflucht". (92 f.) Der Kanzler achtet den Wunsch des Sterbenden und will den Frevel bei Gefahr des eigenen Lebens selbst dem Freigericht, dem er als Wissender der Fehme angehört, verschweigen.

II. Otto hat das vorschnell gegebene Wort dem Vater nicht gehalten; kaum hatte er ihn verlassen, so brach in seinem Herzen die Verzweiflung aus. „Als ich des Rheines Ufer erst erblickt, die Burgen hochbewahrt, die ich so gerne stürmen möchte, um mir ein Reich zu gründen; vergessen war mir das gegebne Wort. Das Wildbret, das geschont durch alle Wälder rauscht, ver-

führte mich zuerst; die Armbrust, die zu Ehrenschießen mir der Vater gab, den harten Abschied mir zu lindern, ward rasch gespannt, ich weiß es selbst nicht wie, — es kam ein Reh, da lag es hingestreckt, — es kam ein Jäger, der's mir wehren wollte, ich schlug ihn nieder! — So ging 's aus einer Rauferei zur andern, so lauf' ich schon zwei Monat an dem Rhein herum und komme doch dem heilgen Köln nicht näher!“ (102 f.) So beichtet Otto der als Mönch verkleideten, unerkannten Schwester Jutta. In stürmischer Nacht fährt er die Fliehende in einem Nachen über den Rhein, ans klevische Ufer. Dort erfährt er von dem kleinen Mädchen Walpurgis, daß gerade heute der große Schießtag ist, der alljährlich in Cleve gefeiert wird, dem Alius Grazilis zu Ehren. Der war wohl vor 200 Jahren als Knabe in einem goldnen, von Schwänen gezogenen Nachen ins Land gekommen, wo gerade ein großes Preisschießen anging, dessen Sieger des Landes einzige Erbin zur Ehe und mit ihr das ganze Land empfangen sollte; dem Knaben gelang der beste Schuß und so ward das Land ihm eigen und auch die schöne Frau. Doch als sie eines Kindes sollt genesen, da floh er fort — er konnte das Schreien nicht hören — und kam nicht wieder. Die verlassene Frau aber stellte, um ihn zu locken, alljährlich ein großes Schießen an und dieses ist, ihm zum Angedenken, noch geblieben. Der Preis des besten Schützen ist ein Kuß von des Fürsten Tochter, doch weil der jetzt regierende Fürst selbst der beste Schütz, so kann kein anderer diesen Preis gewinnen; dem, der nach ihm den besten Treffer tut, schenkt er einen goldenen Kranz.

Diese Erzählung reizt Ottos Schützenlust und Ehrgeiz; er eilt fort, den Preis zu erringen, indes die verkleidete Jutta der Tochter des Fürsten, Elisabeth, die ihr seit der Kindheit in Liebe verbunden ist, sich und ihr böses Geschick entdeckt. Um Jutta nicht zu verraten und sie doch auch in ihrer Nähe zu behalten, will sie Elisabeth als den Bruder ihres Fräuleins ausgeben. Musik und Jubelgeschrei unterbricht ihr Gespräch: Der Fürst naht heran, an seiner Seite Otto, mit goldnem Kranz geschmückt, der siegreiche Schützenkönig. „Ihr Heil'gen schützet mich“, ruft Elisabeth, kaum sie Otto erblickt, „der Einzige ist er auf Gottes Erde, so sah ich nimmer einen Mann, so sah mir keiner tief ins Herz“ (115); aber doch weigert sie in mädchenhafter Scheu, den fremden Mann zu küssen, und erst als der Vater heftiger wird, gibt sie dem Schützen Kuß und Backenstreich zugleich und läuft davon. Der Fürst aber nimmt Otto freudig in seinen Sold.

In Otto ist die Liebe zu Elisabeth mit gleicher Blitzesschnelle erwacht, und wie er in Juttas Hand den Blumenkranz sieht, den Elisabeth ihr geschenkt, flammt seine Eifersucht jäh auf, daß er den vermeintlichen Mönch augenblicks mit der Armbrust töten will, wenn der ihm nicht das Blumengewinde eintauscht gegen seinen goldnen Kranz. Gerne überläßt ihm Jutta ihren Kranz, will aber den goldnen nicht nehmen und Otto wirft ihn jähzornig in den Rhein. Zu spät kommt er zur Besinnung und zum Bewußtsein seiner Torheit.

Indessen quält sich Elisabeth mit Selbstvorwürfen, daß so niedre Neigung ihr Herz erfülle; wie sie sich aber einmal unversehens und allein dem Jäger gegenübersieht, schwinden alle Bedenken und in einem Kuß gestehn sich die beiden ihre Liebe. Otto ist voll des stolzen Gefühls, daß Elisabeth ihn liebt, ohne seine wahre Abkunft zu kennen, daß sie ihn als armen Jäger, als Landstreicher liebt. Und als der Kanzler Homburg, der als büßender Pilger auf seiner Wallfahrt gegen Köln durch Kleve kommt, ihn erkennt und freudevoll vor dem Verlorengeglaubten, Totgeglaubten niederkniet, da hebt ihn Otto rasch auf und befiehlt ihm Schweigen: „Es darf hier niemand wissen, daß ich ein Fürstensohn. Ich bin des Fürsten Jäger hier, heiß Otto Schütz, der Liebe will ich alles danken, nichts dem angeerbten Stande, und wie in frischer Erde neue Saat mit wunderbaren Kräften treibt und lohnt, so hoff auch ich, ein mächtiges Geschick zu weden“ (132).

Der Fürst aber hat vom Fenster seines Schlosses aus die Szene belauscht. Er tritt zu den Beiden heran, schickt Otto mit einem Auftrage weg, erkennt den Kanzler und zwingt ihn durch eine List, ihm zu gestehen, daß Otto des Landgrafen von Thüringen jüngerer, nunmehr einziger Sohn sei. Fürst Hubertus hat aber auch Otto mit seiner Tochter kosen gesehen und er, der dem Schützen Otto die Tochter schon gegeben hätte, wenn das Bedingung seines Bleibens gewesen wäre, ist mit Freuden bereit, sie dem Fürstensohne zu vermählen.

Auch Landgraf Heinrich ist nicht weit; als er an einem Tage seine drei Kinder verloren, da ist dies wilde Herz gefüge geworden und auch er hat die Wallfahrt nach Köln fromm angetreten; den Kanzler hat er vorausgeschickt, ihm ein Nachtlager zu bestellen.

Als Hubertus das hört, ist sein Plan fertig: morgen schon, an seinem Geburtstage, sollen die Liebenden vermählt werden, wenn der Landgraf einwilligt. Vergebens mahnt der Kanzler, das Fest aufzuschieben, bis das Gelübde der Wallfahrt erfüllt wäre. Hubertus, in der Ungeduld eines glücklichen Herzens, duldet keinen Aufschub und will gern alle Schuld auf sich nehmen. Ohne des Bräutigams Namen zu nennen, überrascht er seine Tochter mit der Kunde, daß morgen ihre Hochzeit sein solle. Otto aber, den der Fürst, daß er nicht vorzeitig dem Vater begegne, auf die Jagd schickt, muß hören, daß er zur Hochzeitsfeier Elisabeths einen Auerhahn schießen soll; in wilder Verzweiflung beschließt er, den Rivalen, wer es auch sei, am Traualtar mit seiner Armbrust zu töten.

III. Landgraf Heinrich ist durch die Kunde vom Wiederfinden seines Otto so seltsam bewegt, daß er wider alle seine Art dem Kanzler, dem er die Freudenbotschaft dankt, sich vertrauen will. Was ihn zur Pilgerfahrt nach Köln bewogen hat, ist nicht die Trauer um den Verlust seiner Kinder, es ist ein wunderbares Ereignis. Daß der tote Landgraf seinen Schatz dem Grabe der heiligen Elisabeth vermacht hatte, bereitete Heinrich großen Ärger. „Da schwör' ich mir (erzählt er dem Kanzler) in einer heftgen Stunde, den Schatz ganz heimlich zu entwenden, in fremder Stadt ihn zu verkaufen und eine Stiftung für die Armen zu errichten. Nur meiner Stärke war es möglich, die Eisenstäbe an dem Fenster in der dunkeln Nacht zu öffnen, doch war auch meine Stärke ganz erschöpft, als ich in die Kapelle eingestiegen. Ein wunderbarer Schlaf sank auf mich nieder . . . ich wußte nichts von mir. Da trat zu mir in glänzendem Gewand, worin des Vaters Edelsteine glänzten, die herrliche Gestalt der heiligen Elisabeth, so wie sie in der Kirche ist gemalt . . . Das Bild stand ganz lebendig da und trug in einer Hand ein Körbchen Rosen und in der andern Hand die Krone mit des Vaters Edelsteinen. Sie weckte mich, ich folgte ohne Zagen, sie führte mich in den geheimen Gang der Kirche, deß Ende niemand kennt, da gingen wir, dann schwebten wir auf Wolken, die immer heißer wurden und so weißlich wie der Dampf, der über den Salzkothen mühsam sich erhebt . . . Nun stand sie still, ich auch, sie drückte mit der Hand nach beiden Seiten, da wich der Dampf, ich konnte sehn, wir schwebten überm Fegefeuer, wo viele Seelen jammernd in der Sode standen. Die Teufel schürten eifrig an dem Feuer. Wen sah ich da! Gott! Gott! . . . Ich sah den armen Vater in dem Bade, der abgezehrt bis auf die Knochen von einem Teufel frisch mit heißer Sode übergossen ward. Ich wollt den Teufel packen, doch ich konnte mich nicht regen. Dem Vater reichte die Elisabeth den Korb zum Riechen und zeigte ihm die hellgeschmückte Krone, er schien ein ungewohntes Wohlsein zu empfinden . . . und sprach in Dank zu ihr und pries sich glücklich, daß er ihr den Schatz vermacht. Dann sagte er, daß er so schwer im Fegefeuer leide, weil er mir allzu lang gezürnt und mich vom Guten dadurch abgewendet, auch leide er um seinen letzten Willen, er seh darin den Untergang von seinen Enkeln und daß ein neuer Stamm in Ottnit zu dem Throne steige. Da sprach Elisabeth:

Er solle ruhig dulden seine Leiden und des Lebens Drang vergessen, auch bete schon sein Enkel Heinrich an dem höhern Thron für ihn und für den eignen Vater, der ihn umgebracht .... Als ich dies Wort gehört, da schrie ich Lüge und wachte auf im Betstuhl, wo ich eingeschlafen, doch eine Angst trieb mich wie einen Rasenden durchs Gitter fort, ich wagte nicht, die Schätze zu berühren. Nun weiß ich wohl, so wie es Lüge ist, daß ich den Heinrich umgebracht, so ist's auch Lüge worden, daß Ottnit mir in der Herrschaft folgen soll, denn, wie Ihr sagt, so lebt mein Otto in der schönsten Frische und morgen ist sein Hochzeitsfest, doch quält es mich, daß Ottnit lebt .... Ich hab' ihn heut' erkannt, er schleicht mir nach als Pilger, in der Kappe dicht versteckt. Vielleicht will er mich auf dem Wege ermorden, vielleicht den Sohn? Es reget sich die Wut, soll ich zuvor ihm kommen, soll ich ihn stürzen in den Rhein, wenn er in scheinbarem Gebet mich will beschleichen.“ (152—155)

Der Kanzler, ganz bestürzt über seines Herrn mörderische Absicht, sucht ihn zu beruhigen und nimmt ihm das Versprechen ab, Ottnit nicht zu morden, ehe er ihn nicht selbst über den Grund seines heimlichen Nachfolgens ausgefragt hätte. Heinrich ist schwer bedrückt: so nah dem Schlosse, möchte er am liebsten gleich umkehren; ihm ahnt nichts Gutes. Schweren Herzens folgt er dem Kanzler ins Schloß.

Auf dem Balkon des Schlosses verwacht indes Elisabeth, durch des Vaters plötzliche Kunde von ihrer morgigen Hochzeit um Ruhe und Schlaf gebracht, in Juttas Gesellschaft die laue mondhelle Nacht. In wunderbar süßem Liebesgeplauder vergeht den Mädchen die Zeit. Elisabeth singt ein sehnsüchtiges, schwermütiges Lied und daran erkennt Jutta, daß auch die Freundin liebt, und ruht nicht, bis sie weiß, wem diese Liebe gilt. Als sie hört, daß es Otto der Schütz, ein ganz gemeiner Jäger und überdies ein so jähzorniger Mann sei, ist sie entsetzt. Allein Elisabeth läßt sich das wenig anfechten. „Sieh ihn recht an“ — spricht sie — „er kommt mir doch so herrlich vor, als ob da hinter den Gebirgen, wo ich mit Sehnsucht oft und Langeweile hingeblickt, ob da, wo Erd und Himmel sich berühren, ihm ein herrlich Reich bereitet sei, wohin er mich könnt führen und wo wir im Triumph von dem entzückten Volke als ihre lang ersehnten Herrscher aufgenommen würden“ (150). Da muß auch Jutta an den geliebten Ottnit denken und von dem holden Geschick träumen, das ihn ihr in die Arme führen möchte. „Wir arme verlassene Fürstinnen wollen uns wie arme Leute mit dem Schlafe trösten,“ spricht Elisabeth zu der Freundin; „wir schlafen heut beisammen, ich meine, du bist Otto“. „So meine ich, du bist der Ottnit,“ entgegnet Jutta; „küß mich“ (151). Und sie begeben sich zur gemeinsamen Ruhe.

Otto, der auf der Jagd nach dem Auerhahn mit der Armbrust am Schlosse vorbeischleicht, kann es sich nicht versagen, den Baum, der sich gegenüber den Fenstern der Geliebten erhebt, zu erklimmen — da sieht er die Geliebte in den Armen seines Gefährten, des Mönches, und in wahnsinnigem Schmerz springt er weit über auf den Altan und dringt in Elisabeths Zimmer. Mit gespanntem Bogen steht er vor dem Ruhebette, darauf mit verschlungenen Armen Elisabeth und Jutta liegen, fest entschlossen, die Treulose und ihren Buhlen und sich selbst zu morden. Schon will er den Bolzen abschießen, da stürzen Ottnit und Günther (welche die gemeinsame Liebe zu Jutta zu Freunden gemacht hat) herein und Ottnit fällt dem Mörder in den Arm. Die Mädchen erwachen, Jutta springt Ottnit an den Hals — da richtet Otto den Bogen wieder gegen Elisabeth. Die gelobt im Todesschrecken ihres Lebens keuschen Dienst der himmlischen Maria, wenn diese sie vom Todespfeile des Rasenden erretten wolle: da fällt der Bolzen kraftlos zur Erde. Ottnit, Günther und Jutta stürmen auf Otto ein, klären ihm seinen verhängnisvollen Irrtum auf und nun erkennt er in dem vermeintlichen Nebenbuhler seine leibliche Schwester. Günther muß zu seinem Schmerz

Zeuge sein, daß Juttas Liebe für Ottnit sich entscheidet. Elisabeth aber weint um ihr verlornes Leben und gesteht im Schmerz ihre Liebe. Da treten zu aller Überraschung blumenstreuende Kinder ins Gemach, gefolgt vom Fürsten Hubertus, dem Landgrafen und dem Kanzler. Otto und Jutta werfen sich vor Heinrich auf die Knie und flehen um Gnade. Hubertus aber führt seiner Tochter Otto, den Fürstensohn, vor, den er ihr zum Ehegemahl bestimmt hat; da bricht sie ohnmächtig zusammen.

IV. Froh über Elisabeths rasche Genesung sitzt Fürst Hubertus mit dem Landgrafen Heinrich beim Becher, und wessen sein Herz voll ist, geht sein Mund über. Unentbehrlich ist ihm die Tochter zum Leben wie sein Haupt. Die lustige Jagd selbst ist ihm nur Langeweile, wenn er sie nicht im Walde treffen soll, und jedes Mahl segnet sie ihm mit ihrer Nähe. Und doch hat er diese Tochter, die jetzt sein ganzes irdisches Glück ausmacht, mit Ärger begrüßt, als sie mit Not in diese Welt geboren ward. „Ich wünschte meinem Throne einen Erben, ich dachte nicht, daß meine Wünsche könnten täuschen. Nach schwerem Kampf, als schon der Mutter und des Kindes Leben aufgegeben, trat nun Elisabeth ans Licht, und wie ich höre, eine Tochter, da spring' ich fort aufs Pferd und hetze dreißig Tage durch mein ganzes Jagdrevier. Ermüdet komm' ich heim, da läuten schon die Glocken zum Gebet, da sind' ich meine Frau im Sterben, sie sagt mir noch, daß sie in ihrer Wehen Not ihr Kind der heil'gen Mutter hat verlobet und dann befreiet worden sei. Das waren ihre letzten Worte. Ich hatte nichts gelobt, ich hielt der Tochter dies Gelübde ganz geheim, denn sollte auch mein Stamm verlöschen, so konnte ich doch hoffen, einen freud'gen Eidam zu erwählen“ (175). Otto soll es werden: aber er muß mit Elisabeth, die der Fürst nicht entbehren kann, in seiner Nähe bleiben und auch der Landgraf soll als Freund und Vater bei ihnen wohnen. Gerne willigt er ein: „Will auch einmal versuchen, wie die Ruhe schmeckt, läg' nur so vieles nicht so schwer auf mir“ (176). Hubertus drängt ihn, sich ihm zu eröffnen, sein Herz auszuschütten, sein Leid zu erleichtern. „Es ist ein dummes Märchen,“ beginnt Heinrich, „doch ängstigt es durch vieles, was zusammentrifft. Der Ahnherr unseres Geschlechts, der Asprian, ward in dem Alter durch die Liebe zu der Jagd betört; dem Sohne überließ er die Regierung, er kletterte so Tag wie Nacht auf Bäume, er konnte nicht mehr sprechen, er schrie und seufzte wie ein Auerhahn und starb zur Falzzeit dieser Tiere . . . . Die Leute aber sagen, er habe einen Auerhahn, die selten sind in unsrer Gegend, mit solcher Sehnsucht angeblickt, daß seine Seele in den Auerhahn, des Auerhahnes Seele wieder in des Fürsten Leib geflüchtet . . . Auch sagen sie, es lebe noch ein Auerhahn in unsern Wäldern, der sprechen könne, das sei der Fürst und Ahnherr und bis zu meines Vaters Zeit durfte niemand einen Auerhahn dort schießen, denn nur so lange sollte unser Haus bestehn, als dieser Vogel lebte . . . Doch heute seh ich in dem Haar der Tochter Jutta ein wunderliches Federnpaar, ich frage, wer es ihr geschenkt. Da wird sie rot und sagt, daß Ottnit es gebracht, es sei vom Auerhahn, den er an jenem Tage geschossen, als ich nach Marburg heimgekehrt. Nun war ich schon auf andern Weg gewarnt, daß Ottnit meinen Sohn verdrängen will, da fiel dies Wort mir schwer aufs Herz“ (176—178). Bei dem Gedanken, daß an dem Volksgeschwätz etwas Wahres sein könnte, wird Heinrich wie rasend und heiß steigt ihm der Gedanke in den Kopf, daß er Ottnit töten müsse, wenn er dem eignen Sohn Leben und Herrschaft retten wolle. Im Ärger verläßt er den Freund.

Zu diesem tritt Elisabeth, der die Tochter freudig wie eine neue Himmelsgabe begrüßt und zur Hochzeit mit Otto drängt. Ihr Zaudern deutet er dahin, daß sie dem Otto die wilde Tat seiner Eifersucht noch nicht vergeben, und mahnt sie, seiner bittern Reue doch zu glauben und zu verzeihen. Sei sie doch selbst nicht frei von aller Schuld, da sie den Vater angeführt, statt kindlich ihm

der Freundin Schicksal zu vertrauen. Und lieblich malt er ihr das künftige Glück, wie sie mit Otto und Heinrich zusammenhausen würden. Aber alle seine Hoffnung macht Elisabeths Geständnis zunichte, daß sie sich wegen des Gelübdes, das sie in Todesnot getan, Otto nimmermehr vermählen dürfe, wie sehr sie ihn auch liebe. In das Kloster will sie sich begeben, das an das Schloß des Fürsten grenzt, und noch heute, ehe ihr Wille schwach wird, von der schönen Welt Abschied nehmen. Vergebens sucht Hubertus ihren Sinn zu ändern. Dann aber kommt ihm die Erinnerung an Längstvergangenes und er spricht aus, was er der Tochter stets verschwiegen hatte: daß ihre Mutter sie schon bei der Geburt in Todesangst dem heiligen Leben geweiht. Elisabeth aber, die noch immer Schwankende, die heimlich gehofft hatte, der Vater möchte gute Gründe finden, sie vom Klostertode zurückzuhalten, bricht in Tränen aus, daß ihr Entschluß nun unabwendbar geworden. Bevor sie von des Lebens Freuden Abschied nimmt, will sie jedoch noch einmal den geliebten Otto sehen. Man führt ihn herbei, den Ahnungslosen, doch Elisabeth findet nicht die Kraft, ihren Entschluß ihm mitzuteilen; der Fürst muß es an ihrer Statt tun. „Versuch, ob du sie kannst zurücke halten", ruft er ihm zu, „ich wag es nicht". Da wird der wilde Jäger zum Heiligen. „Vom ew'gen Heil sollt ich die teure Seele in des Lebens Wüste mir zurücke reißen," ruft er auf den Knien aus, „nein, ich vermag es nicht. Ein höhres Licht hat auch mein Aug durchbrochen, das sonst an Wald und Flur mit leerer Freude hing, und von dem Zufall angeführt, der grimmen Freveltat mich weihte. In deinem Aug', Elisabeth, strahlt Himmelslicht, jetzt fühle ich, warum der Vater mich dem heil'gen Leben weihte und aller ritterlichen Lust entzog, ich fühle, wie mein Blut zur Missetat mich reizte, es reut mir manche Schuld, seit ich des Vaters Willen bin entflohen und durch die Welt in stolzem räuberischen Übermute irrte und keines Menschen Leben achtete, weil ich mein eignes frevelnd dran gesetzt! Ich war das wildeste von allen Tieren, die ich jagte, ach meine Liebe war nur Wut! Jetzt fühl ich erst, daß ich dich lieben lerne, da ich auf ewig von dir scheiden soll. Du weißt allein das rechte Heil, in dir hab ich zuerst an Gott gedacht . . . Mir geht ein herrlich Leben auf, im Geiste werden wir verbunden sein, ja stolz seh ich auf Freuden nieder, wonach mein Mund so heiß gestrebt, die Seele steigt, der Leib versinkt, so wird die Reue minder, die Liebe größer werden" (186 f.). „O sel'ge, heil'ge Liebe der Gedanken," ruft auch Elisabeth aus. „Dein Wort gibt mir den Geist zurück, der mich verlassen wollte . . . Liebe in Gott, das ist die Gnadenfülle" (187 f.). Und mit einem Kuß nimmt sie Abschied von Otto und von der Welt. Landgraf Heinrich aber, der aus Ottos eignem Mund hören muß, daß dieser der Geliebten gleich der Welt entsagen und in den heiligen Stand treten will, gerät in Wut und Zorn bei dem Gedanken, daß durch Ottos Entschluß die Herrschaft an den verhaßten Ottnit fallen soll. Mit allen Kräften der Beredsamkeit kämpft er gegen Ottos Schwärmerei: aus des Klosters Zwang soll er die Geliebte entführen, mit aller Macht der Liebe gegen ihren schon erloschenen Willen kämpfen. Schon ist Otto wankend geworden, schon kann er der Macht der väterlichen Worte nicht widerstehen — da packt ihn ein Grauen und er flieht vor dem Vater wie vor dem Versucher.

Heinrich aber will gewaltsam dem Schicksal in die Speichen greifen und Ottnit töten. Dem Kanzler, als einem Wissenden des heimlichen Gerichts, teilt er seine Absicht mit, Ottnit, der ihm in meuchlerischem Plane nachgeschlichen, zu vernehmen. Da erinnert ihn der Kanzler an das Gesetz der Fehme, daß keiner richten darf und andere vernehmen, der selbst des Mordes schuldig ist, und er ruft ihm die eigene Blutschuld ins Gewissen, den Mord an Heinrich, seinem Sohne. Es ist sein Verderben: der Landgraf durchbohrt den einzigen Zeugen seiner Missetat, der ihn im Sterben noch segnet. Schritte nahen. Es ist Otto, den die alte wilde Liebessehnsucht vor Elisabeths Fenster treibt. Aber

er schämt sich dieser Liebe, die er doch eben erst so feierlich um höherer Liebe willen abgeschworen, und darum will er, wenn Menschen nahen, sich als Ottnit ausgeben. Der Landgraf, der ihn in der Dunkelheit nicht erkennt, hält ihn wirklich für Ottnit und ruft ihn mit verstellter Stimme an. Otto glaubt an der Stimme Günther zu erkennen, der Ottnit, Juttas Verlobtem, aus Liebesneid heimtückisch nach dem Leben trachte. Ahnungslos treten so Vater und Sohn zum Kampfe miteinander an. Sieger ist der Tod; einer von des andern Hand fallen sie. Sterbend ruft Otto, mit der Stimme letztem Hauche, Elisabeths Namen. Da erkennt Heinrich, daß er des eignen Stammes Verderber, seiner eignen Kinder Schlächter geworden, und mit einem dreimaligen Wehe! stirbt auch er.

Den Kampfeslärm aber hat Günther vernommen; mit Gewaffneten eilt er aus dem Schlosse herbei; er trifft auf Ottnit und Jutta, die seit dem frühen Morgen, froh ihres Liebesglücks, durch Wald und Feld geschweift sind und von der Trauer des Tages noch nichts wissen. Beim Scheine der Fackeln sieht man drei blutge Leichen am Boden liegen: den Kanzler, Heinrich und Otto. Günther ahnt das Entsetzliche und läßt die Toten auf Elisabeths Geheiß ins Kloster schaffen. Dann begrüßt er mit ernst mahnenden Worten seinen Freund Ottnit als Thüringens neuen Herrscher. Jutta aber findet Trost für den an einem Tage verlornen Vater und Bruder in Ottnits Liebe. Aus ihrem Liebesbunde soll ein neues, besseres Geschlecht erstehen.

Schon die bloße Inhaltsangabe zeigt, daß Arnims Drama zwischen Ritterdrama und Schicksalstragödie so recht die Mitte hält. Einerseits erfüllen sich Sagen, Flüche, Prophezeihungen, anderseits begegnen die geläufigen Motive des Götz und seiner poetischen Bastarde: Fehme, Erstürmung einer Burg, Unwetter, Liebe zwischen Kindern feindlicher Geschlechter, Streit zweier Männer um eine Frau, Gefährdung eines geliebten Lebens, Pilgerszenen, auch das Motiv der erzwungenen Ehe spielt zweimal herein. Mit diesen Motiven präsentiert sich Arnims Dichtung in der äußern Erscheinung durchaus als Ritterstück[1]). Aber unter der Hand des Romantikers hat das Ritterstück die innere Gestalt völlig geändert. Der Romantiker, der — nach Eichendorffs Wort — „den wunderbaren überirdischen Zusammenhang der Geisterwelt überall herausfühlt ... greift zur Vermittlung zwischen dem Diesseits und Jenseits nach einer phantastischen Mystik und wirft dadurch eine seltsamfremde fast gespensterhafte Beleuchtung über seine Dichtungen[2])“. Von „Ariels Offenbarungen“ an bis in seine letzten Werke hat Arnim eine seltsame Herde gespenstischer und halbgespenstischer Figuren um sich gesammelt. Schon 1802 hatte er in „Herrmann und seine Kinder“ eine Dichtung fertig, die in Stoff und Behandlung mit der „Braut v. Messina“, von der er doch damals gar nichts wissen konnte, merkwürdige Ähnlichkeit zeigt. Das

[1]) Vgl. O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jh. (Straßburg 1880); über Arnims Beziehungen zum Sturm und Drang vgl. die eben erschienene tiefschürfende Untersuchung von Friedrich Schönemann, L. A. v. Arnims geistige Entwicklung [= Walzels Untersuchungen N. F. H. 12] (Leipzig 1912).

[2]) Zur Geschichte des Dramas (Leipzig 1854), S. 161 f.

Wunderbare, in Novelle und Drama seine Haupt- und Lieblingsdomäne, machte er zum Tummelplatz seiner Fantasie nicht nur, wo seine Quellen ihn darauf wiesen, er dichtete auch stets noch Neues hinzu. Schon im Studentenspiel „Halle" greift der Geist von Olympiens Mutter tätig in die Handlung ein, um drohende Blutschande zu verhindern. Und auch das Schicksal, das im „Auerhahn" seine gigantische Macht zeigt, ist nur ein Bindeglied in dieser Reihe phantastisch-mystischer Gestalten, erfließt nur aus dem romantischen Interesse für die Nachtseiten des Seelenlebens, für Träume und Ahnungen und Aberglauben. Wohl hat Arnim, als er im Sommer 1811 Goethe besuchte, in Weimar einer Aufführung von Werners „24. Februar" beigewohnt; dennoch wird man den „Auerhahn", über dessen Entstehungsgeschichte die Quellen versagen[1]), kaum in die literarische Tradition der Schicksalstragödie, die mit dem Wernerschen Stücke anhebt, einstellen dürfen. Hat Arnim schon die Vorstellung dieses Einakters mit recht geteilten Gefühlen angesehen, so waren ihm gar Müllners damals noch ungedruckte Tragödien „Der 29. Februar" und „Die Schuld" völlig unbekannt.

So zeigt der Auerhahn denn auch äußerlich wenig Verwandtschaft mit der geläufigen Form der Schicksalstragödie: was an Stimmungspoesie, an gehäuften Kontrasten, an grellen Bildern in Komposition und Sprache sich findet, ist allgemein romantisches Gut, nicht dem Wernerschen Februarstück entnommen, sondern mit diesem aus gemeinsamer Quelle geschöpft. Eine unvergleichlich größere Verwandtschaft aber zeigt sich, wenn man die innere Anlage der Dichtung betrachtet. Alle Formen des Wunderbaren, Übersinnlichen finden sich da vertreten. Von allen Seiten, nach allen Seiten streckt der hundertarmige Polyp Schicksal seine Greiffänge aus. Anfangs freilich ist nur von einem bedingungsweisen Fluch die Rede, den der tote Landgraf an die Nichterfüllung seines letzten Willens knüpft. Bald aber greifen überirdische Kräfte warnend und wirkend in die Handlung ein. Walpurgis, das kleine Mädchen, das Otto die Botschaft vom Schützenfest gebracht hatte, erscheint mit prophetischem Geist erfüllt, fühlt in Otto das böse Blut und erkennt in Jutta das Weib trotz der mönchischen Kleidung; und wie sie sich, mit Kreuz und Geißel bewehrt, als Pilgerin gekleidet, der Wallfahrt nach Köln anschließt, da kommt der Geist über sie und klagend ruft sie Otto und Elisabeth ihre Weissagung zu: „ach Gott, wie wird es Euch noch gehen, ich seh drei blutge Leichen in dem Garten." (130)

[1]) Max Hartmann, L. A. v. Arnim als Dramatiker (Breslau 1911), S. 32 f. will den Plan auf das Jahr 1807 zurückführen, ohne dies im geringsten erweisen zu können.

An die Weissagung des Kindes reiht sich der wunderbare Traum des Landgrafen, den die heilige Elisabeth in Schlaf versenkt, ihm durch des toten Vaters Mund den Untergang des Stammes und Ottnits künftige Herrschaft zu verkünden. Elisabeth von Cleve, von des besten Schützen Pfeil bedroht, betet zur Himmelsmutter um Rettung: und wirklich geht Ottos Schuß fehl. Die alte Sage von Asprian aber, die einer finstern Gewitterwolke gleich, die sich entladen muß, schwer über dem Geschlechte der Thüringischen Landgrafen lastet, macht der Dichter erst im letzten Akt bekannt. Wohl ist schon im ersten Akt von der Armbrust des Stammherrn die Rede, von dem „so wunderliche Fabel mit dem Auerhahn gelogen wird"; aber diese flüchtige Anspielung wird weiter nicht erklärt und muß daher jedem, der zum erstenmal das Drama liest, an dieser Stelle unverständlich bleiben; und dabei ist doch die Sage von dem Ahnherrn Asprian die Voraussetzung der ganzen Fabel! Trotzdem konnte es der Dichter wagen, sie erst im 4. Akt erzählen zu lassen, ohne dem ganzen Werk eine empfindliche Schädigung zuzufügen. Das erklärt sich aus einer ganz merkwürdigen Eigentümlichkeit im Aufbau dieses Stückes.

Zu Ende des 2. Aktes erfahren wir, daß Landgraf Heinrich in Trauer um seine beiden Söhne, die er an einem Tage verloren, die Wallfahrt gegen Köln angetreten habe. Zu Beginn des 4. Aktes aber hören wir aus seinem eigenen Munde, daß nicht die Trauer um die Kinder, sondern der Traum, den ihm die heilige Elisabeth eingegeben, seiner frommen Fahrt Ursache sei. Das ist denn charakteristisch für die ganze Dichtung: fast jedes Element der Handlung wird von zwei Seiten bedingt, jedes Ereignis erscheint in doppelter Motivierung. Daß Heinrichs Geschlecht zugrunde geht, ist nicht nur an die Erfüllung der alten Sage gebunden; es ist zunächst eine Folge des Fluchs, den der tote Landgraf gegen den Sohn schleudert, der seinen letzten Willen antastet. So ist der Leser zunächst auch nur darauf gespannt, ob sich dieser Fluch erfüllen wird; und eh noch die Fabel von Asprian erzählt wird, erfahren wir aus des Landgrafen Traum, daß der Untergang des Geschlechtes und Ottnits Aufstieg zur Herrschaft besiegelt sei, weil jener letzte Wille des Toten umgestoßen worden. Und wenn dann schließlich Vater und Sohn sich gegenseitig ermorden und ihre Erbe dem Ottnit zufällt, so mag man sich fragen, ob Sage oder Fluch sich bewährt haben.

Dem Auerhahn fehlt es eben an einheitlicher Handlung: auf der einen Seite handelt es sich um den Untergang des Geschlechts und Ottnits Aufstieg, auf der andern Seite aber steht die Liebe Ottos und Elisabeths im Mittelpunkte: und auch hier begegnet die doppelte Motivierung. Was die Tragik dieser zweiten Handlung ausmacht, daß nämlich Elisabeth, ihrem Gelübde getreu, dem Geliebten entsagen muß

und ins Kloſter geht, hat wiederum zwei Gründe, einen nähern und einen entfernteren: dem Gelübde der todesgeängſtigten Eliſabeth iſt längſt das ihrer Mutter vorangegangen, das der Vater vergebens geheim gehalten hat.

Dieſe Art von doppelter Motivierung eines Verhängniſſes bewirkt, daß die Schickſalsidee im Auerhahn eine ganz eigenartige Geſtalt erhält. Eh das Stück beginnt, hat Ottnit bereits den Auerhahn geſchoſſen und zu Beginn der erſten Szene ſchon legt er ihn auf den Tiſch. Nun bleibt es freilich dunkel, ob das der Auerhahn, iſt, in den die Seele des Ahnherrn geflüchtet iſt; aber wenn ſelbſt Landgraf Heinrich bei dem Gedanken daran bebt, wenn der Dichter durch den Titel ſeiner Dichtung ein Ausrufzeichen dazu ſetzt — ſo muß man den Gedanken immerhin erwägen, daß zu Beginn der Handlung das Geſchick bereits beſiegelt, die ganze Handlung mithin eine abrollende ſei. Was ſoll dann aber noch der Fluch des Toten bedeuten, wenn der Spruch des Schickſals ſchon gefallen iſt? Dieſes ſeltſame Spiel des Dichters iſt echt romantiſch. Wie der Romantiker das Drama im Drama, die Novelle in der Novelle liebt, wie er von Poeſie der Poeſie ſpricht, ſo geſtaltet er hier ein Schickſal im Schickſal, ein Schickſal in zweiter Potenz. Während der Landgraf Heinrich einem gefangenen Falter gleich ſich und ſein Geſchlecht aus dem engen Netz des Vaterfluches retten will, hat ſich längſt das weitere Netz der alten Sage geſchloſſen und zieht ſich immer drohender zuſammen. Allein wie ſchon geſagt, die Entſcheidung zwiſchen dieſen beiden Vollſtreckern des Schickſals überläßt der Dichter ſeinem Leſer; er ſelbſt erhellt das Dunkel nicht. Dadurch kommt es zu einer ſonſt nicht häufigen Verquickung von zwei wichtigen Abarten der Schickſalstragödie, die am beſten Werners „24. Februar" und Grillparzers „Ahnfrau" repräſentieren und die man als rationaliſtiſche und myſtiſche Schickſalstragödie unterſcheiden könnte; jene ſtellt das Schickſal als eine unſichtbare Macht, als ein unerbittliches, aber abſtraktes Geſetz hin; dieſe hüllt es in die menſchliche Geſtalt eines wandelnden Geiſtes, der das Geſchick erfüllen muß, um ſich ſelbſt zu erlöſen; jene ſtellt nicht alltägliche, aber doch auch nicht ungewöhnliche Geſchehniſſe vor, die nur in ihrer Verbindung wunderbar wirken; dieſe geht über die Grenzen der ſinnlichen Welt hinaus und geſellt zu der wunderbaren Verknüpfung des Möglichen das Element des Phantaſtiſchen. Der Vaterfluch, der im Mittelpunkte der Wernerſchen Tragödie ſteht, verbindet ſich im „Auerhahn" mit der Sage, der in der „Ahnfrau" wie im „Karl v. Berneck" fatale Bedeutung zukommt.

Die Unſicherheit, in der der Dichter den Leſer darüber läßt, ob Fluch oder Sage ſich erfüllen, läßt auch im Unklaren darüber, wie viel oder wie wenig Willensfreiheit den handelnden Perſonen zukommt.

Das geschieht sicherlich zum Vorteil des Stücks; denn indem wir nur etappenweise, nur langsam und erst gegen das Ende zu das Schicksal erkennen, ahnen wir nicht früher, wie nutzlos und vergeblich die Anstrengungen des Helden sind, gegen das Schicksal anzukämpfen. Diese kluge und wirkungsvolle Komposition läßt uns denn erst im zweiten Teil der Dichtung dessen inne werden, daß wir es mit einer Schicksalstragödie zu tun haben. So häufen sich denn auch erst in der zweiten Hälfte deren Merkmale und Motive. Das gilt vornehmlich von den Äußerungen der handelnden Personen selbst über das Schicksal.

Natürlich führt derjenige das Schicksal am meisten im Mund, der am heftigsten dagegen ankämpft: der Landgraf Heinrich, der eigentliche Held des Dramas. Im ersten Akt, da er noch der wilde, eiserne Landgraf, ist ihm die alte Sage eine Lügenfabel und über den Fluch des Vaters kann er noch spotten: „... der Fluch ist lange noch kein Wetterstrahl und tausend sind schon leuchtend über dieses Haupt wie über diese Burg gezogen und mancher hat mich schon geblendet, doch keiner hat mich noch berühret und zerschmettert." (69) Seit aber der plötzliche Verlust aller seiner Kinder und der ängstliche Traum von der heiligen Elisabeth sein Wesen zum Tiefsinn geneigt gemacht hat, daß er, wenn er in alter Gewohnheit fluchen will, schaudernd plötzlich seine Rede hemmt und ein Kreuz schlägt, da mag er sich über die Macht des Schicksals nicht mehr mit so leichtsinnigen Worten hinwegsetzen. Und wenn er jetzt von der alten Sage redet, so spricht er in Bangen und halber Angst: „Es ist ein dummes Märchen, doch ängstigt es durch vieles, was zusammentrifft." (176) Er muß dran glauben und will doch nicht. „Ich habe allen Glauben von mir abgeworfen, kein Mönch soll mich berücken und dieses törigte Gered des dummen Volks, ich kann es nicht vergessen. Nicht wahr", redet er den Fürst Hubertus an, „du meinst doch auch, daß alle Weissagung ein dummes Spiel des Zufalls sei." „Das nicht," antwortet dieser, „in jeder dunklen Weissagung der Völker liegt ein Glaubenskeim wie in gewissen heiligen Träumen, daß alles Leben schon in Gott geahnet sei." So spricht Hubertus und drückt damit zugleich des Dichters und des Menschen Arnim Meinung aus. Heinrich aber fährt wild und wütend auf. „Das könnt mich rasend machen, wenn in den Weissagungen etwas wäre. So leb ich ganz umsonst, bin nichts, gar nichts als Gottes leidge Puppe hier auf Erden. . ." (178) Dem stürzenden Fels des Schicksals will er sich entgegenwerfen. „Von meinen Händen soll der Bastard sterben, den ein Geschick so töricht boshaft auf meines Stammes Trümmern will erheben." (191) Als ihm aber gar der Kanzler die Augen darüber öffnet, daß er den eignen Sohn gemordet, da erkennt er vollends die unerbittliche Macht des Schicksals und in der höchsten Verzweiflung ruft er aus: „Kann

ich ſo unbewußt, ſo willenlos der höchſten Mordtat ſchuldig ſein, ſo will ich wiſſend jetzt und wie im höchſten Menſchenrechte — morden. Wer ſeinen Willen durchführt, der iſt Gott!“ (198) und er tötet den Kanzler, er will Ottnit töten. Dem Rad des Schickſals will er in die Speichen greifen — er greift hinein, nur um es raſcher zu drehen. Zu ſpät erkennt er, daß er nur Werkzeug in der Hand des Schickſals geweſen.

Des Schickſals Macht, die Heinrich nicht anerkennen will, dagegen er wie ein Leu ankämpft und ſich verblutet, iſt auch den übrigen handelnden Perſonen nicht verborgen. Als Hubertus den Kanzler von ſeinem heiligen Wege ablenkt, um Eliſabeths Vermählung zu beſchleunigen, da überkommt dieſen bange Ahnung und er weiſt jede Verantwortung nahenden Unheils von ſich ab: „was geſchieht durch Zufall, durch des Himmels Strafe, ich trage nicht die Schuld: ich lobe nicht ſo raſches Spiel, wo traurige Geſchicke uns ſo ſchwül umſtehen.“ (138) In ungewiſſem Bangen erfüllt er des Fürſten Wunſch: „ich weiß es nicht, warum, doch wird mir jeder Schritt ſo ſchwer und bin doch nicht ermüdet von der Reiſe.“ Und warnend ruft er dem Landgrafen, der auf Ottnits Mord ſinnt, entgegen: „dem Schickſal laſſet ſeinen Willen, in ihm iſt Gott, umſonſt ſträubt ſich des Menſchen Wille.“ (195) Auch Fürſt Hubertus fürchtet die allmächtige Gewalt des Schickſals; wenn er daran denkt, wie nahe die Tochter, der er den Eidam eben erſt erwählt, dem Tode aus des Geliebten Hand geweſen, da muß er ausrufen: „Das alles war ſo nahe der Erfüllung, mich ſchaudert noch, wenn ich gedenk, wie wir des Zufalls Ball geweſen.“ (175) Aber noch ſtärker ſoll er den Druck des Schickſals empfinden: vergeblich, daß er der Mutter Gelübde dem Kind verſchwieg, ihr eignes Gelübde treibt ſie in gleicher Prüfungsſtunde zu gleichem Willen. „. . . . ja ich fühle,“ klagt der ſchmerzgetroffene Vater, „ich fühle, daß umſonſt der Menſch dem Himmel widerſpricht.“ (183) Heinrich und Hubertus und der Kanzler, alle erkennen ſie, ſei's widerwillig und in ohnmächtiger Wut, ſei's in gefaßtem Schmerz des Schickſals unentrinnbare Macht. Von der ſtumpfen Ergebenheit, womit die Helden der Februarſtücke widerſtandslos dem Schickſal entgegenſtehen und entgegenſehen, iſt das immer noch weit entfernt. Auch zeigt das Schickſal nicht nur ſeine Heimtücke und Bosheit, ſondern zeigt ſich auch als liebreich ſpendende Göttin des Glücks. Otto ſelbſt, als er Ottnit und Jutta ſich küſſen ſieht, die ſein Raſen zuſammengeführt hat, während es ſeine Liebe vernichtete, geſteht leidvoll: „. . . ſo fallen oft die Würfel wunderbar aus höhrer Hand dem einen auf den Kopf, daß er im Stoße taumelt, dem andern wird ein leichtes Glück bereitet.“ (167) Ja, Ottnit und Jutta ſind die vorgezognen Lieblinge des Glücks. Was nur je an

Prophezeiungen und Flüchen sich gegen Heinrichs Haus gerichtet hat, geht mit einemmale in Erfüllung; über Ottnits, über Juttas Haupt zieht der Fluch vorbei, ohne sie zu versehren.

Als Heinrich hört, daß Jutta Ottnit dem Günther vorgezogen habe, wütet er gegen die Tochter: „mein Fluch soll sie vernichten, wenn sie Ottnit wählt.“ (188) Allein sein Fluch hat keine Kraft über sie. Doch Jutta verdient auch ein besseres Geschick: an ihr ist keine Schwäche, sie macht sich keine Gedanken über das Schicksal. Durch die Liebe stark und kühn, weiß sie sich ihr Glück zu erzwingen. An den andern allen aber erfüllt sich der Spruch des Schicksals. Als eine tückische, gigantische Macht steht es wider den Landgrafen Heinrich, als ein gewaltiger, machtlos bekämpfter Gegner. Doch nicht das kindisch spielende Schicksal der Werner und Müllner ist es, nicht das beschränkte Schicksal, das sich just nur an *einem* Orte und Tage erfüllen, das sich just nur *eines* Werkzeugs bedienen kann. Vom Zufallsdrama der beiden Februarstücke ist Arnims Dichtung fast ebenso weit entfernt, wie Schillers „Braut von Messina“; der Fluch, der Heinrichs ganzes Geschlecht vernichtet, knüpft sich nicht an einen fatalen Tag und ein fatales Requisit. Zwar hat es bisweilen den Anschein, als ob der Dichter die Handlungen seiner Personen von Zeit und fluchbeladenen Gegenständen abhängig machen wollte! Die Armbrust, die der Landgraf seinem Otto schenkt und die im ersten Akt sichtbar wie das Messer des Kunz Kuruth an der Wand des großen Saales im Schlosse Marburg hängt, ist des Ahnherrn Asprian Jagdgerät gewesen. Sie ist schuld gewesen an dem Hasse, der den Landgrafen mit seinem Vater so feindlich entzweite; und mit eben dieser Waffe bedroht Otto die Geliebte. Aber in dem unseligen Zweikampf zwischen Vater und Sohn entscheidet das Schwert und nicht die uralte Armbrust. Der Fluch, der am Eingang der Handlung, die graue Sage, die in ihrem Hintergrunde steht, sie knüpfen sich an keinen bestimmten Tag; aber doch ist es seltsam, das Ottos Anschlag auf Elisabeth, Elisabeths Abschied von der Welt, des Kanzler Tod, Heinrichs Zweikampf mit Otto gerade auf einen Tag fallen. „So ist der Gram auf diesen Tag gehäuft“ (185), klagt eine der handelnden Personen. Aber von der Art eines wirklichen dies fatalis kann doch da nicht die Rede sein, wo schon die Volksweisheit sagt, daß ein Unglück nimmer allein kommt.

Das Schicksal durch allerlei Winkelzüge und auf seltsamen Umwegen zum Ziel zu führen, es von Zeit, Ort und irgend einem zufälligen Objekt abhängig zu machen, verschmäht unser Dichter also: und nur insofern das Schicksal hier als eine aktive Macht, die Ereignisse vorausbestimmend und tätig bewirkend gedacht ist, nur insofern sich die Erfüllung dunkler Sagen und verhängnißvoller Flüche

in Träumen und Prophezeiungen ankündigt und wirklich eintrifft, ist der Auerhahn ein Schicksalsdrama zu nennen. Allein nicht nur der kindischen Spielereien eines Werner und Müllner enthält sich Arnim, wo er das Schicksal gestaltet; auch von der rechthaberischen Ungerechtigkeit, die das Schicksal bei jenen kennzeichnet, findet sich im Auerhahn keine Spur. Mag auch Fluch und Verhängnis den handelnden Personen dräuend zu Häupten stehn, es hat jeder von denen, die der Blitzschlag des Schicksals trifft, sein gut Teil Schuld auf sich geladen. Den Landgrafen, der in blinder Wut den einen Sohn erschlagen, straft das Schicksal, daß er wider Willen und Wissen den andern Sohn töten muß. Elisabeth hat ihr Geschick selbst verschuldet, da sie dem besten aller Väter das Geschick der Freundin verschwieg. Otto, der seinem Jähzorn allezeit nachgibt, daß er die Geliebte selbst mit dem Tode bedroht, ist nicht frei von Schuld. Hubertus wird dafür, daß er den Landgrafen und den Kanzler, die frommen Pilger, von ihrem heiligen Dienste abhält, dafür daß er die Erfüllung eines Gelübdes hintertrieb, mit dem Verluste der Tochter bestraft. Ja selbst der fromme Heinrich, des Landgrafen erstgeborner Sohn, verletzt doch den schuldigen Gehorsam gegen den Vater. Und wenn es über dem zweiten Teile der Dichtung wie Gewitterschwüle lastet, so ist es nur das dauernde Schuldbewußtsein der Personen, die sie in jedem Vorgang die Ankündigung einer kommenden Strafe ahnen läßt. Die aber frei von Schuld sind, wie Ottnit und Jutta, sind auch frei von Schuldbewußtsein und ihnen kann kein Fluch, kein Schicksal etwas anhaben. So hält sich Arnims Dichtung von der tragischen Unschuld, die das Schicksalsdrama so gräßlich, von der fatalen Rechenkunst, die es so widerwärtig macht, gleichweit entfernt.

Das Schicksal, dessen zukunftbestimmende Macht sich in der Katastrophe wirkend zeigt, bleibt frei von der unerfreulichen Aufdringlichkeit, wie sie im üblichen Schicksalsdrama beliebt ist. Darum verschmäht es der Dichter auch, das Lokale der verhängnisvollen Ereignisse und der Katastrophe besonders grausig und schauerlich auszumalen. Die Nacht, in der Otto die Geliebte beinahe ermordet hätte, ist eine liebliche, laue Sommernacht und nur sein aufgeregter Sinn läßt ihn überall gespenstische Gestalten sehen; finstere Nacht ist es, da Heinrich und Otto miteinander kämpfen: aber wie sollte es auch anders sein, da am hellen Tage doch Vater und Sohn einander erkennen müßten! Nur zu Beginn des II. Akts sehen wir die Elemente in Aufruhr, als Jutta und Otto in stürmischer Gewitternacht am Rheinufer bei Cleve landen.

Daß der „Auerhahn" seiner inneren Anlage nach in die Reihe der Schicksalsdramen gehört, ist nach Erörterung des in dieser Dichtung gestalteten Schicksalsbegriffes zweifellos. Viel spärlicher aber

werden die Bezüge bei Betrachtung der äußeren Erscheinung. Der Titel zwar, der nicht den Helden, sondern ein verhängnisvolles Objekt nennt, erinnert an Werner und Müllner, die das fatale Datum als Titel setzten oder an den späteren Houwald, der im „Bild" das zufällige Objekt, daran der Fluch gebunden ist, im „Leuchtturm" das Lokal zur Titelgebung verwendet. Aber die Sage vom Auerhahn, ihr Ursprung und ihre wahre Bedeutung für Handlung und Katastrophe, ist völlig ins Dunkel gehüllt und somit auch der Titel recht geheimnisvoll.

Von den geläufigen Motiven der Schicksalstragödie begegnen in unserer Dichtung — die sich ja gerade in den Motiven auffällig an die Tradition des Ritterdramas hält — die wenigsten. Von den Kainszeichen, die die Sündenkinder der Februarstücke kennzeichnen, von der verbrecherischen Liebe naher Blutsverwandten, von dem beliebten Unbekannten, der die Enthüllung und dadurch die Katastrophe herbeiführt, ist kaum die Rede; höchstens, daß der Kanzler dadurch, daß er dem Landgrafen die wahre Todesursache seines Sohnes eröffnet, die Katastrophe beschleunigt. Schon eher fühlt man sich bei dem weissagenden Kinde Walpurgis an Müllners Schicksalsbuben erinnert. Auch das in der Schicksalstragödie nicht seltene, Kotzebue verpflichtete Motiv des Helden als Lebensretters der Geliebten kehrt in etwas verwandelter Form wieder, wenn Otto die Schwester Jutta aus den Wellen rettet.

Am nächsten kommt Arnims Dichtung der eigentlichen Schicksalstragödie im Motiv der Wirkung des Fluches. Arnim hat ja diesen Fluch erst in die Otto Schütz-Sage hereingebracht und es ist sehr leicht möglich, daß er bei dessen Verwendung die Einflüsse des in Weimar angeschauten Wernerschen Februarstückes erfuhr. Denn hier wie dort erscheint Verwandtenmord als Wirkung des Fluches, Mord des Vaters am Sohne; hier wie dort tötet der Vater unerkannt den Sohn, glaubt einen fremden, einen Widersacher zu töten und mordet das eigene Kind. Auch in den Charakteren zeigt sich Verwandtschaft. Die Wildheit des Landgrafen steht dem rohen Naturell des Kunz Kuruth in nichts nach. Mit dem Kirchenglauben stehen sie beide nicht auf bestem Fuße; wie Kunz seit dem Tode seines Vaters das Beten verlernt hat, so hat auch Landgraf Heinrich den Glauben vergessen lernen und hat seit seiner Jugendzeit, wo er dahin getrieben wird, keine Kirche mehr betreten. Haß zum und vom Vater und Liebe zur Gattin hat der Landgraf Heinrich mit Kunz Kuruth gemein und bei beiden versöhnt die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, womit sie ihr eigenes Handeln beurteilen, mit den häßlichen Zügen ihres Wesens. Die Nervosität des Kuruth ist auch dem Landgrafen eigen, seit er drei Kinder verloren und die Gestalt der heiligen Elisabeth ihn im

Traume geängſtigt hat. Von Kunz Kuruths Vater vererbt ſich das wilde Blut bis zu ſeinem Sohne Kurt; ſo hat auch der eiſerne Landgraf von ſeinem Vater den harten wilden Sinn geerbt und Otto von ihm. Denn auch in Ottos Perſönlichkeit iſt mit wilden Zügen nicht geſpart: „So hübſch er iſt" — ſagt die prophetiſche Walpurgis von ihm — „ich möcht ihn nicht zum Mann, es brennen ihm die Augen wie Laternen, er geht ſo heftig, es ſcheint ein rechter Mörder" (108).

Gegenüber dieſen wilden Geſtalten begegnet in Eliſabeth ein unendlich ſanftes, träumeriſches, aber auch mit dem müden Reiz der Schwäche gezeichnetes Mädchen, ein richtiges Seitenſtück zu den willenloſen, ſenſitiven, paſſiven Frauengeſtalten der Februarſtücke. Sonſt freilich deuten Motive wie Charaktere mehr auf das Ritterdrama zurück, als zur Schickſalstragödie hin. Nur in der willensſtarken, durch die Liebe zur Tatkraft gereiften Jutta begegnet man einer Frauengeſtalt, wie ſie auch der Dichter der „Schuld" in der Gräfin Jerta gezeichnet hat.

Am wenigſten gleicht Arnims „Auerhahn" dem Schickſalsdrama in der äußeren Technik. Die analytiſche Form, wie ſie in der literariſchen Tradition ſeit Schillers Braut von Meſſina fortlebte, iſt durchaus nicht beibehalten[1]), denn nicht einmal der Fluch des toten Landgrafen liegt in der Vergangenheit, da er nur bedingungsweiſe ausgeſprochen, nur an die Nichterfüllung eines Teſtaments gebunden iſt. Anderſeits freilich ſcheint ſich der Schickſalsſpruch der Aſprianſage erfüllt zu haben, ehe der Vorhang über der erſten Szene aufgeht, in der Ottnit mit dem erlegten Auerhahn in die Stube tritt. Allein ob dieſer Auerhahn jener Vogel iſt, in den des Ahnherrn Seele geflüchtet iſt oder nicht, darüber verliert der Dichter kein Wort, die Sache bleibt im Dunkeln. Stünde es feſt, daß es ſich hier um den ſagenhaften Auerhahn handelt, ſo wäre das Schickſal des landgräflichen Hauſes damit beſiegelt, die Kataſtrophe von vornherein beſtimmt — die Handlung würde nur die Art vorſtellen, wie das Schickſal ſeine Exekution ausübt, wir hätten ein abrollendes Stück; freilich wäre auch das noch nicht die reine analytiſche Form, bei der alle Ereigniſſe in der Vergangenheit liegen und die Handlung des Dramas einzig darin beſteht, daß ſich allmählich herausſtellt, was geſchehen iſt. Die reine analytiſche Form wäre ja auch in einer ſo umfangreichen, über vier Akte reichenden Dichtung nur ſchwer durchzuführen. Wohl aber läßt ſich Arnim die Verwendung der *ἀναγνωρεσις*, dieſes Haupt- und Lieblingseffektmittels der Schickſals-

[1]) Daher auch das in der Schickſalstragödie ſo häufige und notwendige Beiſeiteſprechen keine Rolle ſpielt.

tragödie und des analytischen Dramas überhaupt, nicht entgehen: es geschieht in der katastrophalen Szene des Zweikampfes zwischen Vater und Sohn. Nicht weniger beliebt und effektvoll als dieses Motiv ist die Verwendung der tragischen Ironie; dieses Kunstmittels hat sich Arnim mit deutlicher Absicht bedient. Wie Landgraf Heinrich zu Beginn des Stückes gegen seine Bastardbrüder wütet, ruft er haßerfüllt aus: „Das soll des Vaters Strafe sein, wenn er aus jener Welt herübersieht, daß er sein ganzes Haus durch seine Feindschaft gegen mich verwirrt, vernichtet muß erblicken" (51). Er ahnt nicht, wie bald und in welcher Weise sich sein Wort erfüllen soll; er meint des Vaters natürliche Söhne, aber die es dann trifft, sind seine eigenen Kinder. „Ich denke, wie der Vater in der Hölle lacht, wenn ich mich ärgern muß!" läßt er sich einige Szenen später vernehmen, wo er aus Trotz und Eigensinn des Vaters Testament umstößt. „Eins schwör ich aber, daß ich lachen will, wenn er sich ärgern muß, daß nichts aus allem wird, was er in seinem letzten Willen wollte!" (75). So redet er und muß doch wider Willen zum Vollstrecker dieses letzten Willens werden. Seinem Otto allen seltsamen Träumen zum Trotz die Herrschaft zu sichern, erhebt er das Schwert gegen Ottnit, den alle Prophezeiungen zum künftigen Herrn machen wollen — aber er trifft den eigenen Sohn und verhilft so selber Ottnit zur Herrschaft.

Die unfehlbare Wirkung, die das Motiv der tragischen Ironie auslöst, beruht auf dem Stilmittel des Kontrastes. Dieses primitive Stilmittel ist dem romantischen Drama, dessen Technik ja mit Absicht primitiver Kunst hinneigt, überhaupt eigen; schon in Tiecks Genoveva ist der Kontrast das bestimmende Prinzip in der Aufeinanderfolge der Szenen und die obligate Schicksalstragödie bezieht daraus die hauptsächlichste Wirkung. Auch Arnim macht davon in seinen Dramen, so auch im Auerhahn verschwenderischen Gebrauch.

In der Besprechung dieser Dichtung hat sich schon zu verschiedenen Malen gezeigt, daß die eigentlichen Charakteristika der Schicksalstragödie erst vom Ende des zweiten, beziehungsweise vom dritten Akt ab, also erst in der Mitte des Stückes, einsetzen[1]). Das wird am deutlichsten, wenn man das Augenmerk auf die Verwendung der Kontrastwirkungen richtet. Zwar folgt schon im ersten Akte auf die

[1]) In ‚Die Gleichen' (verfaßt 1815, gedruckt 1819) ist es gerade umgekehrt: anfangs hören wir von einem geheimnisvollen Dreibrüderschatz, von der Sage vom Ahnherrn Hug und seiner Frau Brigitte, wir sehen eine weiße Gestalt durchs Schloß wandeln, vernehmen zukunftsdeutende Träume, erkennen im kleinen Josef einen richtigen Schicksalsknaben — nach und nach aber verflüchtigt sich das Fatalistische immer mehr und in den Mittelpunkt tritt die von allen Schicksalssprüchen unbeirrte Lösung der Liebes- und Ehewirrnis.

Freude, die des Landgrafen Kinder über das Wiederſehen mit dem Vater empfinden, ein plötzlicher Umſchlag, ſobald Heinrich den Söhnen ſeine harten Befehle mitteilt; aber zum herrſchenden Kompoſitionsmittel wird der Kontraſt doch erſt vom dritten Akte ab.

Am Ende des II. Aktes ſcheint alles dem glücklichſten Ausgange zuzuſtreben: der Liebende hat die Braut gewonnen, der Vater den Sohn wiedergefunden — da bringt der III. Akt eine vollſtändige Peripetie: die Geliebte entſagt der Welt, der Vater ſoll den Sohn wieder an die Kirche verlieren. Zu Heinrichs durch Ahnungen und Träume beſchwerter Stimmung will des Fürſten kindiſche Freude und das nahe Hochzeitsfeſt ſchlecht paſſen. Im Gedanken an den Geliebten geht Eliſabeth zu ſüßen Träumen ſchlafen; wie ſie erwacht, ſteht Otto mit der drohenden Mordwaffe vor ihr. Während Jutta und Ottnit das ſchönſte Glück der Liebe zuteil wird, muß Otto ſeine wilde Eiferſucht mit dem Verluſte der Geliebten büßen. Freudevoll betritt der Fürſt am Morgen ſeines Wiegenfeſtes das Gemach der Tochter, ſie dem Geliebten zu verloben — und muß ſeine Freude in Schmerz verkehren, da die Tochter ſtatt über die Freudenbotſchaft zu jubeln, darüber in Ohnmacht ſinkt. Noch mehr häufen ſich die Kontraſte im letzten Akt: kaum taucht ein Schimmer von Freude und guter Hoffnung auf, gleich folgt ein kraſſer Schickſalsſchlag hinten nach. Kaum hat Fürſt Hubertus den erſten Schreck über Eliſabeths Ohnmacht vergeſſen, kaum gibt er ſich wieder der frohen Hoffnung hin, den lieben Otto bald als Eidam zu begrüßen, da verkündet ihm auch ſchon die Tochter ihren ſchmerzvollen Entſchluß, von der Liebe und der Welt zu laſſen. Otto, der ſich dem Befehle des Vaters, in den geiſtlichen Stand zu treten, durch die Flucht entzogen hat, tritt jetzt, da Eliſabeth dem Dienſte der Jungfrau ſich weihen will, völlig anderen Sinnes vor den Vater: „Ich hatte Euren Willen, gnädger Vater, übertreten, dem heilgen Stand wollt ich entfliehn, Eliſabeth hat mir die Leerheit dieſer Welt enthüllt und mein Gelübde iſt zum Himmel aufgeſtiegen, . . . ich trete ohne Säumnis in den Kreis geweihter Schüler, die fern der Welt, dem Heil der Kirche leben." Aber nun iſt auch der Vater längſt anderen Sinnes geworden. „Mit meinem ärgſten Vaterfluch löſch ich im Himmel dies Gelübde aus. Du wirſt kein Mönch, auf mich komm alle Schuld, ich will ſie tragen, doch du ſollſt ritterlich mein Land beherrſchen. Dein Bruder iſt geſtorben, ich bin der Sorge überdrüſſig. Hab ich dir je ein heilges Leben anbefohlen, es war in blinder eigenſinniger Wut. Mein Otto ſtrafe deinen Vater nicht mit ſeinem eignen Willen" (191).

Doch während im Schloſſe alle Freude ſich in Leid verwandelt, wiſſen Ottnit und Jutta nichts von allem, was hier vorgefallen, ſchweifen luſtig in den Feldern, ſpielen mit den Lämmern auf der

Wiese und schmücken sie mit grünen Blätterkränzen; jammervoll, nicht neiderfüllt, denkt Otto, der indes in qualvollen Liebesschmerzen vor dem Kloster steht, dessen Mauern Elisabeth auf ewig begraben haben, daran, klagend, daß ihm kein besseres Geschick vom Himmel fiel. Mit Liebesworten und Küssen nehmen Jutta und Ottnit Abschied voneinander auf derselben Stelle, wo eben erst Vater und Sohn in verruchtem Kampfe gegen einander gestanden, deren Leichen die dunkle Nacht dem Blick verbirgt. Das Erbe der Toten aber, die blinde Wut und der Drang des Übermutes gefällt hat, tritt Ottnit an, den „des Himmels Macht gefahrlos, schuldlos zu der Lust und Ehre trägt". In ihm wohnt ein Geist der Überlegung, der zuverlässigen Treue. Und so leistet er, angesichts des warnenden Beispiels der verwandten Toten, als Landgraf den Schwur: „Ich . . . schwöre heilig Treu und Glauben der Vernunft, Kampf gegen jede blinde Wut! Gerechtigkeit sei unsres neuen Stammes Wurzel." (207).

Die Kontrastwirkungen sind in den Szenen besonders stark ausgeprägt, in denen Otto im Mittelpunkte steht. Ein Hitzkopf, bald heftig und auffahrend, gleich darauf demütig und zerknirscht; im ersten Augenblick jäh, im nächsten von Reue gepackt, fällt er immerfort von einem Extrem ins andere. Wie zu seiner Wildheit und leidenschaftlichem Gefühlsüberschwange Ottnits gefaßte Männlichkeit im Gegensatze steht, so hält der weichen, schwächlichen Elisabeth die willensstarke, tatkräftige Jutta den Widerpart. Dem Landgrafen, dem härtesten aller Väter, stellt sich die Güte und Milde des Fürsten Hubertus entgegen, der zu der Tochter, die den Bräutigam verschmäht, spricht: „Ich zwing dich nicht, es tut mir weh, ich liebe ihn, doch du bist frei" (181).

Aber wie reichen Gebrauch auch der Dichter vom Stilmittel des Kontrastes in der Szenenführung und Charakterzeichnung macht, in der Sprache, im Bilderapparate wird es verhältnismäßig sparsam verwendet. Einmal wird die Quelle, wo sonst die Silberwellen spielten, mit der versiegten Quelle kontrastiert, die nur einen schwarzen Grund noch zeigt. Toten Geist in der lebendigen Hülle, lustiges Höllentor im süßen Lippenpaar, schmäht Otto in der Qual der Eifersucht die treulos geglaubte Geliebte; aus dem tiefen Bergwerke, wo der falsche Schimmer irdischer Liebe ihn gelockt, will Otto der Geliebten zum unschuldvollen Tage himmlischer Liebe folgen[1]). Gott und Teufel, Himmel und Hölle führen die Personen immerfort im Munde, namentlich der Landgraf, dessen zweites Wort ist: „ich möcht des Teufels werden". Auch von den traditionellen Bildern der Schicksalstragödie begegnen nur wenige: einmal ist von der stürzenden Eiche

[1]) Vgl S. 62, 162, 190 f.

die Rede, ein andermal wird das Schickſal einem fallenden Fels oder der Fluch einem Wetterſtrahl verglichen. „Den Schlag, der mich betäubt, hab ich empfangen" — ruft Otto, als ihn der Fürſt auf die Jagd ſchickt, zur morgigen Hochzeitstafel den Auerhahn zu ſchießen — „gelaſſen ſteh ich wie ein Stier dem Schlächter und warte auf den Schag, der tötet"[1]). Maßloſer Gebrauch wird von der Hyperbel gemacht, womit wir aber nicht auf die Schickſalstragödie, ſondern, wie bei den Motiven der Handlung, auf das Ritterdrama, auf das Drama des Sturmes und Dranges verwieſen werden. Von den ſtiliſtiſchen Merkmalen, die Otto Brahm für dieſes zuſammengeſtellt hat, finden ſich im Auerhahn alle wieder: das Haften an einem Worte, das Oxymoron, das einſchränkende und erweiternde Korrigieren von Begriffen, der Stimmungswechſel von ja zu nein, beſonders aber alle Arten der refrainartigen Wiederholung, der Heraushebung eines Wortes[2]).

Bilder, die das Dämoniſch-Wilde, beſinnungslos Leidenſchaftliche ausdrücken, das dem eruptiven Naturell der handelnden Perſonen eignet, werden bevorzugt. „Wirrer Sinn", „blinde Wut" ſind Lieblingsausdrücke, die faſt auf jeder Seite erſcheinen. Der Zorn zuckt dem Landgrafen ſichtbar um die Lippen, wilde Röte überzieht ſein gerunzeltes Geſicht mit den erloſchenen Augen. Wie in ihm die Ahnung immer gewiſſer wird, daß all ſein Tun vergeblich iſt, daß er dem Schickſal nicht entrinnen kann, da gerät er in helle Raſerei: ein Fieber wandelt durch ſein Angeſicht, die Augen wechſeln ihre Farbe, die Hitze ſteigt ihm zu Kopf. Und als ſein Verhängnis erfüllt iſt, als er neben dem getöteten Otto hinſinkt, fluchend der eignen verruchten Hand, „die für ihn um Ehre werbend, ihn zum Tode hat geſandt", da faßt er ſeine Schuld und die Strafe des Schickſals wehklagend in den Ausruf zuſammen: „Weh ich bin des eignen Stamms Verderber, meiner eignen Kinder Schlächter, Ottnit, den ich haſſe, dem ich fluche, fällt anheim, was ich erworben, was ererbt in meinem Stamme", und mit einem dreimaligen Ach und einem dreimaligen Wehe ſtirbt er (202).

Der „Auerhahn" iſt in proſaiſcher Form gedruckt, in Wahrheit aber in einem unregelmäßigen jambiſchen Rhythmus gedichtet, der an zwei Stellen durch vierfüßige Trochäen unterbrochen wird und

---

[1]) Vgl. S. 192, 141.

[2]) S. 46 „Zerbeiß den Ärger in Dein eigen Fleiſch, Du wüteſt gegen eignes Fleiſch. — Laß Bruder, ſchweig . . . Ich ſag Dir, ſchweig . . . ſchweig ſtill."
S. 48. Ottnit: „. . . . nur heut vergißt er . . . . die Beſcheidenheit der Jugend. Heinrich: Die Jugend?"
S. 49. „Du meinſt, daß ich ſchon alt . . . Nun immerhin, ich bin ſchon alt, doch bin ich noch nicht ſchwach."
S. 59. „Mein Vater war — mein Vater nicht" u. ſ. w.

öfters sogar recht unmotiviert in Strofen übergeht. Diese Art von rhythmischer Prosa, die sich schon im Studentenspiel „Halle" findet, hat Arnim ja überhaupt gerne in Dramen und Novellen als Form eines beabsichtigten idealistischen Stils verwendet.[1]) Recht häufig begegnen im „Auerhahn" Stellen in reinen fünffüßigen Jamben, ja sogar Reime. Die vierfüßigen Trochäen zeigen die üblichen Interjektionen im Verseingange und die anaphorische Verwendung des Verbs, wie sie der lebhaftere Einsatz dieser Versart bedingt, die das stereotype Metrum der starren Schicksalstragödie vorstellt[2]).

Arnims Auerhahn nimmt innerhalb der Reihe der deutschen Schicksalsdramen durch poetische Vorzüge wie durch die kluge Zurückhaltung in der Gestaltung des Schicksals zweifellos eine hervorragende Stelle ein. Aber auch innerhalb der literarischen Tätigkeit Arnims überhaupt gebührt dieser Dichtung ein bevorzugter Platz. Sieht man von den technischen Mängeln, die der Arnimschen Schaubühne einmal eignen und die Goethe so sehr bedauerte, von der leidigen Art, Episoden einzulegen und durch die Beleuchtung der Gestalten von verschiedenen Seiten die dramatische Konzentrierung zu schädigen, ab, so muß man die hohen sprachlichen Schönheiten dieser Dichtung, die wahrhaft shakespearische Gestaltungskraft, besonders in der Charakteristik des Landgrafen, bewundern. Brentano nannte sie, gleich nach dem Erscheinen, in poetischer Hinsicht „ganz groß". „Die Charaktere sind alle ganz gelungen in Hülle und Fülle", schreibt er in einem Briefe an den befreundeten Dichter; „der große lyrische Drang in der Rede, der durch die höchste reizende Resonanz der Situationen überall ... mit angenehm überstürzenden Überschwemmungen schöne grüne Inselkolale für die Handlungen hervorbringt, hat dies herrliche Trauerspiel zur dramatisierten Geschichte gemacht und so reizend, so schön, so lieber und goldner es ist als alles andere, so möchte man es doch als Drama sehen. Der Charakter des alten Heinrich will es auch mit aller Gewalt dazu hinfluten, aber Aelius Grazilis führt es mit seinem Schwan den poetischen Fluß in der ebenen Gegend schön hinab und das tragischste in dem herrlichen Gedicht ist der Untergang des Dramas als Held im episch-lyrischen Schicksal[3])". Goethe, dem Arnim seine Dichtung gleichfalls übersendet

---

[1]) Damit erledigt sich Nolls Meinung (a. a. O., S. 86), der „Auerhahn" sei wie die „Päpstin Johanna" ursprünglich in Jamben und dann in Prosa umgeschrieben worden.

[2]) S. 201. „Nun ich mein, Du hast genug. — Ja, der sitzet in dem Lebensfaden."

S. 202. „Will noch einen frischen Trunk aus dem freien Luftmeer saugen, will an meinem Blut mich laben."

[3]) R. Steig, A. v. Arnim und die ihm nahestanden I (Stuttgart 1894), S. 318.

hatte, beklagte nicht weniger als Brentano, daß darin die Beschränkung des Theaters so gar nicht berücksichtigt und alle Form und Technik verschmäht sei[1]). Dennoch wäre der „Auerhahn" beinahe auf die Bühne gekommen, denn kein Geringerer als der große Ludwig Devrient interessierte sich für die Dichtung und wünschte eine Bühnenbearbeitung, um selbst den eisernen Landgrafen zu spielen[2]).

Noch Heine rühmt in der Arnim gewidmeten Stelle seiner „Romantischen Schule" den „Auerhahn" vor allen seinen Dichtungen. Friedrich Hebbel weiß unser Drama zu preisen[3]) und Eichendorff endlich nennt es Arnims „schönstes, weil am objektivsten gehaltenes Schauspiel[4])."

Herangezogen wurden: J. Minor, Die Ahnfrau und die Schicksalstragödie [= Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Festgabe für R. Heinzel (Weimar 1898), S. 387—434]; Derſ., Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie und zu Grillparzers ‚Ahnfrau' [= Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft IX (Wien 1899), S. 1—85]; Gustav Roll, Otto der Schütz in der Literatur. S. 71 ff.

---

# Ungarn und die deutsche Philologie am Anfange des 19. Jahrhunderts.

## Auszug aus einer Abhandlung Dr. J. Bleyers.

Von Otto Winter in Klausenburg[5]).

(Schluß.)

### II. Die Brüder Grimm, Büsching und v. d. Hagen.

Schlegel und Humboldt interessierte Ungarn vorzüglich von sprachwissenschaftlichem und kulturgeschichtlichem Standpunkte. Anders geartet war das Interesse der Brüder Grimm und jener Gelehrten, welche die ersten selbständigen Pfleger der sich langsam entwickelnden Germanistik waren. Mit der ungarischen Sprache selbst befaßte sich unter ihnen eingehender nur Grimm, der sie sich, wie er selbst sagt[6]),

[1]) Goethe und die Romantik II (= Schriften der Goethegesellschaft XIV), S. 150.
[2]) Steig a. a. O., S. 341.
[3]) Elster V, S. 319. Werner XII, S. 128.
[4]) Zur Geschichte des Dramas, S. 162.
[5]) Vgl. Euphorion XVIII, 726 ff.
[6]) In einem unten noch zu erwähnenden Briefe: Anz. f. d. Altertum, 24, S. 327.

αὐτοδιδακτῶς in dem Maße aneignete, daß er sich ihrer bei seinen sprachgeschichtlichen Forschungen als eines wissenschaftlichen Hilfsmittels bedienen konnte. Auf dem Standpunkt der finnisch-ugrischen Sprachverwandtschaft stehend, verfolgte er mit lebhafter Aufmerksamkeit die auf die finnisch-ugrische Sprachvergleichung bezügliche Literatur. Er weist z. B. auf die Vokalharmonie der finnischen und ungarischen Sprache hin, in der er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem deutschen Umlaut und überhaupt mit der deutschen Vokalassimilation findet[1]). Ein andermal macht er auf die zwischen der finnischen und ungarischen Sprache bestehende lautgesetzliche Erscheinung aufmerksam, nach der dem finnischen p und k im Ungarischen f und h entsprechen und die nach seiner Meinung mit der deutschen Lautverschiebung verwandt ist[2]). Bei seinen etymologischen Forschungen nimmt er oft auch auf den ungarischen Wortschatz Bezug[3]) und hält in syntaktischer Hinsicht die ungarische Konstruktion „Péternek a kalapja" [4]) (dem Peter sein Hut) für erwähnenswert; u. dgl. m.

Die Aufmerksamkeit der Brüder Grimm wurde zum erstenmal — so scheint es — durch ihre auf die deutschen Volksbücher bezüglichen Untersuchungen auf Ungarn gelenkt. In der Nachschrift eines Briefes vom 20. März 1811[5]) an den bereits erwähnten J. Dobrovsky fragt Grimm: „Wo findet sich wohl einige, um nicht zu sagen, die beste Nachricht über ungarische Volksromane?" Hierauf rät ihm dieser am 24. April 1811, er möge sich an den Direktor des ungarischen National-Museums J. F. Miller in Ofen wenden und die gedruckten Kataloge der Bibliothek des genannten Museums durchsehen[6]). Am 8. November teilt Grimm dem Prager Gelehrten mit[7]), er habe in einem alten deutschen Buche aus dem 17. Jahrhundert „Erwähnung verschiedener Geschichten" gefunden, die jemand in Ungarn gelesen haben wollte und über die er gerne mehr wüßte; „z. B. Ritter Rükemonde, welcher eine asiatische Prinzessin erlöst; Ritter Otto aus Ungern, welcher allein in die 78 Abentheuer auf dem Kreidengebürg (? Karpathen) bestritten. Auch haben sie Argyrus und Tunder." Welchem deutschen Buche Grimm diese Titel entnommen hat, konnte Bleyer nicht feststellen, die ungarische Literaturgeschichte kennt unter allen nur „Argyrus és Tündér", dessen Titel aber Grimm gewiß

[1]) So z. B. Kleinere Schriften. B. IV., S. 174—176.
[2]) Geschichte der deutschen Sprache. 4. Aufl. S. 392, vgl. auch: Kl. Schriften. B. II., S. 113, B. VIII., S. 222, 357 u. ö.
[3]) Vgl. Gesch. d. d. Spr., S. 189, 213, 714 und 292; E. Schulze: Gothisches Glossar, S. XVI. Kl. Schriften, B. V., S. 357 u. ö.
[4]) S. Deutsche Grammatik; 4. Teil (1897), S. 423, Anm. 1.
[5]) S. Sauer: a. a. O. S. 6.
[6]) Vgl.: Arch. f. slav. Philologie. I, 624—625.
[7]) S. Sauer: a. a. O. S. 16.

nicht aus dem alten deutschen Buche geschöpft hat[1]). Am 10. Mai 1812 schreibt Dobrovsky Grimm, er werde sich der ungarischen Volksbücher wegen an den Historiker Chr. v. Engel zu Wien wenden; zugleich macht er ihn darauf aufmerksam, daß nach Wallaskys „Consp. reipubl. liter p. 62" Klingsohr ein geborener Siebenbürger gewesen sei[2]). Am 10. März 1812 kam Dobrovsky auch seinem Versprechen nach, indem er an Engel schreibt: „Herr Grimm, königl. Bibliothekar zu Kassel, der über die Volksbücher aller Nationen schreiben will, verlangt von mir Auskunft über ungarische alte und neue Märchen, Romane ꝛc. An wen kann ich ihn weisen, der ihm Genüge leisten wollte und auch könnte. Agitur hic de gloria Madyarorum. Daran möchte ich so weit Anteil nehmen, als ich selbst ein halber Ungar bin, aber leider! die Sprache nicht verstehe, weil man sie in sechs Wochen noch nicht erlernt haben kann. In diesem Alter führte man mich aus dem glücklichen Lande, und ich mußte vom 5ten Jahre an deutsch lesen lernen und später noch ein böhmischer Grammatiker werden. Dieser Grimm nun schreibt mir folgendes: . . . (die betreffende Stelle aus Grimms Brief wird hier zitiert) . . . Sie sehen nun, daß ich gar nicht im Stande bin eine befriedigende Antwort darüber zu geben. Lieb wäre es mir, wenn die Nachrichten dadurch bewährt würden, daß sich ein ungr. Literator selbst unterschriebe. Wo wäre über die Materie nachzulesen? Deutsch oder Latein müßte doch dies Buch sein, das man ihm empfehlen könnte[3])." Ob Engel auf diese Frage überhaupt antwortete und was er erwiderte, weiß Bleyer nicht. Dobrovsky kommt in seinen weiteren Briefen an Grimm auf diese Angelegenheit nicht mehr zurück, wahrscheinlich deswegen, weil seine Erkundigungen kein positives Ergebnis hatten. So forschten denn die Brüder Grimm nicht weiter nach ungarischen Volksbüchern und Bleyer fand in ihren Werken auch keine einzige Stelle, in der sie sich auf dieselben beriefen, nicht einmal in den „Deutschen Sagen", wo sie die Resultate ihrer Forschung nach Volksbüchern zum Teil verwerteten.

Nach den Volksbüchern richtete sich die Aufmerksamkeit der Brüder Grimm auf die ungarische Hunnensage, so wie sie uns durch die ungarischen Chronisten fragmentarisch überliefert ist. Sie geben den Anstoß zu der wissenschaftlichen Erforschung der ungarischen Hunnen-

[1]) Ob unter dem von Grimm erwähnten „Argyrus und Tunder" Albert Gergeis Dichtung: „História egy Árgirus nevü királyfiról és egy tündér szüzleányról" (18. Jahrh.) oder Stephan Piskoltis: „Argirus és Tündér Ilona" (1781) zu verstehen ist, ist schwer zu entscheiden; das letztere ist wahrscheinlicher.

[2]) Arch. f. slav. Philol. II, 179.

[3]) S. Magyar Academiai Értesitö 1855. S. 479.

sage, die seitdem auch in Ungarn eine reiche Literatur hervorrief[1]). Im Jahre 1813 veröffentlichte Wilhelm seine „Zeugnisse über die deutsche Heldensage", wo er die Erzählung der ungarischen Chronisten von den Hunnen als alte, zum größten Teil unverfälschte Volkstradition bezeichnet und mit sagengeschichtlichen Erörterungen begleitet[2]). „Ich zweifle nicht — sagt er unter anderem —, daß an diesen angezeigten Orten (nämlich in den ungarischen Chroniken) die ungarische Sagengeschichte, deren erste Quelle ein uraltes Volksepos war, sich erhalten; es trägt auch alles, was erzählt wird, ganz diesen Charakter" (S. 253). Eben deshalb wünscht er dringend: „Mögte doch jemand in Ungarn nachspüren, ob von diesen alten historischen Liedern sich nichts mehr erhalten, sey es in den Gebürgen noch lebendig, wenn auch durch neuere Zusätze schon getrübt, oder in Bruchstücken, die durch einen glücklichen Zufall aufgezeichnet wurden" (S. 317, Anm. 2). Hier schien sich also Gelegenheit zu einer großartigen Entdeckung zu bieten, die geeignet gewesen wäre, neues Licht auf das Nibelungenlied und die ganze germanische Heldendichtung zu werfen. Die großen, bahnbrechenden Entdeckungen waren zu dieser Zeit, als die Germanistik noch in ihren Kinderschuhen steckte, auf der Tagesordnung; die Forscher suchten einander in fieberhaftem Ehrgeize zuvorzukommen. Wahrscheinlich richtet J. G. Büsching auf Anregung durch die „Altd. Wälder" in seinem unten angeführten Briefe vom 12. Januar 1814 die Frage an M. Kovačich: „Haben sie in alten Ungarischen Sagen keine, die auf das Leben des Attila . . . Bezug haben? Meiner Meinung nach muß es dergleichen unbezweifelt geben?" Am 27. September 1814 kam J. Grimm als Sekretär der hessischen Gesandtschaft aus Paris zum Kongresse nach Wien[3]), wo er trotz seiner amtlichen Beschäftigung seine wissenschaftlichen Forschungen eifrig fortsetzte. Besonders eingehend befaßte er sich mit den slavischen Sprachen, aber auch sein Interesse für die ungarische Literatur erhielt, namentlich durch die Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel, neue Nahrung. Mit großem Fleiße suchte er sich in Wien über die ungarische Literatur zu orientieren, zu seinem größten Befremden jedoch fand er, wie er Schedius in seinem Briefe vom 28. Mai 1815 klagt[4]), sehr wenige einschlägige Werke in der Wiener Bibliothek vor, so daß er sich genötigt sah, die Freundlichkeit K. Anton Grubers, Bibliothekars an der

[1]) S. Bleyer: „Germanische Elemente der ungarischen Hunnensage" u Paul-Braunes Beitr., XXXI, 429—438.

[2]) Altdeutsche Wälder, B. I., S. 252—265 und S. 316—318.

[3]) Vgl. Briefw. zwischen J. und W. Grimm aus der Jugendzeit. Herausg. von H. Grimm und G. Hinrichs. Weimar 1881. S. 352. — In Wien blieb er bis Ende Juni 1815; vgl. a. a. O.: S. 461.

[4]) Mitgeteilt von G. Heinrich: Anz. f. d. Altertum, 24, 325—328.

Preßburger Apponyi-Bibliothek, in Anspruch zu nehmen. Gleich zu Beginn seines Wiener Aufenthaltes kam Anton Szirmay's Werk „Hungaria in parabolis" in seine Hände, in dem ihm folgende zwei ungarische Verszeilen über Attilas Tod auffielen:

Magyarok királlya, Istennek ostora,
Nagy hírtelenséggel lett halála (s tora[1]).

In Wien traf er, wie wir sehen werden, mit Kovachich, dem Herausgeber dieses Szirmayschen Werkes zusammen, und da fragte er ihn, ob er über das Gedicht nicht mehr wüßte[2]). Bevor Kovachich Wien verlassen hatte (erste Hälfte Novembers 1814), machte Jakob auf einem weiter unten angeführten Fragebogen folgende Anmerkung: „Woher ist diese (nämlich die Stelle aus Szirmays Werke) genommen, und wo wäre das ganze, oder mehr davon zu finden und zu erfahren?" Da er hierüber von Kovachich keine Antwort erhielt, wandte er sich in seinem bereits erwähnten Briefe vom 28. Mai 1815 an Schedius. Erst zitiert er in seinem Schreiben die beiden Zeilen aus dem Gedichte über Attilas Tod und führt dann aus, er habe aus den Chroniken des anonymen Notars und Kézai's schon längst die Überzeugung gewonnen, daß auch bei den alten Ungarn das epische Lied geblüht habe, ja daß sogar die Chroniken selber auf solchen Liedern aufgebaut seien. Diese Ansicht bekräftige auch das von Révai herausgegebene Lied von der Einnahme Pannoniens[3]), auf dem die Berichte Kézai's, seines Übersetzers Heinrich von Müglein und Thuroczys beruhten. Die abweichende Schilderung des Notars widerspreche dieser Behauptung nicht, sondern sei nur ein Beweis dafür, daß er sich bei der Abfassung seiner Chronik an ein anderes Gedicht gehalten habe. „Discrepantiae enim — sagt Grimm — ubi agitur de ratione vera cantinelarum popularium ac traditionum magis adhuc probare possunt, quam ipse earum consensus." Er hebt ausdrücklich hervor, daß die alten ungarischen Sagen und die möglicherweise erhalten gebliebenen epischen Lieder ihn aus dem Gesichtspunkte der alten deutschen Dichtung interessierten, deren Erforschung er seinen ganzen Fleiß widmen wolle. Besonders den Nibelungenzyklus hoffe er mit ihrer Hilfe tiefer zu erfassen und eben deshalb möchte er über

[1]) Hungaria in parabolis, sive Commentarii in Adagia, et Dicteria Hungarorum, per Antonium Szirmay de Szirma. Edidit Martinus Georg. Kovachich. Budae. 1804. S. 109. — Die beiden Zeilen in G. Heinrichs Verdeutschung: „Der König der Ungarn, die Geißel Gottes, plötzlich geschah ihm der Tod und das Leichenmahl."

[2]) Vgl. Jakobs Brief an Wilhelm und dessen Antwort: Briefw., 369 und 380.

[3]) Vgl. oben! Grimms Brief zeigt in diesem und in anderen Punkten deutlich Schlegels Einfluß.

dieses Attilalied genaueres in Erfahrung bringen. Aber nicht nur über dieses Lied wünsche er nähere Aufklärung, sondern auch über die anderen Fragmente der ungarischen Heldendichtung, so vor allem über Stephan Gyöngyösis „Kemény János", von dem ihm Fr. Schlegel erwähnt habe, sowie über ein anderes Gedicht, das einen ähnlichen Gegenstand behandle und dessen Handschrift ebenfalls Schlegel bei Schedius gesehen habe. Die Antwort, die Schedius geben konnte, mußte ohne Zweifel die Gebrüder Grimm schwer enttäuschen, da von wirklich alten ungarischen Liedern nichts auf uns gekommen ist. Trotzdem zweifelten sie niemals an dem volkstümlichen Charakter der ungarischen Hunnensage, wie sie die ungarischen Chroniken überliefert haben; ja, Wilhelm verteidigte noch im Jahre 1820 ihre Echtheit gegen P. N. Müller[1]). Aber freilich legten sie ihr nun nicht mehr so viel Bedeutung für die deutsche Heldensage zu, wie sie es noch im Jahre 1814 bis 1815 während Jakobs Wiener Aufenthalts getan hatten. Dies zeigt allein schon der Umstand, daß Wilhelm in seiner „Deutschen Heldensage"[2]) — die bei Szirmay angeführten zwei Zeilen sind darin nicht enthalten — der ungarischen Überlieferung viel weniger Platz einräumt und den kurzen Auszug aus derselben mit viel bescheideneren Anmerkungen versieht, als in den „Altd. Wäldern". Auch Büsching gab die Hoffnung, in Ungarn noch auf lebende hunnische Überlieferung stoßen zu können, nur schwer auf. Seine oben angeführte Bitte an Kovachich wiederholt er noch am 11. Dezember 1817 in einem noch zu erwähnenden Briefe an den Grafen Mailáth, aber freilich auch diesmal ohne Erfolg. „Leben dort (d. i. in Ungarn) keine alten Sagen und Lieder im Munde des Volkes (d. i. über Attila)? Ich hoffe es; denn was man wünscht, hofft man zu gern."

Die größte Aufregung rief jedoch unter den Germanisten die Auffindung des Kalocsaer Kodex und mehrerer altdeutscher Handschriften in der bischöflichen Bibliothek zu Karlsburg (Gyulafehérvár) hervor. Die im folgenden anzuführenden Briefe enthalten größtenteils Fragen und Bitten, die sich auf diese Handschriften beziehen. Der Entdecker war der bereits erwähnte Georg Martin Kovachich[3]), einer der verdienstvollsten ungarischen Historiker, der sich um 1800 auch im Auslande eines geachteten Namens erfreute. Joh. v. Müller schreibt über ihn unter anderem in einem Briefe[4]) an Fr. Nicolai vom 13. Juni 1806:

---

[1]) S. W. Grimm, Kl. Schriften. B. III., S. 24—25; vgl. ebendort B. I., S. 98—100.

[2]) Vgl. III. Aufl. von R. Steig. 1889. S. 181—184 und 343.

[3]) 1743—1821; vgl. Wurzbach, XIII, 64—66; sein Sohn Joseph Nik. (1798—1878), vgl. a. a. O.: 63—64.

[4]) Ungar. Nationalmuseum, Handschriftensamml.: Fol. lat. 87, St. 38. — Diesen Brief gab Kovachich 1810 gedruckt unter dem Titel: „Johannes

„Vor mehreren Jahren lernte ich in Wien ihn (d. i. Kovachich) kennen. Einen eiferneren Fleiß, eine gesundere Kritik und größere Liberalität in der Mittheilung habe ich nie irgendwo gefunden... Er ist dabey ein äußerst rechtschaffener und (welches mit wahrem Verdienst verbunden zu seyn pflegt) ein ganz einfacher Mann von liebenswürdiger Bescheidenheit." Kovachich bereiste im Auftrage des Palatins Erzherzog Joseph und des Präsidenten der Reichstagsdeputation Joseph Ürményi vom 9. Juni 1810 bis zum 10. Dezember 1815 das Land, um sämtliche Komitats-, Stadt- und größere Privatbibliotheken und Archive aus diplomatisch-literarischem Gesichtspunkte zu durchforschen. Er meinte, bei dieser Studienreise, auf der ihn sein Sohn, Jos. Nik. Kovachich begleitete, einen noch größeren Nutzen zu erzielen, wenn er neben seiner Hauptaufgabe seine Aufmerksamkeit, so weit es anginge, auch auf die Erzeugnisse der nicht ungarischen Literaturen ausdehnte. In seinem „Repertorium"[1]), in dem er die Ergebnisse seiner Reise zusammenfasste, verzeichnete er daher auch solche Handschriften, die sich zwar nicht auf die ungarische Geschichte oder Literatur beziehen, die er aber ihres allgemeinen Wertes wegen für die Forschung wichtig hielt. So kam es, daß Kovachich der Entdecker der meisten in ungarischen Bibliotheken befindlichen deutschen Handschriften wurde[2]).

Zu allererst erregte Kovachichs Aufmerksamkeit der Kalocsaer Kodex, dessen bereits 1784 in Nicolai's „Allg. deutscher Bibliothek" (Bd. 57, I, 289) Erwähnung getan wird[3]). Kovachich hielt sich vom 9. bis 17. November 1811 in Kalocsa auf[4]), und da er des Erzbischofs Gastfreundschaft nicht gar zu sehr in Anspruch nehmen wollte, konnte er den Kodex nur flüchtig untersuchen. Kaum war er aber nach Pest zurückgekehrt, „vicit codicem examinandi cupiditas" — wie er in seiner Relation sagt — so daß er sich entschloß, trotz mancher Schwierigkeiten um die Zusendung des Kodex nach Pest einzukommen. Seiner Bitte wurde Anfang April 1812 Genüge getan

v. Müller, Lobzeugnis der Ungarn" heraus. Unter Müllers Briefen an seine Freunde ist dieser nicht angeführt. (Sämtl. Werke, hrsg. von J. G. Müller, 1835, B. XXXVII—XL) Vgl. auch Kazinczys Briefw. B. VIII, S. 67—68 und 86.

[1]) Nat.-Museum, Handschriftensamml. (Fol. lat. 139.)

[2]) Vgl. Kovachich: Nachricht von altdeutschen Manuskripten in Ungarn, in Schlegels „Deutschem Museum", B. IV, S. 402—403.

[3]) Zwei Jahrzehnte später wollte H. G. Bretschneider den Kodex herausgeben und bat den Grafen Franz Széchényi um seine Vermittlung, doch ohne Erfolg; der Brief vom 17. Juli 1803 im Nat.-Museum, Széchényi-Archiv, Tom. I, Fas. III, Nr. 56, lit. b.

[4]) Über die Umstände der Entdeckung berichtet Kovavich in Schlegels „Deutschem Museum", B. IV, S. 404—405, und noch ausführlicher in einer lat. und nun dem Kodex beigehefteten Relation vom 3. März 1812.

und nun unterwarf er den Kodex einer gründlichen Untersuchung und beschrieb nicht nur genau dessen Äußeres und innere Einteilung, sondern durchforschte auch seinen Inhalt. Für den Verfasser sämtlicher Gedichte hielt er, da er in der Geschichte der deutschen Literatur nur wenig bewandert war, was er übrigens in seiner aufrichtigen Bescheidenheit immer wieder hervorhebt, Konrad v. Würzburg. Seiner Entdeckung legte er eine große Bedeutung bei; denn — wie er in der Relation sagt —: „operis sive collectionis poëmatum nostro hocce codice comprehensorum nullus eorum hactenus notitiam habuit, nec uspiam adhuc edita, tantoque pretiosiora sunt et Calocza ex Hungaria primum innotescent." Eben deshalb habe er von dem Kodex eine genaue Rezension verfertigt, die er samt dem „elenchus veterum codicum Manuscriptorum Germanicorum, quos hactenus in expeditione mea diversis in locis latentes circiter 30 deprehendi", L. Schedius übergab, „ut cum exterorum eruditorum ephemeridum editoribus communicet, qui se extractum quidem recensionis meae illis missurum recepit, pleniorem tamen operis recensionem optare dixit, ut in suo proprio opere sibi edere liceat; quod humanitatis causa illi denegare non potui, malens domestico, quam exteris primae notitiae uberioris gloriam adscribi. Et ita meo functus sum officio, quatenus poteram." Am Schlusse seines Berichtes gibt er dem Wunsche Ausdruck, daß er den Kodex herausgebe, damit „ita Germani aliquid habeant nobis primum in acceptis referendum, et videant nos quoque litteraturam eorum non negligere, quo studio certe apud eos justum gloriam promeremur". Über das weitere Schicksal dieser Rezension unterrichtet uns ein Brief des jüngeren Kovachich, den er an den deutschen Dichter und Redakteur der „Vereinigten Ofner und Pester Zeitung" Chr. Rösler richtet und in dem er diesem mitteilt, daß die Rezension durch den ungarischen Journalisten St. Kultsár an Schlegel in Wien geschickt worden sei, der sie in seiner Zeitschrift veröffentlichen wolle; sein Vater habe auch vom königl. preußischen Archivar Büsching aus Breslau unter Berufung auf die „Iduna" ein Schreiben erhalten, mit der Bitte, ihm dieselbe zu übersenden[1]).

Schlegel zögerte tatsächlich mit der Veröffentlichung der Rezension in seinem „Deutschen Museum" und die erste Nachricht über die Entdeckung brachten die „Annalen der Literatur und Kunst in dem Österr. Kaiserthume"[2]): „Herr Kovachich hat auf seiner litera-

[1]) Dieser Brief ist unter den Briefkopien des jüng. Kovachich erhalten: Nat.-Museum, Handschriftensamml. Quart. Lat. 2365. B. I, Stück 12; sein Datum: „Clausenbourg, den 3. J(anuar) 814."

[2]) Jahrg. 1812, B. III, Julinummer, Intelligenzblatt S. 138. — Die Mitteilung rührt von K. G. Rumy her, der diese Nachricht durch Vermittlung

rischen Reise durch Ungarn in Kalocsa einen alten Kodex auf Pergament, der 183 Gedichte des alten deutschen Dichters Conrad v. Wirzburg .... enthält, gefunden .... Kovachich hat den Kodex nach Ofen erhalten und arbeitet, dem Vernehmen nach, an einer Rezension desselben." Diese Mitteilung übernahm wörtlich Gräters Zeischrift „Idunna und Hermode" [1]), die die Aufmerksamkeit des Breslauer Archivars J. G. G. Büsching auf diesen Kodex lenkte. Büsching war denn auch der erste, der sich desselben wegen in einem Briefe vom 9. Juli 1813 an Kovachich wandte (bei Bleyer Nr. 1, S. 55[2]), in welchem er Kovachich ersucht, ihm eine genaue Beschreibung der Handschrift und deren Inhalt zukommen zu lassen.

Am 11. September 1813 reiste Kovachich in Begleitung seines Sohnes von Pest über Großwardein nach Siebenbürgen, um die dortigen Bibliotheken zu durchforschen[3]). Natürlich untersuchten sie auch die Karlsburger bischöfliche Bibliothek[4]), die Bischof Graf Jg. Batthyány in den Achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts gegründet hatte. Auf Büsching's Anregung wandte er nunmehr seine Aufmerksamkeit besonders den deutschen Handschriften zu, an welchen unter allen ungarischen Bibliotheken bekanntlich das Bathyáneum am reichsten ist. Er verfertigte denn auch alsbald ein Verzeichnis derselben und schickte es nach Pest an Rösler, damit er es — wie es in dem angeführten Briefe des jüngeren Kovachich an Rößler heißt — an Schlegel übersende, falls dieser von der Rezension des Kalocsaer Kodex bereits Gebrauch gemacht hätte. Sollte dies aber bisher nicht geschehen sein, „so wäre meines Vaters und mein Wunsch, sowohl die Rezension von Konrad von Würtzburg, als auch diese zweite Schrift, wo es möglich wäre, nach Breslau dem H. Büsching zugeschickt zu wissen". Inzwischen war Kovachichs Rezension in Schlegls „Deutschem Museum" (Nov.-Heft, 1813) unter dem Titel: „Nachrichten von altdeutschen Manuscripten in Ungarn. Von Herrn Kovachich. — Beschreibung einer pergamentenen Handschrift, ent-

Kazinczys, beziehungsweise A. Szirmays aus einem Briefe Kovachichs geschöpft hatte; vgl. Kazinczys Briefw., B. IX, S. 430 und B. X, S. 518.

[1]) I. Jahrg. (1812): Anzeiger, den 19. Dec. Nr. 22.

[2]) Nat.-Museum, Handschriftensammlung: Quart. Lat. 43, B. XXV, Nr. 38. — 2 Sf. in $4^0$, nur die erste S. (mit Kurrentschrift) beschrieben. Adresse: „An Herrn (S. T.) Kovachich Wohlgeboren"; mit Siegel und den Notizen Kovachichs: „Pestini pere. 7. Aug." „R. (d. i. geantwortet) 26. Aug." und „von Breslau".

[3]) Vgl. Kovachichs Schreiben an Rösler: „Gemeinnützige Blätter" (Beiblatt der „Vereinigten Ofner und Pester Zeitung".) Jahrg. 1813. (12. Sept.) S. 577—579.

[4]) Eine genaue Beschreibung der Inkunabeln und Handschriften dieser Bibliothek gibt El. Varjú in den Jahrgg. 1900 und 1901 der „Magyar Könyoszemle".

haltend das Gesamt-Abentheuer von Konrad von Würzburg" tatsächlich erschienen. Diese ziemlich gründliche, wenn auch laienhafte Anzeige des Kalocsaer Kodex erweckte in Deutschland großes Aufsehen und wirkte auf die Germanisten als ein Ereignis ersten Ranges. Büsching's zweiter Brief[1]) (bei Bleyer Nr. 2, S. 57 bis 59) ist vom 8. Januar 1814 datiert und enthält die Bitte, Kovachich möge ihm die Abschrift einiger Gedichte (und zwar „wiener mervart", „Crescentia", „pfaf ameys", „fuchs reynhart", „armer Heinrich") aus dem Kodex verschaffen. Beachtenswert ist in diesem Schreiben Büschings Interesse für die siebenbürgisch-sächsische Volksdichtung; hierin war vielleicht er, der bereits 1812 „Volkssagen, Märchen und Legenden" herausgegeben hatte, der erste deutsche Forscher, der seine Aufmerksamkeit diesem östlichen deutschen Volksstamme zuwandte. Büsching vermißt in Schlegels „Deutschem Museum" das Verzeichnis Kovachichs, das er über 30 altdeutsche Handschriften aufgenommen und der Rezension des Kalocsaer Kodex beigefügt hatte. Es scheint auch anderorts nicht erschienen zu sein. Veröffentlicht wurde aber in der „Wiener allg. Literaturzeitung" ein anderes vom 11. März 1813 aus Pest datiertes Verzeichnis Kovachich's[2]), das insgesamt 54 deutsche Handschriften verschiedener (auch der Kalocsaer und Erlauer) Bibliotheken und Archive bespricht und von dem Büsching in seinem weiter unten angegebenen Briefe sagt, es sei für ihn ohne Interesse. Kovachich antwortete Büsching aus Klausenburg am 14. April 1814, und dieser veröffentlichte einen Teil des Briefes, in welchem er über einige Funde in Karlsburg und Hermannstadt ganz allgemein berichtet und auch auf die Erforschung der ungarischen und sächsischen Sagen in Siebenbürgen Bezug nimmt, in seinen „Wöchentl. Nachrichten für Freunde der Geschichte ꝛc." (1816, B. I, 63 bis 64). Büschings drittes Schreiben[3]) (bei Bleyer Nr. 3, S. 61 bis 62) an Kovachich ist vom 12. Juni 1814 datiert und wiederholt die Bitte um Abschriften aus dem Kalocsaer Kodex; zugleich bedauert er, das versprochene Verzeichnis aus Ofen nicht erhalten zu haben[4]).

[1]) Nat.-Museum, Handschriftensamml.: Quart. Lat. 2363 Nr. 38. — 4 S. in 4°; beschrieben sind (mit Antiqua) nur die beiden ersten S., auf S. 4 die Adresse: „Dem Herrn Martin George Kovachich Wohlgeboren zu Klausenburg in Siebenbürgen." — Kovachichs Notiz: „Claudiopoli perc. d. 24. Mart. 1814. R. 14. Apr. 1814."

[2]) Verzeichnis altdeutscher Handschriften, die sich in Ungarn zerstreut befinden. (Aus Kovachichs Reisejournal): Intelligenzblatt, 2. Jänner 1814, Sp. 33—38.

[3]) Nat.-Museum, Handschriftensamml.: Quart. Lat. 2363 Nr. 35. — 2 S. in 4°; beide Seiten (mit Antiqua) beschrieben. Adresse: „Herrn Martin George von Kovachich Hochwohlgeboren zur Zeit in Clausenburg in Siebenbürgen." — Kovachichs Notiz: „Pestini perc. 16. Sept. 1814."

[4]) Dieser Brief enthält auch Büschings bereits oben erwähnte Erkundigung über Attila-Sagen.

Das ihm zugesandte Verzeichnis ließ Rösler weder Büsching noch sonst jemandem zukommen, obwohl, wie wir noch sehen werden, auch Grimm den Versuch machte, in dessen Besitz zu gelangen. Büsching bekam aber später doch ausführlichere Nachrichten über die deutschen Handschriften der Karlsburger Bibliothek und zwar durch J. M. Schottky, der sich, um für die Berliner und Breslauer Bibliotheken Abschriften altdeutscher Handschriften anfertigen zu können, längere Zeit hindurch in Wien[1]) und im Herbst 1816 des Kalocsaer Kodex wegen auch in Ofen als Gast des Grafen Joh. Mailáth aufhielt. Dieser teilte nämlich in einem Briefe[2]) vom 8. Oktober 1816 aus Ofen Büsching die Beschreibung 13 deutscher Handschriften auf Grund neuerer Mitteilungen Kovachich's mit, da Rösler die frühere Beschreibung verworfen habe.

Inzwischen hatte die im „Deutschen Museum" veröffentlichte Rezension auch die Aufmerksamkeit der Gebrüder Grimm auf den Kalocsaer Kodex gelenkt. Sie waren gerade damals mit der Vorbereitung der Ausgabe des „Armen Heinrich" und „Reinhart Fuchs" beschäftigt, und so schreibt denn am 12. Februar 1814 Wilhelm seinem Bruder Jakob nach Frankreich: „Gut ist, daß die Anzeige noch zu rechter Zeit kommt, ich will sobald ich kann, an Kovachich schreiben und den Brief dem Schlegel zuschicken, ihn zu befördern"[3]). Wilhelm schrieb denn auch am 16. Februar an Kovachich (bei Bleyer Nr. 4, S. 64 bis 65[4]) und bat ihn dringend um die genaue Abschrift des „Armen Heinrich" und des „Reinhart Fuchs". Auf diesen Brief erhielt Grimm jedoch keine Antwort, weil Schlegel denselben an Kovachich zu spät vermittelte. Er schreibt am 15. Mai 1814 voller Ungeduld seinem Bruder nach Paris: „Willst du nicht einmal an Schlegel schreiben und ihn bitten, die Sache in Ungarn in Erinnerung zu bringen",[5]) worauf dieser am 22. Mai erwidert: „Dem Boisserée habe ich neulich geschrieben und ihn ersucht, den Fr. Schlegel zu treiben. Sonst muß ich es selbst in Wien tun"[6]). Im Sommer 1814

[1]) Vgl. Fr. H. v. d. Hagen, Gesamtabenteuer, B. I, S. XXXVII.

[2]) Dieser auch unten noch anzuführende Brief ist mitgeteilt in Büschings „Wöchentlichen Nachrichten", 1816, B. II, S. 365—366. — Unter den 13 Hss. befindet sich das später zu erwähnende Nibelungen Fragment nicht.

[3]) Briefw. zwischen J. und W. Grimm, S. 252—253; vgl. auch S. 295, 307 und 317.

[4]) Nat.-Museum, Handschriftensamml.: Quart. Lat. 2363, Nr. 58. — 4 S. in 8°; nur die drei ersten S. (mit Kurrentschrift) beschrieben. Adresse auf einem besonderen Zettel: „An Herrn M. G. Kovachich Wohlgeboren zu Pesth." — Kovachichs Notiz: „Vienna perc. 10. Okt. 1814 a. D. Schlegel". — Beigelegt ist ein gedruckter Zettel mit der Überschrift: „Pränumeration zum Besten der hessischen Freiwilligen." — Vgl. W. Grimm: Kl. Schriften, B. II, S. 504.

[5]) S. Briefw. S. 323.

[6]) S. Briefw. S. 332.

kehrte J. Grimm nach Kassel zurück, wo er bis zu seiner im September erfolgten Reise nach Wien blieb. Aus Kassel schrieb nun auch er an Kovachich, jedoch in Wilhelms Namen, und wiederholte die im ersten Briefe ausgesprochenen Bitten (bei Bleyer Nr. 5 S. 66 bis 67[1]). Dieses zweite Schreiben erhielt Kovachich eher als das erste, der Vermittler war diesmal nicht Schlegel, sondern Dobrovsky, dem J. Grimm aus Kassel am 7. Juli geschrieben und ihn gebeten hatte, die offen gelassene Einlage baldigst weiter (das ist an Kovachich) zu befördern und mit einigen empfehlenden Worten zu begleiten[2]).

Wie schon erwähnt, fuhr Jakob Grimm Ende September nach Wien, wo er natürlich mit den Gelehrten- und Schriftstellerkreisen der Kaiserstadt alsbald in Berührung trat. Gleich nach seiner Ankunft suchte er Schlegel auf[3]), in dessen Hause er sich auch nachher häufig sehen ließ und neue Bekanntschaften knüpfte. Vielleicht Schlegel's aber nicht direkter Vermittlung ist es zuzuschreiben, daß ihm Graf Franz Széchényi den Katalog seiner Bibliothek zukommen ließ, wofür sich Grimm am 2. November 1814 bedankte (bei Bleyer Nr. 6 S. 68[4]). Gewiß aber ward Grimm durch Schlegel mit dem alten Kovachich, der mit seinem Sohne Oktober 1814 in Wien weilte[5]), bekannt gemacht, den er dann auch öfters, zuerst um den 8. Oktober, aufsuchte. Über diese Begegnung schrieb Jakob am 21. Oktober 1814 seinem Bruder und berichtete ihm über das Schicksal des ersten Briefes, über den Charakter Kovachich's, seine Forschungen, seine Korrespondenz

[1]) Nat.-Museum, Handschriftensamml.: Quart. Lat. 2363, Nr. 59. — Die Schrift ist zweifellos Jakobs und nicht die Wilhelms. — Vgl. übrigens weiter unten. — Der Brief besteht aus 2 S. in 4°; nur die erste Seite ist (mit Kurrentschrift) beschrieben. Auf S. 2 die Adresse: „Herrn Professor Covachich Wohlgeboren zu Pesth." — Kovachichs Notiz: „Pestini perc. 31. Aug. 1814."

[2]) S. Aug. Sauer a. o. a. O. S. 23. — Dobrovskys Antwort auf diesen Brief ist nicht bekannt.

[3]) S. Briefw. zwischen J. und W. Grimm. S. 356.

[4]) Nat.-Museum, Handschriftensamml. Fol. Lat. 1678. B. III. — 4 S. in Fol.; nur die erste S. beschrieben, auf der vierten die Adresse: „Ad Dominum Illustrissimum Comitem Excellentissimum Franc. Széchényi ꝛc. ꝛc. untere Breunerstraße im Kaiserstein-Haus no. 1193. Wien." — Schlegels Wohnung befand sich nach einer Vorlesungsanzeige aus 1810: „Untere Breunerstraße Nr. 1196 im dritten Stock." (S. Raich a. o. a. O. I, S. 412.) Persönlich bekannt wurden Schlegel und Széchényi nach Bleyers Ansicht erst im Herbst 1815.

[5]) Am 11. Aug. 1814 kehrten die beiden Kovachich aus Siebenbürgen, wo sie ein Jahr zugebracht hatten, nach Pest zurück. Von hier reisten sie im Sept. weiter und gelangten nach mehreren Unterbrechungen ihrer Fahrt Anfang Oktobers nach Wien, wo sie sich bis zum 26. Oktober aufhielten, und begaben sich dann über Körmend nach Agram, wo sie bis zum 23. November 1815 weilten. Am 10. Dezember 1815 trafen sie wieder in Ofen ein. Vgl. Kovachichs ausführlichen Bericht: „Gemeinnützige Blätter", Jahrg. 1815, 21., 24., 31. Dezember.

mit Büsching u. a.[1]) Dem jungen Kovachich übergab er vor dessen Abreise einen Denkzettel (bei Bleyer Nr. 7, S. 41—72[2]) wo er seine auf das Attila-Lied, ungarische Volkstraditionen in Agram oder sonstwo aufzufindende altdeutsche Handschriften und die Abschriften aus dem Kalocsaer Kodex bezüglichen Wünsche wiederholt. Aber weder schickten ihm die beiden Kovachich Antwort auf seine Anfragen, noch erhielt er von Rösler das in Aussicht gestellte Handschriftenverzeichnis. Deswegen wandte er sich am 10. Januar 1815 neuerdings an Kovachich nach Agram in einem lateinischen Briefe (bei Bleyer Nr. 8, S. 72 bis 73[3]), in welchem er über das Schweigen der beiden Kovachich und über die Nachlässigkeit Röslers klagt. Aber auch dieses Schreiben hatte keinen Erfolg.

Nun schrieb Grimm den bereits oben im Zusammenhange mit der ungarischen Hunnensage angeführten Brief vom 28. Mai 1815 an L. Schedius[4]) — gewiß auf Anraten Schlegels — und ersuchte diesen unter anderem bei Rösler anzufragen, warum er ihm auf sein wiederholtes Schreiben nicht antworte und das Verzeichnis nicht abschicke. Auch dieser Schritt Grimm's war vergebens, da Rösler — wie wir wissen — das Kovachich'sche Verzeichnis bereits vernichtet hatte. Schließlich erhielt Grimm doch einen die deutschen Handschriften in Ungarn umfassenden Auszug aus dem Repertorium des alten Kovachich, was wir aus einem Briefe seines Sohnes erfahren (bei Bleyer Nr. 9, S. 74 bis 76[5]), den er aus Ofen am 28. März 1816 an Grimm richtete. In demselben benachrichtigt er ihn auch über die Sammlung von Volkstraditionen bei den Sachsen und Kroaten und teilt ihm zugleich mit, daß er keine Abschriften aus dem Kalocsaer Kodex schicken könne, da Graf Mailáth und Köffinger denselben herauszugeben beabsichtigten.

Inzwischen hatte J. Grimm an Kovachich abermals ein lateinisches Schreiben (bei Bleyer Nr. 10, S. 76 bis 77[6]) gerichtet, das dieser jedoch, obwohl es vom 1. September 1815 datiert ist, erst am

---

[1]) Briefw. 365—366; vgl. auch Sauer a. a. O., 23.

[2]) Nat.-Museum, Handschriftensamml.: Quart. Lat. 2364, B. I, Nr. 90. — 6 S. in 8°, nur die ersten drei (mit Kurrentschrift) beschrieben.

[3]) Nat.-Museum, Handschriftensamml.: Quart. Lat. 43, B. XXVI, Nr. 1. — 4 S. in 4°; beschrieben sind nur die drei ersten S., auf der vierten die Adresse: „ad Virum et Dominum celeberrimum Martinum Georgium Kovachich, Senguiciensem. Agram.“ — Kovachichs Notiz: „Zagrabiae, perc: 15. Jan. 1815.“

[4]) S. Anz. f. d. Altertum, B. XXIV, S. 327.

[5]) Die Kopie des Briefes: Nat.-Museum, Handschriftens.: Quart. Lat. 2365, B. I, Nr. 90.

[6]) Nat.-Museum, Handschriftensamml.: Quart. Lat. 43, B. XXVI, Nr. 35. — 2 S. in 4°; nur die erste Seite beschrieben. Kovachichs Notiz: „Pestini perc. 16. Aug. 1816.“

am 16. August 1816 erhielt, zu einer Zeit also, als der Brief des jungen Kovachich an Grimm schon längst abgegangen war. In diesem bittet Grimm den ungarischen Gelehrten, seine bereits erschienene und dem Briefe beigelegte Ausgabe des „Armen Heinrich“ [1]) mit dem Kalocsaer Kodex zu kollationieren. Kovachich scheint gleich nach Empfang dieses Briefes Köffinger, bei dem sich damals der Kodex befand, ersucht zu haben, die Kollation für Grimm zu besorgen, da sich in der Handschriftensammlung des Nationalmuseums ein kleines Schriftstück Köffinger's befindet [2]) mit dem Titel: „Lesearten zu dem Gedichte Hartmann von der Aue, herausgegeben von den Brüdern Grimm zu Kassel, aus dem Kodex des Kaloczaer Domkapitels“. Köffinger gelangte jedoch in der Kollation nur bis zu Vers 205; dann ließ er von dieser Arbeit mit dem Bemerken ab:

„Aus den angeführten Stellen erhellt, daß die bedeutenden sowohl als unbedeutenden Abweichungen der Lesearten in den beiden Handschriften so zahlreich sind, daß, um Herrn Grimms Wunsch genau zu erfüllen, das ganze Gedicht aus der Colocz. Hs. abgeschrieben werden müßte: Diese Arbeit aber wird der erste Band unserer Ausgabe des Gesamt-Abentheuers, welcher diesen Herbst noch erscheinen wird, überflüssig machen. Wäre dieses nicht der Fall, und Herr Grimm wünschte den armen Heinrich nach der Col. Hs. zu besitzen, so würde ich mit aller Bereitwilligkeit desselben Wunsch erfüllen. Ofen, am 9ten Sept. 806. [!] J. P. Köffinger.“

Hiermit endet denn auch — ohne jegliches Ergebnis — der Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und den beiden Kovachich. Auch mit Büsching, dem die letzteren seit ihrer persönlichen Bekanntschaft mit Grimm weniger Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheinen, wechselte der jüngere Kovachich nur noch einmal ein Schreiben. Als die beiden Kovachich 1810 die Erlauer erzbischöfliche Bibliothek durchforschten, fiel ihnen eine deutsche Handschrift aus dem 15. Jahrhundert auf [3]), die der jüngere einige Jahre später, im August 1817, nochmals genau untersuchte. Über die Ergebnisse benachrichtigte er sodann in einem umfangreichen Schreiben Büsching, indem er das Äußere dieses Kodex sowie seinen Inhalt genau bespricht und aus der Sammlung das Vorwort und zwei Stücke als Probe mitteilt. Dieses Schreiben veröffentlichte fast ein Vierteljahrhundert später (1841) aus Büsching's Nachlasse dessen Freund v. d. Hagen [4]). Büsching

---

[1]) Vgl. S. 142, Anm. 9.

[2]) Quart. Germ. 587, 6 S.

[3]) Repertorium S. 24, Nr. 1065. — Unter dem Titel: „Fabulae et Apologi Morales“ ist sie in dem bereits angeführten Verzeichnisse („Wiener allg. Literaturzeitung“ 1814, Intelligenzblatt Nr. 2, Sp. 33) erwähnt. Vgl. S. Singer in Pfeifers „Germania“, 32, S. 481—487.

[4]) S. v. d. Hagens „Germania“, B. IV, S. 126—140.

antwortete am 18. September 1818 mit einem Briefe (bei Bleyer Nr. 11, S. 79 bis 80[1]), in welchem er sich für dessen Freundlichkeit bedankt und ihn bittet, auch in Zukunft seiner zu gedenken.

Mit diesem Briefe verschwindet der Name der beiden Kovachich aus der Geschichte der Germanistik. Ihre Rolle übernehmen nunmehr der bekannte Geschichtsschreiber Graf Johann Mailáth und Johann Paul Köffinger, ein Pester Arzt und deutscher Dichter, die sich der Herausgabe des Kalocsaer Kodex unterfingen. Die erste unbestimmte Mitteilung über dieses Vorhaben veröffentlichte Büsching[2]), der nicht lange darauf hierüber genauere Nachrichten in Schottky's Briefen erhielt, die er in seiner Zeitschrift ebenfalls veröffentlichte[3]). Im Jahre 1817 erschien denn auch der erste und zugleich letzte Band des Kaloczaer Kodex unter dem Titel: „Coloczaer Codex altdeutscher Gedichte. Herausgegeben von Johann Nep. Grafen Mailáth und Johann Paul Köffinger. Pesth, 1817" und ist Fr. de la Motte Fouqué gewidmet. Die Ausgabe, die im ganzen fünfzehn ausgewählte Gedichte enthält — darunter bezeichnender Weise alle, um deren Abschrift Grimm und Büsching gebeten hatten — schickte Mailáth unter andern auch an Büsching in Begleitung eines Briefes vom 29. Oktober 1817, auf den Büsching am 24. Dezember 1817 in einem längeren Schreiben (bei Bleyer Nr, 12, S. 83 bis 85[4]) antwortete. In diesem bedankt er sich für des Grafen Zuvorkommenheit und verspricht ihm, seine Ausgabe in einer gelesenen Zeitschrift ausführlich zu besprechen, umso mehr, da ihm gerade jetzt die Heidelberger Handschrift vorliege. Zugleich ersucht er ihn, ihm mitzuteilen, ob sich in Ungarn keine Nachricht über Attila finden lasse; auch gibt er unter anderem seiner Vermutung Ausdruck, daß der Fund über „Klingsor", dessen Mailáth in seinem Schreiben Erwähnung getan hatte, wahrscheinlich mit Rothe's „Heil. Elisabeth" irgendwie zusammenhänge. Hierauf schrieb Mailáth abermals an Büsching, worauf er von diesem am 17. September 1818

---

[1]) Nat.-Museum, Handschriftensamml.: Quart. Lat. 2364. B. I, Nr. 79. — 2 S. in 4°; nur die erste S. (mit Antiqua) beschrieben, die zweite zeigt die Adresse: „Herrn Jos. Nic. Kovachich v. Senguitz d. jüng. Wohlgeboren, Doktor der Philosophie ꝛc. zu Ofen. D. E." — Kovachichs Notiz: „Percipi 2. Okt. 1818." — Dieser Brief war dem unten anzuführenden beigelegt, den Büsching am 17. September 1818 an den Grafen Mailáth schrieb.

[2]) Wöch. Nachrichten, 1816, B. I, S. 25.

[3]) Wöch. Nachrichten, 1816, B. II, S. 335—336 und 362—363. — Vgl. auch Hormayrs Archiv für Geographie, Historie ꝛc., VII, 437—438.

[4]) Nat.-Museum: Handschriftensamml. Liter. Briefe. — 4 S. in 4°; die ersten 3 Seiten sind (mit Kurrentschrift) beschrieben; auf der vierten der Titel: „Sr. Hochgräflichen Gnaden Herrn Johann Grafen von Mailáth Hochgeboren zu Pesth." — Mailáths (?) Notiz: „Büsching ija a hires földleírónak (d. i. Sohn des berühmten Geographen). Einer der Urheber des Wiederaufblühens der altdeutschen Literatur. Archivar zu Breslau."

Antwort erhielt (bei Bleyer Nr. 13, S. 86 bis 88[1]), in welcher weitläufig erzählt wird, warum seine Rezension der Mailáth'schen Ausgabe noch nicht erschienen sei. Auch bedauert er, daß es mit Klingsor[2]) ein so unglückliches Ende genommen" und bittet um weitere Nachrichten über zwei von Mailáth erwähnte altdeutschen Handschriften des Batthyáneums.

Eine Besprechung der Mailáth-Köffinger'schen Ausgabe durch Büsching erschien endlich anonym in der Zeitschrift: „Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur" (1819, St. II, 1 bis 26). Zum größten Teil zählt Büsching in derselben die Abweichungen auf, die sich aus dem Vergleiche der 15 ausgewählten Gedichte des Kalocsaer Kodex mit der Heidelberger Handschrift ergaben. Im übrigen spricht er mit warmer Anerkennung über die Verdienste der Herausgeber und namentlich des Entdeckers Kovachich und fordert seine Landsleute auf, das Unternehmen durch Ankauf des Werkes zu unterstützen. Die zweite Besprechung, die Büsching in seinem Briefe ebenfalls erwähnt, stammt von W. Grimm[3]) und ist bei weitem nicht so anerkennend wie die Büsching's. Sie schließt mit der Aufforderung: „Wir ermuntern schließlich die Herausgeber dieser Sammlung, in ihrem Eifer nicht zu erkalten, sondern namentlich in den übrigen Bibliotheken, Klöstern und Archiven Ungarns, Siebenbürgens und Kroatiens zu forschen, ob nicht in ihnen andere und vielleicht wichtigere Denkmäler der deutschen Sprache aus älteren Jahrhunderten noch verborgen liegen"[4]).

Wie Büschings Brief zeigt, interessierte Mailáth nicht nur der Kalocsaer Kodex, sondern auch die übrigen in Ungarn befindlichen Handschriften, namentlich die der Karlsburger Bibliothek, über welche er natürlich ebenfalls durch Kovachich Kunde gewonnen hatte. Bereits am 18. Oktober 1816 berichtet Schottky in seinem öfters angeführten Briefe[5]) über die Bemühungen des Grafen, die wichtigeren deutschen

---

[1]) Nat.-Museum, Handschriftensamml.: Liter. Briefe. — 4 S. in 4°; alle 4 (mit Kurrentschrift) beschrieben; ohne Adresse.

[2]) Über den vermuteten „Klingsor"-Fund erfahren wir etwas mehr aus Schottkys erwähntem Briefe vom 18. Oktober 1816. (Wöch. Nachrichten, 1816, B. II, S. 336). In was für einem ungar. Buche Mailáth neues über Klingsor gefunden zu haben glaubte, konnte Bleyer nicht feststellen. — Vgl. H. Hienz: „Magyarországi Klingsor a mondában" (d. i. „Klingsor von Ungarland in der Sage"), Budapest 1909, S. 42—43.

[3]) Erschien ebenfalls anonym in der „Leipz. Literaturzeitung" (1818, II. Halbj. S. 1369—1375. — Wieder abgedr.: Kl. Schriften II, S. 198—206.

[4]) Über das weitere Schicksal des Kalocsaer Codex, sowie über sein Verhältnis zur Heidelberger Handschrift handelt J. Felsmann: „A kalocsai codex. Középkori német költemények gyüjteménye" (d. i. der Kalocsaer Codex. Eine Sammlung mhd. Gedichte.) Budapest 1895. — Vgl. jetzt auch: G. Rosenhagen: Die Heidelberger Handschrift cod. Pal. germ. 341. (Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. XVII.) Berlin 1909. Einleitung.

[5]) S. Wöch. Nachrichten, B. II, 1816, S. 366.

Handschriften des Batthyáneums nach Pest geschickt zu bekommen. Aber trotz der Verwendung des Palatins gelang dies Mailáth nicht und er mußte sich mit Abschriften begnügen, die in Karlsburg hergestellt wurden. Von den in Büschings Briefe erwähnten zwei Kodizes ist der eine nicht, wie Büsching vermutete, Ulrich v. Liechtenstein's „Frauendienst", sondern Hadamar's von Laber Minneallegorie „Jagd", die auch heute noch in textkritischer Hinsicht nicht genügend verwertet ist[1]). Die zweite Handschrift[2]) (aus 1405) enthält das unter dem Titel „Karl der Große und die schottischen Heiligen" bekannte, bisher noch nicht veröffentlichte, umfangreiche mhd. Gedicht, das Mailáth bei Cotta in Stuttgart herauszugeben beabsichtigte[3]). Zu diesem Zwecke ließ er eine Abschrift anfertigen, die später in Laßbergs Besitz kam und sich gegenwärtig in der Hofbibliothek zu Donaueschingen befindet[4]).

Über diese Funde, aber auch über eine andere wichtige Entdeckung, nämlich über das Karlsburger Nibelungen-Fragment unterrichtete Mailáth auch Fr. H. v. d. Hagen, der damals, wenigstens in den Augen des großen Publikums, in der Nibelungenfrage als erste Autorität galt. Auf Mailáths Schreiben antwortete v. d. Hagen am 3. Mai 1820 in einem längeren Briefe (bei Bleyer Nr. 14, S. 93 bis 94[5]), in dem er ihn um die Abschrift dieses Fragments bittet und zwar recht dringend, da er eine große Ausgabe des Nibelungenliedes, mit den Lesarten aller Handschriften, fast vollständig, eben bis auf die Vorrede fertig gestellt habe. Dieses Bruchstück war auf die Innenseite des Einbandes der Hadamar'schen „Jagd" geklebt[6]) und enthält (nach Lachmann's Zählung, von dem es als F bezeichnet

---

[1]) K. Stejskal („Hadamars von Laber Jagd", Wien 1880) führt zwar Lesarten aus der Karlsburger Handschrift an, die er (vgl. Anz. f. d. Alt. XXII, 285) von dem Superintendenten Teutsch erhalten hatte, aber El. Varjú stellte fest (Magy. Könyvszemle, 1900, 148), daß die Collation nur eine flüchtige gewesen sei.

[2]) Die Beschreibung der Handschrift gibt Varjú a. a. O. S. 238.

[3]) Vgl. Mailáths Brief: Kazinczys Briefw. B. XVIII, S. 87.

[4]) Vgl. J. Bächtold, Deutsche Handschriften aus dem britischen Museum. Schaffhausen 1873. S. 47—48.

[5]) Nat.-Museum, Handschriftensamml.: Liter. Briefe. — 2 S. in 4°; beide Seiten (mit Currentschrift) beschrieben. Adresse: „An den Herrn Grafen Mailáth Hochgeboren in Oszlán in Ungarn p. Preßburg. U."

[6]) Nach Bächtold (s. a. a. O. S. 47) — dies ist jedoch ein Mißverständnis — war dasselbe auf die Einbanddecke des Gedichtes über Karl den Großen geklebt. — El. Varjú, der zuletzt im Herbst 1898 in de Karlsburger Bibliothek Forschungen anstellte, konnte dort das Bruchstück nicht auffinden. (Vgl. Magyar Könyoszemle 1900, S. 148—149). Auf Bleyers Bitte forschte Dr. K. Szentiványi, der gegenwärtige treffliche Bibliothekar des Batthyáneums der Sache nochmals nach. Über einen Erfolg konnte er Bleyer nicht unterrichten, und so ist das Fragment entweder verschollen oder verlegt.

wurde) die Strophen 1904, 1 bis 1904, 2. Die Abschrift des Fragments übersandte Mailáth bereitwilligst v. d. Hagen, der es aber nur noch in der Einleitung seiner Nibelungen-Ausgabe mit einigen wenigen Worten erwähnen konnte[1]). Deshalb ließ er es auf einem besonderen Blatte abdrucken, das er einigen Exemplaren seiner Ausgabe beilegte. Sechzehn Jahre später gab er es abermals heraus[2]) und berichtete zugleich, wie er zu dieser Abschrift gekommen sei: „Ich erhielt es (nämlich das Karlsburger Bruchstück) durch die Güte des Grafen Mailáth in Abschrift des Prof. Kovats, nachdem der Bibliothekar sie mit der Unterschrift versehen hatte." Seither löste jemand — wie bekannt — das Pergament von der Einbanddecke ab, und da zeigte es sich, daß auch die andere Seite Text enthalte und zwar (nach Lachmann's Zählung) die Strophen 1893, 4 bis 1903, 4. Obwohl wir also jetzt — aus zwei Facsimile-Ausgaben[3]) — einen doppelt so umfangreichen Text kennen, als aus Hagens erster Veröffentlichung, beschäftigte sich seither niemand mehr eingehender mit der Frage, in welchem Verhältnisse das Karlsburger Fragment F zu den anderen Handschriften steht[4]).

Nach der Entdeckung des Nibelungen-Fragments schwand allmählich das rege Interesse, das die Germanisten Ungarn gegenüber gezeigt hatten. Nur die Brüder Grimm mit ihrem umfassenden Gesichtskreise blieben auch später noch in steter Berührung mit den ungarisch-wissenschaftlichen Bestrebungen. Sie konnten aber auch mit der größten Befriedigung auf Ungarn blicken, wo ihre Forschungen auf dem Gebiete der Volksdichtung und Mythologie einen solchen Anklang fanden wie sonst nirgends. In rascher Folge erschienen dort Sammlungen über die ungarischen Volkstraditionen, die alle mehr oder weniger unter ihrem Einflusse standen. Zuerst in deutscher Sprache G. v. Gaal's „Mährchen der Magyaren" (Wien 1822), dann Mailáth's „Magyarische Sagen und Mährchen" (Brünn, 1825), Mednyánsky's „Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit" (Pesth, 1829) und schließlich in ungarischer Sprache Joh.

---

[1]) Vgl. „Der Nibelungen Lied zum erstenmal in der ältesten Gestalt ꝛc. herausgegegeben." 1820. S. XXXV.

[2]) Vgl. „Germania", B. I, 1836, S. 178 und 337—338.

[3]) Zuerst von Béla Alter, A gyulafehérvári F Nibelung codex töredék. Rózsahegy, 1898. — Hierauf in größerer Ausführung (nach dem Originale oder nach Alter?): Die Handschriften des Nibelungenliedes und der Klage. Sonderabdr. aus der II. Aufl. von Könnekes Bilderatlas. Marburg 1901.

[4]) Alters Versuch (a. a. O.) ist ungenügend; vgl. G. Petz's gründliche Kritik: Egy. Philol. Közlöny. XXIII. Jahrg. (1899, S. 943—947). — Braune („Die handschriftlichen Verhältnisse des Nibelungenliedes" in Paul-Braunes Beiträgen B. XXV, S. 17) kennt nur den alten Text, wie ihn v. d. Hagen veröffentlicht hat.

Erdélyi's Sammlung ungarischer Volkslieder (3 Bände, Pest, 1846 bis 1848), die G. Stier bald darauf zum Teil in deutscher Sprache herausgab[1]). Für Jos. Haltrich's siebenbürgisch-sächsische Volksmärchen suchten und fanden die Gebrüder Grimm einen Verleger und feuerten ihn auch später zu emsiger Tätigkeit an[2]). Es ist also ganz natürlich, daß sie sich sowohl über die siebenbürgisch-sächsische, als auch ungarische Märchenliteratur mit großer Anteilnahme äußerten[3]). Auch den Preßburger K. J. Schröer bewog ihr Beispiel zur Erforschung der Sprache, Dichtung und Sitte der ungarländischen Deutschen. „Er hat schauen gelehrt — sagt dieser an einer Stelle über Grimm[4]) — und Quellen geöffnet, wie Niemand gekonnt und Keiner gekannt und seine Wissenschaft regte sowohl befruchtend, wie alle seine Werke, die Gelehrten an, als sie auch Sprachwissenschaft und Geschichte vielfach erleuchtete."

Der ungarische Mythologe Arn. Ipolyi ist bekanntlich ein direkter Nachahmer J. Grimm's. „Grimm hat — sagt er im Vorwort zu seiner Mythologie[5]) — indem er durch seine tiefgehenden Untersuchungen über die Altertümer, die Literatur, die Sprach- und Rechtswissenschaft und schließlich über die Mythologie seines Volkes die wertvollsten Resultate erzielte, dadurch nicht nur nebenbei auch auf die Vorzeit anderer Völker, unseres nicht ausgenommen, neues Licht gebreitet, sondern — was wichtiger — den einzig richtigen Weg der gemeinsamen Untersuchung angebahnt, auf dem jetzt jede wissenschaftliche Forschung erfolgreich weiterschreitet und dem auch ich zu folgen

[1]) Ungarische Sagen und Märchen. Aus der Erdélischen Sammlung. Berlin 1850.

[2]) Vgl. die Briefe der Br. Grimm: Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, gesammelt von Haltrich. Wien 1882[3], Anhang S. VIII—X.

[3]) Vgl. Kinder- und Hausmärchen. B. III. (Reclamsche Ausg.). S. 375 bis 436; 359—361; 368; 413—414. Vgl. auch W. Grimms Kl. Schriften, IV, 348.

[4]) Beitrag zur deutschen Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungarn. Preßburg 1855, S. 3. — Vgl. auch J. Grimms Brief vom 3. Feb. 1858 an Schröer (Pfeiffers „Germania", XII, S. 126—127), aus dem hervorgeht, daß Schröer über die Lage der Deutschen in Ungarn geklagt hat. Grimm interessiert sich übrigens schon 1813 für das ungarländische Deutschtum, was sein Brief vom 18 Sept. 1813 an Benecke beweist („Briefe der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm an Georg Fr. Benecke. Herausg. von W. Müller, Göttingen, 1889, S. 71). In diesem bittet er um den 4. Band (1787) des Windischschen „Ungar. Magazins", der Abhandlungen über die Sprache des Deutschtums in Ungarn und über die der Siebenbürger-Sachsen enthält. (Schröer wechselte bereits 1854 mit J. Grimm zwei Briefe, dem er den ersten Aufzug seines handschriftlichen Dramas „Siegfrieds Tod" zusandte, worauf er aber keine ermunternde Antwort erhielt; trotzdem veröffentlichte Schröer den ersten Aufzug ganz und aus den übrigen Proben: „Gedichte", Wien, 1856, 89—142. — Die Abschrift dieser beiden Briefe Schröers, sowie des Dramenfragments erhielt Bleyer durch die Freundlichkeit des Herrn Prof. R. Steig, des Verwalters des Grimm-Schrankes).

[5]) Magyar Mythologia. Pest, 1854. S. XXXI.

bestrebt war; und wenn dieser Versuch jemals darauf rechnen darf, daß es ihm gelingen werde . . . selbst vor das benachbarte deutsche Ausland, das eigentliche Mutterland solcher wissenschaftlicher Bestrebungen, als ein kleiner Beitrag zu dem großen Ganzen zu treten, so könnte er niemandem eher als Zeichen der Verehrung und Huldigung gewidmet werden als dem Manne, in dessen Stapfen er zu wandeln bestrebt war." Noch bevor Ipolyi's Mythologie erschienen war, wurde J. Grimm durch D. v. Mednyánsky, den Schüler Ipoly's, der 1852 die Universität in Berlin besuchte, über dieses Werk unterrichtet, was ihn mit besonderer Freude erfüllte, ja, er sandte Ipolyi zwei Schriften als Geschenk aus seiner eigenen Büchersammlung, die dieser nicht hatte auftreiben können. Gleich nach dem Erscheinen seiner Mythologie schickte Ipolyi Grimm ein Exemplar, für das dieser in einem Briefe vom 31. Dezember 1854 mit warmen Worten dankte, wobei er hervorhob, „daß (Ipolyi's) magyarische Mythologie, worauf er stolz zu sein Ursache habe, ganz nach dem Plan seiner deutschen eingerichtet sei" [1]). Dieser Brief Grimms war eine erhebende Genugtuung gegenüber den Angriffen, die man in Ungarn seinem Werke zuteil werden ließ [2]). Daß Grimm Ipolyi's Werk tatsächlich studierte, beweist der Umstand, daß er in seinen Schriften auf dieselbe Bezug nimmt, so z. B. in seiner Abhandlung „Über die Namen des Donners [3]).

Die Beziehungen, in welchen J. Grimm zu Ungarn und der ungarischen Wissenschaft stand, waren also recht mannigfaltig und anregend. Auch jetzt noch gibt es wenige ausländische Forscher, deren Gedächtnis in Ungarn so lebendig wäre wie das Grimm's. Einen Ausländer, aber wahrlich, keinen Fremden zeichnete die ungarische Akademie der Wissenschaften aus, als sie ihn in ihrer ersten Generalversammlung nach dem Befreiungskriege — am 15. Dezember 1858 — zum auswärtigen Mitgliede wählte. Auf Franz Toldy's amtliche Verständigung antwortete J. Grimm in einem lateinischen Briefe vom 24. März 1859 (bei Bleyer Nr. 65, S. 99 bis 100 [4]), in welchem er für die Auszeichnung Dank sagt.

---

[1]) Der Brief mit Ipolyis Nachschrift mitgeteilt in Pfeiffers „Germania". XII, 128. — Vgl. auch die Zeitschrift „Századok", 1894, 466.

[2]) Vgl. die Zeitschrift „Irodalomtört. Közlemények". II, 475.

[3]) Vgl. Kl. Schriften, B. II, S. 416, Anm. 2.

[4]) Dieser Brief befindet sich unter den amtlichen Schriften der Akademie vom Jahre 1859 Nr. 162. — Auf dem Umschlage die Adresse: „Herrn Toldy (Franz), Secretär der Magyar Akademia, Pesth"; der Poststempel: „Berlin. Stadtpost. E. H. P. IX. 24/3. 4—5 Nm." — Toldys Notiz auf dem Briefe: „vett. (d. i. „empfangen) mart. 26. 1859". Die Denkrede auf Grimm hielt in der Akademie M. Riedl: Emlékbeszéd Grimm Jakab külsö tag felett. 1873.

# Fünf Briefe von Joseph von Görres.

Mitgeteilt von Karl Alexander von Müller in München.

Vorbemerkung. Die Königliche Bibliothek in Berlin verwahrt in ihrem Handschriftenbestande 17 Görresiana (15 Briefe von Joseph v. Görres, 2 von seiner Frau Katharina), davon 8 aus Varnhagens, 6 aus Radowitz' Besitz. Hievon sind 12 bereits gedruckt: 3 Briefe an Arnim 1810 Juli 2, [1819] November 29, [1830] und 1 an Cl. Brentano [1817] bei Franz Schultz, Joseph Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik S. 228 ff., 234 ff., 236 ff., 240 ff. und von Reinhold Steig in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern X (1900) 143 ff.; — 3 Briefe an H. J. Dietz 1828 Oktober 10, 1834 Juli 11, 1844 November 29 und 1 an einen Unbekannten in Wien 1828 April 26 in Joseph von Görres' Gesammelten Schriften IX (zit. Görres IX) 334 f., 344 ff., 432 ff., 625 ff.; — 3 Zuschriften an den Freiherrn K. H. G. von Meusebach 1814 September, 1816 Juni 6, [1818] in dessen Briefwechsel mit Jacob und Wilhelm Grimm, her. von C. Wendeler (Heilbronn 1880) S. XIII f. und bei Fr. Schultz a. a. O. 152 A.; — 1 Eingabe von Katharina Görres an Friedrich Wilhelm III., Konzept, [1819 November 14 — nicht: November 2] bei Görres IV 603 ff. (Das etwas abweichende Original liegt im Berliner Geh. Staatsarchiv Rep. 77. XXI Spec. G. Nr. 1 Vol. I f. 130); — die wichtigeren dieser Stücke, nach den genannten Drucken, neuerdings auch wieder in „J. v. Görres' Ausgewählten Werken und Briefen" von W. Schellberg (2 Bde., Kempten-München 1911).

Die 5 bisher unbekannten Briefe, mit Ausnahme des zweiten eigenhändige Originale, teile ich im folgenden mit[1]). Rechtschreibung und Interpunktion der Vorlagen sind beibehalten, die Reihenfolge ist chronologisch. Die nötigen Erläuterungen habe ich, bei der Verschiedenheit des Inhalts der einzelnen Briefe, auf kurze tatsächliche Angaben und Verweise beschränkt und den einzelnen Briefen, jeweils gesammelt, folgen lassen.

Der Königl. Bibliothek zu Berlin gebührt für ihre entgegenkommende Unterstützung mein bester Dank.

1. Görres an Johannes Schulze, 1815 Dezember 24.

Coblenz am 24. Dez. 1815

Sie sind ungehalten über mein abermaliges Schweigen. Wie ich Ihnen das nicht verübeln kann, so würden Sie es mir auch nicht anrechnen, wenn

[1]) Vgl. auch die 20 ungedruckten „Briefe von und an J. von Görres", die ich im Archiv für Kulturgeschichte IX (1911) Heft 4 veröffentlicht habe.

Sie wüßten, wie übel dran ich mit den Leuten bin, womit ich zu thun habe. Sie haben sich vorgenommen von allen meinen Vorschlägen zum Guten und Besseren nicht einen passiren zu laßen, übrigens aber Alles mit schönen und freundlichen Worten glimpflich von der Hand zu weißen. So ist mir in dem ganzen Jahre mit denen von Aachen nichts gelungen, nicht so viel als mit Gruner in einem Tage. Nachdem sie mich so in Bezug auf das hießige Kollegium seit dem Anfang mit Versprechungen hingehalten, folgt hier der letzte Bescheid mit den armseligen Vorwänden. Nun aber bin ich gesonnen, und habe deswegen mit Solms Laubach die Abrede getroffen, von meinen alten, unbeschränkten Vollmachten Gebrauch zu machen, selber durch[zu]greifen, und in meinem ganzen Umkreis im Interregnum Alles zu vollenden, damit die Regierung hernach sich genöthigt findet das Daseyende zu erhalten. Hier indeßen, wo Sack, der Bruder, mit dem ich in durchaus feindseligem Verhältniß stehe, Commißär ist, muß ich mit einiger Vorsicht verfahren, und genau die Zeit des Übergangs abpaßen. Nun aber sollen doch in der Zwischenzeit alle Vorbereitungen getroffen werden, und ich bitte Sie, wenn es Ihre Geschäffte irgend erlauben, gleich nach Neujahr auf acht Tage herunterzukommen, und die Gelegenheit und die Menschen sich zu betrachten, und vorläufig sich eine Ansicht deßen zu bilden was geschehen muß. Die Anstalt bedarf drey, vier, ja vielleicht fünf neue Lehrer, meist gute Sprachkundige für die Classen. Das müßen Catholiken seyn, wären es Geistliche, wäre mir gleichfals sehr lieb, doch ist es nicht nothwendige Bedingung. Ich bitte Sie, mir anzugeben, was Sie von dergleichen Leuten kennen, und mir empfehlen können. Wäre es nicht möglich aus Sailers in Bayern Zucht einige zu erlangen? Was sie vorzüglich Tüchtiges von Protestanten kennen, dazu wird bey anderer Gelegenheit Rath werden.

Ist alles einmal vorbereitet, und die Personen alle ausgewählt und aufgefordert, dann werde ich Alles so einrichten, daß es eben zur rechten Zeit beysammen ist, und nur zu spielen beginnt. Ihre eigene Ernennung ist schon ausgefertigt, wir werden aber nur zu dieser Zeit von ihr Gebrauch machen können. Da Sie zum Schulrath an die hießige Regierung vorgeschlagen sind, so kann es Ihnen um so mehr gleichgültig seyn, wo Sie sich befinden, und Sie riskiren bey dem ganzen Spiele, das ich um das Gute zu befördern, aufgelegt, gar nichts. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Ihr Erg.
J. Görres

[Ohne Adresse.]

**Zu Brief 1. Aus Varnhagens Besitz. $2^1/_2$ Seiten. — Dies ist der einzige bis jetzt bekannte Brief Görres' an den Mitbegründer und späteren langjährigen Leiter des preußischen Unterrichtswesens, der damals, seit 1812, hessischer Schulrat und Direktor des Gymnasiums in Hanau war. Görres hatte sich schon bald nach der Befreiung des linken Rheinufers, als er von dem damaligen Generalgouverneur des Mittelrheins Justus von Gruner zum Direktor des öffentlichen Unterrichts im Departement des Mittelrheins ernannt worden war, mit bestimmten Anträgen an J. Schulze gewandt, denen dieser lebhaft entgegengekommen war. Der vorliegende Brief ist die Antwort auf Schulzes Briefe vom 30. September und 18. Dezember 1815 (Görres VIII 472 ff.; vgl. 464 f.). Er ist von besonderem Interesse als eines der sehr wenigen Zeugnisse, die wir bisher für Görres'**

Tätigkeit als Schuldirektor haben. — Über Görres' Verhältnis zu Gruner vgl. den in der Deutschen Revue 1893 III 241—252 und 354—369 veröffentlichten Briefwechsel. — Von den erwähnten beiden Brüdern Sack war der eine geh. Staatsrat und Oberpräsident der königlichen preußischen Provinzen am Rhein, mit dem Sitz in Aachen, der andere Generalgouvernements-Kommissär in Koblenz (Görres' Fehden mit ihm wegen des Rheinischen Merkurs: s. Görres III 374 ff.). — Graf Solms-Laubach, Oberpräsident in Köln, war Görres freundlich gesinnt: Görres VIII 490 f. — „Aus Sailers in Bayern Zucht": Anfang 1816 scheint Görres sich selbst mit der hier ausgesprochenen Bitte an Joh. Michael Sailer, damals Professor der Theologie in Landshut, gewandt zu haben: vgl. Sailers Antwort vom 13. April 1816 bei Görres VIII 493 f. — Schulzes Ernennung zum Schulrat beim Konsistorium und Schulkolleg in Koblenz erfolgte erst am 14. März 1816, wie C. Varrentrapp (Joh. Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit, Leipzig 1889) nach Schulzes eigenen Aufzeichnungen erzählt, vor allem auf Süverns Betreiben. Doch wird nach dem vorliegenden Brief Görres' Anteil an dieser Ernennung doch wieder stärker zu bemessen sein. Zufällig hat sich für den einen auffälligen Satz: „Ihre eigene Ernennung ist schon ausgefertigt" das buchstäbliche Zeugnis erhalten. Unter den 1819 auf Grund einer königl. Kabinettsorder beschlagnahmten Papieren von Görres findet sich (Berliner Geh. Staatsarchiv Rep. 77. XXII G. 8 adh. f. 56) eine vollkommen ausgefertigte, gestempelte und unterzeichnete Verfügung Nr. 554 vom 21. Dezember 1819, durch welche Görres, nach dem Tod des bisherigen Koblenzer Gymnasialdirektors Simon, „den Herrn Schul Rath Schulz von Hanau zum Direktor dieses Gymnasiums" ernannte. Als Reorganisator des Kirchen- und Schulwesens am Niederrhein hat Schulze dann vielfach ausgeführt, was Görres geplant hatte. Über sein damaliges freundschaftliches Verhältnis zu Görres vgl. C. Varrentrapp a. a. O. 182—184, 186—192 — eine wertvolle, bisher gänzlich unbeachtete Quelle für Görres' damalige Koblenzer Jahre. Vgl. in unserem Zusammenhang insbesondere noch Schulzes Stellung zur Frage der Konfession der Gymnasiallehrer und sein Urteil über Görres' Tätigkeit als Schuldirektor S. 201.

### 2. Görres an den preußischen Ministerresidenten Scholz, 1818 Februar 18.

Koblenz, am 18. Februar 1818.

Für Ihre freundliche Zuschrift von neulich danke ich Ihnen aufs beste. Sie ist so unverstellt gutmüthig und wohlmeinend abgefaßt, daß es wohl strafbar wäre, wenn ich kalt daran vorübergehn wollte. Wenn ich sonst mancherlei

Schwächen und Gebrechen wie jeder Andere habe, so hat mich doch Gott jederzeit vor Hochmuth behütet, und während ich gar nichts gebe auf alle jene Lobhudeleien und den ganzen Kram von öffentlichen und Privateitelkeiten, so hat sich mir doch der Sinn für jene aufrichtige Herzenseinfalt erhalten, die mir in Ihnen nicht zum erstenmale genaht, und mir gesagt, daß sie mit meinem Thun zufrieden sei. Darum hat es mich gefreut, daß Sie am Diplomatiker vorbeigegangen, und mir Ihre Gedanken über mein letztes Treiben mitgetheilt. Wenn man zwanzig Jahre sich in einer so bewegten Zeit umgetrieben, dann ist einem schon anzusinnen, daß man, was man macht, recht zu machen wisse. Ich möchte gern der Zeit zeigen, daß ihre Aufgabe nicht so gar schwer sei, wie sie sich einbildet, daß zur Lösung nichts als schlichter Menschenverstand, vor allem aber Ehrlichkeit gehört, daß aber keine Kunst, keine Macht, keine Gewandtheit, Erfahrung noch Entdeckung den Mangel der letztern ersetzen kann. Darum habe ich immer mein Leben rein zu erhalten gesucht, damit sich zeige, daß auf diese Bedingung sogar der Einzelne jede Konsequenz durchführen könne, und daß alles in dieser Zeit gelingt, was nur aus aufrichtigem Herzen kömmt, und sonst nur mit ganz gewöhnlicher Klugheit gehandhabt wird. Das denke ich hat sich auch jetzt bewiesen, und ich hoffe, die Sache soll nicht ohne gute Früchte bleiben, und wie alles ein physisch fruchtbares Jahr zu versprechen scheint, so wird es auch wohl moralisch von besserem Ertrage als die vorigen werden.

Wenn Sie noch einmal in die Nähe meines Hauses kommen, so gehen Sie nicht vorbei, Sie sollen freundlich aufgenommen werden.

Ihr ergebenster
J. Görres.

Zu Brief 2. Eigenhändige Abschrift Varnhagens von Ense (1 Seite) mit der Überschrift: „Görres an den Königl. Preuß. Minister-Residenten Hrn. Scholz zu Frft. a. M." Näheres über die Person des Adressaten habe ich nicht feststellen können; er dürfte identisch sein mit dem Verfasser der in „Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Biographische Porträts" (Leipzig 1871) S. 301 ff. mitgeteilten Briefe. Auch bei „Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, her. von A. v. Sydow" III 128 f. und 136 wird ein im preußischen diplomatischen Dienst stehender „Scholtz" genannt. Im „Handbuch über den Königl. Preußischen Hof und Staat für 1818" habe ich ihn jedoch nicht finden können. Seine hier erwähnte Zuschrift an Görres ist nicht bekannt. Sie bezog sich anscheinend („mein letztes Treiben") auf die von Görres veranstaltete Koblenzer Adresse und deren Übergabe an den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg am 12. Januar 1818, vgl. Görres IV 1—50.

3. Görres an Professor Steingaß, 1833 März 28.

Der Euch diesen Brief hinüberträgt, ist ein Genfer Prevost mit Namen, den mir La menais empfohlen, bey ihm aber ist ein Engländer Reef [Rees?] ein Advokat von London, ein ganz gescheidter Mensch der sich viel mit Kunst beschäfftigt, wie der Andere mit Philosophie. Er geht damit um, eine Geschichte der neuern teutschen auszuarbeiten, und ich sollte glauben, daß es ihm besser damit gelingen wird, als den Andern die ihm vorangegangen. Zwar scheint er tief in die Hegelsche verstrickt, wie er denn auch in die Genfer Bibliotheque einen recht

guten Aufsatz über Hegel und seinen Gedankengang geschrieben, aber daß ein französisch Redender so weit gekommen, zeigt schon, daß er nicht ganz organisirt ist, wie die Andern. Auch hat er schon im Aussern die Genfer Schärfe, die wenn sie nach einer Seite hemmt, nach der andern wenigstens ein glattes Darüberhinstreifen nicht gestattet. Er will Carove kennen lernen, das kann ihm leicht werden, und da wird spitz und breit zusammenkommen und sich vielleicht in Eintracht vertragen.

Wir haben einen Abschlag aufs Frühjahr hier ausgezahlt erhalten, und die Sonne scheint mir durchs offne Fenster warm auf den Rücken. Das bessert denn auch die Leute, die nicht gestorben sind, gleich unserm Hausgenossen Belly, der vor sechs Wochen ausgewandert. Der Gesundheitsstand ist allerdings im Nachwinter nicht der Beste gewesen, Nervenfieber, Pocken und allerley haben herumgeschwärmt, etwas mehr als sonst gewöhnlich, doch nicht um eine eigentliche Epidemie zu bilden. Die Kleine hat sich fortdauernd wohl gehalten, zwar ist sie eben wieder in einer kleinen Crise begriffen, die mit Durchfall endet, aber wenn sie vorüber ist, sie immer besser auf die Beine stellt. Wir haben schon daran gedacht, sie einimpfen zu lassen, haben es indessen, da die Gefahr nicht dringend ist, bis zur Bevestigung des guten Wetters im weiter vorgerückten Frühjahr verschoben, wo Brands Kind auch eingeimpft werden soll, und es dann mit Einem geht. Sonst findet sie bey ihren täglichen Ausgängen vielen Beyfall, und macht zahlreiche Bekanntschaften. Alle grüßen aufs Beste das ganze Haus und alle Bekannten weit und breit.

München am 28 Merz 1833

J. Görres

[Nachschrift von Guido Görres]. Wegen des Büchervereins ist gegenwärtig eine neue Ordnung gemacht worden, Schloßer wird endlich seine Bücher mit Nächstem erhalten und der Vater ihm zugleich schreiben. Oberkamp wird als Legationsrath nach Wien gehen. Tausend Grüße.

Euer Guido.

Herren Professor Steingaß in Francfurt hinter der Liebfrauenkirche.

Zu Brief 3. Aus Radowitz' Besitz (v. Radowitz 5863). 2 Seiten. — Dr. J. B. Leopold Steingaß (1790—1854), seit Mai 1824 mit Görres' ältester Tochter Sophie vermählt. — „ein Genfer Prevost": L. Prévost, war Görres durch Ludwig von Sinner empfohlen worden: Görres IX 406; er veröffentlichte 1844 (Toulouse) „Hégel. Exposition de sa doctrine (Thèse pour le Doctorat)", Hegels Schüler Karl Ludwig Michelet gewidmet. Sein hier erwähnter Aufsatz über Hegel in der Bibliothèque universelle des sciences, belles lettres et arts (Genève 1816 ff., seit 1836 Bibliothèque universelle de Genève) wird ein Vorläufer dieses Buches sein; in den Jahrgängen 1830—33 habe ich ihn nicht finden können. Vgl. auch Görres' Urteil über Hegel 1831: Görres IX 395. — Über die damaligen Beziehungen des Münchener Görreskreises zu Lamennais vgl. J. Friedrich, J. von Döllinger I 290, 374—384; auch M. Jocham, Memoiren eines Obskuranten 109 ff. — „ein Engländer Reef" [Rees]:? — Über Friedrich Wilhelm Carové (1789—1852) vgl. Goedeke² IX, 221/4; Allgemeine Deutsche Biographie IV 7 f.; ein ähnliches Urteil

Görres' über ihn: Görres VIII 368. — „Die Kleine": Marie Steingaß, die Tochter des Adressaten, 1832 geboren, die kaum ein Jahr alt zu den Großeltern nach München kam; vgl. J. Janssen, Joh. Friedr. Böhmers Leben II 66 f., 401. — „einimpfen zu lassen": früher scheint Görres ein Gegner der Kuhblatternimpfung gewesen zu sein: Görres VIII 352. — Über den vom Görreskreis gegründeten katholischen Bücherverein, der 1831 einen unmittelbaren Anlaß der bayerischen Landtagsdebatten über die Münchener „Kongregation" bot, vgl. einstweilen J. Galland, J. von Görres (Freiburg i. B. 1876), 462 f. — Schlosser: der bekannte Frankfurter Rat Fritz (Friedrich Johann Heinrich) Schlosser (1780—1851), vgl. Allgemeine Deutsche Biographie XXXI 541 f. Im Register Görres IX sind unter „Schlosser" der Historiker Friedrich Christoph, Fritz und dessen Bruder Christian Schlosser durcheinandergewürfelt. — Freiherr von Oberkamp, bayerischer Diplomat in Frankfurt und München, Mitglied des Görreskreises; vgl. z. B. J. Friedrich a. a. O. III Register.

4. Görres an Ludwig I. von Bayern, 1842 Mai 25.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König, allergnädigster König und Herr!

Der treugehorsamst Unterzeichnete nimmt sich die Freyheit, Euer Majestät die beyfolgende Schrifft zu Füßen zu legen. Er hat geglaubt, daß die Zeit jetzt wieder gekommen, wo ein durchgreifendes Wort über die eigentliche Grundfrage der Zeit, Hörer nicht ganz verschlossenen Sinnes finden werde, und hat sich dazu entschlossen, dies Wort auszusprechen. Daß es nicht gethan sey mit Verträgen und einigen Uebereinkömmnissen, sondern daß ein Mehreres geschehen müsse, bemüht der Sprechende sich darin auszulegen, zugleich aber auch Allen begreiflich zu machen, daß Thun oder Unterlassen nicht in unser Wohlbelieben gestellt sey, sondern daß es dabey sich von unserem Bestande handelt. Ich habe dabey keine Wahrheit verschwiegen und bemäntelt, aber dabey auch niemand persönlich zu verletzen mich bemüht, und so darf ich hoffen, daß meine Schrifft des Beyfalls Euer Majestät nicht ganz verfehlen wird.

München am 25 May 1842

Euer Majestät

unterthänigst gehorsamster

J. v. Görres

Zu Brief 4. Aus Varnhagens Besitz. 1½ Seiten. — „Die beyfolgende Schrifft": wohl Kirche und Staat nach Ablauf der Cölner Irrung. Weißenburg a. S. 1842. Vgl. Görres IX 588 f. — Görres' Verhältnis zu Ludwig I., der ihn 1827, nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten wegen Görres' früherer Flucht aus Preußen, an die Universität nach München berufen hatte, ist noch nicht zusammenhängend beleuchtet worden; vgl. einstweilen Görres IX Register, auch F. Schultz a. a. O. S. 214 ff.

5. Görres an Ludwig I. von Bayern, 1842 August 30.

Allerdurchlauchtigster Großmaechtigster König!
Allergnaedigster Koenig und Herr! [1])

Euer Majestät haben den treugehorsamst Unterzeichneten, durch allerhöchsten Beschluß vom 2ten dieses Monats zum Mitgliede der hießigen Academie zu ernennen geruht. Der Ernannte verdankt diese seine Ernennung am liebsten Euer Majestät, und bittet Allerhöchstdieselben diesen seinen ehrfurchtvollsten Dank mit Wohlwollen entgegenzunehmen. Die Berufung setzt ein ehrendes Vertrauen in meine wissenschaftlichen Leistungen voraus, das ich, wenn Gott das Leben fristet, rechtfertigen zu können hoffe. Das Bedürfniß der Zeit und des Augenblicks hat mich immer zu sehr in Anspruch genommen, als daß ich mich nach dieser Seite, meinem Wunsche gemäß, hätte auslassen können; größere Ruhe, die vielleicht bevorsteht, wird mir wohl gestatten, in Zukunft manches verschobene Vorhaben auszuführen, und auch in die wissenschaftliche Entwicklung der Zeit mehr einzugreifen.

München am 30 August 1842

Euer Majestät

unterthänigst Gehorsamster
J v Görres

Zu Brief 5. Aus Radowitz' Besitz (v. Radowitz 5865). 1 Seite. — „Allerhöchster Beschluß vom 2ten dieses Monats“: nach einer Vormerkung im Personalakt Görres in der Registratur des Königl. Bayer. Kultusministeriums wurde Görres „durch Ministerialentschließung vom 18ten August 1842“ „von S. M. dem Könige zum ordentlichen Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften in München für die historische Classe ernannt“. In der Akademie hielt Görres am 28. März 1844, an der Feier ihres 85. Stiftungstages, den Festvortrag „Die Japhetiden und ihre gemeinsame Heimat Armenien“ (München 1844. Neudruck: Die Völkertafel des Pentateuch I: Die Japhetiden und ihr Auszug aus Armenien. Regensburg 1845.) 1846 veröffentlichte er in den Abhandlungen der Histor. Klasse der K. B. Akad. d. Wiss. (IV) zwei Vorträge über„ Die drei Grund-Wurzeln des celtischen Stammes in Gallien und ihre Einwanderung“. — Vgl. auch Görres IX 604.

# Die Zitate in „Shakespeares Mädchen und Frauen“ von Heine.

Von Gertrud von Rüdiger in Dresden.

In den Fußnoten zu Heines Abhandlung über „Shakespeares Mädchen und Frauen“ bezeichnet Ernst Elster [2]) eine ganze Anzahl

[1]) Vorgedruckte Aufschrift.
[2]) Ausgabe des Bibl. Inst. Bd. 5. S. 391 ff. (ich zitiere: H.-E.).

der Shakespearezitate als Heines eigene Übersetzungen. Ebenso spricht H. Friedemann in seiner Einleitung zur gleichen Schrift[1]) von den „großenteils selbstübersetzten Szenenfragmenten." Bei näherer Nachprüfung zeigten sich wesentlich andere Resultate.

Am 23. August 1838 schrieb Heine an Gutzkow: „Ich suche meinen Geist für die Zukunft zu befruchten, unlängst las ich den ganzen Shakespeare — —." Jedoch schon vier Wochen später, am 18. September 1838, sprach er sich in wenig begeistertem Ton gegen seinen Verleger Campe in Hamburg über das geplante Werk aus: „unter uns gesagt kein Meisterstück, aber immer gut genug für den Zweck." Es scheint mir, daß er die Abhandlung, die ihm ein Honorar von 4000 Franken einbrachte, hauptsächlich als ein Geldgeschäft ansah. Deshalb wird er sich kaum der Mühe eigener Übersetzungen unterzogen haben, um so weniger, als er damals krank lag und nach brieflichen Äußerungen nur ungern an das Werk ging. Er diktierte seinen Text zu der Kupferstichsammlung Shakespeareſcher Frauen im Jahr 1838 in Paris. Anfang 1839 erschien das Buch im Verlag des Pariser Buchhändlers Delloye.

Es können Heine zur Zeit der Niederschrift neben einigen Einzelübersetzungen folgende Shakespeareübertragungen vorgelegen haben:

Theatralische Werke, übers. v. Wieland 1762—66. VIII Bände.
Schauspiele, übers. v. Wieland, umgearbeitet v. Eschenburg 1775—82. XIII Bände.
Schauspiele übers. v. Eschenburg 1778—79. VIII Bände.
Dramatische Werke übers. v. A. W. v. Schlegel 1797—1801. IV Bände (ich zitiere: Schlegel).
Shakespeares v. Schlegel nach neuübers. dramatische Werke übersetzt v. mehreren Verfassern, Berlin 1809 b. Ed. Hitzig. III Bände. — Nachgedruckt in:
Sämmtl. Werke usw. Wien 1825—30. Druck u. Verl. v. J. P. Sollinger.
Schauspiele übers. v. Voß. 1818—1829. IX Bände.
Dramatische Werke, übers. u. erläut. v. J. W. C. Benda. 1825—26. XIX Bände.
Dramatische Werke übers. v. A. W. v. Schlegel, ergänzt u. erläutert v. Ludw. Tieck 1825—1833. IX Bände (ich zitiere: Schl.-Tieck).

Die Prosaübertragungen von Wieland und Eschenburg scheiden von vornherein aus. Die Übersetzungen der Wiener Ausgabe hat Heine, wie sich bei dem Vergleiche ergab, nicht benutzt. Dafür natürlich die Meisterübertragungen von Wilhelm Schlegel. Auf diese weist auch Elster in den Fußnoten zu der Abhandlung hin. Welche Ausgabe der Übersetzungen Schlegels er jedoch bei der Nachprüfung der von Heine gegebenen Fragmente verwertet hat, ist mir verschiedener ungenauer Angaben wegen nicht ersichtlich.

[1] Ausgabe der Goldenen Klassiker Bibl. Bd. 11. S. 97.

Heine selbst hat nicht Schlegels Übersetzungen aus den Jahren 1797—1801 verwendet, sondern die von Schlegel-Tieck besorgte Ausgabe von 1825—33. Dies zeigt die Übereinstimmung der Zitate aus „Shakespeares Mädchen und Frauen“ mit diesem Text, sowie die der Orthographie und der Stellung der Satzzeichen.

Trotz gegenteiliger Anmerkungen in der sonst so außerordentlich exakten Heine-Ausgabe von Elster, fand ich nachstehende Stellen gleichlautend sowohl mit Schl.-Tieck als mit Schlegel:

„Komm, komm, du Papagei! antworte mir“
bis — „Und so weit liebes Käthchen trau ich dir“.
Heinrich IV 1. Teil II 3 (H.-E. S. 417).

Suffolks Worte aus Heinrich VI 1. Teil,

„Ach ja! der Schönheit hohe Majestät
Verwirrt die Zung' und macht die Sinne wüst.“
Akt V 3 (H.-E. S. 421).

Elster bemerkt dagegen:

Bei Schlegel:
„Ach ja! Der Schönheit fürstlich hohe Pracht
Verwirrt die Zung' und lähmt der Sinne Macht!“

Olivias spöttische Wendung:

„sieht, Herr, so sah ich in diesem Augenblick aus.“
Heilige-Drey-Koenigs-Abend I 5 (H.-E. S. 466).

zu welcher Elster anmerkt:

Schlegel: „solch eines bin ich in diesem Augenblick.“

Der erste Vers der langen Rede König Heinrich IV. an den Prinzen Heinz (2. Teil Akt IV 4) lautet bei Schlegel und Schl.-Tieck, wie Elster mit Recht behauptet,

„Komm her denn, Heinrich, setz dich an mein Bett“
(H.-E. S. 429).

Die folgenden Verse jedoch:

„was zu vermeiden
„Ich sie verdarb und nun des Sinnes war
Zum heil'gen Lande viele fortzuführen.“

zitiert Heine wörtlich nach Schlegel und Schl.-Tieck. Elster fügt eine Fußnote an:

Schlegel:
„was zu vermeiden
Ich einige verdarb und viele nun
Zum heil'gen Lande fortzuführen dachte!“ —

Die in Heines Abhandlung zitierten Fragmente, die ich jetzt folgen lasse, stimmen fast wörtlich überein mit Schl.-Tieck, weisen jedoch Verschiedenheiten auf mit Schlegel. Damit wird der Beweis erbracht, daß Heine Schl.-Tieck benutzt hat. Elsters Bemerkungen decken sich an diesen Stellen häufig mit Schlegel. Dennoch kann er die alte Ausgabe kaum verwertet haben, der zuvor angeführten Ungenauigkeiten wegen, die allerdings bei der großen Arbeit einer Gesamtausgabe leicht unterlaufen.

Die übermütigen Worte des Prinzen Heinz aus Heinrich IV 1. Teil, Akt II 4 (H.-E. S. 417): „Ich bin noch nicht in Percys Stimmung . . ." haben bei Schl.-Tieck nach „gebt meinem Schecken zu saufen" nur noch ein „sagt er" eingefügt. —

Wörtlich nach Schl.-Tieck gibt Heine die Verse wieder:

„Und speit auf meinen jüdischen Rockelor,
Und alles, weil ich nutz' was mir gehört.
Gut denn, nun zeigt sich's, ihr braucht meine Hülfe:
Ei freilich ja, ihr kommt zu mir, ihr sprecht:"

(Kaufmann v. Venedig I 3. H.-E. S. 449.)

Elster bemerkt:

Schlegel:

„Und speit auf meinen jüdischen Rockelor,
Bloß weil ich nutze, was mein eigen ist.
Gut denn, nun zeigt es sich, daß Ihr mich braucht.
Da habt ihr's; Ihr kommt zu mir, und Ihr sprecht." —

Zu den nach Schl.-Tieck angeführten Worten: „Fisch mit zu angeln . . ." Aus dem Kaufmann v. Venedig Akt III 1 (H.-E. S. 452) fügt Elster die Anmerkung:

(Schlegel: „Fisch mit zu ködern" — so beginnt dort die Stelle. —

Grazianos Worte:

„Ich hab' ein Weib, die ich auf Ehre liebe:" ff.

(Kaufmann v. Venedig Akt IV 1. H.-E. S. 453.)

finden sich gleichlautend bei Schl.-Tieck. —

Ebenso die Stelle aus So wie es Euch gefällt Akt III 2 (H.-E. S. 471) „. . . die sie mit schlechten Versen vergifteten, dessen ich mich kaum noch erinnern kann." —

Elster behauptet, Schlegel übersetze im Heiligen-Drey-Königs-Abend Andrew mit „Christoph" und nicht mit „Andreas" wie Heine schreibt; letztere Übersetzung steht bei Schl.-Tieck. — In der gleichen Komödie Akt I 3 sagt Maria sowohl bei Heine (H.-E. S. 472) als bei Schl.-Tieck: „Nun Herr, Gedanken sind zollfrei: aber mich

däucht, Ihr könntet sie immer ein bischen in den Keller tragen und ihr zu trinken geben.“ Elster fügt hinzu:

„und ihr zu trinken geben“ fehlt bei Schlegel. —

In der Hiobspost, die die Königin im Hamlet Akt IV 4 (H.-E. S. 439) von Ophelias Tod bringt fehlen bei Heine nach Schl.-Tieck die zwei Verszeilen:

„Die freche Schäfer gröblicher benennen,
Doch zücht'ge Jungfraun todte Mannesfinger,“

Außerdem heißt es nicht „Kuckucksblumen“, sondern „Purpurblumen.“

Aus Heinrich VIII Akt IV 1 (H.-E. S. 433) zitiert Heine nach Schl.-Tieck:

„Und viel, viel mehr, wenn er dies Weib umfängt:“

Dazu Elsters Anmerkung:

„Die Frau“ bei Baudissin-Tieck.

Diese Wendung findet sich nur in der zweiten Ausgabe der Schlegel-Tieck-Übersetzungen vom Jahr 1840, die für Heines Abhandlung nicht mehr in Betracht kommt.

Die Zitate, die Heine in Schlegels Übertragung gibt, stimmen also, ausgenommen ganz kleine Abweichungen, mit Schl.-Tieck überein. Elster kann wohl nur eine spätere Ausgabe von Schlegels Übersetzungen zu Rate gezogen haben.

Sehr willkürlich sind seine Bemerkungen über alle die Fragmente, deren Übertragungen weder von Schlegel noch von Tieck stammen. Hier gibt er die bestimmten Anmerkungen „Heines eigene Übersetzung“ oder „Heines Übersetzung mit geringer Anlehnung an Baudissin-Tieck“.

Neben den Übersetzungen von Schlegel und Schl.-Tieck lagen um 1838 doch noch von anderer Feder stammende vor. — Wenn schon Heine in seiner „Romantischen Schule“ viel Wohlwollen für Joh. Heinr. Voß zeigt, und ihn, nach Lessing, den „größten Bürger in der deutschen Literatur“ nennt, jedenfalls einen großen Mann, so findet er doch seine Shakespeareübersetzungen ganz und gar mißlungen. „Wo Herr Schlegel vielleicht zu weich übersetzt, wo seine Verse manchmal wie geschlagene Sahne sind, wobei man nicht weiß, wenn man sie zu Munde führt, ob man sie essen oder trinken soll: da ist Voß hart wie Stein, und man muß fürchten, sich die Kinnladen zu zerbrechen, wenn man seine Verse ausspricht.“ Dies Urteil vom Jahr 1832 hindert aber Heine durchaus nicht in seiner Abhandlung wörtlich nach den Übersetzungen von Joh. Heinr. Voß zu zitieren. So die ziemlich langen Stellen aus Maas für Maas Akt III 2 (H.-E. S. 473) und aus Der Liebe Müh umsonst Akt III 1 (H.-E. S. 474).

Die charakteristischen Worte des Petruccio aus der gezähmten Keiferin Akt II 1 (H.-E. S. 476 f.)

„Nimm an, sie schmählt; nun ruhig sag ich ihr,
Sie singe lieblich wie die Nachtigall . . ."

sowie den Anfang des scharfen Zungenkampfes mit Katharina bringt Heine in der Übersetzung von Joh. Heinrichs Sohn Abraham Voß.

Einige kürzere Repliken, die ich in der Fassung, in der sie Heine gibt, sonst nicht auffinden konnte, nähern sich ebenfalls viel mehr der Übersetzung von Voß als der von Schlegel. Aus dem Coriolan führt Heine (S. 396) die Begrüßung des Helden aus Akt II 1 an: „mein holdes Stillschweigen". Bei Voß steht nur „Schweigen". — Im König Lear I 1 heißt es nach Voß: Fürwahr, nie heirat ich, wie meine Schwestern, zu lieben bloß den Vater." Bei Heine (S. 442): „Fürwahr, nie heurat ich wie meine Schwestern, um bloß meinen Vater zu lieben." —

Besonders hat Heine den deutschen Shakespeare von Benda benutzt. In dessen Übersetzung bringt er umfangreiche Fragmente aus Antonius und Cleopatra (H.-E. S. 402 ff.):

Den größten Teil des Gespräches zwischen Cleopatra und ihrem Eunuchen Mardian Akt I 5.

Die Erzählung Octavians,

„Dort auf dem Markt auf silberner Tribüne
Auf goldnen Stühlen, thront er öffentlich
Mit der Cleopatra . . ."
bis — „Auf diese Weise oftmals schon Gehör'.
Akt III 6.

Die bitteren Worte des Antonius,

„Ehe ich dich kannte, warst du halb verwelkt!"
bis —
„die von allgemeinen Ruf
Nicht aufgezeichnet, du wollüstig dir
Erhaschtest."
Akt III 11.

Cleopatras erhabenen Schmerzensausbruch,

„Ich träumte: es gab einst einen Feldherrn Mark
Anton!"
bis — „Wie Münzen aus der Tasche."
Akt V 2.

Ebenso zitiert Heine aus Titus Andronikus (H.-E. S. 410 ff.) nach Benda:

Die finstere Drohung Tamoras,

„Ich will es ihnen zeigen, was es heißt,
Wenn eine Königin auf der Straße kniet
Und Gnad umsonst erfleht.“

Akt I 2.

Die süßen Worte, die sie im Walde an ihren Mohren richtet,

„Warum so traurig, holder Aaron?
Da doch umher so heiter alles scheint.“
bis — „Damit das Kindlein lullt und wiegt zum Schlaf.“

Akt II 3.

Und weiter aus der gleichen Szene die flehenden keuschen Reden Lavinias, mit denen sie drohende Entehrung von sich abwenden möchte.

„Nur schnellen Tod erfleh' ich! — und noch eins
Was Weiblichkeit zu nennen mir verweigert;“
bis — „O dies erfüll' und sei erbarmungsvoll
Als Mörderin!“ —

Othellos lange Erzählung vor dem Staatsrat Akt I 3 (H.-E. S. 446)

„Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein.“
bis —
„Ich sprach auf diesen Wink:
Sie liebe mich, weil ich Gefahr bestand,
Und weil sie mich bedaure, lieb' ich sie.“

bringt Heine ebenfalls in Bendas Übersetzung. Die eine Verszeile:

„mit schnellster Hast
Kam sie zurück, mit gier'gem Ohr verschlang sie“

ändert er ab in:

„Die sie beseitigte mit schnellster Hast;
Kam sie zurück, mit gier'gem Ohr verschlang sie,“ —

Weiterhin bedient sich Heine der Übersetzungen Bendas bei den Fragmenten aus Cymbeline Akt II 2 (H.-E. S. 466 f.), aus Die beiden Veroneser Akt IV 2 (H.-E. S. 467 f.); aus Die Komödie der Irrungen Akt V 1 (H.-E. S. 474 f.) und aus Die lustigen Weiber von Windsor Akt I 1, Akt I 2 und Akt II 2 (H.-E. S. 475 f.)

Leider vermochte ich nicht festzustellen, nach welcher Übersetzung Heine den Ausruf Helenas in Troilus und Cressida Akt III 1 (H.-E. S. 396) wiedergibt. „Laß uns ein Lied der Liebe hören — — — diese Liebe wird uns alle zu Grunde richten. O Kupido! Kupido! Kupido!“ Ebenso wenig die Worte des Bassanio aus der Gerichtsszene des Kaufmanns von Venedig Akt IV 1.

„Ich hab' ein Weib zur Ehe, und sie ist“ ff.

(H.-E. S. 453.)

sowie die Wendung in seiner Beschreibung Portias,

„Das sonnige Haar, die Schläf' umwallend."
Akt I 1. (H.-E. S. 460).

Ferner konnte ich nirgends unter dem mir zugänglichen Material die Fragmente aus dem Wintermärchen, Viel Lärm um Nichts und Ende gut alles gut, in der von Heine gegebenen Fassung finden. Ende gut alles gut zeigt starke Anlehnung an Schl.-Tieck, das bedeutet an die Übersetzung von Baudissin, wie Elster auch anmerkt. — Ob die von mir noch nicht aufgefundenen Shakespearezitate, wie sie in Heines Buch vorliegen, wirklich dessen eigene Übertragungen sind, wage ich nach den übrigen Ergebnissen nicht so fest zu behaupten wie Elster. Immerhin ist die Annahme nicht ganz abzuweisen. Sie drängt sich am stärksten auf bei den Worten des Bassanio aus dem Kaufmann von Venedig. Hier liegt der Gedanke an eine eigene Übersetzertätigkeit deshalb sehr nahe, weil Heine die übrigen Fragmente dieser Komödie nach Schl.-Tieck gibt.

---

# Zur Quellenfrage der „Jüdin von Toledo".

Von S. Aschner in Berlin.

Die imposanten, der Weltliteratur dienenden Bemühungen der Brüder Schlegel[1]) waren es, die dem deutschen Publikum die Schönheiten Lopes und Calderons erschlossen und der dramatischen Produktion der Romantiker gedanklich und formal als Vorbilder empfahlen. Enk und Schack führten diese spanischen Studien weiter. In Wien setzte sich Schreyvogel[2]) in geistreichen Bearbeitungen für Calderon und Moreto ein und bestärkte den jungen Grillparzer, den er „halb widerstrebend" in die Literatur einführte, in seiner Begeisterung für die Spanier. Gleich die „Ahnfrau", zu der Schreyvogel einen Vorbericht schrieb, eilt in raschen, zuweilen reimenden oder assonierenden spanischen Vierheblern an uns vorüber, „Der Traum, ein Leben" nicht anders, und der vor Jugendlust übersprudelnden Eröff-

[1]) Nach der „Selbstbiographie" las Grillparzer Schlegels Übersetzung Calderons gleich nach Erscheinen.

[2]) 1817 „Das Leben ein Traum", 1818 „Don Gutierre, der Arzt seiner Ehre", 1819 „Donna Diana" nach Moreto. „Dem Andenken Schreyvogels" widmet Grillparzer 1832 beredte Worte, Sauer XIV, 175, wozu die Erwähnungen in der „Selbstbiographie" treten.

nungsszene der „Jüdin" verleihen sie charakteristischen Ausdruck und Seele, während sie in ältester Fassung offenbar das ganze Stück durchklingen sollten.

Grillparzer kam von Calderon zu Lope, der alsbald mit seiner naiven, genialischen Natürlichkeit, Frische und Sachlichkeit, die ihn an Goethe erinnerte, unseres Dichters ganzes Herz eroberte. Ihm ist das Huldigungsgedicht „Lope de Vega" (I, 198) geweiht. Um 1824 gibt er sich dem eifrigen Studium Lopes[1]) hin, seines entschiedenen Lieblingsdichters, das in reichster Fülle den „Treuen Diener", „Traum, ein Leben", „Esther" und die „Jüdin" befruchtet, deren Stoff ihm schon 1813, wie von Lambert erwiesen worden, aus der Historie des Johannes Mariana wohl vertraut war. Die Skizze des Jahres 24, das muß mit Nachdruck gegen Lambert aufrecht erhalten werden, stützt sich auf Lope und nur auf Lope, der des Königs Wollust zum tragischen Verhängnis macht, und von ihr geht eben diese Skizze aus. Um sie zu begründen, erfindet unser Dichter jene dramatisch packende Fußfallepisode, die dann den 1. Aufzug des vollendeten Werkes abschließen sollte. Hierzu war einem dramatischen Genie wie Grillparzer wahrhaftig weder Cazotte[2]) nötig noch Diamante, der ihm immerhin bei dem Fußfall Rahels mehr bieten konnte als der Franzose. Um 1848 nahm er dann nach seiner Münchener Reise (vgl. Werke XI, 116; XVI, 154 und das Gedicht, „Lola Montez"), vielleicht durch die romantischen Beziehungen König Ludwigs zu Lola Montez daran erinnert, Plan und Entwurf der Dichtung wieder auf und analysierte 1850, mitten in der eigenen Produktion „Las pazes de los Reyes" (XIII, 135), in den con amore ausgeführten Charakteristiken Lopescher Dramen. Kein Zweifel, daß er es in jenen Jahren wieder und wieder gelesen hat. Hielt er es doch für „eines der besten Stücke von Lope". Nur beklagte er, daß Lope Alfonsos Jugendgeschichte im 1. Akte behandelt hat, und vermied diesen Fehler, indem er deren Quintessenz der langen, einem Prologe ähnlichen ersten Rede des Königs zugute kommen ließ.

---

[1]) So behaupten durchaus einwandfrei Arturo Farinelli, „Grillparzer und Lope de Vega", Berlin 1894, S. 143 bis 145, und Ehrhard-Necker „Fr. Grillparzer" 1902 S. 479. Schon Bauernfeld in den Tagebüchern, Grillp. Jahrb. VI, 166 weiß den Einfluß Lopes auf die „Jüdin" zu würdigen. Elie Lambert kann nichts Entscheidendes dagegen anführen, obwohl seine „Untersuchung der Quellen der Jüdin von Toledo", Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft XIX 1910, besonders S. 65, förderlich ist, vgl. auch Sauer, Einleitung zu den Werken I, LXXIV bis LXXX.

[2]) Daß Cazotte Quellenwert hat, wissen wir aus Farinelli S. 145. Lambert hat Unrecht, ihn zur Hauptquelle erheben zu wollen. Lope wird nach wie vor als Hauptquelle angesehen werden müssen. Bei Cazotte ist der Fußfall Rahels so völlig anders motiviert, daß man von hier aus Grillparzer nicht erklären kann.

Die Charaktere des Königs und vor allem Rahels bekommen von Lope die bestimmenden Züge. Cazottes Jüdin ist ein herrisches, wildes Mannweib, ein „monstre", während Lope und vollends Grillparzer sie zu einem sympathischen, bei aller Dämonie holdseligen Wesen machen, Grillparzer, weil ihn diese leibhafte Fee Caprice psychologisch reizt, und auch persönliche Erfahrungen[1]) dem Erstehen seiner Rahel günstig sind. Dazu kommt die Bewertung des Judentums, die bei Lope und Grillparzer tolerant und überwiegend freundlich, bei Cazotte dagegen sehr antisemitisch ausfällt. Zu Alfonsos Zeiten waren die Juden in Kastilien hochgeachtet. Die dunklen Zeiten nahten ihnen dort viel später, und so konnte Lope getrost seine Rahel sagen lassen: „Ich bin nicht Christin, bin Spanierin, und diese Gnade allein genügt." Ja, Lope scheint der spanischen Jüdin vor der kalten Engländerin[2]) den Vorzug gegeben zu haben, in deren Adern der „Schnee des Nordens" friert. Grillparzers König ist von vornherein als gerechter Fürst kein Gegner der Juden, die er allerdings auch nicht eben sonderlich liebt.

Durch seine Liebe zu Rahel wird er im 2. Aufzuge sogar zu einem Bewunderer des biblischen Volkes und gebraucht Worte, die im Zeitalter Grillparzers, wo die Emanzipation[3]) der Juden aktuell war, und christliche Philosemiten wie Gutzkow für sie laut ihre Stimme erhoben, besonders eindringlich geklungen haben müssen.

„Wir lähmen sie und grollen, wenn sie hinken."

Hier findet sich jenes hübsche Spiel mit dem Namen Rahel, wo ihn die biblische, von Jakob umworbene Namensschwester an die eigene Geliebte erinnert. Der Scherz stammt von Lope:

Espera hermosa Raquel
A Jakob tu nuevo amante.

Esthers Erwähnung in dieser Schutzrede ist wegen des Esthersfragmentes merkwürdig. Verkörpert Rahel Märchenglanz und schwüle Sinnenlust des Orientes, so ihr Vater Isaak bei Grillparzer, nicht bei Lope, dessen David indifferent ist, die verächtlichen Züge jüdischer Habgier und Herzlosigkeit, welche zu komisch barocken Pointen ausgenutzt werden. Er ist ein Shylock ohne dessen eigentümliche Größe. Lambert übertreibt, wenn er diese Gestalt völlig von Cazottes Ruben

[1]) Auf Grillparzers Bekanntschaft mit Marie Daffinger weist Lambert S. 71 hin und in demselben Jahrb. S. 25 Johannes Volkelt „Die Psychologie der Liebe in Grillparzers Dramen".

[2]) Leonore kann überhaupt nur von Lope Grillparzer mitgeteilt worden sein, da bei Cazotte die Königin keine Rolle spielt, vgl. Farinelli, S. 159.

[3]) Daß sich Grillparzer für Judenemanzipation interessierte, zeigen Epigramme der Jahre 1856 und 1865 in der 4. Abteilung seiner Gedichte.

abhängig macht, der immerhin in einzelnen Zügen nicht ohne Einfluß gewesen sein mag. Ruben ist „grand cabaliste“ und zudem nicht einmal Rahels Vater. Von den Verschwörern bedroht, ermordet er die Jüdin[1]), während diese bei Lope und Grillparzer den Schwertern der Granden erliegt. Esther, Rahels Schwester, die Lopes Sibilla in's Große und Bedeutsame steigert und bei Cazotte gar keine Parallelen hat, zeigt das Judentum wiederum von einer anderen Seite. Während sie bei Lope mit ihrer Schwester gemeinsam untergeht, überlebt sie bei Grillparzer die verhängnisvolle Tat und bewährt im Schiffbruche jene felshafte Ausdauer, die in der an Katastrophen so reichen jüdischen Geschichte immer wieder das Staunen des Betrachtenden erweckt. Heldisch ihren Schmerz niederringend, verwirft sie die Blutrache und erhebt sich gleich dem König in sittlicher Hoheit über das blutige Ereignis, an dem die Schuld aller mitgewirkt hat. Sie epilogisiert mit dem großen Worte jüdischer und allgemein menschlicher Nächstenliebe:

Verzeihn wir denn, damit uns Gott verzeihe.

Damit ist die sittliche Harmonie wiederhergestellt und ein befriedigender Abschluß gewonnen. Esther verkörpert die historischen und sittlichen Energien des Judentums, und so hat der Dichter, alle Früheren hinter sich lassend, mit seinen jüdischen Gestalten ein planvolles System errichtet, das alles umfaßt, was ihm im Guten und Üblen das Judentum bedeuten konnte.

Ganz individuell verfährt Grillparzer in der Darstellung der Liebe, die bei Lope glühendster Sinnenrausch, bei Cazotte aber, was Grillparzer nicht brauchen konnte, magischer Trug ist.

Lopes Leonore[2]) ist feuriger gestaltet als bei dem deutschen Dichter und ruft mit prachtvollem Zorne ihre Granden zu Pflicht und Ehre auf. Während es sich aber bei Lope um den Konflikt des Liebespaares mit Leonor und ihren Granden handelt, wird für Grillparzer die Liebe, die den König zwar überrascht[3]), aber nur langsam bezwingt, selbst zum Drama, das im 3. Aufzuge die tragische Höhe erklommen hat. Vielleicht ist es ratsamer, von einer Tragödie der Sinne als der Liebe zu reden; denn eben, weil Rahel die Macht des Triebes verkörpert, haften ihr bei Grillparzer jene dämonischen Züge an, die zum Teile aus Cazotte[4])

[1]) Hier folgt Cazotte übrigens dem von ihm besonders hochgeschätzten Garcia della Huerta, vgl. Farinelli S. 163 bis 164.

[2]) Hier räumt selbst Lambert S. 74 f. Lope bestimmende Einflüsse auf Grillparzer ein.

[3]) Ausgezeichnet von Volkelt a. a. O. S. 6 bis 7 dargelegt.

[4]) Der Bildzauber stammt zweifelsohne aus Cazotte. Zeitströmungen wirken hierbei mit. Es ist bekannt, welche unheimliche Rolle Bildern und Spiegeln in der romantischen Dichtung zugewiesen worden ist, vgl. Lambert S. 66, 70 bis 71.

entlehnt sind, obwohl schon Lope die Schauer der Geisterwelt äußerlich zu entfesseln verstanden hat. Hierauf beruht überhaupt der eigentliche Gegensatz des Deutschen zu dem Spanier, der in der Einfalt der naturwüchsigen Dramatik seiner Zeit wie Shakespeare unbefangen die Geisterwelt als Dei ex machina seiner Handlung die Wege weisen läßt, wogegen der moderne Poet das Dämonische nur als innere psychologische Wirklichkeit gelten lassen darf. Deshalb konnte auch Grillparzer Lopes so gepriesene Versöhnungsszene nicht brauchen und mußte die innere Umkehr des Königs, die an sich von Lope und der inneren Logik des Vorganges so nahe gelegt wird, daß auch hierbei Cazotte ausgeschaltet werden kann[1], anders und eigen motivieren, wozu er, wie Volkelt dargetan hat, gewisse Eigenschaften der eigenen Seele fruchtbar machen konnte. Sauer und Farinelli haben mit gutem Grund auf Lopes „Corona merecida“ aufmerksam gemacht. Auch die uralte Sage vom „Ring im See bei Aachen“, die 1908 in Gerhart Hauptmanns mit der „Jüdin“ so nahe verwandtem Drama „Kaiser Karls Geisel“ behandelt worden, bietet Anhaltspunkte. In der Sage, wie sie von den Brüdern Grimm erzählt wird, haben wir jenen verzehrenden Liebestaumel, der von einem Zauber geschürt ist, und auch nach der Beseitigung des Zaubers, als Karl die Leiche des Weibes betrachtet, jenen plötzlichen Ekel, jenes überwältigende Zurückkehren der sittlichen Besinnung wie bei einem „Aufwachen aus tiefem Schlafe“, wo sich bei Cazotte alles durch den Sturz des ohnmächtigen Königs vom Pferde, der die Leiche seiner Rahel nicht wiedersieht, begiebt.

Wir halten nach wie vor daran fest, daß Grillparzer von Lopes Stück ausgegangen ist, aus dem er etwas völlig Neues, Deutsches, Modernes geformt hat. Lope gab dem Liebesbunde des Königs mit der Jüdin die sinnliche, schwüle Leidenschaft, die unser Dichter klassizistisch idealisiert und psychologisch vertieft hat, Cazotte, [illegible] und nebensächlich, die Magie, das Feindselige, den [illegible] Einschlag. Neben Holms ausgezeichneter Bearbeitung von Lopes „El villano en su rincon“, die Grillparzer [illegible] an zwei Stellen seiner „Studien zum spanischen Theater“ aufrichtig anerkennt, ist die „Jüdin“ das herrlichste, lebendigste Kind Lopeschen Geistes in deutscher Dichtung. Des nun verewigten Kainz edles Spiel hat es zum unvergeßlichen Liebling der Gegenwart gemacht, wofür ihm Dank sei.

---

[1] [illegible] über die [illegible] zum Tode, als er die Todesnachricht erhält, Cazotte VII, 17[illegible], S. 22[illegible] [illegible] worden zu sein. Volkelt a. a. O. S. 25 bis 26. [illegible] Sagen Nr. 452 bis 453. [illegible] Daß Grillparzer [illegible] Sagen gekannt hat, [illegible] Nr. 427.

# Gottfried Kinkel in Zürich (1866—1882)

(unter Benutzung bisher unveröffentlichter Briefe des Dichters).

Von Walther Miekley in Berlin.

„Man wird England müde, weil man der Arbeit in England müde wird. Sonst nicht. Wäre ich unabhängig, würde ich wohl in London regelmäßig leben." So schrieb G. Kinkel einem jungen Freunde in Deutschland[1]) etwa einen Monat, bevor er den englischen Boden verließ, um einem Rufe nach Zürich zu folgen, wo er fortan als Professor der Kunstgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum wirken sollte. Und in der Tat, die sechzehn Jahre des Exils in England waren für Kinkel eine Zeit fast ununterbrochener und höchst aufreibender Unterrichtstätigkeit gewesen, bei welcher nach Art englischer Erwerbsarbeit jede Minute ausgekauft werden mußte, und wobei sein Drang nach rein wissenschaftlicher Beschäftigung nicht genügende Befriedigung finden konnte. Wie freudig durfte er daher die Berufung nach Zürich begrüßen! Wurde es ihm doch durch die dortige Professur nicht nur vergönnt, fortan wieder in deutscher Sprache zu lehren, sondern vor allem auch — im Gegensatze zu seinem Leben in England — sich in ruhiger und akademisch freier Weise auf denjenigen wissenschaftlichen Gebieten zu betätigen, welche seiner Veranlagung am meisten entsprachen, auf denen der Kunst- und Literaturgeschichte.

Für die Schilderung dieser letzten Lebensperiode G. Kinkels geben die hier zum ersten Male veröffentlichten Briefe des Dichters neuen Aufschluß.

Anfang Oktober 1866 langte Kinkel in Zürich an und empfing sogleich von Land und Leuten die denkbar besten Eindrücke. Einer seiner ersten Züricher Briefe ist an seinen ältesten, damals in Heidelberg weilenden Sohn Gottfried gerichtet, welchen er zu seiner Freude bereits ein Jahr später als Privatdozenten für klassische Philologie an der Universität Zürich begrüßen durfte.

„. . . . . man kommt uns hier", so heißt es in diesem Briefe[2]) — mit herzlichem Wohlwollen von allen Seiten entgegen, unsere Wohnung ist so schön wie möglich, und die ganze Natur des Landes und Weise der Menschen gefällt mir unendlich . . . . . In spätestens acht Tagen steht mein Schreibtisch im Angesicht des Uetli und der Alpen am Fenster, die Bücher sind dann eingeordnet,

[1]) Henne am Rhyn: G. Kinkel, Zürich 1883 S. 81. A. Stern: G. Kinkel, Westermanns Monatshefte, Okt. 1883, S. 31.

[2]) Zürich, 12. Okt. 1866.

und nach sieben rastlosen Wochen der Konfusion kann ich wieder lesen und denken — und hoffentlich schreiben. Uns geht's aufs Beste. Himmel und Herz sind hell und heiter, und das Schifflein läuft leicht vor dem Winde dahin . . . . . —

. . . . . „Mein herzlieber Junge", so beginnt ein, wenige Wochen später an denselben Sohn gerichteter Brief[1]), „die Schreiner hämmern und sägen um mich her, um meine Büchergestelle aufzurichten, die ich heute nach mehr als drei Wochen Bestellung endlich erhalten, und erst nach etwas mehr als einer Woche ist mein Schreibtisch wieder aufgestellt. Ehe also die mindeste Ordnung eingetreten war (denn erst letzten Sonnabend sind die letzten Kisten mit dem Silber, der Vase und den zwei Standuhren angelangt), kamen mir die Anfänge der beiden Vorlesungen über den Hals, und unter lauter Konfusion habe ich, von Handwerkern und Leuten, die Sachen aus der Stadt brauchten, ewig gestört, die ersten Vorträge halb leidlich ausgearbeitet . . . . . seitdem haben meine zwei Vorlesungen mit solchem Zulaufe angefangen, daß ich für das Hauptkolleg, antike Kunstgeschichte, das größte Auditorium des Polytechnikums habe nehmen müssen.

Natürlich sind das meist Hospitanten, die aus Neugier einen neuen Professor hören wollen, allein auch auf meinen Einschreibebogen habe ich jetzt bereits eine größere Zahl als meine Vorgänger. Alles kommt uns hier mit höchster Liebenswürdigkeit entgegen. Alle Geschäfte gehen leicht und schnell, ohne Umständlichkeit, und das Haus wird behaglich . . . . . die Arbeiter sind hier prächtige Leute, und wer von Natur Demokrat ist und aufrichtig und ohne Affektation an die Gleichheit der Menschen glaubt, kann sich kein besseres Land wünschen. Uns wenigstens kommen eben auch die Schweizer mit offener Herzlichkeit entgegen, ich habe es mir aber auch zum Gesetze gemacht, alle Schweizer Kollegen pünktlich zu besuchen, und werde in meiner Stellung zu ihnen die Deutsche Groß-Nation-Sucht mir keine Streiche spielen lassen. Für Schulen und praktischen Unterricht in Kunst geschieht unendlich vieles, und das Vorhandene steht mir in liberalster Weise zur Benutzung frei. Gestern wurde mir ein Credit von 40 £ eröffnet, um für das schon sehr schöne Antikenmuseum noch neue Anschaffungen zu machen, und extra für Illustration der Kunstgeschichte, speziell der modernen Malerei, hoffe ich einen gleich hohen Credit zu erhalten. Mir scheint, daß das Polytechnikum noch eine junge Anstalt ist, wo man nichts aufspeichert, ohne es zu Lehrzwecken benutzbar zu erhalten. Das Institut ist wahrhaft kosmopolitisch, ich habe Polen, Böhmen, Ungarn, Holländer und Deutsche aus aller Herren Länder, neben den Schweizern, in beiden Kollegien. Die Studenten sind höchst aufmerksam und wohl gesittet, das Dozieren ist eine wahre hohe Freude. Ich lese um 6 Uhr abends das vierstündige Kolleg, um 4 Uhr nachmittags das zweistündige, die Fachkollegien sind dann vorüber (wenigstens die meisten), und obwohl die Leute von zirka 5—6 Stunden täglich müde sind, kommen sie doch noch so zahlreich. Kurz, bis jetzt steht alles aufs Beste."

In einem gleichfalls an seinen Sohn Gottfried zu Beginn der Weihnachtsferien d. J. gerichteten Briefe[2]) spricht er u. a. von einer im Januar des nächsten Jahres nochmals zu unternehmenden Reise nach London. Diese hatte für ihn den Zweck, zum letzten Male seiner Amtspflicht als Examinator an der dortigen Universität zu genügen. Es heißt in diesem Briefe:

---

[1]) Zürich, 31. Okt., fortgesetzt 1. Nov. 1866.
[2]) Zürich, 16. Dez. 1866.

„. . . . . Ich gedenke, noch vor dem 1. Januar abzureisen und komme erst so spät zurück, daß ich Freitag den 18. oder Samstag den 19. wieder lese. Am nächsten Sonnabend schließen wir die Vorlesung. Ich bin in der Gesch. der Malerei (an 125 Zuhörer) mit Niederländern und Deutschen fertig, d. h. ich werde Sonnabend fertig. In der antiken Kunstgeschichte (zirka 160 Zuhörer, also nicht 200, wie man Dir gesagt hat) habe ich jetzt Indien und werde Griechenland noch diese Woche anfangen. Ich habe also genug vom Stoffe hinter mir, um in den zwei vollen Monaten, welche mir noch bleiben, alles bequem und vollständig zu enden.

Die Antiquarische Gesellschaft hat mir sofort Aufnahmediplom geschickt, die Künstlergesellschaft mich als stehenden Gast eingeladen, ich gehe zu den Sitzungen beider, so oft ich kann, es ist sehr behaglich. Auch habe ich in beiden bereits zusätzlich zu anderen Vorträgen geredet, ebenfalls in beiden längere Vorträge auf die Zeit nach meiner Rückkehr angemeldet (Stonehenge und Berner Tapeten). Mit Ausnahme eines bösen und langdauernden Rheumatismus (nicht zu verwundern bei dem Züricher Herbstwetter) bin ich sehr wohl, und Mutter, Tante und die Kinder haben sich niemals besser gefunden. Die Behörde hat mir einen Extra-Credit für Anschaffung von Illustrationen moderner Malerei, verwilligt; an den Umzugskosten ist nicht gerüttelt worden, und die Aufnahme in allen Kreisen (gestern Abend noch beim Konzert und Souper des deutschen Hilfsvereins) ist herzlich und wahrhaft zuvorkommend. Nur nehmen die Vorbereitungen zu den Kollegien auch fast alle Zeit weg, ins Theater, Museum, auf den See, in die Stadtbibliothek bin ich noch niemals gekommen, . . . . . alles in allem, trotz ganz anständigen Arbeitens, das auch hier auf mir liegt, denkt niemand von uns mit einem Seufzer nach England zurück. Du hattest Recht, mein Sohn, ich bin hier in das mir gemäße Element hineingekommen, und gegen früher schwebe ich wie ein Vogel in der Luft . . . . . eben habe ich wieder selbständig zu sehen und zu arbeiten angefangen, so treten mir Sachen die Fülle entgegen, über welche zu schreiben nützlich und nötig wäre, und auf den ganzen Rest meines Lebens habe ich Stoff mehr als zuviel, wenn ich gar nichts täte als schreiben."

Bereits zu Beginn des folgenden Jahres[1]) trat Kinkel, und damit zum ersten Male in seiner neuen Heimat, auch in der weiteren Öffentlichkeit hervor, indem er bei der von den Lehrern, Studenten und deutschen Arbeitern Zürichs zu Ehren Friedrich Rückerts veranstalteten Erinnerungsfeier die Festrede hielt. Doch auch für einen damals noch lebenden, gleichfalls hochbedeutenden nationalen Dichter, für Ferdinand Freiligrath nämlich, trat er im Laufe dieses Jahres in öffentlicher Rede auf, und zwar auf deutschem Boden. Es handelte sich damals um die vom deutschen Volke ins Werk gesetzte und als „National-Dank für Freiligrath" bezeichnete Geldsammlung für den gefeierten Dichter, welche diesem die Rückkehr von England und einen sorglosen und behaglichen Lebensabend ermöglichen sollte. Auch die deutsche Schweiz beteiligte sich hieran; unter Joh. Scherrs Vorsitz war in Zürich ein Komitee hierfür zusammengetreten, dem auch Gottfried Kinkel angehörte[2]). Eifrig wirkte dieser für seinen alten Mit-

[1]) 2. Febr. 1867.

[2]) Brief an seinen Sohn Gottfried, Zürich, 14. Juni 1867, Brief an seine Tochter Adelheid, Zürich, 15. Juni 1867.

kämpfer und Dichtergenossen, obwohl sich das persönliche Verhältnis zwischen ihnen beiden damals schon längst getrübt hatte. In London hatten sie bis in den Anfang der sechziger Jahre hinein, wenn auch nicht gerade innig freundschaftlich, so doch gut zu einander gestanden. Davon zeugt nicht nur Freiligraths Teilnahme an dem Tode Johannas, der ihn zu dem bekannten herrlichen Gedichte veranlaßte, sondern auch an späteren Ereignissen anderer Art im Kinkelschen Hause[1]). Dann aber traten zwischen ihnen nicht unbedeutende Meinungsverschiedenheiten politischer Art ein, deren Kinkel selbst, wie wir sehen werden, in seiner Rede für Freiligrath gedenkt, und als dieser England verließ, hatte schon lange eine direkte Entfremdung zwischen ihnen Platz gegriffen. Erst als sie im Jahre 1871 in Stuttgart, wohin Freiligrath 1868 übergesiedelt war, zufällig zusammentrafen, waren sie — es sollte das letzte Mal sein — wieder freundschaftlich beisammen[2]).

Trotzdem also das persönliche Verhältnis beider damals nicht mehr gut war, trat Kinkel „mit Worten warmer Freundschaft“[3]) am 6. Juni 1867 in einer schönen Rede für Freiligrath auf, und zwar in Leipzig, wohin er zu diesem Zwecke gereist war. Diese Rede[4]), in welcher er seinen Volksgenossen das echt deutsche Wesen Ferd. Freiligraths zu Gemüte führte, zeugt von dem im Grunde ebenfalls echt nationalen und patriotischen Wesen G. Kinkels selbst, wenn er auch zugleich bei dieser Gelegenheit sein altes republikanisches Ideal „sehr bestimmt, obwohl ohne scharfe Worte“[5]) betonte. Die Einigung seines Vaterlandes aber war auch für Kinkel stets das oberste Ziel gewesen, dessen Erreichung ihm höher stand als die Mittel und Wege dazu. Dies war aber gerade der Punkt, auf dem die bereits angedeutete Differenz zwischen ihm und Freiligrath beruhte. Doch lassen wir den Dichter selbst sich hierüber äußern:

„Die tiefe Scheidung der Parteien“, sagte er[6]), „welche das Jahr 1866 im ganzen Vaterlande einschnitt, wir haben sie in uns schon vier Jahre vor dem Anbruche des Geschichtstages von Sadowa erlebt. Schon damals sprach ich mit Offenheit aus, daß, wenn uns die deutsche Einheit beschert sei, auch durch eine Revolution von oben, statt von unten, ich ihrer mich freuen würde. Der Freund sah darin Abfall von unserem Prinzip, und er, der gegen ganz anders Gesinnte stets Freundliche und Duldsame, konnte gerade dem, dessen letztes Ziel das seinige ist und bleibt, nicht verzeihen, daß das Mittel zum Ziel ihm gleichgiltiger war. So haben auch wir unsere Wege getrennt.“

1) Vgl. Wilhelm Buchner, Ferd. Freiligrath, 1882, Bd. II, S. 312 f., 341, 346.
2) Vgl. Buchner a. a. O., II., S. 294.
3) Vgl. Buchner a. a. O., S. 245.
4) Festrede auf Ferd. Freiligrath, Leipzig 1867, Reclam.
5) Brief an seinen Sohn Gottfried, Zürich, 15. Juli 1867.
6) S. Festrede auf Freiligrath, S. 27.

Was aber diese Revolution von oben und Kinkels Eintreten dafür betrifft, so hat sich dieser bekanntlich im Jahre 1866 nicht nur für die preußische Hegemonie, sondern auch für die Annexion von Hannover, Kurhessen ꝛc. durch Preußen ausgesprochen[1]); immer also hat er seine republikanischen Grundsätze den Bedürfnissen seines Vaterlandes untergeordnet, und eine begeisterte Liebe zu diesem hat stets im Grunde seines Herzens gewohnt. Das ergibt sich auch unzweifelhaft aus den Schlußworten dieser Rede auf Freiligrath, wo der Dichter der Zeit gedenkt, da die deutsche Nation während seiner Kerkerhaft ihm und den Seinigen Liebe und Treue bewiesen hat.

„Daß er (Freiligrath) nun unabhängig werde", heißt es daselbst[2]), „und frei sei, zu uns heimzukehren, und daß er sorgenlos unter uns lebe und gedeihe, für Arbeit oder für Rast, das will ihm dasselbe deutsche Volk gewähren, das einst mir Weib und Kind erhielt, als ich im Kerker für sie nicht sorgen konnte — und dir, o Vaterland, werd' ich es nie vergessen, wie treu du mir damals gewesen bist."

Ausnehmend gut war übrigens der Eindruck, den Kinkel bei Gelegenheit dieser Rede von dem frisch pulsierenden Leben der großen mitteldeutschen Stadt erhielt.

„Der keck liberale Ton, das reichliche Gewerbsleben", so schreibt er nach seiner Rückkehr nach Zürich an seinen Sohn Gottfried,[3]) „die freie, nette Sitte in Leipzig haben mir sehr wohlgetan, der Ton seit 1847 ist unermeßlich verändert, vieles innerlich beseitigt, was damals noch eine Macht in den Gemütern war. Auch das Rosenthal und das Museum habe ich besucht, besonders an den vier großen Calame's mich erfreut, und die zweckmäßige Ordnung der Kupferstichsammlung bewundert . . ."

In Zürich erwartete ihn nach seiner Rückkehr von Leipzig wieder eine Fülle von Arbeit. Vom Herbste des Jahres an vertrat er zusammen mit Scherr auch das Literaturfach, so daß ihm im folgenden Wintersemester 1867/68 im ganzen vier Vorlesungen reichlich zu tun gaben. Dies waren: Geschichte der modernen Malerei, antike Kunstgeschichte, Geschichte der älteren deutschen Literatur und Redeübungen nebst Theorie der Beredsamkeit[4]). Die Sommerferien des Jahres 1887 wurden daher, abgesehen von einigen Erholungsausflügen in das Hochgebirge, zu fleißiger Lektüre benutzt. Wir lassen ein paar aus dem Spätsommer d. J. stammende, wiederum an seinen ältesten Sohn gerichtete Briefe hier folgen, müssen zuvor jedoch noch einige erläuternde Bemerkungen über die darin erwähnten beiden anderen Kinder Gottfrieds und Johannas einfügen, seinen zweiten Sohn Hermann und seine Tochter Adelheid. Jener erhielt als Ingenieur

[1]) Vgl. Henne am Rhyn a. a. O., S. 86.
[2]) A. a. O., S. 31.
[3]) Zürich, 15. Juli 1867.
[4]) Brief an seinen Sohn Hermann, Zürich 2. März 1868.

Anfang des Jahres 1870 eine Anstellung an der Siemens & Halskeschen Filiale in Petersburg, gab sie aber auf, da er sich bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges durch seine Begeisterung für die Sache des Roten Kreuzes bestimmen ließ, den Krieg als Krankenpfleger mitzumachen. Diese, die zweite Tochter Gottfrieds und Johannas — ihre ältere Schwester Johanna war bereits 1862 gestorben — war in London geblieben. Hier wirkte sie, die das hohe musikalische Talent der Mutter geerbt hatte, als Musiklehrerin und errang sowohl mit pianistischen wie kompositorischen Leistungen auch in der Öffentlichkeit mehrfache Erfolge. Sie verließ England erst im Jahre 1870, um sich im Rheinlande, und zwar in Barmen anzusiedeln, nachdem sie sich mit dem dortigen Kaufmann Adolph von Asten vermählt hatte. Damals, im August des Jahres 1867, weilten diese beiden Kinder, Hermann und Adelheid, vorübergehend beim Vater in seiner neuen Schweizer Heimat, und an diesen Besuch knüpfen die beiden folgenden Briefe an seinen Sohn Gottfried:

„Gestern", so heißt es in dem ersten Briefe,[1] „gingen Hermann und ich mit Eschenburg und Adelheid auf den Albis, erst auf die Baldern, wo wir Wein und Brot nahmen, dann über den Kamm entlang bis zum Albis-Wirtshaus, welches in der Einsattelung liegt, wo die Straße von Zürich nach Zug den Albis übersteigt. Dort wurde Mittag gemacht, dann ging's noch eine halbe Stunde höher auf die Albishochwart, wo von dem scharfen Grat man zugleich Züricher- und Zugersee übersieht. Dort ging uns die Sonne unter, es ist wohl die schönste Landaussicht, die ich kenne, besonders Rigi und Pilatus schön, deren ganze Umrisse noch vor uns lagen . . . es war eine herrliche, aber furchtbar anstrengende Tour, und heute wird das Oxen etwas schwer. Ich lese Knebels Übersetzung von Aristoteles Rhetorik und der Rhetorik ad Alexandrum, werde morgen oder übermorgen mit beiden fertig (auch excerpierend), und will später, wo Dunkel bleibt, das Original vergleichen. Für meinen Zweck komme ich mit den Übersetzungen aus. Aristoteles ist vortrefflich in allen Feinheiten, man sieht aber durch, daß er selbst kein praktischer Redner war. Die Kapitel über Disposition und Vortrag *fehlen total*, über den letzteren spricht er eigentlich mit Geringschätzung. Die Rhetorik ad Alexandrum scheint ein Kollegienheft eines praktischen Rhetors, d. h. eines Professors der Beredsamkeit, hat weniger Geist, ist aber höchst praktisch und nützlich. Meine eigene Vorlesung habe ich bis zum Schlusse des zweiten Teiles, der die schriftliche Ausarbeitung der Rede enthält, durchgeführt, im Winter halte ich Redeübungen und will jedesmal in der ersten der zwei zusammenhängenden Stunden noch den dritten Teil (Memoria, Vortrag, Gestus), fertig vortragen; die zweite Stunde, und wenn jenes fertig, alle zwei Stunden werden dann praktischer Übung gewidmet".

„Liebster Junge," so beginnt der andere aus diesen Ferien stammende Brief an seinen ältesten Sohn[2], „gestern wollte ich Dir schreiben, wir stecken tief in der Cholera hier in Zürich, und Oberstraß um den Bach herum . . . hat mehrere Fälle täglich, wie das Gerücht sagt, obwohl das offizielle Bulletin nur einen täglich angibt . . . . . Adela will Mittwoch, den 2. Oktober, in London wieder anfangen, bleibt also bis gegen den 20. bis 25., da sie mit mir

[1] Oberstraß. 17. fortgef. 19. August 1867.
[2] Oberstraß, 7. Sept. 1867.

Paris sehen will. Du wirst Dich mit mir also noch treffen. Ich selbst achte Quintilian, das feinste, reichste, solideste Buch, das je geschrieben worden ist. Aus den Institutiones kann mit einer an mathematische Gewißheit grenzenden Überzeugung festgestellt werden, daß der Dialogus de causis corruptae eloquentiae von Quintilian ist, und daß er nicht zehn Jahre vor den Institutiones abgefaßt ist. Die Philologen müssen entweder nicht lesen oder nicht sehen, wenn sie das Buch einem andern zuschreiben. Leider habe ich kein Exemplar an der Hand und bin zu faul (oder viel mehr zu nützlich beschäftigt), nach den Bibliotheken in der Stadt zu traben. Mit Adela waren wir bei Wesendonck, an einem reizend schönen Abend. Dort waren Hegar, Kirchner, Stockhausen. Adele spielte vor, und man zeigte ihr die merkwürdigste Aufmerksamkeit und Anerkennung . . . ." —

Mit dieser von ihm zärtlich geliebten Tochter Adelheid reiste der Dichter noch im September zur Pariser Weltausstellung. Die Züricher Behörde, die ihn beauftragt hatte, den Ausstellungsbericht zu schreiben, hatte ihm für diese Reise 400 Frcs. bewilligt. Nach seiner Rückkehr nach Zürich wurde noch in den Ferien der zweite Band seiner Gedichte, der das epische Gedicht „Der Grobschmied von Antwerpen" enthält, für die Herausgabe vollendet, und so konnte im folgenden Jahre seine zweite Gedichtsammlung bei Cotta erscheinen.

Wieder in reichlicher Arbeit zeigt ihn uns nach seiner Rückkehr von der Weltausstellung der folgende Brief an seine Tochter Adelheid, die sich schon in Paris von ihm getrennt hatte, um nach London zurückzukehren.

Oberstraß, den 20. November 1867.

„Liebes Herzenskind!

In Paris hatte ich meinen Ausstellungsbericht zu schreiben und in Zürich ihn zweimal zu kopieren, dann einen Artikel über Alt-Rom an eine neue, in Leipzig projektierte Monatsschrift druckfertig zu machen, und noch vor Schluß der Ferien den zweiten Band der Gedichte samt dem Grobschmied definitiv abzuschließen und an Cotta abzusenden. Das alles gelang auch vor Anfang der Vorlesungen, und Cotta hat den Verlag übernommen, wodurch also wieder unter den alten Manuskripten aufgeräumt, und Zeit für frische Tätigkeit gewonnen wird. Jetzt haben alle vier Kollegien angefangen und geben mir die Hände voll zu tun, und morgen über acht Tage habe ich meinen Vortrag im Rathaus zu halten, wo ich hier zum ersten Mal vor einem großen Publikum und speziell vor Frauen auftrete . . . . . ich habe die Kollegien minder voll als letztes Jahr, hoffe aber, den Winter, wenn im Haus kein Unfall eintritt, bequemer arbeiten zu können als 1866, da manches Lästige erledigt ist, was einem im Anfange neuer Verhältnisse und neuen Berufs immer entgegentritt. Ich habe eine Menge kleinerer und größerer Pläne für Schriftstellerei, und wenn ich noch etwas lange in Zürich lebe, wird wohl allerlei auch fertig werden. Für den Moment scheint wenigstens auf ein Jahr Europa der Friede gesichert, und so werde ich in Politik nicht viel zu tun bekommen . . . . . wenn es im Musikalischen auf dem Weg, den Du eingeschlagen, nicht glücklich fortgeht, so laß die Flügel nicht sinken und gib nicht den Erfolg eines Lebens verloren, weil Erfolg in einer Richtung Dir nicht wird.

Denke, wie mir meine 15 Jahre Jugendarbeit in der Theologie resultatlos blieben! Wurde mir dadurch das Leben resultatlos? Bedenke zweierlei: erstens, daß, was jetzt überfüllt ist, eben durch die Überfüllung abströmt und siedelfähigen Boden wieder frei läßt. Als ich in Berlin Schauspieler werden wollte, warnte mich der alte Weiß, denn, sagte er, ich würde ja Heldenspieler werden wollen, und deren sei jetzt zu viel. Seitdem sind gerade die Heldenspieler ganz selten geworden; mit dem Klavier kann es ebenso gehen. Wer wartet, kriegt zuletzt alles. Zweitens ist das Leben so unermeßlich reich, der Menschengeist so beweglich, daß, wo ein Erfolg ausbliebe, dahinter immer noch einer auf einem anderen Felde sich erreichen läßt, eine Gabe sich entwickeln läßt, deren wir uns in der Jugend gar nicht bewußt waren, und dies Gelingen auf einem anderen Felde wird um so sicherer, weil in das neue Streben die ganze reiche Bildung eingeht, die unsere früheren Studien uns erworben haben. Ich sage dies nicht, um Dir abzuraten, daß Du Deine Energie daran setzest, musikalische Erfolge zu gewinnen, sondern damit Du nicht verdrossen wirst, wenn sie ausbleiben.

Genug hiervon:

Ob wir uns durch zum Ziele fechten,
Das sei bezweifelt von den Schlechten.
Das aber soll man von uns sagen,
Daß wir in naß' und trocknen Tagen
Uns unverdrossen durchgeschlagen! —

**Aus dem Frühjahr 1868 stammt der folgende, ebenfalls an seine Tochter gerichtete Brief**[1]**:**

„Mein geliebtes Kind!

Glaubst Du auch, daß Du noch einen Papa hast? Oder fängst du meine Existenz zu bezweifeln an, weil ich so lang nicht geschrieben habe? Und nicht einmal ordentlich zu Weihnachten und Neujahr geschrieben! Aber dies war ein kurioser Winter, zwei Monate so kalt, daß ich in allem Arbeiten mich paralysiert fühlte, und sonst voll krauser Arbeiten und Geschäfte. Heute hat eins dieser Geschäfte sich abgewickelt, ich habe heute früh den neuen Mietskontrakt vom Vermieter unterzeichnet zugeschickt erhalten, nachdem ich vier Wochen Häuser besehen hatte, in allen meinen freien Stunden. Wir ziehen an das umgekehrte Stadtende, gerade unter den Sonnenberg, von dem wir etwa 20 Minuten entfernt, und etwa 7 Minuten vom See entfernt wohnen werden . . . . . Die Lage ist ziemlich frei, Aussicht leidlich, und man ist gleich aus der Stadt heraus auf dem Lande . . . . . die Fenster meines Arbeitszimmers werden auf den Neumünsterer Kirchhof gehen, welches auch, wenn man einmal so alt ist, wie ich, eine nützliche und zweckmäßige tägliche Betrachtung ist. Im Ganzen bin ich mit der getroffenen Wahl wohl zufrieden . . . . wir haben diesen Winter im Hause alle viel Arbeit geleistet, und unsere beiden Dienstmädchen kündigen uns wieder auf. Mit nicht weniger als vier Kollegien habe ich alle Hände voll, Neues zu schreiben war unmöglich. Mit einer Ausnahme: Die Studenten des Polytechnikums und der Hochschule haben eine Theateraufführung (Wallensteins Lager und Benedix' langer Israel) veranstaltet zum Besten der Notleidenden in Ostpreußen, dabei sind tausend Thaler eingekommen; hierfür schrieb ich das Vorspiel in der Rolle der Marketenderin, und der Anruf an's Publikum wurde von unserer vortrefflichen Schauspielerin Frl. Fränzl mit inniger Empfindung gesprochen. Ich lege Dir einen Abdruck bei . . . . . auch sonst ging die Aufführung gut und glatt ab, und machte allen viel Vergnügen.

[1]) Oberstraß, den 29. Febr. 1868, fortgef. 1. März.

Im Winter ſind hier die ſogenannten Rathausvorträge, d. h. zwölf Profeſſoren (manchmal auch Privatdozenten) der beiden Hochſchulen halten Donnerstag abends im Rathausſaal, einem bei vierhundert Menſchen faſſenden Lokale, Vorträge. Ich hatte über die Malerei der Gegenwart, weſentlich auf Grundlage der Pariſer Ausſtellung, zu ſprechen übernommen, und es ging gut . . . . . Von Deinem Konzert hoffe ich mehr und glückliches zu hören . . . . . von allen Deinen weiteren Lebensplänen gib uns fleißig Nachricht. Und vor allem, ſorge für deine Geſundheit. Auch ich tue das jetzt nach allen Kräften, denn ich möchte im Leben noch recht viel leiſten, beſonders noch mit ein paar nützlichen und guten Büchern . . . . . Daß die preußiſche Regierung endlich 3 Millionen Thaler für den Notſtand in Oſtpreußen verwendet, erſehe ich aus den Zeitungen. Es wird auch jetzt noch hoch nötig ſein. Auch für die Schweiz fürchtet man von der allgemeinen Geſchäftsloſigkeit einen böſen Sommer, vielleicht gar Hungersnot. Von Schurz, der in Berlin (an Bismarcks Tafel!) eine große Rolle geſpielt hat, hatte ich einen freundlichen Brief, er geht bald von Hamburg nach Amerika zurück . . . . ."

Eine im Mai des Jahres 1869 unternommene Reiſe führte den Dichter von Zürich aus nach München, wo er ſich in das Studium der Kunſtſammlungen eifrig vertiefte[1]). Im Juli desſelben Jahres feierte in Zürich Gottfried Keller ſeinen 50jährigen Geburtstag. Bei dieſer Gelegenheit brachte Gottfried Kinkel auf den berühmten Schweizer Poeten einen wundervollen Toaſt aus. So heißt es denn auch in der „Züricheriſchen Freitagszeitung"[2]), in welcher der Toaſt wörtlich wiedergegeben wurde, daß dieſe Rede „des edlen deutſchen Poeten für den Schweizeriſchen Dichter . . . . . nicht nur dem Gefeierten, ſondern auch dem Sprecher ſelbſt zu hoher Ehre gereichte, weil ſie nach Form und Inhalt ein oratoriſches Meiſterſtück iſt, und auch, weil ſie in ſchönſter Weiſe das Heſiodiſche *φθονέει καὶ ἀοιδὸς ἀοιδῷ* (Es neidet auch der Sänger dem Sänger) zu ſchanden macht."

Leider ſollte es im perſönlichen Verkehr zwiſchen den beiden Dichtern nicht zu einem herzlicheren Verhältniſſe kommen, dazu war die Verſchiedenheit ihrer Naturen zu groß. Die einfache, ſchlichte und urwüchſige Art G. Kellers verſtand Kinkel zwar ſehr wohl zu würdigen, hatte er doch in jener Rede ihren Niederſchlag in Kellers Werken treffend als einen gewiſſen, ihnen innewohnenden „Erdgeſchmack" bezeichnet. Aber Kellers ganze Geiſtesrichtung lag nun einmal ſeiner eigenen, mehr auf das Äſthetiſche und Oratoriſch-Pathetiſche gerichteten Natur zu fern[3]).

In ſeiner Stellung als Profeſſor der Kunſtgeſchichte erwarb ſich Kinkel in dieſen Jahren durch Gründung eines Kupferſtich-

---

[1]) Brief an ſeinen Sohn Gottfried, dat. München etwa 29. Mai 1869.

[2]) Vom 6. Aug. 1869.

[3]) Vgl. J. Baechtold, Gottfried Kellers Leben, III. Bd. Berlin 1897, S. 12.

kabinetts hohe Verdienste um das Polytechnikum. Schon seit seiner Berufung nach Zürich war er die Seele der hierauf gerichteten Unternehmungen gewesen. So gelang es ihm im Jahre 1870, die vortreffliche und große Sammlung des Malers Bühlmann zu erwerben, welche mit ihren 18000 Blättern den Hauptteil der Kupferstichsammlung bilden sollte. Noch Ende desselben Jahres konnte sie, nachdem Kinkel noch in möglichster Eile einen Orientierungskatalog geschrieben hatte, dem Publikum geöffnet werden. Sie wurde darauf, namentlich durch die beträchtlichen Ankäufe, welche Kinkel 1871 aus einer zweiten reichhaltigen Sammlung — der des Schaffhausener Bürgers Keller — machte, noch wesentlich vermehrt. Und 1876 gab Kinkel in einem Programm eine eingehende Beschreibung sowohl der Geschichte der Sammlung wie einer großen Anzahl der in ihr vertretenen Meister, zunächst bis zum Jahre 1600. Zu einer Fortsetzung dieser Arbeit kam es freilich leider nicht.

Des deutsch-französischen Krieges, an dem sein zweiter Sohn Hermann teilnahm, sehen wir den Dichter in dem folgenden, an seine Tochter gerichteten Briefe[1]) Erwähnung tun:

„. . . . . Ein Hühnchen habe ich zwar mit Euch zu pflücken, denn ohne Adolphs[2]) Einfluß auf die Barmer Kommission wäre Hermann schwerlich in den Krieg befördert worden, und dieser Krieg, wie zwar ich es voraussah, Hermann aber spöttisch weit von sich wies, ist ein Krieg gegen eine Republik geworden. Uns heimatlosen Menschen war also vollkommen gestattet, in ihm neutral zu bleiben, und wenn Hermann nur flüchtig schreibt, daß er mit der Nordarmee vorgeht, so sind Tage wie der heutige nicht angenehm, wo ich die Nachricht von der Schlacht von Amiens erhalte, ihn also nahe bei der Gefahr weiß. Indessen habe ich gewarnt, was ich konnte. Auch Rußland hat sich eben wieder als Feind der europäischen Ruhe bewährt, und doch will er dahin zurück. Wenn man nun aus reifer Weltanschauung, die sich inzwischen auf allen Punkten bestätigt, vor falschen Schritten seine mündigen Kinder gewarnt hat, so bleibt freilich nichts übrig, als sie dann ihrem Schicksal zu überlassen und sich zu sagen: Kinder stehen doch zu uns nur noch sofern als Kinder, als eine gewisse Gemeinschaftlichkeit der Anschauungen und somit der Lebensführung fortdauert.

Im März komme ich also an den Rhein. Man wollte mich jetzt plötzlich dorthin sprengen für zwei Vorträge, das konnte und das wollte ich nicht. Übermorgen schreibe ich nach Barmen und nach Krefeld, um mich fest zu engagieren und Themata vorzuschlagen. Wenn ich zugleich dabei in Köln und Essen auftreten kann, soll es mir recht sein. Es wird mir entsetzlich schwer, dort am Niederrhein über all die Gräber meiner Vergangenheit zu schreiten, doch freue ich mich herzlich, Dich, Adolph, die Verwandten zu begrüßen. Die Gespenster dessen, was war, soll mir diese Freude nicht trüben . . . .“

Wenn der Dichter in diesem Briefe die Absicht ausspricht, im Frühling des nächsten Jahres an den Rhein zu kommen und damit zum ersten Male wieder die für ihn so erinnerungsreichen Stätten

[1]) Hirslanden, 30. Nov. 1870.
[2]) Seines Schwiegersohnes.

zu betreten, so handelte es sich dabei um eine Reihe von wissenschaftlichen Vorträgen, welche er 1871 in Deutschland begann. Seinem Freunde Emil Rittershaus teilte er in einem noch aus dem Jahre 1870 stammenden Briefe[1]) mit, welche Themata er in dem ersten seiner Vorträge zu behandeln gedächte.

Inzwischen fuhr er auch in Zürich fort, öffentliche wissenschaftliche Vorträge zu halten. Als im Winter 1870/71 die Vorträge des Züricher Dozentenvereins aussetzten, arrangierte er mit einigen Spezialkollegen eine Serie von archäologischen Vorträgen, aus deren Erlös eine Vasensammlung begründet werden konnte. Nach seiner Rückkehr vom Niederrhein, also im Sommer 1871, brachte er die im Vorjahr begründete Kupferstichsammlung zum Abschlusse, — ein Erfolg, der ihn mit hoher Befriedigung erfüllte.

„Damit ist nun aber auch", heißt es in einem Briefe an seine Tochter[2]), „das Ziel meines Ehrgeizes für meine neue Heimat, die Erwerbung einer brillanten öffentlichen Sammlung für Zürich, erreicht, und zwar erreicht in der kurzen Frist von noch nicht 18 Monaten, und bis das Ding einmal abbrennt, bleibt aus meinem Leben, dem vieles mißlang, doch eine Arbeit und Stiftung für die nächsten Generationen. Wenn man der großen politischen Ambition zu entsagen gezwungen ist, soll man kleinere, aber auch zuverlässigere Erfolge nicht verschmähen, und mit Freude sage ich mir: dies habe ich erreicht . . . ."

„In der Politik", so heißt es weiter in diesem Briefe, „steht man sehr eigentümlich. Die Arbeiter haben durch die ganze Welt die Führerschaft von Nichtarbeitern, d. h. Nichthandarbeitern, abgetan: Es scheint ihr Grundsatz, jeden vom Einfluß auf ihre Kreise auszuschließen, der bei aller Übereinstimmung mit ihren Ansichten bourgeoismäßig lebt oder auch nur Bourgeois zu Freunden hat. Durch diese Taktik beherrschen jetzt ein paar Führer die ganze, sich bildende sogenannte „Arbeiterpartei" und sind imstande, Dinge durchzusetzen, wie wir sie jetzt in Paris haben geschehen sehen. Für uns, die einst die Arbeiter belehrten, weckten, nach Umständen auch leiteten, ist damit eine Muße eingetreten, die wir sehr gern hinnehmen. Da aber auch ein absichtliches Rückstreben ins Vaterland unserem Charakter nicht geziemt, so können wir vor der Hand politisch nicht wirken und müssen uns in dem weiten Reiche der Bildung andere Arbeitsfelder suchen. Solch eins war für mich die Schöpfung jener Sammlung, das ist nun auch fertig, und ich werde wohl in der nächsten Zeit etwas in der Schriftstellerei tun. An Bestellungen und Anträgen fehlt's da freilich nicht.

So viel habe ich vorausschicken wollen, um zu erklären, wie es kommt, daß ich noch an niemanden am Niederrhein geschrieben habe, daß ich nicht einmal Dir und Adolph danken konnte für alle Eure Liebe und Eure herzliche Aufnahme. Durch Euer Haus, wo ich die kurzen Momente der Rast fand, ist mir die Reise so beglückend und erquicklich geworden, und auch Mutter ist so frisch und fröhlich heimgekehrt. Nichts war im Wiedersehen der Heimat schmerzlich, wie ich gefürchtet hatte, und Vergangenheit und Gegenwart schlossen sich wie Schwestern aneinander an, das kam aber hauptsächlich, weil durch Euch beide das Herz im Vaterland einen neuen Ankergrund gefunden hat . . . . ."

[1]) Hirslanden, 30. Dez. 1870.
[2]) Hirslanden, 13. Juni 1871.

Um nun die auf kunsthistorischem Gebiete liegende Tätigkeit G. Kinkels zu Ende zu verfolgen, so haben wir zunächst noch eines speziell archäologischen Werkes aus dem Jahre 1871 zu gedenken. Schon mehrmals hatte Kinkel die im „Antikensaale" des Polytechnikums aufgestellten Gipsabgüsse vor einem, aus Studenten wie auch anderen Zuhörern bestehenden Publikum erläutert. Da aber diese, unmittelbar vor den Kunstwerken selbst gehaltenen und daher um so lehrreicheren Vorträge aus äußeren Gründen nur jedes vierte Semester gehalten werden konnten, so gab er in jenem Jahre eine Erklärung der Gipsabgüsse in Buchform heraus[1]). Mit dieser, etwa 250 Nummern betreffenden Erläuterung bezweckte er, den Hauptinhalt seiner Vorlesungen dem größeren Publikum in einer populären Darstellung zu bieten. Gar zu bescheiden bemerkt er in der Vorrede seines Werkes: „Gelehrter wollte ich dabei gar nicht sein; ohne Gymnasial- oder Universitätsbildung vorauszusetzen, möchte ich jedermann in ganz verständlicher Sprache den Blick für diese Schätze erschließen. Denn das Schöne gehört nicht den Gelehrten; an ihm sich zu erfreuen, ist jedem fühlenden Herzen gegeben." Die wissenschaftliche Zeitschrift jedoch, in welcher das Werk angezeigt wurde[2]), enthält ein gerechteres Urteil über den Anteil des Gelehrten daran. Dieser sei, so heißt es hier, gegenüber dem des Künstlers in keiner Weise zurückgetreten. Das Werk sei viel mehr der Ausfluß einer glücklichen Verbindung der beiden Gottfried Kinkel innewohnenden Elemente, „des gelehrten Professors und des gestaltgebenden Dichters". „Es liegt uns hier", so lautet das Endurteil des Referenten, „ein durchaus wissenschaftliches Werk gelehrten Fleißes vor, gegründet auf die umfangreichen Studien auch der Originale, das aber im wahren Sinne des Wortes populär geschrieben ist. Denn das Material, das die besonnenste gelehrte Forschung zusammengebracht hat, verarbeitet zur durchsichtigsten Klarheit, zur unmittelbaren Anschauung, mit scharfem psychologischem Blicke und feinstem ästhetischem Gefühle die Tätigkeit des lebenschaffenden Künstlers." Die Art der Stoffbehandlung und somit das ganze Werk sei daher derartig, daß es als eine vortreffliche Grundlage für das Verständnis jeder größeren Sammlung sowie überhaupt für die Einführung in die antike Kunst und ihre Geschichte zu betrachten und dem Werke von Kinkels „Adoptivlandsmann" Jacob Burckhardt über die Züricher Gipsabgüsse würdig an die Seite zu stellen sei. Als das Interessanteste aber an ihm erscheinen dem Referenten „die Charakteristiken historischer Personen, die nach ander-

[1]) Die Gipsabgüsse der Archäologischen Sammlung im Gebäude des Polytechnikums in Zürich, Zürich 1871.

[2]) Zeitschr. f. das Gymnasialwesen XXVII, S. 733 f.

weitigen Quellen gegeben und dann der Probe unterworfen werden, welche die Gesichtszüge der zu besprechenden Büste ergeben."

Mit Recht wird damit die Art und Weise Kinkels, die Kunstobjekte zu betrachten, als eine für ihn besonders bezeichnende hervorgehoben. Behandelt er doch den Gegenstand durchaus nicht nur nach rein künstlerisch-formalen, sondern auch nach anderen, allein den Inhalt der Objekte betreffenden Gesichtspunkten, so vornehmlich in der Plastik nach den historischen Beziehungen der von ihr dargestellten Personen. Auf diesen Punkt jedoch werden wir sogleich noch einmal zurückkommen, nachdem wir zuvor eines andern, umfassenderen kunsthistorischen Werkes des Dichters gedacht haben, das er in der Mitte der 70er Jahre herausgab.

Zwar seine vortreffliche „Geschichte der bildenden Kunst bei den christlichen Völkern", von welcher der erste Band bereits 1847 in Bonn erschienen war, fand in Zürich leider keine Fortsetzung. Doch ließ er jetzt, 1876, zum ersten Male nach 30jähriger Pause, wieder ein größeres kunstgeschichtliches Werk erscheinen, das unter dem Titel „Mosaik zur Kunstgeschichte" zum Teile schon früher veröffentlichte oder noch ungedruckte Aufsätze enthielt, z. T. aus den erwähnten, in Deutschland gehaltenen Wandervorträgen hervorgegangen war. Es vereinigte elf größere Aufsätze in sich, welchen Themata sowohl der antiken wie der mittelalterlichen und neueren Kunstgeschichte zugrunde legen; doch werden auch allgemeinere Themen kulturhistorischer Art darin behandelt. So spricht z. B. gleich der erste Aufsatz von dem „verschiedenen Charakter der antiken und modernen Kunst"; der fünfte macht in äußerst feinsinniger Weise die Entstehung von Sagen aus Kunstwerken zum Gegenstande der Untersuchung.

Von den archäologischen Aufsätzen haben der zweite und dritte wegen der darin enthaltenen und mit vielem Aufwande von Geist und Scharfsinn begründeten Konjekturen das größte Interesse. Jener sucht auf dem Wege der Hypothese die Frage nach dem Ergänzer des pharnesischen Stieres zu lösen, dieser sucht auf demselben Wege die Statue des Messerschleifers in Florenz als ein nicht der Antike, sondern dem 16. Jahrhundert angehöriges Werk, und zwar als eine Arbeit eines Schülers Michelangelos, hinzustellen. Freilich stieß gerade diese Konjektur Kinkels bei den Archäologen auf mehrfachen Widerspruch, und es herrscht heute unter diesen wohl einstimmig die Meinung, daß an dem antiken Ursprunge der Statue nicht zu zweifeln, und daß sie der älteren pergamenischen Schule zuzuweisen sei[1]).

Bei der Betrachtung von Werken der bildenden Künste kommt es ihm, wie oben bereits erwähnt, nicht nur auf die äußerlich for-

[1]) Vgl. Friedrich-Wolters, Berliner antike Bildwerke, 1885, S. 525 ff.

malen Gesichtspunkte an, sondern vornehmlich auch darauf, den Wesensinhalt des Dargestellten hervorzuheben. In diesem Sinne spricht er sich in der Vorrede seiner „Mosaik zur Kunstgeschichte" folgendermaßen aus: „Wenn man immer bloß meldet, wer gemalt hat, und wie gemalt worden ist, so bleibt die Kunstgeschichte einseitig; ihr Zusammenhang mit dem Leben, ihr kulturhistorischer Hintergrund kann nur dann aufgehellt werden, wenn wir auch sehen, was gemalt worden ist, und zu welcher Zeit bestimmte neue Gegenstände in die Malerei eingedrungen sind."

Die Richtigkeit dieses Standpunktes leuchtet von vornherein ein. Freilich, die erste und nächste Aufgabe der Kunstgeschichte wird ja immer bleiben müssen, die Kunstobjekte auf ihren künstlerischen Wert und Charakter, auf ihren chronologischen Zusammenhang und auf ihre Stellung innerhalb der Schule zu betrachten und zu klassifizieren. Alles weitere darf erst später hinzukommen. Soweit aber etwa von „zünftiger" Seite die Heranziehung aller dieser weiteren, allein zur Erläuterung des Inhalts der Kunstobjekte dienenden Momente als unzulässig bezeichnet oder gar abgelehnt würde, müßten wir darin ein einseitiges Urteil erblicken. Wenn nämlich der Kunsthistoriker, vorausgesetzt, daß er jenen nächsten Aufgaben seines Faches in solider wissenschaftlicher Forschung durchaus Genüge getan hat, gleichzeitig auch andere Gesichtspunkte betont, so kann die Kunstgeschichte dadurch nur gewinnen. Denn auch für sie muß es stets ein Haupterfordernis sein, sich von Einseitigkeit frei zu halten. Nur dadurch aber, daß sie gegenüber der bloß formalen eine materielle Kunstbetrachtung anstrebt, vermag sie mit den übrigen Wissenschaften in Verbindung zu bleiben und sich so als ein Glied der alles umfassenden Wissenschaft, der Kulturgeschichte, ein- und unterzuordnen. So aufgefaßt, erfordert sie freilich, daß auf ihrem ungeheuren Gebiete nicht einer alles nach allen Seiten hin leisten kann. Vielmehr ist eine Arbeitsteilung und Trennung bezüglich ihrer einzelnen Abteilungen, der klassischen, mittelalterlichen und modernen Kunstgeschichte, unvermeidlich. Diese Scheidung, die ja auch schon längst eingetreten ist, war aber zu Kinkels Zeit noch nicht vollzogen. Wie noch in Zürich die Vertretung jener verschiedenen Disziplinen sich in seiner Person vereinigte, so war das natürlich erst recht der Fall, als er in Bonn, bereits in der Mitte der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts, seine akademische Lehrtätigkeit begann. Damals jedoch erwarb er sich das unbestreitbare Verdienst, auf welches wir hier am Schlusse der Betrachtung seiner kunsthistorischen Wirksamkeit hinweisen wollen, durch seine Vorlesungen über mittelalterliche und neuere Kunstgeschichte dieses Studium an deutschen Universitäten überhaupt erst eingeführt zu haben. Er war es, der hiefür einen akademischen Lehrstuhl gleichsam eroberte „zu einer

Zeit, wo es noch des Kampfes bedurfte, ob überhaupt das Mittelalter in die Kunstwissenschaft aufgenommen werden könne“ [1]). Die Frische und Begeisterung, mit welcher er damals ans Werk ging, weckte Teilnahme und Nachfolge, und Bonn, wo ein Mann wie Lübke zu seinen Schülern gehörte [2]), ist seit jener Zeit eine Stätte geblieben, an der die Lehre der Kunstgeschichte vorzugsweise heimisch ist.

Die Reisen, welche Kinkel seit 1871 zum Zwecke öffentlicher Vorträge unternahm, führten ihn jährlich, ja seit der Mitte der 70er Jahre, sogar zweimal, im Frühling und Herbst jedes Jahres, nach Deutschland. Daß er da eine nicht geringe Zahl deutscher Städte zu besuchen pflegte, können wir aus dem folgenden, wiederum an seine Tochter gerichteten Briefe aus dem Jahre 1873 ersehen [3]):

„Mein geliebtes Töchterchen!

Dieses ist seit dem 30. Dez. v. J. der 134. Brief, da ich einmal alle aufgehäuften Zusendungen und schuldig gewordenen Correspondenzen abtun wollte. Vergib mir daher mein langes Schweigen. Vor mir liegen deine Briefe vom 29. Dez. und vom 17. Jan. Die werden mir freilich nun zu viel. Ich freue mich, daß Du . . . . etwas so solides wie Schopenhauer liesest; wenn ich einmal Muse finde, statt retrospektiver Geschichte Philosophie zu treiben, so will ich ihn auch lesen, obwohl er in seiner Gesinnung und Lebensrichtung mir möglichst antipathisch ist. Wahrscheinlich werde ich ziemlich auf dasselbe Urteil über ihn auslaufen, das Du begründest und aussprichst. Wenn dieser Brief bei Dir ankommt, wird wohl das große Konzert von morgen den 1. Febr. vorbei sein, samt Gade und Mendelssohn. Mach Dich mit Musik nicht kaput: Es ist nicht wahr, daß so tödliches Ueben uns gut vortragen macht . . . . Ich selbst werde in 2½ Wochen vor Palmsonntag von Darmstadt bis Bielefeld sprechen, alle Abend einen Vortrag, außer Sonntags, in wahrscheinlich 14 Städten. Ich habe absolut keinen Abend mehr frei, und so kann ich das sehr freundliche Anerbieten der lieben Verwandten nach Duisburg diesmal nicht annehmen; zu Adolf und Dir komme ich diesmal nicht; in Köln bin ich nur den Sonntag den 30. März, spreche dort im Kasino Sonnabend 29. März über die Sophienkirche in Konstantinopel, gehe Montag nach Aachen, dann langsam durch Westfalen nach Bielefeld und von da, wenn möglich, und ich dabei nicht krank werde, nach Berlin . . . . . uns geht's sonst gut, doch erdrücken mich Vorträge, Zusendungen und Bücher ꝛc. und kleine, leider geistig unproduktive Geschäfte, dafür habe ich ja auch in Oberitalien und Wien fast acht Wochen rein genossen und rezipierend gelernt.

Herzlichen Gruß und Kuß an Adolf und Dich, auch von Muttern und Geschwistern, vor allem aber von Deinem

Alten.“

Es ist klar, daß durch derartige, vieljährige Übung im öffentlichen Reden die in der Natur Gottfried Kinkels liegende rednerische Kraft noch bedeutend gesteigert wurde. Wir sahen ihn ja schon in

[1]) Vgl. Joesten, Gottfried Kinkel. Köln 1904, S. 102, Anm.
[2]) Wilhelm Lübke, Lebenserinnerungen. Berlin 1891, S. 101 ff
[3]) Unterstraß bei Zürich, 31. Jan. 1873.

Zürich bei mancherlei Anlässen von ihr Gebrauch machen, und so trug diese Gabe nicht zum wenigsten dazu bei, daß das öffentliche Leben mit seinen vielgestaltigen Regungen und auf seinen verschiedenartigsten Gebieten auch fernerhin in der Schweiz wie einst in Deutschland und England sein ureigenes Feld blieb. Und daß er sich dabei auch der Politik wieder eifrig hingab, ist, zumal in Anbetracht der ganzen Vergangenheit Kinkels, ebenfalls nicht zu verwundern.

Schon seit 1868 war er in eifriger Agitation für die nationalen Bestrebungen der Polen eingetreten. Zum Besten einer in Rapperswyl zu errichtenden Denksäule mit dem polnischen Adler ließ er in jenem Jahre ein Schriftchen[1]) erscheinen, in welchem er lebhaft die Idee einer Wiederaufrichtung des polnischen Reiches durch Deutschland verfocht." Allen Festlichkeiten der polnischen Emigranten in der Schweiz wohnte er bei, so in demselben Jahre auch der Einweihung des erwähnten Denkmals und im Oktober 1870 der des polnischen Nationalmuseums in Rapperswyl, wobei er auf dem im alten Grafenschlosse daselbst stattfindenden Bankett eine bedeutsame Rede hielt[2]).

Wenn nun auch die Rolle, welche die Politik in Kinkels Leben gespielt hat, nicht immer glücklich genannt werden kann, so darf doch nicht bezweifelt werden, daß auch da, wo er irrte, einzig und allein der seiner Dichternatur zu Grunde liegende reine Idealismus als Motiv seines Handelns zu bezeichnen ist[3]). Zudem ist nicht zu bezweifeln, wie wir bereits bei Gelegenheit seiner schönen Rede auf Freiligrath hervorhoben, daß Kinkel in seinem Innersten stets von einer glühenden Liebe zum deutschen Vaterlande beseelt war. Zeugen doch allein seine Dichtungen schon von einem selten hohen nationalen Sinn und Empfinden. Nur ein im tiefsten Herzen begeisterter Patriot konnte Lieder wie „An mein Vaterland" und „Deutschland über alles" dichten, und nur aus einem in so ganz besonderer und echt deutscher Innigkeit mit dem „Deutschen Strome" verwachsenen Gemüte wie aus dem seinen konnten jene zahlreichen und herrlichen Gesänge vom Rheine hervorgehen. Durch keinen aber dieser Gesänge ist er mit seinem Volke so unzertrennlich verbunden wie durch jenes Werk voll echt deutschen romantischen Geistes, „Otto der Schütz". Daß der Dichter selbst jedoch auch während der ganzen Züricher Zeit den heißen Wunsch nicht unterdrücken konnte, dem geliebten Rheinstrom dauernd nahe zu sein, dafür haben wir beredte Zeugnisse. Wenn er auch der Schweiz zu danken hatte, daß sie ihm ein ehren-

[1] Polens Auferstehung die Stärke Deutschlands 1868, Wien, Tändler & Co.

[2] Vgl. Henne am Rhyn a. a. O., S. 85.

[3] Vgl. Joesten a. a. O., S. 102, Anm.

volles Amt und eine behagliche Ruhestätte geboten, so hat ihn dennoch das Heimweh bis ans Ende seines Lebens nicht verlassen, und er hat diesem Gefühle verschiedentlich in wahrhaft rührender Weise Ausdruck gegeben[1]), so noch wenige Monate vor seinem Tode, als er — es war im Frühling 1882 — zum letzten Male den Rhein sah, und bei dieser Gelegenheit mit seinem Freunde Ferdinand Heyl in Wiesbaden eine übrigens äußerst interessante Unterredung[2]) über seine politische Vergangenheit hatte.

Die letzte Gelegenheit, sich mit der Politik zu befassen, boten ihm die 1876 auf der Balkanhalbinsel ausbrechenden Aufstände der unter türkischer Herrschaft lebenden Christen in Bosnien und der Herzegowina. Damals trat er in einem öffentlichen Vortrage über diese Bewegung[3]) lebhaft für die nationale Selbständigkeit der einzelnen slavischen Balkanvölker ein.

Doch war es, wie schon angedeutet, noch eine Reihe anderer Fragen des öffentlichen Lebens, welche die rege Tätigkeit Kinkels in Anspruch nahmen. Im Jahre 1874 begann in der Schweiz die Agitation für die Leichenverbrennung. Auch dieser Sache widmete er als ihr unermüdlicher Anwalt seine Kräfte, indem er nicht nur in jenem Jahre in Zürich[4]), sondern auch zwei Jahre später auf dem in Dresden versammelten europäischen Kongresse für Feuerbestattung, zu dessen Ehrenpräsidenten er ernannt worden war, in öffentlicher Rede für sie eintrat[5]). Dagegen fand eine vier Jahre später einsetzende Bewegung, welche die Wiedereinführung der Todesstrafe in der Schweiz zum Ziele hatte, in Kinkel ihren erbitterten Gegner. Zur Bekämpfung dieser „entmenschlichenden, ungerechten und barbarischen Strafe" hielt er im Jahre 1879 vor Tausenden einen zündenden Vortrag[6]).

Fast jährlich seit Beginn der 70er Jahre wurde seine mannigfache Tätigkeit durch Erholungsreisen in die Schweizer Bergwelt oder nach Italien unterbrochen. Ein Brief aus dem Jahre 1874[7]), der wiederum an seine Tochter gerichtet ist, enthält im Anfange eine lebendige Schilderung von einer Reise ins Berner Oberland.

---

[1]) Vgl. Joesten a. a. O., S. 96 f., 101.

[2]) S. Gartenlaube 1892, Nr. 14, S. 216 ff.

[3]) Die christlichen Untertanen der Türkei in Bosnien und Herzegowina. Basel 1876.

[4]) Vgl. Bericht über die öffentlichen Versammlungen zur Besprechung der Leichenverbrennungsfrage in Zürich, daselbst 1874, S. 12 ff. u. 36 ff.

[5]) „Für die Feuerbestattung", Vortrag, gehalten zur Eröffnung des europäischen Kongresses der Feuerbestattung, Dresden 7. Juni 1876. Berlin 1877.

[6]) „Gegen die Todesstrafe und das Attentat, sie in der Schweiz wieder einzuführen", Vortrag, Zürich 1879.

[7]) Unterstraß bei Zürich, 30. Sept. 1874.

„Mein geliebtes Töchterchen!

Auf Deinen Brief an Mama und einen früheren an mich komme ich vor der Mama zur Antwort, denn ich habe noch faule Zeit, und sie hat alle Hände voll Ein anderes Mädchen zog bald nach Deiner Abreise ein, und da sie treu und gefällig . . . . . so bewog ich Mama zur Ausführung des längst projektierten Planes, mit Rundreisebillets auf acht Tage einen Ausflug ins Berner Oberland zu machen . . . . . Wie oft hat man von alledem gelesen, gehört! Jetzt steht es als unvergänglicher Besitz ruhend, schimmernd vor der Seele! Und wenn man diese Schneeberge kennt, so weiß man auch, daß große Schmerzen, heiße Lebenswunden an diesem Gletschereis sich kühlen, entfiebern lassen. An der Jungfrau sahen wir die sogenannten Lawinen häufig; es sind, außer im Frühling, große Ströme losen, rinnenden, nicht sich ballenden Schnees, welche genau wie Wasserfälle durch Felsrinnen abgleiten, dann beginnt es in der Rinne unter der ersten zu laufen, bis endlich, sei es ein großer Gletscher oder das tiefe Tal am Fuß des Berges, sie zum Stillstand bringt. Eine halbe Stunde, ehe wir das Tal verließen, lief so von dem höchsten Schleier des Silberhorns ein Schneestrom 6 volle Minuten lang, bis er ganz unten sich aufgeschüttet hatte. Es donnerte, krachte eigentlich den ganzen Tag, nur fielen die meisten Lawinen auf die furchtbaren Hörner der anderen Seite, und diese waren hörbar, aber nicht sichtbar.

In einem früheren Brief hast Du einmal Dich auf eine Diskussion zurückgezogen, wo Du Schönheit, ich Gerechtigkeit als höchstes Ziel der Charakterbildung (oder eigentlich der Bildung im allgemeinen) hinstellte. Inzwischen habe ich Strauß „der neue und der alte Glaube" gelesen. Er vermittelt eigentlich in jener Frage; denn er stellt die Moral als Gerechtigkeit voran, auf Christi Worte sich berufend: Was Ihr wollt, daß euch die Menschen tun sollen ꝛc., und dann erst kommt er auf Musik und Theaterdichter. Im ersten, kritischen Teil ist das Buch trefflich, obwohl ebenda es mir wenig Neues gab, es stellt aber die Hohlheit, womit die meisten Menschen doch äußerlich am Glauben halten, meisterhaft an den Pranger. Im zweiten Teile blickt der Schwab' heraus, der höchstens sein Schwabenbewußtsein steigern kann zum Reichsjubel, aber über den engsten Nationalismus nicht hinauskann. Bildung, Kunstreligion auf ein Volk zu beschränken, auf zwei Künste und sechs deutsche Meister! Zum neuen Kultus gehört Michel Angelo gewiß so gut wie Haydn! Und dann das wahrhaft schwäbisch dumme Zeug über Arbeiter und Republik! Hast Du das Buch gelesen? Lehrreich bleibt es, da wo es gescheit, und auch da, wo es dumm ist.

Meine goldene Zeit ist über, am Montag 12. Okt. muß ich in Darmstadt sprechen und will versuchen, den Vortrag (es ist zwar wieder Grillparzer) vorher schriftlich auszuarbeiten, dann fangen bald die Kollegien an, die zwar im Winter weder zahlreich noch schwierig sind. Ostern gibt's eine sehr harte Campagne, und zwar vor Ostern, und noch einmal am Mittelrhein nach Ostern. Dafür habe ich aber diesmal, größere Studienreisen weislich vermeidend meine Ferien genossen. Und Euer Besuch gab die fröhlichste Ausspannung von dem, was man in meinem Alter sehr töricht die „Pflicht der Arbeit" nennt. Immer tiefer geht es mir auf, wie blödsinnig das scheinbar geistreiche Wort ist: der Mensch soll essen, um zu arbeiten. Gerade umgekehrt! „Der Mensch soll arbeiten, um zu essen!" Das Ziel sei der Genuß, nicht die Plage, das andere ist Mönchsmoral, Asketismus, Despotentheorie . . . . . Wie freut es mich, daß Du die Geschichtsstudien fortsetzest und zunächst bei Curtius die Übersicht über das Griechische Leben vollendest. Wir sind bessere Menschen als jene. Aber wie klein ist bei uns dafür die Zahl, im Vergleich mit Athen nicht allein, sondern mit Hellas, denen ein Sonnenblick von Gefühl der Schönheit auf der Stirne glänzt . . . . ."

In der Mitte der 70er Jahre war dem Dichter die Erfüllung eines Wunsches beschieden, den er schon längst gehegt hatte, nämlich Rom einmal wieder zu sehen. Seinem Freunde Hermann Hettner, mit dem er hier zusammengetroffen war, und dem er zur Erinnerung daran die oben erwähnte Sammlung seiner kunstgeschichtlichen Abhandlungen schickte, konnte er bei dieser Gelegenheit wohl schreiben, daß er seit dieser Zeit „ziemlich sorglos und meist sehr gesund gelebt" habe[1]).

Im Jahre 1878 erwarb Kinkel in der Gemeinde Unterstraß ein Haus, „zur Limmatterrasse" genannt, von wo aus sich eine wundervolle Aussicht auf die Hochalpen und die Stadt bot. Indem er das Amt eines Schulpflegers übernahm und bis an sein Lebensende verwaltete, beteiligte sich der bis zuletzt in öffentlicher Wirksamkeit unermüdlich tätige Dichter auch an der Sorge für das Wohl der Gemeinde. Zugleich wirkte er dort für die Handwerkerschule, die Gemeindebibliothek und die „gemeinnützige Gesellschaft"[2]).

Die 70er Jahre sollten jedoch nicht zu Ende gehen, ohne daß ihn eine schwere Heimsuchung traf, welcher auf seinen Lebensabend einen tiefen Schatten warf. Wir haben hiebei noch einmal kurz der Familienverhältnisse des Dichters und der Schicksale der aus seinen beiden Ehen stammenden Kinder zu gedenken. Die der Ehe mit Johanna entstammenden Geschwister Gottfried, Adelheid und Hermann überlebten den Vater. Gottfried, der Züricher Privatdozent, starb in Bonn im Jahre 1891, Hermann starb im Jahre 1897 als Ingenieur und Fabriksdirektor zu Bieshitza in Rußland, und Adelheid lebt noch gegenwärtig als Witwe des Kaufmannes A. v. Asten in Barmen, woselbst sie als ausgezeichnete Pianistin und Musiklehrerin sich hohe Achtung und Anerkennung erworben hat.

Auch aus Gottfried Kinkels zweiter, mit Minna Werner geschlossenen Ehe waren mehrere Söhne und Töchter hervorgegangen, von denen die drei folgenden noch am Leben sind, Conrad (geb. 1862 zu London), wohnt in Schöneberg bei Berlin, Manfred (geb. 1863 in London), Oberingenieur in Benrath, und Erna (geb. 1864 in London), Ehefrau Houghton daselbst[3]).

In Zürich war dem Dichter noch ein Töchterchen geboren worden, das den Namen Gerda erhielt, und das infolge seiner überaus heiteren und reich begabten Natur der besondere Liebling des Vaters wie der ganzen Familie geworden war. Dieses jüngste Kind wurde ihm im Jahre 1879 durch schwere Krankheit entrissen und „nahm",

[1]) Vgl. Stern a. a. O., S. 32.
[2]) Vgl. Henne am Rhyn a. a. O., S. 91.
[3]) Vgl. Joesten a. a. O., S. 99, Anm. 1.

wie er in einem zwei Jahre später an eine Freundin am Rhein gerichteten Briefe schreibt, „allen Sonnenschein" seines Alters „mit sich ins Grab". „Ich habe Zeiten gehabt," heißt es weiter in diesem Briefe, „wo ich froh sein mußte, wenn ich meine Kollegien und sonstigen Amtspflichten leidlich leisten konnte, mehr zu tun war unmöglich."

Linderung fand er bei der Muse der Dichtkunst, welche seinen Schmerz verklärte. So entstand sein letztes poetisches Werk, das herrliche epische Gedicht „Tanagra, ein Idyll aus Griechenland", das seinem Stoffe nach an die Auffindung der Tonfigürchen von Tanagra anknüpfte. Mit Recht nennt Scherr die Einleitungsstrophen zu diesem Gedichte, „in welchem ein tiefer Vaterschmerz über den Tod eines geliebten Töchterleins sich ausatmet", das Stimmungsvollste, was Kinkel gedichtet hat[1]).

Der Frühling 1882 sah unseren Dichter noch einmal in Deutschland und zum letzten Male auch an dem ihm in innerster Seele teuren Rheine. Von dieser Reise ist in dem folgenden Briefe[2]) die Rede, welchen er, nach Zürich zurückgekehrt, an seine Tochter Adelheid schrieb, — es sollte der letzte sein, den sie von ihrem Vater empfing.

„Mein geliebtes Kind!

Wie lange habe ich es aufschieben müssen, Dir für die liebevolle Aufnahme und Deine Gastfreundschaft zu danken! Ich fuhr also den Abend durch Oberkassel nach Frankfurt, schlief ruhig in Landsberg, und nahm am Morgen statt des Eilzuges den wohlfeileren Personenzug. Die Erzählungen der Karanagh, die ich Dir demnächst unter Kreuzband zurückschicke, haben mir die lange Fahrt angenehm verkürzt. Zu Haus fand ich viele Briefe und Geschäfte, dann sollte ich nach München, des letzten Vortrages wegen. Der Vortrag wurde abbestellt, da ich aber dem Manfred als Belohnung für sein in Konstanz bestandenes Abiturientenexamen die Reise versprochen hatte, und der Erna längst zugesagt hatte, ihr einmal eine große Stadt zu zeigen, so gingen wir drei doch hin, wohnten sehr gut in Pension in Deinem Marienbad und genossen fünf Tage lang Sammlungen und Theater und Bier. Das Wetter war manchmal kalt, manchmal recht schön. Alsdann heimgekehrt hatten wir das Sechseläuten-Fest mit einem glanzvollen Umzug, (er soll 600000 Franken gekostet haben), ich schrieb einen Artikel darüber in die Augsburger Zeitung[3]) und mußte sofort die Kollegien in Gang bringen, außerdem aber $1^1/_2$ Wochen scharf auf dem Kupferstichkabinett arbeiten. So verrannen Tag um Tag. Nun weißt Du ja, daß auch, wenn ich selten schreibe, mein Herz oft und innig bei Dir ist. Ich brauche Dir auch nicht zu sagen, daß Dein Lebensmut und Deine Entschlossenheit mich immer stärken, so oft ich Dich wiedersehe. Auch ich, wenn nur Arbeit und Anstrengung nicht gar zu toll kommen, halte mich tapfer und fröhlich, und die Liebe und Fürsorge Minnas machen mir Leben und Arbeiten leicht. Übrigens

[1]) Vgl. Henne am Rhyn a. a. O., S. 96.
[2]) Unterstraß, den 6. Mai 1882.
[3]) Vgl. Nummer vom 29. April 1882.

kann ich über Anspannung mich diesen Sommer nicht beklagen. Ich habe die ganze Woche am Polytechnikum nur 7 und an der Töchterschule 2 Stunden zu geben, und Sonnabends ganz von Unterricht frei . . . . . Längst solltest Du mein Gedicht Tanagra erhalten, aber ich wollte es nicht so stupy abschicken ohne Brief. Heute gebe ich es mit diesem Brief zugleich (unter Kreuzband) auf die Post. Möge es Dir eine vergnügte Stunde machen!

Sonst nichts apart Neues. Man muß aber ja froh sein, wenn in meinem Alter wenig Neues kommt, das Neue pflegt dann selten ein Glück zu sein. Doch trifft's ja manchmal auch anders ein, über Tanagra z. B. wird mir viel Liebes gesagt und geschrieben. Alles grüßt Dich in Liebe, und ich küsse dich herzlich.

Mit Wünschen aller guten Dinge

Dein Alter."

Außer der Reise nach Deutschland war aber dem Dichter in seinem letzten Lebensjahre noch eine andere größere Reise vergönnt: In den Sommerferien des Jahres 1882 begab er sich zunächst nach Sachseln in Unterwalden und darauf noch einmal nach Italien, und zwar nach Mailand und Venedig. Wie wenig er selber ahnte, daß diese Reise seine letzte und das Ziel seines Lebens erreicht sein sollte, geht daraus hervor, daß er von Italien aus einem Freunde am Rhein in einem lebensfrohen und humorvollen Briefe Mitteilung von dem Plane eines neuen dichterischen Werkes machte. So hatte er auch in dem erwähnten, an die rheinische Freundin gerichteten Briefe aus dem Jahre 1881, in welchem er ihr seinen Schmerz über den Verlust Gerdas mitteilte, zugleich die Freude an seiner vielfachen Beschäftigung sowie die Hoffnung ausgesprochen, „wenn es mit Kraft und Geist nicht allzu rasch bergab" gehe, vielleicht in 6 Jahren noch sein 50jähriges Jubiläum als Lehrer an Hochschulen erleben zu können.

Allein seine Pläne und Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Nachdem er nach der Rückkehr aus Italien Ende Oktober 1882 seine Vorträge am Polytechnikum eben wieder begonnen hatte, wurde er bereits am dritten November von einem Schlaganfalle getroffen, welcher die Lähmung der rechten Hand herbeiführte. Trotzdem konnte er abends noch Vorlesung halten. Es war seine letzte. Fünf Tage später wiederholte sich der Anfall, diesmal mit stärkerer Gewalt auftretend. Der Dichter mußte das Bett aufsuchen und so noch weitere fünf Tage in schwerem, schmerzvollem Leiden hinbringen, bis ihn am Montag den 13. November der Tod davon erlöste.

Das Leichenbegängnis Gottfried Kinkels am 16. November gestaltete sich so großartig, wie Zürich wohl niemals eins erblickt hat[1]), und bezeugte so die außerordentliche Verehrung, die der Dahingeschiedene auch in seiner zweiten Heimat genossen hatte. Sein

[1]) S. Näheres bei Henne am Rhyn a. a. O., S. 92 ff.

Kollege Johannes Scherr hielt die wahrhaft schöne und ergreifende Trauerrede[1]), in welcher er die edle, einzig von idealem Streben erfüllte Persönlichkeit des Dichters noch einmal nach allen Seiten hin würdigte. Die Beisetzung Kinkels erfolgte auf dem Züricher Friedhofe, wo sich bald darauf auch ein Denkmal für ihn erhob. Mehr als zwei Jahrzehnte aber sollten noch vergehen, ehe man auch in Deutschland daran ging, ihm ein Denkmal zu setzen, und es bedurfte erst warmherziger Mahnungen von seiten seiner zahlreichen begeisterten Freunde[2]), bis endlich im Sommer des Jahres 1906 das Vaterland seine Ehrenschuld an Kinkel abtrug. In des Dichters Heimatsorte Oberkassel, da, wo die Sieg sich in den Rhein ergießt, hat man am 29. Juli jenes Jahres sein Standbild errichtet.

Wurde auch unserem Dichter sein sehnlicher Wunsch nicht erfüllt, auf vaterländischem Boden wieder dauernd zu weilen und in ihm seine Ruhe zu finden, so steht doch sein Denkmal nun auf deutscher Erde und blickt von einer dem Lebenden einst so teuren Stätte auf seinen geliebten Rhein herab.

# Der Menschenfeind.

## Eine literarhistorische Studie.

Von Wilh. Bolin in Helsingfors.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht", behauptet ein Dichterwort. Wers versteht und nachfühlt, wird ihm beistimmen, und daß es ja geschehe, dafür sorgen die lieben Nebenmenschen, zumal wenn Eigensucht alleinige Richtschnur ihres Handelns ist. Hierdurch entsteht ein Zwiespalt im Verhalten des Einzelnen zu den Übrigen; auf das Zusammensein mit ihnen durch das Leben selbst angewiesen, sucht er ihnen möglichst auszuweichen und sein Wohl unabhängig von ihnen zu fördern, ohne ihnen schaden zu wollen, nur in seiner Gesinnung von ihnen abgekehrt. Wie es dabei im Alltagsleben unter den Menschen auch sein mag, sicherlich liegt hier ein Widerstreit von außerordentlicher Bedeutung für die dramatische Kunst, welchen deren vornehmste Vertreter in der Literatur wohl zu beachten gewußt. Eine Überschau der hierher gehörenden Werke, den neueren Epochen der Dramatik innerhalb der drei Hauptgruppen der Kulturvölker gehörend,

[1]) Z. T. wiedergegeben bei Henne am Rhyn a. a. O., S. 94 ff.
[2]) Vgl. Näheres bei Joesten a. a. O., S. 105 ff.

soll uns belehren, wie das behandelte Problem allemal aufgefaßt und den Forderungen der Bühnenkunst entsprechend gelöst worden.

Obenan unter den Darstellern des Menschenhasses steht Shakespeare mit seinem Timon. Das Stück allein würde seinen Namen kaum auf die Nachwelt gebracht haben, und verglichen mit denen, die heute noch das Entzücken auf den Theatern vieler Länder ausmachen, zeigt es sich als eines, an dem auch die beste und talentvollste Bühnenbearbeitung verschwendet wäre. Die Shakespeare-Bewunderer einer gewissen Art, denen jede Zeile in seinen Stücken für vollendete Meisterschaft zeugt, geben doch zu, daß dem Timon wahrhaft dramatisches Leben fehle. Für ein zur Darstellung auf dem Theater bestimmtes Stück genügt zweifellos der hiemit eingestandene Mangel, den Bühnenzweck als einen verfehlten anzusehen. Und in der Tat: der Timon ist kein Mensch, wie sie Shakespeare in Unmenge geschaffen, sondern lediglich eine Begriffsfigur. Es mag betrübend sein, sich einzugestehen, daß eine erste Kraft auf dem Gebiete dramatischer Dichtung sich an einem offenbaren Fehlgriffe vergeblich abmüht, aber ruhige Überlegung wird bei erforderlichen Kenntnissen dessen, was zur gestellten Aufgabe gehört, diesenfalls sich nicht verhehlen, daß das Problem viel zu breit gefaßt worden und in einer Weise entwickelt ward, die den Hauptcharakter und die Gestaltung des Ganzen zu keinem dramatischen Leben gelangen läßt.

Der ganze erste Akt gehört den Vorbedingungen zur künftig eintretenden Menschenfeindschaft. Timon ist zunächst bloß sinnloser Verschwender, umgeben von „Freunden", so wenig anziehend wie er selbst, so daß dieses eine entschiedene Komik in der Behandlung verlangen würde. Der Dichter hält sich ausschließlich an den vollsten Ernst, der den tragischen Ausgang des Ganzen begründen soll. Der zweite Akt enthüllt die Folgen der sinnlosen Verschwendung: eine Reihe der köstlichsten Szenen führt die timonischen Freunde vor, die in charakteristischer Weise den Gegendiensten zum Beistande des in Verlegenheit geratenen Verschwenders sich zu entziehen suchen. Diesen selbst trifft man alsdann bei einer Unterhaltung mit einem braven Verwalter, der jetzt erst bei seinem unverständigen Herrn Gehör findet, nachdem jener häufig genug auf Darlegung der Sachlage dringend, einfach abgewiesen worden. Es werden weitere Versuche um Anlehen in Erwägung gezogen; das Fehlschlagen dieser Bemühungen wiederholt sich zu Anfang des dritten Aktes, auch hier vortreffliche Einzelszenen veranlassend; danach die lebensvolle Szene 4, wo eine Menge unerfüllbarer Forderungen bei Timon einläuft. Dessen brave Dienerschaft muß den völligen Ruin ihres Herrn eingestehen, bis dieser selbst zu einem ganz kurzen Auftritte erscheint zum Anordnen des famosen Gastmahls, wo er seinen „Freunden" die Wahrheit sagen will. Die

Festlichkeit mit den leeren Schüsseln mag denen behagen, denen Timons Abkanzeln der sauberen Gesellschaft zu Sinn ist, weil es auch ihrem sehr persönlichen Drange nach rücksichtslosester Wahrheit zusagt; von künstlerischer Schönheit ist das keineswegs, zumal dieser Bruch mit den ehemaligen Freunden durchaus ohne Folgen für den späteren Verlauf der Handlung bleibt. Es bringt nichts als den Ausbruch von Timons Menschenhaß, der den Inhalt der beiden Schlußakte bildet und in beständigen Ergüssen seines Mißbehagens an den Menschenkindern besteht. Timon ergeht sich in wortreichen Deklamationen über den Weltundank, die Menschen in Bausch und Bogen verfluchend, ohne den geringsten Gedanken an seine brave Dienerschaft, wie sie durchwegs dargestellt worden. Dabei geht schließlich dem Dichter auch der Stoff aus: Im letzten Akte erfährt man vom Tode des Menschenfeindes, den alsdann dessen Grabstein zu vertreten hat. Eine von ihm eigenhändig gefertigte Grabschrift läßt ihn noch über den Tod hinaus seinen Unwillen an den Menschen aussprechen, und ohne jeden künstlerischen Abschluß hört das Stück einfach auf.

Weitaus bedeutender als Bühnenschöpfung ist Molières Misanthrope, der mit Recht bis heute einen Ehrenplatz im Spielplan des Théâtre français innehat. Vor allen Dingen durch straffere Fassung des Gegenstandes, der sich in einer bemessenen Zahl von Personen auf der Bühne abspielt. Molière hütet sich wohl, seinen Alceste in Zuständen und Verhältnissen vorzuführen, die seinen Unwillen über die Menschen herbeigeführt haben sollen. Dieser liegt als Denkrichtung bei ihm vor und wird im Laufe der verschiedenen Auftritte begründet. Alceste verlangt und übt Wahrheit und findet Verlogenheit und eine sie schonende Versöhnlichkeit. Die Personen des Stückes versammeln sich im Hause einer jungen Witwe, um deren Herz der Menschenfeind sich bewirbt. Dort trifft er einen Nebenbuhler, der sich auf den Poeten ausspielt. Dessen Elaborate, Alceste zur Begutachtung vorgelegt, werden als kümmerliches Machwerk zurückgewiesen, weshalb es zu einer Beleidigungsklage kommt, die jedoch beigelegt wird. Aber hinter der Szene, wo gar viel von dem vorgeht, was in den Verlauf der Handlung eingreift. Deren Entwicklung ist vielfach an Billete geknüpft, die erwischt oder den betreffenden zugestellt werden, um die erforderliche Wirkung zu üben. Echt dramatisch ist eigentlich erst der dritte Akt mit der in galantester Weise ausgeübten Verleumdung, die an abwesenden „Freunden" namentlich von der liebumworbenen Witwe geübt wird. Daß Alceste, der auf Wahrhaftigkeit und Redlichkeit dringende Menschenfeind, gleichwohl jener Dame huldigt, ohne durch ihre stark ausgeprägte Koketterie und Vergnügungssucht verletzt zu werden, wirkt ebenso be-

fremdend wie seine Schwäche, ihr dennoch sein Herz anzutragen und mit ihr vereint sein Glück in einem weltentlegenen Leben zu versuchen. Von ihr abgewiesen, nachdem er vorher, ihren Flattersinn und ihre Eitelkeit kennend, seine Hand ihrer Cousine angetragen, beschließt er, sich völliger Einsamkeit hinzugeben, womit das Stück endet. An diesem Punkte berührt sich Molières Dichtung mit der Shakespeares, bei dem der weltentfernte Aufenthalt Timons zwei Akte füllt. Volle Herrschaft über sein Problem hat weder der frühere, noch der spätere Dichter. Bei Molière kommt es nur zu einer ziemlich still dahingleitenden Handlung ohne wahrhafte dramatische Spannung; eigentlich bringt er mehr eine geistreiche Unterhaltung seiner Personen über die betreffende Denkart und ein dementsprechendes Verhalten zu einander. Gut gespielt, gewährt das Stück einen nicht ausbleibenden Bühnengenuß, der jedoch keinen allzugroßen Kreis von Freunden dramatischer Kunst umschließen dürfte.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, Molières Misanthrope gehört der Mitte des 17. Jahrhunderts, brachte die deutsche Dichtung einen Menschenfeind, breit angelegt, aber nur Fragment. Es hat Schiller zum Autor. Die uns vorliegenden Szenen bilden die ausführliche Exposition eines durchwegs ernst gehaltenen Schauspiels, das offenbar Schillers Rousseau-Begeisterung entstammt. Ein schwungvoller Monolog des Titelhelden knüpft buchstäblich an eine der Rousseauschen Hauptlehren an: vollendet sei Alles aus den Händen des Schöpfers gekommen, nur durch den Menschen werde es entstellt, — was zu hierher gehörenden Naturbetrachtungen ausgesponnen wird. Naiv, wie wenn es der Citoyen de Genève selber ausspräche, behauptet die Schillersche Persönlichkeit in einem Gespräche mit der herbeigerufenen Tochter: „Ich trage keinen Haß gegen die Menschen. Der tut mir Unrecht, der mich einen Menschenhasser nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menschlichen Natur; nur die Menschen kann ich nicht mehr lieben." Was ihn dahin gebracht, kann und will er nicht erzählen, um den Seelenfrieden des Mädchens nicht zu trüben. Nur diese einzige Tochter, die er von einer frühverstorbenen Gattin hat, liebt er und fordert, als Beweis ihrer Gegenliebe, sie solle versprechen, niemals einen Mann glücklich zu machen. Erzogen habe er sie, um durch ihre Anmut und Tugend aller Männer Bewunderung und Verehrung ihr zuzuführen, ohne je einen zu erhören; demnach möge sie „ein höheres Wesen unter diesem gesunkenen Geschlechte" sein, Segen um sich streuend wie eine beglückende Gottheit. Schließlich gesteht er: Das möge seine Rache sein „für all die Wunden, sie ihm die Besten und Edelsten geschlagen." Und das sagt ein liebender Vater zu seiner allgeliebten Tochter, unmittelbar nachdem sie von einem vortrefflichen Mann, der um sie wirbt, erfahren, er habe es sich vorgesetzt, den

Unwillen des erbitterten Vaters zu bezwingen, weil nach seiner Überzeugung es keinen ärmeren Mann gäbe, als den Menschenfeind . . . „Was kann er gelitten haben, das ihm durch den Besitz dieser Tochter nicht unendlich erstattet wäre?“ . . . . In der Natur gäbe es keinen Menschenhasser, als wer sich allein anbetet oder sich selbst verachtet. Aus einer Notiz zu Ende des interessanten Fragments erfährt man, es habe in des Dichters Plan gelegen, den Geliebten der Tochter über den hartnäckigen Widerstand des Vaters siegen zu lassen.

Angedeutet ist diese Absicht in der Überschrift, womit das Fragment seinerzeit in der rheinischen Thalia veröffentlicht war: Der versöhnte Menschenfeind. Mehr als wahrscheinlich hat diese Betitelung das bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts vielgespielte und vielbewunderte Schauspiel von Kotzebue angeregt. In Menschenhaß und Reue soll das enthüllt werden, was bei Schiller verschwiegen ist. Es hält schwer, diese Annahme abzulehnen. Das geschickt zurechtgemachte, aber alle dichterische Eingebung entbehrende Theaterstück führt den Menschenhaß nur im Titel; im Grunde ist es lediglich ein rührseliges, auf die Wonnen des Weinens abzielendes Ehebruchsdrama, ein vier Akte hindurch getrennt von einander gehaltenes Ehepaar betreffend, das schließlich zusammengeführt wird. Beide sind, nach einem damals beliebten Ausdrucke, „schöne Seelen.“ Sehr jung noch hat die Frau, vor etlichen Jahren von einem Verführer betört, ihren Gatten hintergangen. Darüber in tiefe Erbitterung verfallen, bleibt dieser allem gewöhnlichen Menschenverkehr fern; seine beiden Kinder behält er bei sich, nur mit wenigen, aber verläßlichen Personen in Beziehung bleibend. Im Grunde ist er ein Tugendbold, der sich in vielfachen Guttaten erschöpft. Darin wetteifert mit ihm seine ehemalige Gattin; von ihrem Verführer verlassen, fand sie Unterkunft als Leiterin eines ländlichen Hauswesens, wobei sie längere Zeit hindurch ein musterhaftes Verhalten gezeigt, allgemeine Liebe und Achtung erweckend. In tiefgefühlter „Reue“ hat sie ihr Vergehen abgebüßt, wie er die Trennung von ihr schmerzlich empfunden hat. Die Wiedervereinigung vollzieht sich zu Ende des Stückes in einer einzigen langen Szene voll Affektation und Unnatur, denn die Versöhnung wird nicht durch die Unterredung zwischen dem Ehepaar, sondern durch ihre herbeigeholten Kinder bewerkstelligt. Alles lediglich Theatermache, das Ganze ein Gewebe von Willkürlichkeiten für den bloßen Bühneneffekt, so hinfällig, wie die darin nur erwähnte, aber die entscheidende Wendung im Stücke herbeiführende, aus einem ehemaligen Hühnerstalle gezimmerte „chinesische“ Brücke im gräflichen Parke, die nur den Zweck hat, unter dem sie betretenden Gutsbesitzer zusammenzubrechen, damit er, ins Wasser gefallen, vom herbeieilenden Menschen-

hasser gerettet werde. Ohne dieses Hilfsmittel wäre das unglückliche Ehepaar getrennt geblieben.

Was auch an Unzulänglichkeiten dem Schauspiele von Kotzebue anhaften mag, der gewichtigste dagegen zu erhebende Einwand ist der, daß es Menschenhaß einem Charakter beilegt, dem eine solche Gesinnung durchaus fremd ist. Solches eingesehen zu haben, und zwar sicherlich angeregt durch das vielfach aufgeführte Rührstück selbst, darf Ferdinand Raimund als Verdienst zuerkannt werden. Er erst hat für die Bühne den typischen Menschenfeind geschaffen in der allgemein verständlichen Bedeutung, und zwar, um ein treffendes Wienerwort zu brauchen, als „Z'widerling", dem er nur die eine Entschuldigung gibt, daß er abnorm in seinem Denken und Fühlen, was durch den ihm gegebenen Namen angedeutet wird. Eine Gestalt als solche durch einen Spitznamen kenntlich machen ist künstlerisch eine Unbeholfenheit, aber dem Zeitgeschmacke entsprechend, dem Raimund gar zu gern huldigt, wie das ja auch stellenweise noch bei Anzengruber[1]) vorkommt. Das Fehlerhafte dabei leuchtet sofort ein, wenn man den Spitznamen auf Angehörige angewendet denkt, zu deren vom Dichter gezeichneten Charakter derselbe durchaus nicht paßt. Doch das nur beiläufig, denn Raimunds Menschenfeind ist echt und mit Geschick durchgeführt in seinem uns hier beschäftigenden Zauberspiel.

Raimunds Herr v. Rappelkopf ist reizbar, zänkisch, argwöhnisch und jähzornig, ohne Spur von dem Edelsinne, womit Schiller seinen Menschenfeind ausstattet. Es bleibe unentschieden, ob Raimund diesem Vorgänger folgt, daß auch sein Menschenfeind eine erwachsene liebenswürdige Tochter hat, die er einem braven Manne versagt, an dem er seinerseits nichts anderes auszusetzen hat, als daß derselbe ein Mensch ist[2]). Den Fehler haben alle Übrigen, auch Herrn v. Rappelkopfs nächste Angehörige: seine vierte Frau und die ganze Hausgenossenschaft, die mit ihm nicht auskommen kann. In seinen Augen haben alle die schlimmsten Absichten mit ihm; er wähnt sich von ihnen bestohlen oder gar an seinem Leben bedroht. Aber wie Schillers Menschenfeind hat auch der bei Raimund eine wahrhafte Freude an der Natur, die „ist doch etwas Herrliches: es ist alles so gut eingerichtet". Doch auch diese Freude genießt Raimunds Menschenfeind auf seine Weise, indem er auch im Anblicke der von ihm gewahrten Raupen schwelgt, die das Laub an den Bäumen benagen. Gleichwohl

[1]) Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" zeigt es an den beiden Figuren Hell und Finsterberg, nicht weniger am Erbschleicher im G'wissenswurm, von der Abgeschmacktheit am Pedanten im „Jungferngift" nicht zu reden.

[2]) Ferd. Raimunds sämtl. Werke, hrsgb. v. Carl Glossy und Aug. Sauer, Wien 1881, drei Bände. Bd. II enthält. „Alpenkönig und Menschenfeind". Die oben angeführte Stelle S. 214 unten [Akt 1, Sz. 15.]

ist all sein Sinnen, nachdem die Welt und die Menschen darin ihm unerträglich geworden, auf die Natur und ihren Frieden gerichtet. Zunächst aber läßt er seinen Grimm an den Möbeln aus, sie kurz und klein zerschlagend, danach beschließt er in die Waldeseinsamkeit zu fliehen[1].

Hier versetzt Raimund seinen Menschenfeind in die Situation, welche die Wendung in Timons Schicksal bei Shakespeare bezeichnet. Ob Raimund dieses Vorbild unmittelbar vor Augen gehabt oder es ihm durch Vermittlung zugeführt ward, ist hier nebensächlich. Shakespeares damals in guten Übersetzungen reichlich verbreitete Dramen hat Raimund zweifellos gekannt, namentlich den Timon, woran im „Menschenfeind" nicht nur die an Freunden gemachten traurigen Erfahrungen, wie sie von Raimund erwähnt werden, unwillkürlich erinnern; auch Timons Name und Schicksal werden darin ausdrücklich angeführt[2]. Aber noch mehr. Raimunds „Verschwender" ist unverkennbar den zwei ersten Akten Shakespeares entnommen, von ihm mit weit größerer Lebenswahrheit ausgestattet, indem er erst den Verschwender und dessen Freunde neben schwelgerischem Wohlleben auch dem Glücksspiel huldigen läßt. Von dort stammt auch der Juwelier [Akt 2, S. 9], bei dem Raimund einen wichtigen, äußerst charakteristischen Zug hinzudichtet: das Hinauswerfen des Schmuckes durchs Fenster [Werke, B. III, S. 218]. Sollte nicht auch der von Shakespeares Timon ausgegrabene Schatz [Akt 4, Sc. 3] in Raimunds „Verschwender" [Werke Bd. III, S. 295] wiederkehren? — Doch dies nur beiläufig. Jedenfalls ist Raimunds Menschenfeind weitaus praktischer, als Shakespeares Timon. Dieser läuft in die Einöde, um sich in wortreiche Klagen über die verhaßte Menschheit zu ergehen; Herr v. Rappelkopf, reichlich mit Geld versehen, denkt an eine angemessene Behausung und findet sich deshalb bei einer armen Köhlerfamilie ein. Ihr kauft er die Hütte ab und gönnt sich das Vergnügen nach erfolgter Bezahlung die braven Leute „hinausschmeißen" zu dürfen. Der ganze Vorgang, von wunderbarer dramatischer Lebendigkeit, nicht zum wenigsten durch den packend gestalteten Gegensatz zwischen mannigfach waltendem, still geduldetem Elende und der frechen Protzigkeit des überverwöhnten Reichen, ist nur Episode, ohne jede Bedeutung für den ferneren Verlauf der Handlung. Allein in seiner neuen Wohnung ist der Menschenfeind voll Jubel über seine nunmehrige Unabhängigkeit, die ihm gestattet, die widerwärtigen Menschenkinder nach Herzenslust auszulachen [Akt 1, Sz. 21, Werke Bd. II, Seite 264 ff.].

[1] Ebenda, S. 246.
[2] Ebenda, S. 223 und 376. Alsdann S. 237 und 265.

Hier haben wir eines gar wichtigen Umstandes in der Auffassung des uns beschäftigenden Problems zu gedenken, die erst durch Raimund zur Geltung gelangte. Alle vorhergehenden Dramen behandeln den Menschenfeind als ernste, durchaus ehrwürdige Persönlichkeit. Bei Raimund ist sie von entschiedener Komik, von Anfang an darauf angelegt, unfehlbar in diesem Sinne von der Bühne her zu wirken. Diesen Zweck hat sein Menschenfeind, und daher führt der Dichter seine Gestalt in laute Widersprüche verstrickt vor. Sofort weiß man, daß die Feindseligkeit in Rappelkopfs Verhalten gegen seine Umgebung eine durchaus unbegründete ist. Keinen Augenblick ist man im Unklaren über das bloß Eingebildete und Willkürliche in seinen Beschuldigungen gegen Leute, deren Bravheit über allen Zweifel steht. Der Eindruck der von Raimund bezweckten Komik ist ein unmittelbarer, von echt dramatischer Kraft, die nur bei unzulänglicher Darstellung versagen wird: jeden Schimmer von Ernst hält Raimund von seinem Menschenfeinde fern. Irgend welches Mitgefühl für ihn zu erwecken, wäre künstlerisches Ungeschick, denn Raimund weiß und zeigt seinen Menschenfeind als einen, der sich selbst sein ärgster Feind ist; er bekriegt diesen im eigenen Hause, weil es seinem liebeleeren Herzen zur Lust geworden, seine Angehörigen zu quälen, da er keine andere Freude mehr kennt. Raimund beachtet also, daß die eigene Gesinnung am Menschenfeind dessen Verhalten zu seiner Umgebung wesentlich mit bestimmt. Eine gar belangvolle Erscheinung an jedem Charakter, die er hier mit Geschick hervorhebt, wogegen alle früheren Darsteller des Menschenfeind-Problems sich diese haben entgehen lassen.

Überdies versteht es Raimund seinen Selbstsüchtler in einer für die Bühnenwirkung unerläßlichen Weise auch anziehend zu machen. Er stattet ihn mit einer geradezu entzückenden Naivetät aus. Sein Menschenfeind hält sich für einen Ausbund von Liebenswürdigkeit. Allerdings gesteht er, manchmal „in die Hitz' zu kommen", was aber nur selten geschehe, denn sobald er ausgeredet, wisse er kein Wort mehr, von dem was er gesagt. Wird ihm seine Heftigkeit vorgeworfen, ist er ganz erstaunt über seine Gelassenheit. Seine innerste Überzeugung bleibt, sein größter Fehler sei, daß er zu gut gewesen. Wird ihm gesagt, sein Betragen habe jeden tief erbittert und er verdiene den Haß, den man ihn zolle, versichert er ein besserer Mensch zu sein, als er hätte sein sollen[1]). All das ist urkomisch und wirkt unfehlbar als solches durch die sofort einleuchtende Widersprüchigkeit im vorgeführten Wesen selbst. Um so mehr befremdet es, daß Raimund eine gar fruchtbare Gelegenheit zum Entfalten echter Komik unbeachtet läßt. Zu zeigen wäre gewesen, wie es dem nunmehrigen Einsiedler, dem begüterten

[1]) Werke, Bd. II. S. 243. f. 246. 280.

und verwöhnten Herrn, in der von ihm gewünschten aber nie erprobten Weltabgeschiedenheit ergeht, wie er sich zu dieser Lebenslage stellt. Dies würde zweifellos reichlichen Anlaß zu einer wirklich komischen Ausgestaltung der aufgegriffenen Situation gegeben haben, ja sie fordert zu einem solchen Verfahren geradezu heraus. Dazu kommt es aber nicht, weil der Plan des Stückes gerade hier an die dem Dichter wichtige Zusammenstellung von Geister- und Menschenwelt anknüpft, wie sie in der von ihm gewählten Betitelung unverkennbar deutlich ausgesprochen ist. In die Waldeinsamkeit bringt Raimund seinen Menschenfeind nur, um ihn in den Machtbereich des Alpenkönigs zu führen.

Vom Anfang an tritt der Alpenkönig als ein menschlich gestalteter Vertreter der gütigen Vorsehung auf, welche nur auf Menschenwohl bedacht ist. Wie er zunächst das unschuldig leidende Liebespaar in seinen Schutz nimmt und sich ihm und denen, die es gut mit demselben meinen, verschiedentlich offenbart, so auch kommt er zum vereinsamten Menschenfeinde mit dem festen Vorsatz, ihn zu bessern. Deshalb wird die Wette zwischen ihnen vorgeschlagen, gegen welche der hartnäckige Hr. v. Rappelkopf sich lange sträubt, bis er, indem der Alpenkönig die Elemente gegen ihn entfesselt, sie einzugehen gezwungen wird. Von nun ab bewegt sich die Handlung ausschließlich in einer wechselvollen Entfaltung des Zauberischen, wie dies ursprünglich in der dichterischen Absicht selbst gelegen. Der Menschenfeind wird auf märchenhafte Weise in den Eispalast des Alpenkönigs versetzt, und zwar schon in Gestalt seines aus Venedig erwarteten Schwagers, und als solcher hat er in seinen Familienkreis zurückzukehren, von allen für den gehalten, den er einstweilen vorstellt. An seiner statt kommt der Alpenkönig, aussehend wie der entwichene Menschenfeind, damit dieser sein eigenes „Denken, Wollen, Handeln und Fühlen genau in einem anderen Bild erblicke“[1]. Die bezweckte Besserung bleibt nicht aus, aber seinen Abschluß findet das Stück nicht im Wiedereintritt der wirklichen Verhältnisse, in denen der Gebesserte seine geänderte Sinnesart zu bewähren hätte, sondern in einer ballethaften „Apotheose“ mit dem Tempel der Erkenntnis als Schauplatz beim Alpenkönig: in seiner überwirklichen Herrlichkeit von den Erdenkindern erblickt, hat derselbe deren Dank für sein segenvolles Wirken zu empfangen.

Einer durchaus an die lebendige Wirklichkeit gewiesenen Bühnenkunst, wie sie namentlich für einen derartigen Gegenstand gefordert ist, kann ein solcher Schluß unmöglich nunmehr genügen. Für Raimunds Dichtungsweise war das Verwenden des Zauberischen durchaus wesentlich. Es beharrt in allen seinen acht Dramen, sie alle sind Zauber-

[1] Werke, Bd. II. S. 590.

spiele, wenn dieses auch im „Verschwender" zurücktritt, wo es, wenn auch auf nur drei Gestalten beschränkt, eine entscheidende Bedeutung hat. Ohne den Eingriff dieser Überwirklichen, namentlich des in seiner Fürsorge für den Verschwender von diesem verkannten „Bettlers", käme die Handlung nicht von der Stelle, so wenig wie in den sieben übrigen Zauberspielen ohne die den wirklichen Menschen zugesellten höheren Wesen. Seien es Zauberer, Feen oder Allegorien, wie Hoffnung, Jugend, Alter, Neid und dergleichen, sie alle verkehren mit den Menschen wie diese mit Ihresgleichen verkehren. Das ist künstlerische Unbeholfenheit, wie sie den mittelalterlichen Moralitäten eigen, die sich im bildlichen Darstellen von Begriffen und deren Beziehungen behagen, statt das Menschenleben in seiner Vollwirklichkeit zum Gegenstand der Kunst zu erheben. In dieser Hinsicht war Raimunds Dichtung befangen: er hatte um ein von ihm selbst geprägtes Wort zu brauchen — eine „gefesselte Phantasie".

Kaum 25 Jahre nach Raimunds „Menschenfeind" war es einem französischen Bühnendichter vergönnt das Problem ohne jede Verwendung von Zauber und Märchen zu behandeln. Es ist, wenn auch nicht einwandfrei betreffs des Abschlusses, ein kleines Meisterwerk, das eine Unzahl Vorstellungen am Théâtre du Palais royal in Paris und vielen anderen Bühnen erlebte und heute noch eine unfehlbare Wirkung üben würde. Autor war Eugène Labiche [geb. 5. Mai 1815 in Paris, gestorben ebenda 23. Januar 1888]; sein gehaltvoller, reichlich lange spielender Einakter heißt Le misanthrope et l'auvergnat, die Komik darin lediglich auf reinmenschlichen Verhältnissen ruhend, wobei er mit nur wenigen Figuren ausreicht. Wie bei allen Vorgängern ist auch Labiches Menschenfeind sehr reich, aber unbeweibt wie Shakespeares Timon, mit dem der menschenüberdrüssige Pariser auch noch Das gemein hat, eine Festlichkeit zu planen, zu der er seine Bekanntschaft zu laden gedenkt, um ihr „die Wahrheit" an den Kopf zu werfen, aber bei einer Bewirtung mit verdorbenen Süssigkeiten und Erfrischungen. Für gewöhnlich genügt es ihm recht lange in den Tag hinein zu schlafen, um möglichst wenig von dem Menschengezücht zu sehen. Von diesem hat er nichts als Verlogenheit und Unredlichkeit erlebt und noch ganz kürzlich durch den Verlust einer Brieftasche voll Banknoten, die ihm nicht wiedergebracht worden. Aber sie ward gefunden und wird ihm zurückerstattet von einem braven Wasserträger[1]), gebürtig aus der Auvergne, einer wegen der Rechtlichkeit ihrer Bevölkerung besonders geachteten Gegend. Nachdem das einfache Landkind seinen Fund dem rechtmäßigen Besitzer abgeliefert, will es von einer Belohnung dafür nichts wissen; es hat eine Freude am redlichen Handeln

[1]) Ein nunmehr in Paris nicht mehr vorhandener Straßentypus.

selbst und lehnt jede Vergütung ab. Darüber steht dem Menschenfeinde der Verstand still: so etwas hätte er nie für möglich gehalten. Gerührten Herzens trägt er dem braven Manne seine Freundschaft an. Er will ihn immer um sich haben, um stets Wahrheit, nichts als Wahrheit zu hören. Aber dazu muß der Wasserträger seinen bisherigen Beruf aufgeben. Auf den Antrag geht derselbe nur ein, nachdem der reiche Herr ihm eine beträchtliche Summe zusichert, die den Ausfall des bisherigen Erwerbes ersetzt.

Hiemit ist der Knoten zur Durchführung des aufgenommenen Problems geschürzt, und zwar auf eine Weise, an die keiner der früheren Dichter bei ihrer Darstellung desselben gedacht. Der Menschenfeind hat Einen gefunden, der wie er selbst der Wahrheit und Redlichkeit huldigt. Nicht minder vortrefflich ist die weitere Gestaltung der Komödie. Der Wahrheitsverkündiger tritt sofort seinen neuen Beruf an, aber dessen Ausübung wird dem Wahrheitsforderer bald unbequem. Nicht nur, daß dieser über allerhand kleinen Lügen und Unredlichkeiten ertappt wird, er muß auch das eben erhaltene Geld an einen ihm sehr ungelegen kommenden Entleiher abgeben, den er im Beisein des redlichen Finders nicht mit einer hohlen Ausrede abspeisen kann. Der gute Bekannte selbst, ein grimmiger Eifersüchtler, durch eine Kleinigkeit beirrt, glaubt einer Untreue seiner Gattin auf die Spur gekommen zu sein. Mit Hilfe des ehemaligen Wasserträgers, dessen Redlichkeit soeben an den erhaltenen Banknoten aus der gefundenen Brieftasche erprobt worden, soll dies festgestellt und beim Menschenfeinde in dessen Abendgesellschaft, zu der auch das Ehepaar geladen worden, als Strafgericht über die Schuldlose allgemein kundgegeben werden. Dies kann der wahrheitfordernde Menschenfeind nicht zulassen, und all sein Bemühen ist nunmehr darauf gerichtet, den Wahrheitsverkündiger zu einer kleinen Lüge zu verführen, die den unbegründeten Argwohn des ergrimmten Gatten aus der Welt schafft. Es glückt durch die Vermittelung eines verschmitzten Hausmädchens, in das sich das Landkind verliebt hat. Selbst zur Eifersucht geneigt, leistet er „un joli petit mensonginet", womit er den ungerechten Verdacht von der unschuldigen Frau und die ihr vom Gatten zugedachte schnöde Behandlung abwendet. Alles löst sich in ungetrübte Freude auf. Viele tanzlustige Paare haben sich zum Ball, mehrere alte Herren zu den breit gehaltenen Kartentischen eingefunden und das kluge Hausmädchen hat für tadellose Erfrischungen gesorgt.

Unterhaltend mag dieser Schluß sein, korrekt ist er gewiß nicht. Der Menschenfeind als ein liebenswürdiger Festgeber ist eine künstlerisch unzulässige Abschweifung vom aufgenommenen Problem. Daß die vom Autor zu Anfang des Stückes ins Auge gefaßte Entlehnung aus Shakespeares Timon unterbleibt, kann ihm nicht zum Vorwurf ge-

macht werden, zumal das timonische Benehmen schließlich nicht vom Menschenfeind, sondern von einem seiner Gäste beabsichtigt wird. Wohl aber ist dem Dichter der Einwand nicht zu erlassen, daß es keinen Sinn hat, eine Junggesellenwohnung, die blos dem Bedarf eines nur geringen Menschenverkehr duldenden Sonderlings genügen kann, zu einem seinem ganzen Wesen durchaus widersprechenden Zweck zu verwenden. Die künstlerisch richtige Lösung des fruchtbaren Komödienproblems steht noch aus. Gelingen kann sie, selbstverständlich bei eminenter Bühnengeschicklichkeit, nur einer echten Dichterkraft, bereichert von einem überlegenen Humor und einem entschiedenen Freisinn, wie wir dies alles bei Anzengruber, namentlich seinen durch und durch vollendeten und immer die gleiche Wirkung übenden „Kreuzelschreibern" bewundern.

# Miszellen.

## Zur Bibliographie des Faustbuches E.

Von der Reimbearbeitung des Spiesschen Faustbuches, die in den Meßkatalogen oft genannt wird,[1]) wurde erst 1816 von Nyerup ein Exemplar nachgewiesen und ein näherer Bericht darüber gegeben[2]). F. H. v. d. Hagen hat dann in seiner Besprechung der über Faust erschienenen Arbeiten in Germania B. VI dieses Fundes Erwähnung getan und ebd. VII S. 410 die Beschreibung Nyerups wiederholt. Inzwischen bekam er das Exemplar zur Einsicht und konnte ebd. VIII S. 319 ff. eine neue Beschreibung liefern. Das Werk selber teilte er Scheible mit (vgl. ebd. S. 323), der es in seiner Sammlung „Kloster" zum Abdrucke bringen sollte. Der Neudruck ist 1849 im XI. B. S. IV + 1—216 erschienen. Auf diesen gehen alle späteren Beschreibungen zurück. Erst 1885 hat für E. Engel das Exemplar Ch. Brunn in Kopenhagen neuerlich eingesehen und beschrieben[3]). Die genannten Beschreibungen aber lassen an Richtigkeit und Genauigkeit manches zu wünschen übrig[4]). Sie waren auch die Ursache der irrtümlichen Annahme des Nachdruckes e, dessen Vorhandensein Engel aus der Beschreibung Brunns erschlossen und Zarncke a. a. O. gebilligt hatten.

Ich habe das Kopenhagener Exemplar längere Zeit hindurch benützen können und möchte nun im folgenden eine wissenschaftliche Beschreibung des Druckes vorlegen und, die Zuverlässigkeit des Scheibleschen Neudruckes nachprüfend, das Mißverständnis, welches zur falschen Annahme, das Maltzahnsche Exemplar sei ein Nachdruck von E, geführt hatte, beseitigen.

---

[1]) Vgl. Zarncke in den Berichten über die Verhandlungen d. kgl. sächs. (G. d. W. phil.-hist. Kl., XL., S. 198.

[2]) Vgl. Almindelig Morskabslaesning i Danmark . . . af Rasmus Nyerup Kjøbenhavn 1816, S. 189—191.

[3]) Vgl. Zusammenstellung der Faustschriften vom 16. Jh. bis Mitte 1884 v. E. Engel Oldenburg, 1885, Nr. 212.

[4]) Keine gibt z. B. das Titelblatt richtig wieder.

E = 1587,8 Tübingen, Alexander Hock[1]) 8°. Schriftspiegel der Vorrede = 13 × 7 cm. = 22 Zeilen, des Textes = 13 × 7 + 3 cm. Marginale = 26 Zeilen. 8 Bll. Vorstoß = 1 Bogen mit A signiert. Bl. 1ᵉ Titel: Ein warhaffte vnd erschröckliche Geschicht: (rot) Von D. Johann (rot) Fausten / dem weitbeschreiten (rot) Zauberer vnd Schwartzkünstler wie er sich dem Teuffel mit Leib vnd Seel auff 24. jar lang mit seinem eigen Blut verschrieben Was er hier zwischen für ein Gottloß Epicurisch leben geführt vnd was für seltzame Abenthewer er getrieben / biß er endtlich von dem Teuffel nach verlauffener zeit jämmerlich vmb gebracht vnd hingefürt worden. (rot) Allen Gottlosen / Vbermütigen vnnd (rot) Fürwitzigen Menschen zu einem erschröcklichen Exempel vnd trewhertzigen warnung an tag gegeben vnd auß dem vorigen getruckten teutschen exemplar in reymen verfasset. 1. Petri 5. Seyt nüchtern vnd wachet dann ewer Widersacher der teufel gehet vmbher wie ein brüllender Löwe / vnd sucht welchen er verschlinge / ꝛc. Schwarzer Strich. Anno M. D. LXXXVII. ᵇ leer. Bl. 2ᵉ ff. Dem Christlichen Leser glück / heil / segen / vnd alles guts vom Herrn. Überschrift: Vorrede. Schluß 7ᵉ. ¹², unten ein schwarzer Zierstock: Geflechtmuster in der Form eines Rechteckes 6·7 × 3·5 cm. Bl. 7ᵇ Etliche schöne sprüch / von den Zauberern ꝛc. Schluß 8ᵉ. 8ᵇ leer. Folgen 144 Bll. der Historia selbst = 18 Bogen mit B—T signiert und paginiert. Fehler in den Signaturen: A v und Dij anstatt B v und Diij, in den Seitenzahlen: fehlt 211, zweimal 273 und anstatt 52, 97, 104, 123, 205, 208, 228, 264, wurden 25, 79, 401, 125, 105, 108, 225, 248 gesetzt. Schluß Bl. 152ᵇ: Ende dieser Historien. M. I. M. G. F. S. G. S. Vollendet den 7. Januarij / im 1588. Jar. Überschriften: S. 2—67 Erster theil der Histori / D. Johann Fausten. 68—143 Ander theil der Histori / D. Johann Fausten. (S. 104 fehlerhaft: Bnder) 144—245 Dritter theil der Histori / D. Johann Fausten. (Die einzelnen Capp. dieses Teiles sind mit römischen Zahlzeichen I—XXIV versehen. VI und XV fehlen und die Capitel[2]) sind überhaupt nicht gezählt). 246—288 Vierder theil der Histori / D. Johann Fausten. (S. 288 blos Vierter theil der Histori.) + 4 Bll. Register = ½ Bogen mit V signiert. Fehler in der Signatur: Uiij anstatt Viij. Überschrift (Bl. 153ᵉ keine): Register. Schluß Bl. 155ᵇ: ENDE. Bl. 156ᵉ ein rechteckiger schwarzer Zierstock aus Geflechtmuster 6·5 × 3 cm. Dann: Getruckt zu Tübingen / bey Alexander Hock / im Jar. Schwarzer Strich. M. D. LXXXVIII, unten der Zierstock aus Bl. 7ᵉ wiederholt. 156ᵇ leer. Zusammen 156 Bll. oder 19½ Bogen mit A—V signiert. Fehler in den Kustoden: S. 143, 270 fehlt: Folget, 68, 96 dann, Bschaffen anstatt das, War.

Druck sorgfältig, zirka 25 geringerer Druckversehen. Letternsatz abgenutzt (die Umrisse der Typen verschwommen): Schwabacher Fraktur fünffacher Größe 13—3 mm., Antiqua und Italique (Nur in den Marginalien bei Scheible durch Antiqua wiedergegeben). Fünf größere Anfangsbuchstaben 2 cm² vor der Vorrede und dem 1—4 Teile der Historien. Abkürzungen, diakritische und Interpunktionszeichen die zu der Zeit üblichen. Das gekrümmte r ist sehr selten, gewöhnlich noch bei Doppelschreibungen. Kein Papierzeichen.

Exemplare: 1) in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen 15 × 9·4 cm. Signatur 117—249. Auf dem Titelblatte unten rechts ein eigenhändiger Herkunftsvermerk mit Tinte: Suhm[3]). Auf S. 88 ist den Zeilen vgl. Scheible

---

[1]) Drucke von 1568—1609 vgl. K. Steiff: Der erste Buchdruck in Tübingen. Tübingen 1881 S. 35.

[2]) Vgl. Scheible a. a. O. S. 157 und 163.

[3]) Aus dem Nachlasse dieses berühmten dänischen Historikers aus dem 18. Jh. ist das Exemplar samt seiner ganzen, 100.000 Bände zählenden Sammlung in die kgl. Bibliothek übergangen. Nach der gefälligen Mitteilung des Bibliothekars Herrn Victor Madsen ist kein alter Katalog des Nachlasses vor-

a. a. O. $64^{31}$—$65^{1}$ am Rande wahrscheinlich von der Hand Suhms mit Tinte ein H beigeschrieben und unten ein darauf bezugnehmendes Zeichen (wieder ein H mit einem Kreuze auf dem mittleren Balken) mit einer längeren Notiz, die leider schwer lesbar ist. Der Einband aus Pappdeckeln mit violettem Marmorpapier überzogen und braunem ledernen in Gold gepreßten Rücken ist während der Regierungszeit Christians VIII. (1839—1848) besorgt worden. Am Rücken oben das Monogramm C R VIII (Christianus Rex) darüber eine Krone, darunter auf einem Schildchen: Geschichte | von | D. Joh. Fausten, in der Mitte in goldenen Streifen: Tübingen 1587, unten das Wappen Dänemarks[1]). Der Randschnitt ist grün gefärbt. Das Exemplar ist bis auf einige Kritzeleien mit Rotstift und Tinte, die zu stark beschnittenen Blätter 86, 97, 100, 126 und die fünf letzten wurmstichigen sonst gut erhalten. Hie und da ist das Papier wasserfleckig und an einigen Stellen in den Marginalien ist der Abfall der Druckerschwärze zu bemerken.

2) verschollen, früher in W. v. Maltzahns Besitze, vgl. darüber unten.

Einzelne Stellen haben a. a. O. Nyerup (S. 4, 17, 186, 260—4 des Originals), v. d. Hagen (vgl. Scheible a. a. O. $II^{30}$—$III^{15}$, $1^{5-12}$, $3^{33}$ 49, $10^{6}$—$11^{6}$, $13^{5-12, 20-25}$, $17^{12}$—$18^{21}$, $92^{30}$—$93^{2}$, $191^{9-13, 31}$—$192^{1, 12-15}$, $193^{15-18, 20}$, $194^{4-6}$, $211^{22}$ bis zum Schlusse, das Ganze Scheible abgedruckt[2]). Eine Nachbildung der S. 21—3 gab G. Könnecke im Bilderatlas Marburg. 1895, S. 16.

Beim Vergleiche des Scheibleschen Neudruckes, welcher nach der Mitteilung im Vorworte S. V vollständig und wortgetreu ist, mit dem Original, bin ich auf rund 250 Abweichungen gestoßen, darunter 16 bedeutendere. Die übrigen betreffen größtenteils Interpunktion, Graphik und Grammatik, die sonst beibehalten wurden.

e. o. O. 1587 8 früher in W. v. Maltzahns Besitz. Diesen Nachdruck hat Engel a. a. O. auf Grund folgender Erwägungen angesetzt: 1. Maltzahn bemerkt bei der Beschreibung seines Exemplars im deutschen Bücherschatze, Jena 1875, I. Abt. Nr. 1211, er habe es mit dem Neudrucke Scheibles verglichen, der sich als ungenau herausgestellt hat. 2. Sein vollständiges Exemplar besaß den bei Scheible am Ende des Registers sich befindenden Druckvermerk nicht. Dem ist entgegenzuhalten: Das Titelblatt des Exemplars stimmt in Buchstaben und Zeitenanordnung mit dem Kopenhagener überein, die Blätterzahl der Vorrede, Historie und des Registers ist dieselbe. Die Wiedergabe bei Scheible ist wirklich ungenau und das Impressum befindet sich im Original nicht am Ende des Registers, wie im Neudrucke, sondern in der Mitte der Vorderseite des letzten, sonst leeren Blattes.

Wir werden also e als Nachdruck aus der Faustbücherbibliographie streichen müssen und es bloß für ein zweites Exemplar des Originaldruckes halten.

* * *

## Korrektur-Note.

Bei Ausarbeitung dieser Notiz ist mir der wenig beachtete Aufsatz O. Heuers (R. Petsch in seiner Bearbeitung der Zarnckeschen Ausgabe des Faustbuches in

---

handen, auch bei Suhm lassen sich keine näheren Angaben über die frühere Herkunft unseres Exemplars finden.

[1]) Vgl. Siebmachers Wappenbuch, I., 2. Taf. 104, es fehlen aber die Kronen auf den Köpfen der Löwen und die Herzen oder Lindenblätter, welche zwischen den Löwen eingestreut erscheinen.

[2]) Auch in populärer, neudeutscher Bearbeitung bei Scheible, Stuttgart 1853, $8^{0}$ erschienen.

H. Neudrucken H. 7. 1911 kennt ihn nicht, sonst würde er auch den neuen von Heuer ebenda beschriebenen Druck $d^2$ des Faustbuches in die Bibliographie aufgenommen haben: Zur Bibliographie des Spiesschen Faustbuches II. in den Berichten des F. D. Hochstifts zu Frankfurt a. M. 1894, S. 274 ff. vgl. auch Faust-Ausstellung im Goethehause zu F. a. M. 1893. Nr. 68, entgangen. Daraus entnehme ich, daß das Maltzahnsche Exemplar in die Berliner kgl. Bibliothek übergegangen ist. Mein Schluß wird bestätigt und der wertvolle Aufsatz Heuers ergänzt, weil er das Kopenhagener Exemplar nur aus den Beschreibungen Brunns und Engels kennt. Das Berliner Sign.: Libr. impr. rar. Octav. 204, von mir auch eingesehen, im Pergamentband mit breitem Rand und grünem Randschnitt ist vorzüglich erhalten. Über das Fehlen der Druckernotiz ist die Erklärung Heuers a. a. O. zu vergleichen.

Wien. Dr. Josef Fritz.

## Zwei bisher unbekannte Urteile über Klopstock.

Die zu Jena im Jahre 1753 erscheinende moralische Wochenschrift „Der Träumer" weist einen nicht unwesentlichen Unterschied von den früheren Wochenschriften dieser Richtung auf, und schon ihr genauer Titel: „Der Träumer nebst einer kurzen Critik" deutet dies an: sie bringt nämlich am Ende fast jeden Stückes kurze Rezensionen über Neuerscheinungen des Buchhandels. Vorbildlich dafür konnten dem Verfasser, von dem ich leider nur feststellen konnte, daß er keiner der bekannteren Literaten der Zeit ist, die „Bremer Beiträge" sein, in denen „dichterische Versuche aller Art in Versen und in Prosa mit theoretischen, namentlich ästhetisch-kritischen und literar-geschichtlichen Aufsätzen"[1] wechselten, immerhin aber einige Beiträge, besonders die Rabeners, durch ihren Stoff und die Art seiner Behandlung den Zusammenhang mit den moralischen Wochenschriften im eigentlichen Sinne aufrecht erhielten. Im „Träumer" läßt sich, wie gesagt, dieselbe Mischung von moralischen und literarhistorischen Abhandlungen beobachten; leider sind nur die Gegenstände der letzteren in der Regel unbedeutend. Immerhin interessiert neben einigen Rezensionen über gleichzeitig erscheinende Wochenschriften, die ich bereits an anderer Stelle mitgeteilt habe[2], besonders die Beurteilung, die die Klopstocksche Ode „An Gott"[3], darin erfahren hat, und gerade der Umstand, daß der Verfasser beziehungsweise Herausgeber des „Träumers" einer der unbedeutenderen Alltagsjournalisten ist, läßt mir die Mitteilung dieses Urteils über Klopstock besonders wünschenswert erscheinen, da es die hellsten Streiflichter auf den damals in breiteren Schichten des Volkes herrschenden literarischen Geschmack wirft und im besonderen zeigt, welche Wertschätzung Klopstock erfuhr. Im 7. Stück der Zeitschrift auf S. 111 heißt es unter der Überschrift „Hamburg":

„Der berühmte Herr Friedrich Klopstock scheinet unter die Classe der verliebten Gelehrten zu gehören. Eine Ode, die er neulich allhier herausgegeben hat, bestärket uns in dieser Meinung: es müste denn seyn, daß seine Liebe so beschaffen wäre, wie die Liebe der meisten Dichter. Die Ode selbst ist an Gott gerichtet. Der Poet bittet die erhabene Gottheit, das Herz seiner Freundinn in

[1] Muncker, Kürschners National-Literatur Bd. 43, S. II.

[2] Vgl. meine Schrift: Die deutschen moralischen Wochenschriften als Vorbild G. W. Rabeners. Halle 1911, S. 42 f.

[3] Dem Rezensenten lag der von Goedeke, Grundriß[3] IV, S. 169 unter Nr. II, 9 angeführte zweite Hamburger Druck vom Jahre 1752 vor.

ihm verliebt zu machen. Der Endzweck seiner Liebe ist untadelich, als die Absicht des ersten Menschen beym Milton. Er hoffet, in den Armen der Schönen, das Lied des Sohnes erhabner zu singen. In der ganzen Ode herrschet viel prächtiges; die Beschreibung der Gottheit, die einen grosen Theil des ganzen Gedichts ausmachet, kann als ein Beweiß hiervon angeführet werden. Sonst sind einige ungewöhnliche Ausdrücke mit eingeschlichen. Fehler, die bey begeisterten Dichtern, die sich nur mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit beschäftigen, nicht seltsam sind."

Ebenso dürfte ein anderes zeitgenössisches Urteil über denselben Dichter — und zwar diesmal über seinen „Meßias" — um seiner Originalität willen unser Interesse erwecken; in der Leipziger moralischen Wochenschrift „Die Hofmeisterinn" ist in einem Schreiben des Herrn Kilian Wahrmund an den Herausgeber zu lesen (15. Stück, S. 115):

„Zu einer andern Zeit lehnte mir unser Herr Hofmeister ein poetisch Buch, es hieß der Meßias, und der Autor Klopstock. Es war schön eingebunden und ich dachte, es müsse also was Schönes drinnen seyn. Aber nein. Da war kein Reim, keine ordentliche Scansion, da kamen die größten Lügen, die gerade wider die Bibel waren. Und überhaupt war das Ding so hoch, oder dunkel, daß ichs (der doch sonst, ohne Ruhm zu melden, einen durchdringenden Kopf hat) endlich wegschmiß und sagte: Si non vis intelligi, non debes legi, wenn du nicht verstanden werden willst, so sollst du auch nicht gelesen werden."

Nicht ausgeschlossen ist, daß diese Kritik, so häufig auch sonst die Verfasser der Wochenschriften aus dem Leserkreise an sie gerichtete Briefe fingieren, wirklich eine Äußerung aus demselben ist; die Aufforderung des Verfassers der „Hofmeisterinn" zur Mitarbeit, für die, was die Aussetzung eines Honorars für den besten Beitrag anbetrifft, meines Wissens nur der „Patriot"[1]) vorbildlich sein könnte, scheint es mir wahrscheinlich zu machen (vgl. 1. Stück, S. 8). Sollte dies wirklich der Fall sein, so wäre es allerdings äußerst bezeichnend.

Quedlinburg. Wilhelm Hartung.

## Zur Lessing-Bibliographie.

In der neuen Ausgabe des Bandes IV von Goedeke-Goetzes „Grundriß" findet sich in dem Lessing behandelnden Abschnitte, den wir wohl als die letzten Resultate der Lessing-Forschung darbietend anzusehen haben, auf Seite 313 über die erste wirkliche Gesamtausgabe der Lessingschen Schriften die Angabe „Teil 1/14 erschienen mit doppelter Fassung des Titelblattes entweder als vermischte oder als sämmtliche Schriften bezeichnet, doch (mit Ausnahme von Teil 1) ohne weitere Unterschiede im Druck; von Teil 15 an lautete der Titel nur: sämmtliche Schriften."

Als glücklicher Besitzer dieser Gesamtausgabe möchte ich bemerken, daß ein kleiner Unterschied im Druck doch vorhanden ist: bei den „vermischten Schriften" ist das Titelblatt hübscher angeordnet, hat eine Zierleiste als Einfassung und eine Vignette, welche vom fünften Teile an dieselbe bleibt; auf einer ein Gesicht darstellenden Konsole steht eine Urne, aus der lange, schmale Blätter heraushängen. Ferner ist es zweifelhaft, ob erst von Teil 15 an der Titel nur „sämmtliche Schriften" lautete. Band 13 und 14 enthalten nämlich „Einige Beyträge zur Geschichte und Litteratur, aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek". Am Schlusse von Band 13 befindet sich auf einem unpaginierten Blatte folgende:

[1]) Vgl. „Der Patriot", Hamburg 1724—1726, Nr. 36, 72, 108.

„Nachricht.

Der eilfte und zwölfte Band dieser Sammlung, werden die Briefe antiquarischen Inhalts enthalten, und in der Ostermesse 1793 unfehlbar erscheinen. Sie bekommen, als Anhang, noch einen ganzen Brief und mehrere Fragmente zu einem dritten Theile dieser Briefe, aus Lessings litterarischem Nachlaß, imgleichen viele Zusätze und Erläuterungen von dem Herrn Hofrath Eschenburg in Braunschweig, der jetzt noch mit Ausarbeitung derselben beschäftigt ist."

Weil also Eschenburg nicht rechtzeitig fertig wurde, erschienen Band 11 und 12 später als Band 13 und 14; Eschenburgs Vorrede zu jenen ist vom 15 Februar 1793 datiert. Diese Bände 11 und 12 haben nun, während 13 und 14 noch „vermischte Schriften" heißen, in meinem Exemplar den Titel „sämmtliche Schriften" und sind ihm, wie der gleichförmige schöne Franzband beweist, nicht etwa später eingefügt. Man wird also vielleicht besser sagen, daß der alleinige Titel „sämmtliche Schriften" mit Beginn des Jahres 1793 eingeführt wurde. Ferner haben (508 S. statt 608 S. bei Bd. 15 ist ein Druckfehler bei Goedeke) bei mir die Bände 19: 394 paginierte Seiten, 20 : 2 Bl. 352 paginierte Seiten, 21 : 442 paginierte Seiten, während bei Goedeke 393, 356 und 440 Seiten angegeben sind. Die Sache erklärt sich so, daß bei mir Erstausgaben vorliegen, welchen der Verleger Titel und Inhaltsangabe der Ausgabe von 1794 vorgeklebt hat, so daß die Seitenangaben des Inhalts mit dem Texte nicht stimmen. Mein Band 19 ist die Erstausgabe der Trauerspiele von 1772 (Redlich, Lessing-Bibliothek, S. 707), meine Bände 20 und 21 die Erstausgabe der Lustspiele von 1767 (Redlich S. 701, wo aber der erste Teil die Paginierung der 1794er Ausgabe hat, während Goedeke S. 395 sie richtig gibt). Die oben angeführte Paginierung Goedekes ist die der dritten Auflage der Lustspiele von 1786, welche also für die Ausgabe von 1794 ebenso verwendet worden ist, wie die Erstausgabe. Der praktische Verleger hat eben 1794 die Gelegenheit benutzt, um mit allen alten Vorräten aufzuräumen. — Es freut mich, das Vorhandensein so seltener Exemplare, wie das meinige, hier erstmals konstatieren zu können.

Memel. Johs. Sembritzki.

## Wieland und Gleim in Wetzlar 1771.

1.

In dem Tagebuche, das Johann Christian Kestner 1767 bis 1773 in Wetzlar führte, findet sich die bisher ungedruckte Bemerkung: „Am 11. Mai (1771) kam hier der berühmte Dichter Wieland, Professor zu Erfurth, an. Er hatte einen jungen de la Roche bey sich. Er reisete den 12. schon wieder ab, vermuthlich nach Maynz. Ich habe ihn nicht gesehen, ob er gleich in meinem Speise-Quartier logiert hat, wo er auch einmahl mit am Tische gewesen, ich aber eben zu Hause aß. Er hat sich mehrenteils bei dem Assessor von Loskant Kurmainzischen Präsentatus, welchen er genau kennt, aufgehalten u. ist von wenigen gesehen worden. Er soll groß u. mager seyn; u. seyn Äußerliches nicht viel versprechen. Der junge la Roche ist ein Sohn des ehemaligen Secretairs bey dem alten Grafen Stadion, welcher 1755 churmainz. Gesandter zu Hannover war. Der Vater ward nach seinem Secretariat Amtmann bey dem Grafen u. ist jetzt churtrierscher Geh. Rath. — Wieland hatte eine Geliebte, welche er in seinen ersten Gedichten Doris nannte, u. in der Gegend von Biberach, oder daselbst, wo jener Stadtschreiber war, wohnte. Weil seine Glücksstände schlecht waren u. der damahlige

Amtmann de la Roche, sein vertrauter Freund, jenes Frauenzimmer auch liebte: so geschah es mit seiner Bewilligung, daß dieser sie heirathete, aus welcher Ehe jener obgedachte Sohn von etwa 14 Jahren erzeuget ist."

Wielands Jugendgeliebte, Sophie Gutermann, hatte 1753 Herrn Frank von la Roche geheiratet; sie wurde durch den 1771 herausgegebenen Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" berühmt; ihr Sohn Fritz wurde von Wieland erzogen. Franz Wilhelm Loskant war 1764—1791 Beisitzer am Reichskammergericht zu Wetzlar. Selbst dem Dichter Friedrich Wilhelm Gotter gelang es nicht, Wieland in Wetzlar zu sehen. Dieser reiste aus der Kammergerichtsstadt, um die Familie la Roche zu besuchen, nach Ehrenbreitstein, wo sich auch die beiden Brüder Jacobi und Hofrat Franz Michael Leuchsenring zu einen empfindsamen Kongreß einfanden, der von Fritz Jacobi ausführlich geschildert ist. Wieland schrieb dann am 26. Mai an Gleim: „Wie oft haben wir empfunden, daß unser Gleim uns mangelt um vollkommen so selig zu seyn, als die Seelen in Elysium!" und er meinte, auf dem ganzen Erdboden sei kein Winkel würdiger, durch die erste Umarmung Gleims und Wielands berühmt zu werden als die Villa des Kurmainzischen Großhofmeisters Freiherrn von Groschlag zu Dieburg bei Darmstadt. Als er dann mit Änderung seines Reiseplanes nach Höchst ging, bat er Gleim, nach Darmstadt zu kommen, wo alles, was Seele habe, begierig sei, seinen Gleim zu sehen. Hier fand dann Anfang Juni bei der Landgräfin Karoline von Hessen die geplante Zusammenkunft beider Dichter statt, über die Wieland am 6. Juli aus Erfurt an Gleim schrieb: „Ich kann es nicht länger anstehen lassen, Ihnen zu sagen, was ich doch niemahls, so stark als ich es empfinde, werde sagen können, daß die wenigen Stunden, die wir zu Darmstadt mit einander zugebracht, mir das lebhafteste Verlangen zurückgelassen haben, mein ganzes Leben mit Ihnen zuzubringen."

Welch empfindsames Entzücken der Besuch Vater Gleims in dem Merckschen Kreise zu Darmstadt erregte, das erkennen wir aus den Worten, die Karoline Flachsland darüber am 4. Juni 1771 an ihren Verlobten Herder schrieb: „Er (Gleim) weinte eine Freudenthräne und ich, ich lag mit meinem Kopf auf Mercks Busen; er war außerordentlich gerührt, weinte mit, und ich weiß nicht alles, was wir gethan." Über den Eindruck, den Wieland machte, schreibt sie weniger überschwenglich: „Er ist im ersten Anblick nicht einnehmend. Mager, blatternarbig, kein Geist und Leben im Gesicht, kurz die Natur hat an seinem Körper nichts für ihn gethan; tritt kalt in die Gesellschaft, spricht ziemlich viel, insonderheit wenn er Laune hat. Man muß ihn lange sehen, ehe man ihn kennt: erst eine Stunde vor dem Abschied habe ich gesehen, daß er warm und empfindsam seyn kann; und ich liebe ihn, da ich ihn als Freund hab' kennen gelernt."

2.

Nachdem sich der Kanonikus Johann Wilhelm Ludwig Gleim, auf der Reise von Halberstadt nach Darmstadt begriffen, im Mai 1771 von Marburg aus bei dem 24jährigen Gothaischen Legationssekretär Friedrich Wilhelm Gotter in der Reichskammergerichtsstadt angemeldet hatte, richtete dieser an ihn einen jetzt im Städtischen Museum oder Gleimhause zu Halberstadt aufbewahrten Brief, den ich hier mit Erlaubnis des Herrn Konservators veröffentliche:

Wohlgebohrner Herr,
Höchstgeehrter Herr Canonicus!

Ich bin unfähig, Euer Wohlgebohren das angenehme Erstaunen zu beschreiben, das Ihr werther Brief mir gestern früh verursacht hat. Nur sechs Meilen von Ihnen und von der Hoffnung, Ihre vortreffliche Bekanntschaft zu machen nur ein paar Tage entfernt zu seyn, ist ein Gedanke, den ich mir in

keinem Orte in der Welt weniger, als hier, hätte träumen lassen. Noch itzt weiß ich nicht, ob ich mich seiner Süßigkeit ganz überlassen soll.

Der H. Regierungs Rath Wieland hat uns schon am Sonntag vor 8 Tagen verlaßen und seine Reise weiter nach Coblenz fortgesetzt, wo er den Geheimbde Rath de la Roche, Vater des jungen Menschen, den er bey sich erzieht, zu besuchen gedenket. Von da geht er über Maynz zurück, aber wird, nach einiger Aussage, sich am letzteren Ort, weil ihm der Erfurtische Aufenthalt nicht mehr gefällt, doch weiß ich nicht in welcher Qualität, niederlaßen. Er blieb nur so kurze Zeit hier und war durch eben den Zögling, deßen ich vorhin gedacht habe, in so verschiedene Gesellschaften verwickelt, daß ich das Vergnügen ihn zu sprechen vergebens gesucht habe. Ich bedaur' es; noch mehr aber, daß Wetzlar der Ort nicht seyn soll, wo Gleim und Wieland den Bund der Grazien gegenwärtig beschwören, für die Freunde der Musen eine eben so ehrwürdige Scene, als wenn Friedrich und Joseph sich umarmen.

Wie lieb' ich den Bewegungsgrund, den Sie, mein verehrungswürdiger Herr Canonicus dem ohngeachtet durch unsere Gegenden führet! Entgegen flöge ich Ihnen bis Gießen, wenn ich den Tag Ihrer Abreise wüßte. H. von Goué aus Braunschweig, der sich mit Vergnügen erinnert, als Knabe den Dichter der Empfindung und Freude gesehen zu haben und mit einem Ihrer Herrn Vettern, mit dem er die Schule zu Halberstadt besuchte, sehr vertraut gewesen zu seyn, bittet mich Ihnen zu sagen, daß seine Ungeduld nach der Erneuerung dieser Bekanntschaft der meinigen gleiche. Wie wird sich mein Freund Boie freuen, daß ich nun auch des einzigen Glücks, um das ich ihn immer beneidet habe, theilhaftig werde. Ich bin, in deßen Erwartung, mit der lebhaftesten Verehrung und Ergebenheit,

Euer Wohlgeb.

gehorsamster Diener
F. W. Gotter.

Wetzlar
den 21. May 1771.

Gotters Geduld wurde vermutlich auf eine schwere Probe gestellt. Denn es scheint, daß Gleim auf der Reise nach Darmstadt noch nicht in Wetzlar Halt machte. Aber auf der Rückreise hielt er sich hier vom 7. Juni an drei Tage lang auf. Gotter schrieb darüber aus Wetzlar an seine Schwester am 8. Juni:

„Gleim ist seit gestern hier. Du wirst mir also vergeben, liebste Eleonore, daß ich die Zeit, die mir die Posttagsgeschäfte übrig laßen, ihm zu widmen eile." Und am 25. Juni: „Gleim hat sich ohngefähr 3 Tage hier aufgehalten und von diesen war einer mein Posttag[1]). Er kam von Darmstadt, wo er Wielands persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. Anfänglich war ein Gut des Herrn v. Groschlag in Maynz zu dieser Unterredung bestimmt, aber die Landgrävin, bey der sich Wieland aufhielt, ließ ihn nicht verabfolgen, um durch dieses Mittel Gleimen auch herbeyzuziehen. Letzterer wußte mir diese Dame nicht vortheilhafter zu schildern, als dadurch, daß er ihr Friedrichs Geist und Kleists Herz zuschrieb. Er selbst ist ein liebenswürdiger Mann, voll Gefühl für die Musen und seine Freunde. Sein Äußerliches scheint eher den Sänger der Nächte, als der Freude zu verkündigen, aber in der Unterredung heitert sich seine Miene ungemein auf und er hat die Gabe mit Leuten allerley Gattung zu sprechen und zu scherzen, eine Bemerkung, die ich zu machen Gelegenheit hatte, als ich ihn an einem Abend in einem Cirkel von alten Basen und Tanten

[1]) Posttage hießen die Tage der Woche, an welchen von den einzelnen Gesandtschaften oder Subdelegationen der Kammergerichts-Visitationsbehörde die Berichte an ihre Höfe und Regierungen fertig gemacht wurden, was für die Legationssekretäre viel Arbeit mit sich brachte.

ſah. Und doch klagte er, daß ſeine Geſundheit durch die Strapatzen der Reiſe angegriffen und ſeyn Gemüth nicht in der gewöhnlichen Lage ſey[1]). Dieſes verhinderte ihn an mehreren Bekanntſchaften“[2]).

Gotter wird vom 7. bis zum 9. Juni viel mit Gleim zuſammen geweſen ſein.

Es ſcheint aber, als ob dieſer in Wetzlar auch einen Verwandten beſuchte, nämlich den Kirchenvorſteher und Apotheker Karl Guſtav Gleim, der am 22. Januar 1772 fünfundſechzigjährig ſtarb. Und in der Gleimſchen Apotheke „zum Löwen“ auf dem Eiſenmarkt war es wohl auch, daß der Legationsſekretär Auguſt Siegfried von Goué ein Gedicht „im Beyſeyn des Herrn Canonicus Gleim zu Wetzlar mit einem Diamant in eine Fenſterſcheibe gegraben“. Denn in jener Apotheke wohnte v. Goué ſeit 1767 bei ſeinem Vorgeſetzten, dem Braunſchweigiſchen Viſitationsgeſandten v. Höfler.

Das v. Gouéſche Gedicht laſſe ich hier in der urſprünglichen, bisher unbekannten Faſſung folgen, in der es handſchriftlich zugleich mit dem oben mitgeteilten Briefe Gotters an Gleim im Gleimhauſe zu Halberſtadt aufbewahrt wird. Zum beſſeren Verſtändnis ſei einiges vorausgeſchickt: Von 1767—76 fand in Wetzlar eine große Viſitation des Reichskammergerichts ſtatt, durch die gerade einige Tage vor Gleims Ankunft drei Mitglieder des Richterkollegiums wegen Beſtechlichkeit von Amt und Gehalt ſuspendiert waren, darunter der Aſſeſſor v. Papius, den Goethe dann als Aſſeſſor Sapupi in ſeinem Götz verwertete.

Gleim war über die Zuſtände am Kammergerichte, die damals den ſtändigen Geſprächsſtoff bildeten, entſetzt. Der „Liebling der Cythere“ in dem Gedichte iſt natürlich Wieland, „Aſträa“ iſt ein anderer Name für Dike, die Göttin der Gerechtigkeit. Der Wortlaut des Gedichtes iſt:

Auf des Herrn Canonici Gleim Anweſenheit zu Wetzlar, d. 7. Juni 1771

Vom Liebling der Cythere,
Kam jüngſt Apollens Sohn,
Der Deutſchen Barden Ehre
Und frug: „Wo bin ich nun?“ Hier iſt Aſträens Thron,
Hört er, und ſprach: „Der Winkel wär der Göttin Tempel?
Und jene Prieſter? Nein, das kann nicht ſeyn,
Ich höre ja Bedrängte ſchreyn,
Und ſehe durch drey traurige Exempel,
Daß man das Recht gebeugt.“
Allein bald ward er überzeugt.
„Es iſt, ſpricht er, Aſträens Tempel:
Denn jede Muſe ſchweigt.“

Glatter iſt die Form, in der v. Goué das Gedicht in ſeinen Vermiſchten Gedichten. Braunſchweig u. Wolfenbüttel bey Franz Meißner. 1779. S. 107 f. aufgenommen hat, und in der ich es in meinem Buche „Goethes Wetzlarer Zeit.“ Berlin 1911. S. 68 wiedergegeben habe. Nebenbei ſei bemerkt, daß A. S. v. Goué noch im Juli d. Jahres 1771 ſeines Amtes wegen Vernachläſſigung des Dienſtes enthoben wurde, aber noch ein Jahr ſehr vergnügt in Wetzlar weiter lebte.

Wetzlar. Heinrich Gloël.

[1]) Dem entſpricht, daß auch der Gießener Profeſſor Höpfner etwas enttäuſcht von Gleim war. Er ſchrieb am 15. Juni 1771 an Raspe: „Er war über 2 Stunden bey mir und ich habe mit Freude den edlen Charakter in ihm gefunden, den Sie mir oft von ihm gerühmt haben. Aber den Grenadier, den Verfaſſer der ſcherzhaften Lieder, den Correſpondenten Jacobis hätte ich nimmermehr in ihm entdeckt. Doch die Fatiguen der Reiſe können ein gut Theil Feuer und Enthuſiasmus auslöſchen.“

[2]) Aus Gottes Nachlaß hier zum erſten Male veröffentlicht.

## Ein unbekanntes Gedicht Chr. Fr. Dan. Schubarts.

Gedicht
bei Ueberſendung zweier Sträuſſe Veilchen,
gepflückt auf den Wällen von
Hohen-Aſperg.
Aus den hinterlaſſenen Papieren des bekannten Dichters Schubart.

Nicht glauben, dürft Ihr, als wenn ich
hier ohne alle Freuden wäre.
Mit einem blauen Veilchenheere
umblüht die frühe Flora mich.
Ihr Duft weht durch die Eiſenſtangen
der Kerkerfenſter, und erquickt
mir Herz und Lunge, Stirn und Wangen;
da bin ich denn hinausgegangen
und habe ſie für Euch gepflückt
die Veilchen, die Euch, auf dem langen
Poſtwege, meine Freundſchaft ſchickt.
Verwelkt — ſo leider, freilich kommen,
ſie ſpät in Euren Händen an.
So geht es wohl auch manchem frommen
vom Schickſal abgepflückten Mann!! —
der nur, wenn ſeine Kraft verglommen,
nur ſterbend glücklich werden kann. —
Doch! eh ein gänzliches Entfärben
die guten Blümchen trift, werft ſie
in Eure bunte Pots-Pourris!
Dort werden ſie doch ſpäter ſterben. —
Vom wechſelſeitigen Geruch
geſtärkt, genährt, ſind viele Blätter
dort immer eins des andern Retter
vor der Vernichtung kalten Fluch.
Wo welker Tod auf Leben ſchlug,
verzögert Freundſchaft das Verderben,
und ſchiebt hinaus das letzte Sterben.
Und wenn nun koſend ſanft und leicht
um Eure weiſſen Schlummerſtellen,
entſtanden hier auf Aſpergs Wällen,
der Duft von dieſem Veilchen ſchleicht —
dann bring' er Euch in leiſem Traume,
die Sichrung zu aus fernem Raume,
daß mich kein inn'rer Vorwurf drückt;
daß ich nichts weis von einer Strafe;
und daß ich wahrlich beſſer ſchlafe,
als die, die mich hieher geſchickt.
Mich legt auf Blumen mein Gewiſſen,
wenn ſie durch ihre Schwanenkiſſen
der Wurm verdienter Schande zwickt.

Wenn das abgedruckte Gedicht bislang unbekannt geblieben iſt, ſo liegt das daran, daß die Fundſtelle eine überaus ſeltene Zeitſchrift iſt. Es iſt gedruckt in der Wochenſchrift „Südpreußiſche Unterhaltungen", die in Poſen 1801 bis

(wahrscheinlich nur) 1803 bei Samuel Gottlieb Presser erschien; hier steht es in Nr. 26 vom 1. Mai 1802 S. 409 und 410. Auf deutschen Bibliotheken ist ein Exemplar seither nicht nachweisbar; dem ausgezeichneten Kenner der Posener Provinzialgeschichte, Herrn Geheimen Archivrat Prof. Dr. A. Warschauer, danke ich den Hinweis, daß sich ein Exemplar in Privatbesitz, ein zweites in der Bibliothek der evangelischen Kreuzkirchengemeinde zu Lissa i. Posen befindet, deren Pfarrer, Herr Willigmann, mir gütigst Einsicht in die Zeitschrift gestattete. Schon 1899 wies J. Jolowicz darauf hin, daß das Gedicht Schubarts in den „Südpreußischen Unterhaltungen" wahrscheinlich einen Erstdruck darstelle. (Vgl. Zeitschr. d. Histor. Gesellsch. f. d. Provinz Posen. 14. Jahrg. Posen 1899. S. 373). Inzwischen ist die seltene Zeitschrift, die auch sonst literarisch einiges Interessante bietet, gewürdigt worden in einem Aufsatze von F. Grützmacher: „Südpreußische Unterhaltungen" in: Histor. Monatsblätter f. d. Provinz Posen. 1911 (12. Jahrg.), Nr. 6, der aber seltsamerweise auf das Schubartsche Gedicht nicht eingeht. Einen sonstigen Druck konnte ich nicht feststellen. (Vgl. auch die Liste Schubartscher Dichtungen bei S. Nestriepke: Schubart als Dichter. Pößneck i. Thür. 1910. S. 136 fg.). Wie nun freilich der Herausgeber (und Drucker) der über den engeren Heimatkreis kaum hinausgekommenen Zeitschrift Beziehungen zu Schubart oder seinen Nachkommen hatte oder wie er dieses Gedicht erhalten hat, weiß ich nicht zu sagen. Mir scheint kein Grund vorzuliegen, an des Dichters Autorschaft zu zweifeln, für den im Gegenteil einige Wendungen des Textes wie Veilchenheere, Schwanenkissen u. a. charakteristisch sind.

Berlin-Steglitz. Hans Knudsen.

---

## Eine Nachdichtung zu Klamer Schmidts Lied „Da lieg' ich auf Rosen, mit Veilchen gestickt".

Oscar Schade hat in seinem Artikel „Volkslieder aus Thüringen" (Weimarisches Jahrbuch, III, Hannover 1855, S. 263) eine dem Volksmunde abgelauschte Fassung des 1781 gedichteten Klamer Schmidtschen Liedes mitgeteilt und Karl Reuschel hat in seinem Buche „Volkskundliche Streifzüge" (Dresden und Leipzig 1903, S. 72 f.) über die Entwicklung des Liedes gehandelt; ebenso finden sich bei Friedlaender (Friedlaender Max: Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, Stuttgart und Berlin 1902, II, 351 f.) eine Reihe recht interessanter Lesarten, die ich um eine, bisher nicht beachtete vermehren möchte. Es ist eine Umdichtung von Zihnert (wahrscheinlich Amadeus Zihnert, von dem es Sächsische Kriegslieder, 1814, gibt; vgl. Goedeke VII, 851), die sich in dem Buche „Liederbuch für deutsche Krieger und deutsches Volk, herausgegeben von Dr. Carl Weitershausen. Darmstadt 1830", S. 159 als Nr. 172, „Lagerlied II." findet. Als Melodie ist ein in dieser Sammlung nicht vorhandenes Lied „Bekränzt mich mit Rosen" angegeben, für das ich keine Nachweise zu geben vermag; doch glaube ich, daß es sich um das Lied Klamer Schmidts handelt und um kein anderes. Die Umdichtung selbst lautet:

1. Hier lieg' ich im Felde mit Waffen bedeckt,
Und harre des Feindes, : , :
Der flüchtig sich hinter die Wälle versteckt.

2. Zum Schenktisch erwähl' ich das duftende Grün,
Den Kriegsgott zum Schenker, : , :
Ein Posten wie dieser, der schickt sich für ihn.

3. Das Leben des Kriegers flieht schneller dahin,
Als Räder am Wagen, : , :
Drum heitr' es ein froher, ein muthiger Sinn.

4. Von Deutschen geboren, wir alle sind brav;
Wir fechten und siegen, : , :
Wenn gleich auch schon manchen die Kugel wohl traf.

5. Drum Brüder, so lange die Fahnen noch weh'n,
Seyd fröhlich und tapfer, : , :
Bis nimmer den Hessen die Feinde mehr steh'n.

Biebrich (Rhein). Otto Stückrath.

## Charlotte Buffs Geburtstag.

Als Geburtstag von Charlotte Kestner geb. Buff ist von der Familie Kestner immer der 11. Januar (1753) angesehen worden, den auch Goethe ausdrücklich als solchen nannte, wenn er am 26. Januar 1773 an Johann Christian Kestner schrieb: „Lotten sagt: ein gewisses Mädgen hier das ich von Herzen lieb habe und das ich wenn ich zu heurathen hätte gewiß vor allen andern griffe ist auch den 11. Januar gebohren."

Dann kam Heinrich Düntzer und erklärte in seinem Aufsatz „Charlotte Buff und ihre Familie" im Morgenblatt für gebildete Leser 1863, Nr. 45, Lotte sei nicht am 11., sondern am 13. Januar geboren. Er stützte sich dabei auf Angaben des Premierleutnants Kohlhauer und des Oberpfarrers Förtsch über die Eintragung in das Kirchenbuch der evangelischen Gemeinde zu Wetzlar. Förtsch, dessen Briefwechsel mit Düntzer mir vorliegt, schrieb diesem im April 1863 wörtlich: „Was den Geburtstag der Hauptperson — Charlotte Sophie Henriette — betrifft, so steht derselbe fest auf d. 13. Januar 1753, u. ist meiner Ansicht nach die Annahme des 11. Januar dadurch entstanden, daß die etwas undeutlich ausgedrückte Zahl 14 (der Tauftag der Neugebornen) mit der Zahl 11 verwechselt worden ist." Ebenso bezeugte der Oberpfarrer Röbenacke zu Wetzlar am 7. Dezember 1891 für eine Werther-Ausstellung des freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. die am 13. Januar 1753 erfolgte Geburt der Charlotte Buff.

Danach scheint, wie Düntzer 1863 meinte, „jeder weitere Zweifel unberechtigt". Und dennoch müssen wir am 11. Januar festhalten! Dies läßt sich folgendermaßen erweisen: 1. Die in Goethes oben angeführtem Briefe gemeinte Susanne Magdalene Münch war am 11. Januar 1753 geboren und am 13. Januar getauft. Sie muß es gewesen sein, die ihm 1773 mehrmals im Mariagespiel als Partnerin zufiel (Dichtung und Wahrheit, Buch 15), nicht ihre von den Literarhistorikern gewöhnlich genannte jüngere Schwester Anna Sibylla, die am 3. Juli 1758 geboren war.

2. Die betreffende Eintragung auf S. 55 das Wetzlarer Taufregisters lautet: „Hr. Heinr. Adam Buff Deutschordensverwalter u. Fr. Magd. Ernest. geb. Feilerinn. D. 13. Jan. g. d. 11.

Testes: Fr. Elis. Charlotte Friederike Bodenburg geb. Weißenbruchin, Deutschordensverwalterin zu Schiffenberg, Fr. Cathar. Henriette Felicitas Crecelius[1]) geb. Buffin, Kapellanin zu Reichelsheim u. Jgf. Maria Sophia Feilerinn, des hier liegenden hess. Darmstädt. H. Major Feilers Tochter.

Charlotte Sophie Henriette."

[1]) Der schlecht lesbare und vielleicht auch verschriebene Name sieht wie Fredelin aus (Düntzer oder vielmehr sein Gewährsmann Förtsch las Wetzelin):

Wie in den gleichzeitigen Wetzlarer Eintragungen erscheinen hier nacheinander die Namen der Eltern, die Angabe des Geburts- und Tauftages, die Paten und die Namen des Kindes. Erklärlich ist es ja, daß man in der auffallenden Bemerkung „D. 13. Jan. g. d. 11." die Zahl als 14 deutete und somit Charlotte am 13. geboren und am 14. getauft werden ließ. Es liegt aber anders. Ich habe nämlich beobachtet, daß der Oberpfarrer Johann Georg Funke, der den betr. Band des Taufregisters von 1745—58 führte, nicht selten den Tauf- und Geburtstag in der Weise verwechselte, daß er jenen voranstellte. So heißt es (1751) S. 48 bei Wilhelm Johann v. Ulmenstein „D. 13. Dez. g. d. 12 dito", S. 51, (1752) bei Sophie Wilhelmine Weber „D. 29. Jan. d. 28", S. 55 (1753) bei Maria Margar. Kramer „D. 16. Febr. ge. d. 14", S. 56 bei Johann Wilh. Gerlach „D. 23. April ge. d. 20." usw. Danach bedeutet die obige Eintragung, daß Charlotte Buff am 11. Januar geboren und am 13. getauft ist.

3. Nachdem ich zu diesem Ergebnis gekommen, erhielt ich Einsicht in die vom Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt aufbewahrten familiengeschichtlichen Aufzeichnungen von Heinrich Adam Buff. Darin heißt es: „1753 d. 11ten Januarii morgends zwischen 4 und 5 Uhr ist meine 2te Tochter gebohren, d. 13ten ejusdem getauft und ihr die Nahmen Charlotte Sophie Henrietta beygelegt worden. Die Pathen waren: H. Verwalther Bodenburg zu Schiffenberg Frau Eheliebste, meine jüngste Schwägerin als meiner Frau Schwester, und meine 2te Schwester, H. Kapplan Crecelii zu Reichelsheim Frau Liebste."

Damit ist Düntzers Annahme endgültig wiederlegt. Charlotte Buff ist also am 11. Januar 1753 geboren.

Wetzlar. Heinrich Gloël.

## Zu Albert Leitzmanns „Quellen von Schillers und Goethes Balladen".

Wer mit Leitzmanns „Quellen zu Schillers und Goethes Balladen" in Lietzmanns „Kleinen Texten für theologische und philologische Vorlesungen" (Nr. 73; Bonn, Marcus & Weber 1911) in akademischen Übungen gearbeitet hat, wird im ganzen mit den dargebotenen Textabdrucken zufrieden sein; denn er muß dankbar anerkennen, daß er seine Hörer damit gefördert hat.

Nur an einer einzigen Stelle scheint mir Leitzmann zu wenig zu bieten, bei Goethe Nr. 11: „Ballade (vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen)". Einmal gibt Goethe selbst (Werke 41[1], 226 f.) „eine altenglische Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweist", als Quelle an; zweitens ist diese reizvolle Ballade: „The Beggars Daughter of Bednall-Green" so interessant und als erste Grundlage des Goetheschen Gedichtes so bedeutsam, daß ihr Abdruck aus Percys „Reliques of Ancient English Poetry" (Schröer S. 364 ff.) unerläßlich gewesen wäre. Um so unerläßlicher, als Percys Buch auch in Universitätsstädten nicht in gar vielen Exemplaren aufzutreiben ist. Wer aber energisch in die Quellen der „Ballade" hineingehen will, der muß „The Beggars Daughter" notwendig und ganz mitbehandeln. — Die bei Leitzmann als einzige „Quelle" abgedruckte Stelle aus Boccaccio 2, 8 ist ungenügend, schon weil sie nicht wichtiger ist als die Percy-Ballade, dann auch weil sie zu kurz

er muß aber Crecelius heißen. Denn Heinrich Adam. Buffs Stiefschwester Kathar. Henriette Felicitas war seit 1746 mit dem Diaconus oder Kaplan Joh. Crecelius zu Reichelsheim in der Wetterau vermählt. Sophie Feyler war eine Schwester von Lottes Mutter. H. A. Buff war seit 1740 Kastnereiverwalter des deutschen Ordens zu Wetzlar und erhielt 1755 den Titel Amtmann.

ist; es hätte nahezu die ganze Novelle gegeben werden müssen. Wer die Quellen zur „Ballade“ tatsächlich vorlegen will, wird am einfachsten die achte Novelle des zweiten Tages ganz vornehmen.

Beides, die englische Ballade und die Boccaccio-Erzählung, hätte nun vielleicht im 73. Quellenhefte zu viel Raum beansprucht; aber dann war, wofern man es nicht mit einem weiteren Bogen (und vielleicht kleiner Preiserhöhung) wagen wollte, die „Ballade“ Goethes eher wegzulassen, statt daß man ihn selbst in bezug auf seine allererste Quelle desavouiert, in betreff der zweiten stiefmütterlich behandelt hat.

Basel-Arlesheim. Albert Geßler.

## Erklärung einer Faust-Stelle.

Es handelt sich um den Sinn der Worte in Goethes Faust, die Mephistopheles dem Faust auf seine Frage, wer er sei, zur Antwort gibt: „Ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.“ (1335, 1336).[1]) Man hat diese Verse bisher in einem Sinne aufgefaßt, der sie im Munde des Mephistopheles ganz unmöglich macht. Von den zahlreichen Auslegungen dieser Stelle, die, soweit sie mir zu Gesicht gekommen, sämtlich an demselben Fehler kranken, will ich nur die von Jakob Minor und Erich Schmidt besonders widerlegen. Minor schreibt in seinem Werke über Faust[2]), II. Band, 1. Teil, S. 165, über diesen Vers: „Tod und Zerstörung schaffen also nach der optimistischen Lebensanschauung des Dichters, für welche der pessimistische Teufel hier wider Willen Zeugnis ablegen muß, nur neues Leben. Das Übel ist auch hier bloß der Sauerteig des Guten, und sogar der Teufel, der das Böse will, schafft, wider seinen Willen, das Gute. (1336 = 343).“ Und Erich Schmidt notiert in seinen Anmerkungen zu Faust in der Cottaschen Jubiläumsausgabe: „1335 f. Goethes Deutung im ‚Prolog‘; die Offenheit soll hier Faust gewinnen.“

Minor wie Erich Schmidt verweisen zur Erklärung unserer Stelle auf den „Prolog“. Gemeint sind die Worte des „Herrn“: „Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen, Er liebt sich bald die unbedingte Ruh; Drum geb ich gern ihm den Gesellen zu, Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.“ (340—343). Schon dieser Verweis zeigt, daß sie in unserer Stelle „Das Gute“ im Sinne des Herrn verstehen. Zudem geht aus Minors Worten dieser Sinn des „Guten“ nachdrücklich hervor; der Teufel müsse für die optimistische Lebensanschauung des Dichters wider Willen Zeugnis ablegen, und diese Lebensanschauung sei der endliche Sieg des Guten, das auch der Teufel wider seinen Willen schaffe. Wenn E. Schmidt bemerkt: „Die Offenheit soll hier Faust gewinnen,“ so hat er, da er ja die Stelle im Sinne des Prologs versteht, mit „Offenheit“ sicherlich die Offenheit gemeint, mit der der Teufel zugibt, daß er trotz seiner Bemühungen um das Böse doch nur das Gute im Sinne des „Herrn“ schaffen könne. Ich frage nun: nicht, wie der Teufel durch solche vermeintliche Offenheit Faust zu gewinnen gedenkt, diese Frage erübrigt sich nach Beantwortung der anderen: Wie kann der Teufel überhaupt noch sein Werk fortsetzen, wenn er von der Aussichtslosigkeit seines Strebens fest überzeugt ist? Man beruft sich hierbei wohl — und das ist die einzig mögliche Verteidigung — auf das Wort: „und muß als Teufel schaffen.“ (343); er müsse, wenn er auch nicht wolle. Hierauf ist zu erwidern, daß an keiner Stelle des Faust der Teufel „nicht will“. „Muß“ steht

[1]) Ich zitiere die Verse nach Erich Schmidts Angaben in der Cottaschen Jubiläumsausgabe von Goethes Werken.

[2]) „Goethes Faust“ von Jakob Minor, Stuttgart 1901.

gar nicht im Gegensatz zu „nicht will", sondern gerade zu „will": Es ist nämlich der ‚Herr', der wohl weiß, daß der Teufel, wenn er auch das Böse wolle, doch damit schließlich zum Guten wirken muß. Daß der Teufel dies wissen soll, ist eine Behauptung, die sich nur auf die falsche Interpretation unserer Stelle stützt und durch das ganze Verhalten des Teufels, der überall das Böse will, ad absurdum geführt wird. Nirgends in Faust klagt der Teufel darüber, daß er trotz seiner Überzeugung von der Zwecklosigkeit seines Strebens, doch immer schaffen müsse; vielmehr ist er von seinem endlichen Sieg völlig überzeugt: „Und mit den Körpern wirds zu Grunde gehn." (1358), eine Stelle, die auch Minor in diesem Sinne faßt (a. a. O. II. 1, 166). Man ist zu dieser sonderbaren Auslegung auch nur gekommen, weil man über der Interpretation der Einzelstellen versäumt hat, den Gedankengang der Szene zu verfolgen. Eine genaue Analyse dessen, was da steht, wird uns ganz von selbst zu der richtigen Auffassung führen.

Nachdem Mephistopheles dem Faust auf seine Frage, wer er sei, geantwortet, bezeichnet Faust die Antwort als Rätselwort und fragt, was damit gemeint sei. Wenn man nun die folgenden Worte des Mephistopheles (1338 bis 1344) zu der alten Auffassung des „Rätselwortes" hält, so enthalten sie gar keine Auslegung des „Rätselwortes", sondern sind für den Zusammenhang ein leeres Gerede des Teufels; und man wundert sich nur, warum Faust seine Frage nicht noch einmal stellt. Es ist aber das Natürliche, daß Mephistopheles jetzt die Erklärung des „Rätselwortes" gibt; und er tut dies tatsächlich; was Faust auch so auffaßt und versteht. Denn er geht, nachdem er das eigentliche Rätsel des „Rätselwortes" verstanden, zu einem anderen nebensächlicheren Punkt des „Rätselwortes" über (1345). Die Erklärung des Mephistopheles besteht nun in Folgendem: „Die stets das Böse will", bedeutet: „Ich bin der Geist, der stets verneint"; „und stets das Gute schafft", bedeutet: „Und das mit Recht; Denn alles, was entsteht, Ist wert, daß es zugrunde geht," Mephistopheles sagt also: Ich will durchaus das, was ihr das Böse nennt, aber damit schaffe ich tatsächlich das Gute, denn die Welt ist ja wert, zugrunde zu gehen, und ich bin daher im Recht mit meinem Streben! Das Gute liegt also nach seiner Ansicht darin, daß er das Böse mit Recht tut. Das ist die natürliche Erklärung aus dem Zusammenhange. Wie man die Auslegung des Mephistopheles (1338 ff.) anders verstehen will oder überhaupt anders Zusammenhang in diese Stelle (1335—1344) bringen will, weiß ich nicht. In Mephistopheles' Antwort liegt also keineswegs ein Bedauern darüber, daß er ja doch nur das Gute im Sinne des ‚Herrn' schaffen könne, sondern in satanischem Triumph stellt der Teufel seinen Pessimismus allgemeingiltig hin. Die ungeheure Wirkung der Stelle, so aufgefaßt, liegt darin, daß der Teufel die gewöhnliche Ansicht von Gut und Böse verkehrt; er faßt Gut und Böse als Beziehungsbegriffe, leugnet damit ein absolutes Gutes und Böses und beansprucht Gut und Böse in seinem Sinne für allgemeingiltig; die Welt ist, objektiv, wert, daß sie zugrunde geht! Offenbar hat Erich Schmidt diese unerhörte Offenheit nicht mit seiner „Offenheit" des Teufels gemeint; sonst hätte er nicht auf den „Prolog" verwiesen. Wie der Teufel seinen Pessimismus so offen und so höhnisch zugespitzt dem Faust ins Gesicht schleudern kann, ist gerade aus dieser ungeheuren Gebärde heraus zu verstehen. Er will das hohe Streben Fausts mit einem Schlage zerbrechen, um ihn, wenn ihm die Wertlosigkeit aller Dinge so recht vor Augen stehe, desto leichter in niedere Genüsse herabziehen zu können; Faust muß Pessimist werden, um in Sinnlichkeit zu versinken; wie ja Mephistopheles die ganze Paktszene hindurch bemüht ist, Faust von seinem Streben zu „heilen". Freilich gelingt ihm dies in unserer Szene bei der wissenschaftlichen Trockenheit, auf die Faust momentan gestimmt ist, nicht; doch kann der Schauspieler die Wirkung immerhin durch eine bedeutungsvolle Pause ausdrücken. Die Frage, warum der Teufel überhaupt erst in einem „Rätselwort" spricht, beantwortet

sich ebenfalls aus der Wirkung der Stelle, nämlich, um zu retardieren und seinen Trumpf desto schlagkräftiger ausspielen zu können. Die Worte: „und stets das Gute schafft," hat der Schauspieler mit einem satanischen Lächeln zu geben, weil auf ihre Wirkung der Trumpf des Teufels sich aufbaut. Überlegen wir, worin das Rätsel des „Rätselwortes" besteht, so bemerken wir die scheinbare Gegenüberstellung von „will" und „schafft", während der eigentliche Sinn in der Gegenüberstellung von „Gut" und Böse", aber in verschiedener Beziehung gefaßt, liegt; nämlich: „Böse" im Sinne des Herrn, „Gut" im Sinne des Teufels. Wie jeder Leser versteht — und Mephistopheles beabsichtigt dies — auch Faust das Wort zuerst in dem Sinne, wie es unsere Interpreten fassen; aber indem er es als „Rätselwort" bezeichnet, gibt er kund, daß er das Unrichtige dieser Auffassung, das wir nachgewiesen haben, einsieht. Unsere richtige Auffassung wird auch durch den weiteren Verlauf der Szene in keiner Weise gestört; denn der Teufel zweifelt im folgenden niemals an seinem endlichen Siege; er ist nur unwillig, daß er so langsam zum Ziele kommt.

Greifswald. Werner Schunke.

## Ein dramaturgischer Eingriff Goethes in eine Dichtung Calderons.

Unter den von Wahle im Band 5II der Weimarer Ausgabe gesammelten Bruchstücken sind manche, die ohne nähere Aufklärung unverständlich bleiben. Dazu gehört auch Paralipomenon 113:

Ferner hab ich ihm den klügsten
Edelknaben zugesellt,
Der wenn ihm die andern dienen
In dem billigen und rechten,
Ihm sich widersetzen soll,
Wenn unbillges er verlangt
Daß man bald erkennen möge
Was zu hoffen was zu fürchten
Von dem wilden Geiste sey

Mir das? Einem Edelknaben,
Der so adlich wie der König!
Nein mir kann das nicht geschehn.

Bei diesen vierfüßigen Trochäen steigt sogleich das Bild des spanischen Dramas auf, und da die beiden Blätter, auf denen Goethe die zwei Versgruppen entworfen hat, noch Aufzeichnungen zu „Philipp Hackert" aus der Jahreswende 1810/11 enthalten, so habe ich schon im Band 17, S. 393 dieser Zeitschrift vermutet, daß Goethes Verse mit Einsiedels Übersetzung von La vida es sueño in Verbindung stehen, die am 30. März 1812 auf dem Weimarer Theater aufgeführt wurde. Der „wilde Geist" wäre dann Siegismund, aber da ein ihm beigegebener Edelknabe in Calderons Drama nicht vorkommt und Einsiedels Übersetzung nicht gedruckt ist, so blieb die Kombination zunächst eine bloße Vermutung. Vor kurzem hat nun Friedrich Meyers Buchhandlung in Leipzig Einsiedels Handschrift „Das Leben ist ein Traum" zum Verkauf ausgeboten und sie mir auf meine Bitte zur Ansicht geschickt. Dort fand sich sogleich die gesuchte Aufklärung. Einsiedel übersetzt den Streit zwischen Siegismund und einem Diener im zweiten Akt wie folgt:

Diener 2.

Dennoch hört ich, Herr, von dir
Daß in dem, was recht ist, man
Dienen und gehorchen müsse.

Sigismundo.
Gleichfalls hörtest du von mir
Daß ich Einen der mich ärgert
Vom Balkon hinunterwerfe.

Diener 2.
Mit einem Manne meines Gleichen
Kann so etwas nicht geschehen.

Siegismund schleppt den Diener zum Balkon und stürzt ihn ins Meer hinunter. In diesem Augenblick tritt Basilius auf und zieht Siegismund zur Verantwortung.

Goethe empfand es nun offenbar als störend, daß ein Diener sich dem hitzigen Prinzen widersetzt. Bei der im spanischen Drama waltenden Ehrfurcht vor der Allmacht des Königtums ist das auffällig, und das Verfahren des Prinzen erscheint unter diesen Umständen nicht so schuldhaft, wie es der dramatische Zweck erfordert. Überdies ist die Wendung „einem Manne meines Gleichen" im Munde eines Dieners gar nicht angebracht. Deshalb setzt Goethe an Stelle des Dieners einen Edelknaben, der den Auftrag hat, sich dem Prinzen bei etwa vorkommender Ungebühr zu widersetzen, wie das in den für Basilios große Rede im ersten Akt bestimmten Versen angekündigt wird, die Goethe in Calderons Text eingefügt hat. Die drei letzten Verse des Entwurfs ersetzen die beiden letzten der oben zitierten Verse Einsiedels.

Berlin. Max Morris.

---

## Zur Quellengeschichte einiger Motive Heinrichs von Kleist.

### I. Heinrich von Kleist und August Lafontaine.

Die Beziehungen zwischen Heinrich von Kleist und August Lafontaine werden immer mehr in den Interessenkreis der Kleistphilologie einbezogen, und daher werden folgende Findlinge, die, ohne gerade eine direkte literarische Abhängigkeit Kleists von Lafontaine feststellen zu wollen, bezeichnende Schlaglichter auf Kleists Verhältnis zu Lafontaine werfen, allgemeinere Beachtung verdienen.

1. Der von Kleist für den 1. Band seiner Erzählungen geplante Titel „Moralische Erzählungen" (in einem Briefe an G. A. Reimer, abgedruckt als Nr. 150 im V. Bd. der E. Schmidtschen Ausgabe, S. 402, Z. 4) braucht nicht, wie man bis jetzt nach Minde-Pouets Beispiel getan hat, unbedingt auf Cervantes bezogen zu werden. Viel näher liegt der Bezug auf Lafontaine, der seit 1794 jährlich mit einigen Bändchen „Moralischer Erzählungen" aufwartete.

2. Die Stelle „Käthchen" S. 221, 2 ff.: „Der Mensch ist, nach Platon, ein zweibeinigtes, ungefiedertes Tier, du weißt, wie Diogenes dies bewiesen; einen Hahn glaubt' ich, rupft' er und warf ihn unter das Volk", für welche Schmidt eine mittelbare Überlieferung der Anekdote, die Diogenes Laertius VI, 40 von dem Zyniker Diogenes erzählt, annimmt, kann über Lafontaine auf Kleist gekommen sein. Lafontaine nämlich bringt diese Anekdote in seiner Novelle: „Die Folgen einer Unvorsichtigkeit. (Neue moralische Erzählungen von August Lafontaine, 3. Bändchen, Berlin 1799, — enthaltend: „Die Folgen einer Unvorsichtigkeit" und „Verbrechen und Strafe" — S. 14 ff.).

3. Die Novelle „Verbrechen und Strafe" (s. vorigen Abschnitt) darf zur Quellengeschichte der Marquise von O.. herangezogen werden. Der In-

halt derselben ist kurz folgender: Vom Feldlager bei Marburg (1760) unternimmt der Graf d'A*** Ausflüge in die Umgegend. In O** bei Marburg nimmt er für längere Zeit Quartier bei einer Witwe, verspricht deren Nichte Henriette die Ehe und verläßt sie am Tage, der für die Hochzeit angesetzt war. In Paris verheiratet er sich; die Revolution vertreibt ihn. Nach mancherlei Irrfahrten kommt er todkrank an den Rhein. Das Gewissen schlägt; er sehnt sich danach, noch einmal die Stätte seines Verbrechens zu sehen. Zufällig wird er in das Haus seiner früheren Geliebten einquartiert, die nach seiner Abreise dem Trübsinn verfallen ist und einen Sohn geboren hat. Zunächst gibt er sich für einen Freund des Grafen d'A*** aus; doch Reue und übermächtige Vaterfreude veranlassen ihn, das Inkognito fallen zu lassen. Auf dem Totenbette noch versöhnt er sich mit Henrietten und setzt sie zur Erbin seiner Kostbarkeiten ein. — Kleist spricht davon, er habe den Schauplatz vom Norden nach dem Süden verlegt. Diese von der Forschung angezweifelte Angabe kann wieder zu Recht bestehen, wenn wir Beziehungen zwischen der Marquise und der Lafontaineschen Novelle annehmen. Wenn wir das Motiv der unwissentlichen Empfängnis, dessen weite Verbreitung Meyer aufgezeigt hat, ausschalten, und auf Lafontaine zurücksehen, dann sprechen für Lafontaine: a) der Name: die Marquise von O . . . . In der Lafontaineschen Novelle wird O*** so häufig und gerade bei emphatischen Momenten der Erzählung gebracht, daß eine Nachwirkung auf Kleist nicht ausgeschlossen ist. — b) Graf d'A*** gibt sich in O*** bei Henrietten für einen Freund des Grafen d'A*** aus. Henriette fragt ihn, ob er niemals ihres Namens erwähnt hätte. Er antwortet (S. 120, 7): „Der Unglückliche hat sie bis zum letzten Hauch seiner Brust geliebt. Geliebt? rief sie. Also todt? setzte sie nachdenkend hinzu und wischte sich die Augen. Wie starb er? Mit dem Namen Henriette auf den Lippen und der Hölle im Herzen, daß er sie betrogen hatte." Die Verwandtschaft dieses Motivs mit dem in der Marquise S. 294, 9 ist augenfällig. — c) das kriegerische Milieu — d) der sexuelle Exzeß — e) das Bekenntnis des Grafen: „Ich bin der Teufel, der dich betrog." vgl. Marq. 291, 25 — f. „Ein Papier bestimmt meine Mutter zur Erbin seiner Kostbarkeiten" (Lafontaine S. 125, 11) vgl. Marq. 294, 6.

4. Zum „Erdbeben" kann die Lafontainesche Novelle: „Das Opfer" herangezogen werden. (Im V. Bd. der „Neuen moralischen Erzählungen", Berlin 1799). Eine Priesterin entweiht mit ihrem Geliebten den Tempel der Diana. Infolgedessen wird das Land heimgesucht von Erdbeben, Gewitter, Trockenheit u. dgl. — In dieser Novelle trägt eine Hauptperson, allerdings weiblichen Geschlechts, den Namen des getreuen Kohlhaasdieners Herse.

5. Die Episode von der Rache der pestkranken Negerin in der „Verlobung" wurzelt vielleicht in der Lafontaineschen Novelle „Die Strafe des Gewissens" (im VI. Bd. der „Neuen Moralischen Erzählungen", Berlin 1800). Der Graf Raßdorf hat die Tochter seines Försters betrogen. Sie stirbt. Der alte Diener Jakob macht seinem Herrn ernstliche Vorhaltungen, die effektvoll in den Worten gipfeln: „aber wer Schuld an Mariens Tode ist, der bringt lieber eine Nacht in einem Pestkrankenhause zu, als da auf dem Vogelherde; das weiß ich!" (S. 49, 5).

6. „Idda von Tokenburg", in den „Moralischen Erzählungen" von 1794 hat zur Entstehung der „Familie Schroffenstein" beigesteuert: Der alte Kiburg leistet einen fürchterlichen Racheschwur, den ihm erschlagenen Sohn an dem Tokenburger — der Name erinnert sehr an die Trokenburg im „Kohlhaas" — und Kirchberger, dem Verlobten Iddas, zu rächen. Der Kirchberger wird von den Kiburgischen gefangen genommen und eingekerkert. Aus dem Kerker errettet ihn seine Braut, indem sie mit ihm die Kleider wechselt und statt seiner bis zu ihrer Befreiung im Kerker bleibt.

## II. Kleist und das Cottaische Morgenblatt.

1. Im Cottaischen Morgenblatt 1807, Nr. 223, findet sich unter Nr. 6 der „Einfälle, Bemerkungen, Fragen, Aufgaben" von J. W. Petersen folgender Passus: „Zu einem Muster weiblicher Schönheit, oder unbestimmter zu reden, weiblicher Reitzesfülle verlangte der Deutsche im 16ten Jahrhundert ungleich mehr als im 19ten. Er glaubte, die zur vollen Befriedigung der Sinnenlust gehörigen Eigenschaften seyen nicht bey einem Volke beysammen zu finden, sondern die gewünschte Vollkommenheit müsse gleichsam gleicherweise aus mehreren Ländern und Gegenden zusammengesetzt werden. Deutlich sagt dieses Fischart, genannt Menzer, wenn er von Gargantua's Gemahlinn, Gurgelmilda von Honigmunda, etwas leichtfertig und muthwillig singt:

Den Kopf von Prag, die Füß vom Rhein
Die Brust aus Oesterreich im Schrein
Aus Frankreich den gewelbten Bauch
Aus Bayerland das Büschlein rauch
Rucken aus Brabant, Händ von Coelln usw."

Die Vermutung liegt nahe, daß diese Beschreibung weiblicher Reize Kleist zur „mosaischen" Bildung Kunigundes im „Käthchen" angeregt hat, umsomehr, als in den vorhergehenden Nummern des Morgenblattes (217—21) seine Novelle „Jeronimo und Josephe" abgedruckt war.

2. In Nr. 221 bringt dasselbe Morgenblatt folgende Korrespondenznachricht aus Mannheim: „Ein Wiener Maler, Macas, hat ein Phantasiestück, zwey Mädchen im Bad', aufgestellt. Die größere wird durch das Geräusch eines Vogels aufgeschreckt, und die Kleine schmiegt sich an sie. Kolorit und Haltung sind sehr gut." — Es ist möglich, daß hier der erste Keim zu dem kleinen Epos „Der Schrecken im Bade" zu suchen ist.

## III. Kleist und Wieland.

Der Fluch des Achilles (Penth. 2518 ff.):

„Wenn die Dardanerburg, Laertiade,
Versänke, du verstehst, so daß ein See,
Ein bläulicher, an ihre Stelle träte;
Wenn graue Fischer, bei dem Schein des Mondes,
Den Kahn an ihre Wetterhähne knüpften;
Wenn im Palast des Priamus ein Hecht
Regiert', ein Ottern- oder Ratzenpaar
Im Bette sich der Helena umarmten:
So wär's für mich gerad' so viel, als jetzt."

zeigt auffallende Ähnlichkeit mit dem von Wieland bearbeiteten, bekannten Märchen aus 1001 Nacht: „Der Fischer und der Geist."

## IV.

Hermannsschlacht: Die Worte des Varus: „Fänd' ich ein Pferd nur das mich rettete" klingen an an Richard III. Worte: „Ein Königreich für ein Pferd" in Shakespeares Richard III. (V).

## V.

Kleists „Lehrbuch der französischen Journalistik" ist nicht die erste Schrift in dieser Art. In der „Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts", hg. von J. W. v. Archenholz, Bd. II 1800, S. 363 finde ich

folgenden Artikel: „In wie fern sind politische Lügen nützlich? — Beantwortet von einem französischen Journalisten“:

„Der Grundsatz der theologischen Moralisten, daß es nicht erlaubt sei, die geringste Lüge zu sagen, selbst wenn man damit die Welt retten könnte, wird, besonders in politischen Angelegenheiten, eben nicht sehr befolgt. Welcher Royalist, welcher Republicaner sogar würde sich ein Gewissen daraus machen, die größten Lügen zu sagen, wenn dadurch der eine den Thron, der andere das Vaterland retten zu können glaubte? — Es ist ein anerkannter Grundsatz, daß in der Politik nicht nur erlaubt, sondern oft sogar Pflicht ist, zu lügen. Schriftsteller von ernster Denkungsart haben durch Lehren und Beispiele die Nützlichkeit der politischen Lügen gezeigt. Sie haben bewiesen, daß die Kunst zu negociieren, in der Kunst zu lügen bestehe; daß selbst die Regierungskunst nichts anders sei, da man nicht regieren kann, ohne sich zu verstellen, ohne die Völker zu täuschen. Es wäre zu wünschen, daß ein Mann von Genie ex professo die Kunst zu lügen behandelte und die Regeln derselben methodisch und deutlich vorschriebe. Unterdessen wollen wir hier über den Teil dieses Gegenstandes, der uns zunächst angeht, d. h. die falschen Neuigkeiten, und die Art, sie nützlich zu machen, einige Bemerkungen vorlegen. — Es würde unnötig sein, zu zeigen, wie leicht man falsche, ja sogar ungereimte Neuigkeiten, verbreiten und glaublich machen könne. Jeder Zeitungsschreiber weiß das aus eigener Erfahrung. In allen Ländern hat das Publikum einen außerordentlichen Hang, alles zu glauben, und gleicht hierin jener großen Menge, die einen Cardinal zu dem Ausspruche bewog: „lasset uns diese Leute täuschen, weil sie getäuscht sein wollen.“ Aber je leichter eine Kunst ist, mit desto mehr Geschicklichkeit muß sie geübt werden, wenn man sich Ruhm in derselben erwerben will. Ein Zeitungsschreiber also, der sich auszeichnen will, darf nur wesentlich nützliche Lügen sagen, deren Folgen nie schädlich werden können. — Hat das Vaterland einen Unfall erlitten? ist eine Schlacht verloren? so schweigt zwar der patriotische und aufgeklärte Zeitungsschreiber nicht eine bereits anerkannte Tatsache; aber er begleitet seine Erzählung mit Umständen, die den Eindruck derselben vermindern. ‚Wir haben zwar, — wird er sagen — das Schlachtfeld geräumt; aber der Feind hat einen beträchtlicheren Verlust erlitten, als wir; erhält er noch einen solchen Sieg, so ist er ohne Rettung verloren.‘ Bei Erzählungen von kürzlich erlittenen Unfällen nach Genauigkeit und Aufrichtigkeit zu streben, heißt einen sonderbaren Mißbrauch von der historischen Treue machen, und sich als ein schlechter Bürger zeigen ꝛc. . . . . .“

Daß Kleist die „Minerva“ gelesen oder in anderen Verbindungen mit ihr bekannt war, habe ich trotz eigens dazu veranstalteter Durchsicht der Zeitschrift nicht feststellen können. Eine direkte literarische Abhängigkeit besteht also nicht. Trotzdem ist der mitgeteilte Artikel ein interessantes Zeugnis dafür, wie der Plan eines Lehrbuches zu lügen, das ja in dem Artikel verlangt wird, eine Äußerung der Zeit ist, die Kleist dann in seinem „Lehrbuche“ verwirklichte.

Bonn. Hermann Davidts.

---

## Zur Biographie Heinrich von Kleists.

Es sei mir gestattet, in Kürze einen Irrtum zu berichtigen, der sich durch alle Bücher über Heinrich von Kleist bis auf den heutigen Tag fortgeschleppt hat, und der nur durch ein Zusammenarbeiten des Literarhistorikers mit dem politischen Historiker beseitigt werden kann. Er betrifft die Persönlichkeit des erst 1842 verstorbenen „Rendanten“ Louis Vogel, mit dessen Frau Henriette gemeinsam Kleist in den Tod gegangen ist. Man hält Henriette allgemein für

„die Gattin eines unbedeutenden Rendanten", wie Erich Schmidt sich ausdrückt, eines Subalternbeamten, dem Kleists Familie „wenigstens die Bestattungskosten anwies". Indes schon Steig (Kleists Berl. Kämpfe, S. 657) hat seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß dieser „Rendant Louis Vogel" der christlich-deutschen Tischgesellschaft angehört hat, — und in der Tat war Vogel kein Subalternbeamter, sondern der höchste Beamte der „Kurmärkischen Landschaft", jenes alten ständischen Kreditinstituts, das im 16. Jahrhundert begründet wurde und bis 1820 bestanden hat. Sein eigentlicher Titel ist auch gar nicht „Rendant", sondern „Land-Rentmeister", ihm nachgeordnet sind noch fünf höhere Beamte, der Landsyndikus, ein studierter Jurist, dann mehrere „Kriegsräte" (entsprechend den heutigen Regierungs- oder Geh. Regierungsräten), verschiedene „Hofräte" und endlich drei Oberziesemeister, bei denen man zweifeln kann, ob man sie noch zu den höheren Beamten rechnen darf. Erst auf diese folgte die ganze Schaar der Ziesemeister und Mühlenbereiter, insgesamt ein Personal von fast 100 Köpfen. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts war das Amt des ständischen Landrentmeisters, der die Generaleinnahme der Landschaft zu verwalten hatte, in den Händen des Adels gewesen (1740 finden wir den Geh. Archivar, Geh. Rat v. d. Vith in dieser Stellung; auch der Landschaftssyndikus war damals adelig, Justitiar Geh. Rat v. Ziegler; vgl. Hintze, Acta Borussica, VI. 1, S. 352); gegen Ende des Jahrhunderts ging das Amt in die Hände des Bürgertums über; auf den Land-Rentmeister Müller folgte 1797 unser Louis Vogel. Es ist klar, daß dieser nach seiner ganzen Stellung den besten Kreisen des Bürgertums angehört hat und man sich nicht durch den schon damals aus Bequemlichkeitsrücksichten ihm gelegentlich beigelegten Rendantentitel verführen lassen darf, ihn für einen Subalternbeamten zu halten.

Daß Louis Vogel aber, der Freund Adam Müllers, als der Verbündete der Kleist, Arnim, Marwitz usw. erscheint, ist bei seiner amtlichen Stellung ohne weiteres klar. War doch Hardenbergs Reform mit in erster Linie auf die Beseitigung der letzten Reste jener alten ständischen Mitregierung gerichtet; schon das Finanzedikt vom Oktober 1810 nahm der Kurmärkischen Landschaft einen Teil ihrer Einkünfte und damit dem Landrentmeister, — der übrigens General-Rendant der Landfeuersozietät der Kurmark war —, einen Teil seiner Befugnisse. So ist es nahezu selbstverständlich, daß Vogel auch der christlich-deutschen Tischgesellschaft, in der sich die geistige Opposition der Romantik mit der politischen gegen Hardenbergs Reform vereinigte, seit ihrer Begründung angehört hat.

Berlin-Friedenau. F. Meusel.

## Zu Euphorion XVIII, 166 f.

Die Erklärung der Verse

Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

die dort vorgetragen wird, ist bedenklich: Wenn der Tod irgend etwas verspricht, so lesen sich die Lebenden damit eine Verpflichtung auf den Hals? Brechen können nur diejenigen etwas, die es versprochen haben, und man kann nicht etwa die Worte „was der Tod versprochen" mit „was sie, die Lebenden, ihm mit dem Tode in Aussicht gestellt haben" interpretieren. Auch scheint mir der Gedanke, daß des Meisters Andenken fortleben werde, den Versen

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht:

nicht unterzuliegen und von den letzten,

Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

wenn auch nicht schlechthin ausgeschlossen, so doch noch ferner gerückt zu werden. Wie kann man denn auch „ewiges Leben", das nach der vorgetragenen Ansicht mit dem Tode in Aussicht gestellt wird, mit dem ewigen Ruhme gleichsetzen! Es hätte also im dritten Satz auf S. 167 heißen müssen: „Inwiefern erfüllen nun die Lebenden dem Glockengießer die Aussicht, des ewigen Lebens teilhaftig zu werden?" Dann wäre die ganze Erklärung unterblieben.

Man hat meines Erachtens folgendermaßen zu interpretieren: Der Tod stellt die Strafe dar für das Verbrechen und damit die Entsühnung des Schuldigen, und das Leben nach dem Tode weiß darum nichts mehr von der Tat. Oder noch besser, da man ja einwenden könnte, in dieses Leben könne überhaupt kein Schuldiger eingehen: Was dem Schuldigen, indem er den Tod erleidet, in Aussicht gestellt ist, wird erfüllt, indem er des ewigen Lebens teilhaft wird! Die Unklarheit ist lediglich dadurch entstanden, daß statt „erfüllen": „nicht brechen" eingesetzt worden ist. Allein zu der hier gegebenen Deutung passen auch die unmittelbar vorhergehenden Worte:

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;

Daß er ein frommer Mann ist, ergibt Strophe 3:

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein:
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Also wird er voll Zuversicht nicht auf die irdische, sondern auf die himmlische Unsterblichkeit gerechnet haben.

Dieser klare Zusammenhang überhebt uns der Mühe, zuzusehen, ob etwa „Das" Subjekt, „das Leben" Objekt sein könnte, und sich auf diese Art, unter Deutung des Begriffs „Leben" in besonderem Sinne, eine andere Erklärung finden ließe.

St. Andrews. G. Schaaffs.

## Hebbels Gedicht „Die Erde und der Mensch".

Hebbels Gedicht „Die Erde und der Mensch" — in Werners Ausg. Band VI. S. 303—306 — ist zuerst im Feuilleton der Wiener „Presse" vom 10. Dezember 1848 erschienen. Dieser Erstdruck scheint Werner — auch Wütschke verzeichnet ihn nicht in seiner Hebbelbibliographie — entgangen zu sein. Denn er nimmt im kritischen Apparate VII. S. 306 als ersten Erscheinungsort des Gedichtes das vom österreichischen Lloyd herausgegebene „Illustrierte Familienbuch" 2. B. S. 14 f. Triest 1852 an, in dessen ersten Bande schon Hebbel einige neue Epigramme hatte erscheinen lassen. Doch geht dem Abdruck dort folgende Anmerkung voraus: „Wie wohl dieses Gedicht bereits im Jahre 1848 in einer Zeitschrift erschien, so glauben wir es dennoch unsern Lesern bieten zu dürfen, da während der Stürme jener Zeit seine bedeutsame Grundidee wohl kaum genügend gewürdigt wurde und es außerdem eine wesentliche Umarbeitung erfahren hat." — Damit ist der oben erwähnte Erstdruck gemeint, auf den auch der Brief Hebbels vom 28. Nov. 1848 (Briefe IV, S. 138) an den Redakteur Zang, den Begründer der „Presse", hinweist

Diese Zeitschrift alte „Presse“, wie sie später im Gegensatz zur „neuen freien Presse“ genannt wurde, hatte zwar erst im Juli des Sturmjahres als „Journal der reinen Demokratie“ zu erscheinen begonnen, bald aber den mehr oder weniger ephemeren Erscheinungen, die das „tolle Jahr“ auf dem Felde der Wiener Journalistik hervorgebracht hat, den Rang abgelaufen und durch geschicktes Lavieren auch die Oktobertage überdauert. Im Feuilleton brachte damals das Blatt den Roman von Dumas Sohn „Doktor Servans“, dessen Fortsetzungen an Sonntagen von literarischen Beiträgen, zusammenhängenden Theater- oder Bücherbesprechungen unterbrochen wurden. Am Sonntage, den 10. Dezember, erschien nun unter dem Strich Hebbels Gedicht. Wie aus dem erwähnten Briefe hervorgeht, dürfte Hebbel es der „Presse“ durch Vermittlung ihres Redakteurs Landsteiner, mit dem er in näherer persönlicher und literarischer Beziehung stand, zur Verfügung gestellt haben. Er schreibt: „Ich tat das, weil ich meine Ideen über Organisierung der Auswanderung gerade in dem gegenwärtigen Moment ..... ins Publicum bringen wollte;“ und wird ob der Verzögerung des Erscheinens ungeduldig. Außer dieser Briefstelle und der von Werner a. a. O. angeführten Tagebuchnotiz (Tagebücher III. 4376) vom 25. März 1848 kommen für die Entstehungsgeschichte zunächst noch in Betracht: Ein Bericht Kuhs (2. Auflage II. S. 236 ff.) über eine Unterredung Hebbels mit Robert Waldmüller-Duboc aus dem Frühjahre 1848, in der Hebbel den Malthusianismus billigend erwähnt und über Auswanderung im großen spricht; schon dort weist Kuh auf das vorliegende Gedicht hin. Sodann eine Stelle in Hebbels Berichten an die „Allg. Ztg.“ vom 30. November (Werke X. S. 144 ff.), in der er die Kolonisation Ungarns durch Deutsche empfiehlt und schließt: „Eine organisierte Völkerwanderung ist das einzige Mittel, einer unorganisierten, einem rohen Drängen und Stoßen der Massen vorzubeugen und Europa aus der größten Gefahr, die ihm droht, zu retten.“ Schon Kürnberger hat in seinem geistreichen Molochaufsatz (Allg. Nat.-Bibl. N. 374 ff., S. 252 ff.) darauf aufmerksam gemacht, ob denn in Hebbels Werken sich nichts von der damaligen dumpfen Konkordatsluft Österreichs verspüren lasse. Ebenso reizvoll wäre es, den feinen Schwingungen nachzugehen, mit denen der Sturm der Revolution „Herodes und Mariamne“ beeinflußte. Unzweifelhaft scheint mir die Herrschergestalt des Herodes aus Hebbels Erlebnissen in diesem Jahre emporgewachsen. Den Niederschlag aber all der reichen Stimmungen und Gedanken, die der Verlauf der Revolution in seinem Innern auslöste, gibt dieses Gedicht. Mit einer damals wohl unerhörten Kühnheit verleiht hier der Dichter seinem sozialen Idealismus einen Ausdruck, der heute, da diese Fragen aktuelle Alltäglichkeit erlangten, uns seinen weiten Seherblick bewundern läßt und um so mehr, als aus den letzten Versen warme Töne einer nationalen Gesinnung uns entgegenklingen, deren Bedeutung wir erst heute voll ermessen können.

Was nun die abweichenden Lesarten dieses Erstdruckes anbelangt, der mit $J^1$ zu bezeichnen ist — $J^2$ ist nunmehr der Druck im „Illustr. Familienbuche“ —, so ergeben sich zunächst für den Vergleich mit den Handschriften $H^1$ und $H^2$ in Anlehnung und Ergänzung von Werners kritischem Apparat folgende Feststellungen: $H^2$ ist unzweifelhaft die Vorlage von $J^2$ und damit aller folgenden Drucke. Gegenüber diesen ergibt sich eine Übereinstimmung zwischen $J^1$ und $J^2$ — die Widmung an den Physiologen Ernst Brücke fehlt bis auf C — nur in folgenden zwei Punkten: zunächst ist in beiden Drucken das anredende Pronomen stets groß geschrieben und ferner eine von Werner übersehene, abweichende Lesart im zweiten Verse; das Verhalten der Handschriften hiezu ist aus Werner nicht festzustellen. — $H^1$ und $J^1$ stehen in innigster Verbindung; alle Abweichungen, die $H^1$ von der endgiltigen Fassung — und es sind nicht wenige — aufweist, finden sich auch $J^1$. Zwar versagt Werner einigemal, doch ergibt sich aus den erkennbaren Verschiedenheiten, daß $H^1$ die Vorlage zu $J^1$ war. Zwar könnten 19 überfüllt $H^1$] übervoll $J^1$ und 26 wachsenden $H^1$] steigenden $J^1$, wo alle sonstigen Drucke mit $H^1$ überein-

stimmen, das Gegenteil vermuten lassen. Aber maßgebend ist die Stelle die $J^1$ lautet:

52 ff. Weil Ihr zu träge wart, Euch aufzuraffen,
Tut es denn jetzt, wenn Ihr nach Wohlfahrt trachtet,
Braucht erst den Pflug, dann wenn ihr müßt, die Waffen.

52 und 53 stimmen $H^1$ $J^1$ überein, 54 lautet $H^1$:

Kehrt gegen mich, dann gegen Euch die Waffen.

Die glückliche Verdeutlichung des Bildes vom Pflug ist also erst von $J^1$ in alle weiteren Überlieferungen übergegangen, während in den beiden oben erwähnten Fällen der Dichter, der während der Abschrift für die „Presse" zu verbessern geglaubt hatte, wieder auf den alten Ausdruck zurückkam. Ferner zeigen die beiden Schlußzeilen des Gedichtes bereits $J^1$ die endgiltige Fassung. — Bemerkenswert ist $J^1$ der umgestellte Titel „Der Mensch und die Erde", unter dem auch die Jahresübersicht vom 31. Dezember 1848 (Tagebücher III. 4481) die Vollendung des Gedichtes berichtet. Hinzuweisen wäre noch auf Vers 67, wo sinngemäß in $J^1$ ein Strichpunkt steht, während durch alle weiteren Drucke ein Beistrich sich als Druckfehler durchzuschleichen scheint.

Der kritische Apparat Werners sei nun im folgenden ergänzt; fehlt die Angabe der Überlieferung, so ist der Erstdruck $J^1$ gemeint; wo die Abweichung sich in mehreren Überlieferungen findet, sind alle angeführt; wo die Lesart mit $H^1$ gleichlautet, ist dies durch die Gleichstellung $J^1 = H^1$ ausgedrückt[1]).

Titel Der Mensch und die Erde Widmung fehlt $H^1$ $H^2$ $H^3$ $J^1$ $J^2$ nach Titel nur (Im Jahre 1848) 2 Damit sich $J^1$ $J^2$ 5 zur Antwort 19 f. vielmehr — und] Nein ein schon halb gescheitert Schiff, von ihnen So übervoll daß sie vor 26 $J^1 = H^1$ 30 kein] nicht 36 Und — wachsenden] Bei uns'rer nimmer steigenden siehe $H^1$ 37 f. $J^1 = H^1$ 37 wagte ich $H^1$] fing ich an $J^1$ 41 f. $J^1 = H^1$ 45 $J^1 = H^1$ 47 f. $J^1 = H^1$ 52 f. $J^1 = H^1$ 54 Braucht erst den Pflug, dann wenn ihr müßt die Waffen siehe $H^1$ 57 nur] nun $J^1$ offenbar Druckfehler 62 schweren] letzten 67 ist,] ist; 69 $J^1 = H^1$ 76 $J^1 = H^1$ 78 $J^1 = H^1$ 83 $J^1 = H^1$

Prag. Paul Kisch.

## Adolf Stahrs Aufsatz: Die moderne Tragödie und ihre Aufgabe.

In den Oldenburger Nachrichten für Stadt und Land äußert Richard Hamel: „Erfreulich ist das Urteil Heinrich Stümckes, der Dramatiker Mosen sei in der Literaturgeschichte bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden[2]). Dieser Ansicht pflichte ich bei und nehme auch keinen Anstand zu erklären, daß ich den „Sohn des Fürsten" höher einschätze als manches Werk Wildenbruchs, der anderen Hohenzollern-Dramatiker ganz zu geschweigen"[3]).

Solche Einschätzung berechtigt zu der Frage nach dem Wesen des Mosenschen Trauerspiels. Es ist sozial, politisch und geschichtsphilosophisch, das erste: es legt gesellschaftliche Schäden bloß der 20er und 30er des vorigen Jahrhunderts, die Lüge und Feigheit in mancherlei Hinsicht, das zweite: die Helden erstreben

[1]) Die meist vom Belieben des Korrektors abhängige Schreibung ist unbeachtet gelassen.

[2]) Hohenzollernfürsten im Drama von H. Stümcke. Leipzig. G. Wigand. 1903. S. 274. Anmerkung 174.

[3]) XXXIII. Jahrgang, Nr. 205. d. 1. Sept. 1904.

politische Freiheit, das dritte: sie verkünden Hegels hier einschlagende Lehren, unter anderen die, daß die Leidenschaften der Menschen dem Fortschritt der Gesittung dienen müssen. Die Hauptstelle hierfür bildet der Eingang des 4. Aktes der Bräute von Florenz[1]. Daraus ergibt sich die literargeschichtliche Stellung des in Rede stehenden Dramas. Es ist jungdeutsch, indem es im bewußten Gegensatz zur Romantik in der Vergangenheit die Gegenwart darstellt[2]. Es ist schillerisch in Vers und edler Sprache, in szenischen und wörtlichen Anklängen. An Shakespeare knüpfen die Volksauftritte, an die Alten das Schicksal an, das die Helden in der Weltgeschichte, in bedeutenden Begebnissen ihrer Zeit erblicken[3].

Das Wesen des Mosenschen Trauerspiels hat Adolf Stahr, des Dichters Freund, darzustellen versucht in dem kleinen Aufsatze: Die moderne Tragödie und ihre Aufgabe[4]. Er erschöpft nicht alle Seiten desselben, bedient sich aber Mosenscher Gedanken, ja der eigenen Worte des vogtländischen Dichters. Und so erklärt sich der Schluß der Vorrede zur Oldenburgischen Theaterschau, in der Mosen bemerkt: Sie (Stahrs Abhandlungen über das neuere Drama) sind um so interessanter, weil wir den ästhetisch-philosophischen Beurteiler mit der werdenden dramatischen Literatur selbst noch werden und sich gestalten sehen bis dorthin, wo beide, Philosoph und Dichter (Stahr und Mosen), in der frühesten Morgendämmerung einander fast unsichtbar, neben einander hergingen, und bei Sonnenaufgang sich in die klaren Gesichter blicken, einander als Brüder erkennen und sich die Hände reichen, um sich nie wieder zu trennen.

Wir setzen im folgenden Stahrs kleinen Aufsatz her, um die entsprechenden Stellen der Quellen folgen zu lassen. Das meiste hat Stahr Mosens Brief an ihn entlehnt vom 15. Jan. 1843[5], einiges der Abhandlung des vogtländischen Dichters über die Tragödie. Stahrs Aufsatz: Die moderne Tragödie und ihre Aufgabe lautet:

„In unserer Zeit ist der Grundgedanke der Philosophie bei dem Resultate angelangt, daß die Wahrheit ein dialektischer Prozeß, d. h. daß sie das Ergebnis zweier sich einander aufhebender und in dieser Aufhebung fortbestehenden Gegensätze ist. Dieser logische Grundgedanke der letzten großen Denkbewegung des Geistes findet seine reale Entsprechung in der durch ihn herbeigeführten Betrachtung der Weltgeschichte als eines gleichfalls dialektischen Entwicklungsprozesses, in welchem die Gegensätze in ihrem Kampfe miteinander nicht nur fortdauern, sondern sich auch in ihm immer vollständiger und in einer weiteren Peripherie entwickeln. Erst da, wo dieser Entwicklungsprozeß beginnt, kann überall von Geschichte die Rede sein, nicht schon da, wo Völker und Jahrhunderte in der Vorbereitung zur Herausstellung der Gegensätze aufgezehrt wurden, so wenig

[1] Zuerst aufgeführt im Hoftheater zu Dresden am 1. Jan. 1841; zuerst gedruckt in Mosens Theater. Stuttgart 1842, dann in den sämtlichen Werken. Oldenburg 1863. IV. Bd. u. Leipzig 1880. III. Bd.

[2] Mosen an Adolf Stahr 10. 2. 45: Wie ich meinen Dramen die Gegenwart selbst im Spiegel der Vergangenheit darstellen mochte, weißt du. Aus Adolf Stahrs Nachlaß. Briefe von Stahr herausgegeben v. Ludwig Geiger. Oldenburg. Schulzesche Hofbuchhandlung 1903. S. 104.

[3] „Dieser sich unerbittlich bahnbrechende Gedanke der Weltgeschichte wird für den Helden der modernen Tragödie das sein, ‚was in der alten Tragödie die Schicksalsidee war.' Über die Tragödie. Zuerst abgedruckt als Vorwort zum „Theater" von Julius Mosen. 1842. Sämtliche Werke. Leipzig 1880. II. Bd. S 278. Wir führen im folgenden diese Ausgabe an.

[4] In der Oldenburgischen Theaterschau von Adolf Stahr. Oldenburg 1845. Zweiter Teil. S. 293–296.

[5] Aus Adolf Stahrs Nachlaß. h. v. L. Geiger. Oldenburg 1903. S. 49–53.

man die Möglichkeit einer Pflanze in einem Fruchtkerne schon eine Pflanze nennen mag. Wo aber der historischdialektische Prozeß einmal zum Leben erwachte, da steigerten sich allemal auch die Gegensätze und Widersprüche bis zum Fanatismus.

Diese Auffassung geschichtlichen Welt- und Völkerlebens, dieses Weltgesetz historischer Entwicklung, muß nun notwendig auch in derjenigen Geistesgestaltung zur Erscheinung kommen, welche als die Blütenkrone der höchsten geistigen Entwicklung eines historischen Volkslebens dasselbe in seinen treibenden und erfüllenden Grundgedanken zur sinnlich-geistigen Anschauung bringt, in der Poesie, und zwar am vollendetsten in der dramatischen Poesie, in der Tragödie.

Die moderne Tragödie wird da entstehen, wo ein Dichter es unternimmt, die großen Momente weltgeschichtlicher Konflikte, zu Fleisch und Blut geworden in bestimmten Individuen, zum Inhalte der neuen Tragödie zu machen.

Denn weil jede große Persönlichkeit, welche in einen solchen Konflikt hineingerät, sich darin aufgibt — d. h. so oder anders zugrunde geht, so wird überall da, wo der weltgeschichtliche Prozeß das Gefäß des Individuums zersprengt, auch der Stoff einer modernen Tragödie für den seherischen Dichter vorhanden sein.

Dieser Begriff der modernen Tragödie zersprengt die Schranken des Hegelschen Schematismus; er widerspricht nicht der Philosophie selbst, aus deren tiefster Grundanschauung er vielmehr hervorgegangen ist, wohl aber dem toten Dogmatismus einer Definition, welche schon deshalb falsch sein muß, weil sie den Maßstab nach der dagewesenen genommen hat, ohne eine Entwicklung derselben im Fortschritte der Geschichte im ganzen in Rechnung zu bringen. Dieser Begriff faßt die Kategorien von Schuld, Sühne, von dem Konflikte jener gleichberechtigten Mächte, von der Einseitigkeit des den Helden beseelenden tragischen Pathos, die jetzt schon den grünsten Exoterikern geläufig sind, als untergeordnete Momente in sich. Er nimmt aber zugleich den Poeten, den Dramatiker, welcher es eben mit der Geschichte und ihrer Entwicklung zu tun hat, in den Dienst der Geschichte, indem er es als seine Aufgabe hinstellt, nicht die historischen Figuren zu Trägern seiner Ideen, sondern seine Tragödie zur poetischen Theodizee der wahrhaftigen Gottheit des wirklichen geschichtlichen Lebens zu machen. So wird der tragische Dichter zum Priester des lebendigen Gottes der Geschichte, dessen Taten er nur auszulegen und dem Volke zu erklären hat, indem er sie poetisch verklärt.

Und wie derjenige, der die Vergangenheit versteht, auch damit zugleich die Gegenwart begriffen und einen Blick in die Zukunft geworfen hat, so wird der Dichter auch zum weissagenden Propheten, der das ewige Gesetz im Vergangenen zur Erscheinung bringend, zugleich und eben dadurch auch die Schlaglichter des prophetisch deutenden Geistes auf Gegenwart und Zukunft wirft.

Diese moderne Tragödie steht ihrem Begriffe nach über der Tendenztragödie, die gegen sie gehalten, als Übergangsstufe erscheint. Sie ist nicht Parteitragödie, denn ihr Dichter, der nur die Poesie des Kampfes der Gegensätze und diese nur in wahrhaft historischen Paralleten widerzuspiegeln hat, muß als Dichter jeder Partei ihr Recht zur Existenz anerkennen und ist so allerdings der weissagende Prophet, der über den kämpfenden Parteien steht. Er ist identisch mit dem Gewissen der Menschheit, welches über alle nach eines jeden Individualität richtet. Indem aber der Dichter zugleich der Sohn seiner Zeit und des in ihr webenden Geistes ist, wird er auch im Einklange mit demselben durch sein Wort die Sache des Geistes der Gegenwart führen und seinem Drange das siegende Wort leihen.

Unter den modern dramatischen Dichtern hat vor allen Julius Mosen ebenso bewußtvoll als unermüdlich durch eine Reihe dramatischer Schöpfungen

nach dem Kranze dieser Art der historischen Tragödie gestrebt. In dem ‚Johann von Österreich', seinem neuesten Werke, hat er ihn erreicht".

Daneben halte man folgende Stellen aus dem erwähnten Briefe Mosens: „Den Hegelschen Grundgedanken, freilich in nicht philosophische Worte gefaßt, hebe ich zunächst aus seiner Logik heraus: Die Wahrheit ist ein dialektischer Prozeß, oder: Sie ist das Ergebnis zweier sich einander aufhebender und in dieser Aufhebung fortbestehender Gegensätze.

So ungefähr will ich diesen Gedanken fassen und anwenden. Ein gleicher dialektischer Prozeß ist die Weltgeschichte, doch so, daß die Gegensätze in ihrem Kampfe miteinander nicht nur fortdauern, sondern sich auch in ihm immer mehr in weiteren Peripherien entwickeln. Hieraus folgt, daß ohne diesen Entwicklungsprozeß von Geschichte eigentlich nicht die Rede ist, wie man denn auch die Möglichkeit einer Pflanze in einem Fruchtkern noch keine Pflanze nennen kann. Ich gestehe gern, daß die größere Hälfte der Weltgeschichte in der Vorbereitung zur Herausstellung dieser Gegensätze aufgezehrt worden ist, wo aber der Prozeß lebendig wurde, steigerten sich die Widersprüche bis zum Fanatismus: . . . . . Muß so der Poet — ich meine jetzt den dramatischen, welcher es eben mit der Geschichte und ihrer Entwicklung zu tun hat — jeder Partei insoweit ihr Recht zur Existenz anerkennen, weil er nur die Poesie ihres Kampfes in Parallelen wiederzugeben hat, so steht er allerdings über den Parteien, wie der weissagende Prophet. Er ist identisch mit dem Gewissen der Menschheit, welches über Alle, nach eines jeden Individualität richtet . . . . . Die Tragödie ist so eine wunderbar seltene Blume der höchsten geistigen Entwicklung eines Volkslebens . . . . .

Dein Hegelscher Begriff von Schuld und Sühne reicht nicht aus . . . . . Ich weiß nur, daß die großen Momente weltgeschichtlicher Konflikte zu Fleisch und Blut geworden in bestimmten Individuen, — der Inhalt der neuen Tragödie sein werden. Weiter sehe ich, daß jede große Persönlichkeit, welche in einen solchen Konflikt hineingerät, sich daran aufgibt, d. h. so oder anders zugrunde geht.

Wo dieser weltgeschichtliche Prozeß das Gefäß des Individuums zersprengt — da ist auch der Stoff einer modernen Tragödie vorhanden. Wirf nur erst das Hegelsche Schema weg — dann wirst du wenigstens fühlen, daß meine Ansicht nicht so sehr dem ganzen Inhalte der H. Philosophie als der bestimmten Definition widerspricht, welche schon deshalb falsch ist, weil sie den Maßstab nach dem Dagewesenen genommen hat, ohne eine Entwicklung desselben im Fortschritt der Geschichte im ganzen in Rechnung zu bringen".

Aus der Abhandlung über die Tragödie führen wir an: „Überblickt man mit einem Augenaufschlage die Weltgeschichte und sieht die Völker und ihre Schicksale selbst wie Tragödien vorüberziehen, welche sich nach großen, einfachen Gesetzen entfalten und im Kampfe der Gegensätze sich drängen bis zur Katastrophe . . . . so müssen wir im Voraus annehmen, daß sich ebenso nach großen, durchgreifenden Gesetzen die Geschichte der Poesie, das Tatenleben der Seele, entwickeln müsse"[1]).

Goethe und Schiller haben ihre tragischen Helden von der Weltgeschichte losgebunden und zum Träger ihrer individuellen, idealen Gedanken gemacht"[2]).

Als „Priester des lebendigen Gottes der Geschichte" erscheint der tragische Dichter vornehmlich in Mosens Sohn des Fürsten, entstanden im Jahre 1840[3]), gedruckt 1858. Der junge Friedrich von Preußen möchte seinen zum Tode ver-

[1]) W. W. 1880 Bd. II. S. 265 f.

[2]) A. a. O. S 277.

[3]) Nach J. Mosens eigener Angabe. Vgl. Unser Vogtland I. Bd. 1. Heft Leipzig, Roßberg 1894. S. 7.

urteilten Freund Karte retten. Dieser aber wehrt ab mit der Begründung: „Ich hab' geirrt, aus Irrthum schwer gesündigt An dir und deinem Volk. Ich wollte dich Mit frevelhafter Hand vom Dienst erlösen, In dem der Gott des Schicksals dich erzogen Zu der Vollstreckung seines strengen Willens. Und zwischen dich und seine Absicht habe Ich frevelnd mich gedrängt mit meiner Liebe, Und diese Schuld büß' ich mit meinem Tode".

„Nicht er (Friedrichs Vater), der Ratschluß Gottes Wirft meinen Leichnam unter deine Ferse Und sperrt den Weg dir ab, wenn deinem Ziel Im Zweifel du den Rücken wenden wolltest. Wie jeder mächt'ge Mensch, so dient dein Vater Der unergründlich göttlichen Vernunft, In deren Obhut alle Wesen sind. Er muß aus seinen Unterthanen schmieden Ein mächt'ges Volk mit seiner ehr'nen Hand. Verloren muß der sein, der ihn behindert".

Plauen i. V. H. Schuller.

## Zu Gottfried Kellers Gedicht „Jugendgedenken".

Hat man schon bemerkt, daß G. Kellers Gedicht „Jugendgedenken" (Ges. Gedd. II, 77 f.) in der Form mit Goethes „Braut von Korinth" übereinstimmt? Beinahe wenigstens. Das ziemlich komplizierte Reimsystem abab cc b ist völlig dasselbe; auch das Metrum in V. 1, 2, 3, 4, 5, 7, ist das nämliche wie bei Goethe. Dieser muß als Vorbild gedient haben; denn nach den vier fünffüßigen trochäischen Versen die zwei dreifüßigen einzuschieben, wird kaum Originalidee Kellers sein. Das heißt, der zweite dieser Kurzverse ist bei Keller ein klein wenig verändert: er hat einen einsilbigen Auftakt; Das wiegt aber wohl nicht schwer genug, um Goethes Vorbild zu entfernen. Anderwärts aber kann Keller Strophen- und Versform kaum gefunden haben; bei Herwegh und Freiligrath wenigstens nicht, deren Gedichte vor 1845 die Form der „Braut von Korinth" nirgends zeigen. Als Wilhelm Baumgartner das Lied komponiert hatte, schrieb Keller am 16. September 1847 in sein Tagebuch (Bächtold I, S. 291): „Es scheint mir in Rhythmus und Weise mit dem Gesumme zusammenzutreffen, mit welchem ich das melodische Lied einst, leise singend, gemacht habe." Dieses Summen und leise Singen war wohl zuerst Reminiszenz aus Goethes Gedicht. — Ich darf da vielleicht eine Art Gegenzeugnis anführen. Als ich in akademischen Übungen den Versbau, speziell den Rhythmus der „Braut von Korinth" behandelte, summte und sang mir, gleichsam im anderen Ohre, Kellers „Ich will spiegeln mich in jenen Tagen". Das brachte mich auf die Untersuchung und zur Gewißheit der oben dargelegten Übereinstimmung, beziehungsweise Abhängigkeit.

Die Anmerkung Adolf Freys („G. Kellers Frühlyrik", S. 39) daß nur hinter dem Gedicht „Ein Tagewerk. I." (datiert September 1845; Ges. Gedd. II, 66 ff.) Linien Goethescher Form deutlicher wahrzunehmen seien, dürfte sich um die Notiz von der viel genaueren Formübereinstimmung des vom März 1845 datierten Gedichtes „Jugendgedenken" mit Goethes „Braut von Korinth" erweitern lassen.

Basel-Arlesheim. Albert Geßler.

## Zur Metapher „grüne Nacht".

In seiner gediegenen und reichhaltigen Schrift ‚Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen achtzehnten Jahrhundert' (Berlin, N. G. Calvary 1909) beschäftigt sich Friedrich Kammerer eingehend mit der Metapher „grüne Nacht", die ihm nebst ihren verwandten Variationen — ‚grüne Dunkelheit', ‚grüne Dämmerung', ‚grüne Schatten', ‚grüne Finsternis' — als ein dem ganzen acht-

zehnten Jahrhundert eigenes Gemeingut gilt. An der Hand von Blümners ‚Untersuchung über die Farbenbezeichnung bei den römischen Dichtern' (Berlin 1892 leitet er ihren Ursprung aus der lateinischen Verbindung ‚virides umbrae', ‚virides tenebrae' her und verfolgt ihre geschichtliche Entwicklung innerhalb des Gebietes der deutschen Literatur von Hagedorn zu Brockes und Haller (vgl. besonders S. 44, 134, 187, Anm. 110, 200), wobei als ein besonders interessantes Beispiel der typischen Beliebtheit dieser eigenartigen sprachlichen Wendung ein Zitat aus Brockes Übersetzung von Thomsons beschreibendem Gedicht ‚The Seasons' (Die Jahreszeiten) dient, nämlich V. 1028, wo ‚the dun umbrage' des Originals mit den Worten ‚grüne Schattennacht' wiedergegeben ist. Es sei nachträglich verzeichnet, daß derselbe Ausdruck auch bei Chr. Ewald von Kleist und bei Klopstock vorkommt — bei jenem z. B. in dem Gedicht ‚Der Frühling' — „Hain voll grünlicher Dämmerung" —, bei diesem in der Ode ‚Fredensborg': . . . . „und den schimmernden Abend in der grünlichen Dämmerung birgt".

Nichtsdestoweniger läßt sich dieser angeblich nur dem achtzehnten, besonders dem früheren achtzehnten Jahrhundert zugehörige Ausdruck auch in späterer Zeit belegen. Abgesehen von Wieland, welcher von der „grünen Nacht" der Hecken spricht, finden wir diese Metapher bei Schiller in dem Gedicht ‚Die Erwartung' (Hist.-kritische Ausgabe, hrsg. von Otto Güntter und Georg Witkowski, Leipzig, Hesse 1910, I. Bd., S. 95, V. 5—8):

„O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmutstrahlende empfangen!
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen!"

Bei Tieck, dem ersten Sänger der „Waldeinsamkeit": „dämmernd grüner Schatten des Waldes", „grüne dämmernde Nacht", „eine kühle grüne Dämmerung", „grüne Dämmerung", „grüne Finsternis", „grüner Waldesdämmer". Dazu vgl. verschiedene Stellen aus Tiecks Schriften, zitiert bei Walter Steinert, Ludwig Tieck und das Farbenempfinden der romantischen Dichtung, Einleitung. Das Farbenempfinden der vorromantischen Dichtung, S. 12, Schriften der literarhistorischen Gesellschaft Bonn, Bd. VII, Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund 1910. In Clemens Brentanos verwildertem Roman ‚Godwi oder das steinerne Bild der Mutter' (Sämtliche Werke, hrsg. von Carl Schüddekopf, München und Leipzig bei Georg Müller 1909, Bd. V¹ (Heinz Amelung), S. 148: . . . . „leuchtender Punkt . . . der . . . in der Ferne zwischen die Blätter leuchtete, und das Grün der Bäume entzündend, schimmernde Zweige in der tiefen Nacht des Waldes erblühen ließ". Verwandt S. 157: „Dunkle Wellen eines bleibenden grünen Meeres". Ebenda Bd. V², S. 251: „Wir waren wenige Schritte gegangen, als durch die grüne Nacht eine glänzende weiße Fassade hervorbrach." In Eichendorffs ‚Jagdlied' Nr. 2 Eichendorffs gesammelte Werke in vier Teilen, hrsg. von Dr. Max Mendheim, Reclam's Heliosklassiker, Leipzig, I. Bd., S. 213, V. 19) lesen wir:

„Wild und Jäger todestrunken
In die grüne Nacht versunken."

I 349, V. 10 (‚Der verirrte Jäger') = „grüne Waldesnacht" (I 222 und 223 dunkelgrünes Waldrevier), ebenda III. Bd., S. 151 (‚Ahnung und Gegenwart') „dunkelgrüne Schatten".

In E. T. A. Hoffmanns Märchen ‚Klein Zaches genannt Zinnober' (E. T. A. Hoffmanns Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Carl Georg von Maaßen, München und Leipzig, bei Georg Müller, 1910, IV. Bd., 4. Kap., S. 175): . . . (es) . . . „dünkten ihm die grünen Schatten des Waldes nicht mehr so traurig."

In Mörikes Gedicht ‚Im Frühling' (Mörikes Werke, hrsg. von Harry Maync I. Bd., S. 33, V. 24 = II. Bd., S. 271, Z. 24) finden wir die nüanzierte, verstärkte Bezeichnung ‚golden grüner Zweige Dämmerung', die gewiß auf Mörikes innige, in sprachlicher Hinsicht besonders scharf ausgeprägte Verwandtschaft mit der romantischen Dichtung zurückzuführen ist.[1])

In Hebbels Drama ‚Gyges und sein Ring' (Friedrich Hebbels Sämtliche Werke, Historisch-kritische (Säkular)-Ausgabe, bes. von Richard Maria Werner, Erste Abt., Dramen, III. Bd. [Berlin, B. Behr], S. 253, V. 297 des I. Aktes) dient der Ausdruck ‚grüne Nacht' zur präzisen Deutung der Dichtheit stark stämmiger Bäume:

Hero.

O Königin, wenn Du's gesehen hast,
So weißt Du auch, daß ich den dichtesten
Von allen Bäumen unsers Garten wählte.

Rhodope.

Den dichtesten? Kann sein! Doch ganz gewiß
Den, der am nächsten an der Mauer stand.

Hero.

Den allerdichtesten! Ich kletterte
In eine wahre grüne Nacht hinein!

In Otto Ludwigs Novelle ‚Die Heiterethei' (Otto Ludwigs ausgewählte Werke in zwei Bänden, hrsg. von Ernst Brausewetter, Reclam's Heliosklassiker, Leipzig, II. Bd., S. 294) befindet sich folgende Stelle: „Dazu thronte er (d. h. der Gasthof) breit und gewaltig auf dem höchsten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes sich veilchenhaft unter ihn in grüne Schatten verkroch."

In Hölderlins Gedicht ‚Am Neckar' (Hölderlins Werke in vier Teilen, hrsg. von Marie Joachimi-Dege, Bong & Co., Berlin, o. J., I. Bd., S. 148, V. 29—30):

„Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt" . . .

In Gottfried Kellers Erzählung ‚Pankraz der Schmoller' (Gesammelte Werke, IV. Bd. S. 36. [J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin], Die Leute von Seldwyla) wird vom „grünen Schatten der Bäume" berichtet. Adalbert Stifters Novelle ‚Der Waldsteig' (Adalbert Stifters ausgewählte Werke in sechs Teilen, hrsg. von Karl Pröhl, IV. Teil, S. 36) enthält folgende Stelle: „Das grüne Dach des Waldes, getragen von den unendlich vielen Säulen der Stämme, wölbte sich über sie und goß seine Dämmerung und seine kleinen Streiflichter auf ihre Gestalt herab."

Sehr beachtenswert sind einige Beispiele aus der englischen Literatur:

William Wordsworth spricht in seinem Gedicht ‚Ruth' vom ‚grünen Schatten'. (Vgl. The Lyric Poems of William Wordsworth, edited by Ernest Rhys. J. M. Dent, London, p. 232, v. 74).

„Such tales as told do any maid
By such a Youth, in the green shade
Were perilous to hear."

Da das Gedicht in Deutschland im Jahre 1799 entstanden ist (Written in Germany. Suggested by the story of a Somersetshire maid), darf man viel-

[1]) Ebenso III. Bd., S. 54 (im Märchen ‚Der Schatz') Z. 7—8: „Der Schatten des grünen Gezweigs."

leicht mit gewissem Recht den wahrscheinlichen Einfluß von deutscher Dichtung annehmen, zumal Wordsworth zur ‚Seeschule' (Lake-poets) gehört, die bekanntlich viele formelle und gedankliche Beeinflußungen von seiten der deutschen Dichter (siehe z. B. Coleridge's ‚Biographia literaria') erfuhr.

Walter Pater's Greek Studies (A Study of Dionysus, the spiritual form of fire and dew [Library Edition 1910, Macmillan & Co., London, p. 10]) reden von ‚green and purple shadows'. Pater, der feine Nachempfinder und Genießer aller Künste, der andächtige Verehrer Victor Hugos und Gustave Flauberts, blieb der deutschen Literatur keineswegs abhold. Es sei hier auf seinen kraftvollen Essay über Winckelmann, verwiesen, ferner auf seinen häufigen, von gründlicher Kenntnis zeugenden Erwähnungen Goethes und Novalis; zuletzt sei hier noch bemerkt, daß seine berühmte Ansicht über das Hinneigen aller Künste in den Zustand der reinen Musik schon über ein Jahrhundert früher in der deutschen Romantik, in Bettina Brentano's ‚Goethes Briefwechsel mit einem Kinde' klar vorgezeichnet wurde.

Algernon Charles Swinburne spricht im Gedichte ‚A Vision of Spring in Winter' (The Poems, Vol. IV. Poems and Ballads, Second and Third Series, and Songs of the Springtides, London, Chatto & Windus, 1909, p. 94, II, v. 3—4) von ‚shadows of green leaves' und ‚warm intangible green shadows' (dagegen III, v. 4 ‚silver-sandalled shadows').

Oscar Wilde, der inbrünstige Schönheitsapostel und Anbeter Walter Paters, gebraucht in seinem Roman ‚The Picture of Dorian Gray' (Copyright Edition, Paris, Charles Carrington, 1909, Chapter II, p. 36) den Ausdruck ‚grüne Nacht': „In a month there will be purple stars on the clematis, and year after year the green night of its leaves will hold its purple stars." Felix Paul Greve, Oscar Wilde, Moderne Essays zur Kunst, Literatur, Wissenschaft, II. Aufl., Goje und Tetzlaff, Berlin, S. 24 übersetzt ‚grüne Nacht').

Bei Walt Whitman (‚Song of Myself', 33, v. 21, ‚Leaves of Grass', The People's Library, Cassell & Co., London, 1909, p. 70): „the dusky green of the rye as it ripples and shades in the breeze."

Prag. Hans Reichmann.

# Rezensionen und Referate.

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey. Leipzig 1906. B. G. Teubner. — Zweite erweiterte Auflage, 1907. — Dritte erweiterte Auflage, 1910[1]). 5 M. 20 Pf.

Der große Erfolg von Diltheys Essaysammlung gibt zu denken. In fünf Jahren drei starke Auflagen: nicht viel Schriften, die aus dem Kreise wissenschaftlicher Literaturbetrachtung hervorgegangen sind, haben beim Publikum gleichen Anklang gefunden. Vom ersten Augenblick ab erfreute sich das Buch obendrein einer überaus günstigen Kritik; aus den verschiedensten Lagern ertönten Stimmen rückhaltloser Anerkennung. Gelehrte wie A. Brandl und Erich Schmidt huldigten ihm ebenso wie ein grundsätzlicher Gegner neuerer deutscher Literarhistorik, Karl Henckell. Harry Maync knüpfte Betrachtungen über Literaturphilologie, Literaturpsychologie und Literaturgeschichte an und erkannte in dem Werk ein „vorbildliches Haupt- und Grundbuch für entwicklungsgeschichtliche Arbeit in der Literaturwissenschaft"; neben Diltheys Leistung, die er ein „hohes Muster der wahren Literaturgeschichte" nannte, erschien ihm „bloße Literaturphilologie" untergeordnet und minderwertig. Jetzt ist es selbstverständlich geworden, an Dilthey anzuknüpfen und neuere Versuche an ihm zu messen.

Unsere Wissenschaft hatte seit längerer Zeit fleißig gearbeitet, methodologische Erwägungen aber vorläufig beiseite gestellt. Einst war sie unter der stolzen Fahne einer neuen Methode kühn in den Kampf gezogen. Von dieser neuen Methode wurde so lange gesprochen, bis Einsichtige zu dem Schlusse kamen: du sollst das Wort „Methode" nicht eitel nennen! Diese Mahnung hatte zu ihrer Zeit eine innere Berechtigung. Sie meinte, man solle weniger auf ein Schlagwort pochen und lieber beweisen, welche Ergebnisse es bringen könne. Während jedoch nunmehr ein eifriger Wettbewerb philologischer Studien in Gang kam,

[1]) Diese Anzeige wurde am 1. Oktober 1911 an die Redaktion des „Euphorion" gesandt. Bald darauf ist Wilhelm Dilthey dahingegangen.

verschoben sich langsam die methodischen Grundlagen, auf denen man baute. Wohl fehlte es nicht an Äußerungen, die auf diese Verschiebung hinwiesen. Doch zu einer zusammenfassenden Erwägung kam es nicht. Der Kenner freilich war sich längst bewußt, daß innerhalb der neueren deutschen Literarhistorik nach sehr verschiedenen Grundsätzen geschaffen werde.

Da legte Dilthey, der Philosoph und Erkenntnistheoretiker, in seinen vier Aufsätzen über Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin nicht nur Charakteristiken von Persönlichkeiten vor, sondern verwob in seinen Deutungen von Dichterseelen auch eingehende Erörterungen der psychologischen, ästhetischen und entwicklungsgeschichtlichen Probleme, die bei der Charakteristik eines Dichters sich einstellen. Fr. Schlegel verlangt im 238. Athenäumfragment, daß Poesie in jeder ihrer Darstellungen sich selbst mit darstelle und zugleich Poesie und Poesie der Poesie sei. Diltheys Kritik ist Kritik und zugleich Kritik der Kritik. Solche Kritik der Kritik, ausgeübt von einem Erkenntnistheoretiker, der die Wurzeln geisteswissenschaftlicher Arbeit aufzudecken gewohnt ist, mußte einer Geisteswissenschaft hochwillkommen sein, die über die letzten Grundlagen ihres Wirkens zu Klarheit nicht gekommen war und die in dem Augenblick ihres Entstehens im Sinne jener Zeit mit anderen Geisteswissenschaften sich für eine Naturwissenschaft gehalten hatte.

Dilthey aber betitelte die Sammlung seiner vier Aufsätze ‚Das Erlebnis und die Dichtung', weil ihm der methodologische Gesichtspunkt mindestens ebenso wichtig war wie die Charakteristik von vier Dichtern. Er konnte Aufsätze, die während der langen Frist von vierzig Jahren entstanden waren, unter dem einheitlichen Titel zusammenfassen, da die methodischen Grundsätze, die er vorträgt, nicht nur auf die vier Aufsätze verteilt sind, sondern ihm selbst auf dem vierzigjährigen Wege von Novalis zu Hölderlin sich Stück für Stück ergeben hatten. Wer die Aufsätze in der Reihenfolge liest, in der sie entstanden sind, wird in ihnen mit Genuß verfolgen können, wie dem Denker Dilthey das Wesen dichterischen Schaffens sich klarer und klarer enthüllte, bis er zu den ungewöhnlich feinen und tiefen Worten kam, die in der Studie über Hölderlin die Geheimnisse lyrischer Dichtung aussprechen.

Was in den vier Aufsätzen, besonders bei Gelegenheit Goethes und Hölderlins, wie zufällig hingeworfen, wie das betrachtende Anhalten eines Wanderers erscheint, der über den zurückgelegten und den künftigen Weg sich besinnt, das hat Dilthey seitdem systematisch zusammengefaßt, knapp und rein theoretisch, nicht an bezeichnenden Beispielen, sondern in abstrakter Formung, zugleich in einem noch größeren und weiteren Zusammenhang geisteswissenschaftlicher Grundsätze dargelegt auf den zweiundsiebzig Seiten seines monumentalen Kapitels „Das Wesen der Philosophie" am Eingang der sechsten Abteilung des ersten Teiles der „Kultur der

Gegenwart." Wer über literarhistorische Methode etwas zu sagen hat, muß da anknüpfen, muß, sei's zustimmend oder ablehnend, mit dieser Leistung Diltheys sich auseinandersetzen. An ihr habe auch ich mich dankbar orientiert, als ich versuchte, mir über die nächsten Aufgaben der Literaturforschung Klarheit zu verschaffen (Germanisch-Romanische Monatsschrift, 1910, Bd. 2, S. 257 ff., 321 ff.). Im Sinne Diltheys rief ich die Fachgenossen zu ideengeschichtlicher Betrachtung auf. Ich forderte letzten Endes im großen und ganzen dasselbe, was Rud. Unger 1908 in seinem Vortrage „Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft" verlangt hatte. Unger aber erklärt (S. 15): „Wir besitzen keine schönere literarhistorische Essaysammlung als Diltheys Buch."

Macht indes, was ich bisher hier angeführt habe, den großen äußeren Erfolg des Buches begreiflicher? Lockt es etwa gar das Publikum methodologische Betrachtungen zu lesen?

Wenige Wissenschaften leiden heute gleich stark unter der Ungunst des Publikums wie die neuere deutsche Literaturgeschichte. Je wissenschaftlicher sie ist, desto heftiger wird sie bekämpft. Würde sie wegen streng wissenschaftlicher Form nicht gelesen, so wäre das ganz begreiflich. Doch es genügt, daß hinter der gefälligsten Form der Geist neuerer literarhistorischer Wissenschaft sich spürbar mache, um Angriffe von Dichtern und Lesern, vor allem aber von den vielen wachzurufen, die ohne einen Schatten wissenschaftlichen Geistes über Literatur schreiben. Und in diesem allerungünstigstem Zeitpunkt tritt ein Werk literarhistorischen Inhalts auf, das dem Leser ganz und gar nicht nachläuft, von ihm strenge Gedankenarbeit fordert und ihm den geliebten biographischen Anekdotenkram dauernd vorenthält. Und dieses Werk erreicht einen starken buchhändlerischen Erfolg!

Ich weiß, daß die Gemeinde Eduard Engels und seiner Nebenmänner nicht viel Leser von Diltheys Werk stellt. Ich bin ferner der letzte, der die vox populi gern in wissenschaftliche Fragen hineinreden hört. Dennoch möchte ich behaupten, auch der buchhändlerische Erfolg des Buches beweist, daß Dilthey über dichterisches Schaffen glücklicher sich zu äußern versteht als manche wissenschaftliche Vertreter unserer Disziplin. Mindestens ruft er nicht die Mißverständnisse wach, die von unserer Fachwissenschaft häufig wachgerufen werden. Von diesen Mißverständnissen weiß viel zu erzählen, wer nicht das Glück hat als akademischer Lehrer zu einer andächtigen Gemeinde wohlvorgeschulter Germanisten zu reden, die eine Wissenschaft um ihrer selbst willen lernen und treiben wollen; wer jahraus jahrein das Laienpublikum der „Stadt", in der er lebt, vor sich sieht, sammelt reiche Erfahrung auf dem Felde solcher Mißverständnisse. Er wird indes, und das möchte ich energisch behaupten, nicht schlechter, wenn er diesen Mißverständnissen Rechnung trägt und ihre Ursachen nicht bloß in der Beschränktheit anderer, sondern auch in sich selber und in gewissen Gewohnheiten seines Faches sucht.

Ich weiß, daß ich auch mit diesen flüchtigen Bemerkungen Mißverständnisse und zwar nicht bloß in Laienköpfen wachrufe. Dennoch kann ich jetzt nicht länger bei der Frage verweilen, die — wie mir scheint — eine gründliche Beantwortung verdient. Mißverstanden hoffe ich aber schon jetzt nicht von denen zu werden, die strengwissenschaftliche Vertreter unseres Faches sind und zugleich von Poesie zu reden und zu schreiben wissen, ohne den Gebildeten abzuschrecken.

Noch ein anderes Mißverständnis sei gleich beseitigt. Es ist selbstverständlich, daß eine Essaysammlung, wäre sie noch so vielseitig, den ganzen Umfang der Methode einer Wissenschaft nicht erkennen lassen kann. Ebenso selbstverständlich ist es, daß wohlbegründete und wohlerprobte Forschungswege der Literaturgeschichte nicht aufzugeben sind, wenn Dilthey sie nicht auch geht. Philologie als Lehre vom Worte muß dauernd auch dem Forscher wichtig bleiben, der sich gern und willig an Dilthey anschließt. Denn Poesie ist Wortkunst. Winke Diltheys, die kein Einsichtiger übersehen wird, weisen übrigens auf die Bedeutung hin, die der Ergründung äußerer Form und ihrer Wortgestalt zukommt. Ferner hieße es das Kind mit dem Bade ausgießen, wenn unsere Wissenschaft sich von der Philosophie, und wäre sie ästhetisch noch so feinfühlig, alle Mittel der Forschung vorschreiben ließe. Was in jahrzehntelanger Arbeit erbracht worden ist, bleibe uns erhalten. Der Philosophie fällt daneben in erster Linie die schöne Aufgabe zu, uns erkenntnistheoretisch zu belehren und uns zu sagen, was wir erreicht und was wir noch zu leisten haben. Vor allem aber läßt sie uns den tieferen Sinn und die innere Berechtigung unserer Einzelforschungen erfassen.

Diltheys Buch bezeugt seinen echt wissenschaftlichen Zug auch durch die Zusätze, die im Laufe der drei Auflagen sich eingestellt haben. Nochmals möchte ich ein Wort Fr. Schlegels verwerten und umschmieden: echte Wissenschaft kann ewig nur werden, nie vollendet sein. Meines Wissens plant Dilthey eine gänzliche Umarbeitung der vier Aufsätze. Doch schon jetzt haben sie sich zum Teil stark gewandelt. Was zu dem Aufsatz über Novalis hinzugekommen ist, wurde von mir in dieser Zeitschrift (Bd. 15, S. 610 ff.) ausführlich erörtert. Am wenigsten geändert ist die Studie über Hölderlin. Dagegen wurde in der zweiten Auflage die Darstellung Lessings mannigfach erweitert, besonders „Nathan" ist ausführlicher erwogen. In derselben Auflage erhob sich der Aufsatz „Goethe und die dichterische Phantasie" zu einer Charakteristik Goethes unter dem Gesichtspunkt der Weltliteratur und zugleich zum Mittelpunkt des Buches. Der dritten Auflage endlich wurde eine Skizze von sechzehn Seiten vorangestellt: „Gang der europäischen Literatur'." In allerknappster Form sind die Forschungen Diltheys über das Werden und Wachsen westeuropäischer Geisteskultur zusammengefaßt, Forschungen, die längst der Wissenschaft eine dankbar hingenommene Anregung gegeben haben. Das

neue Kapitel zeigt eine Grundlage, auf der die vier Gestalten Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin sich bewegen. Es legt zugleich ein entwicklungsgeschichtliches Band um diese Persönlichkeiten. Ansätze zu entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung des Geistes, aus dem die neuere europäische Literatur erwachsen ist, waren in Diltheys Essays von Anfang an vorhanden. Daß er mehr geben wollte als Charakteristik von Individuen, war sofort klar. Jetzt treibt er diese Ansätze weiter und schreitet zielgewiß von der Psychologie der Einzelpersönlichkeit fort zu umfassender vereinheitlichender Betrachtung des Ganzen.

Dresden. Oskar Walzel.

Strich Fritz, Die Mythologie in der deutschen Literatur von Klopstock bis Wagner. 2 Bände. Halle 1910. Niemeyer. 20 M.

„Ich habe es als meine Aufgabe angesehen, die Sehnsucht nach dem Mythos in ihren verschiedenen Erscheinungsformen darzustellen: wie und aus welchen Gründen sie sich äußerte, zu welchen Kämpfen sie führte, und welche Konsequenzen für die deutsche Dichtung sie hatte, was jede Zeit und jeder Dichter unter der Mythologie verstand, wie sich die Auffassung ihres Wesens immer wandelte und vertiefte, und wie diese Wandlung mit der Entwicklung der deutschen Dichtung Hand in Hand ging, und endlich: in welcher Mythologie die einzelnen Zeiten und Dichter ihre Ideale zur objektiven Darstellung bringen konnten“ (1, S. V). Wer sich ein solches Thema oder eigentlich solche Themata stellt, „verdient für seine Kühnheit schon den Kranz“. Wie es denn überhaupt höchst erfreulich ist zu beobachten, wie ein neuer Wagemut in unsere Wissenschaft eingezogen zu sein scheint. Bücher wie Ungers „Hamann“, Schneiders „Freimaurerei“, Strichs „Mythologie“ wären vor zehn Jahren kaum geschrieben worden. Die Periode der „Küstenschiffahrt“ scheint überwunden und manch jüngerer Forscher darf bezeugen: „Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen.“

Unserem kühnen Argonauten frilich scheint manchmal der Kompaß zu mangeln. Ein ungeheueres Material hat er durchgearbeitet und nicht nur die Dichtung von den Höhen Klopstocks, Goethes, Schillers, Kleists, Hebbels, Wagners bis zu den Niederungen namenloser Dichterlinge durchwandert, sondern auch die Philosophie und Philologie in so breitem Maße berücksichtigt, daß der undankbare Leser fast die bildende Kunst vermißt; wie denn der eben verstorbene Ludwig Pietsch einmal sehr hübsch über die Wandlung der nationalen Personifikation von der mütterlich ernsten Frau Germania noch Rud. Siemerings (und Freiligraths oder Schillers) zu der Walküre Johannes Schillings (und neuerer Dichter) gehandelt hat. Aber es ist wahrlich von Strich schon genug der Arbeit geleistet worden; so viel sogar, daß eben die Stoffmasse kaum noch übersichtlich zu ordnen war. So treten denn charakteristische Knotenpunkte der Entwicklung wie Schillers „Götter Griechenlands“ oder Grillparzers „Libussa“ (1, 270 f. 2, 378 f.) nicht scharf genug hervor; und manche Seiten fallen ganz in den Schatten, z. B. bei Hebbel, der zwar als „Dichter der historischen Schule“ (eine Bezeichnung von zweifelhafter Richtigkeit) einen bevorzugten Platz erhält, aber mit „Judith“, „Genoveva“, ja sogar mit dem so überaus wichtigen „Moloch“ unbesprochen bleibt. Ob dem Autor eine religiöse Ängstlichkeit verboten hat, das was man „christliche Mythologie“ zu nennen pflegt, überhaupt einzubeziehen, weiß ich nicht; tatsächlich liegen aber doch z. B. bei den Messiasdramen völlig analoge Probleme vor oder auch bei Sagenstoffen wie dem Ahasver; hier freilich kann Strich (2, 209) allgemein auf Merkers Buch verweisen.

Wir glauben also urteilen zu müssen, daß der Begriff der Mythologie einerseits zu eng, anderseits zu weit gefaßt ist. Zu eng, weil der Verfasser z. B. auch die primitive Mythologie (in Gedichten wie Heines Vitzliputzli schon früher dem peruanischen Regenlied) oder die römische (wie in Uhlands ‚Ver sacrum‘) hatte mitnehmen müssen; zu weit, weil doch nicht alles, was auch nur nach seiner Auffassung „symbolisch“ ist „mythologisch“ genannt werden kann: man müßte sonst z. B. die ganze patriotische Fahnen- und Farbenpoesie (Arndt, Boyen, das Preußenlied, Freiligrath ꝛc.) mitnehmen. Ich glaube, daß er mit jenem Wort von der ‚Sehnsucht nach dem Mythos‘ auf dem richtigsten Wege war. Er hätte darnach, glaube ich, zweierlei stark scheiden sollen: den ornamentalen Gebrauch einer toten Mythologie nicht nur vor, sondern auch bei Klopstock: und die allmählich erwachsende „Einverleibung“ der mythologischen Idee selbst, nämlich die Verkörperung lebendiger Vorstellungen in lebendig angeschauten Gestalten. In der Behandlung des Dr. Faust in Arnims „Kronenwächtern“ oder der Erzählung vom Henkerschwert in Brentanos Kasperl und Annerl steckt mehr Mythologie im höheren Sinne als in sämtlichen Oden der „Barden“.

Eine solche Evolution hat offenbar dem Verfasser auch wirklich vorgeschwebt und deshalb schließt er mit Richard Wagner. Aber er faßt jene Umwandlung zu sehr gelehrtenhaft, und wenn man sein Buch studiert, hat man allzusehr den Eindruck, als wären unsere Dichter von der Philosophie regiert worden — eine Anschauung, die als natürliche Reaktion gegen die Unterschätzung des philosophischen Einflusses heute bei den verschiedensten und verschiedenartigsten gelehrten und geistreichen Literarhistorikern laut oder geheim zu herrschen scheint, bei Lublinski wie bei Walzel, bei Unger und bei F. J. Schneider. Aber neben den Einflüssen Schellings, Schleiermachers, Fr. Schlegels, die höchst eingehend und einsichtlich herausgearbeitet sind, stehen doch auch die unmittelbar poetischen z. B. der Faustdichtung, stehen vor allem die immanenten Gesetze der poetischen Entwicklung, die z. B. in Heines Dichtung gut zu studieren sind (über die übrigens im Einzelnen 2, 409 f. und besonders S. 312 sehr fein geurteilt wird). Anderseits scheint uns die Poesie Rückerts (gegen S. 381 „der Mythologe unter den deutschen Dichtern“, wie man Lenau, Mörike, ja Raimund mit viel mehr Recht nennen könnte) viel mehr „philosophisch“ und von seinem Studium indischer und arabischer Pantheisten beherrscht, als eigentlich mythologisch.

Sicher ist es aber richtig, daß die Entwicklung der mythologischen Idee in der Dichtung und in der Wissenschaft vielfach parallel läuft und zum Verständnisse dieses psychophysischen Parallelismus ist in der Tat des Verfassers ausführliche Darstellung der Geschichte klassischer und germanischer Mythologie von Creuzer und Voß bis auf J. Grimm und Uhland (dessen Zusammenstellung mit K. Ph. Moritz 2, 398 mir übrigens recht gewaltsam scheint) unentbehrlich. Zu bedauern ist es, daß der Verfasser auch hier über der höchst eingehenden Quellenbenutzung die Literaturbenutzung fast ganz zurückgeschoben hat: auf engem Raum (S. 283—301) finde ich Schriften, wie Golthers „Tristan“, Floecks „Elementargeister“, Pfeiffers „Undine“ nicht benutzt und überhaupt wird eigentlich nur einmal (2, 426 gegen Kurt Jahn) auf neuere Forschungen ausdrücklich Bezug genommen. Auf Meyer-Benfeys Kleist-Hypothesen konnte freilich noch nicht verwiesen werden, als Stich (2, 373) bei Fouqué den Gedanken eines altnordischen Dramas in klassizistischer Form aufstöberte. Überhaupt ist es erstaunlich, wie aufmerksam sein Blick bei aller ermüdenden Durchackerung auch schwierigen Stoffes selbst für Einzelheiten geblieben ist, die er unterwegs findet. So erhalten wir dankenswerte Anmerkungen zu Goethes Gedicht „Nektartropfen“ („eine edle Paramythie“, im Wettbewerbe mit Herder gedichtet 1, 165); zu der Mythologie des zweiten „Faust“ (1, 312); zu den Versuchen, neue „Lusiaden“ zu dichten (1, 317); zu Goethes „Märchen“ (1, 321); zu Hölderlins „Äther“ 1. 391, wo wieder Baumgartens „Ätherreligion“ hätte genutzt werden mögen‘;

zu dem romantischen Kunstausdrucke „transzendentale Poesie“ (1, 463) oder dem Schlagworte „mit Religion“ (2, 10); zu der Stellung der Mythologie bei den romantischen Ästhetikern (2, 132 f.); zur Legendendichtung (2, 218); über Nibelungenlied und Heldenbuch als Hauptquellen eigentlich deutscher Mythologie (2, 280); über Heines neues Christentum (2, 401) und Hamerlings neues Heidentum (1, 429). Freilich ermattet das Interesse des Verfassers sichtlich bei den neuesten Richtungen: wie hätte er über Grillparzers „Libussa“ (1, 378) gehandelt wenn sie bloß von Loeben gedichtet wäre! Wie über Hebbel oder auch nur Vischer (1, 420), wären sie Zeitgenossen Schellings!

Auch treffende Schlagworte sind in den ersten Partien häufiger. „Schelling begann mit einer Kritik der Mythologie und endigte mit einer Philosophie der Mythologie“ (1, 375); „Novalis Märchentheorie auch seine Ansicht der Mythologie“ (1, 478). Oder man lese die scharfsinnigen Ausführungen über Fr. Schlegels Weg zum Katholizismus und die „Lucinde“ (2, 43).

So entstand ein wertvolles und reiches Buch, das freilich mehr als Nachschlagebuch denn als Entwicklungsgeschichte dienen wird.

Berlin. Richard M. Meyer.

Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des XVIII. Jahrhunderts. Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Romantik von Dr. Ferd. Josef Schneider. Prag MCMIX [1908]. Taussig und Taussig. 6 M.

Schneiders Monographie verfolgt in ihrem Schlußkapitel eine Erscheinung, die für die Unterhaltungsliteratur des ausgehenden 18. Jahrhunderts ungemein bezeichnend ist: das Geheimbundmotiv. Mit diesem Motiv aufs engste verknüpft ist die Vorstellung eines „Unbekannten“, „Geheimnisvollen“, „Wunderbaren“, „Unsichtbaren“, „Unbegreiflichen“ (S. 198), der, zuweilen mit übernatürlicher Machtvollkommenheit und übermenschlichen Kräften ausgerüstet, die Vorgänge der Erzählung lenkt und bald der gute, bald der böse Genius des Helden ist. Ihm zur Seite tritt gern eine „Bundestochter“, ein weiblicher Genius (S. 209 f.), „die alle ihre Reize dazu aufbietet, den Helden durch die Rosenfesseln der Liebe der geheimen Gesellschaft mit Leib und Seele untertan zu machen“. Manchmal wirkt dem geheimnißvollen Bunde ein Gegenbund entgegen (S. 221), „der nun nichts Eiligeres zu tun hat, als ebenfalls einen Genius und eine Bundestochter auszuspielen“.

Jedermann weiß, daß auch Schiller mit diesen Mitteln im „Geisterseher“ arbeitet, ja daß sogar Goethes „Lehrjahre“ nicht auf sie verzichten. Schneider holt eine ganze Reihe von Romanen der Unterhaltungsliteratur heran, die das Typische der genannten Motivreihe beweisen. Der Ritterroman und die titelreiche Nachfolge des „Geisterssehers“ geben eine Fülle von Belegen ab. Aber auch Jung-Stillings „Heimweh“, Hippels „Kreuz- und Querzüge“, Wielands „Peregrinus Proteus“, Jean Pauls „Unsichtbare Loge“ und „Titan“, Arnims „Kronenwächter“ gehören hierher, ebenso wie Z. Werners „Söhne des Tals“, sei es, daß diese

Dichtungen ohne weiteres die Vorstellungsreihe übernehmen, sei es daß sie sich über sie lustig machen. Gern wird durch die genannten geheimnisvollen Persönlichkeiten der Held in ein dichtes Netz von Lug und Trug eingesponnen, bis er durch die zahllosen Wunder, die ihm täglich begegnen, mürbe gemacht ist.

Die ganze Vorstellungsreihe ist so charakteristisch, daß man sich billig wundern darf, sie nicht schon längst monographisch behandelt zu sehen. Auch Robert Riemann („Goethes Romantechnik", Leipzig 1902) hat sie nicht im Zusammenhang erwogen. Sie verdient es, nach rückwärts und nach vorwärts in der Geschichte des Romans der Weltliteratur verfolgt zu werden. Ich nenne Balzacs Vautrin, den vielfach auch in Deutschland nachgeahmten Alleskönner, um anzudeuten, daß der geheimnisvolle Allmächtige nicht nur um 1800, von den Tiefen der Unterhaltungslektüre bis hinauf zu Goethe und zu Schiller, auch noch im 19. Jahrhundert bei den bedeutsamsten Vertretern des Romans anzutreffen ist. Balzac aber setzte eine Tradition fort, die nicht aus Deutschland stammt. Die Geschichte des Jünglings, der ahnungslos von einem Manne, seinem bösen Genius, in Schuld und Verbrechen verstrickt wird, erzählt Tiecks „William Lovell" bekanntlich nach französischer Vorlage.

Die ganze Erscheinung ist ein Ergebnis der Sehnsucht nach dem Wunderbaren, und zwar in einer aufgeklärten Zeit, die das Wunder am liebsten zuletzt rationalistisch erklärt. Im 19. Jahrhundert müssen die unsichersten und unzuverlässigsten Entdeckungen der exakten Wissenschaften diese Deutung leihen. Jules Verne sei hier an Stelle vieler genannt, auch er kennt die geheimnisvoll allmächtigen Hexenmeister.

Nicht diese Wege nach vorwärts und nach rückwärts schlägt Schneider ein. Vielmehr leitet er nach rückwärts die Vorstellungsreihe aus dem Treiben der geheimen Gesellschaften ab und macht sie nach vorwärts zur Voraussetzung des Schicksalsdramas.

Die Verknüpfung mit dem Schicksalsdrama ist sehr beachtenswert; und etwas Wahres ist an ihr, wenn auch Schneider wesentlich ihre Bedeutung überschätzt. Schneider möchte der Bemerkung Minors, daß die Schicksalstatistik Werners, Müllners, Houwalds mit den französischen Kriminalgeschichten und Delinquentenstücken zusammenhänge, entgegenhalten, gleiches sei schon durch die genannten Romanmotive den Deutschen geläufig gewesen. Minor weist tatsächlich auf die Vorläufer Balzacs hin: er denkt wohl auch an die Bücher, die Schiller zum Zwecke dramatischer Verwertung des Pariser Lebens und des geheimnisvollen Wirkens der Pariser Polizei gelesen hat. Ganz gewiß sind alle diese Zusammenhänge vorhanden. Ich möchte sagen: die Luft der Schicksalstragödie ist mit Gerüchen geschwängert, die aus deutschen und französischen Dramen und Erzählungen der von Minor und Schneider angegebenen Schicht stammen. Doch das Entscheidende der Schicksalsdramatik liegt nicht an dieser Stelle:

und ich begreife nicht, daß Schneider nicht erwähnt, wie in den Berichten von dem übernatürlichen oder fast übernatürlichen Wirken des geheimnisvollen Unbekannten immer die Person, in der Schicksalstragödie aber fast nie der einzelne Mensch oder auch eine Gruppe von Menschen, sondern eine überindividuelle Macht, ein ungreifbares „Schicksal" sich betätigt. Mag immerhin der Held von diesem Schicksal sich hier ebenso willenlos umstrickt fühlen, wie dort von den Machenschaften des Unbekannten: ganz sicher ist es nur eine Umschreibung, wenn in den Romanen der Geisterseherreihe und in ihren Verwandten für dieses Gefühl der Umstrickung der Ausdruck „Schicksal" gebraucht wird. In der Schicksalstragödie aber steht zwischen dem Menschen, der sich vom Schicksal willenlos gelenkt fühlt, und diesem Schicksal nicht noch ein scheinbar allmächtiger Mensch.

Daneben ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß einzelne Gestaltentypen der Romangruppe in der Schicksalstragödie wiederkehren. Viel Belege hat Schneider freilich nicht beizubringen. Wenn Astralis in den „Söhnen des Tals" wirklich „Bundestochter" ist (S. 212 f., Anm. 83), so sind doch die „Söhne des Tals" im strengen Sinn des Worts keine Schicksalstragödie.

Wenn ich indes Schneider richtig verstehe, so ist es ihm weniger darum zu tun, die Schicksalstragödie restlos aus der Vorstellungswelt der Erzählungen von dem geheimnisvollen Alleskönner abzuleiten, als festzustellen, daß durch diese Erfindungen in der großen Menge „eine Art seelischer Depression" hervorgerufen worden sei (S. 165), die in den Schicksalsstücken zum Ausdruck kommt. Und zwar hätten da nicht bloß Erzählungen gewirkt, auch die Wirklichkeit, die solche Erzählungen wachrief. Sicher ein methodisch interessanter Versuch, Dichtung aus den Stimmungen der Volksseele abzuleiten; aber Bedenken stellen sich auch hier ein.

Der Weg, den Schneider nach rückwärts einschlägt, führt ihn, wie ich schon oben erwähnte, zu den geheimen Gesellschaften. In dem Walten der „unbekannten Obern" sei den Erzählern das Vorbild für ihre allmächtigen Vertreter eines geheimen Bundes gegeben worden. R. M. Meyer möchte allerdings den Spieß umkehren: nicht die geheimen Gesellschaften, meint er, haben jene Anschauungen erzeugt, sondern diese Anschauungen haben unter anderem auch sowohl wirkliche Geheimverbindungen als auch Romane und andere Dichtungen von ihnen hervorgebracht. (Historische Zeitschrift, 3. Folge, Bd. 7, S. 129).

Wirklich hätte Schneider mehr tun können, um zu zeigen, wie weit die Vorstellung von dem „unbekannten Obern" nur auf dem Papier und in der Phantasie der Zeitgenossen waltete, wieweit sie historische Tatsache war. Dann wäre Meyer nicht in die Lage gekommen, Schneider die prinzipielle Frage entgegenzuhalten, wie weit Schlüsse aus der Literatur auf die Wirklichkeit zulässig sind. Gern sähe man da mehr vor-

gebracht, als die Befürchtungen Joh. Georg Forsters und Sömmerrings, die nach ihrem Austritt aus dem Orden der Rosenkreuzer sich Verfolgungen ausgesetzt glaubten (S. 163 ff.), oder das Wirken Bischoffswerders und Wöllners (S. 180 f.).

Schneider aber schreitet noch weiter zurück; er möchte eine große Entwicklungslinie aufweisen, die vom Neuplatonismus zu den geheimen Gesellschaften führt: Plotin erwacht zu neuem Leben in der Renaissance, die Mystik Meister Eckhardts ebenso im 16. und 17. Jahrhundert. Von Paracelsus gehe es weiter zu Weigel, zu Böhme und zu den Rosenkreuzern des 17. Jahrhunderts. Wohl sei die Freimaurerei dann eigentlich der Aufklärung dienstbar gewesen, tatsächlich aber habe die entartete Maurerei dem Aberglauben gehuldigt. Diese Entwicklungslinie ist bestimmt, den Nachweis zu erbringen, daß die um 1800 reich gepflegte Mystik mit der Weltanschauung des Mittelalters in tatsächlichem Zusammenhang stehe (S. 101). Die theoretische Theosophie mit all ihren Bestandteilen, wie Neuplatonismus, Gnostizismus, Pythagoreismus und Kabbala, habe vom Anbruch der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts keine Unterbrechung erfahren. Besonders sei „die von der Romantik inszenierte Jakob Böhme-Renaissance nicht aufzufassen als eine Neuentdeckung des großen Theosophen", sondern seit dessen Tode habe eine Schar von Verehrern für die Verbreitung seiner Schriften gesorgt und noch vor Beginn der literarischen Romantik seien die Lehren Böhmes und seiner Vorgänger den breiten Massen des Volkes als exakte Naturwissenschaft aufgeschwatzt worden.

Schneider bleibt endlich auch hier nicht stehen, vielmehr zieht er seine Linie nach vorwärts weiter. Die Strecke von den geheimen Gesellschaften zu der Schicksalstragödie haben wir ja schon mit ihm zurückgelegt. Es liegt nahe, daß er überzeugt ist, den ganzen ununterbrochenen Weg vom Neuplatonismus bis zur Romantik aufgezeigt zu haben; und darum nennt er sein Buch „Prologomena zu einer Geschichte der deutschen Romantik".

Auch ich bin daran, den Weg vom Neuplatonismus zur Romantik zu suchen; um so interessanter sind mir Schneiders Vermutungen. Ich komme allerdings mannigfach zu anderen Ergebnissen.

Sehr richtig bemerkt Schneider, daß die Wiedererweckung Platos im Zeitalter der Renaissance tatsächlich eine Wiedererweckung Plotins gewesen sei[1]). Die Verehrung der Plethon und Ficinus „galt weniger dem genialen antiken Denker als dem ‚christlichsten' unter den Heiden". „Man erfaßte . . . Platos Lehre weniger in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern bewunderte sie vielmehr in dem duftigen Gewande, worein sie Plotin . . . gehüllt hatte" (S. 62 f.).

[1]) Unser nächstes Heft bringt eine Studie von Paul Reif in Urbana, Ill. über Plotins Einfluß auf die ältere Romantik, einen Ausschnitt aus einem seit längerer Zeit bei mir liegenden Werk über die deutsche Romantik. A. Sauer.

Die Charakteristik des Neuplatonismus jedoch, die Schneider entwirft, nimmt die Lehre Plotins und seiner Genossen zu sehr von der weltfeindlichen Seite. Mit Berufung auf Eduard Zeller behauptet Schneider, daß die Philosophie Plotins „jenes traute Einwohnen Gottes in dem Menschen und jenes selige Weben des Geschöpfes in Gott" nicht kenne, das der deutschen spekulativen Mystik eigne (S. 64). Der Neuplatonismus habe alles Materielle geringgeschätzt (S. 69). Darum möchte Schneider alle asketischen Bewegungen der Folgezeit auf den Neuplatonismus zurückführen: Die geheimen Gesellschaften am Ende des 18. Jahrhunderts setzen nur fort, was im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts sich entwickelt hatte. Sie werden die Wiedererwecker des mittelalterlichen asketischen Lebensideals innerhalb des deutschen Protestantismus. Zugleich sind sie durch die maßlose Verherrlichung des katholischen Rittertums und aller Bedingungen, denen dieses sein Dasein und seine Erfolge verdankte, die ersten romantischen Vertreter des mittelalterlich feudalistischen Staatsideals (S. 171).

Immerhin gesteht Schneider zu, daß der Neuplatonismus der geheimen Gesellschaften nicht eigentlich der des Plotin war, „sondern daß dessen Lehre auch hier alle Spuren jener inneren Entartung an sich trägt, die wir an ihr schon bei seinen Schülern wahrnehmen, besonders die Merkmale jener Wendung ins Christliche, die dem großzügigsten und geschlossensten Systeme der griechischen Philosophie durch Dionysius Areopagita zu Beginn des Mittelalters gegeben wurde" (S. 170). Auf welchem Wege und durch welche Persönlichkeiten und Gruppen die weitere Entartung des Neuplatonismus im 16. und 17. Jahrhundert nach Schneiders Annahme sich vollzogen hat, ist oben schon angegeben.

Dieser Ausführung halte ich entgegen: die Geringschätzung des Materiellen waltet in Plotins Lehre durchaus nicht so stark wie Schneider annimmt. Plotin wird, in Gegensatz zur Gnosis, dem Positiven der Erscheinungen gerecht. Die Materie ist bei ihm dem Wirken der Urkraft nicht entzogen. Nur das ist böse, was nicht durchgeistigt ist. Was in der Sinnenwelt wahrhaft ist, ist aber durchgeistigt. Da ist das Materielle nur äußere Hülle, hinter der das wahrhaft Wirkende sich befindet. Wo ideale Wesenhaftigkeit durch die sinnliche Erscheinung hindurchleuchtet, da ist Schönheit.

Hans von Arnim hat diesen Zusammenhang jüngst (Kultur der Gegenwart, Teil 1, Abh. 5, S. 280) umschrieben: „Es ist bemerkenswert, daß Plotin trotz seiner Verachtung der Sinnlichkeit den Kosmos in begeisterten Worten als schön, harmonisch, vollkommen preist. Die Schönheit, die dem Kosmos als dem Abbild der intelligiblen Welt zukommt, wird also durch den Umstand nicht aufgehoben, daß er aus der Materie, dem Prinzip des Bösen, gebildet ist. Wenn auch weniger vollkommen als die intelligible Welt, ist diese Welt doch in ihrer Art vollkommen, so vollkommen, wie ein materieller Kosmos sein kann. Sie bildet einen notwendigen Bestandteil des Alls."

Ich zweifle nicht, daß mit dem Neuplatonismus auch die asketischen Lehren zusammenhängen, die Schneider ihm in erster Linie zuschreibt. Aber es wäre falsch, nur diese Weltverneinung zu berücksichtigen und nicht auch die Weltbejahung, die im Neuplatonismus liegt. Vielmehr entstammen der Lehre Plotins zwei Hauptrichtungen der Weltanschauung und das mußte so kommen. Wer das Gute und Schöne der Erscheinungswelt aus ihrem geistigen Gehalte ableitet oder aus der Spiegelung, die dem göttlichen Geist in ihr ersteht, wird immer einerseits die Erscheinungswelt schätzen, weil sie göttlich durchgeistigt ist, anderseits aber ihr vorwerfen, daß sie nicht ganz Geist ist, daß sie nicht ganz auf der Höhe des Göttlich-Geistigen steht, und darum den Menschen nahelegen, sich dem Geistigen auf Kosten der Sinnenwelt zu nähern.

Eine Hauptstütze der weltbejahenden Richtung des Neuplatonismus war die Grundanschauung der Stoiker, daß das ganze Weltall einen einzigen, einheitlichen Lebenszusammenhang darstelle und daß alle besonderen Dinge von der Gottheit, die in ewiger Tätigkeit wirke, aus dem Ganzen bestimmt werden. Eben dieses stoische Element des Neuplatonismus steht auch bei Böhme im Vordergrund und mildert die asketisch-weltfeindlichen Züge seiner Lehre. Noch reiner aber tritt es bei Giordano Bruno hervor. Sucht doch Bruno nicht wie Böhme der Gnosis in seiner Weltanschauung Raum zu schaffen.

Bruno aber wird von Schneider gar nicht genannt. Von Bruno indes geht der weltbejahende Neuplatonismus zu Shaftesbury weiter, von Shaftesbury zu Herder, Goethe, Schiller und zur Romantik. Diese Entwicklungslinie wurde in jüngster Zeit vielfach beleuchtet (vgl. Germanisch-Romanische Monatsschrift, Bd. 1, S. 416 ff.). Da entwickelt sich mehr und mehr, klarer und klarer der Begriff des harmonischen Weltalls und da bereitet sich die Freude am Universum vor, die der Romantik eigen ist.

Daß die Romantik auch weltfeindliche Stimmungen kennt, wer möchte es leugnen? Sie wäre aber ein trauriges Geschöpf, wenn sie in ihnen aufginge. Die „naturfremde Romantik ist ein notwendiges Gegenstück, eine durch die Wesenheit neuplatonischer Naturanschauung bedingte Ergänzung einer Romantik, die in Goethes Sinne das Ewige, Göttliche, Absolute, Unendliche, Geistige und Gesetzliche in der Erscheinungswelt zu erspüren trachtet". So hatte ich a. a. O. S. 437 das Problem gefaßt und hinzugefügt, daß diese weltfrohe, weltbejahende Romantik eine Schülerin Shaftesburys sei.

Von ihr und von ihren neuplatonischen Voraussetzungen spüre ich nichts bei Schneider. Er sieht fast ausschließlich nur die Askese des Neuplatonismus und der aus diesem erfließenden Betrachtungsweisen. Ebenso aber legt er einseitig ein allzuschweres Gewicht auf die Magie des Neuplatonismus und seiner Nachfolger. Ganz gewiß ist der Neuplatonismus,

der die Lehre von der Durchgeistigung des Weltalls bis zum Wunder glauben trieb und den Menschen in den magischen Zauberkreis höherer geheimnisvoller Kräfte versetzte, die Voraussetzung der Magie eines Paracelsus ebenso wie der ganzen Naturphilosophie der Renaissance. Die Wundergläubigen der Aufklärungszeit sind da in die Schule gegangen. Jung-Stilling und Lavater, über dessen Materialisation des Übernatürlichen Schneider sehr einsichtsvoll sich äußert (S. 29 f.), sind in solchem Wunderglauben Vertreter der magischen Richtung des Neuplatonismus.

Doch wenn die Romantik in gleiche Bahnen einlenkt, so muß sie denn doch säuberlich geschieden werden von den Wundertätern des 18. Jahrhunderts, den Cagliostro und Grossinger, und von den Wundergläubigen der Zeit, den Lavater und Jung-Stilling. Die Romantik arbeitet mit diesen Gedanken und Träumen neuplatonischer Färbung, weil sie auch die großgedachte Gedankenwelt des Neuplatonismus, das Erbe der Bruno und Shaftesbury, übernommen hat. Und sie läßt sich auf diese kühnen naturphilosophischen Träume, auf diesen Wunderglauben, nur ein, nachdem ihr der neuplatonische Grundgedanke des gottbeseelten Universums und seiner Schönheit fester Besitz geworden.

Es ist echt romantisch, sich kühn auf den glatten und schlüpfrigen Boden zu wagen, den die Naturphilosophie der Renaissance vorbereitet hatte. Nicht spricht der Romantiker rationalistisch über Dinge ab, die dem gesunden Menschenverstand Unsinn zu sein scheinen. Er ist sich bewußt, daß Dinge zwischen Himmel und Erde sind, von denen sich Schulweisheit nichts träumen läßt. Doch er geht auch nicht im Wahn unter, wenn er ins Land des Wunderbaren kühne Fahrten wagt. Bei keinem läßt sich dies so gut wie bei Novalis verfolgen; in seinen Fragmenten zeigt sich am besten das rastlose Streben, Erkenntnis auch da zu holen, wo Menschen von gleich hoher Geistigkeit nur Irrtum und Wahn zu entdecken glauben. Novalis scheut sich nicht, auch von Lavater und Jung-Stilling zu lernen; denn er ist sich bewußt, daß er ihrer Trivialisierung des Übersinnlichen nicht verfallen wird. Darum rückt er noch lange nicht auf eine Bank mit den Verehrern Böhmes, von denen Schneider berichtet.

Tieck hat Böhme für die Romantik entdeckt. Wer sein Bekenntnis über den Augenblick dieser Entdeckung liest („Der Aufruhr in den Cevennen", Schriften, Bd. 26, S. 302 f.), wird keinen Augenblick zweifeln, daß Tieck sehr wohl wußte, wie viel Anhänger Böhme im 18. Jahrhundert hatte. Aber Tieck wollte eben nicht mit diesen Anhängern Böhmes in Zusammenhang; ihm schien Böhme zuerst verächtlich, weil er solche Anhänger hatte. Und darum wirkte Böhme so mächtig auf Tieck, weil dieser ganz anderes vorfand, als er erwartet hatte. Tieck und seine Genossen, die fortan Böhme huldigten, waren nicht getreue Nachfolger der Böhmegemeinde des 18. Jahrhunderts, sie wollten vielmehr Böhme in Gegensatz

zu dieser Gemeinde richtiger verstehen und besser würdigen. Was sie aber in ihm bewundernd fanden, das war die neuplatonische Weltanschauung, der sie selbst huldigten, und zwar lange ehe Plotin von Novalis entdeckt worden ist. Die neuplatonische Weltanschauung war aus anderen Kanälen ihnen zugeströmt. Shaftesbury, Herder, Goethe, K. Ph. Moritz hatten sie ihnen vermittelt.

Sicherlich näherten sich zuletzt die Romantiker der Böhmegemeinde des 18. Jahrhunderts und den Wundergläubigen der Zeit. Allein nicht alle; und auf die Stufe Jung-Stillings sinkt selbst in der Zeit seines tiefsten Abstiegs kaum Fr. Schlegel. Doch noch weit wichtiger ist anderes. Wären die Romantiker so weltflüchtig und asketisch gewesen, wie sie nach Schneiders Darlegungen zu sein scheinen, so hätten sie niemals auf deutsche Wissenschaft belebend und schöpferisch wirken können. Und noch weniger wäre ihnen geglückt, das deutsche Volk zu nationalem Gefühl aufzurütteln.

Am Ende seiner Monographie zieht Schneider eine Parallele zwischen der Zeit vor 1800 und der Epoche, in der die Mystik des Neuplatonismus entstand. Da wie dort war von der Aufklärung die Volksreligion untergraben, da wie dort kam es zu einem machtvollen Auftrieb religiöser Unterströmungen, in dem Augenblick, da große staatliche Umwälzungen zu drohen begannen. In Griechenland erstand der fatalistische Glaube an eine blindwaltende „Tyche", in Deutschland macht sich ein blinder Schicksalsglaube breit. Ich möchte nicht diese Parallele im einzelnen nachprüfen, sondern nur eins bemerken: wenn Schneider in diesem gemeinsamen Symptomen ständige Begleiterscheinungen gährender Kulturzustände erblickt, in denen sich die Epochen eines großen nationalen Niederganges ankündigen, so ist aus der Romantik gerade das Gegenteil, ein großer nationaler Aufschwung, erwachsen.

Die Schicksalstragödie indes herrscht zu derselben Zeit, da dieser Aufschwung sich vollzieht. Unmittelbar also aus den Stimmungen der romantischen Zeit kann sie nicht erwachsen sein, mindestens nicht auf die Weise, die Schneider annehmen möchte. Dennoch kann ich seiner vorsichtig geformten Wendung zustimmen: „Die Form, welche die Schicksalsidee in den Werken der literarischen Romantik, vor allem in denen der Schicksalsdramatiker annimmt, erheischt . . . einen Erklärungsversuch aus jenen seltsamen Vorstellungsbildern, an die sich die von der Furcht vor geheimen Unternehmungen gepeitschte Volksphantasie nach dem alten Erfahrungssatze, daß uns das, wovor wir zittern, am meisten anzieht, wollüstig klammerte".

Die Form! Kurz ehe Schneiders Buch hervortrat, hatte ich gegen die Verknüpfung, die E. Spenlé zwischen Novalis und dem Maurertum vornahm, Einwände vorgebracht und lediglich künstlerische Verwertung von Symbolen angenommen, wo Spenlé an Übereinstimmung der Gedanken glaubt (Euphorion, Bd. 15, S. 804 ff.). Gleiches muß ich jetzt

geltend machen. Auch Schneider hat meines Erachtens nur die Voraussetzung formaler Eigenheiten romantischer Dichtung klargelegt. Sehr richtig sagt Meyer (a. a. O., S. 130): „Die romantische Schicksalsidee ist doch wesentlich eine Kunstmythologie." Im Gefolge Goethes und Schillers verwertete auch die Romantik die Bräuche und Anschauungen des Maurertums, weil sie eine geläufige Form des Wunderbaren darstellten. Dabei aber ist das Wunderbare, das in den Dichtungen etwa Hoffmanns erscheint, durchaus anderer Art. Weit eher zeigen sich Übereinstimmungen mit der Literatur, die Schneider mustert, wenn die Schauerdichtungen des jungen Tieck herangezogen werden. Aber in welche Tiefen der niedrigsten Unterhaltungsliteratur ist doch Tieck in seinen Anfängen hinabgestiegen! H. Hemmer („Die Anfänge L. Tiecks und seiner dämonisch-schauerlichen Dichtung", Berlin 1910) widmete ihnen jüngst eine nur zu ausführliche Darlegung. Hoffmanns Wunder haben eine andere Voraussetzung, sind auf romantische Naturphilosophie begründet und weit mehr eigentlich romantische Mythologie als die Vorgänge der Schicksalstragödie und als alles, was die Form des Maurertums trägt. Ich kann es darum dem Buche Fritz Strichs („Die Mythologie in der deutschen Dichtung von Klopstock bis Wagner", Halle 1910) kaum zum Vorwurf machen, daß es auf die Mythologie des Maurertums sich nicht einläßt.

Allein es wäre gut, wenn das Kapitel einmal im Zusammenhang erledigt würde. Schneider bietet vortreffliche Vorarbeiten; doch noch ist viel zu leisten, wenn die ganze Spiegelung maurerischer Ordensformen in der deutschen Literatur zur Erscheinung kommen soll. Schneider hätte manches noch erwähnen können. Freilich bringt er nicht einmal den Nachweis der geringen tatsächlichen Beziehungen, die zwischen Romantik und Freimaurerei bestanden haben. Ich nannte einiges in der Besprechung von Spenlé (a. a. O. S. 806).

Von dem Gebäude, das Schneider kühn und geistreich aufrichtet, bleibt meines Erachtens folgendes bestehen: die Entwicklungsgeschichte der asketisch-wundergläubigen Lehren von der deutschen Mystik bis zur Zeit Lavaters; die Verbindung dieser Lehren mit der entarteten Maurerei, die enge stoffliche Verwandtschaft der Maurerei mit den Dichtungen der Geisterseherreihe; die Verknüpfung der willenlosen Ergebung in eine höhere Leitung, die in diesen Dichtungen waltet, mit verwandten Erscheinungen der Schicksalstragödie. Das ist immer ein wichtiges Ergebnis und allen Dankes wert. Nach Schneider bleibt eingehender Prüfung und Darlegung noch vorbehalten: die gesamte Wirkung des Neuplatonismus, die Zusammenstellung aller Züge des Maurertums, die sich in der Dichtung des 18. Jahrhunderts und der Folgezeit beobachten lassen, endlich die Beziehungen der ganzen Reihe von gedanklichen und stofflichen Erscheinungen zur Romantik.

„Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Romantik" nennt Schneider sein Buch. Wer im Register die Stellen nachschlägt, an denen Romantiker genannt sind, wird staunen, wie selten sie erscheinen. Die paar Stellen, die im Register nicht angeführt sind, ändern an diesem Eindruck nichts. Von Romantik ist am wenigsten die Rede. Daß sie einseitig von Scheider gefaßt wird, ist oben dargelegt. Daß ihre äußeren Beziehungen zum Maurertum nicht gebucht werden, habe ich erwähnt. Leicht auch wäre es, die Belege innerer Beziehungen der Romantik zu der Formenwelt den Loge und zu den Dichtungen von dem geheimnisvoll allmächtigen Verführern zu vermehren Das allerwichtigste aber bleibt, eine reinliche Scheidung zwischen der hohen Geistigkeit der Romantik und der Trivialisierung des Übersinnlichen, die in dem Wunderglauben der Aufklärungszeit herrschte, endlich zu versuchen. Auch bei Lavater und Jung-Stilling waltete diese rationalistische Auffassung des Wunders und ebenso in den Erzählungen des Geistersehertypus. Goethes Beobachtung, daß Lavater eigentlich ganz real gesinnt war und Ideelles nur unter der moralischen Form kannte, habe ich jüngst ausführlich in meinem „Prometheussymbol (S. 61) erläutert und für die Scheidung von Goethes und Lavaters Verhältnis zum Wunderbaren verwertet. Was Goethe von Lavater trennt, scheidet auch die echte große Romantik von Lavater. Bei Lavater und in den Erzählungen der Geisterseherreihe läuft das Wunder zuletzt auf eine triviale Verstandestäuschung hinaus. Die Romantik von Tieck, Novalis und E. T. A. Hoffmann hat auch künstlerisch den Weg gefunden, dem Wunder den Anstrich der Verstandestäuschung zu nehmen und ihm sein Eigenrecht in der Welt der Poesie und der Phantasie zu erobern. Wo das Wunderbare aber nachträglich als Täuschung sich entpuppt, wo ihm das Recht auf ein Dasein im Innenleben des Menschen bestritten wird, da ist von Romantik kaum noch zu reden. Eben deshalb ist die Schicksalstragödie zum größten Teil kein Denkmal romantischen Dichtens. —

Zum Schlusse sei ausdrücklich hervorgehoben, daß meine Auseinandersetzungen durchaus nicht in schroffem Gegensatz zu Schneiders Darlegung stehen. Auch er deutet auf den geistigen Wertunterschied der Romantik und der von ihm beleuchteten Welt des Wunderbaren. Ihm gilt — wie oben, nicht ohne Fragezeichen, angegeben ist — diese Welt des Aberglaubens als Inhalt der Volksträume des 18. Jahrhunderts. Diesen Rohstoff der Volksträume hätten Klassiker und Romantiker in die großartigen Formen einer neuen Kunst gegossen, dank ihrer ästhetischen Bildung und ihrem verfeinerten Seelenleben, dank endlich der Tatsache, daß sie beide in der Grundstimmung der Zeit wurzelten (S. 100). Vielleicht können meine Erwägungen zu schärferer Umschreibung dieses Gedankens dienen.

Dresden. Oskar Walzel.

## Goethe-Literatur.

**Goethes Werke**, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 51—52. Band: Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Weimar, H. Boehlaus Nachfolger, 1911.

Goethes literarische Wirtschaft war so reich und er hat in jungen Jahren seine Manuskripte so sorglos ausgespendet, daß wir in den letzten Jahrzehnten eine Anzahl überraschender Funde erleben konnten, die mit dem Urfaust einsetzten und mit Wilhelm Meisters theatralischer Sendung ihr hoffentlich nur vorläufiges Ende erreicht haben. So ist nun die Weimarer Ausgabe um zwei unvorhergesehene Bände erweitert worden, in denen Harry Maync unter Redaktion von Julius Wahle die wissenschaftliche Bearbeitung des Züricher Fundes darbietet. Es handelt sich um eine von zwei poesieempfänglichen, aber unliterarischen Frauen angefertigte Abschrift einer Abschrift eines Diktats, also um einen mit vielen Verderbnissen behafteten Text. Der Bearbeiter wird ihn entweder durch Emendationen völlig glätten — auf die Gefahr hin, nicht immer den ursprünglichen Wortlaut zu treffen — oder er setzt nur die ganz gesicherten Besserungen ein und überläßt es dem Leser, sich mit den verbleibenden Unebenheiten abzufinden. Für populäre Ausgaben wird sich das erste Verfahren empfehlen, für wissenschaftliche das zweite. Es ist also nichts dagegen einzuwenden, daß Maync hier an einer Anzahl von Stellen die überlieferte offenbar unrichtige Fassung einstweilen beibehält — allmählich wird sich ja einige Übereinstimmung darüber herstellen, wie solche Steine des Anstoßes beiseite zu räumen sind. Hierzu sollen die folgenden Bemerkungen einen geringen Beitrag liefern.

51, $19_1$: „[als Wilhelm bei der Großmutter] aus Karten sich mancherlei Gestalten zusammenformte, stellte er endlich auch einen Goliath und David auf und ließ sie gegen einander trefflich peroriren, da denn am Ende Goliath einen derben Stoß bekam, daß die wächsernen Füße von dem Tische sich lös'ten und er in seiner Länge da lag. Sein Kopf wurde sogleich vom Rumpfe gesondert, der kleinen Heuschrecke auf einer Stecknadel mit wächsernem Griff in die Hand gegeben" usw. Es handelt sich also hier um wächserne Figuren, aber aus Karten kann Wilhelm sie nicht formen, sondern aus Ceraten, denn mit diesem jetzt veralteten Wort bezeichnete man im 18. Jahrhundert buntgefärbte Wachsstücke. Der Lesefehler Ceraten-Carten ist ja begreiflich.

51, $132_{20}$ klagt die königliche Einsiedlerin: „Doch auch vergebens such ich hier mein Glück." Maync möchte auch in ach emendieren, aber in dem Vers ist nur das Gewicht der Partikeln für unsere Empfindung etwas verschoben, und sein klarer Sinn ist: Doch auch hier suche ich vergebens mein Glück. So müssen wir ja auch in dem Verse der „Zueignung": „Wo nur dem Dichter reine Freude blüht" die Partikel nur auf wo beziehen, gerade wie in der „Königlichen Einsiedlerin" auch auf hier.

51, $137_{22}$ Ist das nicht genug? statt Ist das genug!

51, $191_7$ bietet die Handschrift: „Da kommst du zur ungelegenen Zeit Stunde." Dazu sagt Maync im Apparat: „Da L [Lehrjahre] Zeit hat, streiche

ich **Stunde**". Es ist aber vielmehr **Zeit** zu streichen, denn Mayne sagt selbst zu 52, $243_1$ (aufmunterten anfeuerten): „solche voreilig geschriebene, dann im genauen Anschluß an die Vorlage wieder getilgte Synonyma sehr häufig." Die jüngere Schultheß hat hier die Tilgung versäumt, und Goethe hat dann in L **Zeit** in **Stunde** geändert.

51, $192_{22}$ ist **nur** zu streichen. Das Wort spukt hier aus $192_{25}$ vor, wie das ja beim Abschreiben häufig geschieht.

51, $234_{28}$ **nicht einmal weit**: Überlieferungsfehler für: **nun einmal zu weit**.

51, $235_3$ **wollten noch**: Hörfehler des ersten Schreibers für **wollte noch**, wie Mayne in der Cotta-Ausgabe richtig emendiert. Der gleiche Hörfehler liegt 52, $249_{15}$ vor, wo da **sie** für **daß sie** zu setzen ist.

52, $4_{10}$: „Sie fing jeden Vers mit Feier, mit einer Pracht an." Für das kräftig-eindringliche **mit Feier** setzt Goethe in L **feierlich**, weil er die seiner Jugendsprache eigene Erfrischung abgeleiteter Wörter durch Rückführung zur einfachen Form nicht mehr übte, aber die Vermutung, **Feier** sei ein Schreibfehler für **Feierlichkeit**, trifft gewiß nicht zu, denn dann hätte die Abschreiberin vermutlich das Kräftige statt des Abgenutzten hingeschrieben.

52, $22_{10}$: „In einem Blicke erkannte Wilhelm, daß dieser Gejagte Monsieur Bengen selbst sei." Dazu sagt der Apparat: „**Bengen** hier wohl besser zu **Bengel** als zu **Bendel** zu emendiren." Aber Goethe wird doch nicht den geringen Scherz 51, $250_{21}$ hier noch einmal vorgebracht haben. Vielleicht hat dieser Wortwitz bei der Abschreiberin nachgewirkt und die Abirrung erzeugt.

52, $96_{10}$: „Mignon trat herein und fragte: ob sie ihn aufwickeln dürfe." Mayne hält 52, 292 diese Wendung für befremdlich, und da sie auch der verstorbene treffliche Goethekenner Alexander Meyer als sonderbar empfand (er nahm **aufwickeln** als gleichbedeutend mit **erheitern**), so darf ich hier wohl daran erinnern, daß die gewickelten Haare eines Herrn der Rokoko- und Zopfzeit abends aufgewickelt werden mußten. Ebenso ist auch die Stelle 52, $156_{18}$ gut überliefert und bedarf nicht der im Apparat vorgeschlagenen Änderung.

52, $154_{21}$ **Unfertigkeiten** ist wohl in **Leichtfertigkeiten** zu emendieren.

Solche im einzelnen zurechtrückende Nachhilfe wird Maynes sorgfältige und wertvolle Arbeit noch von mancher Seite erfahren, und so wird der Text weiter gesichert werden. Aus den vielen sachlichen Aufgaben, die der neue Fund mit sich bringt, greife ich hier nur eine einzelne Frage heraus.

Im zweiten Buche gibt Goethe Proben aus zwei Jugenddramen Wilhelms: „Belsazar" und „Die königliche Einsiedlerin". Von einem dritten Stück, Jesabel, wird nur die Katastrophe besprochen. Nun hat Goethe in Wilhelms Entwicklungsgeschichte so viele Züge aus seiner eigenen Jugend eingeflochten, daß wir in den zwei Monologen echte Reste aus Goethes Jugendpoesie auch dann vermuten würden, wenn gar kein weiteres Zeugnis vorläge. Zum Überfluß enthalten Goethes Leipziger Briefe ausdrückliche Nachrichten über zwei Dramen Belsazar und Isabel, und so scheint zunächst kein Zweifel möglich. Dann aber erheben sich doch Bedenken. Der Monolog aus der Königlichen Einsiedlerin hat schon manchem die Empfindung erregt, diese Verse habe kein unreifer Jüngling gedichtet. So setzt Behrendt in einer Bonner Dissertation von 1910 den Monolog in die Achtzigerjahre, ebenso Mayne in seiner Einleitung zu der bei Cotta erschienenen Ausgabe der Theatralischen Sendung, und ein

befreundeter Germanist schreibt mir, er habe beim ersten Lesen den unverkennbaren Stil der Gedichte „Auf Miedings Tod“ und „Ilmenau“ darin wieder erkannt. Und der Annahme, daß die Belsazar-Alexandriner aus Goethes Jugendstück stammen, steht Goethes Mitteilung an Cornelie vom 12. Oktober 1767 entgegen, daß er sein Belsazar-Drama verbrannt habe. Prüfen wir nun den Sachverhalt für jedes der beiden Stücke.

Hat Goethe wirklich um 1780 einen Monolog aus seinem verbrannten „Belsazar“ nachgedichtet, so muß er sich in die Gesinnung und Sprache seiner 15 Jahre zurückliegenden ersten Jünglingszeit mit erstaunlichem Gelingen zurückversetzt haben. Über den Versen schwebt nicht der mindeste Hauch von Ironie, die sich doch fast notwendig einstellt, wenn ein reifer Mann Knabenpoesie nachahmt. Wer sich ihnen hinzugeben weiß, dem erregen sie vielmehr, während er ihre Unreife deutlich empfindet, doch die darin waltende große Stimmung beim Anschauen irdischer Majestät, die erschüttert ihrer Grenzen inne wird. Wer diese Verse dichtete, der hat an sie geglaubt und hat nicht im selben Augenblick über ihnen gestanden. Es ist ja auch überaus schwierig, sich so vollkommen in einen längst überwundenen Geisteszustand zurückzuversetzen, und Goethe hat es jedenfalls nie geleistet, wie sein „Knabenmärchen“ Der neue Paris und einige Knabengespräche in Dichtung und Wahrheit zeigen. Überdies haben wir ja ein Vergleichsmaterial zu den Belsazar-Alexandrinern, nämlich das von Goethe 1778 in Alexandrinern neugedichtete Estherspiel im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Es ist derselbe Stoff — der Tyrann überhebt sich erst und wird dann kleinlaut — aber wer die beiden Versreihen neben einander hält, empfindet sogleich ihren gründlichen Unterschied. Dort die Sprache der Aufklärungspoesie mit den zugehörigen Wortformen (Die Liebe hielte mich in sanftem Arm gebunden) und ein ernstliches, ja leidenschaftliches Streben nach pathetischer Wirkung, hier keine älteren Formen, aber ein bewußtes Übertreiben der älteren Theaterkonvention. Freilich: in den Esther-Alexandrinern will Goethe komisch wirken, aber mindestens ein leiser Hauch von ironischer Stimmung würde sich auch in den Belsazar-Alexandrinern finden, wenn sie um diese Zeit entstanden wären. Entscheidend sind aber wohl die folgenden Entsprechungen zwischen dem „Belsazar“ der Theatralischen Sendung und der „Höllenfahrt Jesu Christi“, die den Anfängen von Goethes „Balsazar“ gleichzeitig ist und ihm in Weimar nicht zur Hand war (erst im hohen Alter bekam er das einzige erhaltene Exemplar des Drucks wieder zu Gesicht):

*Wilhelm Meisters Belsazar:*

In Wetter eingehüllt, tritt er mit Macht hervor ...

*Höllenfahrt:*

Er eilt, umgeben von Gewittern.

*Ferner: Wilhelms Belsazar:*

Der Donner bringt sein Wort in mein betäubtes Ohr ...

*Höllenfahrt:*

Der Donner rollt vor seiner Stimme ...
Jetzt spricht er; Donner ist sein Sprechen.

Also: Der Belsazar-Monolog der Theatralischen Sendung ist ein echtes Jugendwerk Goethes und entspricht völlig der Belsazar-Probe, die Goethe Cornelien am 7. Dezember 1765 mitteilt. Die summarische Angabe vom 12. Oktober 1767, er habe Belsazar, Isabel, Ruth, Selima ppppp. verbrannt, ist gewiß im ganzen richtig und kann doch im einzelnen ungenau sein. Bei einem solchen Brandopfer können wohl ein paar Blätter zufällig oder auch auf Grund bewußter Aussonderung durchschlüpfen. Als Nachdichtung von 1780 wäre der Belsazar-Monolog eine überaus schwierige, fast unmögliche Leistung Goethes, aber als behagliche und ökonomische Verwertung eines vorhandenen Restes seiner Jugendpoesie begreift man die Einlage ohne weiteres. Dagegen beruht die Inhaltsangabe im Buch III, 9 auf getrübter Erinnerung. In dem Briefmonolog steht Cyrus als Feind vor den Toren von Babylon, in der Inhaltsangabe erscheint dafür Darius als medischer Feldherr verkleidet in der Stadt. Auch einige andere Züge stimmen nicht zu dem alten Monolog. Goethe hatte eben, als er das 15 Jahre später niederschrieb, von der Handlung des Stücks, das ihm ja nicht mehr vorlag, nur noch ein allgemeines Bild vor Augen.

Nun der Monolog aus der Königlichen Einsiedlerin. Er ist wegen der schönen, weichen Verse angezweifelt worden, und allerdings sind diese Strophen viel reifer als die Belsazarverse und können wohl erst in vorgerückter Leipziger Zeit entstanden sein. Wenn man aber den Stil von „Ilmenau" und „Miedings Tod" darin zu erkennen glaubt, so stehen dem schon die Verse entgegen:

O Stamm, der du, was Menschen auch empfanden ..
Der du, wie wir dem Sturm dich jung gebeugt ...

Dieses „O du, der du" ist doch eine kennzeichnende Formel der Aufklärungspoesie. Und wenn man neben den Vers

Von Ast zu Ast mutwillig wechselnd fliegt ...

die beiden Zeilen aus dem Brief an Riese vom 20. Oktober 1765 hält:

Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum,
Von Busch auf Busch sich singend hinzuschwingen ...

so zeigt sich die Verwandtschaft. Wer wie Mayne den Monolog der Königlichen Einsiedlerin für einen echten Empfindungsausdruck des Mannes Goethe hält, kann sich scheinbar darauf berufen, daß Goethe auch Mignons Verse „Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen" der Königlichen Einsiedlerin zuweist, aber da handelt es sich um einen technischen

Verlegenheitsbehelf. Goethe hat diese Verse aus Mignons Seele gedichtet, aber er konnte sie nicht als ihr Eigentum behandeln, da sie nur unbeholfen deutsch spricht. So mußte er ja auch die Strophen „Kennst du das Land" für eine von Wilhelm vorgenommene Umformung eines von Mignon in gebrochener Sprache gesungenen Liedes erklären. Das Lied „Heiß mich nicht reden" hat Goethe etwas sorglos in dem einmal vorhandenen Rahmen der „Königlichen Einsiedlerin" untergebracht, aber weshalb hätte er diesen Rahmen eines Jugendstücks überhaupt geschaffen, wenn er ihn nur mit Poesie aus seiner reifen Weimarer Zeit füllen wollte, die dann doch nicht als eine überzeugende Probe jugendlich unreifen Strebens dienen konnte und ein falsches Bild gegeben hätte? Die Strophen „Ihr tiefen Schatten, heißet mich willkommen" sind echte Goethische Jugendpoesie, wahrscheinlich aus der vorgerückten Leipziger Zeit.

Goethe nennt „Die königliche Einsiedlerin" ein heroisches Schäferstück und bezeichnet mit dieser Formel eine Verbindung der Haupt- und Staatsaktion mit Schäferszenen, die bei ihm nicht idyllisch, sondern elegisch gefärbt sind. Ich habe bisher in der deutschen Literatur nur ein einziges Exemplar dieser Gattung finden können: Der königliche Schäfer (nach Metastasio von L. L. von C.), Wiener Schaubühne, vierter Teil, 1752. Personen: „Alexander, König von Macedonien. — Amintas ein Schäfer, Liebhaber der Elisa, welcher sich anfangs selbsten unbekannt, hernach aber als der einzige rechtmäßige Erb des sidonischen Reichs entdecket wird. — Elisa, eine edle Schäferin aus Phönicien, von dem alten cadmischen Geschlecht abstammend, Liebhaberinn des Amintas. — Tamiris, eine flüchtige Prinzeßinn, Tochter des Tyrannen Straton, als Schäferinn gekleidet, Liebhaberinn des Agenors." Inhalt: Alexander setzt den rechtmäßigen König von Sidonien, der ohne Kenntnis seines Rangs als Schäfer lebt, wieder auf den Thron (nach Curtius IV, 3 und Justinus XI, 10). Goethes unmittelbares Vorbild haben wir in dieser roh gezimmerten schäferlichen Haupt- und Staatsaktion gewiß nicht vor uns, und da er den Typus der heroischen Schäferstücks doch wohl nicht selbständig erfunden hat, so bleibt sein eigentliches Muster noch zu ermitteln. Vielleicht hat er den Re pastore im Original gekannt.

Das dritte Jugendstück Goethes, von dem wir in der Theatralischen Sendung neues erfahren, ist Jesabel. Das Drama gehört zu denen, deren Verbrennung Goethe der Schwester meldet. Wir erfahren hier, wie der junge Dichter den überlieferten Sturz aus dem Fenster mit der Theaterdezenz in Einklang brachte: „in dem fünften Act, wo Jesabel vergebens den Überwinder durch erkünstelte Reize und Schmeicheleien zu bewegen, durch Drohungen zu erschüttern sucht, endigt der Held in gerechtem Eifer mit Vorwürfen und Verwünschungen, indem er der Wache befiehlt, sie herabzustürzen. Diese greift zu — und der Vorhang fällt." Das ist also etwa derselbe angemessene Behelf wie im Egmont: das Stück schließt unmittelbar vor der Hinrichtung. Goethes Bericht kann sehr wohl auf

Erinnerung beruhen, und er wird das Stück also wirklich in Leipzig verbrannt haben.

Das wären Goethes Rückblicke auf seine Jugendpoesie. Nun klingt in dem Roman auch ein Ton aus seiner gleichzeitigen Poesie an und einige künftige Dichtungen klingen vor. 51, 117: „Wir würden so viele Werkchens, die immer unfertig bleiben, wenn sie auch geendigt sind, nicht zu sehen bekommen." Das weist in die gleichzeitige Tassodichtung hinüber, in der sich wohl schon die Prosafassung der späteren Verse vorfand:

Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt scheinen möchte. —

52, 125: „Wie kann es einem vernünftigen Manne schmeicheln, sich in Effigie aufgestellt und seinen Namen auf ölgetränktem Papiere schimmern zu sehen?" Dieses landläufige Wirkungsmittel hat Goethe doch selber im Vorspiel von 1807 und in „Was wir bringen. Fortsetzung" verwendet und es sogar für „Schillers Totenfeier" geplant. — 51, 130: „Wilhelm that den Vorschlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewalthätigkeit zu bezeichnen und zuletzt die Minerva herbeikommen zu lassen, ihm Fesseln anzulegen." Diese Motive hat Goethe später in „Des Epimenides Erwachen" verwendet. — Endlich haben wir das Motiv der „Zueignung" in den Worten 51, 128: „übergab ich mich der Muse, die mir ihren goldnen Schleier zuwarf." —

Da nun also Wilhelm Meister als Poet und Mensch ein Abbild des jungen Goethe ist und die Schwester Amelie, die an Wilhelms Dichtung Anteil nimmt und seine Stücke abschreibt, deutlich an Cornelie erinnert, so muß ein künstlerischer Grund dafür vorliegen, daß Goethe Wilhelms Vater und Mutter so ganz abweichend von seinen eigenen Eltern darstellt. Ein Hinweis auf diesen Grund findet sich 51, $12_{24}$. Wilhelm soll, durch Lieblosigkeit auf sich selbst zurückgewiesen, sich ganz in seine Phantasien einspinnen und so zu der Überschätzung des Theaterwesens und zu der Mißachtung praktischen Wirkens gelangen, die seinen Lebensgang auf weithin bestimmen.

Lucerna Camilla, Das Märchen. Goethes Naturphilosophie als Kunstwerk. Deutungsarbeit. Leipzig, Fritz Eckardt, 1910.

Schneider Hermann, „Das Märchen", eine neu aufgeschlossene Urkunde zu Goethes Weltanschauung. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1911.

„Von ihnen sprechen ist Verlegenheit." Das ist mein Gefühl gegenüber Camilla Lucernas Erläuterungen zu Goethes „Märchen". Ich habe (Goethe-Studien 2, 29 ff.) das Märchen in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten als einen Glückstraum zu erweisen gesucht, worin Goethe alles Drückende und Mißliche in seinem Kreise für die Phantasie be-

seitigt und in Harmonie auflöst. Nun soll ich hier unparteiisch über eine ganz abweichende Lösung des Märchenrätsels berichten, die nur dann richtig sein kann, wenn die meinige falsch ist. Das wäre gerade keine übermenschliche Aufgabe, wenn es sich um eine klar formulierte Lösung handelte, die man — überzeugt oder nicht überzeugt — getreulich wiedergeben könnte, aber die vorliegende Arbeit entzieht sich durchaus dem Versuche, ihr Ergebnis zu begrenzen und ins Enge zu bringen. Goethe sagt (Werke 18, 224) von seinem Märchen, man solle dadurch an nichts und alles erinnert werden. Diese Wirkung ist bei der Verfasserin nun in der Tat eingetreten und sie versucht sie hier auf den Leser zu übertragen. Ist dieser bereit, sich von grenzenlosen Assoziationen behaglich ins Weite, Unbestimmte tragen zu lassen, so ist dagegen nichts einzuwenden, aber der Referent? „Wie er sich sieht so um und um, Kehrt ihm das fast den Kopf herum, Wie er wollt' Worte zu allem finden? Wie er möcht' so viel Schwall verbinden?" So bleibt ihm nur übrig, sich als voreingenommen zu bekennen und die Leser des Euphorion an das Buch selbst zu verweisen, dem sie vielleicht mehr abgewinnen können, als es ihm trotz ernstlichem Bemühen möglich war.

In ihrem „Schlußwort" (S. 189) faßt Camilla Lucerna das Ergebnis ihrer Arbeit so zusammen: „Das Märchen ist nicht nur ein künstlerisch gestalteter Organismus, sondern es stellt auch den Selbstgestaltungsprozeß eines solchen dar. Es ist nicht nur ein Mikrokosmus, sondern es soll auch das strahlende Sinnbild eines solchen sein. Es spiegelt nicht nur den typischen Vorgang des Werdens, sondern das Werden eines höchsten irdischen Kulturzentrums vor. Es entsteht nicht nur nach Gesetzen, giltig für jede Art von Organisation, sondern es spricht diese Gesetze auch in der Sprache seiner eigenen Gattung, in Bildern, Bewegungen und Bestimmungen aus." Das ist eine Variante der schon in vielen Exemplaren vorhandenen Deutung des Märchens auf Vorgänge im menschlichen Geistesleben, auf Kulturprozesse, die hier in einer menschlichen märchenhaften Handlung abgebildet wären. Die einzelnen Gestalten des Märchens stellen dann entweder allegorisch eine Reihe von Abstraktionen (-ismen und -itäten) vor, oder symbolisch Kräfte, Ziele, Entwicklungen und Ideale. Meyer von Waldeck (Goethes Märchendichtungen, Heidelberg 1879) gibt in seiner Übersicht reichliche Beispiele für diese beiden am „Märchen" viel geübten Deutungsweisen. Die der Verfasserin gehört zur symbolischen Gruppe: „Das neue Kräftesystem, im Märchen das neue Reich, als dessen Symbol das sich selbst gestaltende Renaissancekunstwerk des Schlusses zu gelten hat, wird voraus verkündet. Diese Ankündigung wird aber nicht anders als durch die Erfüllung klar. Im Beginn sind fast alle typischen Kräfte zwar gruppiert, aber isoliert . . . Personifiziert erscheinen die Kräfte des alldurchdringenden Licht- und Feuergeistes (Lampe und Irrlichter), des allumgestaltenden

Wassers (Fluß), der Steine, Pflanzen, Tiere und Menschen tragenden, alternden und sich verjüngenden Erde (Alte). Die Verwandtschaft zwischen Pflanze und Weib, Tier und Mann findet sich angedeutet (Lilie und der von der Schlange das Leben empfangende Königssohn)." Das wäre also nur eine neue Ausprägung einer alten Deutungsweise. Während nun aber die meisten der früheren Märchendeuter ihre Lösung dogmatisch vortragen und darauf rechnen, daß sie durch das nun auf die Handlung des Märchens fallende Licht für sich selbst zeugen werde, liefert die Verfasserin in jedem ihrer fünf Kapitel (Einleitung — Entstehung — Allgemeine Erklärung — Gesetze des Werdens — Die Handelnden) eine besondere Abteilung mit der Überschrift „Nachweise", worin sie Zitate aus Goethes Werken, Anklänge aus der Weltliteratur, Tatsachen aus der Wissenschaftsgeschichte, allgemeine Gedanken ruhig und zuversichtlich aneinanderreiht, offenbar in der Meinung, durch diese „Nachweise" Goethes Konzeption hell zu beleuchten. Es handelt sich z. B. um die Edelsteine im Märchen, also den Mops aus Onyx und die aus Edelsteinen aufgebaute Brücke. Dazu sagen nun die „Nachweise": „Von den edelsteinfarbigen Häusern der Schaltiere und Muscheln spricht Swedenborg. — Jung-Stilling nennt die in ihrem Farbenfeuer strahlenden Edelsteine das Schönste, was wir in der Natur kennen. — Bergmanns Abhandlung De terra gemmarum, worin er Edelsteine einer quantitativen Analyse unterzog, war 1777 erschienen. — Goethe äußert einmal die Meinung, die Natur sei noch jetzt imstande, Edelsteine hervorzubringen. Er kennt ihre stoffliche Beschaffenheit." Und so geht es noch eine ganze Strecke weiter. Ja, wissen wir denn nun, was es mit den Edelsteinen in Goethes Märchen auf sich hat? Die Verfasserin möge mir verzeihen, wenn mich ihre „Nachweise" an die Rede der Jungfer Züs Bünzlin erinnern: „Wunderbare Eigenschaften haben die Tiere je nach ihrer Art! Der Löwe folgt gern den Königen nach und den Helden, und der Elefant begleitet den Fürsten und den tapferen Krieger; das Kamel trägt den Kaufmann durch die Wüste und bewahrt ihm frisches Wasser in seinem Bauch, und der Hund begleitet seinen Herrn durch alle Gefahren und stürzt sich für ihn in das Meer!" Zu den Zwiebeln, Kohlhäuptern und Artischocken, die der Riese für sich fordert, sagen die „Nachweise": „Alle drei bestehen aus Blättern und zeigen bei aller Verschiedenheit dieselbe Grundgestalt. Man kann sie als Repräsentanten für die drei wichtigsten Pflanzenteile: Wurzel, Stiel und Blüte ansehen. In diesen drei runden Gebilden hält in unserm Märchen die ‚Metamorphose der Pflanzen' sich versteckt. Das nannte Goethe ‚hineingeheimnissen'." Man kann sie so ansehen? Das Kohlhaupt als Stiel? Und weil es der Verfasserin so gefällt, muß Goethe es so gemeint haben? — Die Märchengestalt der schönen Lilie erläutert Camilla Lucerna wie folgt: „Goethes Gedanken wuchsen mitunter aus Zwiebeln. Die Blume, deren giftatmende

Herrlichkeit unsere Märchenprinzessin verkörpert, ist ein Zwiebelgewächs. Ja, die Zwiebel, die der Riese zum Munde führt, und die Lilie, die der Prinz berührt, erinnern an den gleichartigen Ursprung des Einzigsten und des Allergewöhnlichsten." Sollen das wirklich Goethes Gedanken sein?

„Ich kenn es wohl, so klingt das ganze Buch; Ich habe manche Zeit damit verloren." Am Schlusse angelangt bedauert man, daß die Verfasserin, der wir eine tüchtige Untersuchung über den Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga verdanken, diesmal ihre Sorgfalt nicht einer geeigneteren Aufgabe gewidmet hat. Sie verzichtet friedfertig auf jede Polemik und erwähnt ihre Vorgänger nur da, wo sie Einzelheiten von ihnen übernehmen kann. Dieses gute Beispiel durfte ich hier leider nicht nachahmen. Dafür will ich aber noch einmal wiederholen, daß ich in dieser Frage nicht unbefangen bin. Möge man mir also nicht ohne weiteres glauben, sondern sich an dem Buche selbst sein Urteil bilden. Mit dieser ernstlich gemeinten Aufforderung kann dann auch die Verfasserin zufrieden sein, der ich als Rezensent nicht beistimmen konnte, die ich aber als meine Kollegin in der Deutung des Märchens zum Abschied mit einem Pax nobiscum begrüße. „Der echte Ring vermutlich ging verloren."

Auch Schneiders Arbeit ist eine Variante älterer Lösungsversuche. Die drei Könige stellen die idealen Kräfte der echten Herrschaft: Weisheit, Schein und Gewalt dar, der Alte mit der Lampe: die Vernunft; die Alte: den Verstand; die Irrlichter: Geometrie und Algebra; die grüne Schlange: die Phantasie; der Riese: das Etwas, das der Möglichkeit jeder Zeitbestimmung zugrunde liegt [!]; die schöne Lilie: die Liebe; der Prinz: das schöpferische Vermögen der Zusammenfassung aller Seelenvermögen. „Das philosophische Gerüst des Märchens ist das Gerüst der Kantischen Philosophie."

Tumparoff Nicola, Goethe und die Legende. Berlin, Emil Ebering, 1910 (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, veröffentlicht von Dr. Emil Ebering, Nr. XLI. Germanische Abteilung Nr. 28). 5 M. 50 Pf.

Von den drei Abschnitten des Buchs enthält der erste die immer nur gelegentlichen Äußerungen Goethes über Wert und Wesen der Legende, im zweiten sind die ausführlichen Darstellungen behandelt, die Goethe den Legenden des Alexius, Filippo Neri und Rochus gewidmet hat, sowie seine kürzeren Hinblicke auf die heilige Odilie, Sankt Joseph, auf Ursula und Gereon und auf die heiligen drei Könige. Im dritten Abschnitt folgen Goethes eigene Legendendichtungen: Legende vom Hufeisen, Jesus und das Hundeaas, Siebenschläfer, Der Gott und die Bajadere, Paria. Das alles hat Tumparoff kundig und mit gesundem Urteil dargestellt.

Und doch wird man der sorgfältigen Arbeit nicht recht froh, denn es fehlt ihr an einem wertvollen Aperçu und also an innerer Notwendigkeit. Etwas eigentlich Neues hat uns Tumparoff nicht mitzuteilen, und bei seinen ästhetischen Betrachtungen hat man die Empfindung, daß man sich das auch wohl allein sagen könnte. Bei dem genauen Vergleich der Legendengedichte mit ihren Quellen ergeben sich allerdings eine Anzahl kleiner Beobachtungen über Goethes Verfahren beim Umbilden des Rohstoffs, aber hier versagt Tumparoff als Schriftsteller: der Leser fühlt sich wie ein Kind gegängelt und möchte sich dem mit seinem Zeigestock von der Quelle zum Gedicht und wieder zurück deutenden Interpreten entziehen, um lieber selbst zu schauen.

Im einzelnen: S. 44 ist eine Stelle in Goethes Tagebuch vom 18. März 1797 und S. 172 ein Vers in der Siebenschläfer-Legende unrichtig erklärt. Dort handelt es sich nicht um eine Demütigung Philippo Neris, sondern um eine mit Körners Brief zusammenhängende Demütigung, und Vers 62 der Legende zeigt nichts von der angeblichen Sinnesänderung des Bäckers. S. 154 ff. gibt Tumparoff eine Anzahl englischer Zitate, die aber in seinem Druck von Fehlern wimmeln.

So ist der Gesamteindruck des Buchs allerdings nicht recht erfreulich. Bei alledem kann Tumparoff aber doch das Verdienst in Anspruch nehmen, daß er ein kleines noch nicht zusammenfassend behandeltes Teilgebiet durchgearbeitet und dargestellt hat.

François-Poncet André, Les Affinités électives de Goethe Avec une préface de Henri Lichtenberger. Paris, Félix Alcan, 1910.

Dieses Buch eines sehr jungen Franzosen, eines Schülers von Charles Andler, beschämt uns Deutsche, denn es ist die erste geschmackvolle Gesamtdarstellung der „Wahlverwandtschaften". Mit großem schriftstellerischem Geschick hat François-Poncet alles, was man bei uns in einer Anzahl nebeneinander stehender Kapitel auszubreiten pflegt — Entstehungsgeschichte, Quellen, Analyse der Handlung, Schilderung der Charaktere, Entwicklung des Ideengehaltes — in eine fortlaufende Darstellung zusammengezogen, der man interessiert und zustimmend folgt. Seine nachschaffende Zeichnung der Charaktere und seine Wiedergabe der Handlung lesen sich durchaus gefällig, während in deutschen Arbeiten die pedantische Lösung dieser Aufgaben uns so oft zur Verzweiflung bringt. Auf eine Behandlung der Technik und Sprache der Wahlverwandtschaften verzichtet das anmutige und solide Buch, das man vielleicht etwas knapper gehalten wünschte, aber als Gesamtleistung nur rühmen kann. Gerade deswegen lohnt es sich, die Einwürfe zusammenzustellen, die im einzelnen denn doch geltend zu machen sind.

Nach mehrfacher, aber unsicherer Überlieferung ist Goethe um 1800 im Verkehr mit Schelling auf die von dem schwedischen Chemiker Bergmann geprägte Formel attractiones electivae aufmerksam geworden, die schon 1785 von einem deutschen Übersetzer als „Wahlverwandtschaften" wiedergegeben war. François-Poncet sagt dazu: Et, de fait, il est certain, qu'avant 1798 il n'est nulle part question chez Goethe des affinités chimiques", aber er übersieht dabei die folgende Stelle in den 1796 geschriebenen „Vorträgen über die drey ersten Capitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie" (Werke, Abteilung 2, Band 8, S. 79): „[Die Mineralkörper] haben nach ihrer Grundbestimmung gewisse stärkere oder schwächere Verhältnisse, die, wenn sie sich zeigen, wie eine Art von Neigung aussehen, deswegen die Chemiker auch ihnen die Ehre einer Wahl bei solchen Verwandtschaften zuschreiben." Diese Vorträge sind freilich erst 1820 gedruckt worden und die Handschrift hat sich nicht erhalten, aber es liegt kein Grund vor, die mit ihrer Umgebung eng zusammenhängende Stelle für einen späteren Einschub zu halten. Goethe kannte also schon 1796 die Formel und den Begriff der Wahlverwandtschaft.

Was François-Poncet sonst über die literarischen und erlebten Quellenzüge beibringt, ist wohlbegründet. Meinen Hinweis auf eine 1807 von Goethe gelesene, im Stoff entfernt verwandte Geschichte in Tausend und einer Nacht lehnt er ab, und zwar mit Recht, wie mir jetzt scheinen will. Den Einfluß von Goethes Neigung zu Minna Herzlieb schätzt er nicht sehr hoch ein, vielleicht ebenfalls mit Recht. Für ihn ist Ottilie viel mehr ein Abkömmling von Mignon als von Minna Herzlieb.

Die Klarheit ist aber nicht nur ein Vorzug, sondern auch eine Schranke seiner Darstellung, denn sie verleitet ihn zu dem Glauben, mit einer deutlichen Formel lasse sich ein Charakter ausschöpfen. S. 80: „Il importe de comprendre au juste ce que c'est que l'âme d'Ottilie et de donner un sens précis à ce mot vague . . . la sensibilité, le coeur, voilà le fond même de sa nature. On peut dire d'elle que son esprit c'est son coeur, elle comprend avec son coeur, elle agit avec son coeur; son coeur est le ressort, l'unique ressort de toute sa vie." Ebenso S. 94: „Ottilie représente le sentiment poussé à son extrême délicatesse et jusqu'à sa limite humaine. On peut ainsi exprimer en peu de mots la formule psychologique de chaque personnage." Ja, wenn wir das könnten, so brauchten wir hier nicht den Künstler. Hinschreiben kann man eine solche Formel wohl, aber wem vermögen die Worte le sentiment poussé à son extrême délicatesse Ottilies Gestalt zu erschaffen, wenn er den Roman nicht kennt? Hier, wie öfter, zeigt sich der französische Panlogismus des Autors, ohne übrigens seine kundige Darstellung ernstlich

zu schädigen. Aber wunderbar, daß doch einmal (S. 124) auch sein Verständnis des Textes gröblich versagt: „[Edouard] ne recule même pas devant les projets les plus criminels quand il envisage la possibilité d'un échec: il attirera Ottilie à la ferme, ou bien il la mariera dans les environs du château et il en fera sa maîtresse." Als ich das las, schlug ich erschreckt — und auch beschämt, diesen fürchterlichen Zug bisher übersehen zu haben — sogleich die hier umschriebene Stelle im 18. Kapitel des ersten Teils auf: „Dann schwankte seine Einbildungskraft in allen Möglichkeiten herum. Sollte er sie hier nicht besitzen, nicht rechtmäßig besitzen können, so wollte er ihr den Besitz des Gutes zueignen. Hier sollte sie still für sich, unabhängig leben; sie sollte glücklich sein, und wenn ihn eine selbstquälerische Einbildungskraft noch weiter führte, vielleicht mit einem andern glücklich sein." Was hat nun dem feinen Kenner deutscher Sprache und Dichtung, als den sich François-Poncet sonst durchweg erweist, hier das Verständnis dieser reinen Worte getrübt? Doch wohl die herkömmliche französische Romanpsychologie.

Zu überraschenden Entdeckungen bieten die Wahlverwandtschaften nicht viel Gelegenheit. Im einzelnen hat der Autor zutreffend den bewußten Gegensatz der pädagogischen Ansichten, die Goethe hier darlegt, zu der Lehre Pestalozzis erkannt. Dagegen ist eine andere neue Beobachtung abzulehnen. Die Rede des Maurers bei der Feier der Grundsteinlegung überragt in Form und Gedanken einigermaßen das, was man bei einer solchen Gelegenheit von einem schlichten Handwerker erwartet. Daraufhin sucht nun François-Poncet S. 101—111 zu zeigen, daß hier kein gewöhnlicher Maurer spricht, sondern ein Freimaurer, und daß die klaren Worte der Rede einen Hintersinn bergen. „Le travail du maçon demeure secret, sans avoir rien pourtant de secret; pareillement la franc-maçonnerie agit dans le secret, bien qu'avec des moyens ordinaires. Et comme ce secret même impose au maçon une conscience probe, de même le secret de l'ordre maçonnique lui impose le devoir de cultiver la vertu. La maison n'est pas éternelle; les francs-maçons savent bien que la condition humaine est fragile" usw. Auf diese Weise kann man freilich in die harmlosesten Sätze einen doppelten Sinn hineintragen, aber hat Goethe das alles wirklich gemeint? François-Poncet betont S. 111 mit Genugtuung, daß vor ihm niemand diesen freimaurerischen Hintergrund der Rede bemerkt hat. Freilich, denn er ist eben nicht vorhanden. Eine treu der Wirklichkeit nachgebildete Handwerkerrede mit mangelhaften Satzkonstruktionen, unfreiwilliger Komik, treuherzigen Derbheiten hätte den hohen Stil des Romans durchbrochen, und Goethe hat deshalb die Rede so weit erhöht, daß sie sich dem Kunstwerk einfügt. Hätte er auf die Freimaurerei hindeuten wollen, so hätte er es auch so getan, daß die

Leſer es merken konnten und nicht erſt nach hundert Jahren ein ſpürender Forſcher dahinterkommen mußte.

In einer Einzelheit iſt es dem Autor begegnet, ſich ſeiner eigenen früheren Darſtellung nicht mehr zu erinnern. Goethe hat die eingeſchaltete Novelle „Die wunderlichen Nachbarskinder" durch ein Kunſtmittel, das er dann ſpäter in den Wanderjahren übermäßig verwertet, in einen Bezug zur Haupthandlung gebracht: „Dieſe Begebenheit hatte ſich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen." Dazu ſagt François-Poncet S. 74: „Le capitaine devait, par cet artifice, nous apparaître comme un homme, qui, profondément blessé et déchiré jadis dans sa vie sentimentale, s'est en quelque sorte efforcé d'oublier qu'il avait un coeur et n'a plus vécu qu'avec son esprit." Danach haben wir alſo in dem Hauptmann jenen Bräutigam des Mädchens zu erkennen, der durch die Vereinigung der Nachbarskinder bei Seite geſchoben wird, ſo daß in dem ſeligen Ausklang der Erzählung von ihm nicht weiter die Rede iſt. Das vergißt aber unſer Autor weiterhin und ſagt arglos S. 187: „de plus, dans la nouvelle nous quittons le pseudo-capitaine aux bras de son ancienne ennemie, et nous le retrouvons solitaire dans les *Affinités*, sans qu'on nous dise le moins du monde, par suite de quel nouveau drame son bonheur a été brisé. Cette lacune semblerait prouver que Goethe n'a eu l'idée d'assimiler au capitaine le héros de *L'étrange histoire* qu'après avoir déjà terminé celle-ci; d'où le défaut manifeste de concordance et le caractère artificiel de la soudure." Jetzt iſt alſo für François-Poncet der Hauptmann nicht mehr der bei Seite geſchobene Bräutigam des Mädchens, ſondern vielmehr der glücklich Liebende. Aber das läßt ſich eben durchaus nicht in das Lebensbild des Hauptmanns einfügen, und ſoweit wir die von Goethe hergeſtellte Beziehung zwiſchen der Novelle und dem Roman überhaupt ernſt nehmen wollen, iſt François-Poncets erſte Meinung die richtige. Ein kleiner Widerſpruch bleibt freilich auch dann noch beſtehen: „Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widerſacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Geſellſchaft, geſucht von Frauen, wendete ihr ſeine ganze Neigung zu." Wir haben ja gleich im erſten Kapitel des Romans erfahren, daß der Hauptmann mittellos iſt. Die Novelle iſt eben eine der vielen Einſchaltungen, mit denen Goethe den zweiten Teil aufgeſchwellt hat, damit er dem erſten an Umfang gleichkäme, und er hat dann dieſen Einſchub ſorglos mit der Haupthandlung verknüpft, ohne ängſtlich die biographiſchen Konſequenzen für die Geſtalt des Hauptmanns zu prüfen. Dieſes äußere, geradezu buchhändleriſche Motiv bei der Kompoſition des zweiten Teils tritt auch ſonſt in François-Poncets Darſtellung nicht genug hervor. So nimmt er z. B. die Fiktion von Ottilies Tagebuch immer noch viel zu ernſt.

Goethe hatte 1808 einen großen Bestand von Aphorismen in seinem Pult. Er hat sie in eine sittlich-ästhetische und eine wissenschaftliche Gruppe geteilt und die eine in den Wahlverwandtschaften, die andere in der Geschichte der Farbenlehre untergebracht.

Zum Schluß noch ein paar Kleinigkeiten: Der Brief Goethes an Christiane, den François-Poncet vergeblich in der Weimarer Ausgabe gesucht hat (S. 47), stammt vom 6. November 1812. Otto Brahm erscheint mit einem Zugabebuchstaben S. 189 und 192 als Brahms, und zum Ausgleich dafür muß Max Hecker einen Buchstaben opfern und sich als Hecke zitieren lassen. Wenn S. 165 Gellerts „Schwedische Gräfin" auf Rousseaus Émile und Basedows pädagogische Reform zeitlich zu folgen scheint, so ist das natürlich nur ein Schreibversehen des kundigen Autors.

Henri Lichtenberger führt das Buch mit einem feinen Vorwort ein, das auf engstem Raum eine analytische Skizze des Romans bietet.

Rueff Hans, Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Tasso. Marburg, N. G. Elwert, 1910. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Ernst Elster, Nr. 18). 1 M. 60 Pf.

Rueff setzt mit seiner Untersuchung da ein, wo Scheidemantel (Programm Weimar 1896 und Goethe-Jahrbuch, Band 18) aufgehört hat. Das Ergebnis von Scheidemantels trefflicher Untersuchung war: „Es steht jetzt ... fest, daß mit den Battistapartieen (Akt V und IV, 1—3) das Werk begann. Sie waren Ende Oktober oder Anfang November 1788 bis zur Abschrift fertig. An sie schlossen sich im Dezember und Januar, nachdem Antonio den Battista verdrängt hatte, Akt II, 2—5 und der größte Teil des dritten Aktes. Im Februar und März wurde der erste Akt bis zum letzten Auftritt geführt. Im März wird der dritte Akt noch ergänzt worden sein. Im April hat nach meiner Ansicht die Antonioszene Gestalt gewonnen, Ende Juni endlich erhielt das Werk durch die drei Szenen, die den Dichter so lange gequält hatten (IV, 4 und 5, II. 1 ?) seinen Abschluß." An diesem Ergebnis bringt Rueff mit Recht die Korrektur an, daß nicht II, 1, sondern I, 4 zu den drei zuletzt fertig gewordenen Szenen gehört. Das ergibt sich sicher aus Goethes Brief an Carl August vom 6. April 1789. Der Hauptinhalt von Rueffs Arbeit besteht nun in dem Versuch, in Akt 1 und 2 die ganz neuen Partien von den nur in Verse umgeschmolzenen zu scheiden. Indem er alle in Italien aus Serassi, La Vita di Torquato Tasso gewonnenen Motive ausscheidet, gewinnt er das folgende Umrißbild des alten Entwurfs: „Tasso findet in der Liebe zu Leonore von Este ein reines Glück wie Goethe bei Frau von Stein; er benutzt die Doppeldeutigkeit des Namens Leonore zur Deckung seines Verhältnisses zur Prinzessin. Tasso erregt Neid und Eifersucht, sieht sein Liebes-

geheimnis profaniert und entstellt, fordert den Schuldigen im Saal des Palastes und muß den Burgfriedensbruch durch leichte Zimmerhaft büßen. Die Haft erregt seinen Argwohn, der Boden Ferraras wird ihm heiß unter den Füßen. Die unveränderte Gunst der Prinzessin versetzt ihn in maßlose Freude, er überspringt in der Ekstase die Grenzen des Erlaubten. Er ist wie ein Kind, das mit täppischer Hand nach dem beglückenden Zauber greift und ihn zerstört. Das Schuldgefühl, gegen seinen guten Geist gesündigt zu haben, der unersetzliche Verlust, das Gefühl der Haltlosigkeit führen zur Katastrophe." Ein Widersacher Tassos war schon in der alten Dichtung vorhanden, denn das Motiv der Bekränzung hat keine Kraft, wenn sie nicht den Neid eines Gegners erregt, und die Zimmerhaft setzt einen Widersacher voraus. Aber erst in der neuen Handlung ist der Schwerpunkt bewußt in den Tasso-Antonio-Gegensatz gelegt. Mit dem Augenblick, da Antonio dem Tasso gegenübertritt, beginnt in Tasso die Krisis. Sein Geschick endet nicht wie im alten Plan mit einer Katastrophe; was wir in dem Drama sehen, ist ein rapider Reifeprozeß. „Der Tassostoff von 1788 ist von dem Dichter mutatis mutandis mit Antonioaugen aus dem Material herausgeschaut... Ich glaube hinreichend angedeutet zu haben, wie tief das Tasso-Antonio-Thema in Goethes italienischem Künstlerleben wurzelt. Stellen, die der sichere Ausdruck dieses Themas sind, lassen über ihre Datierung keinen Zweifel." Auf dieser Grundlage mustert Rueff nun Akt 1—2. Ich folge abkürzend seiner Darlegung: Akt 1, Vers 1—134, ist in der Hauptsache Neuschöpfung aus dem Jahre 1789. Erst Serassi brachte S. 204 den Namen und die Beschreibung des Lustschlosses Belriguardo im Zusammenhang mit der Tassogeschichte. Die Verse 28—39 konnten nur unter dem Eindruck Italiens geschrieben werden. Die Verse 40—55 sind wahrscheinlich neu, 56—72 neutral, 88—133 sind neu und stehen unter dem Einfluß Serassis. Der Übergang zu 134 ist schroff [?], und wir treten hier in die Sphäre der alten Dichtung. Der Zug vom Anheften der Liebesgedichte an Bäume (177) findet sich weder bei Manso noch Muratori und ist wohl durch Tassos Aminta angeregt, den Goethe am 25. Mai 1788 in Mailand kaufte. (Aminta I, 1: Lo scrisse in mille piante e con le piante Crebbero i versi). Der Ton, in dem die Verse 183—196 die Dichterliebe geben, paßt nur in das Jahr 1780 [?]. Mit Vers 197 klingt das Zwei-Leonorenmotiv an, das zur alten Dichtung ebenso sicher gehört wie die mit Vers 205 beginnende Deutung der Dichterliebe. Der zweite Auftritt des ersten Akts ist fast ausschließlich vom Geist der neuen Dichtung erfüllt. Vers 239—269 sind allerdings neutral, aber mit Vers 270 treten wir in neues Gebiet, denn über Tassos Prinzipien, das Gedicht zum Ganzen zu runden, bringt erst Serassi Nachrichten. Daß 283 bis etwa 360 neu ist, ergibt sich aus kleinen eingeflochtenen historischen Zügen, die auf Serassi beruhen. An

der Partie 361—379 ſcheitert ein Verſuch der Scheidung. Im dritten Auftritt iſt nichts, was man ſicher für neu erklären müßte, dagegen iſt der vierte durchaus neu. Die Verſe 603—606 und 658—661 beruhen auf Seraſſi und das charakteriſtiſche Lobpreiſen Roms und Arioſts entſpringt dem Geiſt der neuen Antoniodichtung.

Im zweiten Akt ſind die Verſe 750—1012 im weſentlichen neu. In 767—775 ſcheinen Empfindungen Goethes nach der Rückkehr aus Italien zu erklingen, die Schilderung der Feſte in Ferrara 811—841 hatte kein Biograph vor Seraſſi, dem Goethe auch das hiſtoriſche Motiv 888 ff. entnahm, und in Taſſos Schilderung von der goldenen Zeit beruhen die Verſe 987—991 auf Taſſos Aminta III, 1, ſind alſo ſicher neu. Ungefähr mit Vers 1024 beginnt die ältere Schicht der Szene; es ſcheinen ganze Partien aus jener Szene herübergenommen zu ſein, die Goethe im März und April 1781 als Anrufung an Charlotte v. Stein ſchrieb. Nachklänge aus Saint-Martins Buch Des Erreurs et de la Vérité, das Goethe im April 1781 las, erſcheinen zunächſt in den Briefen an Charlotte, und ein entfernteres Echo glaubt Rueff in 1123 f. zu hören. Sicherer iſt der Anklang von 1041—1043 an Manſo und von 1027—1031 an Goethes Brief vom 27. März 1781. Auch der Monolog Taſſos II, 2 ſtammt aus dem April 1781 und wurde wohl nur in Verſe umgegoſſen. Dagegen läßt ſich in den folgenden drei Auftritten kaum etwas ſicher als alt bezeichnen. „Zuſammenhängende ältere Partien blieben uns alſo nur in II 1, ferner in der zweiten Hälfte von I 1 (von Vers 134) und der zweiten Hälfte von II 1 (ungefähr von Vers 1024) erhalten."

Dieſes Reſultat von Rueffs Unterſuchung kann wohl ziemlich richtig ſein. Seine ſcharf eindringende Scheidekunſt wirkt nicht immer ganz überzeugend, aber ich weiß ihr nicht gerade beſtimmte Argumente entgegenzuſetzen und begnüge mich deshalb mit einigen kleinen Einzelbemerkungen. Rueff ſagt S. 36: „Den 1. Auftritt des 1. Akts nannte Goethe einen Prologus, der mit Fleiß dem Werke ſelbſt vorausgeſchickt ſei. In der Faſſung von 1780 hatte die Eingangsſzene ſicher eine wichtigere Aufgabe." Das iſt aber ein Mißverſtändnis der folgenden Stelle in Goethes Brief an Herder vom 2. März 1789: „Vom Taſſo, der nun ſeiner Verklärung ſich nähert, habe ich die erſte Szene im Kreis der Freunde publicirt. Deine Frau und Knebel haben ſie am meiſten genoſſen und durchgefühlt. Ich habe dieſen Prologus mit Fleiß dem Werke ſelbſt vorausgeſchickt." Mit Fleiß vorausgeſchickt — das heißt doch: ich habe zunächſt dieſe Szene den Freunden vorgelegt, um ſie auf das Ganze vorzubereiten. Von der Funktion der erſten Szene im Organismus des Dramas iſt hier durchaus nicht die Rede. — Die Goethezitate ſind bei Rueff durch eine Menge ſchwerer Druckfehler (S. 19, 21, 27, 35, 62, 63) getrübt. Die Zeit zu ſorgfältiger Korrektur hätte der Verfaſſer ge-

winnen können, indem er sich das Register ersparte, das für eine eng umgrenzte Untersuchung von 70 Seiten überflüssig ist.

Die wertvolle Arbeit schließt mit einer Anzahl von Nachweisen aus Serassi und anderen Bemerkungen zu den drei letzten Akten.

Wasielewski Waldemar v., Goethes meteorologische Studien. Leipzig, Insel-Verlag, 1910. 5 M.

Während seiner kurzen, erfolgreichen Verwaltung hat Karl Koetschau die wissenschaftliche Bearbeitung von Goethes Sammlungen in die Wege geleitet, und aus diesem Impuls ist die vorliegende Schrift entstanden. Außer einer Anzahl von meteorologischen Instrumenten finden sich in Goethes Nachlaß 19 meteorologische Druckschriften und eine Mappe mit 60 Wolkenzeichnungen, von denen 30 von Friedrich Preller, 5 von W. Wesselhöft und die übrigen von Goethe herrühren. Prellers Zeichnungen sollten zu einem Wolkenatlas dienen, den Goethe plante, und sind teils selbständige Entwürfe, teils Ausführungen Goethischer Skizzen. Über das gesamte Material an Instrumenten, Büchern und Zeichnungen erhalten wir hier einen sorgfältigen Bericht und dazu 3 Zeichnungen von Goethe und 6 von Preller. Diese Zeugnisse von Goethes meteorologischen Interessen bilden nun zusammen mit seinen Werken, Briefen und Tagebüchern die solide Grundlage für Wasielewskis Studie. Sie weist dieselben Vorzüge auf wie seine ältere Schrift über Goethe und die Deszendenzlehre: Kenntnis und Liebe. Er überschätzt den wissenschaftlichen Wert von Goethes Leistung nicht, die ja auch in die Entwicklung der Meteorologie nicht merklich eingegriffen hat, sondern würdigt sie zutreffend nach ihrem Gehalt an Geisteskraft und sprachgewaltig geformter Anschauung. Zur Abrundung des Bildes wäre noch eine Überschau über die Befruchtung wünschenswert gewesen, die Goethes Poesie durch seine meteorologischen Studien erfahren hat, vgl. die Jubiläumsausgabe Bd. 40, S. XXVII. Sonst wüßte ich an der trefflichen Arbeit nur den irrigen chronologischen Ansatz S. 46) von Goethes Hypothese über eine pulsierende Schwerkraft der Erde zu berichtigen: „Man kann annehmen, daß die Hypothese während der Beschäftigung Goethes mit dem italienischen Tagebuche, das ist zwischen dem Jahre 1813 und dem genannten Termin [1816], von ihm gefunden wurde." Die Hypothese erscheint vielmehr schon 1805 in den physikalischen Vorträgen für Damen (Werke, Abteilung 2, Bd. 11, S. 215): „Veränderung der Anziehungskraft der Erde, vorzügliche Ursache der Veränderung der Witterung."

Loiseau H. (maitre de conférences à l'université de Toulouse), L'évolution morale de Goethe. Les années de libre formation 1749—1794. Paris, Félix Alcan, 1911.

Auf 811 Großoktavseiten stellt Loiseau Goethes Leben, Entwicklung und Werke bis zum Bunde mit Schiller dar und verspricht die Fortsetzung. Ihn treibt bei dieser großen Arbeit lediglich der sachliche Eifer, er hegt kein nationales, religiöses, moralisches oder sonstwie geartetes Vorurteil, er ist ein geschmackvoller Kenner von Poesie und Wissenschaft, er ist in der deutschen Goetheforschung völlig zu Hause, er schreibt flüssig und gewandt — wie kommt es nun, daß man sich trotz alledem bald überzeugt: dieses tüchtige und respektable Buch kann unser Sehnen nach dem großen Goethewerk, an das sich bisher keiner herangewagt hat, auch nicht vorläufig stillen? Zunächst fehlt auch Loiseau der rechte Wagemut: ein Goethewerk schlechtweg, eine Biographie großen Stils will er nicht geben, sondern eine Entwicklungsgeschichte der Persönlichkeit Goethes, und er stellt die biographischen Tatsachen und die Analyse der Werke in den Dienst dieser Aufgabe. Ursprünglich war sein Plan sogar noch enger: „renonçant à notre plan primitif d'après lequel nous voulions étudier la ‚sagesse' de Goethe en classant les résultats de nos recherches sous les rubriques ordinaires de la morale théorique, nous nous sommes astreint à respecter, aussi sévèrement qu'il se pouvait, l'ordre chronologique." Wir haben also jetzt ein Mittelding zwischen einer großen Charakterstudie und einer eigentlichen Biographie, und als ein Rest des alten Plans erscheinen am Schlusse der einzelnen Abschnitte zusammenfassende Kapitel über Goethes Stellung zu Religion, Kunst und Wissenschaft. Der äußere Eindruck einer großen Biographie, den das stattliche Ausmaß und die chronologische Anlage beim ersten Durchblättern erregt, ist also nicht zutreffend, und es wäre unbillig, von Loiseau ein Werk zu fordern, das er nicht schreiben wollte. Was er bietet, ist immer noch wertvoll genug und wird nicht bloß in Frankreich wirken, wenn wir auch vielleicht meinen, daß auf diesem Raume bei einiger Beschränkung des gar zu reichlichen Wortverbrauchs eine eindringlichere, mehr Tatsachen bewältigende und mehr Neues zutage fördernde Darstellung möglich gewesen wäre.

Ich lasse nun einige Bemerkungen zu einzelnen Stellen folgen:

Loiseau fragt S. 89, ob Goethe in Leipzig schon etwas von Rousseau gelesen hatte und meint: „Rien ne permet de l'affirmer, mais la chose est très vraisemblable." Aber Goethe spielt in dem Brief an Behrisch vom 10. November 1767 auf eine Stelle in der Nouvelle Héloïse an und preist in dem Brief an Oeser vom 14. Februar 1769 Emile als ein Werk, über dessen Wert er mit Oeser längst einig ist. Loiseau findet (S. 246) in den Briefen des jungen Goethe überhaupt nur zwei Anspielungen auf Rousseau, übersieht aber die Hinweise auf die Nouvelle Héloise (Der junge Goethe 2, $297_{32}$; 3, $39_{10}$), die Lettre à Mr. de Beaumont (DjG 2, 39,) die Confession d'un vicaire savoyard (DjG 3, 114), und ein noch nicht ermitteltes Zitat (DjG 1, 175). — Die „Mitschuldigen" werden S. 94 durch eine künstliche Hilfshypothese nach Leipzig zurückgeschoben, aber Goethe bezeugt in dem Brief an Friederike Oeser vom 13. Februar 1769, daß er sie in Frankfurt „in diesem neuen Jahre" geschrieben hat. — Der von Loiseau

(S. 157) in der Weimarer Ausgabe vermißte Brief an Herder findet sich dort 1, 264. — Merck reiste nicht Mitte Juni 1773 nach Petersburg (S. 201), sondern am 6. Mai. — Zum Satyros sollen (S. 308) Kaufmann, Heinse, Merck, d'Alembert, Herder, Basedow einzelne Züge geliefert haben. Aber Kaufmann, Heinse und Basedow sind chronologisch ausgeschlossen. — Die „Geheimnisse" sollten nicht aus 365 Strophen bestehen (S. 457). Loiseau hat hier den Brief an Frau v. Stein vom 27. März 1785 mißverstanden. — S. 658 wiederholt Loiseau das Mißverständnis von Eugen Wolff (Euphorion 18, 834), daß in Mignon Goethes Sehnsucht nach Italien personifiziert sei, wie er auch S. 253 mit Wolff die „Freundin aus der Wolke" Goethe zuschreibt. — Die Abhandlung „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie" hat Goethe nicht 1795 (S. 767), sondern 1820 drucken lassen.

Diese kleinen Berichtigungen ändern aber nichts an dem Verdienst, das sich Loiseau mit seinem stattlichen Werk erworben hat. Besonders zu rühmen sind die Abschnitte über Frau v. Stein und über Tasso, und die Bewältigung eines so großen Stoffes ist an sich schon eine achtbare Leistung.

Loiseau H., Contribution à l'étude de la langue du jeune Goethe d'après sa correspondance de 1764 à 1775. Paris, H. Didier, 1911.

Die fleißige Studie beschränkt sich auf die Briefe des jungen Goethe, untersucht mit gänzlichem Ausschluß der Syntax nur die grammatischen Eigenheiten und ist 250 Großoktavseiten stark. Wollte man also die Grammatik und Syntax sämtlicher vorweimarischen Werke Goethes in diesem Ausmaß behandeln, so würden dazu Tausende von Druckseiten gehören. Vielleicht hätte sich doch die Arbeit gedrängter anlegen lassen — dann wäre der Verfasser wohl nicht bei der grammatischen Untersuchung der Briefe stehen geblieben und er hätte uns zu noch größerem Danke verpflichtet. In der Vorrede erklärt er die Stoffbeschränkung etwas künstlich: die unliterarische Sprache der Briefe könne als die wahre Sprache des jungen Goethe gelten und gerade sie sei noch nicht besonders untersucht worden. Der wirkliche Grund liegt aber doch wohl eher in der sehr begreiflichen Ermüdung des Verfassers bei seiner weitschichtig betriebenen Untersuchung. Aber wir wollen nun ohne weiteren sehnsüchtigen Hinblick auf das, was Loiseau uns vielleicht hätte geben können, das wirklich vorliegende Buch betrachten. Es ist noch immer dankenswert genug. Loiseau untersucht nacheinander Rechtschreibung, Wortform, Flexion, Wortstellung, Vokabular, ordnet sein Material nach vielen Unterabteilungen dieser Abschnitte und bietet eine bequeme und zuverlässige Auskunft über jede noch so winzige grammatische Eigentümlichkeit in Goethes vorweimarischen Briefen. Durchweg vergleicht er Goethes Praxis mit Gottscheds und Adelungs Vorschriften, sucht nach den etwa vorhandenen Gründen seiner Schwankungen, beachtet die Entwicklung seiner Gewohnheiten und

belebt so das dargebotene Material, das bei dem Ausschluß der Syntax natürlich etwas dürr ist. Aus diesem Wunsche Loiseaus, ein Buch zu geben, nicht bloß gedruckte Listen, ist auch das kleine Schlußkapitel hervorgegangen, worin er die Sprache des jungen Goethe in ihrer Eigenart geschickt skizziert, aber die Darlegung beruht nun freilich nicht auf der vorangehenden Arbeit, die ja in ihrer Beschränkung nur wenig von dem Wesen dieser Sprache erfassen kann.

Im einzelnen wäre zu der sorgfältigen Sammlung manches zu bemerken, aber es handelt sich meist um Kleinigkeiten.

Loiseau legt seiner Arbeit Bd. 1—2 der Weimarer Briefausgabe zugrunde, aber er hätte die in Band 7, 18, 30 dazu nachgetragenen Briefe nicht übergehen sollen. — S. 114: „die Pabst" (Briefe 1, $247_{20}$) ist nicht frankfurtisch, sondern ahmt das Radebrechen der herumziehenden Guckkasten-Italiener nach. — S. 120: „küssen sie Lotten die Hand" (2, $80_2$). Hier faßt Loiseau „Lotten" irrtümlich als sächsischen Genitiv auf. — S. 131: wenn Goethe (1, $247_6$) die Chemie seine „heimlich Geliebte" nennt, so ist „heimlich" doch Adverb, nicht unflektiertes Adjektiv. — S. 172: „bei meinen Eintritt" (1, $83_{22}$) ist nur ein Schreibfehler Goethes. — S. 212: „Weisung" (2, $225_2$) ist soviel wie: Richtung (Loiseau erklärt: Bedeutung). — S. 228: Un livre croyez-moi n'est pas fort dangereux ist ein Zitat aus Voltaires Gedicht „Les Systèmes", nicht eine von Goethe französisch formulierte Wendung. — S. 229: unter den Gallizismen, die Loiseau hier zusammenstellt, sind einige ehrliche deutsche Wendungen.

Solcher kleinen Einwände ließen sich noch manche zusammenstellen, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Loiseau hier eine sorgsame und förderliche Arbeit geliefert hat.

Goethe und seine Freunde im Briefwechsel. Herausgegeben und eingeleitet von Richard M. Meyer. Berlin, Georg Bondi, 1909/11. Drei Bände. 18 M.

Wir erhalten hier eine stattliche Auswahl aus Goethes Briefen, denn es ziehen in diesen drei Bänden volle 136 Briefempfänger an uns vorrüber. Wie Eduard von der Hellen den Briefwechsel der Frau Rat wiederhergestellt hat, soweit es mit dem vorhandenen Material möglich war (vgl. Euphorion 16, 533), so fügt auch Richard M. Meyer seiner Auswahl die Briefe an Goethe in entsprechender Menge ein und so entsteht ein sehr reiches Gesamtbild, das der Herausgeber durch frische und geschmackvolle, den einzelnen Briefwechseln vorangestellte literarische Porträts noch weiter belebt. Die Einleitung schildert Goethes Briefschreibegewohnheiten und Briefschreibekunst, sowie die Bedeutung seiner Korrespondenz für sein Geistesleben. In der laut betonten Pracht der Ausstattung stellt die neue Auswahl ein rechtes Gegenstück dar zu der puritanischen Ausgabe Eduards von der Hellen. Zu den Anmerkungen, die wohl reichhaltiger sein könnten, folgen hier ein paar Notizen:

Sp. 555 (62): ein unbekanntes Frl. Schmiedel und Lisette Runckel, vgl. jetzt Elisabeth Mentzel, Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer, S. 303–310. — Sp. 559 (119): ‚Meerweib" ist ein auf der ersten Schweizer Reise dem Grafen Haugwitz beigelegter Necname, vgl. zu dem Satz „Da sind unendliche Briefe aus Meerweib" das von Philipp Seidel für Goethe geführte Ausgabebuch, worin unter dem 3. und 4. Oktober 1775 die Auslagen für Briefe an Haugwitz notiert sind. — Sp. 567 (200): Groh, Druckfehler für Gerock. — Sp. 571 (261): der Verfasser des Buchs Des erreurs et de la vérité ist nicht De Bonald, sondern Saint-Martin. — Sp. 580 (550): Schach Baham: Selbstbezeichnung Wielands nach der gleichnamigen Figur in seinem Goldenen Spiegel. — Sp. 167: Bäbe Schultheß hätte „ein Nausikaa-Schicksal" im Verkehr mit Goethe erlebt? Von einer solchen Neigung der wackeren Frau ist nichts bekannt.

Goethe der Bildner. Gesammelt, eingeleitet und herausgegeben von Robert Rehlen. Leipzig 1909, Julius Zeitler. 3 M.

„Goethe hat einen der wichtigsten Rekords des sprachlichen Pulsschlags für die ganze Weltlitteratur aufgestellt" und deshalb soll „dies mit Bangen begonnene und mit Entdeckerfreude vollendete Buch ... die Linie der in seinen Worten concentrirten Kraft aufzeigen. .. Es ist unermeßlich, was eine solche sprachenergetische Untersuchung für die ganze Weltlitteratur leisten kann. Ganze Litteraturzeitalter spannt man damit in eine Kraftformel." Als diese „sprachenergetische Untersuchung" stellt sich uns nun hier eine kleine zeitlich geordnete Blumenlese aus Goethes Briefen, Gesprächen, Tagebüchern und Werken dar. „Den Anlaß schieben wir lächelnd weg und halten uns um so mehr an das Gezeugte, ans Resultat, ans Geschaffene. Letzten Endes ist nur die Zeit wichtig, als letzte Nabelschnur des Wie dieser Worte." Dann hätte Rehlen aber nicht die Nabelschnur verknoten sollen, indem er die Shakespearerede auf 1775 ansetzt statt 1771, „Nicolai auf Werthers Grabe" auf 1774 statt 1775, und die Verse für die Gräfin Konstanze Fritsch: „Die Freundin war hinausgegangen" auf 1815 statt 1813. Daß er dieses Gedicht fälschlich als Verse für Christiane bezeichnet, entspricht vollkommen seinem Vorsatz, den Anlaß lächelnd wegzuschieben.

Otto Rud., Goethe und Darwin. Darwinismus und Religion. 1909. 75 Pf.

Meyerhof Otto, Über Goethes Methode der Naturforschung (Abhandlungen der Friesschen Schule. Neue Folge. Herausgegeben von G. Hessenberg, K. Kaiser und L. Nelson. Band 3, Heft 1—2. Göttingen 1910, Vandenhoeck & Ruprecht. 1 M. 60 Pf.

R. Otto kontrastiert Goethe und Darwin doch wohl zu scharf in dem ersten seiner beiden Vorträge (nur dieser fällt unter unseren Bericht). Er meint, daß die Vorstellung des Transformismus Goethe ganz fremd war: „in seinen späteren Jahren streift auch Goethe gelegentlich an diese Hypothese. Aber mit dem Innerlichen seines Entwicklungsgedankens steht

sie in gar keiner notwendigen Beziehung." Goethe sagt aber doch schon 1796 von seinem „Typus", daß er „sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet". Und dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts in einer erst 1904 gedruckten Stelle (Weimarische Ausgabe, Abteilung 2, Band 13, $7_{15}$: „Wie sie [die lebendigen Geschöpfe] geworden sind, noch zu unsrer Zeit werden Varietäten." In dem ersten dieser Sätze haben wir einen begrenzten und in dem zweiten einen umfassenden Transformismus, aber freilich hat Goethe das große, öfter in ihm aufsteigende Aperçu nicht festgehalten und durchgeführt. Im Gegensatz zu Goethe wird nun hier Darwin als „der Typus eben der ‚ideenlosen', der exakten, nicht von dichterischen, ästhetischen, ethischen, frommen oder sonstigen idealen Gründen bestimmten, rein fachlichen Forschung" dargestellt. Aber der Impuls zur morphologischen Forschung war bei Goethe kein anderer als bei Darwin: sie wollten die räthselhafte Verwandtschaft der Organismen begreifen. Auch Darwins Lebensarbeit beruht auf dem ehrfürchtigen Erstaunen, das Goethe in den Versen ausspricht: „Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern; Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz, Auf ein heiliges Rätsel." Und ohne ein starkes Element von Idee und Phantasie hätte Darwin über die Lücken des Beweises nicht zu seiner großen Gesamtanschauung vordringen können.

Auch Meyerhof stellt in seinem Vortrage Goethe als den typischen Vertreter einer Geistesrichtung dar, wie das der Tendenz der Sammlung entspricht, in der diese Arbeiten erschienen sind. Er bezeichnet ihn mit einer Formel von Fries als Platoniker im Gegensatz zum Aristoteliker und deutet damit auf den die menschliche Geistesgeschichte durchziehenden Gegensatz, den Boucke in seinem Buch über Goethes Weltanschauung (vgl. Euphorion 16, 520) darlegt. Eine „glückliche Inkonsequenz" — vielmehr wohl sein unzerstörbarer Sinn für das Wahre und Fruchtbare — hat den Morphologen Goethe vor den schwersten Verirrungen der Naturphilosophie bewahrt und ihm zu seinen großen Wahrnehmungen verholfen, während er in der Farbenlehre den Gefahren des Platonismus unterlag. S. 42 legt Meyerhof dar, weshalb morphologische Probleme der platonistischen Geistesart zugänglicher sind als physikalisch-mathematische.

Lauterbach Martin, Das Verhältnis der zweiten zur ersten Ausgabe von Werthers Leiden. Quellen und Forschungen usw. Heft 110. Straßburg, Trübner 1910. 3 M. 50 Pf.

Bernays und Seuffert haben die Werther-Philologie rühmlich eröffnet, und nun erhalten wir hier einen überaus sorgfältig gearbeiteten Vergleich der ersten und zweiten Fassung. Lauterbach scheint mit Seuffert an Fleiß wetteifern zu wollen, denn seine Übersicht der sprachlich-formalen Umbildung des Textes ist die Frucht einer mühsamen und entsagungsvollen Arbeit. In drei Abschnitten (Wortgestalt — Wortbestand und Wort-

gebrauch — Syntax), die in Unterabteilungen gegliedert sind, werden alle Fälle formaler Umbildung übersichtlich dargeboten und in jeder Unterabteilung in drei Gruppen geschieden: 1. Änderungen zwischen dem ersten Druck und der Handschrift der zweiten Fassung; 2. Änderungen, die in dieser Handschrift auftreten; 3. Umarbeitungen im Texte dieser Handschrift. Es werden nun freilich nur wenige Leser bereit sein, diese tausende von Fällen sämtlich genau nachzuprüfen, aber das Buch läßt sich ja auch in abgekürzter Lektüre durchnehmen, indem man bei jeder Gruppe die Überschrift und die einführende Bemerkung liest und dazu eine mäßige Zahl von Beispielen betrachtet. Das ist sogar sehr reizvoll, denn in diesen Umbildungen und in der geänderten Wortwahl wird Goethes Urteil über seinen eigenen Jugendstil greifbar deutlich. Die syntaktischen Umbildungen verdienen aber eine unverkürzte Betrachtung, die Lauterbach durch zweispaltigen Satz — die alte Fassung links, die neue rechts — noch hätte erleichtern können. Auch hätten Angaben wie „davor — danach — fehlt" in abweichenden Lettern gesetzt werden sollen, damit sie nicht für's Auge mit Goethes Text zusammenfließen. Bei einer Lektüre von dieser Art ist der Verfasser verpflichtet, dem Leser jede überflüssige Mühsal zu ersparen.

Der zweite Teil der Arbeit behandelt die Umgestaltung des Inhalts, also die mit Rücksicht auf das Ehepaar Kestner vorgenommenen Änderungen, die Episode vom Bauernburschen und die wenigen aus Goethes Verhältnis zu Frau von Stein eingeflossenen Züge. Dieses Material ist schon öfter sorgfältig bearbeitet worden, und so kann Lauterbach hier nicht viel neues bieten. Auch ist seine Darstellungskunst den zarten künstlerischen Erwägungen Goethes nicht ganz gewachsen. Das ändert aber nicht viel an dem Gesamtwerte dieser tüchtigen Arbeit.

Das Buch von der Nachfolge Goethes. Berlin, Meyer & Jessen, 1911. 2 M. 50 Pf.

Das Büchlein begleitet Goethes Leben mit ergriffener Betrachtung, die wissenschaftliche Ansprüche nicht befriedigt, aber auch nicht erhebt. Der anonyme Verfasser betrachtet sein Buch als eine Gewissensprüfung für sich selbst, wie er im Schlußwort mitteilt.

Auer Karl, Goethes Religiosität. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1910. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte, Nr. 60). 80 Pf.

Der vornehm und klar geschriebene Vortrag gelangt zu dem Urteil: „Kein Christ, aber eine tief religiöse Natur." S. 19 wird die Prometheusode irrtümlich nach Weimar verlegt, und der Satz S. 10: „Man kann den Einfluß Spinozas auf Goethe nicht hoch genug anschlagen" wäre richtiger umzukehren: Der Einfluß Spinozas auf Goethe wird oft viel zu hoch angeschlagen.

Jahn Kurt, Goethes Dichtung und Wahrheit. Vorgeschichte — Entstehung — Kritik — Analyse. Halle a. S., Max Niemeyer, 1909 [1]).

Bei Gelegenheit von Dölls Arbeit über die „Mitschuldigen" konnte ich (Euphorion 18, 823) eine Gruppe von Monographien über einzelne Werke Goethes abgrenzen, in denen die gegenwärtig mögliche Erkenntnis annähernd erreicht wird. Zu diesen rühmlichen Arbeiten gehört — innerhalb der selbstgesetzten Grenzen — auch Jahns Studie über „Dichtung und Wahrheit". Sie ist aus der von der Berliner Akademie gestellten Preisaufgabe einer Geschichte der Selbstbiographie hervorgegangen, wobei Jahn den zweiten Preis erhielt. Sein reiches bei dieser Gelegenheit erworbenes Wissen von den früheren Selbstbiographien verwertet er hier nur ganz bescheiden in einem kurzen Kapitel, das sich auf die Vorgänger beschränkt, die Goethe gekannt hat.

Jahn legt die Fundamente seiner Arbeit tief und fest: er schildert, in drei Kapiteln, wie Goethe Welt und Menschheit, Geschichte und die eigene Individualität erfaßt. Das Wirrsal der Weltgeschichte ist Goethe unheimlich, ihm erscheint das menschlich Große in der begrenzten Gestalt von Individuen und Geisteswerken, und dieser Künstlersinn befriedigt sich produktiv in „Cellini" und „Winckelmann", weniger in „Philipp Hackert". Der Plan, sein eigenes Leben darzustellen, klingt einigemal leise vor, bis er um 1807—1809 zur Reife kommt — „einen bestimmten Zeitpunkt für diesen Entschluß anzugeben, ist mißlich". Die Vorgänger Cardan, Montaigne, Rousseau, Moritz haben auf „Dichtung und Wahrheit" nicht merklich gewirkt, und die Confessiones des Augustin scheint Goethe nicht näher gekannt zu haben.

Um die Geschichte der Ausarbeitung lesbar zu erhalten, verzichtet Jahn mit Recht darauf, alle in Goethes Tagebüchern, Briefen und Gesprächen überlieferten Einzelzeugnisse in seine Darstellung einzufügen. Ein künftiger Fortsetzer von Gräfs Werk wird ohnehin die Zeugnisse für die Entstehung der nichtpoetischen Werke Goethes zu sammeln haben, aber vielleicht könnte Jahn einer zweiten Auflage seines Buchs das Zeugnismaterial für „Dichtung und Wahrheit" als Anhang beigeben. Goethes Quellenstudien hat Karl Alt untersucht, und so braucht Jahn — der zu den schon bekannten Quellen noch E. Brandes' Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland (Hannover, 1808) hinzufügt — auch hier nur die wesentlichen Ergebnisse in seiner Darstellung zu verwenden, die so entlastet durchaus eine anziehende Geschichtserzählung bleibt. Nur die bisher noch nicht näher gewürdigte Hauptquelle, nämlich Goethes Gedächtnis, behandelt Jahn in einem eigenen Abschnitt. „Im Vergleich zu Moritz und Rousseau kann man Goethe wohl ein zuverlässiges, im ganzen richtig reproduzierendes, aber keineswegs ein besonders starkes Gedächtnis zusprechen." Besonders die Folge der Ereignisse hatte sich ihm vielfach verschoben, und Jahn

[1]) Vgl. Euphorion 17, 394 f.

zeigt sehr anschaulich, wie sich die einzelnen Zeitabschnitte in „Dichtung und Wahrheit“ dehnen, verkürzen, durchkreuzen. „Als ernstliche Quelle für die zeitliche Bestimmung eines Werks kann daher Dichtung und Wahrheit in keinem Fall in Anspruch genommen werden.“

Für die Geschichte der Ausarbeitung war die Einteilung ohne weiteres gegeben: Vorarbeiten zu diesen gehört das große von Jahn im Goethe-Archiv aufgefundene Karlsbader Schema), erste Niederschrift, Entstehung der vier Bände im einzelnen. Schwieriger war es, im dritten Abschnitt Analyse das reiche Material zu gliedern. Recht glücklich teilt Jahn hier „Dichtung und Wahrheit“ nach Stoffelementen auf und gewinnt so die Kapitel: Das entwicklungsgeschichtliche Element, Die Bildungsgeschichte, Die Entstehung der Werke, Memoirenhafte Elemente, Das didaktische Element, Das dichterische Element. Ein Kapitel Stil und Komposition macht den Schluß. Mit dieser sondernden Betrachtung dringt Jahn tiefer in Goethes künstlerisches Verfahren ein als seine Vorgänger Loeper, Roethe, Richard M. Meyer, die ja nach dem Zweck und der Anlage ihrer Arbeiten nicht so viel Raum für diese Fragen aufwenden konnten. Der reiche Inhalt dieser Kapitel, denen man fast durchweg zustimmend folgt, kann hier nicht ausgezogen werden, und ich beschränke mich deshalb auf eine Bemerkung zu dem Kapitel „Stil und Komposition“. Jahn sagt S. 336: „Nichts kann klarer die ungeheure Wandlung, die sich in dem Dichter vollzogen hat, darstellen, als der Übergang aus dem reservierten Ton der Zeit seines Klassizismus zu der urbanen Sprache von Dichtung und Wahrheit.“ Gewiß hat sich in den Jahren zwischen 1806 und 1810 Goethes Wesen erfrischt, wie er ja seine Beobachtung der wiederholten Pubertät, die vorzüglichen Menschen gegönnt sei, gerade auch an sich selbst gemacht hat, aber der Stilwandel von den Propyläen zu „Dichtung und Wahrheit“ ist doch zum guten Teil auch durch den Stoff hervorgerufen, denn die strenge Vornehmheit von Goethes klassizistischem Stil mildert sich jedesmal durch urbane Güte, wenn das wirkliche deutsche Leben den Stoff ausmacht: so in „Hermann und Dorothea“, in „Der Sammler und die Seinigen“ und besonders in „Dichtung und Wahrheit“.

Das mit solcher Sorgfalt und Liebe gearbeitete Buch ist natürlich auch im einzelnen zuverlässig, und ich finde nur zu den hier folgenden kleinen Bemerkungen Anlaß.

Goethe erzählt (Werke 28, 119 von einer zarten liebenswürdigen Frau, deren Neigung ihm erst nach ihrem Tode auf eine Weise offenbar wurde, die ihn erschüttern mußte. Jahn rät S. 271 auf Susanne v. Klettenberg, die aber nicht in Frage kommt, denn sie war 26 Jahre älter als Goethe, dessen Worte „Ich war schuldlos und konnte ein schuldloses Wesen rein und redlich betrauern“ doch auf eine Frau deuten, deren Jahre eine zart erotische Neigung zu ihm erlaubten. — In der Frage des Satyrosmodells wollte Goethe gewiß nicht mit seinem Hinweis auf den „tüchtigern und derbern“ Zeitgenossen die Leser irreführen, wie Jahn S. 284 annimmt. Natürlich sollte die richtige Lösung

nicht ohne weiteres zu finden sein, aber wenn Goethe sie durchaus nicht preisgeben wollte, so hätte er ja nur zu schweigen brauchen. — Jahn hält S. 327 Goethes Andeutung, daß Cornelie eine physische Abneigung gegen ihren Gatten empfunden habe, für irrig, aber Schlosser bezeugt es selbst, vgl. Witkowski, Cornelia, S. 105. — Daß der junge Goethe von dem dezidierten Nichtchristentum weit entfernt gewesen sei, das er später Lavatern entgegenstellte (S. 265), läßt sich angesichts solcher Stellen wie „Ich bin kein Christ" (an Lavater, November 1773) und besonders die arge Äußerung im Brief an Herder vom 12. Mai 1775 (Der junge Goethe² 5, 30) nicht mehr aufrecht erhalten. — Daß Goethe 1808 den Faust ohne „Abkündigung" und „Abschied" in die Welt sandte, geschah nicht, weil er an anderer Stelle über seine Lebensarbeit berichten wollte (S. 103), sondern weil diese Stücke für den Schluß des zweiten Teils bestimmt waren. — Jahn gibt S. 207 unter Berufung auf Alts Schrift über „Dichtung und Wahrheit" an, daß Goethe seine Briefe an Dumeix vernichtet habe, aber das läßt sich aus den zugrunde liegenden unklaren Angaben Bettinas im „Briefwechsel mit einem Kinde" nicht entnehmen. — Der Brief an Jenny v. Voigts vom 28. Dezember 1774 hat sich nicht in Goethes Nachlaß erhalten (S. 207), sondern er ist im Besitz von F. Broicher in London und hat Goethe nicht vorgelegen, als er das 13. Buch von Dichtung und Wahrheit schrieb, ebensowenig wie die Briefe an Sophie von La Roche, bei denen es Jahn S. 138 und 205 ohne Not vermutet. Auch hat Goethe nicht bei der großen Briefverbrennung 1797 die Briefe Fritz Jacobis verschont (S. 367), denn die erhaltenen Stücke sind Konzepte, die sich in Jacobis Nachlaß vorgefunden haben. — Das englische Gedicht an Schlosser, das Goethe am 16. Februar 1826 erwähnte, ist nicht verloren (S. 372), sondern steht in dem Brief an Cornelie vom 11. Mai 1766.

Ein so hingebendes Studium, wie es Jahn hier der äußeren und inneren Entstehungsgeschichte von „Dichtung und Wahrheit" widmet, setzt eine Geistesrichtung voraus, für die Goethes Gesamtwirken zu den großen Angelegenheiten der Menschheit gehört, und das prägt sich auch in dem vornehmen, durchgebildeten Ton der Darstellung aus.

Vogel Julius, Goethes Leipziger Studentenjahre. Bilder und Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit. Dritte vollständig neubearbeitete und stark verm. Aufl. Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 1909. 4 M.

Traumann Ernst, Goethe der Straßburger Student. Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 1910. 5 M.

Gloël H., Goethes Wetzlarer Zeit. Bilder a. d. Reichskammergerichts- und Wertherstadt. Berlin, E. S. Mittler & S. 1911 [1910]. 5 M.

Die drei Bücher stellen die Studienaufenthalte des jungen Goethe in fremden Städten dar und hängen auch in ihrer Entstehung zusammen, denn Vogels Verleger hat Traumann zu seinem Buche angeregt, und Gloël hat wohl die beiden Schriften als allgemeine Vorbilder vor Augen gehabt.

Das Buch über Goethes Leipziger Studentenjahre ist 1899 anspruchslos als „ein Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit" herausgekommen, aber der Text hat sich inzwischen so ausgewachsen, daß dieser Untertitel nicht mehr festzuhalten war. Die vorliegende dritte Auflage

zeigt in der schlichten, sachlichen Darstellung und in dem reichen Bilderschmuck durchweg die bewährte Sorgfalt des Verfassers. Als Titelbild ist das bekannte Miniaturporträt von Käthchen Schönkopf hinzugekommen, das vielleicht von dem Leipziger Kunstschüler Hieronymus Richter in Goethes Auftrag gemalt worden ist und bisher nur in einer weniger vollkommenen Wiedergabe bekannt war. Vogels zuverlässige Darstellung gibt mir nur zu einer kleinen Berichtigung Anlaß: Die „Mitschuldigen" sollten niemals den Titel „Lustspiel in Leipzig" führen. Dieses Mißverständnis einer Stelle in Goethes Brief an Friederike Oeser vom 13. Februar 1769 hat Minor schon vor Jahren aufgeklärt.

Traumanns Buch ist nicht ganz so wohlgelungen. Er amalgamiert die über Goethes Straßburger Aufenthalt feststehenden Tatsachen mit der Erzählung in „Dichtung und Wahrheit", weil er auf nichts von all dem Schönen verzichten will, was er dort findet. So wirkt nun das Buch ähnlich, wie es Goethe von dem gemischten König im „Märchen" der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten schildert: „Aber bei'm Gusse schienen diese Materien nicht recht zusammen geschmolzen zu sein; goldne und silberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Masse hindurch, und gaben dem Bilde ein unangenehmes Ansehen." Das gilt für die berichteten Tatsachen, die öfter, weil aus „Dichtung und Wahrheit" entnommen, nicht ganz zuverlässig sind, und für den Ausdruck, der zuweilen Goethes Wendungen seltsam mitten in Traumanns Darstellung aufglänzen läßt, z. B. S. 12: „Bald lernte dieser bei den wiederholten Besuchen, die ihm Herder gestattete, neben dem weisen, liebenswürdigen, geistreichen Zug, den abstoßenden Puls seines Wesens kennen." (Vgl. Werke 27, 304.) Solche stilistische Anleihen bei Goethe wären leicht zu vermeiden gewesen, schwieriger ist die Frage, wie sich der Biograph gegenüber den nur in „Dichtung und Wahrheit" überlieferten Tatsachen verhalten soll. In den Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 22, habe ich eine Erzählung von Goethes erster Schweizer Reise nur auf gleichzeitige Zeugnisse gegründet und „Dichtung und Wahrheit" ganz ignoriert, aber dieses Verfahren läßt sich nicht für alle Teile der Jugendgeschichte anwenden, weil dann öfter das Wichtigste ausfiele. Das gilt vor allem von der Kindheit, aber auch die Straßburger Zeit würde dabei gar zu mager erscheinen. Hier hilft nur ein anderes Mittel: In die sonst bezeugten Tatsachen müssen Goethes Angaben, soweit sie nicht nachweisbar irrig sind, eingefügt, aber zugleich abgegrenzt und so beleuchtet werden, daß ihr Wesen als künstlerische Gestaltung von manchmal undeutlichen Erinnerungsbildern nicht verwischt wird. Traumann übernimmt Goethes Bericht nicht kritiklos, aber alles was er nicht als unrichtig erweisen kann, marschiert als Tatsache auf: Der Repetent setzt Goethen getreu nach „Dichtung und Wahrheit" auseinander, wie man es in Straßburg mit dem juristischen Studium hält, der Ludwigsritter erscheint mitten unter den ganz realen Gestalten, Faust und

Helena werden in Straßburg konzipiert, und auf der Rückreise entzückt sich Goethe in Mannheim an dem Abguß eines Kapitells vom Pantheon, das übrigens dort gar nicht vorhanden war (Goethe-Jahrbuch 28, 155). Der gar zu enge Anschluß an „Dichtung und Wahrheit" verschuldet es auch, daß die hartnäckige Legende, die „Mitschuldigen" seien in Leipzig entstanden, hier wieder spukt. Traumann nimmt S. 11 eine in Frankfurt erfolgte Umarbeitung an und erklärt sie S. 12 für „Zeitvertreib, Beschäftigung im Müßiggange", denn „sein wahres Interesse gehörte [zwischen Leipzig und Straßburg] denn übersinnlichen Dingen". Diese Meinung stützt sich auf „Dichtung und Wahrheit", ist aber irrig, denn die Frankfurter Briefe und Dichtungen zeugen dagegen. Da Goethe in „Dichtung und Wahrheit" die „Mitschuldigen" irrtümlich nach Leipzig setzt, so weiß er die Frankfurter Zwischenzeit, für die sein Gedächtnis nicht viel hergab, nur schwer auszufüllen und muß die mystischen Spielereien viel zu sehr betonen.

Im einzelnen:

Traumann meint S. 102, daß Goethe die Darstellung seiner Elsaß-Lothringer Ausflüge im 10. und 11. Buche von Dichtung und Wahrheit „meist aus dem Gedächtnis heraufholend" gebe. Das ist ganz unmöglich, denn so viele genaue Einzelheiten von zwei Ferienwanderungen konnte Goethe nicht 40 Jahre im Gedächtnis bewahren, und man hat längst gesehen, daß ihm Reisetagebücher vorlagen, die er nach der Benutzung vernichtet hat. — Daß Goethe das Heidenröslein „nach einem bei seinen Nachforschungen im Elsaß gefundenen alten Muster oder in Anlehnung an ein in der Kindheit gehörtes Liedchen" dichtete und daß es ursprünglich „Fabelliedchen" hieß (S. 141), ist eine Verkennung des Sachverhalts. — Goethes „Dissertation", die Zelter am 11. September 1816 in Straßburg sah, war nicht eine jetzt verlorene Handschrift, wie Traumann S. 160 glaubt, sondern ein Exemplar der gedruckten Positiones juris. — S. 176 muß der Setzer sehr unnötigerweise in den Kasten der Antiqua-Lettern greifen, um dreimal „Diderot" zu drucken. Dagegen hätte er S. 194 einen Griff sparen und „Reliques of ancient English Poetry" setzen können statt: Reliquies.

Wirkt nun also Traumanns Buch nicht so erfreulich wie sein treffliches Vorbild, so hat er doch eine Fülle von interessantem Bildermaterial zusammengetragen und ein bequemes Lesebuch geschaffen, das einem weiten Kreise gefallen wird.

Einen reicheren Ertrag als Traumann, der außer den Abbildungen dem Kundigen nicht gerade etwas neues bringt, kann Gloël bieten. Es ist erstaunlich, wie viele bisher unbekannte Tatsachen wir hier aus Akten, Matrikeln, Briefen und anderen Handschriften über Goethes Wetzlarer Kreis erfahren. Eine Anzahl von Personen, die in Goethes Briefen erwähnt sind, uns aber bisher undeutlich blieben, treten hier ins helle Licht, und ebenso manche nicht ausdrücklich von ihm Genannte, die er aber sicher in Wetzlar kennen lernte. Auch der Geschäftsbetrieb des Reichskammergerichts und der Visitationsbehörde, das Wetzlarer Stadtbild zu Goethes Zeit und das gesellige Treiben im adligen und im bürgerlichen

Kreise, die Rittertafel im Gasthaus zum Kronprinzen und das Leben im Buffschen Hause kann Gloël mit seinem reichen Material weit anschaulicher schildern als es bisher möglich war. Die wichtigste seiner Quellen ist Kestners Tagebuch, das in den bisherigen Publikationen noch lange nicht ausgeschöpft war. Die Abbildungen sind vortrefflich, nur fehlen Angaben über ihren Fundort. Zu dem reichhaltigen Literaturnachweis möchte ich hinzufügen: Julius Friedländer, Die Wertherstätten in Wetzlar, Grenzboten 1855.

Schmitt Christian, Goethe im Elsaß. Diesterwegs Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von E. Keller, Bd. 19. Frankfurt a. M. und Berlin, Moritz Diesterweg, 1910. 1 M. 60 Pf.

Die Ausgabe fügt zu ausgewählten Abschnitten aus Dichtung und Wahrheit einen Anhang: Briefe und Zeitberichte, die Sesenheimer Lieder (nach Bielschowsky!), weitere Dichtungen Goethes aus der Straßburger Zeit, zwei Friederiken-Gedichte von Christian Schmitt (!), Erläuterungen und ein Literaturverzeichnis. Dazu eine Einleitung und ein Schlußwort.

S. 219 gibt Schmitt den August 1770 als Todesmonat des Professors Reißeißen an, von dem wir eine indirekte Nachricht über Goethes von der Straßburger Fakultät abgelehnte Inaugural-Dissertation haben (Der junge Goethe 2, 103). Wäre das richtig, so müßte Goethes Dissertation auffälligerweise gleich in den ersten Straßburger Monaten entstanden sein, aber Reißeißen ist vielmehr am 23. Februar 1817 gestorben (O. Berger-Levrault, Annales des professeurs des académies et universités alsaciennes. Nancy 1892).

Tornius Valerian, Die Empfindsamen in Darmstadt. Studien über Männer und Frauen aus der Wertherzeit. Leipzig, Klinkhardt und Biermann [1911]. 4 M.

Für Leser, die noch gar nichts von den Darmstädter Empfindsamen wissen, wäre das hübsch ausgestattete Buch geeignet, wenn nur der Verfasser die Bedeutung dieses Kreises nicht so arg überschätzte. Er meint (S. 3 und 17): „[Um 1772] übte der Name Darmstadt einen sonderbaren Reiz auf alle Gebildeten in Deutschland aus. Neugierig schielte: man allerorts hierher . . . Das Leben und Treiben der schönen Seelen [in Darmstadt] drang bis in die entferntesten Winkel Deutschlands." In Wirklichkeit handelt es sich um drei empfindsame Mädchen, die für das damalige Deutschland gar nichts bedeuteten und auch uns nur durch ihre Beziehungen zu Herder, Goethe und Merck interessieren. Im einzelnen:

Daß Goethe in Darmstadt die Gastfreundschaft der Landgräfin Karoline genossen hat, wie Tornius S. 12 angibt, ist nirgends bezeugt. — Die Haremswirtschaft der kleinen deutschen Fürsten hat nach Tornius (S. 22) in der folgenden Weise auf die deutsche Literatur gewirkt: „man suchte rechtzeitig dem Übel vorzubeugen, damit es, nach dem bösen Beispiel des Adels, nicht auch in

den Bürgerkreisen Boden gewinne. Aus dieser Veranlassung entstanden die sogenannten moralischen Wochenschriften." — S. 68: „Daß Goethe nicht in die Extravaganzen der Genieperiode verfiel und aus der Darmstädter Heiligengemeinschaft rechtzeitig sich wieder in die Wirklichkeit rettete, ist hauptsächlich den Bemühungen Mercks zuzuschreiben. Goethe fühlte sich mit magischer Gewalt an Merck gebunden. Oft mag er den Versuch gemacht haben, die unliebsamen Ketten zu lösen; aber immer wieder trieb es ihn hinein. Diesem zauberstarken Gebundensein hat Goethe in dem Verhältnisse Fausts zu Mephisto dichterischen Ausdruck verliehen." — S. 100: „[Goethe] sparte die Rache [für Herders ‚Bilderfabel an Goethe'] bis zu einem günstigeren Augenblick auf und ließ dann den Dechanten seinen Zorn auf verfeinerte Art im ‚Satyros' spüren." — Henriette v. Roussillon ist nicht am 21. April 1773 gestorben (S. 106), sondern einige Tage vorher, Louise v. Zieglers Gatte war 1774 nicht General (S. 111), sondern Leutnant, und Goethe ist auf seiner Schweizer Reise nicht in Darmstadt eingekehrt (S. 183), denn diese Angabe in „Dichtung und Wahrheit" ist ein Erinnerungsfehler. — Die Abbildung von Wielands Begegnung mit Fritz Jacobi im Hause La Roche ist nicht ein „späterer Holzschnitt nach einem verloren gegangenen Ölgemälde der Zeit", sondern offenbar modern. Unter den übrigen Bildern sind einige bisher noch nicht bekannte Darstellungen von Darmstädter Lokalitäten.

Bräunning-Oktavio Hermann, Beiträge zur Geschichte und Frage nach den Mitarbeitern der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" vom Jahre 1772. Auch ein Kapitel zur Goethe-Philologie. Darmstadt, L. Vogelsberger 1912 [1911]. 3 M. 50 Pf.

Die Frage nach den Verfassern des Jahrgangs 1772 der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" war in der Zeit von 1883—1897 durch die Arbeiten von Scherer, Steig, Witkowski ein gutes Stück gefördert worden, aber dann eine Reihe von Jahren liegen geblieben. Neuerdings ist sie durch Trieloff und mich wieder in Fluß gekommen, und die vorliegende Arbeit ist eine Streitschrift gegen mein auch von Modick (Euphorion 18, 787) verurteiltes Buch.

Bräunning beginnt mit der Vorgeschichte des Jahrgangs. Der Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt betrieb seit 1767 das Projekt eines von den Professoren der Universität Gießen zu schreibenden Rezensierorgans, das denn auch als „Giesner Zeitungen von gelehrten Sachen. Auf das Jahr 1769" erschien, aber mit dem Ende dieses Jahres wieder einging. Es wurden darauf Verhandlungen mit dem Buchhändler Brönner in Frankfurt, dem Herausgeber der „Frankfurter Gelehrten Zeitung", eingeleitet. Diese Zeitschrift sollte von 1771 an auf dem Titelblatte den Zusatz erhalten „unter der Aufsicht der Hochfürstlich Hessischen Universität zu Gießen", aber die Gießener Professoren zeigten wenig Neigung zu dem Unternehmen. Kurator der Universität war der Geheime Rat Hesse in Darmstadt, ein Gönner Mercks, und Bräunning nimmt nun an, daß aus jenen fehlgeschlagenen Verhandlungen der Plan hervorging, die schläfrige Existenz der „Frankfurter Gelehrten Zeitung" durch Mercks

frische Kraft in Schwung zu bringen. Das mag wohl sein, aber irgendein Zeugnis dafür ist nicht vorhanden, und Bräunings ganz annehmbare Vermutung rechtfertigt doch nicht den Schlußsatz des Kapitels: „Meine Darstellung der Vorgeschichte der ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' 1772, denke ich, wird das Auftreten Mercks als Direktor der neuen Zeitschrift erklären, und hoffentlich die oft zu lesende Angabe, als hätten Merck, Goethe und Schlosser oder Herder eines schönen Tages, einer plötzlichen Eingebung folgend, die Herausgabe der ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' beschlossen, weiterhin unmöglich machen."

Nun folgt eine Geschichte der bisher unternommenen Versuche, die einzelnen Rezensionen ihren Verfassern zuzuweisen. Der größere Teil dieses Kapitels ist meinem Buche „Goethes und Herders Anteil an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772" gewidmet, und ich muß Bräunings ungünstigem Urteil leider beitreten. Ich habe auf Grund von stilistischen Merkmalen eine übergroße Zahl von Rezensionen Herder zugegewiesen, und dieses Resultat ist falsch. Bräuning zeigt, daß ein erheblicher Teil der von mir für Herder in Anspruch genommenen Eigenheiten bei Merck nachzuweisen ist, und widerlegt bei einer Anzahl von Rezensionen meine Erörterung.

In seinem dritten Kapitel untersucht er dann den Anteil eines Rezensenten, dessen Mitarbeit eine bisher übersehene Notiz in Striebers Hessischer Gelehrtengeschichte bezeugt: Georg Wilhelm Petersen. Man kannte ihn sonst nur als Mitarbeiter an der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", und er hat Nicolai regelmäßige Berichte über den Frankfurt-Darmstädter literarischen Kreis gesandt, aus denen schon Scherer in seiner großen Einleitung zum Neudruck der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" die wichtigste Stelle gebracht hat. Weitere Auszüge aus diesen Briefen Petersens habe ich dann in meinem Buche gegeben. Er verschweigt hier sorgfältig seine eigene Mitarbeit an den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", und deshalb ist er in keiner früheren Untersuchung in Betracht gezogen worden, aber jetzt läßt sich sein Anteil an dem Jahrgange mit großer Sicherheit abgrenzen. Er hat einige Doppelrezensionen für die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" und die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" geliefert und seine Rezensiergewohnheiten sind so ausgeprägt, daß er kaum zu verkennen ist, sobald man ihn einmal als schriftstellerische Individualität erfaßt hat und nun daraufhin den Jahrgang durchsieht. In meinem Buche habe ich eine Anzahl dieser Eigenheiten Petersens bemerkt, aber sie finden sich dort im Herder-Glossar, da ich nun einmal Herder für den einzigen theologischen Mitarbeiter hielt. Bräuning weist Petersen 19 Rezensionen zu — von denen aber „Ferguson" vielmehr Schlosser und „Einleitung" Merck gehört — und vermutet ihn noch bei fünf weiteren Anzeigen, von denen er drei in der Tat verfaßt hat, denn „Bachiene" und „Briefe" hat ebenfalls Merck geliefert. Den Beweis für diese Korrekturen an Bräunings Aufschlüssen kann ich hier nicht führen

und verweise deswegen auf die vor kurzem herausgekommene zweite Auflage meines Buchs.

Zu seinem letzten Kapitel grenzt Bräunings Mercks Anteil an dem Jahrgang ab und weist ihm 80 Anzeigen zu. Sein Enthusiasmus für den Rezensenten Merck wird nur durch einen Teil dieser Anzeigen gerechtfertigt, denn eine Reihe anderer ist recht unbedeutend. Merck wurzelt in den Anschauungen und im Stile der Aufklärung, aber unter dem Einflusse Goethes und Herders wächst er in diesem Jahrgang über sich selbst hinaus, ohne seine ältere Manier ganz aufzugeben, in die er auch später bei seinen Anzeigen für Nicolais Bibliothek und Wielands Merkur wieder zurückgefallen ist. So zeigt nun sein Anteil an diesem Jahrgang 1772 merkwürdige Kontraste. Neben glänzenden Stücken, bei denen man an Goethe und Herder denken kann und in der Tat vielfach gedacht hat, erscheinen hier öde Nacherzählungen von Dramen mit der Einleitungsformel: „Der Plan ist folgender“ und trockene Referate. Zufällig sind die für ihn bezeugten Anzeigen von der geringeren Art, und ich habe mich dadurch so irreleiten lassen, daß ich einige glänzende Stücke, in denen Mercks Lieblingsformeln greifbar auftreten, teils für Herdersche Anzeigen mit Eingriffen des Redakteurs Merck, teils für Anzeigen Mercks hielt, die Herder überarbeitet hätte. Aber dieser künstlichen Erklärungsversuche bedarf es durchaus nicht, und ich erkenne an, daß ich zu Unrecht nur Mercks Aufklärungsstil ins Auge gefaßt und seine Anzeigen im Genieton verkannt habe. Bräuning neigt etwas zu dem entgegengesetzten Fehler, denn er kann sich S. 111 nicht entschließen, ihm drei bloße Nacherzählungen von Dramen zuzuweisen, die offenbar von einem Rezensenten herrühren. Dieser ist nun aber kein anderer als Merck, wie einige ihm eigene Wendungen in der dritten Anzeige deutlich verraten.

Bräuning hat also mit seiner Arbeit die Lösung der alten Frage nach den Verfassern des berühmten Jahrgangs sehr gefördert und sich ein dauerndes Verdienst erworben. Ich füge nun noch einiges Persönliche und Antikritische hinzu. Da ich es an dieser Stelle wohl auch zuweilen an der wünschenswerten Milde fehlen lasse, so würde es mir übel anstehen, wenn ich mich hier über den scharfen Ton der gegen mich gerichteten Erörterungen beklagen wollte, und ich wende mich also gleich zu den Differenzen, die zwischen meinem Kritiker und mir noch bestehen bleiben, nachdem ich ihm zugegeben habe, daß er in leider großem Umfange mir gegenüber Recht behält. Er schreibt mit Hinblick auf mein Buch (Grenzboten 1911, I 465): „So lange sich die Forschung auf briefliche Zeugnisse der Verfasser selbst und ihre Zeitgenossen stützte, kam die Frage nach dem Anteil der einzelnen Mitarbeiter ihrer Lösung einen Schritt näher, sobald sie sich aber auf das unsichere Gebiet der Stilkritik begab, mußte sie notwendigerweise fehlen.“ Wäre das richtig, so müßte auch Bräuning jetzt notwendigerweise fehlen, denn er hat sich in

seiner Schrift jetzt selber auf dieses Gebiet begeben, verwendet einige der von mir beigebrachten Beobachtungen und arbeitet auch öfter mit unzureichendem, wenig beweiskräftigem Material, das er bei mir gewiß nicht passieren ließe. Einige Beispiele: Die Zusammenfassung mit „kurz" (Bräuning S. 79) ist nicht für Petersen kennzeichnend: auch Herder (FGA $282_9$, $324_1$, $370_6$, $553_{27}$) und Merck (FGA $206_{30}$, $405_{35}$, Merkur 1776, III 83; 1778, III 122). — Zu FGA $152_6$ „Antichamberwitz" zitiert Bräuning aus einer Rezension Mercks in der ADB 19, 560, in der eine Götterversammlung beschrieben wird: „In der Antischambre sitzt die Dienerschaft der Götter." Ja, so geht es denn doch nicht! Es gibt schlagende Stilparallelen, von denen eine einzige zu endgiltiger Zuweisung einer Rezension genügt, und auch kleinere Eigenheiten haben da, wo sie gehäuft auftreten, ihre Beweiskraft für den, der sich in einen Schriftsteller eingelesen hat, aber wenn an zwei Stellen von der Antichambre die Rede ist, hier wirklich und dort bildlich, so ist damit gar nichts zu machen. Mit solchen Argumenten wird nur ein Mißtrauen gegen das stildiagnostische Verfahren erzeugt, das es bei richtiger Handhabung nicht verdient. Ebenso, wenn Bräuning zu FGA $143_{28}$ „wie er mitten unter diesen Klippen nicht scheitert" mit einem die Kraft der Parallele betonenden Ausrufzeichen anführt: „Hat der Vf. alle Klippen vermieden, woran auch die besten Köpfe zu scheitern pflegen." An einer Klippe scheitern — das ist doch eine ganz alltägliche Wendung. Solche wertlose Argumente könnte ich aus Bräunings Material noch in ziemlicher Anzahl herausfischen. Daneben hat er freilich auch gute und beweiskräftige Parallelen beigebracht. In seinem Eifer gegen mich macht er mir zuweilen seltsame Einwände. So habe ich unter dem Stichworte „Gleim als Versificateur" vier Zitate aus dem Jahrgang zusammengestellt, in denen immer wieder Gleim als Versificateur gelobt wird. Dazu verweist mich nun Bräuning auf ADB 19, 558, wo aber gerade nicht von Gleim als Versificateur die Rede ist, sondern von Georg Jacobi! Ferner sein Einwand zu dem Stichworte „hat nie geliebt", wo ich das Folgende zusammengestellt hatte: „Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor" ($119_{26}$). — „Wenn der Verf. je geliebt hätte" ($517_{32}$). — „Der Philosoph, der gelebt und geliebt hat" ($224_{22}$). Das sind ja keine so schlagende Parallelen, daß ein Zufall ausgeschlossen wäre, aber man glaubt doch in diesen drei Stellen einen Ton zu hören, und sie stammen auch in der Tat von einem Verfasser, nämlich von Merck — nicht von Herder, wie ich glaubte. Dazu zitiert nun Bräuning vorwurfsvoll FGA $76_5$ und Merkur 1776, I, 88. Auf der angegebenen Merkur-Seite steht überhaupt nichts Hierhergehöriges — das Zitat ist wohl durch einen Druckfehler getrübt, wie das bei einer ganzen Anzahl von Bräunings Zitaten geschehen ist — und FGA $76_5$ finde ich: „er ist nicht in dem Lande gebohren und erzogen, hat nie darin gelebt." Bräuning hat also

in seinem Übereifer „geliebt" und „gelebt" verwechselt! Ja, er ist so arg darauf aus, mir gegenüber nun auch überall Recht zu behalten, daß es ihm auf eine bewußt irreführende Eskamotage nicht ankommt. Wer sich die Mühe nimmt, Bräuning S. 42, Zeile 9 ff. mit Literar. Echo 13, Spalte 233 zu vergleichen, wird das mit unwilligem Erstaunen wahrnehmen.

Das sind aber alles nur Kleinigkeiten. In der Hauptsache hat Bräuning vollkommen Recht: ich habe mich verhauen. —

Danach hätte ich nun eigentlich zu Modicks Rezension nicht mehr viel zu sagen. Ganz billig ist sein Schlußurteil freilich nicht, wie schon das folgende Nebeneinander zeigt: S. 788: „Die Resultate in bezug auf den weiteren Mitarbeiterkreis, soweit sie positiv sind, müssen wohl im wesentlichen anerkannt werden, und das ist schon insofern ein Verdienst der Arbeit, als jedes Ausscheiden die Frage ihrer Lösung näher bringt." S. 805: „Überaus wertvoll ist die Sicherung von 3 juristischen Rezensionen für Goethe, deren Beweisführung anerkannt werden muß. Wir gewinnen in diesen 3 juristicis ein überaus wichtiges Dokument für die Kenntnis des jungen Goethe." S. 806: „Somit ist der positive Wert dieser umfänglichen Arbeit sehr gering." Modick sieht bei seinem Rat, meine Arbeit zu ignorieren, nur den Irrtum in der Bestimmung von Herders Anteil, aber das Material, das ich dazu herbeigetragen habe, ist nicht wertlos, sondern gibt vielfach mit der erforderlichen Korrektur sogleich das richtige Resultat. Ein Beispiel: Unter dem Stichwort „Wunderbares Zusammentreffen von hindernden Umständen bei der Prinzenerziehung" habe ich die folgenden Stellen vereinigt:

„Es sey dieses Buch [Basedows Agathokrator oder von der Erziehung künftiger Regenten] ein Wink ... sich mit dem besten Herzen nicht so leicht an ein Geschäft zu wagen, wo oft eine wunderbare Verwicklung der Umstände die wohlthätigsten Absichten unnütze macht" ($64_6$). — „Allein wir glauben, es war möglich den Zusammenstoß so vieler wunderbaren Dinge darzulegen, die an allen Höfen die wahre Bildung eines jungen Herrn erschweren" ($170_{26}$). — „wenn der Dichter einige von den Umständen hätte angeben wollen, die in der Erziehung aller Großen zusammentreffen, die beynahe unvermeidlich sind" ($569_{12}$).

Hier spricht ein Rezensent und wiederholt einen Lieblingsgedanken. Soweit war mein Schluß richtig, und daß solches Zusammenfassen der Anzeigen zu kleineren und größeren Gruppen für das Zuweisungsverfahren nötig ist, wird Modick ja nicht bestreiten. Mein Fehler war hier wie im ganzen Buch der schnelle Schluß auf Herder, dann wir haben hier vielmehr Merck vor uns, der — wie ich erst jetzt bemerkt habe — diesem hartnäckig festgehaltenen Gedanken einen eigenen Aufsatz gewidmet hat (Merkur 1778, IV 47), mit dem Schluß: „Die Umstände, die ich da angegeben habe, können beynahe an allen Höfen, und müssen gerade bey den besten Absichten der Erziehung am häufigsten vorkommen." Solche an sich zutreffende Beobachtungen, die nur der richtigen Anknüpfung ermangeln, enthält das von Modick so heftig gescholtene Stilgloſſar für

Herder in großer Anzahl. Es ist unrein und beweist nicht das, was ich herausgelesen habe, denn es enthält Stileigenheiten Herders, Mercks und Petersens. Sobald aber einmal Petersen als Mitarbeiter erkannt ist und Mercks Arbeiten außerhalb der FGA besser ausgenutzt werden, als ich es in der ersten Auflage getan habe, ziehen diese beiden Zentren das ihnen Gehörige an sich, und der von mir zusammengeworfene Anteil dieser drei Mitarbeiter sondert sich reinlich. Wer also nach Modicks Rat meine Beobachtungen ignoriert, tut es zu seinem Schaden. Daß ich einen großen Teil von Mercks Rezensionen irrig Herder zugewiesen habe, beruht auf einer verführerischen Kombination. Die Gruppe der Voltaire-Anzeigen wird durch die unermüdlich wiederholte Umschreibungsformel für den Namen Voltaire zusammengehalten: 27: „der alte Dichter von Ferney," 192 „der Greis von Ferney", 299 „der Alte", 442 „der alte Dichter zu Ferney", 483 „der lebhafte Alte". Daß diese Anzeigen von einem Rezensenten herrühren, giebt Modick zu, weshalb nimmt er dann aber 27 Des Talens mit der Wendung „der alte Dichter von Ferney" aus? In dieser zusammengehörigen Gruppe erscheint nun die Wendung: „Die deutsche Übersetzung ist — — eine Übersetzung," und in einer für Herder bezeugten Rezension findet sich: „Aber der Übersetzer — — ist ein Übersetzer". Damit schien die Gruppe der Voltaire-Anzeigen für Herder gesichert. Und von hier ging nun das Verhängnis aus, denn die Voltaire-Anzeigen hängen durch sichere Kennzeichen mit anderen Rezensionen zusammen, und diese wieder mit anderen. Die Verknüpfungen der Rezensionen eines Autors untereinander sind so fest und für den, der sich in seinen Stil eingelesen hat, so greifbar, daß eine falsche Verbindung, die man an einer einzigen Stelle zwischen zwei Rezensenten herstellt, fast den ganzen Komplex mit hinüberzieht. Das ist mir nun passiert, und das fehlerhafte Resultat hängt also gerade mit den Vorzügen des freilich mit Fallstricken umgebenen stildiagnostischen Verfahrens zusammen. Das merkwürdige ironische Gleichsetzen des Übersetzers mit sich selbst unter kennzeichnender Einfügung von zwei Gedankenstrichen ist übrigens nicht so zu erledigen, wie Modick es S. 797 versucht. Zufällig kann eine so frappante Übereinstimmung nicht sein, sondern Merck hat die eigenartige Wendung aus Herders Anzeige aufgegriffen, die ihm ja handschriftlich vorlag. Solche Übernahme, mit der also immer zu rechnen ist, findet aber nur vereinzelt statt, und das stildiagnostische Verfahren wird dadurch zwar erschwert, aber nicht wertlos gemacht. Wo sich in einer Anzeige eine Anzahl von Kennzeichen eines Rezensenten häufen, können sie nicht sämtlich auf Übernahme beruhen.

Also auch Modick behält in der Hauptsache mir gegenüber Recht. Einige seiner kritischen Notizen sind aber doch seltsam. Da ist z. B. in meinem Glossar das Stichwort „mit gutem Gewissen in einen Spiegel schauen": „Wir wollen . . . . . wünschen, daß alle diejenige . . . . mit gutem Gewissen in diese Spiegel schauen mögen" ($376_{10}$). —

„Dem guten Mann wird ein Spiegel vorgehalten, in den ja kein Vorleser, er habe auch noch so ein gut Gewissen . . . . mit hinein schaue" ($616_{34}$). Dazu sagt Brüning: „Auch Petersen ADB XXI, 154; Merck, T. M. 1776, 1,83, 271." Ich schlage diese Stellen auf und finde bei Petersen: „einen getreuen Spiegel vorhalten", bei Merck: „den Spiegel vorzuhalten . . . durch Vorhaltung dieses Spiegels." An keiner der drei Stellen steht das mindeste von „mit gutem Gewissen in den Spiegel hineinschauen", und um diese eigenartige Wendung handelt es sich doch gerade! Ferner: Ein Hauptrezensent in den FGA gebraucht immer wieder die Formel „Dichter und Philosophen" im üblen Sinne: „Das Unding der honeten Companie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen ($231_{30}$). — Wann werden denn einmal unsere dichterische Philosophen die Menschen ansehen, wie er ist ($375_{25}$). — Alle Deklamationen der Dichter und Philosophen ($569_{17}$). — Wird denn das Dichter- und Philosophenvolk nie begreiffen" ($585_{9}$). Ich hatte auf Herder geschlossen, weil er in einem Briefe an Nicolai die Wendung gebraucht: „Der Philosophische und Musentram." Dazu sagt nun Modick S. 803: Dichter und Philosophen, ein gänzlich unbedeutender Beleg für Herder, dagegen häufig bei Schlosser: Kleine Schriften I, 23." Sehr verwundert, daß auch der pathetisch-idealistische Schlosser verächtlich von Dichtern und Philosophen sprechen sollte, schlug ich Kl. Schriften I, 23 auf und fand: „Immer die Natur fassen; die von Gott ausfliessende Natur und die gemachte Natur des Menschen fassen, das ist der Stempel des Dichters und des Philosophen!" Es ist unnötig, ein Wort beizufügen.

Auch sonst beruhen manche von Modicks Bemängelungen nur auf der Lust am Widerspruch. So tadelt er z. B. S. 805, daß ich das Resultat meiner Arbeit im „Jungen Goethe" verwertet habe, ohne eingehendere Kritik abzuwarten. Dann hätte ich also nach dem ersten Bande die Ausgabe unterbrechen und warten müssen, bis die Anschauungen über Goethes Anteil sich klären. Nun ist aber in den inzwischen verflossenen drei Jahren über diesen Anteil nichts Neues ermittelt worden, weder in Kritiken meines Buchs, noch in selbständigen Arbeiten. Ich würde also auch jetzt noch nicht mit der Ausgabe fortfahren können, denn Modicks Behauptung, daß „480 Seybold, 491 Franken, 664 Sulzer, 296 Sonnenfels, 331 Lobrede sicher als Goethesche Arbeiten zu bezeichnen sind", soll mir doch nicht etwa zur Entscheidung genügen? „Sonnenfels" und „Lobrede" stammen vielmehr von Merck[1]).

Wenn Modick meine Arbeit wegen ihrer Mängel für wertlos erklärt, so ist das schon deshalb unbillig, weil er aus ihr den Impuls zu seiner angekündigten Untersuchung erhalten hat, in der die Frage „nahe an eine endgiltige Lösung herangeführt" werden soll. Ich habe in den

[1]) In der 2. Auflage meines Buchs hätte ich FGA 479 Wanderschaft wegen der starken Parallele von $479_{21}$ zu $464_{27}$ (vgl. auch Der junge Goethe 2, $140_{15}$) zu der Gruppe „Goethe oder Merck" stellen sollen.

Kapiteln „Höpfner“ und „Schlosser“ praktisch gezeigt, wie der Anteil eines Rezensenten sich bestimmen läßt, und in dem Herdergloſſar der ersten Auflage finden sich eine große Anzahl von Anzeigen zutreffend zu kleinen Gruppen verknüpft. Mit diesem Material ist es jetzt möglich, unter Vermeidung meines Grundirrtums weiter zu gelangen, und Modick hat ebenso wie Bräuning daraus erst den Begriff gefaßt, daß sich die Zuweisung überzeugend durchführen läßt. Wenn die von ihnen in Aussicht gestellten weiteren Arbeiten vorliegen und mit der zweiten Auflage meines Buchs verglichen werden können, so wird sich wahrscheinlich zeigen, daß schon jetzt eine weitgehende Klärung der alten Frage erfolgt ist.

Berlin. M. Morris.

Goethe und Werther. Briefe Goethes meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Dokumenten, herausgegeben von A. Kestner. Mit 2 Bildnissen und 3 Faksimiles. Dritte Auflage mit einem ergänzenden Anhange. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung (1910). 80 Pf.

Ein unersetzliches Mittel, um einen Einblick in die Entstehung von Werthers Leiden zu gewinnen, besitzen wir in der Sammlung der von Goethe an Lotte und Joh. Chr. Kestner gerichteten Briefe und mehrerer anderer Schriftstücke, die einst von dem vierten Sohn des Kestnerschen Ehepaares zu seinem Buche „Goethe und Werther“ zusammengestellt und nach seinem Tode (1853) von seinen Brüdern 1854 und in zweiter Auflage 1855 veröffentlicht sind. Dadurch, daß der Cottasche Verlag von diesem längst vergriffenen Buche jetzt (1910) in seiner Handbibliothek eine dritte Auflage veranstaltete, hat er sich zweifellos ein Verdienst um die deutsche Literatur erworben, zumal zu den bisherigen 142 Stücken in einem ergänzenden Anhange (S. 141—161) noch 12 zum Teil umfangreiche Nummern hinzukommen, die den Veröffentlichungen W. Herbsts (1881), Eugen Wolffs (1894) und des Unterzeichneten (1909)[1]) aus Joh. Chr. Kestners Nachlaß, namentlich aus seinem 1767 bis 1773 zu Wetzlar geführten Tagebuche entnommen sind.

Einige von August Kestner unterdrückte Stellen sind jetzt wieder eingeschaltet, so auf S. 11, 43, 78. Auf S. 121 heißt es jetzt: „Groote konnte Euch wenig von mir sagen“, wo A. Kestner nur G. bot, was z. B. W. Herbst dazu veranlaßte, an Gotter zu denken; auf S. 115 ist „Hofgraben“ jetzt zu „Hirschgraben“ berichtigt. Aber S. 10 und 11 ist auch jetzt noch von der „Geheimen Räthin Langen“ die

[1]) Aus meinen Mitteilungen in der „Frankfurter Zeitung“ vom 7. Januar 1909 sind leider auch die Druckfehler mit aufgenommen, so S. 153, „ob er (Goethe) gleich ein Philosoph und nur (statt und mir) gut ist“, S. 154. Schifferberg statt Schiffenberg und S. 159 „aber sollte er (statt es) auch nicht.“

Rede, während das Original von Kestners Tagebuch deutlich H. Räthin, das heißt Hofräthin bietet; ebenso steht darin S. 10 eine Reise thun, nicht eine Reise machen. Als Druckfehler ist mir in Nr. 48 den Reuters statt der Reuters aufgefallen.

Die Reihenfolge der Stücke 52 bis 74 ist jetzt chronologisch richtiger; zweckmäßig wäre es gewesen, den neuen Nummern die der früheren Auflagen beizufügen.

Manches hätte noch aufgenommen werden können. Ich nenne z. B. die beiden Briefe Goethes über Jerusalems Schicksal, nämlich an Frau von La Roche vom 20. November 1772 und an Lavater vom 26. April 1774, Goethes Brief an Hans Buff vom 9. August 1775 (Sophien-Ausgabe der Briefe IV, S. 354), die Schilderung der von Jerusalem geliebten Frau Elisabet Herd geb. Egell in Kestners Tagebuche am 25. Januar 1772 (in Eugen Wolffs Blättern aus dem Wertherkreis S. 62), den Entwurf eines Briefes J. Chr. Kestners an seine Schwester Eleonore, wohl aus dem Jahre 1773 (Eugen Wolff S. 57 ff.), und Hans Buffs drolligen Brief vom 13. April 1773 an seine Schwester Lotte (Gloël, Goethes Wetzlarer Zeit S. 128 f.).

Die Kestnerschen Anmerkungen sind zum Teil unberichtigt beibehalten, so die zu Nr. 10, 18 und 110. Karl August Freiherr von Hardenberg, der nachmalige preußische Staatskanzler war 1772 nicht Kammerrat, sondern Auditor an der Justizkanzlei zu Hannover. — Es ist ja bekannt, daß Goethe mit Karl Wilhelm Jerusalem schon in Leipzig zusammen studiert hat. Der unbekannte Herausgeber ist mit der Wertherliteratur so wenig vertraut, daß er zu Nr. 110 noch an der Meinung festhält, der Verfasser des Schriftchens „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers 1775" sei v. Goué, während es Karl Wilhelm Freiherr v. Breidenbach zu Breidenstein ist. Noch manches ließ sich für die Erläuterung tun. Warum ist z. B. zu Nr. 71 nicht die Stelle aus einem Briefe Gotters mitgeteilt, auf die sich Goethes Bemerkung über ihn bezieht? (Vgl. Schlösser, Gotters Leben S. 69). Warum ist zu Nr. 48 nicht gesagt, daß das Mädchen, das Goethe „von Herzen lieb hatte", Susanne Magdalena Münch war? Der moderne Leser müßte und könnte Auskunft über die vielen vorkommenden Namen erhalten, z. B. v. Bassenheim, Born, Anuchen und Dorthel Brandt, die Familie Buff, Dietz, Ganz, Gotter, v. Goué, Herd, Hille, Höpfner, Jacobi, Klincker, Dr. König, Merck, Nieper, Reuter, Rimrod, Chr. H. Schmid, v. Sachs, v. Schleinitz, Schweitzer, Kammerrichter Graf Spaur, Voltz, Wanderer, Zimmermann usw. Ein Namenverzeichnis am Schluß des Bändchens wäre sehr wünschenswert.

Zu dem Bildnis der Charlotte Kestner geb. Buff müßte nicht nur gesagt werden, daß es von A. Schultheiß 1853 gestochen ist, sondern vor allem, daß es auf ein Pastellbild von Joh. Heinrich Schröder aus dem Jahre 1782 zurückgeht. Hinsichtlich der Entstehungszeit der zu

S. 89 wiedergegebenen Silhouette Goethes braucht man nicht zwischen 1773 und 1774 zu schwanken: sie stammt sicher aus dem Jahre 1774.

Die gemachten Ausstellungen sollen uns aber die Freude an dem netten Büchlein nicht verderben. Hoffentlich erscheint es bald in vierter verbesserter Auflage.

Wetzlar. Heinrich Gloël.

Berend Eduard, Jean Pauls Ästhetik. Berlin 1909. Alex. Duncker's Verlag (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Fr. Muncker, XXXV). 13 M. 50 Pf.

Die früheste Ästhetik, die für uns noch unmittelbar praktischen Wert hat, rührt von dem Dichter her, der (mit Unrecht freilich; vgl. S. 91) als der Typus der Willkür gilt. Ganz gewiß hat er keine Regel hinterlassen, die an Bedeutung mit solchen in Lessings Laokoon oder Dramaturgie verglichen werden könnte; keine Erkenntnis von solcher Wichtigkeit, wie Goethe und Schiller sie für epische und dramatische, naive und sentimentalische Dichtung fanden. Aber von unseren großen Meistern hat eben keiner eine nur einigermaßen vollständige Ästhetik geschrieben, wie er in seiner „Vorschule". Was vor ihm so heißen könnte hat nur noch historische Bedeutung: von ihm ist noch unmittelbar zu lernen.

Es ist deshalb mit Freude zu begrüßen, daß den guten Einzeldarstellungen, die Heinrich v. Stein, O. Harnack, auch W. Bode für Goethe, Geyer und Basch für Schiller, Strich für Grillparzer, Scheunert für Hebbel gaben, sich nun dies Buch über Jean Paul anreiht, das ihnen freilich nicht gleichkommt. Es ist ein fleißiges Herbarium, in das mit großer Sorgfalt Jean Pauls Meinungen eingelegt sind, in Kästen, deren Folge etwas wirr scheint, die aber doch in ihrer Gesamtheit den Stoff erschöpfen. Sehr geschickt und mit großer Umsicht sind parallele Ansichten anderer Schriftsteller und Ästhetiker in den Anmerkungen mitgeteilt (auch solcher, die er nicht kennen konnte, S. VIII); auch eigene Äußerungen Jean Pauls, die das betreffende Thema nur streifen, sind dorthin verwiesen. So erhalten wir eine ganz vortreffliche Materialsammlung, in der man alle wichtigen Belegstellen für sein Verhältnis zu den literarischen Parteien (S. 5 f.) und einzelnen Ästhetikern (S. 96 f., aus dem Register zu ergänzen), für sein Urteil über das Schöne (S. 109), das Genie (S. 176), den Witz (S. 195), seine Einteilung der Dichtung (S. 200) oder des Komischen (S. 292), seine Stellung zu Problemen wie dem der „Erfahrung" (S. 122, 126) oder des Wunderbaren (S. 171) leicht finden kann. Nur wenige Fragen sind zersplittert wie die des Wortspiels (S. 93, 160, 194); einige Male sind entscheidende Momente wie Jean Pauls Verhältnis zu Theorie und Praxis (S. 73) oder seine humoristische Objektivität (S. 64) zwar gut

dargestellt aber an zu wenig sichtbarer Stelle. Im ganzen kann das Buch als Materialsammlung nur gelobt werden; und die Beigabe von Proben aus Jean Pauls Ästhetischen Untersuchungen (S. 266) macht es vollends unentbehrlich. Vielleicht hätten die Ergebnisse neuerer Forschung, besonders derjenigen F. J. Schneiders und K. Freyes, noch ausgiebiger herangezogen werden können. Aber diese Arbeiten wird ja sowieso jeder, der über Jean Pauls Art zu dichten und zu denken arbeitet, heranziehen müssen.

Fragt man sich aber nun, wie weit diese in ihrer Art gründliche Untersuchung und diese ebenso objektive als klare Darstellung das eigentliche Problem gefördert habe, so kann man nur sagen: wenig, sehr wenig. Das Problem, wie durch Jean Pauls eigentümliche Natur eine bestimmte Manier die Dinge anzufassen gegeben war; wie eine eigenartige Kunstlehre sich teils aus den für ihn maßgebenden Mustern, teils aus der eigenen Praxis entwickelte; wie wiederum diese persönliche Ästhetik ihn in der eigenen Entwicklung hemmte oder förderte — dies Grundproblem, das etwa für Hebbel durch Scheunert und Zinkernagel so lehrreich erörtert worden ist, finden wir bei Berend zwar natürlich an zahllosen Stellen gestreift, nirgends aber als Ganzes erfaßt.

Der Verfasser hatte die Haupttrümpfe in der Hand, aber er spielt sie nicht aus. Für Jean Pauls Praxis ist gewiß nichts ausschlaggebender als dies, daß er (trotz sehr ferner Beziehung zur bildenden Kunst S. 109) mehr optische als akustische Phantasie zu haben glaubt — und mehr akustische als optische besitzt (S. 246). Für seine Theorie ist der Mittelpunkt mit dem für seine Epoche so ungemein charakteristischen Streben nach Gleichsetzung des ästhetischen Ideals mit dem sittlichen (S. 164 f., vgl. S. 179) gegeben. Hätte Berend diese beiden Ideen im Auge behalten, so wäre er über die Unfruchtbarkeit fortgekommen, mit der er jedesmal für Jean Paul eine mittlere Stellung zwischen den Rigoristen von Stoff oder Form (S. 140 f.), den Fanatikern von Subjektivität oder Objektivität (S. 146), den Verstandeskritikern und Verstandesfeinden (S. 169) konstatiert. Er hätte ferner für jene wichtigen Anschauungen, die er bei Jean Paul positiv festgestellt, eine Einheit suchen müssen: für die symbolische Auffassung (S. 133), die Zentralstellung des Witzes (S. 185 f.), die doch nichts Selbstverständliches ist, die originelle Romantheorie (S. 202) und die „humoristische Weltanschauung" (S. 233). Auch die Frage war nicht zu umgehen, weshalb im Grunde nur für das Verhältnis von Kunst und Sittlichkeit (S. 172 f.) eine eigentliche Entwicklung beobachtet werden kann, die doch im Grunde auch nur ein Pendeln um einen Punkt bedeutet. Sein Platz neben der Romantik (S. 11 f., 33, 37, 41, 54 f.; Stellung zur Antike S. 195, zur Musik S. 197; Ironie S. 243), seine Vornahme modernster Anschauungen wie derjenigen Benedetto Croces über die literarische Kritik (S. 71) neben den ver-

alteſten Ideen z. B. in bezug auf poetiſche Stoffe (S. 141), dieſe und wieviel ähnliche Probleme ſehen wir wohl eingekapſelt vor uns, aber ohne daß der Verfaſſer je verſucht, zu einer höheren Einheit zu gelangen. Und die Schlußworte (S 252) mit der erneuten Betonung ſeiner „unvergleichlichen Miſchung“ können eine ſolche Integration doch wahrlich nicht bedeuten.

Jean Paul gehört zu jener deutlich charakteriſierten Gruppe von Schriftſtellern, denen es ſchlechterdings unmöglich iſt, etwas einzeln aufzufaſſen. Jeder Eindruck ruft automatiſch eine beſtimmte oder unbeſtimmte Zahl anderer Eindrücke hervor, die zu dem erſten in einem geſetzmäßigen Verhältnis ſtehen, wie Komplementärfarben untereinander. Beſäßen wir ſchon wiſſenſchaftlich brauchbare Unterſuchungen über die künſtleriſche Phantaſie — Th. Ribots Buch bleibt am Äußerlichſten haften —, ſo wäre dieſe Gruppe ſicher längſt herausgehoben, der neben Jean Paul z. B. Otto Ludwig, Victor Hugo, d'Annunzio angehören. Jeder Einzeleindruck geht ihnen verloren, wenn er nicht ſofort durch komplementäre Vorſtellungen geſtützt wird. Nun können dieſe ſekundären zu den primären Vorſtellungen in verſchiedener Weiſe geordnet ſein: rein verſtandesmäßig wie in V. Hugos Antitheſen; oder im Sinne einer dramatiſchen Situation, wie bei O. Ludwig; oder eines bildmäßigen Arrangements, wie bei d'Annunzio. In jedem Fall aber ergibt ſich, da die neuen Eindrücke ihrerſeits Ergänzungen fordern, eine gleichſam muſikaliſche Kompoſitionsweiſe, deren Nuancen freilich bei ſo muſikaliſchen Naturen wie Otto Ludwig und d'Annunzio weſentlich verſchieden ſind von denen der abſolut unmuſikaliſchen Perſönlichkeiten, wie ſowohl Jean Paul als Viktor Hugo es waren. Vor allem ergibt ſich ein entſchiedener Gegenſatz zu jeder *plaſtiſchen* Kunſt (vgl. für Jean Paul *Berend* S. 246), die vor allem die Einzelfigur deutlich hinſtellen muß und für die die Gruppe immer abgeleitet iſt, während die *maleriſche* Kunſtweiſe umgekehrt alles Einzelne einer ſorgfältig abtönenden Kompoſition dienen läßt. Jean Paul alſo gehört durchaus der maleriſchen Richtung an, wie man denn längſt mit vollem Recht bemerkt hat, daß er erſt zu der Linienführung unſerer Klaſſiker das Kolorit hinzugebracht habe. Ihm iſt es durchaus unmöglich, eine Geſtalt zu iſolieren; er kann nicht kritiſieren, ohne ſofort zu vergleichen, nicht betrachten, ohne ſofort weiter geführt zu werden. Sein ungeheuerer Bilderreichtum iſt nichts anderes als eine Häufung der ſekundären Verſtellungen, die der primäre Eindruck hervorruft. Er *muß* ihnen nachgeben; und deshalb iſt der am ſtärkſten lyriſche Virtuoſe unſerer deutſchen Proſa wunderbarerweiſe unfähig, auch nur das kleinſte lyriſche Gedicht zu ſchaffen, ja auch nur einen Vers: die Fülle der Geſichte ſprengt die Form. Nur ein muſikaliſch, d. h. in beſtimmten Tonfolgen (Stimmungen) fortgeſponnener Roman entſpricht ſeiner poetiſchen Eigenart.

Nun aber ferner: die ſpezifiſche Art, *wie* der eine Eindruck den andern ruft, iſt bei ihm (wie ähnlich bei V. Hugo) von *ſymboli-*

ſierender Natur, d. h. jeder konkrete Eindruck iſt geneigt eine abſtrakte Vorſtellung hervorzurufen und umgekehrt. Es iſt das eine ſpezifiſche Aſſoziationsweiſe, die bei theologiſch und philoſophiſch gerichteten Naturen häufig iſt und z. B. die mittelalterlichen Prediger faſt durchwegs charakteriſiert. Dies beſtändige Hin und Her zwiſchen Erde und Himmel führt nun aber zunächſt zu dem Bedürfnis eines vereinheitlichenden, gleichſam bindenden Stimmungsmittels: es iſt bei dem weicheren, ſentimentaleren Jean Paul der Humor, wie es bei dem härteren, energiſcheren Victor Hugo die Rhetorik iſt. Der Humor als eine Weltanſchauung, die den Sprung vom „Seraph“ zum „breiten Erdenlümmel“ (wie Fr. Th. Viſcher ſeinen Liebling malt) legitimiert, indem ſie ihn für die typiſche Bewegungsform des Menſchengeiſtes erklärt, wäre Jean Paul auch ohne ſeine engliſchen Lehrer durch ſeine Aſſoziationsmethode aufgedrungen worden. — Zweitens aber fordert dieſer beſtändige ruheloſe Wechſel eine Beruhigung in einem letzten Gipfel. Wie Victor Hugo ſeine Antitheſenkette in ein Zukunftsbild auslaufen ließ, das die harmoniſche Verſöhnung aller Gegenſätze darſtellt, ſo ſchwelgt Jean Paul in der Vorſtellung einer höchſten Spitze, in der die irdiſche Vollendung, d. h. das Schöne und die geiſtige, d. h. das Edle ſich vermählen, ſo daß ein weiterer processus in infinitum aufgehoben iſt. Das äſthetiſche und das ethiſche Ideal fallen zuſammen. Und proviſoriſch wird dieſe Zukunftshoffnung ſchon in ſeinen „vollkommenen Charakteren“ vorausgenommen, gerade wie in ſeinen ſtets auch ſymboliſch gemeinten Sonnenaufgängen. — Seine Auffaſſung der Kunſtmoral iſt hiermit ohne weiteres gegeben: da eben das Kunſtwerk als Ganzes etwas Konkretes iſt, muß es als Ganzes einen abſtrakten Eindruck erwecken, da es „ſchön“ ſein ſoll, einen ſittlichen; und ebenſo unvermeidlich iſt für ihn die Zentralſtellung des Witzes, der die tatſächlich erwachten zweiten Eindrücke mit den erſten irgendwie künſtlich verbinden oder vielmehr ihre Verbindung irgendwie künſtlich legitimieren muß.

Aus dieſer Lage erklären ſich denn ſchließlich auch ſeine Anhängerſchaften und Gegnerſchaften, die im weſentlichen einfach Sympathien oder Antipathien ſind. Die „Poeſie der Satire“ (vgl. S. 110) mußte ihm Hippel und Swift verwandt machen; denn was iſt etwa die von Jean Paul bewunderte großartige Schilderung der Struldbrugs im „Gulliver“ anders als eine in anſchauliche Handlung umgeſetzte Verhöhnung des menſchlichen Wunſches nach langem Leben? Sterne, der Klaſſiker des ſentimental-ſatyriſchen Auf und Ab mußte ſein Meiſter werden. Dichter und Dichtungen dagegen, die ſich vorwiegend in einem Ton halten, bleiben ihm fern: an Klopſtock mäkelt er gern (vgl. S. 94, 149) und gegen Goethes Taſſo möchte er ſchreiben (Äſthet. Unterſuchungen N. 337). Der „reine Artiſt“ wird ihm (S. 146) in Roquairol zur tragiſchen Geſtalt und die „Magie der Phantaſie“ (S. 115), d. h. die Kunſt, an die irdiſchen Objekte erſehnte, erwünſchte Aſſoziationen zu knüpfen, zur höchſten Lebenskunſt.

Dies wären etwa die „Integrationen", die ich aus dem von Berend ausgebreiteten Material oder direkt aus der ästhetischen Theorie und Praxis Jean Pauls ableiten würde. Jean Paul ist eine in beständiger Bewegung befindliche Natur und für seine inneren Gegensätze gibt es keine Einheit, sondern nur die Tatsache der Kontinuität. Jeder geringe Einzeleindruck läßt bei ihm, fast wie bei Otto Ludwig, mit immanenter Notwendigkeit eine Bilderreihe abrollen; die Wirklichkeit gibt ihm nur das Stichwort, die eigene Persönlichkeit alles Weitere. Seine Ästhetik ist die Lehre von der Verbindung fremder Assoziationen mit tatsächlichen Eindrücken — gerade wie jede Metrik die Lehre von der Verbindung des zweiten Verses mit dem ersten ist. Und weil diese Assoziationen bei ihm zwar spontan, aber doch vom Verstand organisiert sind, deshalb ist dies an fremder und eigener Beobachtung reiche Werk, seine „Vorschule", noch heute eine Vorschule der modernen Ästhetik.

Richard M. Meyer.

Steinert Walter, Ludwig Tieck und das Farbenempfinden der romantischen Dichtung. Dortmund, Fr. Wilhelm Ruhfus 1910. (Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn, herausgegeben von Berthold Litzmann. VII.) 6 M.

Unter den Schülern Berthold Litzmanns, denen wir so manche fleißige Arbeit über die Entwicklung des Natursinns in der deutschen Poesie verdanken, nimmt Walter Steinert eine besondere Stellung ein, indem er aus dem wirren Komplex der „Landschaftsgefühle" eine wesentliche Komponente herausgreift und ihrer Bedeutung für eine scharf umgrenzte Literaturperiode mit frischer Energie nachgeht. Sowohl in der Forschung über Romantik als in jener über Probleme des Naturgefühls ist für den heutigen Stand der Wissenschaft jegliche Spezialisierung zu begrüßen, weil sie zur Vertiefung anregt und dazu dient, einige Erscheinungen, die vor nicht langer Zeit als homogen betrachtet wurden, scharf voneinander zu trennen: welch verschiedenartige Phänomene haben sich etwa unter der vieldeutigen, auf Konvenienz beruhenden Etikette „romantische Ironie" zusammengefunden, wie unbestimmt mutet uns heute selbst der Ausdruck „romantische Kunstanschauung" oder gar „romantische Landschaft" an, wie wenig prägnant ist es, um auf Steinerts Gebiet hinzulenken, von Blau als romantischer Leibfarbe zu reden. Zwischen Tieck und Wackenroder, zwischen Tieck und Novalis tun sich immer größere Unterschiede auf und es wird wohl Sache der Psychologie sein, die Notwendigkeit der Differenzen aus einer Verschiedenheit der seelischen, in erster Reihe der sinnlichen Beschaffenheit abzuleiten. Vorläufig freuen wir uns der scharfen, auf historischem und stilistischem Wege erzielten Scheidungen, wie sie in ersterem Falle durch Koldewey und neuer

dings durch Josef Gregor[1]), im zweiten Falle nun besonders durch Steinert vorgenommen wurden. Steinert zieht zwar niemals die psychologischen Konsequenzen aus seinen Beobachtungen, ja man könnte seine Entsagung bewundern, die ihm, trotzdem er sich doch stetig auf dem engen Rain zwischen Literatur und Seelenkunde bewegt, keinen einzigen Streifzug in das lockende Revier der Lehre von den Empfindungen gestattet: aber ein liebevolles Versenken in seinen Tieck und ein gutes Verständnis für dessen Schreibweise, ein feines Vermögen, die koloristischen Reize einer Dichtung nachzuempfinden, eine gewisse Virtuosität in der Bezeichnung literarischer Erscheinungen durch Ausdrücke der malerischen Praxis, ein gewählter Geschmack und nicht zuletzt vielleicht eine leise Wesensverwandtschaft mit Tiecks sprunghaftem Temperament — all diese Vorzüge haben es dem Verfasser ermöglicht, ein lebendiges Bild des farbenschwelgenden Tieck zu entwerfen. Von der Beobachtung ausgehend, daß sich in Tiecks Farbengebung die Freude am satten Kolorit mit der Vorliebe für allerfeinste Schattierungen paart, bespricht Steinert die Art und Weise, wie der Romantiker die Landschaft mit ihren für ihn so bezeichnenden Beleuchtungen durch Sonne und Mond darstellt, wie er sich Personen gegenüber verhält und zu welchen Effekten er seine Gemälde zu steigern weiß; ein zweiter Abschnitt erörtert „die Bedeutung der Farbe bei Tieck und ihre Stellung in seinem künstlerischen Gesamtempfinden", wobei z. B. das Problem der Linie, der Farbensymbolik u. a. zur Sprache kommt. Und während eine Einleitung über das Farbenempfinden vor Tieck zu orientieren sucht, wird im zweiten Hauptteil der Einfluß des „Erzromantikers" auf die Jenenser, die Heidelberger und einige abseitsstehende Romantiker skizziert. Der Hauptton liegt natürlich auf den Ausführungen über Tiecks Farbenempfinden, die bereits im Jahre 1907 als Dissertation vorlagen und nun blos mit einigen unwesentlichen Ergänzungen versehen wurden, und in dieser Partie wiederum ist das über die „Brechung der intensiven Farbe" gesagte am treffendsten, die Ausführungen über Tiecks „Freude an nervösquirlendem Getümmel", über seine „ausgesprochene Vorliebe für alle jene Erscheinungen, die hauchartig und zitternd, flimmernd und huschend, verklingend und bleich das romantisch Ahnungsvolle, geheimnisreich Lebendige vertreten", können wohl als abschließend betrachtet werden, und bei den feinen Hinweisen auf Tieck als Vorläufer der französischen Pointillisten und Pleinairisten ist nur zu bedauern, daß die Parallele nicht näher ausgeführt ist.

Und doch — — So vorteilhaft sich Steinerts Untersuchung von den vielzuvielen gedruckten Seminararbeiten über das „Naturempfinden bei

[1]) In den Sammelbänden der Internationalen Musikgesellschaft 10, 1908 und 1909, 505 bis 532; verwiesen sei auf S. 519, Anmerkung, über den charakteristischen Unterschied von Tiecks und Wackenroders Musikumschreibung.

XY)" in manchen Punkten abhebt, so unfertig, so an Inhaltsangaben erinnernd, so sehr der Ergänzung bedürftig ist anderes in seinem Versuche, der in mehr als einer Beziehung beides zugleich ist: verfrüht und antiquiert. Jahr für Jahr wächst die Anzahl der kleinen (wenn auch oft dickleibigen) Beiträge zur Geschichte des Landschaftssinns; nachdem sich die Flut der stoffgeschichtlichen Untersuchungen scheinbar gelegt hat, wird ein neuentdecktes Land mit solcher Gier abgeweidet, daß einem ruhigen Beobachter angst und bange wird. Ohne rechts und links zu blicken, zerpflücken die wissenschaftlichen Beobachter ihren glücklich erbeuteten Gegenstand mit solch blinder Emsigkeit, daß sie nicht Zeit haben, sich um die übrige Forschung zu kümmern; man exzerpiert drauf los, man ist destruktiv und bequem, man huldigt einem Universitätspartikularismus (contradictio in adiecto), indem man am liebsten seine Kollegen, wenns hoch geht auch seinen Lehrer zitiert und den zu behandelnden Dichter als eine Art Monopol ansieht. Wem diese Worte zu schroff scheinen, der mache mit dem vorliegenden Buch eines gewiß begabten Verfassers ein Exempel. Steinert setzt sich mit keinem seiner Vorgänger auseinander, sagt nicht einmal, daß das von ihm behandelte Thema bereits fünf Jahre vor dem Erscheinen seiner Dissertation erörtert wurde; gewiß, das Kapitel „Licht und Farben" in Wilhelm Meißners Untersuchung über Ludwig Tiecks Lyrik (von 1902) ist sehr einseitig, sowohl was die Methode als was das Material anlangt — die war schon durch die unnatürliche Loslösung der eigentlichen Lyrik von Tiecks sonstigem, oft vorwiegend lyrischem Schaffen bedingt: aber gerade in seiner etwas dürren, zahlenmäßigen Behandlung stilistischer Farbenprobleme ist Meißner ein typischer Vertreter jener statistischen, besonders von dem Engländer Grant Allen befürworteten Methode, die neuerdings auch für die optischen Qualitäten in der Lyrik Schillers und Goethes angewandt wird. Jedenfalls hätte einer, dem es um das Problem der Gesichtserscheinungen Ernst ist, aus Meißners Arbeit größeren Nutzen ziehen können, als Steinert tut, der in zwei (übrigens erst der Buchform hinzugefügten Fußnoten zwei Details berichtigt. Auch die Studie Ranftls über Tiecks Genoveva (1899) ist, trotz einer flüchtigen Erwähnung, nicht verwertet: wäre sie's, so hätte dem Verfasser eines der für die Lust am farbigen Schein ergiebigsten Werkchen (das in Tiecks „Schriften" allerdings nicht aufgenommene „Rothkäppchen") unmöglich entgehen können. Gleichzeitig mit Steinerts Dissertation war eine amerikanische Doktorarbeit G. H. Dantons erschienen (The Nature Sense in the Writings of L. Tieck, New-York 1907) und da dort nebst anderem von Tiecks Rosenpoesie gesprochen wird, da ferner Steinert in der (vom Februar 1910 datierten) Vorrede zur Buchausgabe das Farbenempfinden als einen Zweig des Naturgefühls bezeichnet, dürften wir billig eine Verwertung der Zusammenstellungen Dantons erwarten: indessen fehlt dieser Name gänzlich.

Und so nimmt es eigentlich wunder, daß zum Verfasser die Kunde von zwei Arbeiten über den Maler Runge gedrungen ist, die, wie die Vorrede versichert, leider nicht mehr verglichen werden konnten — während doch auch solche Arbeiten nicht verglichen wurden, die auf wichtigere Abschnitte des Buches von wesentlichem Einfluß hätten sein müssen: nicht nur Arbeiten über die nachtieckische Romantik (die kämen erst für den zweiten Teil in Betracht), sondern vor allem Erörterungen der Natur- und Farbengefühle des 18. Jahrhunderts. Heute, da die anregenden und gründlichen Untersuchungen Friedrich Kammerers über Brockes und dessen Nachfolger vorliegen und da Arthur Kutscher seine geistreiche These über die Entwicklung von Goethes Farbensinn aufgestellt hat, mutet Steinerts Einleitung über das Farbenempfinden der vorromantischen Dichtung als eine Sammlung ziemlich willkürlich zusammengerafften Zitate an.

Damit fällt aber der Unterbau von Steinerts Ausführungen zusammen. Nicht nur, daß er für sich selber keine Vorgänger kennen will: auch seinen Tieck betrachtet der Verfasser allzusehr als Ausgangspunkt einer neuen Dicht- und Anschauungsweise. Dies wäre ein methodischer Behelf für eine Einzeluntersuchung, die sich bloß mit der Persönlichkeit Tiecks befaßt, ist aber verfehlt, wenn man das Farbenempfinden einer ganzen Dichtergeneration zur Darstellung bringen will. Da gilt es, zwischen persönlichem und ererbtem Gut möglichst zu scheiden versuchen. Die heutige Forschung ist sich ihrer schweren Aufgabe bewußt, eine Genesis der romantischen Dichtung zu liefern; man sucht nach Elementen einer vorromantischen Romantik, so wie es anderswo galt, Rousseausche Ansätze vor Rousseau oder einen vorbyronschen Byronismus festzustellen, man zieht das Zeitalter des Rationalismus, aber auch die Empfindsamkeit des 17. Jahrhunderts zum Vergleiche heran und studiert mit Vorliebe unzeitgemäße, das heißt der Zeit vorangeeilte Typen wie Heinse oder K. Ph. Moritz, und es ist gewiß kein Zufall, daß vor nicht langer Zeit zwei Untersuchungen herauskamen, die eine mit dem Untertitel „Prolegomena zur deutschen Romantik", die andere als „Einleitung zur Vorgeschichte der deutschen Romantik". Was für die Geschichte der romantischen Schicksalsidee und der romantischen Ironie, der romantischen Musik und des romantischen Aphorismus angestrebt wird, sollte man natürlich auch für die Anfänge des romantischen Farbenempfindens festzustellen suchen, nur war es erforderlich, auf Grund einer größeren Belesenheit vorzugehen als sie Steinert zu Gebote steht. Er bezeichnet den Farbenakkord Grün-Gold als echt romantisch, beziehungsweise echt tieckisch, ohne zu beachten, daß er gewiß schon früher beliebt war und z. B. in Ewalds von Kleist beschreibender Poesie eine der bezeichnendsten und lieblichsten Wirkungen hervorgebracht hat (vgl. besonders das „übergoldte Grüne", „die Sonne übergüldet die Blätter", auch einige Mond-

scheinmotive bei E. v. Kleist; noch auffälliger macht sich der Mangel an historischem Interesse bei der Erörterung von Tiecks gewiß tief persönlich begründeter Mondespoesie bemerkbar. Es wäre an sich nicht ausgeschlossen, daß der Mond erst von einer bestimmten Zeit an wäre besungen worden, so wie sich etwa der Beginn einer richtigen Gebirgs- oder Meeresdichtung an Persönlichkeiten, ja Daten anknüpfen läßt. Tieck war es aber gewiß nicht, der für die Deutschen den Mond „entdeckt" hat, die Mondespoesie hatte vor der Romantik bereits manche Wandlung erfahren. Steinerts einleitende Bemerkungen vermögen darüber nicht zu orientieren: denn während sie sich, wohl unnützerweise, bei Wielands Heldengedichten aufhalten und bei dieser Gelegenheit, wiederum unnützerweise, die „grüne Nacht", die „braune Abendstunde" anführen, fehlt hier der für die Vorgeschichte des romantischen Empfindens durchaus unentbehrliche Name Klopstocks. (Die Arbeit Ernst Alberts, gleichfalls eines Bonner Schülers, über das Naturgefühl Höltys hilft diese Lücke ausfüllen). Umsonst fahndet man auch nach einem Hinweis auf die gleichfalls nicht wegzudenkende Mondesromantik der Ossianschen Gesänge.

Ist das genetische Prinzip gleich in den Voraussetzungen der Arbeit vernachlässigt, so krankt die eigentliche Darstellung an demselben Defekte. Allzuleichten Herzens verzichtet der Verfasser auf einen „chronologischen Längsschnitt". Gerade das Argument, das er zur Entschuldigung anführt, bereits in Tiecks Jugendwerken habe sich der romantische Charakter seines Farbenempfindens fertig ausgebildet, führt zur Notwendigkeit einer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung, die Steinert in anderen Kapiteln, z. B. über Brentano und Eichendorff, merkwürdigerweise gelten läßt. Für eine Geschichte des romantischen Farbenempfindens kommt der junge Tieck in Betracht: was er nach 1800 produziert, ist natürlich nicht beiseite zu schieben, hat aber nicht die gleiche vorbildliche Geltung mehr; dies trifft selbst für die schönen „Reisegedichte" zu, da sie ja erst dann veröffentlicht wurden, da die eigentliche Romantik bereits der Vergangenheit angehörte. Auch hier wäre eine Begrenzung des Themas einer Vertiefung gleichgekommen, während Steinerts gleichmäßige Behandlung etwa des Romans „Franz Sternbalds Wanderungen" von 1798 und der Novelle „Die Vogelscheuche" von 1834 verwirrend wirkt. Außerdem läßt sich eben für Tieck eine Zwei- oder Dreiteilung des Schaffens ohne jegliche Gewaltsamkeit durchführen und nur auf einer derartigen durch die Chronologie geschaffenen Basis wäre das grundlegende Problem zu behandeln, wie und wann und worin Tieck in der Tat zum Neuerer wird, wo er die Wege der Tradition verläßt, nur so ließen sich wohl die Höhepunkte und Schwankungen seiner Farbenfreude, die zuweilen einem Farbenrausch gleichkam, angeben. Da Steinert prinzipiell alle Chronologie bei Seite schiebt, ist es auch nicht verwunderlich, daß er sich um das früheste Zeugnis für Tiecks koloristische Empfäng

lichkeit nicht kümmert; es liegt noch weit vor dem Beginn von Tiecks literarischer Tätigkeit und wird von seinem Biographen Köpke (1, 10) mitgeteilt: man mag diese Anekdote als Beleg für die krankhaft gesteigerte Reizbarkeit des Knaben Tieck ansehen (dies tut H. Hemmer in seinen Studien „über die Anfänge L. Tiecks und seiner dämonisch-schauerlichen Dichtung"), doch darf man gewiß, auch wenn man zu keiner pathologischen Auslegung geneigt ist, dieses Geschichtchen über die kindische Freude an den glitzernden Farben eines Spielzeuges nicht unbeachtet lassen. Hat doch auch der reife Poet sowohl in seiner Farbensymbolik als in seinen Scherzen und in seiner Ironie etwas kindisch Tändelndes beibehalten.

Die Anfänge von Tiecks poetischer Tätigkeit halten sich im allgemeinen von einer outrierten Äußerung seines Farbenenthusiasmus ferne: es wäre verkehrt, zu erwarten, eine Neigung, die wohl schon den Knaben beherrscht hat, werde sich gleich zu einem ebenbürtigen literarischen Ausdruck durchringen. Wenn ich die farbenfreudigsten Schilderungen etwa des „William Lovell" oder der „Genoveva" mit jenen (ungedruckten) Erstlingsversuchen vergleiche, die in Tiecks Nachlaß auf der kgl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt sind, so bemerke ich, daß der Anfänger wohl auch schon Interesse für den Glanz und Schmelz der Farbe bekundet, aber noch keinen persönlichen Ausdruck gefunden hat. In dem handschriftlichen Gedicht „Das Mährchen vom Roßtrapp" („Der Gesang eines Minnesängers") weisen Ausdrücke wie „Ein bleicher Strahl schießt durch die dunkelgrüne Nacht", „Die Nacht spannt über sie ein dunkelbraunes Zelt", „purpurrothe Schatten schwebten durch die verschränkten Zweige" mit großer Entschiedenheit auf eine alte literarische Überlieferung hin, die zu Brockes und noch weiter zurückführt. Aber auch hier deutet schon manches auf die spätere Entwicklung des Dichters voraus, gut tieckisch ist etwa die Schilderung des Grauens im Wald bei nächtlicher Stunde, charakteristisch vor allem die hier bereits begegnende Bevorzugung der Morgen- und Abendröte. Bei den Schilderungen der beiden Naturschauspiele zieht die Ausdrucksweise nicht so sehr ihrer Qualität nach die forschende Aufmerksamkeit auf sich, denn in der Mehrzahl der Fälle scheint es sich um eine Verwertung von übernommenen Formeln zu handeln und nur selten überrascht eine originell anmutende Stelle wie etwa der kecke Vergleich aus dem fragmentarischen Lustspiel in fünf Akten „Die Entfuehrung" (1789): „Er flocht mit ämsger Hand aus Rosen einen Kranz Und steckt' ihn in mein Haar, und küßte mich, Und sagte mir daß er in meinen Haaren Wie Abendroth auf braunem Acker prange." Bemerkenswert ist dagegen in einigen Fällen die Intensität des Ausdrucks: als ob sich der 16jährige gar nicht satt sehen könnte an dem Schauspiel, gar nicht satt schreiben an der Schilderung, die in seiner späteren Produktion immer wiederkehren wird. Die unbe-

holfene Verstechnik gibt diesen ersten Versuchen, eine übermächtige Empfindung darzustellen, etwas Rührendes. So sagt er zu Beginn einer ganz talentvollen Übung „Niobe. Versuch eines kleinen Dramas in einem Aufzuge". (1790), die effektvolle Wirkung von Purpur und Gold bereits vorwegnehmend:

Seht, wie in tiefer Ferne Morgenroth
Sich wiegt auf lichtem Gold, durch Silber schwimmt,
Wie sich die Feuerglut im Meere spiegelt.
Der leise Zephyr treibt Gewölke vor sich her,
Und bader sie im Purpurmeer, in goldne Fluten;
Ha! Majestätisch steigt die Sonne selbst empor . . .

ebenda, Vers 483, noch rührender:

Ha! ich sehe euch schon!
Schwebend gleitet ihr durch des
Abends purpurne Gluth —
Wallt auf goldenen Wolken!

In dem zweiaktigen Schauspiel mit Gesang „Die Friedensfeyer" finde ich die erste Spur einer zugleich wahrheitsgetreu und poetisch fein wollenden Wiedergabe einer komplizierten Wahrnehmung:

Wie schön die Sonne untergeht, den Himmel
Durchfließt ein mildes Roth, und goldne Streifen wallen
Mit Violet gesäumt durch diese rothe Fluth.
Wie schön der Sonne letzter Feuerschimmer
Durch diesen dunkeln Eichenwald sich drängt,
Um dieses Sees Silberwellen noch einmal
Zum Abendgruß zu küssen, wie im Osten
Der goldne Nebel in den Schein des Abends schwimmt;
Sieh, um den rothen Thurmknopf ferner Dörfer
Spielt flatternd flammend Gold: es sinkt
Von Rosenwolken auf das Gras kristallner Thau,
Und lagert sich im Busen junger Blumen,
Und zittert an der Spitze des gebeugten Grases.

Man wird diese umständliche Beschreibung z. T. gewiß auf literarische Anregungen zurückführen können, stammt sie doch aus einer Zeit, in der der jugendliche Enthusiast die Shakespearesche Naturpoesie in seiner „Sommernacht" nachempfindet; aber man wird wohl auch den angehenden Verfasser der „Phantasien" nicht verkennen; an deren Stil gemahnen auch zwei Rot-Wahrnehmungen, die ich der zweiaktigen dramatischen Schilderung „Der Gefangene" von 1790 entnehme: (V. 55) „Das golddurchflossne Morgenroth des Glücks", (V. 337) „Und schon durchfliegt im Purpurkleid der Abend seine Bahn" [1]).

[1]) Ich habe mit gütiger Erlaubnis der Verwaltung der kgl. Bibliothek Berlin im Herbst 1907 die Jugendarbeiten Tiecks zu meinen Zwecken exzerpiert. Über Tiecks Nachlaß vgl. Hauffen im Archiv für Literaturgeschichte 15 (1887) 316 ff.; einzelne ungedruckte Dramen besprochen von E. A. Regener, Der junge Tieck.

Die angezogenen Stellen aus dem Nachlaß mögen die Grundlage für jene Beobachtung abgeben, die meiner Meinung nach in Steinerts Studie bei weitem nicht scharf genug betont ist: der junge Tieck hat sich an der roten Farbe geradezu berauscht. Mießner hat nachgerechnet, daß in den Gedichten Tiecks die rote Farbe ihrer Häufigkeit nach von Grün und selbst von Gold um mehr als das Doppelte übertroffen werde: für die Jugendarbeiten trifft dieses Verhältnis sicher nicht zu, hier überwiegt das Rot zuweilen auch quantitativ. Und von dem Gefühlswerte dieser Farbe kann man sich schwer eine zu große Vorstellung machen. Steinert belegt die Lust an Rot besonders aus der Dichtung „Kaiser Octavianus" (1801/2): aber im „Octavianus" fehlt das Unmittelbare, Naive, hier hat Rot seine Selbstherrlichkeit in dem Maße eingebüßt, daß es in einer erklügelten Disputation seine Reize gegen Weiß verteidigen muß (der Streit der Rose mit der Lilie). Auch die große Farbendebatte im „Zerbino" geht begreiflicherweise auf eine symbolische Ausmünzung der einzelnen Farben aus und operiert mit spitzfindigen Vernunftgründen. Rein gefühlsmäßig hingegen äußert sich die kindliche Freude am roten Schein in der Tragödie „Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens" (Romantische Dichtungen 2, 465 bis 506), die nach Ranftls treffender Bezeichnung eine Art „Symphonie in Rot" darstellt. „Aber es geht doch keine Farbe über Roth: in dieser trotzigen Behauptung des kleinen Mädchens (S. 469), das immerwährend von seiner roten Mütze spricht, ist das Thema des Dramas angegeben; deutlicher spricht es sich in einer Szene zwischen Rothkäppchen und Jäger aus, die im Unterschied zu „Zerbino" und „Octavianus" durchaus kein gerechtes Abwägen der verschiedenen Farben

und H. Hemmer, Die Anfänge L. Tiecks; andere sind noch unbearbeitet. Einen Überblick bietet Witkowski in der vorzüglichen Einleitung zu seiner Tieckausgabe. (Das „Reh" ist zu streichen). Ergänzend sei bemerkt: Im Drama „Siward" von 1789 schlägt der junge Poet eines seiner Lieblingsthemen an, indem er einen guten, ehrgeizigen Menschen vorführt, der plötzlich zum Bösewicht umschlägt; gleich Abdallah, Lovell, Golo. — An nicht weniger als drei Stellen bekundet der künftige Dichter des „Gestiefelten Katers" sein Interesse fürs Katzengeschlecht: In einer titellosen Verwechslungskomödie, die den alten Menächmenstoff (der beiden Zwillingspaare) auffrischt, spielt der dumme Bruder immerfort mit der Katze; und da die Katze Peter heißt, gleich einem der beiden Diener, gibt dies Stoff zu neuen Irrungen. Auch in der Posse „Die Heyrath" spielt ein einfältiger Mensch mit der Katze. Ein ähnliches Motiv in einem unbetitelten Lustspiel, dessen Hauptperson Herr von Ahlfeld heißt und in dem Szenen aus einem Trauerspiel „Simson" vorgelesen werden. — Für den Verfasser des „Katers" und der „Verkehrten Welt" ist die Technik einer zweiaktigen Posse „Der letzte Betrug (Bärger als der erste, oder Der betrogene Bräutigam" von Bedeutung: Zum Schluß des ersten Aufzuges wird davon gesprochen, daß noch ein zweiter folgt, im zweiten sagt eine Person, diese Komödie lasse sich leicht in eine Tragödie verwandeln, und das Stück endet mit einer Rede ad spectatores: auf die Frage nach irgend einem Zeichwort wird nämlich geantwortet: „Da sein Sie nur so gut und fragen Sie die Herren und Damen, sie sind vielleicht so gut und sagen es Ihnen."

reize beabsichtigt, sondern eine kecke Verherrlichung der frischen Lieblingsfarbe gibt (S. 481):

Rothkäppchen: Die Jacke würde euch noch besser sitzen,
Wäre sie schön roth wie meine Mütze.
Jäger: Die ganze Welt kann doch nicht wie deine Mütze sein,
Es muß auch andre Farben geben,
Die grüne Farbe, bei meinem Leben,
Die macht einen allerliebsten Schein.
Rothkäppchen: Grün ist ganz gut und dient zur Noth,
Doch geht keine Farbe über Roth.
Jäger: Der Wald ist grün, die Erde ist grün,
Wo du nur wendest dein Auge hin,
Es ist was in der Farbe, ein Wesen —
Eine Art, — ein Blick, — ein gewisses Wesen, —
Ein Glanz, — versteh mich, — eine Art von Wesen
Rothkäppchen: Das Grün ist wie geringe Leut,
Man findet es so allerwege
Auf jedem Busch, jedwed Gehege
Da wächst es; ach du liebe Zeit!
Doch ist von da zu Roth noch weit,
Das Roth macht gleich die Augen rege . . .

Zum Überfluß fliegen dann noch zwei Rotkelchen vom Baum und springen um das Mädchen herum: „Rothkäppchen! Rothkäppchen!" — „Was wollen die Vögel von mir?" — „Schön guten Tag! wo gehst du von hier?" — „Nach Hause, ei sieh die artigen Dinger, Wie sie auf den kleinen Beinchen springen, Die haben auch Roth um den Hals und die Brust, So'n Vögelchen ist eine herrliche Lust!" „Du bist ein Rothkehlchen, Wir sind wie Rothkäppchen . . ." — „Ach! ihr lieben Gesellen Hat euch nicht Gott der Herr eben Selbst rothe Mützen gegeben, Wer wollte solch Urtheil fällen, Daß er an den lieblichen hellen Bunt Farben und lustigem Leben Nicht hätte Gefallen . . ."

Von der glühenden Verehrung des jungen Dichters für die lebensfreudigste aller Farben zeugen am besten einige kleine Versuche in Prosa, deren rote Färbung kaum hinter der Tendenz des „Rothkäppchens" zurücksteht. Da ist etwa das kurze Idyll „Almansur" von 1790 (Schriften, Band 8), auf dessen 18 Seiten mehr als zwanzigmal von rotem Schein gesprochen wird; ich zähle die Bezeichnungen auf: Abendroth (fünfmal), Morgenröthe (zweimal), Purpur der untergehenden Sonne, Glut des Himmels, das rosenrote Gewebe des Morgens, das purpurne Gold des Himmels, sanftes Roth des Abendscheins), Rosenbett (des Tages), rosenroth (vom frischgebadeten Tag), vom rothen Glanz (der Sonne) umflossen, unter mir glüht der See, über mir flammt der Himmel, Rosenwellen (des Sees), Rubin (sonnenbeschienener Tau), Glut der Rose, Purpurmantel des Königs, seine Schultern umfließt der Purpur . . . Man fühlt sich an ein bekanntes Wort Heinses erinnert: „Wenn ich Landschaftsmaler wäre, ich malte ein ganzes Jahr weiter nichts als . . .

Sonnenuntergänge", wenn man Tiecks Unermüdlichkeit im Nachdichten dieses Schauspiels betrachtet. Ähnliches gilt von der kurzen Erzählung „Die Brüder" (1795: 8, 243), ähnliches von einigen Partien des „Abdallah" und besonders des „William Lovell", in welch letzterem auch die Namen Rosa, Rosalinde auf die koloristische Prädilektion hinzuweisen scheinen und in dem (z. B. zu Beginn des zweiten Teils) deutlich zutage tritt, daß das Rot für Tiecks Gemüt zumindest einen doppelten Gefühlswert besaß. Einmal war es ihm der Inbegriff des Lebens und des Lachens und des Tages, so daß er „Röte" als Synonymum für „Tag" gebrauchen konnte („die Sonne neiget, die Röte flieht", heißt es in „Magelone"); auf diese Verwendung weisen unter anderem die prächtigen Vergleiche zwischen (Morgen)-Rot und Fahne hin (Lovell Bd. 7, 12): „das Morgenroth schwang durch den Himmel seine purpurrothe Fahne"; „Alla-Moddin" 11, 350; „des Morgenrothes flammende Standarte"; „Genoveva": 2, 140 „Wo schwingst du — Glück — die hochroten Fahnen?") Daneben verbindet sich die Wahrnehmung Rot auch mit der Vorstellung von etwas grausigem, das dämonische Element in Tiecks Poesie zieht die schauerlichen Beleuchtungseffekte eines blutrot aufgehenden Mondes, einer zauberhaften nächtlichen Feuerkugel heran: und es ist wohl bezeichnend für diesen Stimmungswert der Farbe, wenn in einer späten Schauernovelle, die nicht mehr unter dem Einfluß eines Grosse, sondern eher im Zeichen E. T. A. Hoffmanns steht — wenn im „Pietro von Abano" (23, 333; 337) wiederum ein Effekt aufgeboten wird, der mit purpurrotem Licht, roten Teppichen, glänzendem Scharlach spielt. Ist ja die einst so schrankenlose Freude an Rot überhaupt nie aus Tiecks Dichtungen geschwunden, mag sie auch ihr fieberhaftes Ungestüm verloren haben. Auch der gereifte Erzähler weiß dem Wunder eines Sonnenunterganges immer neue Reize abzugewinnen; von den späteren Beobachtungen Tiecks erscheint mir eine besonders bemerkenswert: es heißt vom scheidenden Strahl (4, 281), daß er die Gegend „wie mit rotem Blute" besprengt, ähnlich verwandelt sich ein Wasserfall in Blut („Aufruhr in den Cevennen", bei Minor, S. 287), und in der „Sommerreise" wird gar die Frage aufgeworfen: „kann man nicht ... diese Röten ... als Blut des Heilandes ... anschauen?" (23, 37). Liegt hier die folgerichtige Ausbildung eines geschauten Bildes vor? oder ist der Meister, Tieck, von einem seiner mystischen Schüler, etwa von Zach. Werner, beeinflußt?

Ich habe das Kapitel von Tiecks „Rot" nicht erschöpft. Doch ist wohl eines klar: auch diese Farbenbetrachtung zeigt, wie organisch, mit H. Hemmer zu reden, das Dämonische aus Tiecks Verfassung herausgewachsen ist. Auch ein zweites wird uns nun verständlich: wie suggestiv mußte auf ein für Morgenrot so empfindliches Gemüt eine Schrift wirken, deren Titel „Morgenröte" hieß! wie tief begründet war Tiecks Disposition, die ihn den mystischen Anregungen Jacob Böhmes zugänglich machte!

Die Luſt an intenſivem Kolorit, lehrt Steinert, paarte ſich bei Tieck mit einer Vorliebe für die Bewegung der Lichtſcheine. Das volle Auskoſten eines Genuſſes alſo und dabei doch die Sehnſucht nach ſtetem Wechſel. Aber noch von einem anderen tiefen Kontraſt war Tiecks Schwärmerei für die Farbe durchzogen, vermöge eines anderen Grundſatzes vertauſchte er das ſcheinbar Abſolute der Sinnenfreude mit einem echt romantiſchen Relativismus. Er verſenkte ſich wohl in den Genuß der Lichterſcheinungen, blieb ſich aber bewußt, wie ſubjektiv und wie ſehr an die Seele des Genießenden gebunden jedwede Farbenſeligkeit, jedweder Farbenrauſch bleibt. In „William Lovell" heißt es (6, 274): „Das iſt eben das Hohe in der menſchlichen Seele, daß ſich ihr einfacher Strahl in ſo unendlich mannichfaltige Farben brechen kann; ich gebe Dir zu, daß keine von allen die wahre ſei, aber eben ſo wenig kannſt Du behaupten, jene iſt ganz verwerflich, weil jedes Auge jede Farbe anders ſieht, und Du das vielleicht Blau nennſt, was mir als Roth erſcheint." Derſelbe Standpunkt iſt auch ſonſt vertreten: „Am Ende ſieht auch jeder die Farben anders," wird in einer anderen Jugendarbeit geſagt (15, 243), und noch in dem ſpäten „Hexen-Sabbath" (20, 203) wird den Phänomenen des Lichtes gegenüber ein „Ignorabimus" gepredigt. Tiecks Skepſis in der Frage nach einer Gleichartigkeit, daher Mitteilbarkeit einer Geſichtswahrnehmung reiht ſich ſeinen ſonſtigen durch und durch zweifelſüchtigen Betrachtungen über Welt, über Kunſt, über Sitte an, bildet ein Glied ſeiner jugendlichen Anſchauung, die mit dem Namen nihiliſtiſcher Solipſismus nicht gar zu ſchwarz bezeichnet ſein dürfte. Widerlegen läßt ſich jene Zweifelſucht nicht auf wiſſenſchaftlichem Wege[1]), ſondern durch das Leben ſelbſt, da ſie ja in ihren Folgen zur Aufhebung aller Verſtändigung, auch der Kunſt, führen müßte: uns jedoch liefert Tiecks Skeptizismus der Farbe gegenüber ein neues Argument dafür, wie innig die Anſchauung über die Farbe mit dem übrigen Weltbilde eines Denkers verquickt iſt. „Denn," um mit Steinerts Worten zu ſchließen, „wie beim Maler, ſo geht auch beim Dichter die Farbengebung auf den geſamten Charakter des Menſchen und Künſtlers zurück. Darin aber liegt zugleich die Schwierigkeit, die eine lückenloſe hiſtoriſche Darſtellung des Farbenempfindens in der romantiſchen Poeſie zu einem gewichtigen Unternehmen machen würde: ſie wäre nichts Geringeres als eine Geſchichte der romantiſchen Perſönlichkeit"[2]).

Prag, im September 1910. Ottokar Fiſcher.

---

[1]) „Wir können ja auch nicht die Frage entſcheiden, ob z. B. die Rotempfindung eines Normalen mit der Rotempfindung eines andern Normalen genau identiſch iſt. Trotzdem dürfte aber niemand daran zweifeln, daß die Rotſehſubſtanzen bei den beiden Normalen . . . genau identiſch ſind." (F. Schenck in Pflügers Archiv für die geſamte Phyſiologie 118, 1907, 152).

[2]) Ich halte eine Reihe von Nachträgen zu dem an guten Beobachtungen reichen 2. Hauptteil („Das Farbenempfinden in der außertieckſchen Dichtung der

Glawe Walther, Die Religion Friedrich Schlegels. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Berlin 1906 [1905], Trowitzsch & Sohn. 3 M.

Lederbogen F., Friedrich Schlegels Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Genesis der historischen Weltanschauung. Leipzig 1908, Dürr. 4 M.

Zusammen mit Paul Lerchs Erlanger Dissertation „Friedrich Schlegels philosophische Anschauungen in ihrer Entwicklung und systematischen Ausgestaltung" (1905) beweisen die Schriften von Glawe und Lederbogen, daß die Forschung endlich auch in die geistige Arbeit des alternden, katholisch gewordenen Fr. Schlegel einzudringen beginnt und nicht länger bei dem Jahre 1808 Halt machte. Schon vor der Veröffentlichung der Briefe Fr. Schlegels an Frau von Stransky (1907) setzten diese neuen Bestrebungen ein; vielmehr konnte keiner der drei Forscher aus dieser Quelle schöpfen, auch Lederbogen nicht, dessen Arbeit zwar später hervortrat, wahrscheinlich indes abgeschlossen war, als die Briefe erschienen. Lederbogen kennt im übrigen die Literatur über Fr. Schlegel noch am besten. Lerch und Glawe verwerten nicht einmal J. Minors Ausgaben der Jugendschriften, geschweige daß sie Entlegeneres benutzten. Freilich lenkt Lerch seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf Fr. Schlegels Spätzeit. Dabei spannt er gedanklich den Rahmen am weitesten und zieht die gesamten philosophischen Anschauungen in Betracht, während Glawe auf Religion, Lederbogen auf Geschichtsphilosophie sich einschränkt. Selbstverständlich gibt es Gebiete, auf denen alle drei Arbeiten zusammentreffen. Lerch erörtert Schlegels religiöse Metaphysik und seine

---

Romantik") vorläufig zurück. Auf das Problem der „Gütergemeinschaft der Sinne" (Verbindung von Farbe und Klang gehe ich nicht ein, da ich bereits in Dessoirs Zeitschrift für Ästhetik 1907) einen von Steinert abweichenden Standpunkt eingenommen habe. Ich habe heute, nach der Durchsicht von Tiecks Nachlaß, jenem Aufsatz einiges hinzuzufügen. Literarisch bedingt scheinen die (handschriftlichen) Wendungen „Die Töne stiegen über die weiten Felsenwände, und versinken Immer leiser nach und nach in des Stromes stürmendem Wellenschlag" (aus dem „Mährchen vom Rosstrapp") und „singt ihnen den Gesang entgegen, daß er wie Frühlingsluft um ihre Locken wehe" aus „Friedensfeyer"), auf tatsächliche, das heißt psychisch bedingte „Synästhesie" deutet keine Stelle des Nachlasses hin. Dies ist zwar bedauerlich, da es sich um allererste Versuche handelt und die Neigung zu doppeltem Empfinden in der Jugend am stärksten zu sein pflegt, war aber vorauszusehen, da auch der entschiedenste Synästhetiker für seine eigentümliche Fähigkeit erst auf Grund von literarischen Anregungen die adäquate Ausdrucksweise findet. Daher wäre die literarische Seite der Frage noch stärker herauszuarbeiten, eine endgiltige Lösung wird wohl nicht zu erzielen sein, bevor die Zusammenhänge Tiecks mit Heinse in aller Bestimmtheit klargelegt sind, besonders bevor das ungemein schwierige Thema „Jean Paul und der junge Tieck" erledigt ist.

Geschichtsphilosophie, Glawe erwägt, wie Schlegel den Menschen historisch betrachtet, und Lederbogen hebt das Religiöse von Schlegels Geschichtsauffassung hervor. Daher verhält sich Lerch als vorsichtiger Berichterstatter; er begnügt sich systematisch zu ordnen, was er vorfindet, und gelangt zu einem übersichtlichen Auszug aus Schlegels Schriften. Glawe ist mit seinem meist absprechenden Urteil rasch zur Hand. J. Minors lehrreiche Anzeige (Deutsche Literaturzeitung 1908, Sp. 480 f. charakterisiert die zwecklose und unwissenschaftliche, mindestens unhistorische Schärfe Glawes. Lederbogen schürft weit tiefer, gibt nicht nur einen guten Überblick und Einblick, sondern findet auch den rechten Ton verständnisvoller Würdigung. O. Braun Kantstudien Bd. 14, S. 539 ff.) kann ihm in einer guten Analyse der Arbeit volles Lob spenden. Daß auch Lederbogen neueste, freilich oft recht schwer zugängliche Äußerungen über Fr. Schlegel nicht immer beachtet hat, sei ihm nicht zum Vorwurfe gemacht. Da er aus Eigenem erkennt, daß Fr. Schlegel die Begriffe des ‚Kreislaufs' und des ‚Maximums', die in seiner Bewertung antiker Kultur eine Rolle spielen, Herder danke S. 48 f.), war es sicher unnötig auf R. Alt und mich zu verweisen vgl. Euphorion Bd. 12, S. 213). Lederbogens bestes Verdienst ist, daß er die Lücken ausfüllt, die J. Goldfriedrichs Buch „Die historische Ideenlehre in Deutschland" (Berlin 1902) offen gelassen hat. Bei Goldfriedrich spielt Schlegel eine zu bescheidene Rolle. Dafür scheint wieder Lederbogen Goldfriedrichs Buch nicht zu kennen.

Dresden. Oskar Walzel.

Stifters Werke. Auswahl in sechs Teilen. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Gustav Wilhelm Berlin—Leipzig—Wien—Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Goldene Klassiker-Bibliothek. Hempels Klassiker-Ausgaben in neuer Bearbeitung. (1910). 5 M.

Ein gründlicher und umsichtiger Forscher hat für die Goldene Klassiker Bibliothek eine dreibändige Stifter Ausgabe besorgt. Neben den bedeutendsten Werken des Dichters, wie die „Studien", „Bunten Steine" und „Erzählungen", hat der Herausgeber auch auf eine treffliche Auswahl der kritischen, journalistischen und pädagogischen Schriften sein Augenmerk gewendet, die bisher dem weiteren Leserkreise weniger zugänglich waren. Es wäre nur die Frage aufzuwerfen, ob nicht auch in eine Sammelausgabe „Der Nachsommer" ganz hineinzubreiten wäre, da er ja so recht den Lebensinhalt und das geläuterte Glaubensbekenntnis der Stifterschen Poesie darstellt. Soll ja doch der Grundsatz leiten, auch in derartigen Ausgaben ein lückenloses Bild des Dichters zu geben. Wilhelm suchte dem durch eine Auswahl von zwei Kapiteln Genüge zu leisten.

Freilich muß man sich oft leider dem buchhändlerischen Maßstab unterwerfen. Auch für den Zeitgeschmack scheinen die drei Bände „des Nachsommers" nicht so leicht verdaulich zu sein. Allein für letzteren sind gewiß die langen philosophischen Gespräche in Wielands „Agathon" oder auch die Dialoge über die Kunst in Heinses „Ardinghello" ebensowenig verlockend, wie die abgeklärten Kapitel im „Nachsommer".

Es kann der Ausgabe Wilhelms nicht der Vorwurf gemacht werden, bei der Reinigung des Textes unkritisch verfahren zu sein. $A^4$, die Stereotypausgabe, ist sowohl von Wilhelm als auch von der Prager kritischen Ausgabe als Grundlage angenommen worden. Allein dieser Grundlage ist durchaus nicht immer jener strenge Glaube zu schenken, den ihr Wilhelm beigemessen hat. Es ist ja überhaupt nicht ausgemacht, ob die Varianten in $A^4$ von Stifters Hand stammen. Jedenfalls wurden darin von allen Herausgebern Druckfehler konstatiert. Demnach sind alle Varianten von $A^4$ streng zu prüfen; und da zeigt öfter $A^1$, die erste Auflage, den besseren, ja den richtigen Weg. In den folgenden Stellen, die behandelt werden, ist zugleich der Standpunkt der kritischen Ausgabe der „Sämtlichen Werke Adalbert Stifters" (Prag) vertreten. Diese Ausgabe hat in besonders zweifelhaften Fällen $A^1$ als maßgebend angenommen. Im folgenden seien einige Textstellen klargestellt:

Wilhelm: III. „Schwestern" 273: „Neben dem Schlafzimmer der Mutter [= Viktoria!] . . . befand sich ein Zimmer, das ausschließlich zur Aufbewahrung der Bücher diente. In einem großen, die ganze Wand deckenden Kasten waren sie aufgestellt, und hie und da waren gepolsterte Sitze und Tischchen zum Lesen. Die Bücher hatten lauter alte, aber sehr zierliche, mit Gold eingelegte und durch die festen Lederstoffe für die Dauer berechnete Einbände. Es sah aus, als wären sie sämtlich Teile aus einer großen, schon durch lange Zeit bestehenden Büchersammlung."

Also die Bibliothek Viktorias, der Gemahlin Rikars. Auf S. 285 erzählt nun Rikar:

„Wenn es so fortgeht, so kömmt doch vielleicht wieder eine Zeit, wo wieder Gemälde in dem Hause sind, und wo wieder die Bücher da sind, die ich verloren habe — zwar nicht die nämlichen, die in meines Vaters Sammlung waren, — wo werden die sein — aber doch andere desselben Inhalts, die ich dann so binden lasse wie die Kornelias [!], die sie aus der alten Sammlung gerettet hat."

„Kornelia", ein unzweifelhafter Druckfehler für Viktoria; denn Kornelia ist die alte „Amme", „das alte Mütterlein", in Rikars Hause, von deren Büchern natürlich nie die Rede ist! Der Druckfehler zieht sich durch alle Auflagen hindurch von $A^1$ bis $A^6$ und Wilhelm übernahm ihn ebenfalls.

Ein entschiedener Druckfehler von $A^4$, den Wilhelm übernimmt, liegt auch vor in „dem beschriebenen Tännling" III. 325:

„Wieder nicht weit von dem Häuschen . . . . steht ein Kirchlein." $A^4$ hat dem ($A^6$ zählt bei textkritischen Fragen nicht mit). $A^1$ hat die einzig richtige Lesart „den"; denn auf derselben Seite heißt es: „Nahe an der Milchbäuerin stehen zwei Häuschen auf dem Rasen." In dem ganzen „Tännling" ist nur von den zwei Brunnenhäuschen die Rede.

Ein ähnlicher Fall erscheint in den „Schwestern", Wilhelm, III. 241 (und $A^4$):

„Was mir besonders auffiel, war, daß in jedem der Gemächer wohl ein Spiegel an der Wand war, sonst aber nichts erblickt werden konnte, was etwa wie ein Gemälde oder wie ein Kupferstich ausgesehen hätte. Es ist dies eine seltene Tatsache in Wohnungen und Landhäusern."

Die Verbindung in Wohnungen und Landhäusern ist unverständlich; denn Landhäuser sind doch auch „Wohnungen". $A^1$ ist zwar fehlerhaft, leitet aber auf den richtigen Weg: „in Wohnungen vor Landhäusern"; vor ist aus dem allein richtigen von verdruckt. So ist also die Stelle ohne weiteres klar: Wir befinden uns mit Otto Falkhaus in dem Landhaus Rikars; hier ist kein Gemälde und Kupferstich, eine Seltenheit „in Wohnungen von Landhäusern". Es könnte höchstens unter „Wohnung" Stadtwohnung gemeint sein.

Auch im folgenden scheint Wilhelm irrtümlicher Weise $A^4$ gefolgt zu sein, während $A^1$ die richtige Lesart ist.

III. „Schwestern", 259: „. . . so zog sich doch immer wenigstens ein dünner Streifen Grün hindurch, auf den ich emporgehen und in dessen Lockerheit ich meinen Fuß einsetzen konnte." $A^1$ hat „auf dem", ist natürlich das Richtige und „den" in $A^4$ ist sicher ein Druckfehler, zumal sich $A^4$ öfters solcher Druckfehler schuldig macht.

Ebenso dürfte $A^1$ wohl $A^4$ im folgenden vorzuziehen sein, wo auch Wilhelm wieder $A^4$ wählte.

III. „Tännling", 357: „Nachdem Hanns den Baum so betrachtet hatte, nachdem er eine Weile so gestanden war, knüpfte er sich den Rock bis ans Kinn zu . . ."; $A^1$ bietet „knöpfte . . . zu"; sowohl der Sprachgebrauch als auch Grimm, D. W. 5, 1518 lehrt, daß „das später geformte ‚knöpfen' davon (von knüpfen) unterschieden" ist, daß es „nur auf Kleiderknopf geht . . ."

Desgleichen im „Tännling" S. 349 dürfte man lieber $A^1$ statt $A^4$ gelten lassen; auch hier hält sich Wilhelm an $A^4$: „. . . . da an der Tafel Lebehoch ausgebracht wurden . . . . auf alle wackeren Heerführer, . . . . auf jeden rechtschaffenen Mann und sämtliche schöne Frauen"; $A^1$ setzt „sämtliche schönen Frauen". Diese schwache Biegung ist bei Stifter gebräuchlicher und mit Rücksicht auf „alle wackeren Heerführer" eher anzunehmen. Dagegen verbessert Wilhelm einen Druckfehler von $A^1$ und $A^4$ „verwenden" in „verwinden", der in der kritischen Gesamtausgabe III. $279_{31}$ noch steht.

Es wären noch weitere Fälle aufzuzählen, wo $A^1$ die glaubwürdigere Lesart bietet; es sollten aber nur ganz klare Fälle angeführt sein. Hier möge auch gestattet sein, eine Textstelle zu korrigieren, die schon im II. Band der kritischen Gesamtausgabe ($200_{29}$) falsch behandelt worden ist und die auch Wilhelm so bringt. Hier hat $A^4$ das Recht auf seiner Seite.

$A^1$, die kritische Ausgabe (II. $200_{29}$) und Wilhelm (II. $82_{36}$):

„In jedem Thale und in jeder Krümme des Waldlandes zog und rauschte ein Bächlein, und floß zwischen den Gebüschen, die in dem Thalgrunde und in den Rinnen standen, die warme, feuchte Waldluft,[1]) bis draußen, wo die Getreide begannen, breite Bäche flossen, ein Fluß wandelte, und eine trockne Luft über die Felder und die Häuser der Menschen ging."

$A^2$, $A^3$, $A^4$:

„In jedem Thale und in jeder Krümme des Waldlandes zog und rauschte ein Bächlein, und floß zwischen den Gebüschen, die in dem Thalgrunde und in den Rinnen standen, wie warme feuchte Waldluft, bis draußen, wo die Getreide begannen, breite Bäche flossen, ein Fluß wandelte, und eine trockne Luft über die Felder und die Häuser der Menschen ging."

Wo ist im ersten Falle zu „floß" das Subjekt? Kann „die warme, feuchte Waldluft" als Subjekt gelten? $A^1$ beging den Druckfehler, „die„ statt „wie" zu setzen, welches $A^2$ sofort verbesserte und $A^4$ richtig aufnahm. Das Satzgerippe lautet also: „In jedem Thale ..... zog und rauschte ein Bächlein und floß zwischen den Gebüschen ..... wie warme, feuchte Waldluft, bis draußen ..... breite Bäche flossen, ein Fluß wandelte, und eine trockne Luft über die Felder und die Häuser der Menschen ging." Daß in dem „wie" eine feine und Stifter geläufige Naturbeobachtung liegt, mögen folgende Parallelstellen beweisen: Narrenburg, $100_{26}$: „an einem Flusse, der so klar floß, als walle nur dichtere Luft längs der glänzenden Kiesel —" Erzählungen, 91: „Es war so, wie der Großvater gesagt hatte, wenn sich das Wasser in seinem Steinhause nicht gerührt hätte, wäre es von der Luft nicht zu unterscheiden gewesen." — Hochwald, $257_{18}$: „Zu erwähnen ist noch eine eiskalte Quelle, in einer Felsenvertiefung stehend, von solcher Durchsichtigkeit, daß, wenn das Gestein naß war, man nicht wußte, wo die Luft aufhöre, und das Wasser beginne." — Erzählungen, 80: „und dann quillt es irgendwo hervor und macht ein kleines Bächlein oder in der Steinmulde ein Brünnlein so hellen Wassers, daß du nicht weißt, wo die Luft aufhört und das Wasser beginnt."

Der Ausgabe hat Wilhelm eine gründliche biographische Einleitung vorangesetzt. Jede Novelle wird dann auf ihre Entstehung hin, nach ihren literarischen Einflüssen und ihrer technischen Entwicklung genau und weise geprüft. Das schönste Verdienst des Herausgebers ist es, daß er bei Stifter etwas mehr den Schwerpunkt auf die Verwandtschaft

[1]) Bei Wilhelm fehlt, um den Sinn zu retten, dieser Beistrich.

mit Goethe, Herder, also mehr auf Stifters Stellung zu dem Kreis der Klassiker verlegt. Die bisherige Forschung würdigte zwar auch schon das Verhältnis Stifters zu Goethe (vgl. krit. Ausg. I. XXIX und Pollak, „Deutsche Arbeit" VI. Jahrg. 1907. S. 220—235), war jedoch vor allem mehr bemüht, die vielfachen Beziehungen aufzudecken, mit denen Stifter im Reiche der Romantik hängt. Die Frage wird in einer künftigen abschließenden Monographie historisch-genetisch zu lösen sein. Wilhelm spezifiziert mit feinem Verständnisse und sorgsamer Belesenheit sein Forschen bei jeder Erzählung immer in Beziehung auf Goethe und Herder, aber auch auf Feuchtersleben „Diätetik der Seele" und Wilhelm v. Humboldts „Briefe an eine Freundin": lauter Quellen, die in dem von Stifter im Verein mit Aprent geplanten Lesebuche liegen. Überzeugend gelang es besonders bei der Erzählung „Brigitta", durch Parallelisierung einen deutlichen Einfluß von Goethes Romanen „Wilhelm Meister" und „Wahlverwandschaften" nachzuweisen. Der Ahorngarten mit den phantastischen Stücken und Zwergen auf der Insel des „Hagestolz" gemahnt an den Garten des Prinzen Pallagonia in Bagaria, von dem Goethe in seiner „Italienischen Reise" erzählt. Einen Vergleich des Paria-Motives in der „Narrenburg" mit Goethes Paria-Legende habe ich bereits in dieser Zeitschrift (XVI. 591) angestellt. Die Gegenüberstellung von Stifters „frommen Spruch" und Goethes Novelle „Der Mann von fünfzig Jahren" und der in den „Wahlverwandschaften" eingestreuten Erzählung „Die wunderlichen Nachbarskinder" zwingt gewiß den Glauben an eine Beeinflussung Goethes auf. Doch möchte ich im „frommen Spruch" bei dem gemessenen Ton, bei der Wiederholung von formelhaften Wendungen, wie Gruß und Anredeformeln, auch auf die epische Sprache Homers hinweisen.

Überall geht Wilhelm mit möglichster Gründlichkeit zu Werke. So wird für die Schilderung der Puszta in „Brigitta" ein Werk von Karl Ritter (1839, Gartendirektor, ausfindig gemacht. Für die Schilderung der Schwestern Milanollo wird die Autorschaft der „Wiener Zeitschrift" vom 1. Mai 1843 aufgestellt. Herders „Ideen" werden bei jeder Gelegenheit, besonders auch bei den „Bunten Steinen", ferner bei den Schriften über Politik fruchtbar ausgeschöpft. Immer werden auch Feuchtersleben „Diätetik" und Humboldts „Briefe an eine Freundin" herangezogen. Jean Pauls „Vorschule" wird natürlich nicht vergessen. Ausgezeichnet ist für das Sammelwerk „Wien und die Wiener" die zeitgenössische Literatur zusammengetragen und gründlich verwertet. — Nur ganz vereinzelten Zweifeln möchte ich Raum geben, die ich zufällig vielleicht beseitigen kann: „Wien und die Wiener" 6. 16: „Wie eine holde goldene Leiter, schien mir's, gingen diese gedämpften Töne von den geliebten Lebenden zu uns hernieder;" vgl. dazu das Jugendgedicht Eichendorffs (Pissin, S. 26), das in „Ahnung und Gegenwart" zum ersten Male gedruckt und von Stifter sicher gelesen wurde:

„Schlingend sich auf Bäum und Zweigen,
In dein stilles Kämmerlein
Wie auf goldnen Leitern steigen
Diese Töne aus und ein."

Wilhelm empfindet das Bild (zwar ohne Beleg) als von der Phantasie Jean Pauls angehaucht. Ähnlich trifft 2, S. 178, für Stifters Bezeichnung „Baumkirchhöfe" (Holzschlag) mehr eine Jean Paulsche Stelle zu: Titan (Kürschners Nat. Bibl. I. 237): „Er kam durch das alte Schloß in einen abgesägten Baumgarten, gleichsam ein Baumkirchhof". — Die Anmerkungen zur Ausgabe enthalten manchen Schatz von Parallelen und Andeutungen. Sie sind gründlich, philologisch genau und verdienten, noch bereichert zu werden. Ein Register am Schluß würde die Ausgabe noch mehr zieren. Mehrere Parallelen aus Jean Paul sind bereits in dieser Zeitschrift zusammengestellt (XVI. 137 ff.), woraus Wilhelm auch sonst zitiert. Zu der Stelle „Feldblumen" 6. 220: S. 127. Z. 37: „Emil ist überall hoch und schön, wie eine große, ruhevolle Alpe" ergänze ich noch: Jean Paul, Titan III. 35: „und da Albanos Seele war wie ein sonnentrunkenes Gebirge am Abendlicht, . . ."

Die Ausgabe Wilhelms muß allen Freunden und Kennern Stifters aufrichtige Freude machen, dem Literarhistoriker gibt sie viel schöne Aufklärungen. Sie ist von den bisher hergestellten Sammelausgaben in philologischer Behandlung und literarhistorischer Ergründung entschieden die solideste und beste.

Prag. Franz Hüller.

Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Band XXII und XXIII: Adalbert Stifters Sämtliche Werke. Dritter Band. Studien. Dritter Band. Herausgegeben von Franz Hüller, Karl Kobliſchke, Josef Nadler. Mit 7 Lichtdrucktafeln. Prag 1911. Adalbert Stifters Sämtliche Werke. Vierter Band. Studien. Vierter Band. Unter Mitwirkung von Franz Hüller herausgegeben von Leopold Müller und Josef Nadler. Mit 1 Lichtdrucktafel. Prag 1911. J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung. (Robert Lerche). Preis 5 $K$ = 5 Mk.

Gleichzeitig mit Wilhelms Ausgabe ist der dritte Band „Studien" der kritischen Gesamtausgabe, die unter der Leitung Aug. Sauers fortgesetzt wird, erschienen. Im Entwurfe zum Teil bereits 1908 abgeschlossen,

haben diesen Band sowie auch den vierten Band der „Studien", der soeben ausgegeben wird, innere und äußere Verhältnisse in bescheidener Verborgenheit zurückgehalten. Der dritte Band bringt die Novellen „Abdias", „Das alte Siegel", „Brigitta" und „Der Hagestolz". Wie auch gleich die zeitgenössische Kritik anerkannte, ist Stifters Kunst hier zur herrlichsten Reife gediehen. Der Dichter ist hier der bewußte Erzähler, der ganz von der Regieführung zurücktritt, der die Macht der objektiven, schlichten Schilderung und die reine Tat wirken läßt. Die literarhistorischen Einleitungen suchen die Erzählungen gründlich von allen Seiten zu beleuchten. — An dem orientalischen Juden „Abdias" vollzieht sich das starre Walten der Naturgesetze, man kann es Vorsehung oder Schicksal nennen. Seine Schuld ist nur sein maßloses, leidenschaftliches Herz. Dem Dichter war das Orientalische nicht fremd, besonders die Dichtung der Wüste. Der ägyptische Jude ging aus einer Zeit hervor, in der ein Hammer-Purgstall in Wien sein exotisches Reich aufschlug. Der „Abdias" ist eine ähnliche „orientalische Perle", wie solche schon der Haideknabe im „Haidedorf" aneinander reihte. Es wird an die ganze exotische Literatur jener Zeit, wie Victor Hugos „Orientales" und Heinrich Stieglitz' „Bilder des Orients" (1831/33) erinnert. Auch der Weltenbummler Pückler-Muskau, dessen zarte tragische Geschichte mit dem Hindumädchen Machbuba sich in der Chelion-Figur der „Narrenburg" abspielt, scheint mit seinen Reisewerken Stifters Phantasie bereichert zu haben. Für die Lokalschilderung wird die nachgeahmte römische Ruine im Schönbrunner Garten herbeigezogen, in deren Nähe auch die „Angela" der „Feldblumen" beim vermeintlichen Stelldichein gesehen wird, ferner Stifters Gemälde: Vergangenheit, Römische Ruinen, Motiv das Heidentor bei Carnuntum. Am ergiebigsten fließen die Quellen aus der Bibel für die Sprache und Schilderung. Hat man schon gleich beim Erscheinen der Novelle Abdias mit Job verglichen, so werden jetzt auch Züge des ewigen Juden entdeckt. Jener sympathetische Magnetismus, die „Gewitterfreudigkeit" des Kindes Ditha, wird einerseits mit der Nachtseite der Natur der Romantiker in Kontakt gebracht, anderseits mit Goethes Wahlverwandschaften und mit Jean Paul, von dem direkte Parallelen angeführt werden. — Im „alten Siegel" und „Brigitta" löst der Dichter die heikelsten Eheprobleme in zarter, tiefer Weise. Die Sprache des eigenen, still verwundeten Herzens hat da mitgeredet. Literarische Reminiszenzen leiten sich von Jean Pauls „Heimlichem Klaglied", dem „Titan" und Hoffmanns „Gelübde" und „ödem Haus" her. Doch wäre hier die Beobachtung noch etwas auszudehnen, daß die erste Fassung bei weitem „Hoffmannischer", wunderbarer und spukhafter gehalten war: Das Ganze kommt Hugo „wie ein Zauberwerk, wie ein unbegreifliches Blendwerk" vor. Der Alte besonders, Dionys, erscheint mit allen Zeichen des Wahnsinnes: „Und so unheimlich freund-

lich sah er bei diesen Worten dem Jünglinge ins Gesicht, daß es diesem eiskalt durch die Glieder lief, und daß ihm augenblicklich einleuchtete, der Alte sei wahnsinnig." Apparat $224_{29}$. Wir erkennen in diesem Alten niemanden anders als den wahnsinnigen, steingrauen Pförtner der „Narrenburg". Dionys erscheint übrigens auch im Lindenhäuschen als Pförtner. Von dem Pförtner Ruprecht der „Narrenburg" sagt Stifter in der ersten Fassung: „. . der unheimliche Greis, den Heinrich mehr als einmal versucht wurde, für ein abgeschiedenes Wesen aus längst vergangenen Jahrhunderten zu halten", Apparat $26_{18}$. Ebenso kommt Hugo Cöleste vor: „ja es zuckte sogar einmal der tolle Gedanke auf, er liebe eine längst Abgeschiedene, die nur ihren Leib, nicht ihre Tracht verjüngen könnte." Ich werde anderen Ortes mehr als einen Beweis anführen, daß sowohl der „Hagestolz", als auch „Das alte Siegel" und „Brigitta" in jenen großen Novellenzyklus der Scharnafte gehört. — Auch in der ersten Fassung der „Brigitta" spielt der Major mehr den geheimnisvollen Magnetiseur. Besonders die Einleitung daselbst über die sympathetischen Kräfte im Menschen liegt in dem dunkeln Bereiche Hoffmanns. Die prächtige, originelle Schilderung der ungarischen Steppe ist nur mit Hilfe der guten Anschauung von den heimatlichen Heiden so gut getroffen, auch an Coopers Beschreibungen der nordamerikanischen Prärien konnte er sich schulen. Die menschlichen Staffagen dazu borgte er sich von Lenau. — An den Stoff des „Hagestolz" tritt der Herausgeber Jos. Nadler mit tiefer psychologischer Untersuchung heran. Er deutet aus diesem Hagestolzentum Schopenhauers „Metaphysik der Geschlechtsliebe" (1844) heraus. Tieck und Stifter seien die ersten, die in den Bann von Schopenhauers Pessimismus gezogen wurden. Sie waren schon von den Romantikern her dafür disponiert, die „wie die Rechenkünstler alle großen Werte des Lebens, wie die Teile einer Gleichung, verschoben"; denn es wurde „die Qual zur Lust, der Tod zum Leben, zum Prinzipe des Lebens, wie sich Novalis so schrecklich ausdrückte".

Dieser Pessimismus wurde aber auch von Alfred v. Berger das „Wienergefühl" genannt. Es trieb zu jener Zeit in Lenau, Raimund, Betti Paoli und Grillparzer seine düsteren Wolken zusammen. Die Stoffgeschichte der Novelle verfolgt Nadler bis in die ältesten Zeiten zurück. Es ist das Motiv des Menschenfeindes, das in dem Griechen Timon auftritt, bei allen Völkern behandelt wird und sich in Shakespeares „Timon", in Molieres „Misanthrope", in Lessings „Mysogyn", in Schillers „Der versöhnte Menschenfeind", in Kotzebues „Menschenhaß und Reue", nach den verschiedensten Seiten widerspiegelt. Den gleichnamigen Titel begegnet man in einem Stück von Iffland und einem Stück von Brandes „Der Hagestolze". Die enge Verwandtschaft dieses Novellenstoffes mit dem Lustspiele liege gerade in der Grundcharakteristik der romantischen Novelle. Er hat ferner mit der Romantik die Tendenz

zur moralischen Erzählung gemeinsam. Als Charakternovelle reiht sie sich an Tieck, Arnim und Hoffmann an. Zwei Werke seien es besonders, deren Einfluß der „Hagestolz" nicht verleugnen könne: Tiecks „Der Alte vom Berge" und Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind". Daß ferner Victors Erziehung und ganzes Schicksal mit geheimnisvollen Fäden von einem unbekannten, mythischen alten Manne geleitet wird, ist offenbar ein Element, das aus dem Freimaurerroman des 18. Jahrhunderts, besonders den Romanen Jean Pauls herübergekommen ist. Die Lokalfrage führt Nadler zu besonders beachtenswerten Ergebnissen. Stifter plante Seenovellen. Bruchstücke davon sind „Die Schwestern" und „Der Hagestolz". In dem Lokal wird ohne Zweifel auf Grund der Belege das Salzkammergut wiedererkannt. Auch für das Kloster Reichenau am Bodensee sucht uns Nadler zu gewinnen, besonders mit dem Werke Gustav Schwabs „Der Bodensee nebst dem Rheintale". Die Insel enthüllt Nadler schließlich als ein märchenhaftes Motiv, wie es in „Tausend und eine Nacht", in Eichendorffs „Meerfahrt", in Heines Insel Bimini und gar im „Hesperus" vorkommt, was allerdings ausgezeichnet zu dem märchenhaften Einschlag in Stifters Dichtungen paßt. Es wäre noch zu bemerken, daß in der Neigung und Verbindung zwischen Victor und Hanna eine Art Wahlverwandtschaft wirksam ist, die ohne Zweifel von der Goetheschen viel angezogen hat. „Nicht sehr lange nach seiner Zurückkunft stand Victor mit Hanna zur ewigen Verbindung an dem Altare — zwei Wesen, deren Antlitze die Abbilder von zwei anderen waren, die einmal auch gerne vor demselben Altare gestanden wären, aber durch Unglück und Verschuldung aus einander gerissen worden waren und dann lebenslänglich bereuten." $395_{30}$ ff. Die Ziehmutter wird Victor einmal die Tragik ihrer Liebe erzählen: „Dann wirst Du auch einsehen, warum ich Dich so sehr liebe, Du mein armer, lieber Victor!" $392_{1}$ f.

Das originelle Register erweist sich auch bei diesem dritten Band für die Technik besonders in der Wahl und Gruppierung der Personen als sehr aufschlußreich. Als Druckfehler wären nachzutragen: $LXX_{7}$ lies: dessen — $386_{23}$ lies: aus — $391_{21}$, lies: sie, —

Mit dem vierten Bande liegen nun Stifters „Studien" in geschlossener Reihenfolge vor. Er beginnt mit der für Stifter einzigen Erscheinung, mit seiner humoristischen Erzählung, dem „Waldsteig". Stifter versuchte es öfter, Humorist zu sein, so in den „Feldblumen" in den überschwenglichen Gefühlsausbrüchen, die dann gerne ihr zweites, satirisches Gesicht hervorkehren, den Weltschmerz; die Zeichnung Heinrichs oder des Vaters Erasmus in der „Narrenburg" verzieht sich manchmal ins Komische. Oft gelingt es ihm, oft prallen aber auch die Hyperbeln und erzwungenen Vergleiche einfach ab, so besonders in der „Geschichte der zween Bettler." Und doch ist der „Waldsteig" ein Meisterstück. Es ist kein Zweifel, daß Stifter hier dem subjektiven Witz aus-

wich und der rein objektiven Charakterkomik zustrebte. Die Komik der Situation kann höchstens in der Verirrungsszene, bei dem Zusammentreffen des grauen, zugeknöpften Hypochonders mit dem frischen Erdbeermädchen ein Lachen auslösen. Der Charakter allein, an dem sich eine schrullenhafte Erziehungsmethode vergriffen hat, sollte einem stillen Humor geweiht sein; und nicht bloß ergötzen will dieser Charakter, er soll mehr belehren und abschrecken. Trocken, ernst und schlicht erzählt Stifter, hie und da verschmitzt. Mit Recht schreibt er in einem Briefe: „Wer weiß, ob die Leute die Naivität und Züchtigkeit begreifen." Die literarhistorische Analyse führt den Herausgeber auf das Motiv des „eingebildeten Kranken", auf Gestalten Jean Pauls, Tiecks und E. T. A. Hoffmanns. — Daß Stifter nicht jener weltentrückte Dichter sei, zeigen wiederum die „Schwestern".

Eine Tagessensation ist es, die in ihm den Stoff erweckt. Das Schwesternpaar Milanollo, das im Juni 1843 in demselben Josefstädter Theater, von dem Stifters Handlung ihren Ausgang nimmt, auftrat, bot das Modell. Alle Zeitungen hallten wieder von der begeisterten Kunst, mit der die Mädchen die Geige spielten. Rein romantisch ist die Idee, die in Stifter wohl die ursprüngliche ist, die er aber nur angedeutet läßt: Camilla sollte an ihrer Kunst ersterben, sie sollte von ihr aufgezehrt werden wie Antonie in Hoffmanns „Rat Krespel". Diese Lösung wird in der ersten Fassung offen gelassen, in der zweiten Fassung findet sie einen ganz nüchternen Abschluß: Camilla erblüht zu neuem Leben in der Verbindung mit dem geliebten Manne. Nadler weist auf ähnliche Stoffe hin, die Stifter bekannt sein konnten, auf die „Seherin" (1832) von A. v. Weingartner, auf Spindlers „Die Virtuosin. Eine Erinnerung aus dem Tagebuche eines Künstlers". 1839. Das interessanteste Problem aber bildet hier die Lokalfrage. Stifter hatte Italien nie gesehen. Er muß also hier ähnlich verfahren sein, wie Schiller bei seinem „Tell". Reiseberichte seines Freundes Adolf Freiherr von Bruner, der 1836 in Italien und Rom war, Schuberts Wanderbüchlein (erste Auflage 1823), Goethes Italienische Reise, die ja in Rikars Bibliothek in der Novelle aufliegt, vielleicht auch Gemälde, all das dürfte wohl Stifters Phantasie die Farben gegeben haben, um von dem gelobten Lande seiner Sehnsucht ein so anschauliches Bild zu entwerfen. — In „dem beschriebenen Tännling" ist Stifter so ganz der Dichter des Böhmerwaldes. Eine Sage seiner engsten Heimat ist es, die er an uns vorüberziehen läßt. Wohl an dem Bilde seiner eigenen Kindheit arbeitete er, wenn er uns den ersten Beichttag der Kinder, die bunte Jagd des Fürsten und Grundherrn mit seinen Jagdherren und -Frauen, wobei nicht bloß die Kostüme und die feine Lebensart an das Rokoko erinnert, märchenhaft und mit bewußter klassischer Naivität schildert. Ein Blick in das Register belehrt uns besonders hier, mit welcher Realistik er das Städtchen Oberplan, mit der „oberen

Gasse", „der kurzen Zeile", mit dem „Steinbrückchen des hl. Johannes", der Schule, dem Rathaus, dem Vorderstift u. s. w. hingezaubert hat.

Prag. Franz Hüller.

Wütschke H., Hebbelbibliographie. Ein Versuch. Veröffentlichungen der deutschen bibliographischen Gesellschaft. 6. Band. Berlin. B. Behrs Verlag 1910.

Wütschkes Buch ist von verdienstvoller Bedeutung. Es ist nicht nur für die Hebbelforschung ein reicher Gewinn, sondern wird hoffentlich auch auf benachbarten Gebieten zur Anregung dienen, um ähnliches zu schaffen. Wir besitzen ja in der deutschen Literatur derartige Einzelbibliographien nur sehr spärlich; und jeder der sich literarhistorisch betätigt, muß manche unnötige Stunde der Aufstöberung des Quellenmaterials zu seiner Arbeit widmen. Gewiß in vielen Fällen sind derartige Mühen anregend und genußbringend. Aber oft bringen einem falsche oder lückenhafte Zitate, derentwegen man staubige Tage in den Büchereien versitzen kann, zur verzweifelnden Abgespanntheit. Und erst der Anfänger und Schüler! — Und Goedekes Grundriß reicht bei weitem nicht mehr, wo die literarische Forschung nun mit dem regsten Eifer im 19. Jahrhundert fortschreitet und sich ausbreitet. Da ist es wohl not über die bedeutendsten Erscheinungen in diesem Gebiete derartige bibliographische Forschungen anzustellen, deren Ausführbarkeit sich mit jedem Tage erschwert.

Von diesem Standpunkte ist Wütschkes Arbeit wohl zu begrüßen. Ihre äußere Form wird allen Anforderungen gerecht. Ausstattung und Druck sind zweckdienlich, die sinngemäße Anordnung sichert die Verwendbarkeit des Buches. Während die meisten derartigen bibliographischen Werke der ausländischen Literaturen[1] und die von Friedr. Meyer herausgegebenen „Verzeichnisse einer Goethe-" und einer „Heinebibliothek" Leipzig 1905) rein chronologisch angeordnet und damit nur in seltenen Fällen für die Forschung von wesentlicher Bedeutung sind, hat Wütschke durch eine sorgfältige Einteilung das vornehmste Erfordernis für die Ausnützung eines solchen Buches erreicht: die Übersichtlichkeit.

Zunächst gibt er eine chronologisches Verzeichnis der Erstdrucke von Hebbels Werken mit einem Anhange, der die Ur- und Erstaufführungen anzeigt. Das zweite Kapitel umfaßt die Ausgaben der Werke nach Hebbels Tode. Das dritte enthält: „Biographisches" in zahlreichen Abschnitten; das vierte: „Literarhistorisches", an die sich als fünftes anschließt: „Hebbels Beziehungen zu den Zuständen seiner Zeit". Kapitel sechs bringt die pe-

[1] z. B. Passerini et Mazzi, Un Decennio di Bibliografia Dantesca 1891—1910. Mail. 1905, Guido Traversari, Bibliografia Boccacesa I. 1907 und die erst jüngst unter der Shakespeare Press herausgekommene Shakespeare Bibliography von Will Jaggarr.

riodischen Veröffentlichungen, sieben: „Allgemeine Schriften mit speziellen Beziehungen auf Hebbels Werke". Daran schließt sich achtens das „Verzeichnis von bibliographischen Schriften und Notizen" und im neunten Kapitel eine Ikonographie. Den Schluß bildet ein Register der zitierten Zeitschriften und Autoren. — An dieser Einteilung ist wenig auszusetzen, und das Wenige ist Geschmackssache. Die Abteilung „Periodica"" ist wohl überflüssig, die einzelnen Bände der „Hebbelforschungen" sind ja anderswo noch einmal verzeichnet, auch der „Hebbelkalender" hätte sich an einer anderen Stelle einreihen lassen; und aus mehr als diesen beiden Nummern besteht dieses Kapitels nicht. „Hebbels Beziehungen zu den Zuständen seiner Zeit" z. B. zur Philosophie, Kritik, Musik, Politik gehören doch unzweifelhaft unter „Literarhistorisches": allerdings klänge z. B: „Literarhistorische Untersuchungen und Beziehungen" besser, aber ein neues Kapitel ist unnötig. Auch die „allgemeinen Schriften mit speziellen Beziehungen" und zwar 1. zu den Dramen 2. zur Epik 3. zur Lyrik 4. zur Novellistik wären unter den betreffenden Abschnitten jenes Kapitels einzuordnen; sachlich ist es im Grunde gleich, ob ein Aufsatz in einer Zeitschrift oder das Kapitel eines Werkes z. B. über die Epigramme handelt, und für die Benützung ist diese Zweiteilung nur störend. Die Beziehungen Hebbels zur Rahel, zu Hegel, Rückert, Spielhagen waren keine persönlichen und zumindest so „zeitgenössisch" wie die zu Goethe, Grabbe, Nietzsche, Zola, Ibsen. Der Grund für die Trennung dieser Gruppen ist daher unerfindlich. Aber das sind Kleinigkeiten. Im großen und ganzen ist des Buches größter Vorteil seine Brauchbarkeit zur ständigen Benützung als Nachschlagwerk und Quellenangabe. Mit dieser Handlichkeit aber und der Anerkennung, die dem Unternehmen als solchem gezollt werden muß, ist auch alles zu seinem Lobe gesagt. Schon der Fleiß, der ja unbedingt zur Sammlung und Ordnung eines solchen Materials gehört, ist nur mit mancher Einschränkung hervorzuheben.

Denn dem Buche fehlt nicht mehr und nicht weniger als jeder wissenschaftliche Ernst, jede Gründlichkeit der Forschung. Wütschke nennt es zwar selbst, wohl um der Kritik die Spitze abzubrechen, einen ersten Versuch; aber es ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln, und der Verfasser hatte sich zu sagen, daß ein derartiger Versuch unter einem so stolzen Titel nicht vor die Öffentlichkeit gehört. Schon die eine Tatsache bricht darüber den Stab, daß diese „Hebbelbibliographie" die Aufsätze und Schriften nicht enthält, die zu Hebbels Lebzeiten über ihn erschienen sind. Genügt denn, daß der Verfasser dies im Vorwort mitteilt, zu seiner Entlastung: „Absichtlich nicht aufgenommen sind vorläufig die zeitgenössischen Rezensionen ꝛc., die in Zeitschriften und Tageszeitungen verstreut sind und deren Sammlung bei der Verborgenheit der Quelle sehr erschwert wird." Also hat die Schwierigkeit der Aufgabe den Verfasser abgeschreckt! Das ist doch keine Entschuldigung mehr, sondern das Eingeständnis, daß er

die wissenschaftliche Forschung nur ohne derartige Schwierigkeiten liebt. Beachtenswert ist auch, in wie nebensächlichem Tone Wuttke hier von „Rezensionen, Notizen rc." spricht, als ob sich nicht darunter grundlegende, bedeutungsreiche Arbeiten über den Dichter fänden. Dabei sind aber dem Verfasser einige böse Versehen unterlaufen. So sind Treitschkes (S. 110) und Vischers (S. 127) Aufsätze Neudrucke, und ursprünglich schon zu Hebbels Lebzeiten erschienen: Treitschkes „Friedrich Hebbel" als eine der ersten Schriften des jungen Historikers in den Preuß. Jahrb. V. 6. H. S. 552 ff. schon 1860 und Fr. Th. Vischers „Hebbel" mit der bedeutsamen Besprechung der „Maria Magdalena" gar schon 1847 in den von A. Schwegler herausgegebenen „Jahrbüchern der Gegenwart". Mit gleichem Rechte hätte Wuttke z. B. Hans v. Bülows interessante Besprechung der „Agnes Bernauer", erschienen in der Weimarer Zeitung „Deutschland" am 24. und 26. September 1852, neugedruckt im 3. Band der ges. Schriften S. 67 ff., oder Robert Zimmermanns vortrefflichen Nibelungenaufsatz aus der „Wochenschr. f. Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" (Österr. z. Wiener Ztg. 1862 Nr. 19, nun „Studien und Kritiken" 2. A. S. 142 ff.) ohne im Hebbelkalender für 1905 neugedruckten Aufsätze hier anführen können. Dafür aber ist S. 89 unter „persönlichen Erinnerungen" Ruges Buch: „Zwei Jahre in Paris" Lpzg. 1846 zitiert: an einer einzigen Stelle (1. Bd., S. 489) in darin bei der Erwähnung Ohlenschlägers Hebbel als „unser gemeinsamer Freund" genannt![1])

Da gibt es wohl zeitgenössischer Bücher, die Hebbel ausführlicher und bedeutsamer erwähnen, noch weit mehr; um nur als Beispiele anzuführen: Rosenkranz, Die Ästhetik des Häßlichen S. 96, 109, 320 f. 1853; Ludwig Goldhann, Aesthetische Wanderungen in Sizilien S. 129 1853; Holtei, Die Vagabunden 3. Bd., S. 276, 1854; Todenstedt, Shakespeares Zeitgenossen II. Bd., S. XXXII, 1860 u. a., wobei ich mich Wuttkes Beispiel „allgemeinere Werke" nicht nenne. Aber klar ist hier, daß es keinen grundsätzlichen Unterschied geben kann, derartige Erwähnungen Hebbels anzuführen, und Aufsätze in Zeitschriften und Jahrbüchern nicht. Und dazu kommt noch, daß Wuttke tatsächlich die selbständigen Schriften über Hebbel, die bei seinen Lebzeiten erschienen, verzeichnet. Ist schon des Dichters Tod keine sachliche Grenze für den Bibliographen, so gibt es doch erst recht keinen sachlichen Grund für diesen sonderbaren Vorgang. Allerdings einen: diese Broschüren — es dürften wohl kaum mehr als ein halbes Dutzend sein, — sind allgemein bekannt, und die Aufsätze — schwer zu sammeln. Mit dieser Entschuldigung aber richtet der Verfasser seine Arbeit selbst.

[1]) Wuttke zitiert hier gegen seine Gewohnheit ohne Angabe von Band- und Seitenzahl; ebenso auf S. 98 Ed. Schmidt-Weißenfels, Hebbel und ihre Zeit. Lpzg. 1857, was schon dadurch und durch die Fehlbezeichnung Mißtrauen erweckt. Doch war mir dieses Buch nicht zugänglich.

Wird nun schon durch diese Tatsache Wert und Wesen des Buches außerordentlich gemindert, so geschieht dies noch in fast höherm Maße durch die Oberflächlichkeit, mit der der Verfasser seine nunmehr doch recht begrenzte Aufgabe erfüllt hat. Eine Tatsache genüge, um diesen schweren Vorwurf zu erhärten. Auf S. 122 zitiert Wütschke: Rich. Graf v. Schwerin, Hebbels trag. Theorie I. Das Wesen des Dramas. Diss. Rostock 1903. Jeder Hebbelforscher weiß, daß der Anhang dieses Büchleins den bis auf Wütschke einzigen und daher unentbehrlichen „Versuch einer Bibliographie zu Hebbel" bietet. Diese Zusammenstellung wird allerdings keiner höhern Anforderung gerecht. Aber trotz ihrer Mängel hätte Wütschke durch einen Blick hinein wohl ein Dutzend Lücken seines Buches ausfüllen können. Und fast ebenso kraß ist der Fall, daß Wütschke es nicht für nötig hielt, im „Lexikon der Schleswig-Holsteinisch-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1866—1882" von Eduard Alberti, Kiel 1885, den Namen Hebbel — 1. Bd., S. 271 ff. — aufzuschlagen; fast die gleiche Anzahl von Lücken hätte er sich dadurch erspart. Und wie soll man das Vorgehen des Bibliographen bezeichnen, der zwar in Wurzbachs „Biographischem Lexikon des Kaisertums Österreich" den betreffenden Band nachschlägt, aber es schon nicht mehr der Mühe wert findet, auch die Nachträge aufzusuchen.

Und ist es keine Fahrlässigkeit, wenn Wütschke auf S. 100 zwar Hebbels Briefwechsel mit Uchtritz verzeichnet: Edlingers Literaturbl. Wien 1878 2. Jg. H. 5 f., und den an gleicher Stelle einige Seiten vorher im ersten Hefte stehenden Aufsatz: Aus den Briefen Hebbels an Pichler übersieht. Und noch näher liegt ein Parallelfall: auf S. 146 verzeichnet Wütschke: Ad. Bartels, Neues von und über Hebbel, Lit. Zbl. 2. Beil. 1900 S. 953—957 und auf Seite 121, die darin enthaltene Rezension von Poppes Hebbel und sein Drama; an der gleichen Stelle findet sich aber auch der Erstdruck eines Stammbuchblattes von 1835, die Rezensionen über die Hebbelausgabe von K. Zeiß, über Böhrigs und Joh Krumms Hebbelbücher; und alles das hat Wütschke übersehen. Der Verfasser hat wohl seine Aufgabe zu leicht genommen, wenn er, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, es nicht für nötig fand, das Material selbst in leicht zugänglichen Fällen zur Hand zu nehmen.[1])

Zwar vermindern sich offensichtlich die Lücken seit der Benützung der „Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur" von 1897 an. Ist

[1]) Ein Blick in die Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 1. Bd. 1901 hätte Wütschke sofort gezeigt, daß der auf S. 80 unter den Briefausgaben verzeichnete Aufsatz R. M. Werners, Im Hause Friedr. Hebbels nicht einen Brief von Hebbel selbst enthält, sondern nur von Karl Werner an seine Braut Sini Heller, von Debrois und E. Kuh an Werner über Vorgänge im Hause Hebbels, also daß der Aufsatz unter den „persönlichen Erinnerungen" auf S. 89 f. einzureihen war.

doch die Zusammenstellung der laufenden Zeitungsaufsätze heute durch die verschiedensten Hilfsmittel noch weiter erleichtert und es wäre lächerlich, deren ausgedehnteste Benützung dem Bibliographen vorzuwerfen. Aber ist es nicht oberflächlich, wenn Wütschke sich nicht einmal fragte: hat denn Kuhs Erstausgabe der gesammelten Werke von 1865/67 zu einer Zeit also, da es noch keine Literaturnachweise und Zeitungsausschnittbüros gab — gar kein Echo von Rezensionen hervorgerufen? — Die chronologische Anordnung der Erstdrucke ist sicher eine verdienstliche und fleißige Zusammenstellung, wenn auch Werners Ausgabe, auf die sich Wütschke selbst beruft, die Arbeit sehr erleichtert; sie läßt sich natürlich schwer im Einzelnen nachprüfen; aber gewisse Stichproben ergaben schon Lücken, so: S. 10 — 1835 (siehe unten) und wo Werner etwas übersehen hat, versagt natürlich auch Wütschke, so S. 26 — 1848 und S. 80 — 1901 (siehe unten). Eine Erklärung, wenn auch kaum eine Entschuldigung für diese Fehler des Bibliographen läßt sich allerdings geben. Wütschke glaubte wohl, die Forschung in der zweiten Heimat des Dichters ausschalten und die österreichischen Quellen bei seiner Sammlung unbeachtet lassen zu können. Das hat sich nun bitter gerächt. Einzelne Flüchtigkeiten und Lücken sind bei einer bibliographischen Arbeit unvermeidlich; selbst gröbere Mängel muß man gerade bei dieser Art wissenschaftlicher Forschung mit den weiten Schwierigkeiten, die sich ihr bieten, entschuldigen. Wenn sich aber Fehler und Nachlässigkeiten so häufen, wie in diesem Falle, wo der Verfasser sich die Aufgabe durch ihre unsachliche Begrenzung noch auffallend erleichterte, daß sich beim Versuch einer Kritik die beschämende Tatsache von über hundert neuen Nummern ergibt, dann muß man sich doch fragen, ob diese Arbeit nicht übereilt war. Ob es nicht besser gewesen wäre, der Verfasser hätte mit der Veröffentlichung seiner zusammengerafften Notizen noch zugewartet, bis es ihm gelungen wäre, durch systematische Forschung und von jeder Hast ferne Gründlichkeit sein Material so zu vervollständigen, daß das Buch seinen Titel „Hebbel-Bibliographie" zu Recht führen könne.

Im folgenden will ich es versuchen, einige Lücken des Buches auszufüllen. Meine langjährigen Aufzeichnungen ermöglichen mir einen derartigen Versuch, für den sich allerdings keine Vollständigkeit verbürgen läßt. Doch habe ich mich redlich bemüht, jeder Andeutung nachzugehen und Buch oder Aufsatz soweit es möglich war, auch zur Hand zu nehmen. — Ich halte mich an die Anordnung und Begrenzung (1863—1910) des vorliegenden Buches, um seinen Benützern Übersicht und Einzeichnung zu erleichtern; doch hebe ich die Unterabteilungen seiner Kapitel nicht besonders hervor. Zitiert wird nach R. M. Werners Ausgabe 1. A. (W. = Werke, T. = Tagebücher, Br. = Briefe). Wo in Wütschkes Buch die Schrift selbst angeführt ist, und es sich nur um die Verbesserung oder richtige Stellung des Zitates handelt habe ich dies durch ein Sternchen vor dem Titel bezeichnet.

### I. Erstdrucke.

S. 26. 1848. Der Mensch und die Erde. Die Presse, Wien 10. Dezember 1848. 1. Jg., Nr. 135 (Neudr.: W. VI, S. 303)[1].

S. 35. *1851. Ein Leiden unserer Zeit. Fragment aus einem liegen gebliebenen Roman. „Frische Kräuter". Album herausg. v. Carl Modreiner, Wien 1851, S. 113 ff.

Ur- und Erstaufführungen.

S. 57. Judith: Prag 1861: 2. Oktober.

S. 58. Die Nibelungen: Prag 1863: 2. Oktober.

### II. Ausgaben.

S. 63 (zu Kuhs Gesamtausgabe). [Gottschall, Bl. f. lit. Unterh. Nr. 46. 1865, S. 743 ff.; Nr. 20, 1867, S. 313 f.; Nr. 37, 1868, S. 137. — Vorm, Presse, Wien 1865, Nr. 344 — Germanus, Neue Fr. Presse, Wien 1865, Nr. 439 und Nr. 474 — Wiener Ztg., 2. Januar 1866 (Selbstanzeige)[2]. — B., Wiener Ztg. 17. Dezember 1867].

S. 65 (3. Ausg. v. H. Krumm) [R. M. Werner, Deutsche Lit.-Zg. 1893. 13. B., 28. H., S. 270]

(3. Ausg. v. Zeiß) [Alfred Neumann, Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum 1899, 3. B., S. 662].

S. 68. Arnold Schlönbach, Bibl. d. deutschen Klassiker B. 20 und 22. Bibl. Institut, Hildburghausen 1863[3].

[1] Sowohl Werner wie nach ihm Wütschke setzen den Erstdruck für 1852 an, wo das Gedicht im „Ill. Familienbuche des Österr. Lloyd" Triest, 2. Bd. S. 14 ff. erschien (Vgl. oben, S. 185.)

[2] Die meisten Aufsätze Kuhs über H. liegen nunmehr im Neudruck vor: Schriften des literarischen Vereins in Wien, 14. B., S. 189 ff., 1910.

[3] Hier wären nun die Auswahlen von Hebbels Dramen und Gedichten anzuführen gewesen, wie sie sich z. B. in Reclams Universal-Bibliothek, in Meyers Volksbüchern, in den bei Hesse erschienenen „Meisterwerken der deutschen Bühne", in der deutsch-österreichischen Nationalbibliothek und ähnlichen Sammlungen finden. Und wenn schon derartige Einzeldrucke als zumeist wertloser Ballast ausgeschaltet werden sollten, eine Maßregel, die vom bibliographischen Standpunkte aus nicht unbedenklich ist, so waren doch sicher einige aus bestimmten Gründen hervorzuheben; so wegen ihrer künstlerischen Ausstattung:

Judith. Illustr. v. Th. Th. Heine. Weber, München 1908 [Max Brod, Schaubühne 1908].

Meine Kindheit. Mit 3 Radierungen von Leo Kanfer. Jakobi, Eisenach 1908.

Gedichte. Pantheonausg. v. Julius Bab. S. Fischer, Berlin 1908; sodann die Schlußbearbeitungen des „Demetrius" von Heinr. Teweles. Univ.-Bibliothek Nr. 3438; von Otto Harnack in der Cottaschen Handbibl. Nr. 161, Stuttgart 1910; von Ludwig Goldhann, die im Mai 1869 am Berliner Schauspielhause aufgeführt, aber nicht gedruckt wurde.

Hieher gehören auch die Übersetzungen, von denen mir für diesen Zeitraum nur drei ins Tschechische bekannt sind.

Karel Kaminek, Judita. Světova knihovna red. Jaroslav Kvapil Nr. 75. J. Otto, Prag 1899.

[Kárasek, Rozhledy pro lidumilstvi, Prag 1899. — Vlček, Osvěta Prag, Februar 1899, 1. B., S. 193. — Lit. Echo 1. B., Sp. 851. — (Selbstanz.

S. 69. Die Nibelungen, Freytags Schulausg. klass. Werke, 46. B., Wien 1892.
S. 70. Eine Nacht im Jägerhause, Deutsche Jugendbücherei, herausgegeben von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften. Hilscher, Berlin und Leipzig.
S. 70. Zu Hebbels Nachlaß. [Eine Strophe d. Ged.: „Die heilige Drei".] Mährischer Korrespondent, Brünn, Dezember 1863, Nr. 289.
Aus Hebbels Kindheit (der im Nachlasse befindlichen Selbstbiographie entnommen). Presse, Wien 1864, Nr. 191.
H. J. Landau, Erinnerungen aus meinem Leben. Stammbuchblätter S. 70 und 179, Prag 1875.
S. 71. *R. M. Werner, Aus Hebbels Nachlaß. Zukunft 7. Jg., 25 B., S. 326 und Nachtr. S. 503, 1898.
A. Bartels, Neues von und über Hebbel. Ein Stammbuchblatt (d. 11. Febr. 1835), Lit. Zbl., 51. Jg., Nr. 22, 2. Beil., 1900.
S. 73 (zu Bambergs Ausg.) [anon. (R. M. Werner?) die Tagebücher Friedr. H.s. Deutsche Rundsch. 54. B., S. 512 ff., Januar 1888].
S. 74. Emil Kuh, „Erhungern große Talente?" Ein Ausspruch H.s aus dessen Tagebuche. Presse, Wien 1865, Nr. 255.
Emil Kuh, Fr. H. über Emilia Galotti. Presse, Wien 1864, Nr. 299.
Emil Kuh, Aphorismen von Fr. H. Aus dem Nachlasse. Presse, Wien 1866, Nr. 18.
S. 75. *Rich. v. Kralik, Aus H.s Tagebüchern. Der Gral, Wien, 3. Dezember 1909 und 4. September 1910.
S. 78. 1863. Reminiszenzen an Fr. H. (Briefe an Ludw. Goldbaum). Mähr. Korrespondent Nr. 294, Brünn, 23. Dezember 1863.
1864. Fr. H. an Heinrich Heine. Neue Fr. Presse, Wien 1864, Nr. 23.
1867. Briefe von Fr. H. Wiener Ztg. Nr. 234 und 292, 1867 [an Verschiedene].
1872. Em. K(uh), Mitteil. aus Briefen Fr. H. ü. d. Judith [an Charl. Rousseau]. Wiener Ztg., 21. April 1872, Nr. 91.
1875. Emil Kuh, Briefe von H. Wiener Abendpost, 1. bis 4. April 1875, Nr. 73 ff.
1878. Debrois van Bruyck, Briefe von Fr. H. Deutsche Ztg. Wien, 6. April 1878.
S. 80. 1901. Dr. Viktor Joß, Zu Liszts Gedächtnis. (H. an Liszt 26. Dezember 1859). Die Musik I, 1. B., S. 209, 1901)[1].
S. 82. 1908. Paul Bornstein, Unveröffentlichte Jugendbriefe (mit 4 bisher ungedruckten Jugendgedichten). Voss. Ztg. 1908, Nr. 605.
H. Erler, Unveröffentlichte Briefe Hebbels. Zeitgeist Nr. 50. Beil. z. Berl. Tagebl. 1908.

---

Moderni Revue XIV, S. 40, Januar 1903. Ar . . . ti [Arnosti = Ernst Kraus?], Politik, 20. Oktober 1903, Prag].

Karel Kaminek, Maria Magdalena. Svět. knihovna Nr. 284/5, Prag 1902.

[Dr. Skacelik, Samostatnost VI, Nr. 76, 13. September 1902. — (Polemik:) Vlček, Osvěta, September 1902, 2. B., S. 955 und November 1902, S. 1038. — (Jos. Kuffner), Nar. Listy, 5. Oktober 1902, (Feuill.) — Hlas Naroda, 26. September 1912, Nr. 295. — Skacelik, Samostatnost, 1. und 15. Oktober 1902. — „Zeit", Wien, 4. Oktober 1902. — M. A., Divadelní listy IV, S. 9, Januar 1903. — Ar . . . ti [Ernst Kraus?], Politik 10. Januar 1905].

Sutnar, Gyges a jeho prsten. Sbornik světove poesi, Nr. 81, Prag 1904.

Alle diese Kategorien führt Wütschke nicht an.

[1]) Auch R. M. Werner hat diesen Kondolenzbrief Hebbels beim Tode von Liszts jugendlichem Sohne übersehen.

1909. H. Fallenheim, Ein zweiter Brief Hebbels an Kuno Fischer. Preuß. Jahrb., 135 B., 3. H., S. 490, 1909.
Seidel, Ein Hebbelbrief an Friedr. Eggers vom 5. Januar 1854, Eckart III, 9. H.

## III. Biographisches.

S. 87 (zu Kuhs Biogr.) [Am. Edlinger, Disch. Lit.-Bl. I, S. 101 ff., 194 ff. Wien 1877. — Presse, 7. Juli 1877, Nr. 154. — Leop. Alberti, Hamb. Korrespondent, Sonnt.-Beil. 26. Aug. 1877. — Rob. Waldmüller (= Duboc), New-Yorker belletr. Journal 21. September 1877, Nr. 30.]
Friedrich Hebbel, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte 1866, 1. Abtheil., Kiel 1867, S. 333 6 und von 1866—1882, 1. B., S. 271 ff. Kiel 1885.
Rudolf Hanke, Friedrich Hebbel, ein biographisches Karakterbild für die reifere Jugend. Pichlers Witwe, Wien 1885.
S. 89. Eduard Kulke. Am Todestage Hebbels, Neue Fr. Presse, Nr. 104, 13. Dezember 1864, abgedr. in der Grazer Ztg., Nr. 289.
Eduard Kulke, Aus Fr. H.s Leben. Waldheims ill. Bl. S. 78, Beil. 1864.
V. Foglar, Friedrich Hebbel. Erinnerungen. Zellners Blätter f. Theater und Musik Nr. 101 ff., 1864.
Eduard Kulke, Erinnerungen an Fr. H. Presse Nr. 292, Wien 1866.
Ludw. Foglar, Friedrich Hebbel. Erinnerungen. Österr. Gartenlaube, III. Jg., S. 168 ff und 190 ff., 264 ff., 300 ff. Graz 1868 [Bl. f. l. Unt. 1868, S. 318].
Eduard Kulke, Friedr. Hebbel Erinnerungen. Presse Nr. 344, 1870.
Auguste v. Littrow-Bischoff, Aus dem persönlichen Verkehre mit Grillparzer. S. 145 ff. Wien, Rosner, 1873.
Debrois van Bruyck, Friedr. Hebbel. Erinnerungen. Ill. Musik, Theater- und Literaturjournal II, Nr. 11, Wien, 13. Dezember 1876.
Gutzkow, Am Lethestrom. Erinnerungen. Gartenlaube 1876, S. 317 — Werke (Houben) 12, 213 f.
S. 90. *V. A. Frankl (Gründruck). Aus halbvergangener Zeit. Friedr. Hebbel. Neue ill. Ztg. Wien 1884, 1. B.
*S. Schlesinger (Erste Fassung:) Wiener Theaterpost 1864, Nr. 2.
Dr. Bruno v. Frankl-Hochwart, Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und V. A. Frankl. Aus dem 19. Jahrh., 1. B., Berlin 1897 (s. d. Register).
Peter Cornelius, Ausgewählte Briefe (lit. W. 1. und 2. B.) Leipzig 1904 (s. Reg.).
S. 91. Eduard Alberti, Zur Geschichte von Hebbels Jugend. Kieler Ztg. Nr. 4259 f., 13. und 14. Dezember 1874.
Emil Kuh, Friedr. Hebbel in München. 1. In jungen Tagen. 2. 16 Jahre später. Wiener Abendpost, 2, 3., 4., 6. November 1876.
S. 93. Otto Ernst, Elise Lensing (Ged.), Bühne und Welt VI./1, S. 339, 1904.
Gustav Frenssen, Klaus Hinrich Baas. Roman. S. 510 ff.
S. 95. Bauernfeld: Kürnberger, Hebbel und Bauernfeld. Berliner Börsenztg. 12. Januar 1872 und Siegelringe 1874, S. 236 ff.
S. 96. Geibel: Dr. Mor. Necker, Aus einer Autographensammlung (Brief Geibels an Hebbel vom 4. November 1860). N. Wr. Tagbl. 14. Oktober 1908, Nr. 283.
Goldbaum: Emil Soffé, Ludw. Goldbaums Leben und Gedichte. S. 34 ff., 41, Brünn 1896.
S. 97. Kuh: Anton Edlinger, Emil Kuh und seine Biographie Friedr. Hebbels I. II. Deutsches Lit. Bl. 1. Jg., S. 101, 194. Wien 1877.

Laube: (Kürnberger), Lex-mihi-Mars, Dem Genie seine Anerkennung, Wien, Morgenpost, 21. Jg., 21. September 1871.
Bl. f. l. U. 23. Januar 1868, Nr. 4.

S. 98. Ludwig: Wilh. Schmidt Oberlößnitz, Die Makkabäer. Otto Ludwig-Studien, 1. B. (s. Jnd.), Leipzig 1908.
Pichler: Aus den Briefen an Ad. Pichler. Beitr. z. dtsch. Lg. Edlingers Lit.-Bl. 2, S. 6, Wien 1878.

S. 99. *Schumann: Paul Bornstein, Königsberger Blätter f. Lit. und Kunst, 24. April 1908.

S. 100. Tieck: Emil Kuh, Ludwig Tieck und Friedr. Hebbel. Wiener Ztg. Nr. 100, 114, 115. 1866, auch S. A. [Bl. f. lit. Unterhalt., 24. Mai 1866, S. 334].
Thorwaldsen: Emil Kuh, Thorwaldsen und Friedr. Hebbel. Beil. z. Allg. Ztg. Nr. 333, 29. November 1870.
Uhland: Emil Kuh, Ludwig Uhland und Friedr. Hebbel. Einer umfassenden Arbeit ü. d. Leben Hebbels entnommen. Presse, November 1865. S. A.
R. M. Werner, Ludwig Uhland und Friedr. Hebbel. Zur Erinnerung an Uhlands 100. Geburtstag. Wiener Ztg., 26. April 1887, Nr. 94.
Wagner: Paul Mongré (pseud. f. Felix Hausdorff), San Ilario. Gedanken aus der Landschaft Zarathustras. S. 202 f. Leipz. 1897.
Glasenapp, Wagners Leben 2./2. S. 282, 337 ff. Leipzig 1899.

S. 101. 1a. Phönix, politische Lieder und Zeitstimmen aus Österreich, herausg. von L. Bowitsch. C. Cerri. A. Dorfmeisters Verl. Wien 1848. (1. H. Dem Dichter An. Grün.) 2. H. Dem Dichter Friedrich Hebbel [1]).

S. 105. Emil Kuh, Die Dithmarschen und ihre Dichter. N. Fr. Pr. Nr. 2458, Lbl. 30. Juni 1871.

## IV. Literaturhistorisches.

S. 109. (Nekrologe.) Presse, Wien Dezember 1863, Nr. 343—347. — Wiener mediz. Wochenschrift, 13. B., Nr. 50, Sp. 815, 19. Dezember 1863. — M. Klapp, Ostdeutsche Post, Wien, 16. Dezember 1863. — Morgenpost, Wien 1863, Nr. 343. — K. v. Thaler, Der Botschafter 1863, Nr. 345. — Wiener Lloyd 1863, Nr. 343. — Fremdenblatt Nr. 345 (vgl. Nr. 343, 344, 348, 349). — Const. österr. Ztg. 1863, Nr. 582. — D. Lipsius, Protestantische Blätter f. d. evang. Österreich, 1. Jg., Nr. 38, 19. Dezember 1863. — R. v. E. (Rudolf v. Eitelberger?), Österr. Wochenschrift (Beil. z. Wiener Ztg.), 2. B., S. 790, 1863. — Rezens. und Mitteil. über Theater und Musik IX, Nr. 52, Wien, 24. Dezember 1863. — *R. Zimmermann, Österr. Wochenschr. 1864, Nr. 11 u. ff. Neudr.: Studien und Kritiken, 2. B., S. 186. — E. P., Waldheims ill. Ztg.,

[1]) Auf der Rückseite des Widmungsblattes finden sich die gut gewählten, bezeichnenden Verse Freiligraths:

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt, wie rot und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faröer Eis:

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr, und in ferne Herzen
Siedend, zischend niederfallen.

Wien 1864, S. 78. — David Kuh, Tagesbote a. Böhmen, 15. Dezember 1863, Prag. — Tagespost Graz 1863, Nr. 286. — Mähr. Korrespondent, Brünn 1863, Nr. 260. — Reichenberger Ztg. 1863, Nr. 297 (Abdr. a. d. Allg. Ztg.). — Gmundner Wochenblatt 1863, Nr. 52. — Erinnerungen, Prag 1864, 87. B. — W. B., Fris. lit. Beil., Graz 1864, Nr. 3, S. 23. — Bote a. der Hanna 1863, Nr. 75. — Schlesische Ztg. 1863, Nr. 588. — Ungar. Nachrichten 1863, Nr. 287. — Weser-Ztg., Berliner Briefe 1863, Nr. 6243. — Morgenbl. d. baierischen Ztg. 1863, Nr. 349. — Zeitung f. Norddeutschland 1863, Nr. 4552 und 4570 (Abdr. a. d. Allgem. Ztg.). — *Freuzel, Unterhaltungen am häuslichen Herd. 4. F., 2. B., S. 14, 1864, Nr. 1. — Hackländer, Über Land und Meer, 11. B., S. 246, Stuttg. 1864.

S. 110 (z. Emil Kuhs Vortrag über Fr. H. in der Wiener Handelsakademie am 17. März 1864) [Alfr. Teniers (Sigmund Herzl), Wiener Lloyd 1864, Nr. 77. — Zellners Bl. f. Musik u. Theater 1864, Nr. 23. — Wiener Abendpost; Wiener Leben Nr. 65, 20. März 1864. — Schles. Ztg.: Wiener Brief VII, 1864, Nr. 153].

S. 110. Klaus Groth, Noch ein Wort über Friedrich Hebbel. Kieler Ztg., 15. Jan. 1875.

Irrlichtereien über Friedr. Hebbel. Eisenbahnztg. Lübeck 1877.

Eduard Alberti, Friedrich Hebbel. L. Meyns Schleswig-Holsteinischer Hauskal. 1881, S. 46 ff.

Eduard Alberti, Etwas über Friedrich Hebbel. Kieler Ztg. Nr. 9321 und 9325, 30. März und 1. April 1883.

S. 111 (zu Joh. Krumm, Hebbel) [Bartels, Lit. Zbl. 1906, 51. Jhg., Nr. 22, 2. Beil.].

S. 113. (zu Baltier) [Faguet, Journal des Débats 1907.

Andre Tibal, Christian-Frédéric Hebbel, Revue de Paris 16. année, V. B., S. 121—147, 1. September 1909.

S. 115. Shakespeare (zu Alberts, H.s Stellung z. Sh.) [O. E. Eckelmann, The Journal of English and Germ. Philology, vol. VII, 3. Juli 1908].

Schiller: Daniel Groß, Schillers Einfluß auf Hebbels Jugendwerke. Progr. d. Tarnopoler Gymnasiums 1906.

Albert Ludwig, Schiller und die deutsche Nachwelt. S. 325 ff. Berlin 1909.

S. 116. E. Th. A. Hoffmann: Karl Wittmann, Der Einfluß E. Th. A. Hoffmanns auf Friedr. Hebbel. 27. Jahresber. d. k. k. Staatsgymn. in Arnau, 1908. S. A.

Kleist: Emil Kuh, Über Theodor Körner und Heinrich von Kleist. von Hebbel. Wiener Ztg., 16. und 18. Oktober 1868, Nr. 245, 247.

Grosman Henryk, Wpływ H. Kleista na nowelistykę Friedr. Hebbela. Progr. d. priv. Mädchengymn. Lemberg 1908.

S. 117. Nietzsche: Paul Kunad, Hebbel und Nietzsche. Aphorismen. Xenien I, 2. B., S. 228, 1908, Nr. 10, Leipz.

Ibsen: *A. Kerr. Neudr.: Das neue Drama, S. 119 ff., 1905.

A. v. Berger, Ibsens Nora, Montags-Revue 1894, S. 52.

Ad. Stern, Ibsens Weltanschauung. Dtsch. Mon.-Schr. I, S. 850.

Josef Wiehr, Hebbel und Ibsen. Nach ihren Anschauungen verglichen. Stuttgart 1908.

S. 118 (zu Scheunert, Pantragismus) [Krumm, Z. f. dtsch. Phil., 40. Band, S. 434, 1908].

S. 112. Paul Schultze-Berghof. Das Ethisch-Monumentale in Hebbels Kunst. Hebbel im amoralischen Zeitalter. In: Die Kulturmission unserer Dichtkunst, Abschn. 2, S. 91 ff. Eckardt, Leipzig 1908.

(zu Eulenberg, Hütet Euch . . .) [Eulenberg, Offener Brief. Schaubühne V, 1. B., S. 336, 1909].
Johannes Schlaf, Das Idol Hebbel. Nord u. Süd, 129. B., S. 223, 1909.
Rudolf Kurtz, Die junge Generation. Zukunft, 67. B., S. 59 ff., 1909.

S. 121 (zu Böhrig, Probleme) [Bartels Lit. Zbl. 1900, Nr. 22, 2. Beil., S. 956.]

S. 122 (zu Georgy, Die Tragödie . . .) [Krumm, Z. f. dtsche Phil., 40. B., S. 434 ff., 1908].
(zu Zinkernagel, Die Grundlagen . . . [Krumm, Z. f. d. Phil., 40. B., S. 434 ff.].

S. 123 (zu Schmitt, Hebbels Dramatechnik) [R. M. Meyer, Z. f. d. Phil. 41. B., S. 250].
(zu Stodte, Hebbels Drama) [Joh. W. Harnisch, Schaub. 1908, 2. B., S. 112].
(zu Walzel, Hebbelprobleme) [J. Goebel, The Journal of English and Germ. Phil. III, 3. Oktober 1908].

S. 124. Alfred Kerr, Hebbel und die Entwicklung. 1. Herodes und Mariamne, 2. Naturalismus. Hebbel, Schlaf, Ibsen, Wedekind. In: Das neue Drama S. 119. Schriften der Davidsbündler. Berlin 1905.
(zu Engel-Mitscherlich) [E. Michael, Lit. Zbl. f. Deutschl., 60. Jg., Nr. 17, 1909].

S. 125. Judith. *Grosse, Judith. Drama. Werke 7. B. Klara Ziegler zugeeignet.
*Kulke, Einiges über den Dichter der Judith. Jüd. ill. Monatshefte 1./2. S. 209, Wien 1865 (S. 89 bei Wütschke falsch zitiert).
Vom Münchner Theater (Klara Ziegler als Judith). Allgem. Ztg. Beil. 24. Oktober 1868.
Emil Kuh, Der Dichter der Judith. Wiener Abendpost. 2., 3., 4. November 1875.

S. 126. Siegfried Wernicke, Das Urbild von Hs. Judith. (Mit Bild). Südd. Monatshefte, 5. Jg., 2. B., S. 407. Oktober 1908. (Dazu berichtigt:) Dr. E. Flechsig, 6. Jg., 1. S. 295.
Fritz Wittels (Avicenna). Weibliche Attentäter. Fackel, 9. Jg., 7. H., Wien 1908 (Neudr. in:) Die sexuelle Not.
Lion Feuchtwanger, Judith. Reinhard in München. 4. Schaub. 1909. 2. B., S. 230.
Diamant: (z. Neuauff. 1903) [Bühne und Welt 5. S. 425. — W. Handl, Der Diamant. Das Jubiläum Arndts. Schaubühne 1909, 1. S. 261].

S. 127. Maria Magdalena: *Heinrich Anschütz, Erinnerungen S. 421 ff., Wien 1866.
Zwei Magdalenen. Wiener Ztg., 21. November 1869 (Aufs. v. H.s Drama und „Julie" von Oktave Feuillet im Carltheater).
Emil Kuh, Neue Fr. Presse, November 1869, Nr. 1876.
Julia: (zu Brunck) [Zarncke, Lit. Centralblatt 1852, Nr. 38, Sp. 615].
Herodes und Mariamne: R. Frenzel, Berliner Dramaturgie I, S. 378. Hannover 1877. Stimmungsbilder aus Berlin. Allgem. Ztg. 1874, Nr. 279. Beil.

S. 128 z. Neuauff. Berlin 1899] [Heinr. Stümcke, Schaub. I./2. S. 708 ff.] Agnes Bernauer: [Zur Neuauff. f. d. Schillerdenkmal 1868 im Carltheater in Wien]. — r. Neue Fr. Presse. 24. Dezember 1868. — B. Wiener Ztg., 24. Dezember 1868. — Ludw. Speidel, Die Presse, 1. Januar 1869.

S. 129. Gyges und sein Ring: Adam Müller-Guttenbrunn. Der Ring des Gyges. Dramaturgische Gänge. Dresden 1892.

S. 130. Nibelungen: Ein Attentat auf Hebbels Nibelungen. (Zirkular d. Verlegers; z. B. abgedr.) Neue Fr. Presse 1865, Nr. 398.
(zu Roepe) [Bl. f. lit. U., 1. Juli 1865, Nr. 27, S. 431, Feuill.].
Rudolf Hanke, Hebbels Nibelungentrilogie und das Nibelungenlied. Progr. d. Kommunaloberrealschule Leitmeritz, 1868.
—, — Hebbels Nibelungen und die Sage. Österr. Wochenschr. 1868, S. 193, Beil. z. Wiener Ztg.
[zur Neuauff. 1871] (Kürnberger), Lex mihi mars, Wiener Morgenpost, 21. September 1871. — J. Gaiger, Morgenpost, 25. September 1871. — Wiener Abendpost, 25. September 1871. — Rud. Baldek, Neue Fr. Presse 1871, Nr. 2551.
Karl Frenzel, Hebbels Nibelungen. Berl. Dramaturgie. 1. B., S. 31, 1877.
Ernst Leop. Stahl, Hebbeltage in Worms. Schaubühne II., S. 17. 5. Juli 1906.
Franz Lempfert, Das Nibelungenlied und Hebbels Trilogie. Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 23. Jg., S. 691, 1909.

S. 132. Demetrius: Emil Kuh, Über Fr. Hs. Demetrius. Presse, Wien 1864 Nr. 59.
G. Aus Wiens liter. Kreisen. Schlesische Ztg. 1864, Nr. 311.
—ß, Ein Gedankenfragment. Wiener Lloyd 1864, Nr. 166.
— Hebbels Demetrius. Der Botschafter. Wien 1864, Nr. 90.
Baldek, Hebbels Demetrius. Der Wanderer. Wien, April 1864, Nr. 104.
Am., Hebbels Demetrius. Weserzeitung 1864, Nr. 6366.
Karl Frenzel, Hebbels Demetrius. Berlin. Dramaturgie I. 1877.
Dram. Fragmente: R. M. Werner, „Judas ist der Allergläubigste". Vollendete und Ringende. S. 293 ff. Minden i. W. Bruns 1900.
(zu Fries) [Goltz, Stud. z. vgl. Literaturgeschichte V. S. 502. — H. Krumm Z. f. d. Phil. 40. B. S. 434, 1908].
Moloch: Ferdinand Kürnberger, Von Hebbels „Moloch", Presse 22. und 23. Dezember 1868. Wien (Neudr. in: 50 Feuilletons. Allg. Nat.-Bibl. Nr. 374 ff., S. 252 Wien.

S. 133. Ernst Otto Rodnagel, „Moloch" von Max Schillings. Einführung in Dichtung und Musik. Berlin.

S. 134. Epik: Wilhelm Henzen, Mutter und Kind. Schauspiel nach Hebbels gleichnamigem Epos. Leipzig 1903.
Fritz Enß, Hebbels Epos „Mutter und Kind." Diss. Marburg 190[illegible].
Lyrik: Dr. H. W., Hebbels erstes Gedicht (Sehnsucht an B. . . Constitutionelle österr. Ztg., Sonntagsab.-Bl. Nr. 10. Wien 1865. S. 75 f.
Ein Jugendsonett Hebbels (1833). Neue Fr. Presse 1875, Nr. 373[illegible] (Abdruck von Groths Veröffentlichung in der Kieler Ztg.).
Z. Machar, Ježaté karyatidy a Fr. Hebbel. Knihy Feuilletonu I. S. 253 ff. Prag, Beaufort 1901.
Gustav Falke, Hebbel (Vorwort), Hamburger Hausbibl. 4. B. 1906.

S. 136. Novellen: Theob. Bieder, Hebbels Märchendichtung. Hamb. Nachrichten, 8. Januar 1907.

## V. Hebbels Beziehungen.

S. 137. Emil Kuh, Friedr. Hebbel als Kritiker. Über das Theater. Wiener Ztg. 25. Januar 1868.

S. 138. Eduard Kulke, Hebbels Verhältnis zu einigen Musikern (Schumann, Rubinstein, Cornelius, Bülow, Liszt und Wagner). Monatsh. f. Theater und Musik. 1. 6. H. Wien 1868.

S. 139. *(Werner?) Fr. H. als Politiker. Allg. Ztg. Nr. 346. Beil. Nr. 292. 14. Dezember 1891.

*Em. M. Steininger, Hebbel als Politiker. Dtsch. Ztg., Wien, 21. und 24. November und 4. Dezember 1894.

*Ad. Bartels, Hebbels Deutschtum. Neudr.: Rasse. 16 Aufsätze z. nationalen Weltanschauung, S. 13 ff. Hamb. 1902.

F. Lemmermayer, Hebbel als nat. Dichter. Berichte d. fr. dtsch. Hochstifts 1894 (nicht 95).

Emil Kreißler, Revolutionär Hebbel. Neues Wiener Journal, 25. Juli 1909.

S. 140. zu den Hebbelforschungen (Rob. Petsch, Lit. Bl. f. germ. u. roman. Phil. 30. Jg. S. 395. Dezember 1901).

## VII. Allgemeine Schriften.

S. 141. Genoveva: B. Auerbach, Schumanns Genoveva (3. März 1877). Dramatische Eindrücke. A. d. Nachlaß. S. 206 f. Stuttg. Cotta 1893.

W. Nagel, Die dramatisch-musikalischen Bearbeitungen der Genovevalegende. S. 15 ff., Leipzig 1889.

S. 143. Gyges und sein Ring: Kerby Flower Smith, The tale of Gyges and the king of Lydia. American journal of Philology. 23 B. 3. H. Baltimore 1903.

Zu Gide, Der König Kandaules. (Schaubühne 1908. 1. B. S. 65 f. — Mercure de France 1908).

Die Nibelungen: Dr. Karl Meyer, Die dramat. Bearbeitungen der Nibelungensage. Dtsch. Vierteljschr. 33. Jg. Nr. 130. Stuttg. Cotta 1870.

K. Rehorn, Die deutsche Sage der Nibelungen in der deutschen Poesie. Frankf. a. M. 1877.

Rud. Hanke, Ein kleiner Beitrag z. Nibelungenlitteratur. Lit. Bl. II S. 201, 229. Wien 1878.

A. Stein, Die Nibelungensage im deutschen Trauerspiel. 2 Thle. Progr. d. Gewerbesch. Mühlhausen i. Els. 1882/83.

R. Bechstein, Zur Geschichte der neueren Nibelungendichtung. Allgem. Lit. Korrespondenz 1889, Nr. 35.

Paul Ernst, Die Nibelungen: Stoff, Epos und Drama. Die Wege zur Form. Berlin 1906.

S. 145. Epik: *W. Knögel. Progr. d. Lessinggymn. Wissensch. Beil. Frankf. a. M. 1904[1].

Lyrik: Christian Petzet, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850, Kapitel XIII, München 1902.

Novellen: Friedr. Halm, Brevios Novelle von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens. Erweit. Neudr.: Werke, 12. B., S. 243, Wien 1872.

## VIII. Bibliographische Schriften.

*Konstant von Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich. Nachträge 11. Bd., S. 428, 1864; 14. Bd., S. 472 ff., 1865; 28. Bd. S. 348, 1874.

[1] Wütschke zitiert unverständlich auch Studien z. vgl. Literaturgeschichte IV., S. 86, 1904; vielmehr steht an dieser Stelle Alfr. Neumanns S. 134 verzeichneter Aufsatz über Hebbels „Liebeszauber".

S. 146. Eduard Alberti, Lexikon der Schlesw.-Holst.-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte 1876, 1. Abtheil., Kiel 1867, S. 333/6 und von 1866 bis 1882, I. Bd., S. 274 ff., Kiel 1885.
Rich. Graf v. Schwerin, Hebbels trag. Theorie. Anhang: Versuch einer Hebbelbibliographie, 1903.
Achim v. Winterfeld, Friedr. Hebbel und seine Werke. S. 88. Dresden 1908.

## IX. Verzeichnis von Bildnissen.

S. 148. J. Röthig, Zeichnung nach E. Kaisers Lithographie, Erinnerungen. Prag, Medau, 1847.
Klein, Zeichnung, Der Floh, Wien, 3. Bd. Nr. 40, 1. Oktober 1871.
Der Erfolg von Hebbels Nibelungen (Karikatur). Kikeriki, Wien 1871, Nr. 40.
Mayerhofer, Zeichnung nach der Photographie von Angerer. Ill. Musik-, Theater- und Literaturjournal II./11, Wien, 13. Dezember 1876.
*Stahlstich von C. Geyer, wie Wurzbach im 8. Bd., S. 970, nach der Unterschrift auf dem Originale richtig angibt. Ein Kupferstecher dieses Namens war auch in Wien wohlbekannt, so daß Werners Angabe im Hebbelkalender 1905, die Wütschke hier übernommen hat, unrichtig ist. Dieser Stahlstich ähnelt auffallend der Zeichnung von Kretschmar und mit beiden, ob als Vorlage oder Nachbildung, steht ein Ölbild in Beziehung, das sich im Besitze des Dr. Bettelheim, Wien, befindet (Wiener Extrabl. 7. April 1912).
Im historischen Museum der Stadt Wien finden sich Photographien Hebbels:
Ein Brustbild bei M. Jaffe-Wien aufgenommen.
Eine Aufnahme in ganzer Figur bei L. Angerer, Wien.
Ein Brustbild bei Jägerspacher in Gmunden; ferner sind Lichtbildaufnahmen überliefert von Dr. Lichtenstern, T. IV, 6145, K. v. Jagemann in der „Gallerie österreichischer Zeitgenossen, Rabending (1862) in Waldheims ill. Zeitung 1863, Nr. 65, Schlossarek, und Miethke und Wawra (1863).
S. 150. Die Totenmaske Hebbels im Wiener Stadtmuseum ist von Fernkorn abgenommen. Das Grabdenkmal am Matzleinsdorfer Friedhof (Wien X.) ist vom Bildhauer Streschnak [Leipz. ill. Ztg., 7. Mai 1864; Waldheims ill. Ztg. 1865, Nr. 15, S. 120].
S. 150. *Kitzerow, Christine Enghaus. Beil. zu Dr. Töpfers Thalia, Hamburg, 1839.
G. Gaul, Karrikatur Christinens. Lothar, Das Burgtheater, S. 73.
Ein Altersbild bringt die Wage II, Wien 1899.
(Zu Elisens Grabdenkmal vgl.) Bühne u. Welt VI., 1. Bd., 339 und Gust. Frenssen, Klaus Hinrich Baas, S. 510 ff.

Ob und wo die „Geschichte des Wissenschaftlichen Vereines von 1817" in Hamburg, die 1867 zum 50. Stiftungsfeste, 1892 zum 75. als Manuskript gedruckt wurde, einzureihen wäre, kann ich bei der Unbekanntheit damit nicht entscheiden. Folgende zwei Aufsätze konnte ich aus dem gleichen Grunde nicht einreihen: E. Commien, Wartburgstimmen, 1. Bd., 3. H. und Hanns Bethge, Hannoveranischer Kourier 1907, N. 27089. Schließlich mache ich auf ein bei der Benützung sehr störendes Versehen im Register des Buches aufmerksam. Die Seitenzahlen von 150 an sind darin immer um eine Differenz von 7 bis 10 Seiten zurückzuzählen.

Prag. Paul Kisch.

Wütschke H., Hebbel in der zeitgenössischen Kritik. Deutsche Literaturdenkmale No. 143 (3. Folge No. 23) Berlin, Behr 1910.

Ungefähr zu gleicher Zeit hat Wütschke eine zweite Arbeit über das gleiche Thema veröffentlicht, die offenbar einen Versuch bedeuten soll, die empfindlichste Lücke der „Hebbel Bibliographie" wenigstens teilweise auszufüllen. Er bietet in dem vorliegenden Buche eine reiche Auswahl zeitgenössischer Rezensionen, wobei er wie die Vorbemerkung besagt, „zunächst die Aufsätze in österreichischen Zeitschriften und alle bisher schon neugedruckten" ausschließt. „Ich habe mich bemüht," fährt er fort, „möglichst Hebbels gesammtes Schaffen, seine Dramatik, Lyrik, Epik und Prosa zu berücksichtigen." Und ein Blick in das Inhaltverzeichnis[1]) beweist uns, daß er seine Aufgabe von diesem Standpunkte aus recht glücklich gelöst hat; die Sammlung, die dreißig Stücke zählt, beginnt mit der interessanten Anzeige der Hamburger Judithaufführung durch Eduard Meyen in den „Hallischen Jahrbüchern und schließt mit dem hübschen Gedichte „Ein Traum", das Theodor Opitz im „Magazin für die Literatur des Auslands" 1862 statt einer Kritik der „Nibelungen" gab. So bietet sie eine schöne Übersicht über die Aufnahme, die Hebbels Dichtung in Deutschland gefunden hat und erweist deutlichst die dem Hebbelforscher allerdings nicht mehr fremde Tatsache, daß Hebbels Klagen über die Teilnamslosigkeit und Böswilligkeit der maßgebenden Kritik fast gänzlich unberechtigt waren; denn wenn auch die bekanntesten Namen wie Julian Schmidt und z. B. der junge Heyse dem Phänomen von Hebbels Tragik mit einer uns heute unverständlichen Verständnislosigkeit gegenüberstanden, nie und nimmer wird ihre Kritik gehässig oder persönlich, wie es sich Hebbel oft eingebildet hat; und fast überall finden wir trotz der schärfsten Kritik, die doch damals im allgemeinen über ein der heutigen weit überlegenes Wissen gebot, die Anerkennung, daß in Hebbel ein bedeutendes, wenn nicht das bedeutendste Genie der Zeit sich offenbart. — Die Sammlung macht in ihrer charakteristischen und geschickten Auswahl dem Verfasser alle Ehre. Der Abdruck von so schwer zugänglichen Stellen, wie es Gutzkows „Telegraph", die Hamburger „Börsenhalle", Dullers „Vaterland" u. a. sind, wird der Hebbelforschung sicherlich hoch willkommen und sehr nützlich sein. Aber leider muß das Urteil wieder dahin lauten, daß sich damit das Verdienst des Buches erschöpft. Eine Auswahl ist wohl Geschmackssache; damit aber ist eigentlich schon gesagt, daß eine derartige Auswahl für wissenschaftliche Zwecke nur einen sehr bedingten Wert haben kann. Der eine Forscher wird dies, der andere jenes vermissen. Eine Übersicht ist kein vollständiges Bild. Das wahre Verhältnis zwischen dem Dichter und seiner Kritik kann sich nur dort ergeben, wo alle wählende Willkür ausgeschlossen ist.

[1]) Leider sind darin die Titel nur unvollständig angegeben, worunter die Übersicht leidet.

Für die Forschung ist eben alles von gleich größter Wichtigkeit und nur ein Werk, wie es die Bücher Julius W. Brauns über Lessing, Goethe, Schiller sind, kann wissenschaftliche Ansprüche befriedigen. Und wie es höchst wünschenswert ist, daß Brauns Arbeit über Goethe bis zu dessen Tode vollendet werde, ebenso berechtigt ist der Wunsch, daß wir auch vollwertige Sammlungen dieser Art über die größten unserer modernen Literatur: Kleist und Grillparzer, Heine und Hebbel erhalten. Nur so und erst dann werden wir das höchst bedeutsame Problem vom Verhältnisse des Dichters zu seiner Zeit voll erfassen und begreifen können. Wütschkes Buch ist aber nur ein schwacher Vorstoß hiezu. —

Aber auch bei aller Anerkennung, die wir ihm als wertvollem Hilfsmittel und der Auswahl als solcher gezollt haben, lassen sich einige Bedenken nicht unterdrücken. Daß Wütschke die schon neugedruckten Aufsätze — wohl hauptsächlich die im Hebbelkalender für 1905 — wegließ und ebenso die in österreichischen Zeitschriften erschienenen, ist bei einer Auswahl vollkommen begreiflich, besonders wenn das Wörtchen „zunächst" auf weitere Ausgaben zu deuten scheint. Dagegen wird eine solche Auswahl seinem Vorsatze „die Autoren der Rezensionen und ihre Stellung zum Dichter in Betracht zu ziehen", wie es auch in der Vorbemerkung heißt, nicht mehr gerecht. Da genügte es nicht nur die „größern Aufsätze" aufzunehmen, sondern es müssen alle abgedruckt werden. Um z. B. das Verhältnis Julian Schmidts — ähnlich wäre es bei Gutzkow — zu Hebbel festzustellen, reichen die vier abgedruckten Rezensionen nicht hin; abgesehen davon, daß es da wohl nötig ist, aus der Kuranda zuzuschreibenden (siehe Br. IV. 1. Z. 16) Maria Magdalenenkritik der „Grenzboten" (1846 4. S. 126 ff) deren Stellung festzulegen, bevor Julian Schmidt das Literaturreferat übernahm, muß man doch auch dessen beide kleinern Kritiken aus dem Jahre 1850 über den „Schnock" und „Herodes und Mariamne" kennen, die Wütschke bloß zitiert (S. 256 Anm. 35). Da muß man nun doch die betreffenden Jahrgänge der Grenzboten aufschlagen. Damit aber kommt das schwerste Bedenken gegen diese Auswahl zur Sprache: kaum weniger als die Hälfte der abgedruckten Rezensionen sind ohne jede Schwierigkeit in jeder größern Bücherei erhältlich. Und was deren Auffindung anbelangt, so hat Wütschke eigentlich nur die beiden von Prutz (N. 24 u. 25.) im „Deutschen Museum" 1855 selbständig entdeckt, die andern beiden, die Hebbel nicht erwähnt, von einem Unbekannten (N. 11 und von Gottschall (N. 12) in den Blättern f. lit. Unt. 1856 sind aus deren ständigem Index leicht auffindbar, für alle übrigen findet sich in Hebbels Briefen oder Tagebüchern ein deutlicher Hinweis, so daß auch der Fleiß des Sammlers, mochte auch mancher Abdruck eine gewisse Schwierigkeit bereiten, jedenfalls nicht zu überschätzen ist. Viel dankbarer wäre man der Arbeit Wütschkes gewesen, wenn er z. B. die Rezensionen über die „Judith" von Dingelstedt oder Diezmann geboten hätte, mit denen

sie bei ihrem Erscheinen begrüßt wurde. Schwer zugänglich ist z. B. auch Strodtmanns „Orion", der Goldhanns Rezension der „Gedichte" (1859 1. Jg., S. 510) und Kuhes Nibelungenkritik (1863, S. 285) enthielt. Von den französischen Aufsätzen von Bamberg und Taillandier abgesehen, wäre wohl unbedingt Ruges schwer erreichbarer Aufsatz in der „Leipz. Revue" von 1847: „Hebbels Maria Magdalena eine Tragödie, Gutzkows Uriel Akosta keine Tragödie" abzudrucken gewesen, wovon der 4. Literaturbrief (Ges. Schr. 9. Bd., S. 315, Mannheim 1847) nur ein Auszug zu sein scheint.

An den Abdruck der Kritiken schließen sich Anmerkungen an, die trotzdem sie recht knapp gehalten sind und sich nur auf das notwendigste beschränken, doch manche recht schöne Funde und Andeutungen enthalten. Meist bringen sie allerdings nur Hebbels Hinweise und Bemerkungen zu den betreffenden Rezensionen, manchmal aber auch recht Bedeutsames. So ist zu Buchheisters Kritik der „Gedichte" (N. 4.) die kleine hübsche Polemik abgedruckt, die Hebbel an Elise (Br. II, S. 181) erwähnt; ähnlich interessante Notizen sind die zu N. 11, S. 253 f. abgedruckten Correspondenzartikel des „Deutschen Museums" über „Gyges und sein Ring" u. a. m. — In folgendem möchte ich diese Anmerkungen nur um einige, in den Rahmen fallende Punkte erweitern.

Zu Henneberger's Kritik (N. 10) über „ein Trauerspiel in Sicilien" usw. heißt es (S. 51, Z. 19 ff.): „. . . Als ich dasselbe vor einigen Jahren bei einer Charakteristik Hebbels in der „Allgemeinen Literaturzeitung" erwähnte, glaubte ich mich eines nähern Eingehens auf diese Tragikomödie, die mit der „Novellenzeitung" spurlos vorübergegangen war, . . enthalten zu können . . . ." Diese erwähnte Rezension findet sich a. a. O. im November 1848, Sp. 945 ff. 955 ff., und die hier angezogene Stelle (Sp. 946) lautet, nachdem von der Aufführbarkeit der Hebbelschen Dramen die Rede war: „Das Trauerspiel in Sicilien (dies war, wenn ich mich nicht irre der Titel) . . würde in dieser Beziehung weniger Schwierigkeiten machen; ich aber würde es, wenn ich Intendant wäre, doch nicht aufführen lassen, weil dieses Stück eines Hebbel nicht würdig ist." Im übrigen gehörte Henneberger zu den begeistertesten Verehrern des Dichters, dem er fast ein Viertel seines Buches widmete: „Das deutsche Drama der Gegenwart" S. 63 ff. Greifswald 1853.

Bei der ersten Grenzbotenkritik Julian Schmidts (N. 13) sind als am gleichen Orte erschienen zu verzeichnen: die oben erwähnte Rezension der Maria Magdalena 1846, 4., S. 126 f. (siehe Br. IV, S. 1), die den Erfolg in Leipzig feststellt" und die Josef Bayers, „Das Räsel vom Hebbelschen Diamanten" 1849, 1., S. 547, der die Symbolik der Komödie deutsch-national-politisch zu deuten versuchte — Zu dem berüchtigten Passus Julian Schmidts, der (S. 62, Z. 5 ff.) Hebbel das Schicksal von Lenz, Hölderlin

und Grabbe prophezeit, ist neben den Anm. 29 angeführten Briefstellen noch die Ruges an Rößler v. 30. Juli 1847 hervorzuheben (Ruges Briefwechsel hgg. v. Herrlich 1886, I. S. 440): „. . Hebbel war rasend und wild über die Kritik und seine Frau, eine heroische hübsche Dame, schwur ihn zu erschießen . . Ich suchte Hebbel zu überzeugen, daß er sehr anerkannt würde und daß der Wahnsinn nur literarisch gemeint sei. Alles verfing nicht. Es war eine Tragödie — . . ." In einem Briefe an den Kirchspielschreiber Voss aus Leipzig d. 20. Juli 1847 heißt es bloß (Br. IV, S. 48, 26): „Gestern war ich den ganzen Tag mit meinem alten Pariser Gefährten Arnold Ruge zusammen." Offenbar hat das Ehepaar Hebbel dort im Wohnorte Schmidts, als es ihn zu Gesicht bekam, sich über diese Wahnsinnsverkündigung erneut und erhöht aufgeregt, denn aus der auch von Wütschke zitierten Tagebuchstelle III. 4222 geht deutlich hervor, daß Schmidts Kritik Hebbel schon vorher bekannt war.

Bevor Bamberg seine Kritik der „Maria Magdalena" für Rötschers Jahrbücher 1848, S. 134 ff. (N. 20) schrieb, hatte er Hebbel bereits umfassend in seinem Aufsatze „De la littérature dramatique en Allemagne" in der „Revue nouvelle" vom 11. Oktober 1846 Paris gewürdigt; gegen diesen polemisiert ein mit einem Stern gezeichneter Artikel der „Allg. Zeitung" v. 10. November 1846: „Das neuere deutsche Drama und die französische Kritik", der Hebbels tragische Dichtung scharf angreift. — In dieser Maria Magdalenenkritik findet sich die Stelle (S. 161, Z. 15 ff.): „Daß Hebbels Stück in den deutschen Journalen bisher noch keine ausführliche, wissenschaftlich begründete Kritik erlebt hat, ist umsomehr zu verwundern, als es neulich mit entschiedenem Erfolge in Leipzig über die Bretter gegangen ist." Hier ist Bamberg schlecht unterrichtet. Schon Hebbel verweist in einem Briefe an den Redakteur Kolb in Augsburg vom 13. Jan. 1847 (Br. IV. 1), mit dem er die Übersendung des Trauerspiels begleitete, auf die „vielen, einstimmig in ungewöhnlich hohem Grade anerkennenden Urteile wohl akkreditierter lit. Personen und Institute, in neuester Zeit z. B. Kühnes in der Europa, Kurandas in den Grenzboten; früher Deinhardsteins in den Wiener Jahrbüchern." Einmal irrt sich Hebbel, denn Kühnes Rezension erschien in der Europa erst am 29. April 1848. Dagegen hat er hier die auch ihm wahrscheinlich fremde, von Küchler in seinem Hebbelbuche S. 171 (Jena 1910) zitierte Kritik im „Berliner Modespiegel" von 1845 und die ihm sicherlich bekannte obenerwähnte Rezension Ruges, die zu Beginn des Jahres 1847 erschienen war, wie auch den eingehenden Aufsatz Vollmanns in den Blättern f. lit. Unt. 1847, N. 338 nicht angeführt. — Zur Anm. 55, die sich auf die Leipziger Aufführung bezieht, ist noch Laubes Bericht (Das Burgtheater. S. 260) zu vergleichen, der im Gegensatz zu Kuranda und Bamberg von einem Mißerfolge spricht. Über die Aufführung in Hamburg an

10. Juni 1847 berichtet Uhde in seinem Buche über „das Stadttheater in Hamburg" S. 247, interessante Einzelheiten.

Siegmund Engländer schrieb (N. 23) in Rötschers Jahrbüchern über „Die Aufführung der Maria Magdalena auf dem Hofburgtheater zu Wien im Mai 1848". Damals hieß es schon „Hof- und Nationaltheater" und es war die erste Premiere, wo die mitwirkenden Damen als „Frau" und „Fräulein" statt den bis zum 25. April üblichen französischen Bezeichnungen am Theaterzettel standen. Über den vergeblichen Versuch Hebbels sein Drama schon im Jahre 1845 bei der kaiserlichen Zensur durchzusetzen, berichtet launig Anschütz in seinen Erinnerungen S. 42 (Wien 1866). Von der Aufführung selbst schreibt Kürnberger (Wiener Sonntagsblätter 1848, II, S. 33), der nebenbei trotz seiner spätern Verehrung für Hebbel der Tragik der „Maria Magdalene" damals kein Verständnis entgegenbrachte, wohl weil ihm die politischen Ereignisse das sonst so feine ästhetische Empfinden trübten: „. . . die Spannung der Gemüter war außerordentlich groß am Abende der Vorstellung. Wären Wetten bei uns wie in England Mode, Hebbels Verehrer und Hebbels Verketzerer hätten sich mit großen Summen duelliert." Und wenn Engländer (S. 205, Z. 25) die Aufführung ein politisches Ereignis nennt und Wütschke dazu eine Korrespondenz der „Europa" vom 20. Mai 1848 bringt, so bezeugt dies noch deutlicher ein Wiener Brief der „Bohemia" vom 11. Mai 1848: „Hebbels Maria Magdalene wurde gestern im Burgtheater gegeben. Hätte ein Wiener geschlafen seit Anfang März und wäre gestern beim Erwachen in den Besitz eines Theaterzettels gekommen, sicher wäre sein erster Ruf gewesen: Das ist Revolution! Eine bürgerliche Komödie, worin vom Evangelium, vom Teufel, vom Katholischwerden, vom Vater Unser, vom Pfarrer u. dgl. die Rede ist . . . Der gesunde Sinn des österreichischen Volkes bewährte sich in der glänzenden Aufnahme dieses durch prüde Nasen in Verruf gebrachten Stückes. . ." — Zu der Betrachtung des Verhältnisses, in dem Hebbel zum Burgtheater und zu Laube stand und für das Wütschke einige sehr bezeichnende Notizen zusammenträgt, genüge noch der Hinweis auf Kürnbergers Epilog dazu, den er bei der endlichen vollständigen Aufführung der Nibelungentrilogie im September 1871 unter dem Titel „Dem Genie seine Anerkennung" und unter dem kriegerischen Pseudonym „Lex-mihi-Mars" in der „Morgenpost" (Wien d. 21. September 1871) veröffentlichte: eine Einladung des Direktors an den Dichter draußen — auf dem Matzleinsdorfer Friedhofe Nr. 139 und Hebbels Antwort „An die hohe Beamtenstatt des k. k. Hofburgtheaters —".

Wenn Heyse in seiner Rezension der „Gedichte" (N. 27) Hebbel vorwirft, daß er (S. 221, Z. 16 f.) „sogleich wieder durch eiskaltes Raisonnement den Beweis liefert, wie weit er von wahrer Besessenheit entfernt ist", so ist hier an Heyses „Sprüche" (Ges. W., 1. B., S. 77) zu erinnern:

Hebbel.

Warum erwärmt Dich's nie
Wie er auch flammt und wütet?
Er hat eine Phantasie,
Die unter dem Eise brütet.

In der Rezension über „Mutter und Kind“ (N. 29) in den „Stimmen der Zeit“ 1859 wendet sich deren Redaktion — schon aus dieser Unterfertigung geht die Autorschaft des Redakteurs Kolatschek unzweifelhaft hervor — in einer Anmerkung (S. 239) gegen „unsern Landsmann“ Hieronymus Lorm im „Wiener Wochenblatte“. Hier im 2. Jhg., 1859, S. 888 hat Lorm einen sehr gehässigen Aufsatz über Friedrich Hebbel veröffentlicht, der seine tragischen Schöpfungen herunterseßt und ihn nur als Lyriker, wie schon in einer frühern Rezension in der „Wiener Ztg.“ vom 27. April 1858, gelten läßt; den Tadel des Epos knüpft er an die begeisterte Anzeige, die das Gedicht im gleichen Blatte auf S. 853 gefunden hat, so daß auch hier schon die Redaktion des „Wiener Wochenblattes“ mit einer Fußnote Lorms Ausfall einschränken mußte. — Zum Schlusse wäre noch bei dieser Kritik zur Anm. 67 hinzuzufügen, daß das Verhältnis der Änderungen und Lesarten nunmehr durch den in der „Neuen Fr. Presse“ Nr. 16172 Beil. (Aug. 1909) veröffentlichten Brief Hebbels an die Tiedgestiftung in Dresden vom 8. Juni 1858 klargestellt ist.

Prag. Paul Kisch.

Herrmann Walther, Theodor Storms Lyrik. (Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig. Herausg. von Albert Köster, XVII. Bd. Leipzig 1911). 5 M. 50 Pf.

Die erste und wichtigste Aufgabe Herrmanns bestand darin, die Gedichte Storms chronologisch zu ordnen — eine Aufgabe, die sicherlich nicht leicht war. In der Ausgabe Westermanns, der bislang einzigen Gesamtausgabe der Werke Storms, sind die wenigsten Gedichte datiert, außerdem sind hier bei weitem nicht alle Gedichte enthalten. Viele, die in den verschiedensten Zeitschriften verstreut waren, mußten erst mühsam zusammengesucht werden. Auch enthält die Ausgabe nicht einen unveränderten Abdruck der Gedichte, wie sie die letzte vom Dichter besorgte Ausgabe (1885) brachte. So konnte Herrmann diese Ausgabe durchaus nicht als Grundlage für seine Untersuchung benützen, sondern mußte sich erst selbst die nötige Grundlage schaffen. Eine Arbeit, die wie gesagt unzweifelhaft schwierig und zeitraubend war — eine Arbeit, die sich aber Herrmann zum großen Teil hätte ersparen oder doch zu mindesten bedeutend hätte erleichtern können. Hätte Herrmann nämlich beim Zusammenstellen der Storm-Literatur ein klein wenig mehr Glück gehabt, so hätte er gefunden, daß die Arbeit von einem anderen schon getan war.

In dem Programm der Realschule in Jägerndorf vom Jahre 1902 ist ein Aufsatz B. Lichtensteins über die Gedichte Storms enthalten, dessen interessanteste Kapitel sich eben mit der chronologischen Ordnung der Gedichte beschäftigen. Der Aufsatz Lichtensteins hätte um so mehr Beachtung verdient, als Lichtenstein meines Wissens der erste ist, der in die Manuskripte Storms Einblick getan; überall wo es nötig war, zieht er diese zur Kontrolle heran.

Lichtenstein zählt fünf Manuskripte. Viele von den Gedichten, die darin enthalten sind, hat Storm nie veröffentlicht. So sind aus dem dritten Manuskript nur zwei Gedichte gedruckt, aus dem vierten Manuskript, das 150 Lieder enthält, sind 29 bisher unveröffentlicht, von den wenigen Gedichten des letzten (fünften) Manuskriptes sind nur drei bekannt.

Aus dem Vergleiche der chronologischen Tabellen Herrmanns und Lichtensteins ergibt sich, daß der erste Druck eines Gedichtes von Storm nicht wie Herrmann angibt in das Jahr 1840 (in Lewalds Europa: Im Golde, im Herzen; Die Möwe und Mein Herz) fällt, sondern ungefähr in in das Jahr 1837 (in einem Schleswig-Holsteinischen Blatte: Wie in stille Kammer; Niederschrift aus dem Jahre 1837). Von dem Gedichte „Der Bau der Marienkirche in Lübeck" gibt Herrmann (S. 4) an, daß es 1837 entstanden sei. Nach Lichtenstein (S. 19) bezieht sich dieses Datum nur auf eine Umarbeitung, die das Gedicht um zwei Strophen am Ende verkürzt. Die erste Niederschrift gibt den 4. November 1836 an; nach Lichtenstein dürfte dies nur das Datum der Vollendung des Gedichtes sein. Herrmann erwähnt ferner nicht, daß das Gedicht „Gute Nacht" (1843, Liederbuch dreier Freunde) nicht unverändert in die „Neuen Fiedellieder" aufgenommen wurde; nach Lichtenstein ist es um die Schlußstrophe vermehrt. Das Gedicht „Wichtelmännchen" (Liederbuch) ist im ersten Manuskript enthalten und trägt das Datum „April 1836". Lichtenstein gibt an, daß es das älteste unter den veröffentlichten Gedichten ist. Im Volksbuche Biernatzkis für 1846 sind außer den bei Herrmann angeführten noch zwei Gedichte von Storm: S. 3 das Kind im Bette (enthalten im ersten Manuskript, datiert 5. Januar 1837); S. 10 Kranzwinden (erstes Manuskript); wahrscheinlich auch S. 16 Vierzeiler ohne Titel. Von dem Gedichte „Die Kränze, die du dir als Kind gebunden" (Im Kalender Biernatzkis für 1849) vermutet Herrmann, daß es von Storm ist. Nach Lichtenstein ist es Th. St. gezeichnet und ist im vierten Manuskript enthalten. Ebenso nimmt Lichtenstein von dem Gedichte: Frühlingsankunft (anonym im Kalender 1850) an, daß es von Storm ist. Nach Lichtenstein ist es im ersten Manuskript (S. 88) enthalten und zwar stammt es aus dem Frühling 1839. Das Gedicht „Im Herbste", dessen erster Druck nach Herrmann in das Jahr 1854 (Argo) fällt, ist nach Lichtenstein bereits 1851 im „Schleswig-Holsteinischen Musenalmanach für 1851" unter dem Titel „Vermächtnis" erschienen.

Auch sonst bringt der Aufsatz Lichtensteins manches Beachtenswerte. So war es Lichtenstein, der hier zum ersten Male den Aufsätzen Storms, die dieser für das Eggersche Kunstblatt (1854) geschrieben, nachforscht. Lichtenstein sucht nachzuweisen, daß im Eggersschen Kunstblatt für 1854 fünf Artikel von Storm enthalten sind; außer den beiden Rezensionen, die der Dichter selbst in dem bekannten Briefe an Mörike nennt (Mitte Oktober 1859), sind es die folgenden: S. 25/26 Lieder von Julius Rodenberg; S. 26/27 Neunzig Lieder von Carl H. Preller; S. 46/47 Des Knaben Wunderhorn. Die Vermutung Lichtensteins in betreff des letzteren Aufsatzes findet ihre Bestätigung in den Briefen Eggers (S. 28, 82), wo wir übrigens noch von zwei Aufsätzen erfahren: der eine über Fontane (an Eggers S. 30, 84), der andere über Kette (28, 82); daß die ersten zwei Rezensionen von Storm stammen, verbürgt ein Brief Fontanes an Storm (27. März 1854).

Herrmann steckt sich in seiner Arbeit ein recht weites Ziel. Er erzählt das Wichtigste aus Storms Leben, sucht die einzelnen Gedichte dem Leben Storms einzugliedern, bespricht den Stoffkreis der Lyrik ebenso wie das Verhältnis der Lyrik unseres Dichters zur Natur, untersucht Stil, Metrik und Melodik der Gedichte, betrachtet des näheren die literarischen Einflüsse, die Storms Lyrik erfahren hat, macht uns mit Storms Theorie der Lyrik und mit des Dichters künstlerischem Schaffen bekannt. Nun muß man Herrmann zugestehen, daß seine Arbeit Zeugnis gibt von einer nicht gewöhnlichen Belesenheit in den in Frage kommenden Dichtern und von einem glücklichen Findertalente, auch geht aus allem, was er über Storm anführt, hervor, daß er des Dichters Wesen richtig erfaßt hat. Trotzdem ist es ihm aber nicht gelungen, uns ein klar übersichtliches Bild von der Lyrik Storms zu bieten. Zunächst: Herrmann unternimmt zu viel. Er will uns in einer einzigen Arbeit alle Fragen lösen, die sich an Storms lyrisches Schaffen knüpfen. Die Fülle des Materials aber gestattet es ihm nicht immer, richtig zu scheiden zwischen Wichtigem und weniger Wichtigem. Manches behandelt er nur flüchtig; oft muß er nur an der Oberfläche haften bleiben; da ihm nicht die Zeit bleibt, den Wurzeln der beobachteten Erscheinungen nachzugraben. Er bemüht sich uns in aller Kürze das Leben Storms darzustellen. Ist aber damit gedient? Da er schon das Leben Storms mit in die Arbeit einbezieht, so glaube ich, wäre es besser gewesen, wenn er sich hier nicht einer solchen Kürze befliffen hätte, sondern weniger Gewicht auf die äußerlichen Erlebnisse Storms legend, mehr darauf hingearbeitet hätte, ein Bild vom Wesen des Dichters zu zeichnen, um so den Zusammenhang zwischen Lyrik und Wesen des Dichters aufzuweisen. Bei der Besprechung der Gedichte konstatiert Herrmann z. B., daß der Gedanke an Tod und Vergänglichkeit des Glückes die Lyrik Storms stets durchzogen habe (S. 2, 5, 11, 13, 46, 113). Aber die Frage: wieso kommt

Storm dazu, gerade diesen Gedanken zum Hauptmotiv seiner Lyrik zu machen, beachtet er nicht. An einem Wegweiser hätte es doch nicht gefehlt. In seinem Buche „Th. Storm als norddeutscher Dichter" sucht Paul Remer darzulegen, daß das dichterische Wesen Storms seinen Wurzeln nach auf die Stammeseigentümlichkeiten des Dichters als eines Norddeutschen zurückgeht. Der Norddeutsche — sagt Remer — kennt im allgemeinen nicht die Hingabe an den Augenblick, er lebt immer ein wenig in der Ewigkeit und ist sich im Glücke des nahen Unglücks bewußt. Die Entfaltung dieser Stammeseigenart wird durch persönliche Erlebnisse Storms gefördert: durch die Jugenderlebnisse, wie sie sehr schön Schütze schildert (S. 19 ff.), durch die Verbannung aus der Heimat, schwere Krankheit, den Tod der vielgeliebten Frau. Da dem Dichter das Leben immer wieder von der Unbeständigkeit alles Irdischen predigt: konnte es anders sein, mußte nicht der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Glückes den Grundton für alle Gedichte abgeben?

Im Anschluß an die biographischen Daten bespricht Herrmann den Stoffkreis der Stormschen Lyrik. Hier hätte sich wohl größere Kürze und mehr Konsequenz empfohlen. Der Verfasser wiederholt sich manchmal (S. 47: Solchen Gedichten . . . verarmen und S. 49: Daneben steht die Überwindung . . .). S. 48 konstatiert Herrmann, daß ein bemerkenswerter Unterschied der Liebeslyrik aus der Jugend und derjenigen aus späteren Jahren in der Darstellung der Geliebten besteht. Gehört das hierher, wo der Stoffkreis untersucht wird? In den ersten beiden Kapiteln werden die Gedichte, die die Natur zum Gegenstande haben, in eigenen Abschnitten behandelt. Im dritten Kapitel werden plötzlich bei Gelegenheit der Analyse des Stoffkreises auch Gedichte, die der Natur gelten, angeführt, ja Herrmann geht da sogar auf das Gedicht „Juli" näher ein. Der Hauptquell der Stormschen Lyrik in seiner liederreichen Zeit ist die Liebe. Die Liebeslieder, die in die Zeit fallen, bevor Storm Konstanze kennen gelernt, sind Lieder der unglücklichen Liebe. Herrmann versucht aus diesen Gedichten auf die ihnen zugrunde liegenden Erlebnisse des Dichters zu schließen. Er scheidet sie in zwei Gruppen: in der ersten ist die Geliebte ein junges Mädchen, das der Dichter heranwachsen sieht. Ihre Liebe ist von keiner langen Dauer; bald löst sie sich vom Dichter, ohne daß sie unter der Trennung litte. Dagegen ist das Grundgefühl der zweiten Gruppe: beide, die Geliebte wie der Liebhaber leiden den gleichen Schmerz. Herrmann spricht die Vermutung aus, daß die Geliebte beider Gruppen dieselbe sei. Ob diese Vermutung das Richtige trifft, wird sich, so lange wir nicht mehr von Storms Leben wissen, nicht entscheiden lassen. Nur so viel läßt sich mit einiger Gewißheit feststellen, daß den Gedichten der zweiten Gruppe ein wirkliches Verhältnis zugrunde liegt, wenigstens auf Grund dessen, was uns Lichtenstein mitteilt: der Liebe Storms zu Konstanze soll ein Verhältnis zu einem

Fräulein von B. voraufgegangen sein. Eine Gruppe für sich bilden die Gedichte an Konstanze; den Grundton dieser Gedichte bildet das selige Gefühl, die geliebte Frau sein eigen zu nennen. In der Potsdamer Zeit fehlt die Liebeslyrik; in Heiligenstadt sieht der Dichter seine Frau leise altern und das entfacht von neuem seine Liebe. Es ist charakteristisch für Storm, dessen Wesen etwas nach rückwärts Gewandtes hat — wenn man so sagen darf —, daß er sein Gefühl zumeist in sehnsüchtiger Erinnerung nach der Zeit der jungen Liebe ausspricht. Der Tod Konstanzens gab Veranlassung zu einer Reihe von Gedichten, aus denen die tiefste Mutlosigkeit spricht. In den letzten 20 Jahren fehlen Liebesgedichte, in dieser Zeit spricht sich der Dichter überhaupt nur selten in Versen aus.

Neben der Liebe zum Weibe und zur Natur bildet die Liebe zur Heimat eine wichtige Quelle der Stormschen Lyrik. Ihren schönsten Ausdruck findet sie in den politischen Liedern. Auf diese näher einzugehen liegt kein Grund vor, da Herrmann in dieser Beziehung im wesentlichen nicht viel anderes vorbringt als Schütze. Nur eines möchte ich bemerken: bevor Herrmann auf die politischen Lieder Storms zu sprechen kommt, will er zunächst einen Blick auf die politische Lyrik im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts werfen, um anzudeuten, wie Storm hier abseits steht. Dann folgt aber kaum mehr, als die Aufzählung der einzelnen Sammlungen von politischen Liedern; eine wenn auch kurze Charakteristik dieser Lieder wäre sicherlich am Platze gewesen.

Gleich im ersten Kapitel bei der Besprechung des Stoffkreises wird man sich des Hauptmangels der Arbeit bewußt. Liest man das, was Herrmann über die Lieder der unglücklichen Liebe darlegt, so fühlt man sich gleich an Heine erinnert. Daß da tatsächlich Storm durch Heine beeinflußt ist, erfahren wir aber erst, wenn die literarischen Einflüsse besprochen werden. Schuld an dieser Ungereimtheit ist die Disposition, die Herrmann wählt, um sein umfangreiches Material einzuordnen. Herrmann teilt, wie es wohl seit Schütze üblich sein dürfte, Leben und Schaffen Storms in vier Abschnitte. Der erste umfaßt Storms Jugend und Studentenjahre und reicht bis 1843, dem Erscheinungsjahre des Liederbuches; der zweite reicht bis 1853, der dritte umfaßt die Zeit, die Storm in der Verbannung verbrachte, nebst den ersten Husumer Jahren bis zum Tode Konstanzens (1868), der vierte reicht bis zu Storms Tode. Um zu zeigen, was für einen Gang die Entwicklung der Stormschen Lyrik genommen, bespricht Herrmann in jedem der vier Kapitel Punkt für Punkt das Leben Storms, den Stoffkreis der Gedichte, die Rolle der Natur in den Gedichten, den Stil; Metrik und Melodik betrachtet er im ersten und vierten Kapitel, die literarischen Einwirkungen im ersten und zweiten, im dritten Kapitel schildert er zunächst das Leben Storms in der Fremde, analysiert den Stoffkreis der hierher gehörenden Gedichte, dann verbreitet er sich über die ersten Husumer Jahre bis zum Tode Konstanzens.

bespricht den Stoffkreis der Gedichte, die 1865 entstanden sind, unter sucht hierauf die Ursachen des Stockens der Produktion. Man wird kaum eine solche Anordnung als glücklich bezeichnen können, besonders nicht bei einem Dichter wie Storm, der nach Herrmanns eigenen Worten (S. 130) eine auffallende Entwicklung gehabt, die der Darstellung scharfe Wendungen und ragende Marksteine als bequeme Zielpunkte geboten hätte. Es wäre sicherlich zweckentsprechender gewesen, wenn Herrmann die Hauptteilung nach den gewählten Gesichtspunkten (Stoffkreis, Natur 2c., getroffen hätte und erst innerhalb der so entstandenen Kapitel chronologisch verfahren wäre — natürlich nur dort, wo es die Natur der Sache zugegeben hätte; dann hätte er im Schlußkapitel zur Synthese vorschreitend uns zeigen sollen, was für ein Gesamtbild der Lyrik sich für jeden der vier zeitlichen Abschnitte ergibt und worin eigentlich die Entwicklung besteht. Werden aber, wie es Herrmann tut, die einzelnen Abschnitte, die Gleichartiges behandeln, auseinandergerissen, so wird die Übersichtlichkeit ungemein erschwert, welcher Nachteil nur teilweise durch lästige Wiederholungen und Verweisungen auf Vorausgehendes behoben wird. Will man sich nur einigermaßen einen Überblick über die Ergebnisse der Arbeit verschaffen, so muß man sie nicht fortlaufend lesen, sondern muß die zusammengehörenden Abschnitte (Natur, Stoffkreis, Stil) herausuchen und nacheinander lesen. Übrigens hätte das empfohlene Vorgehen schon deshalb eher entsprochen, weil die weitaus meisten Gedichte Storms in die ersten beiden Perioden fallen und die Lyrik der letzten Zeiträume keinen neuen Zug zur Charakteristik des Lyrikers hinzufügt, so daß die betreffenden Kapitel gegen die ersten beiden unverhältnismäßig mager und gehaltlos ausgefallen sind.

Wie bemerkt, werden die Nachteile der vom Verfasser gewählten Anordnung am deutlichsten fühlbar, dort wo er die literarischen Einflüsse bespricht, die für die Entwicklung der Lyrik Storms mitbestimmend waren. Herrmann untersucht nicht etwa nach bestimmten Gesichtspunkten die Gedichte, um nachzuweisen, was Storm von anderen übernommen hat, was er daraus gemacht, ob und in welcher Richtung seine Lyrik einen Fortschritt über seine Vorgänger bedeutet, sondern er behandelt die literarischen Einwirkungen in zwei Abschnitten: im ersten die Einflüsse, die für die Jugendlyrik in Betracht kommen, im zweiten diejenigen, die für die übrigen Gedichte gelten. Und zwar verfährt Herrmann so, daß er Dichter um Dichter bestimmt und feststellt, welche Motive Storm von ihnen entlehnt. Storm hat beispielsweise bei der Umarbeitung des Gedichtes „Junge Liebe" ein neues Bild eingeführt: Schon lange sitzt sie vor mir, träumerisch, mit leeren Beinchen baumelnd, auf dem Tisch. Herrmann meint, daß dabei dem Dichter die Stellung Fiamettas in „Dichter und ihre Gesellen" vorgeschwebt: „Fiametta baumelte, in Erwartung der Dinge, zufrieden mit den Beinchen" (Eichendorffs Werke II, 585). Ähnlicher Anklänge werden mehrere angeführt. Es ist natürlich nicht unmöglich, daß Herrmann

im Rechte iſt, aber kann man da von literariſchen Einflüſſen ſprechen? Auf dieſe Weiſe könnte man die Verwandtſchaft von Dichtern nachweiſen, die einander völlig fern ſtehen. Herrmann bringt es auch zuſtande zu zeigen, daß in den Gedichten Storms „Anlehnungen" an eine Unzahl von Dichtern enthalten ſind: an Heine, Eichendorff, Mörike, Goethe, Wilhelm Müller, Claudius, Klingemann, Ferd. Freiligrath, Georg Büchner, Herwegh, Rob. Prutz. Herrmanns Beobachtung, daß ſich bei Storm oft auffallende Anklänge an Gedichte anderer vorfinden, enthält allerdings einen guten Kern. Nur verſucht es Herrmann nicht, dieſe Tatſache irgendwie aus Storms Weſen zu deuten, was vielleicht nicht ſo ſchwer iſt. Erinnern wir uns deſſen, was Storm von einem guten Gedichte verlangt: der lyriſche Dichter ſoll eine Seelenſtimmung derart im Gedichte feſthalten, daß ſie durch dasſelbe beim empfänglichen Dichter reproduziert wird. Das iſt für Storm der Maßſtab, ein jedes Gedicht zu bewerten. Gelingt es einem Gedichte die gewollte Stimmung bei unſerem Dichter zu erzeugen, ſo iſt es für ihn völlig gleichwertig einem Erlebnis; ſo iſt es kein Wunder, wenn Motive ſolcher Gedichte wieder zu Beſtandteilen der Gedichte Storms werden, beſonders wenn man Storms ungewöhnliche Erinnerungskraft in Betracht zieht, die es erklärlich macht, daß oft nicht allein das poetiſche Bild ſondern ſelbſt die gleichen Worte wiederkehren. Herrmann gelingt es uns nur davon zu überzeugen, daß Heine auf Storms Jugendlyrik Einfluß geübt; daß er aber ſelbſt hier hätte tiefer ſchöpfen können, möchte ich an einen kleinen Beiſpiel darlegen.

Herrmann macht öfter darauf aufmerkſam, daß die Geruchseindrücke bei Storm eine große Rolle ſpielen. Obzwar er zugibt, daß Heine auf unſeren Dichter großen Einfluß geübt, verſucht es Herrmann nicht feſtzuſtellen, ob in dieſer Beziehung ein Verhältnis zwiſchen Heine und Storm beſteht und welcher Art es iſt. Nun ergibt ſich aber wirklich in der genannten Beziehung eine Ähnlichkeit zwiſchen Heine und Storm. Auch bei Heine ſpielt die Geruchsempfindung eine beſondere Rolle. Für ihn beſteht ein enger Zuſammenhang zwiſchen der Duftempfindung und dem Gefühle der Liebe. Er bezeichnet die Düfte als Gefühle der Blumen (3, 39); die Lotosblume duftet von Liebe und Liebesweh (1, 69); in dem Gedichte Ratcliff (1, 139) jauchzen alle Blumen Liebe! Liebe! und ſchwelgen in ſel'gen Düften. Das iſt wohl ſo zu erklären, daß bei Heine, der ja eine ungemein ſenſible Natur war, der Duft der Blumen Gefühle der Sehnſucht erweckt. Deutlich ſpricht es der Dichter in dem Gedichte „Sehnſüchtelei" (1, 296) aus:

In den Träumen ſiehſt du die ſtillen
Fabelhaften Blumen prangen:
Und mit Sehnſucht und Verlangen
Ihre Düfte dich erfüllen.

Die Gefühle der Sehnsucht haben in erster Reihe die Liebe zum Gegenstand; wenigstens scheint kaum ein anderes Gefühl gemeint zu sein, wenn es in dem Gedichte 20, Neuer Frühling (1, 212), heißt:

Die Rose duftet — doch ob sie empfindet
Das was sie duftet, ob die Nachtigall
Selbst fühlt, was sich durch unsere Seele windet,
Bei ihres Liedes süßem Widerhall,
Ich weiß es nicht.

Es ist nun ganz natürlich, daß der Dichter, wo er Blumen personifiziert, ihnen die Gefühle unterlegt, die in ihm durch die Duftempfindung ausgelöst werden. Wo es sich dann darum handelt, im Gedichte „die Liebesathmosphäre einzufangen" — um die so bezeichnenden Worte von Storm zu gebrauchen — beim Leser die entsprechende Stimmung vorzubereiten, da benützt er in erster Reihe Geruchseindrücke. So gleich in der Vorrede (1, 8), besonders schön in dem, was die Verwertung der Gesichts-, Gehör- und Geruchsempfindung anbelangt, meisterhaften Gedichte 26, Neuer Frühling (1, 214):

Wie die Nelken duftig atmen!
Wie die Sterne ein Gewimmel
Goldner Bienen ängstlich schimmern
An dem veilchenblauen Himmel![1])

In dieser Verwendung der Geruchseindrücke zeigt sich eine Übereinstimmung Storms mit Heine. Auch Storm faßt den Duft als Gefühlsäußerung der Blumen (8, 202: Warum duften die Levkojen; 8, 210 bildlich). Auch er verwendet die Duftempfindung dort, wo es gilt „die Liebesathmosphäre einzufangen" (8, 249; 203; 260). Aber schon hier geht er über Heine hinaus; während bei diesem der Geruchseindruck eine mehr sekundäre Rolle spielt und er demgemäß nur konventionelle Blumen (Rose, Nelke, Veilchen, Linde) anführt, werden bei Storm die verschiedensten Blumen erwähnt (vgl. Herrmann S. 61). Außerdem aber benutzt Storm die Gerüche als ein Mittel unter anderen den Eindruck wiederzugeben, den eine bestimmte Gegend, eine bestimmte Tages- oder Jahreszeit auf ihn gemacht hat. Er erwähnt den Duft des Heidekrautes (8, 192), den Tannenharzgeruch (8, 228; 193), den Meeresduft (8, 237; 240) den Geruch von Kränzen, die den Sarg verhängen (267, 251: Schon weht ein Lüftlein von der Gruft, Das bringt den Herbst-Resedaduft), den Herbstblätterduft (228), den Abendduft der Levkojen (251). — So können wir in dieser Beziehung bei Storm Heine gegenüber ein Plus feststellen, ohne daß wir natürlich behaupten wollten, daß Storm der erste ist, der die Geruchseindrücke in der dargelegten Weise verwendet.

[1] Vgl. 1, 205, 218, 216; 3, 252; 265.

Bedenken erregt es, wenn Herrmann Storms Theorie der Lyrik erst zum Schlusse der ganzen Arbeit bespricht. Dieses Kapitel hätte entschieden an die Spitze der ganzen Arbeit gehört; von hier aus hätten die Richtungslinien für die ganze Arbeit ausgehen sollen. Storms Fundamentalforderung an den lyrischen Dichter dürfte allgemein bekannt sein: eine Seelenstimmung so im Gedichte festzuhalten, daß sie beim empfänglichen Leser reproduziert wird. Das gilt ihm selbst von Gedichten, die eine Landschaft beschreiben (an Eggers 13 März 1853). Wie der Dichter dieser Forderung Genüge tun kann, oder genauer gesagt, unter welchen Empfindungen ein Gedicht bei Storm die gewollte Stimmung auslöst, darüber spricht er sich in der Vorrede zum Hausbuch aus: „Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden will, so will ich in der Poesie womöglich alles Drei zugleich. Von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüthe die Frucht“ [1]). In Herrmanns Arbeit finden sich wohl Ansätze zu einer Antwort auf die Frage, wie sich Storms Praxis zu seiner Theorie verhält: so wenn er auf das starke Wachsen der sinnlichen Kraft des Dichters (S. 64), auf die Verwendung der Gehörseindrücke (S. 20, 32) aufmerksam macht; aber er unterläßt es, die Verbindungslinien zu ziehen, auf den Zusammenhang hinzuweisen. Ohne hier die Frage erschöpfend beantworten zu können, will ich nur kurz darauf aufmerksam machen, wie Storm, um die geforderte Stimmung beim Leser hervorzurufen, im einzelnen Gedichte die verschiedenen Sinneseindrücke verwendet.

Betrachten wir z. B. das Gedicht „Abseits“ (von dem Storm an Eggers schreibt, daß es nicht eine Beschreibung der Heide ist, als vielmehr der poetische Eindruck, den die Heide auf ihn gemacht und daß es darum ein Ganzes sei, so finden wir, daß hier gleich in der ersten Strophe alle Sinnesempfindungen angeführt werden: Gehörsempfindung: es ist so still; Tastempfindung: die Heide liegt im warmen Mittagssonnenstrahle; Gesichtsempfindung: ein rosenroter Schimmer fliegt um ihre alten Gräbermale; Geruchsempfindung: die Kräuter blühn; der

[1]) Wie wenig Klarheit wir noch darüber besitzen, worin eigentlich die Wirkung der Poesie besteht, dafür ist Beweis genug, daß Th. A. Meyer in seinem Buche „Stilgesetz der Poesie“ eine der Stormschen gerade entgegengesetzte Ansicht ausspricht. Er sagt: „Sie (die Poesie) ist keine Synthese der Künste des Gesichts und des Gehörs im Reiche der Phantasie, sie ist keine Vereinigung von bildenden Künsten und Musik auf höherer Stufe.“ Des weiteren legt er dar, daß ihre Wirkung durchaus nicht sinnlicher Art ist (S. 57). Dieser Meinungswiderspruch läßt sich allerdings teilweise erklären, wenn man erwägt, daß Meyer die Wirkung untersucht, die die Poesie auf den Normalmenschen ausübt und das Verhältnis des Dichters zur Poesie nicht in Betracht zieht.

Heideduft steigt in die blaue Sommerluft. So sehen wir, daß es Storm schon in der ersten Strophe gelingt, den poetischen Eindruck der Heide in allgemeinen Zügen festzuhalten; die folgenden Strophen dienen dazu, das Bild im Detail auszumalen. Auch die wunderbare Wirkung des Gedichtes „Hyazinthen" beruht zum größten Teil auf der geschickten Verteilung der einzelnen Sinneseindrücke: die Wirkung des Gedichtes ist, wie es der Dichter verlangt, fast ausschließlich sinnlich. Wie in „Abseits" setzt auch hier das Gedicht mit einer Gehörsempfindung ein (ähnlich „An Kl. Groth", „Über die Haide"): Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht. Folgt eine Geruchsempfindung (mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen), der hier eine besondere Aufgabe zufällt: sie bereitet wie im Liebenden des Gedichtes so im Leser eine träumerische Sehnsuchtsstimmung vor und leitet so sehr geschickt zu dem nächsten Verse über (Ich habe immer, immer dein gedacht). In der nächsten Strophe ist wieder eine Gehörsempfindung und eine Gesichtsempfindung; die Sehnsuchtsstimmung der ersten Strophe steigert sich hier zum Schmerzgefühl: die Musik *rast*, die Geigen *schreien*, alle glühen, nur die Geliebte ist blaß. In der nächsten Strophe erreicht der Schmerz seinen Gipfelpunkt (wieder eine Gesichtsempfindung); der Liebhaber sieht die Geliebte im weißen Kleide in fremden Armen vorüberfliegen. Folgt eine Pause — der Schmerz läßt nach, löst sich in eine gesteigerte Sehnsuchtsstimmung, die die Sinne empfänglicher macht für die Einwirkung der Umgebung:

Und süßer strömend quillt der Duft der Nacht.
Und träumerischer aus dem Kelch der Pflanzen.

Ähnliche Beobachtungen in bezug auf die Verteilung der Sinneseindrücke lassen sich auch bei andern Gedichten machen (Weihnachtslied, Sommermittag, Im Walde, Tiefe Schatten 1., An Kl. Groth, Über die Haide). — Auf Grund des hier Angeführten sowie die Äußerungen Storms könnte man vielleicht auch das Verhältnis Storms zu den Romantikern etwas näher bestimmen, als es Herrmann tut (S. 25).

Das Beste und Wertvollste von dem, was Herrmanns Arbeit bringt, sind entschieden seine Ausführungen über das Verhältnis der Lyrik Storms zur Natur. Herrmann zeigt, daß in den Gedichten der ersten Periode durchaus die herkömmlichen Motive überwiegen (als da sind: Mondenschein, Rauschen der Quellen und Bäume, Schlagen der Nachtigall, Titania und die Elfen). Das ist desto auffallender, als durch Selbstzeugnisse mehrfach erwiesen ist, daß die heimische Landschaft Storm in seinen Knabenjahren die tiefsten Eindrücke vermittelt hat. Aber diese tiefen Eindrücke wiederzugeben ist Storm noch nicht stark genug; das muß er erst lernen. Mit der Zeit streift er alles Althergebrachte ab und findet für seine eigenen Eindrücke die entsprechende Ausdrucksweise. Mit den Gedichten der zweiten Periode führt der Dichter in seine Lyrik die

beiden Hauptfaktoren der heimatlichen Landschaft ein, die Heide und das Meer. Zugleich zeigt sich auch ein starkes Wachsen der sinnlichen Kraft des Dichters. Aus weiten leeren Begriffen der Jugendgedichte werden jetzt klare Bilder, aus den „Blüten und Blumen" werden Levkojen und Rosen, Astern und Veilchen, aus den „Vögeln" Störche, Schwalben und Möwen. Während der Zeit, die Storm in der Fremde verlebt, verengt sich merkwürdigerweise der Naturkreis, dem der Dichter seine Schilderungen entnimmt. Meer und Heide treten vollständig in den Hintergrund. Wird Storm in Heiligenstadt vom Heimweh gepackt, so verkörpert es sich ihm im Garten (Herrmann 105). Eine Wandlung tritt auch in bezug auf die Verwendung der Geruchseindrücke ein. Die Verwendung letzterer wird immer seltener; das hängt damit zusammen, daß Storm im Alter den Geruchssinn ganz verlor (vgl. an Keller 15. Mai 1881). Dagegen wird der Gehörssinn immer feiner ausgebildet. In der Alterslyrik bilden eine besondere Gruppe die „Neuen Fiedellieder". Hier lehnt sich Storm bewußt an seine Jugendlyrik an und so finden wir hier auch die ganze Eichendorffsche Natur: das Waldrevier, den hohen kühlen Waldesdom, Berg und Strom, Quelle und Bach, Wintersturm und Lenzeshauch. — Was die Stellung der Natur im einzelnen Gedicht anbelangt, so sehen wir, daß gewöhnlich die Stimmung des Dichters und die der Natur harmonieren. Selten wird die Natur als Kontrast verwandt.

Bemerkenswert sind die Bemerkungen Herrmanns über Stil und Metrik. Nur daß auch da wieder ganz unnütz die Metrik der Jugendgedichte im ersten Kapitel behandelt wird, die der späteren Lyrik erst im vierten Kapitel — die Unterschiede sind nämlich kaum der Rede wert. Stil und Metrik zeigen eine Entwicklung, die dem theoretischen Ziele, das Storm in seinen kritischen Aufsätzen aufstellt, zustrebt. Herrmann stellt fest, daß in den Gedichten immer deutlicher das Streben nach Knappheit zutage tritt. In Verwendung des poetischen Bildes übt Storm eine immer größere Beschränkung, wendet sich mit der Zeit fast ganz ab vom Stilmittel der Beseelung. Gern vermeidet er Allegorien, gibt kurzen Bildern den Vorzug; vom ausgeführten Vergleiche, den wir in der Jugendlyrik noch oft finden, wendet er sich zur Parallele. Die metrischen Formen der gesammten Lyrik Storms sind sehr einfach. Die weitaus meisten Gedichte sind Viertakter; daneben wird häufig der fünftaktige jambische Vers angewandt. Weit über die Hälfte der Gedichte sind in vierzeiligen Strophen verfaßt; häufig finden sich auch fünfzeilige. Die Reime sind natürlich und ungesucht, oft sogar etwas verbraucht. Recht interessant sind die Beobachtungen über die musikalische Wirkung der Gedichte. Herrmann zeigt an zwei gutgewählten Gedichten (Nachtigall, Juli), daß die feine musikalische Wirkung der Gedichte Storms in dem Wechsel von klanglichen Gleichheiten und Verschiedenheiten der Vokale liegt.

Auch sonst finden sich in der Arbeit manche recht glückliche Beobachtungen: das zu einem Gebäude nötige Material ist zusammengetragen; nur fehlt es an einer geschickt ordnenden Hand, die das Gebäude nach einem klar übersichtlichen, zweckentsprechenden Plan aufgeführt hätte.

Prag. J. Vlašimský.

Volkmann Otto Felix, Wilhelm Busch der Poet. Seine Motive und seine Quellen. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von Oskar F. Walzel. Neue Folge. V. Heft.) H. Haessel Verlag in Leipzig, 1910. 2 M.

Eine Untersuchung der Quellen von Wilhelm Buschs Stoffen und Motiven bietet deshalb besondere Schwierigkeit, weil der Dichter in der Hauptsache aus dem großen Schatze volkstümlicher Überlieferung geschöpft hat, der nur zum kleinsten Teil literarischen Niederschlag gewonnen hat. Volkmann hat dies wohl erkannt und ausgesprochen; dennoch läßt er sich im einzelnen Falle immer wieder verleiten, eine bestimmte Quelle „herausbekommen" zu wollen. Als Parallelen wird man seine Nachweise gerne gelten lassen und auch nicht überflüssig finden; wo er aber Buschs eigentliche „Vorlage" ermittelt zu haben glaubt, fühlt man sich mehrenteils zum Widerspruch gereizt. So ist z. B. das Aufbewahren der Suppe im warmen Bette („Knopp") ein weitverbreiteter, vielverspotteter Brauch, zu dessen Verwertung Busch gewiß keiner besonderen Anregung bedurfte. Den Scherz mit den zugenähten Hemdsärmeln („Die fromme Helene", den Volkmann auf Hans Sachsens Tragödie von Egist und Klytämnestra zurückführt (S. 28), hat wohl jeder einmal selbst geübt oder erlitten. So gehen die Übereinstimmungen zwischen Busch und Fritz Reuter, die Volkmann anführt (S. 20 ff.), sicher nicht auf direkte Beeinflussung, sondern auf gemeinsame, traditionelle Motive zurück. Doch gebe ich gerne zu, daß Volkmann einzelne überzeugende Nachweise gelungen sind, wie die Zurückführung des ersten Streiches von Max und Moritz (nicht des ganzen Werkes!) auf den alten Eulenspiegel (S. 29), der Namen von Julchens Freiern Sutitt und Mückefett auf Hans Sachsens Gerichtsbeisitzerpaar Seututt und Muckenfist (S 28), von Fippsens Einfangung auf Heys Fabel „Affe und Stiefeln" (S. 53). Buschs Vertrautheit mit Brehms Tierleben, das Volkmann als Quelle einer Hundegeschichte aufzeigt (S. 15), wird durch die Nöldekesche Biographie, die Volkmann noch nicht vorlag, bestätigt.

Neben den von Volkmann unterschiedenen Gruppen: Schwank, Märchen, Fabel, Sage, Volkslied, Aberglaube, wäre wohl noch die des komischen Romans zu berücksichtigen gewesen, unter die auch die Jobsiade zu rechnen wäre. Nächst dem Don Quichote, der doch offenbar für „Balduin Bählamm" das Vorbild war, kämen namentlich Smollets Romane

mit ihrer Luft an Schabernäcken und grotesken, liebevoll ausgemalten Prügelszenen in Betracht. Das Grundmotiv des „Schmetterlings“ findet sich in Wielands „Don Sylvio“.

Unbegreiflich ist mir, warum Volkmann die Prosawerke „Der Schmetterling“ und „Eduards Traum“ nicht berücksichtigt hat (sie werden nur einmal, S. 51, im Vorübergehen erwähnt). Sollte er diese feinsten Erzeugnisse Buschs nicht für Werke des „Poeten“ gelten lassen?

Trotz (vielleicht wegen) des humoristischen Tones, den Volkmann zuweilen anschlägt, hat man das Gefühl, daß er doch nicht immer den rechten Sinn für Humor hat; wenn er z. B. (S. 16) die Holzschnitte der Jobsiade „verunglückt“ nennt, worin doch gerade der Witz besteht.

Volkmann beschränkt sich auf das Stoffliche. Schwieriger, aber auch wertvoller wäre eine Untersuchung von Buschs Form und Stil gewesen. Trotz seiner Originalität lassen sich auch hier Vorläufer aufzeigen; die Nöldekesche Biographie gibt da manchen Fingerzeig. Die breit ausgesponnenen prosaisch-herabziehenden Vergleiche etwa, wie sie Busch liebt, z. B. des Dichtens mit dem Buttermachen (im „Bählamm“) oder mit dem Schneidern (in dem Gedicht „Erneuerung“) finden sich ähnlich bei Musäus, den Busch (ebenso wie Lichtenberg) sehr hoch schätzte, wie er überhaupt im 18. Jahrhundert gut zu Haus war. Für die Prosaschriften gab Bunyans „Pilgerreise“ das Vorbild; daneben kämen etwa noch Apulejus „Goldner Esel“ und Voltaires „Candide“ in Frage. Bei den Gedichten ist Heines Einfluß am deutlichsten. Die Zeichnungen knüpfen, wie in der Biographie überzeugend gezeigt wird, anfangs an Ludwig Richter und Schwind an.

München. Eduard Berend.

## Joh. Balth. Schupp

### Eine Berichtigung zu Lerches Zusammenfassung

von Carl Vogt in Bonn.

In Band XVIII hat Otto Lerche einen Artikel über Schupp veröffentlicht, der mit der Absicht, aus der umfänglichen Literatur über diesen Mann das Wertvolle und Bleibende zu sammeln, entschieden einem Bedürfnisse entgegenkommt. Leider hat er es aber nicht verstanden, aus den widersprechenden Urteilen immer das Richtige auszuwählen, und es sind ihm eine Reihe von Irrtümern mituntergelaufen, die nicht nur seine Arbeit entstellen, sondern auch Schupp verschiedentlich in ein schiefes Licht setzen. Auf persönliche Apostrophierungen Lerches gehe ich nicht ein, sondern ich will wie Schupp nur realia traktieren. Auch ist es in diesem Rahmen nicht möglich, alle Schiefheiten zu berichtigen. Das würde eine völlige Umarbeitung des Artikels erfordern, und das ist die Sache nicht wert. Deshalb gehe ich sogleich in die Einzelheiten.

S. 583, Anm. 1 steht ein ungerechtes Urteil über Lühmann, weil Lerche übersieht, daß derselbe im 3. Kapitel nicht deutsche Schriften der Marburger,

sondern der Hamburger Zeit heranzieht; eine gute Rezension über denselben steht im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, LXII. Jahrg., CXXI. Bd. (1908), S. 420. — S. 584 ist Schupps Aufenthalt in Soroe übersehen, aus dem sich allein seine Bekanntschaft mit Johann Lauremberg herleitet. Übrigens ist dieselbe gar nicht von solcher Bedeutung, wie Lerche (S. 591 nach Zschau, S. 38) meint; vgl. Euphorion XVII, 4 f. — Seine ersten Vorlesungen hat Schupp nicht erst in Marburg, sondern bereits im Nachsommer 1631 in Rostock gehalten (Lambeck, S. 1400; Moller, S. 791; Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte II, 132; letztere nenne ich kurz „Schulgeschichte").

S. 585: Scheibler heißt nicht Christian, sondern Christoph, und er war nicht auf der Marburger Universität, sondern auf dem Gießener Pädagogium Schupps Lehrer (Schulgeschichte II, 115). — Auswendig gelernt hat Schupp Scheiblers Lehrbuch der Logik, dagegen seine Kollegshefte über Rhetorik aufgrund der Belehrung von Samuel Fuchs in Königsberg zum Fenster hinausgeworfen (Schulgeschichte II, 125, 128 f.). Nicht die Antike verurteilt Schupp, sondern die Philosophie des ausgehenden Mittelalters, und seine Stellungnahme gegen die Herrschaft des Lateins stammt nicht aus seinem Studium, sondern erst aus den Jahren 1636—1638 (Schulgeschichte II, 145; Euphorion XVII, 251; sagt er doch gelegentlich selber, als Student habe er gemeint, man könne ohne gutes Latein kein gelehrter Mann sein, und es sei seine größte Freude gewesen, wenn er einen alten Studenten auf dem Katheder gesehen, der dem Priscianus ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben habe; er sei in eines Professors Vorlesungen gegangen, um sich an dessen schlechtem Latein zu ergötzen! Freund in der Noth, S. 25.) — Anm. 3: Die Rede „De Ente Rationis" ist nicht von Bacon, sondern von Barläus (Euphorion XVII, 6). So einfach, wie Lerche meint, ist Schupps Verhältnis zur Antike nicht zu fassen. Er ist auch von manchen Griechen stark beeinflußt, aber er hat sie nicht im Originale, sondern in lateinischen Übersetzungen gelesen (Euphorion XVII, 676 f., 683, 691 f., 703).

S. 586: Nicht anstelle der Antike, sondern der logischen Haarspaltereien soll die Geschichte treten (Schulgeschichte II, 124—126). — Die Bekanntschaft Schupps mit Cosimo de Medici ist eine irrige Vermutung (Euphorion XVII, 11. 487). — Ferner verwechselt Lerche die „Historia Langobardorum" des Paulus Diaconus mit der „Historia Lombardica" (= „Legenda aurea" des Jakob von Voragio, für die auf Euphorion XVII, 517 f. zu verweisen ist; denn H Zug, S. 427 = F 1701, II, 33. Die Stelle F 1701, I, 367 = H, S. 387 beweist für eine Bekanntschaft mit Otto von Freising gar nichts. Wer kann sagen, aus welcher mittelbaren Quelle Schupp die historischen Kenntnisse, die er da F 1701, I, 365 ff. = H, S. 385 ff.) entwickelt, empfangen hat! — Dasselbe gilt von der Anekdote über Gregor XIII (F 1701, I, 628 = H, S. 668 = Streitschriften II, S. 115; denn Lerche: II, S. 628 ist Druckfehler). — Über Cominäus dagegen vgl. Euphorion XVII, 28; über Schupps Bekanntschaft mit den Historikern: Euphorion XVI, 677—681; XVII, 27—29; XVII, 44—58. — Die juristischen Kenntnisse Schupps in der „Ehrenrettung", die Lerche S. 586, Zeile 18 und 597, Zeile 5 anführt, hat er von Reinking ad hoc bezogen (Streitschriften II, 122 ff.). — Anm. 4: Diese Stellen aus Hamburger Schriften beweisen nichts für die Marburger Zeit. Belege wären: Orator ineptus, S. 23 f.; De Arte ditescendi, S. 23. 36, in Volumen B und C, S. 133. 144; Proteus, S. 30 f.

S. 587: Schupps Stellungnahme gegen den Pennalismus stammt erst aus späteren Jahren (Schulgeschichte II, 121, Anm. 30; dort S. 118 ff auch die bei Lerche fehlenden Belege, sämtlich aus der Hamburger Zeit). — Stötzner hat von Schupps lateinischen Schriften nur die behandelt, von denen Übersetzungen in die deutschen gekommen sind. — Von 35 Schriften der Marburger Zeit weiß Lerche

nur drei zu würdigen, zitiert falsche Titel und benützt die nicht von Schupp stammenden Übersetzungen (Euphorion XVI, 245—320; Schulgeschichte II, 151 bis 168). — Daß sich Schupp nicht in alten Geleisen bewegte, beweist zur Genüge die Anfeindung vonseiten seiner Marburger Kollegen (Schulgeschichte II, 186 ff., 151 ff.).

S. 588: Mit Syllogismen, mit barbara, celarent, darapti und felapton, den logischen Schlußfiguren, hatte Schupp nichts zu tun, die gehörten dem Professor der Logik, Kaspar Ebel (Allg. Deut. Biogr. V, 524; Festschr. der Univ. Gießen, 1907, I.). Über Schupps Ansichten von der Mnemotechnik vgl. Euphorion XVII, 6. 256 ff. 259; XVIII, 43—57. — Quelle für den „Orator ineptus" waren nicht die „Emblemata politica" Boxhorns, sondern dessen Rede „De Maiestate eloquentiae Romanae" (Lühmann, S. 42 f. 79 f.). Hierzu noch die sachliche Bemerkung, daß die erste Ausgabe der „Emblemata politica" aus dem Jahre 1635 stammt (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, LXI. Jahrg., CXXI. Bd. [1908], S. 420). — Die Stelle über das Schlaraffenland in „De Opinione" („In Utopia res omnes melius florere audio . . . ", stammt nicht aus Bacon, sondern aus Andreä (Hölting I, 25 f; Zschau, S. 9 f.). — Über Barläus vgl. Zschau, S. 40; Euphorion XVII, 6 ff. — Deutsche Worte in lateinische Reden flicht Schupp zuerst im „Orator ineptus", S. 14 ff.; in Volumen B und C, S. 11 ff. (Euphorion XVIII, 332).

S. 589: Über weitere wichtige Quellen für das „Xenium" (de nihilo) vgl. Euphorion XVII, 6 ff. Dort (S. 10) steht auch, daß die Stelle über Giordano Bruno eine Entlehnung aus Barläus ist. Über Bruno vgl. Euphorion XVII, 31. — Das „Avellinum" war nicht Schupps Heim, sondern ein Gartenhäuslein (Schulgeschichte II, 161 ff.), und seine oratorischen Übungen hat Schupp nicht dort gehalten (Schulgeschichte II, 165 ff.). — Über Schupps Erwähnung zum Prediger des Deutschritterordens vgl. Schulgeschichte II, 149; über die richtige Einstellung von „Eusebia" und „Aurora" sowie der geistlichen Lieder vgl. Euphorion XVI, 271 f. 274.

S. 590: Die Vorrede zu den „Morgen- und Abend-Liedern", die Lerche hier meint, stammt erst aus dem Jahre 1655 und beweist für die Marburger Zeit, daß sich Schupps Ansichten geändert haben. Das hat Lerche ganz übersehen, und eine Berichtigung seiner Darlegungen ist nur durch Verweis auf Euphorion XVII, 275—287, 473—492 möglich. — Die „Consecratio Avellini" ist keine Hauseinweihrede, sondern eine Sammlung von Liedern auf das Avellin mit einer epistola dedicatoria (Lühmann, S. 59 f.; Schulgeschichte II, 161). — Das „Theatrum Diabolorum", das Lerche dem Magister Peter Glaser zuschreibt, war ein großes buchhändlerisches Unternehmen mit Beiträgen von zahlreichen Verfassern und enthielt unter anderm auch den „Gesind Teuffel" von Glaser.

S. 591: Das deutsche Lied des alten Bachmann hat auf Schupp das Gegenteil von einem großen Eindruck gemacht; denn er hat darüber gescherzt („Morgen- und Abend-Lieder", H, S. 935). Es steht im Anhange zu der „ORATIO FVNEBRIS De Vita & Morte CHRISTOPHORI HELVICI . . . . In solemni conventu Academico die 26. Aprilis anni 1618. Giessae habita a JOHANNE WYNCKELMANNO . . . p. t. Academiae RECTORE. GIESSAE, Typis exscribebat Casparus Chemlinus M.DC.XIIX." (Exemplar der Univ. Bibl. Gießen), Blatt F. Fv:

„Poetischer Lobspruch Von dem schönen Lindenbaum, unter welchem / Herr D. Christoph Helwig sein Ruhebettlein über / kommen hat.

O Lindenbaum! wie hoch hat dich geehret Gott!
An deine Wurtzel ist ein Edelstein begraben,"

usw., 48 Alexandriner in vierzeiligen Strophen. — Von Sebastian Franck zitiert Schupp nur aus dessen Chronik (Euphorion XVII, 28). Über Daniel Schwenter

und sein Drama „Pyramus und Thisbe“ vgl. Euphorion XVII, 490 f. — In der Traumsatire ist Schupp von Moscherosch nicht abhängig, und die Personifikationen übernimmt er von Andreä, Moscherosch von Schupp (Euphorion XVI, 693 ff.; XVII, 4. 489; XVIII, 321 f.). Mit Rist ward Schupp erst in Hamburg bekannt (Euphorion XVII, 488 f.).

S. 592: Die Verse „Der oftmals auff dem Elbestrom, zu sitzen pflag in seinem Bötgen, und spielt ein Lied auff seinem Flötgen“ (so richtig!) stammen nicht von Schupp und beziehen sich nicht auf Rist, sondern der Übersetzer Jost Burkhard Schupp meint sich selber damit (Euphorion XVI, 286 ff.). — Bei Opitz verwischt Yerche wieder den Wandel in Schupps Stellungnahme (Pühmann, S. 83 f.; Euphorion XVII, 481—484). — Das in Anm. 2 erwähnte Hochzeitsgedicht für Dominic Porß ist noch vorhanden. — Der Vers vom „frühen Yerchenschein“ vor der Übersetzung von „Aurora“ ist nicht von Schupp (Euphorion XVI, 279). Welche von den 26 Auflagen Vilmars meint Yerche in Zeile 21? — Der „Lucidor“ (1654 1657) beweist doch nichts für die Marburger Zeit, und die Belege für Schupps Stellung zur Schäferpoesie holt Yerche aus den unechten Übersetzungen (vgl. Euphorion XVII, 484 f.).

S. 593: Über Schupps Verhältnis zu den Sprachgesellschaften, das sich schon in Marburg und zumal in Hamburg modifiziert hat, vgl. Euphorion XVII, 486—488.

Zu Yerches Ansichten über Schupps Braubacher Hamburger Zeit habe ich in einer anderen Arbeit, die bereits fertig vorlag, als ich diese Zusammenfassung erhielt, nachträglich Stellung genommen. Indem ich auf sie verweise, will ich nur einige grobe Unrichtigkeiten richtigstellen. In Braubach hat Schupp die nützlichsten Tage seines Lebens gehabt und sehr wenig Arbeit. Hier hat er die „DE ARTE DITESCENDI DISSERTATIO PRIOR . . M DC XLIIX.“ verfaßt, deren Übersetzung „Von der Kunst reich zu werden“ nicht von ihm stammt (Euphorion XVI, 275 ff. 278; XVII, 535 ff.). Sie ist keine Utopie im landläufigen Sinne, sondern bleibt auf durchaus realem Boden (Euphorion XVII, 36 ff. 45 ff.). Über Schupps sozialpolitische Studien vgl. Euphorion XVII, 494 ff. — Schupp hat nur eine politische Mission ausgeführt: über Bonn und Düsseldorf nach Münster. — Die drei Jahre in Braubach und Münster sind für Schupp nicht wenig erfolgreich gewesen, sondern sie haben ihm reiches Material für seine deutschen Schriften geliefert (vgl. vorläufig den Neudruck der „Corinna“).

S. 594: Woher weiß Yerche etwas über Schupps Predigtweise und Verbilder in seiner Hofpredigerzeit? Die bei ihm fehlenden Belege stammen alle aus Hamburger Schriften (vgl. Streitschriften II Neuerna, S. 95 ff. und Parallelen).

S. 595: Über Bessäus vgl. Euphorion XVII, 517. — Wer und was hat Schupp vor der Hamburger Zeit über Fürstenerziehung geschrieben? Über Seckendorff vgl. Euphorion XVII, 520.

S. 596: Welchen Hof in Westfalen hat Schupp besucht? Die Entsendung nach Bonn, Düsseldorf und auf den Friedenskongreß war ein Akt, nicht deren zwei (Freund in der Not, S. 43; Pühmann S. 12 f.), und Schupp war nicht (wie allerdings seither fast allgemein angenommen worden ist) Bevollmächtigter. — Wie kann ein Ereignis aus dem Jahre 1632 für 1648 beweisen, daß Schupp „sich gelegentlich nur schwer mit den bestehenden Verhältnissen habe abfinden können“? Am 14. Dezember 1632 ließ der Landgraf Georg Schupp verwarnen, er solle in seinen oratorischen Übungen keine modernen Stoffe behandeln, weil sie über die Köpfe seiner Schüler gingen und „etwa dem Römischen Reich in universo, oder dessen Ständen in particularj per directum oder indirectum in nichtwas praejudiciren möchten“. Da liegt doch nicht die Schuld an Schupp, sondern an der kaiserfreundlichen Neutralität der Darmstädter Linie, die doch hinlänglich bekannt sein sollte. — Ein Gegner der von Machiavelli vorgeleiteten

Staatsraison war Schupp, aber nicht des großen Florentiners, den er neben Tacitus viel höher stellte als deren Nachbeter (Euphorion XVI, 679 f.; XVII, 34 f. - Reinkings „Biblische Policey" von 1653 kann doch kein Beleg für 1648 sein (vgl. Euphorion XVII, 519 f.).

S. 597: Der Beleg für Schupps Bekanntschaft mit Solons Gesetzgebung stammt aus zweimal abgeleiteter Quelle: Lerche zitiert Schupp aus Zschau, und Schupp redet von Solon aus Plutarch. — Die Stelle über Hermogenian: „Hausmann von Capernaum", HZug, S. 261; F 1701, II, 191 ist ein Einschub von Josi Burthard Schupp (Euphorion XVII, 534 f.). Quellen für Schupps Ansichten über die Säkularisation stehen Euphorion XVII, 475. 518. — Bischoffs Arbeit ist nicht „mit guten historischen Grundlagen versehen". Er ist überall oberflächlich, versteht es aber, mit nicht zur Sache gehörenden Kenntnissen zu prunken (vgl. vorläufig Schulgeschichte II, 164 f.). Damit sage ich nicht, daß er nicht gelegentlich ein richtiges Urteil habe. — Zschau, S. 88 ff., redet von Bacon: aber der Beleg für Peter Lauremberg steht in Euphorion XVII, 5.

S. 599: In seinen politischen und volkswirtschaftlichen Plänen verläßt Schupp nirgends den Boden der praktischen Anwendbarkeit: das beweist neben anderem „Schupps Stellung zum Staatsromane"; Euphorion XVII, 36—48, bes. S. 45 f.; vgl. auch S. 494—505. — Wer zählt denn Augustins „De civitate dei" und Dantes „Tractatus de Monarchia" unter die Staatsromane? Da Schupp mit Augustin, dem Vorbilde seines Vorbildes Luther, gut bekannt war, dürfte er auch dessen bedeutendste Schrift gelesen haben, obwohl auch ich sie nirgends ausdrücklich genannt finde (vgl. Euphorion XVI, 682 f.; Disputatio Theologica, S. 5; Ritter Florian: HZug, S. 410; Hauptmann von Capernaum, HZug, S. 255 f. [hier allerdings in dem Einschube von der Hand des Sohnes]; Almosen-Büchse, HZug, S. 17. 23; Kirchenkrone, HZug, S. 390; Buß-Spiegel, S. 84. 332). — Als Schupp nach Braubach zurückkehrte, hatte er trotz mannigfacher anderer Angebote die Berufung nach Hamburg bereits angenommen; vgl. vorläufig Lühman, S. 14 f. — Wie kann der erst 1660 gegründete „Elbische Schwanenorden" bereits 1649 auf Schupp eine Anziehungskraft ausüben? — In Luthers Übersetzung hat Schupp die heilige Schrift gelesen? Deshalb zitiert er sie auch lateinisch, z. B. „Hiob", H, S. 144. 167 („wie in der Lateinischen Bibel stehet, sedebat in sterquilinio, er saß auff einer Mistern"; Gedenck daran Hamburg, H, S. 191; Streitschriften II, 87; Salomo, II, S. 6. 7. 10. 13 f. 46; und öfter, vor allem auch im „Ninivit. Buß-Spiegel". Nur natürlich, daß er, wo es ihm auf Allgemeinverständlichkeit ankommt, deutsch zitiert: gelegentlich geht er auch auf den hebräischen Text zurück, auf den griechischen jedoch, soweit ich sehe, nirgends.

S. 601: Über Luther vgl. Euphorion 474—476. — Nicht Nikolaus von Kues, sondern Nicolaus Causinus kennt Schupp (Euphorion XVII, 523); Lerches Belege in Anm 7 gelten nur für Baronius und Bellarmin (Euphorion XVII, 28. 35 f. 512).

S. 602, Z. 3—8 hat Lerche Baurs Worte in ihr Gegenteil verkehrt: „Im übrigen aber ist Schupp ein schlichter und handfester Lutheraner und von jenen spezifischen Eigentümlichkeiten des Pietismus, welche zwar in dessen späteren Stadien erst zu voller Entwicklung kamen, im Keime aber doch auch bei Spener schon vorhanden sind, ist bei ihm nichts zu finden. . . Kurz, wenn man näher zusieht, so wird man Schupp nicht auf dem Wege finden, welcher von Johann Arnd durch Heinrich Müller und Christian Scriver hindurch direkt auf Spener hinführt, sondern vielmehr . . auf dem, auf welchem er Männer wie Johann Gerhard, Meyfart, Joh. Val. Andreä und besonders Valer. Herberger zu Vorgängern und Begleitern hatte, wenn man nicht in Luther selbst sein eigentliches und wirksamstes Vorbild erkennen will." — Z. 29 ff. ist Morhof total mißverstanden; der redet nämlich nicht von Schupps Predigten, sondern von seinen lateinischen

Reden („Polyhistor" Tom. I. Lib. VI. cap. 3, pag. 278; Tom. I. Lib. 1. cap. 9. pag. 85: „De Opinione Oratio praecipua parte e Casp. Barlaei Oratione de Ente rationis est descripta"; vgl. Moller: Cimbr. lit. II, 797. 798 s. v. De Opinione und Volumen Orationum). — Spezialquellen für Schupps Predigten sind nicht nachweisbar, da er nicht ad hoc Predigten studiert hat. Es kommen in ihnen so ziemlich alle seine Quellen zu Worte.

S. 603: Wie unberechtigt das Urteil über Schupps Predigtweise ist, hat schon Baur (Schupp als Prediger, S. 46 ff.) dargetan und ausgeführt, daß „nur eine von vornherein gehässige Gesinnung" an seinem Stile Anstoß nehmen konnte. — Anstatt ihn mit Abraham a Santa Clara zu vergleichen, bekämpft Baur (a. a. O. S. 10 f.) diese Zusammenstellung.

S. 603 ff.: Für die Volksschule hat Schupp nichts geleistet, ebenso wenig für sie wirken wollen wie seine Vordermänner Helwig, Jungius und Ratke. Die Schriften „Vom Schulwesen" und „Unterrichteter Student" sind Verteidigungen gegen den Vorwurf, Schupp verachte die Universitäten, haben es deshalb auch mit diesen und den höheren Schulen zu tun, ebenso wie „Der Teutsche Lehrmeister", der schon auf dem Titel als „Ein Discurs von Erlernung und Fortpflantzung der freyen Künste und Wissenschafften in Teutscher Sprach" bezeichnet wird. Kein einziger von Lerches Einzelbelegen redet von der Volksschule; und ich kenne in allen Schriften, die ich von Schupp gelesen habe, nur eine Stelle, die von der Volksschule redet: „Gedenck daran Hamburg", H, S. 186 f. Im Gegenteile hat man ihm den Vorwurf gemacht, er bekümmere sich nicht um die seiner Aufsicht unterstellten Schulen: „Buttyrolambius" HAnh, S. 122, Abs. 2.

S. 605: Die Schulaufsicht möchte Schupp gern in den Händen von Fachleuten sehen, und als solche gelten ihm die Theologen nicht (Vom Schulwesen, S. 28 ff.). Er denkt aber auch hier nur an die höheren Schulen. Hatte doch gerade in Hamburg die geistliche Schulaufsicht über das Gymnasium zu den Streitigkeiten mit Huswedel und Jungius geführt! — Mögen auch Schupps Schüler die Sache übertrieben haben, so hat sich doch seine mnemotechnische Methode im ganzen nicht bewährt, und man kann deshalb Hentschel und Bischoff nicht so ganz unrecht geben, wie es Lerche tut (Euphorion XVIII, 43—57).

S. 606, Z. 34 und Anm. 2 stehen Zitate aus einer unechten Schrift. — S. 607: Über Schupps wahre Ansichten vom Prognostizieren usw. vgl. Euphorion XVII, 520 f. und die Quellen. — Wie irrig speziell die Ansicht ist, „vornehme Sterngucker und Astronomen, Tycho Brahe und Kepler kommen ihm nicht recht geheuer vor", das geht z. B. aus dem „DEUCALION CHRISTIANUS Sive de vero natali JESU CHRISTI controversia . . ." hervor, den Lerche allerdings keiner Beachtung für wert hält, in dem aber Schupp die astronomischen Berechnungen von Kepler, Calvisius, Scaliger und anderen für die Chronologie verwertet sehen möchte (vgl. Euphorion XVI, 261 f.). Und dazu möchte ich noch folgendes bemerken, was allerdings seither nicht bekannt war: Im Jahre 1641 hat der gelehrte Landgraf Philipp III. von Hessen-Butzbach, der neben anderen mit Vorliebe astronomische Studien trieb, der Universität Marburg einen Himmelsglobus, Quadranten, Sextanten und andere astronomische Instrumente geschenkt und ist dafür von Schupp, der seiner auch sonst rühmend gedenkt, und Bachmann besungen worden. In dem Gedichte, über das ich an anderer Stelle berichten werde, heißt es:

„Sonderlich für allen dingen,
Wollen wir, HErr, das Praesent
Allen Nationen singen,
Was Ihr vns habt zugewend,
Daß das Marpurg von nuhn an
Alle Völcker trotzen kan.

Gehe nun, du stoltzes LEYDEN,
Vnd erheb dich dessen mehr,
Was dir, für seim letzten scheiden,
Scaliger, des Pindi Ehr,
Hat verehret vnd vermacht;
Es kompt nit an vnsre Pracht.
Vnd du auch, O Coppenhagen,
Gehe deines Tychons Werk
Durch die gantze Welt zu tragen;
Schweig, vnd trit hierbey, vnd merck
Vnsrer stücke Trefflichkeit,
Vnd deß Tychons vnderscheit."

(Vgl. vorläufig Festschr. d. Univ. Gießen 1907, I, 283 f. und Anm. 249, wo 1645 Druckfehler ist; Wilhelm Diehl: Philipp, Landgraf von Hessen-Butzbach, Darmstadt 1909: Hessische Volksbücher Nr. 5.) Schupp weiß aber zwischen Astronomie und Astrologie zu scheiden und verachtet letztere. — Über Schupps Volkstümlichkeit und ihre Quellen gedenke ich bei Gelegenheit noch etwas mehr zu bieten; gesammelt ist das Material schon.

S. 610: Von Schupps Hamburger Kämpfen und seiner „Behaglichkeit" habe ich in der oben genannten Arbeit gehandelt, die in absehbarer Zeit in die Öffentlichkeit treten wird. — Was Schupp vom Essen und Trinken hielt, hat er im Calender (Streitschriften I, 49—51) gesagt. Allein: Semper aliquid haeret, alte Vorwürfe kehren immer wieder, auch wenn sie widerlegt sind. So muß sich denn Schupp auch wieder zum „Toback-Säuffer" machen lassen, obwohl er ihn nicht einmal riechen konnte (Streitschriften II, 50—52).

Zum Schlusse möchte ich noch einige störende Druckfehler und ungenaue Zitate berichtigen: S. 585, Anm. 7 lies Traumsatire (bei Schupp) statt Traumsatiriker; S. 586, Anm. 3 lies „Orator ineptus" statt „De oratore inepto"; desgl. S. 587, Anm. 1 und Zeile 6 v. u.; S. 586, Z. 12 v. o. lies I, 319 statt I, 344; S. 588, Z. 11 v. o. lies 42 f. statt 40; Z. 12 v. o. lies Marcus Zuerius Boxhorn statt Suerius; in Anm. 3 lies Hölting I, 25 statt I, 27; S. 590, Z. 33 v. o. lies I, 322 statt I, 323; in Anm. 5 lies Zschau, S. 43, Anm. 3, Büchoff, S. 80 statt S. 52, bezw. 89; S. 597, Anm. 2 lies Solon statt Salomo; S. 602, Z. 12 v. o. lies S. 312 f. statt 414. — Das sind aber nicht alle, sondern nur die, welche mir zur Hand waren; manche Zitate habe ich überhaupt nicht finden können, aber darüber nicht unnötig Zeit versäumen wollen.

---

## Antwort.

Auf diese Berichtigung Vogts erwidere ich, zunächst im einzelnen: 1. Lühmanns Arbeit ist auch mir bekannt, ihren Wert habe ich nicht angezweifelt. 2. Schupps Aufenthalt in Soroe ist keineswegs übersehen: ich habe nur das wesentliche dieser Reise, seine Bekanntschaft mit Lauremberg hervorgehoben; die aber ist wirklich von Bedeutung. 3. Die Vorlesungen Schupps in Rostock haben in Redeübungen aus Anlaß seiner Magisterpromotion bestanden: übrigens wird das Gesamtbild des Mannes dadurch nicht beeinträchtigt, mag er nun seine ersten Vorlesungen nicht erst in Marburg sondern schon in Rostock gehalten haben. 4. Wer sagt, daß Scheibler Schupps Lehrer in Marburg gewesen ist? 5. Schupp lehnt in energischer Form den unnützen Schultram ab: daß er in diesem Sinne ein bestimmtes Buch aus dem Fenster geworfen hat, schlägt in meiner „Zusammenfassung" nicht zu Buche. 6. Die Annite verurteilt Schupp

nicht, er lehnt die Antike in ihrer Beherrschung des Unterrichts ab: das habe ich geschrieben und das stimmt. Was soll da wieder die Geschichte mit dem alten Studenten auf dem Katheder? meint Vogt mir damit eine Neuigkeit zu sagen? 7. De ente rationis ist ein bedauerlicher Lapsus. 8. Über die irrige Vermutung betr. Cosimo de' Medici bitte ich Vogt nachlesen zu wollen. Lehrreiche Schriften I. 319 (Sieben böse Geister). Im übrigen verweise ich hier auf Nr. 6. 9. Wenn es sich darum handelt, ein kurzes Gesamtbild festzustellen, kann man sich nicht engherzig an Jahre und Orte halten. 10. Schupps Abneigung gegen den Pennalismus datiert aus seiner Professorenzeit, mehr noch aus seiner Studienzeit: erst später hat er sich natürlich darüber geäußert. 11. Von Schupps lateinischen Schriften der Marburger Zeit erörtere ich die wesentlichen. 12. Hat sich etwa die Fakultät mit Schupp einen jungen Umstürzler aufgehalst? Erst im Verlaufe seiner Lehrtätigkeit entfernte sich Schupp von den alten Wegen, und das auch nicht bedeutend. 13. Die Feststellung Vogts, daß der alte schöne Vers: Barbara celarent primae, Darii ferioque ꝛc. mit Schupp nichts zu tun hat, ist mir zu wunderlich und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen und auch nichts darauf erwidern. Vgl. I. 613. 14. Lühmann hat die emblemata Vorhorns in der Ausgabe von 1651 benutzt, Schupp hat selbstverständlich die frühere gekannt. 15. Findet sich die Bemerkung über das Schlaraffenland nur bei Andreä? und sagte ich, daß sie von Bacon stammt? 16. Über die Quellen zum Xenium sucht niemand etwas in meiner Zusammensetzung. 17. Auch eine Sommerwohnung kann ein Heim sein, und auf dem Avellin ist Schupp gar oft mit seinen Schülern zusammengekommen. 18. Akten über seine Wahl zum Prediger der Deutschherren gehören hier nicht her. 19. Betreffend der Vorrede zu den „Morgen- und Abend-Liedern" verweise ich auf die Überschrift des Abschnittes: ich rede nicht von der Marburger Zeit. 20. Dankbar bin ich Vogt für seinen Hinweis auf den alten Bachmann; trotzdem muß ich sagen, daß Bachmanns Art und Weise, wie er sein Lied auf den Lindenbaum in späteren Jahren beurteilt, seine Redlichkeit und Gelehrsamkeit nicht ohne Eindruck und Einfluß auf Schupp gewesen sein können (I. 896). 21. Von Sebastian Franck zitiert Schupp nur die Chronik; ist das nicht genug? 22. Die „Pyramus- und Thisbe"-Frage bei Schwenter wird Euphorion XVII, 490 f. auch nicht im geringsten gefördert. 23. In der Traumsatire ist Schupp von Moscherosch zum mindesten stilistisch abhängig. Die Beziehungen von Moscherosch zu Schupp sind stärker, als ich seinerzeit angenommen habe. 24. Sehr richtig, mit Rist ward Schupp erst in Hamburg bekannt: für den, der dies nicht wußte, eine Neuigkeit, für die er Vogt zu danken haben wird. 25. Bei den Versen „Der offtmals auff dem Elbestrom" ꝛc. gebe ich Vogt gern recht. 26. Vgl. Nr. 9. 27. Hat Vilmar nur 26 Auflagen erreicht? und wie steht es mit den Auflagen 12 ff.? 28. Vgl. oben Nr. 9. 29. Daß der Aufenthalt Braubach-Münster für Schupp anregend gewesen ist, hab wohl auch ich gesagt. 30. Wie schon oft vorher weise ich für die folgenden „Berichtigungen" Vogts darauf hin, daß ich nichts chronologisch festgelegt haben will. 31. Vogt nimmt Schupp in Schutz gegen die kaiserfreundliche Neutralität der Darmstädter: er rennt damit offene Thüren ein. 32. Nur gegen Machiavellis Maximen macht Schupp Front: mehr hab auch ich nicht behauptet. 33. Zu Solon vgl. I. 326. 34. Ich möchte fragen: wer prunkt mit nicht zur Sache gehörigen Kenntnissen, wenn das Vogt nicht tut: da wird Bischoff bitter unrecht getan. 35. Der Beleg für Lauremberg steht für mich nicht Euphorion XVII, 5, sondern Lehrreiche Schriften I. 96. 36. Daß Schupp oft in seinen Theorien den Boden unter den Füßen verliert, liegt eben darin, daß er sich auf Staatsromane beruft. Zu diesen gehören sicher nicht in der Form Augustins Hauptwerk und Dantes Traktat von der Monarchie: beide aber stehen im inneren Zusammenhang zu den Staatsromanen. Wenn es denn Vogt für nötig hält, nochmals Augustinstellen bei Schupp zu nennen, so notiere ich Hauptmann von Capernaum II. 185. Salomo I. 121. Holländisch Pratgen I. 376:

und es wird unmöglich seyn, daß so vieler Leute Gebeth nicht solte erhöret werden. 37. Der Nährboden, aus dem der Elbische Schwanenorden entstanden ist, zeitigte schon vorher manche Blüte, die auch Schupp nicht verborgen geblieben ist; z. B. eben Rist. 38. Ungeheuerlich ist Vogts Ausfall über Schupps Verhältnis zur deutschen Bibel! Hat Goethe, der seinen Mephistopheles schreiben läßt: Eritis sicut Deus ꝛc. etwa nur die Vulgata gekannt? 39. Nach den Stellen Lehrreiche Schriften I. 4. 15. 19. 89 allerdings kennt Schupp nur den Jesuiten Causinus; von diesem die dissertationes de regno Dei recht genau. 40. Es ist mir gar nicht eingefallen, die Worte Baurs in ihr Gegenteil zu verkehren; wie Baur habe ich betont, daß Schupp nicht direkt über Jo. Arnd, Hnr. Müller und Chn. Scriver auf Spener führt, sondern daß er im Zusammenhang von J. Gerhard, J. V. Andreä und Valerius Herberger schließlich doch bei Spener endet. Daß er sich schließlich bei Spener findet, ist der einzige Gegensatz, den ich zu Baur einnehme. Und dabei gedenk ich auch zu bleiben. Ich will nicht behaupten, daß Schupp mit Speners grenzenlosestem Pietismus zusammen zu bringen sei. In der Grundstimmung beider Männer liegt jedoch viel Verwandtes: im Christentum sollen Lehre und Leben eins sein; nicht um Weltflucht sondern um Weltüberwindung soll es sich handeln. Wie Schupp hat Spener das Gotteswort nicht als eine Quelle dogmatischer Erörterungen aufgefaßt, sondern er hat es als eine Quelle des Lebens zum Leben behandelt. 41. Wie kommt Vogt zu der Behauptung, daß Morhof von mir mißverstanden sei? Ich behaupte, daß man unter orationes bei Morhof auch Schupps Predigten verstehen kann, und daß gerade gegen sie die bei Morhof gemachten Vorwürfe häufig erhoben sind. Vgl. Dr. iur. Otto Sperling bei Schroeder VII. 122. Eine kanonische, unanfechtbare Interpretation lasse ich mir von Vogt nicht vorschreiben. 42. Wenn ich an Schupp die Schwächen seiner Zeit: Ausschreiben fremder Bücher, Abweichen vom Thema, Einfügung mancher Anekdoten ꝛc. notiere, so beurteile ich ihn damit keineswegs ungerecht, ich mache ihm keinen Vorwurf daraus. Und wenn Schupp mit Abraham a Santa Clara verglichen wird, dann ist das sicher kein Tadel, und Baur (Progr. 10 f.) hätte die Frage, ob man die beiden Kanzelredner vergleichen dürfe, getrost bejahen können. 43. Die Gelehrtenschulen haben den ersten Nutzen von Schupps neuen Ideen gehabt, aber auch einigen Schaden. Seine Ideen haben trotzdem stark auf die Volksschule gewirkt und die Worte I. 697 f. können immerhin auf Elementarschulen angewandt werden. 44. Wer hat Schupp zum Tobacksäuffer gemacht? Ich nicht, ich nehms ihm auch nicht übel, wenn er mal eine Pfeife raucht — ich selbst bin Nichtraucher; er darf auch getrost ein Glas Wein trinken und meinetwegen ab und zu den Pastetenbäcker in Nahrung setzen. Ein Schlemmer ist Schupp nicht gewesen, aber auch kein Asket und keine wesenlose Idealfigur, zu der ihn Vogt nachgerade macht. 45. Wie wenig sich Schupp aus der astronomischen Wissenschaft macht, dafür nur ein Gegenbeispiel I. 504.

Ich will mich nun nicht mehr auf Einzelheiten einlassen: in zwei bis drei Punkten hat Vogt unbedingt recht, und die will ich gerne von ihm korrigiert haben. Meinen kleinen unbedeutenden Aufsatz jedoch mit dem gelehrten Ballast von Vogts Euphorion-Aufsätzen zu beschweren, das wäre zu viel Ehre gewesen. Da denke ich wie Lessing über Klopstock. Vogt aber beklagt sich über persönliche Angriffe. Das klingt mir sonderbar: einige kleine Spitzen gegen Vogt habe ich auf Wunsch des Herausgebers gestrichen. Was nun noch in Anmerkungen verstreut sich Sachliches gegen Vogt findet, schlägt gar nicht zu Buche in Anbetracht der Angriffe, die mir von Vogts Seite geworden sind in allen Zeitschriften, in denen man über Schupp handeln kann. Dies aber ist meine letzte Auseinandersetzung mit Vogt. Wenn meine Zeit es erlaubt, daß ich mich mit Schupp beschäftige, dann werde ich das auch hinfort tun ohne die Genehmigung Vogts und ohne Euphorion XVII. auszuschreiben. Ich hab es gründlich satt, jede absichtlich schiefe Auffassung Vogts zurückzuweisen und glaube mit dem Bilde, das ich

von dem Volksprediger Schupp gewonnen habe, manchem schon eine Freude gemacht zu haben, z. B. in meinem Vortrage über Schupp, gehalten im evangelischen Arbeiterverein Wolfenbüttel am 19. November 1911 (Bericht darüber am folgenden Tage im Wolfenbütteler Kreisblatt). Hoffentlich hat Vogt sich mit seinen Schupp-Aufsätzen ebenso viel Freunde erworben. Meinen kleinen Aufsatz hat er jedenfalls in der ganzen Anlage und im einzelnen völlig mißverstanden. Das ist wohl die höchste Anerkennung, die dieser Nebenstunde gezollt werden konnte. Weiteres hätte ich noch zu berichtigen auf frühere Angriffe Vogts gegen meine Veröffentlichung der Briefe Schupps an den Herzog August von Br. Wolfenbüttel; hier ist nicht der Ort. Wenn ich mein neues Material bekanntgebe, wird Vogt ja sehen, daß ganz bestimmte ökonomische Vorteile Schupp an die Seite des Herzogs zogen; Schupp erwartete unter anderm vom Herzoge ein Kanonikat für seinen jüngsten Sohn zum Studium[1]). Auch darauf hin wird Vogt wohl wieder eine Joh. Balth. Schuppii Ehrenrettung schreiben müssen.

Wolfenbüttel. Otto Lerche.

Hiermit betrachten wir diese Polemik als abgeschlossen. Die Redaktion.

## Erklärung.

Herr Prof. Dr. Richard M. Meyer schickt der Besprechung von „Dibelius, Engl. Romankunst" im 2. und 3. Heft des 18. Bandes des „Euphorion" folgendes voran: „Das Buch hat einen großen Fehler: es ist im Verlag von Mayer und Müller erschienen. Das Löschpapier mit dem fast regelmäßig durchscheinenden Druck macht die Lektüre überall schwierig, stellenweise (z. B. S. 368, 381) fast unmöglich. Ein Verlag, den solche Herausgeber und Mitarbeiter auswählen, könnte wohl auf die Leser billigerweise ein wenig Rücksicht nehmen."

Wir erlauben uns, hierzu folgendes zu bemerken.

Das zum erwähnten Werke, wie zu allen Palaestrabänden verwendete Papier ist von einer ersten Handlung Berlins als holzfrei garantiert, gut satiniert und kann mit Tinte beschrieben werden, ohne daß diese durchschlägt. Es hat also mit den Eigenschaften des Löschpapieres nichts gemein.

Was die schwere Lesbarkeit der von Herrn Prof. Meyer bezeichneten und aller anderen Seiten des Buches betrifft, so haben wir festgestellt, daß alle unsere Exemplare einen deutlichen, nicht durchscheinenden Druck zeigen. Freilich weist das uns zur Einsicht überlassene gebundene Exemplar des Herrn Prof. Meyer den gerügten Übelstand auf. Die schwere Lesbarkeit ist aber an keiner einzigen Stelle auf das Durchscheinen des Papieres zurückzuführen, sondern immer nur darauf, daß durch eine ungeeignete Behandlung beim Binden die Druckfarbe auf die Nebenseite abgefärbt hat.

Berlin, 13. November 1911. Mayer und Müller.

## Nachtrag zu S. 387.

Den äußeren Apparat des Märchens hat Goethe zum guten Teil aus Voltaires Roman Le taureau blanc entnommen. Das Personal dieser Erzählung

[1]) Akten des herzogl. Landeshauptarchivs Wolfenbüttel. Landesverwaltung bis zirka 1666. IV. Bergwerksachen. 193. Herr Archivar Dr. Boges hat mich freundlichst auf dieses Konvolut aufmerksam gemacht.

besteht aus dem „sage Mambrès“, mit dem sich Goethe öfter ironisch vergleicht (an Frau v. Stein 2. April und 26. Dezember 1782; Tagebuch vom 25. Oktober 1786), einer Alten (la vieille), einer sprechenden Schlange (le beau serpent) und einigen Vögeln, die wie die Schlange fördernd in die Handlung eingreifen. Bei Goethe „zischt“ die Schlange ihre Reden (Werke 18, $255_{13}$), und bei Voltaire heißt es (Kapitel 4): „Le serpent est attendri; il ne peut pleurer, mais il siffle d'un ton lugubre; il crie, Elle est morte!“ Der eigenartige feierliche Zug aller handelnden Personen einschließlich der Tiere (Werke 18, 259) findet sich ähnlich in Voltaires 11. Kapitel. Das alles gehört aber nur zur technischen Ausstattung; in den poetischen Motiven hat Goethes Märchen mit Voltaires Erzählung nichts gemein.

Berlin. Max Morris.

---

## Mitteilungen.

Am 29. Mai 1912 wurde in Frankfurt a. M. der Deutsche Germanisten-Verband begründet. Der von zahlreichen Fachgenossen unterzeichnete Aufruf zur Begründung des Verbandes ging von der Überzeugung aus, „daß unser deutsches Geistesleben stärker als bisher auf völkische Grundlagen gestellt werden muß. Noch findet dies Bestreben keine freie Bahn. Ihm steht vor allem im Wege, daß der Unterricht im Deutschen an unseren höheren Schulen nicht die Stellung einnimmt, die ihm in Rücksicht auf Volkstum und Erziehung zukommt. Zwar weist der Wortlaut der Lehrpläne nachdrücklich auf die hohe Bedeutung dieses Unterrichtes hin, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die dort ausgesprochene Mahnung, es sollten alle Fächer zur Pflege des Deutschen zusammenwirken, allein nicht helfen kann. Wollen die höheren Schulen ihre Pflicht wirklich erfüllen, die ihnen anvertraute Jugend zu fruchtbringender, auf gediegenem Verständnis begründeter Mitarbeit an der Ausgestaltung unseres Volkstums und unserer Kultur zu erziehen, so ist eine entschiedenere Betonung des Deutschen unbedingt erforderlich. Eine Vertiefung des Unterrichtes im Deutschen und eine zielbewußte Verknüpfung mit den anderen Schulfächern ist aber unter den heutigen Verhältnissen nicht möglich. Sie zu erreichen, muß der Unterricht im Deutschen verstärkt und darf auf allen Stufen nur von fachwissenschaftlich vorgebildeten Lehrern erteilt werden. Diese müssen auf der Hochschule gründlich in alle Seiten ihrer Wissenschaft eingeführt werden. Zugleich aber müssen an die Lehrer insgesamt in der Staatsprüfung höhere Anforderungen in Kenntnis und Verständnis des Deutschen gestellt werden. Endlich ist durch Fortbildungskurse während der Ferien und durch Reiseunterstützungen dafür zu sorgen, daß die Lehrer im Amte an ihrer Weiterbildung arbeiten können und die Fühlung mit der stets fortschreitenden Wissenschaft nicht verlieren. Um dies Ziel zu erreichen, erschien es für geboten, nach dem Beispiel der Religionslehrer, der Neuphilologen, der Mathematiker und Naturwissenschaftler und anderer Fachgruppen einen Zusammenschluß der Germanisten, insbesondere der Vertreter des Deutschen an den Hochschulen und den höheren Schulen, zur Förderung des deutschen Unterrichtes herbeizuführen:“. Mitglied des Verbandes können alle germanistisch gebildeten Männer und Frauen in jeder Lebensstellung werden. Mitgliedsbeitrag für die Dauer von 2 Vereinsjahren 5 M. Vorsitzender ist gegenwärtig Prof. Dr. Ernst Elster in Marburg i. H., Schatzmeister Verlagsbuchhändler E. Herbst und Bibliothek-Direktor v. Dr. Chr. Berghoeffer in Frankfurt am Main. Die erste Tagung des Verbandes ist im Herbst 1913 im Anschluß an den Philologentag in Marburg geplant. Wir wünschen dem neuen Verbande, der unter den günstigsten Vorzeichen ins Leben trat, eine gedeihliche, segensreiche Wirksamkeit.

Zur Förderung des Studiums und Verständnisses der Schopenhauerschen Philosophie ist eine Schopenhauergesellschaft begründet worden, die ein Jahrbuch herausgeben wird. Jahresbeitrag 10 M. Schatzmeister: Arthur von Gwinner, Mitglied des Herrenhauses und Direktor der Deutschen Bank in Berlin.

In Wien hat sich eine Wiener Bibliophilen-Gesellschaft begründet. Jahresbeitrag 7 K. Als erste Publikation ist eine Sammlung der Parodien und Travestien auf Grillparzers Dramen geplant.

Die neugegründete Gesellschaft für elsässische Literatur bereitet vor: für 1912 einen Faksimiledruck der ältesten Ausgabe von Brandts Narrenschiff (1494); für 1913 die Ausgabe einer bisher noch nicht veröffentlichten Gedichtsammlung der Zwillinge Wolf aus Oberehnheim. In Aussicht genommen sind Gesamtausgaben von den Werken Murners und Fischarts; Ausgaben des Briefwechsels der elsässischen Gelehrten Schweighäuser und Grandidier. Jahresbeitrag 10 M. — Schatzmeister: K. Engelhorn, Bankdirektor in Straßburg i. E.

Auch die Gesellschaft der Bibliophilen in Weimar bereitet als Sonderpublikation für das Jahr 1912 einen Faksimiledruck der deutschen Erstausgabe des Narrenschiffes vor.

Unter dem Titel The German Classics of the XIX. and XX. Centuries unter der Leitung von Dr. Isidor Singer in New-York und unter der Beteiligung zahlreicher amerikanischer und europäischer Gelehrten gibt die Current Literatur Publishing Company in New-York 134—140 West 29th Street eine umfassende Sammlung von Werken deutscher Dichter und Schriftsteller in englischen Übersetzungen heraus, die bei ihrer Vollendung einen großartigen Überblick über die lebendigen Kräfte in der neueren deutschen Literatur gewähren wird.

Eine neue pädagogische Zeitschrift beginnt als „Archiv für Pädagogik" im Oktober dieses Jahres in Leipzig ihr Erscheinen. Sie umfaßt zwei Abteilungen, die sich der „Pädagogischen Praxis" und der „Pädagogischen Forschung" widmen. In den ersten Teil geht die bisher unter dem Namen „Der praktische Schulmann" erscheinende Monatsschrift auf. Als Herausgeber zeichnen der bekannte Leipziger Universitätslehrer Dr. Brahn, wissenschaftlicher Leiter des psychologischen Instituts des Leipziger Lehrervereins und Direktor des Instituts für experimentelle Pädagogik an der Universität Leipzig, und der Leipziger Lehrer M. Döring, der durch psychologisch-pädagogische Studien und durch seine Arbeit über die „Pädagogische Presse" bekannt geworden ist. Das „Archiv für Pädagogik" erscheint im Verlage von Friedrich Brandstetter in Leipzig.

In der Sammlung „Teutonia" sind angekündigt: 16. Emil Karl Blümml, Bockspiel Martini Luthers (1531). Nach den beiden vorhandenen Drucken herausgegeben und mit einer literarhistorischen Einleitung versehen. — 17. Erich Stange, Die Weingartner Liederhandschrift. — 18. Wilhelm Uhl, Die Priameln des Hans Rosenplüt. Kritische Ausgabe (Einleitung, Text, Kommentar, Glossar). — 22. Emil Karl Blümml, Tugendhaffter Jungfrauen und Junggesellen Zeit-Vertreiber. Ein Liederbuch des 17. Jahrhunderts.

Eine langvermißte Handschrift der Gräfin Aurora von Königsmark wurde jüngst in Upsala aufgefunden: „Nordischer Weihrauch oder zusammengesuchte Andachten schwedischer Frauenzimmer." Das Manuskript enthält elf psalmartige geistliche Lieder der Gräfin und mehrere von ihren Schwestern und Cousinen. Die Psalmen sind in den Formen der zweiten schlesischen Dichterschule geschrieben und im Rhythmus interessant. Wahrscheinlich hat die letzte Äbtissin von Quedlinburg, Sophie Albertina von Schweden, die Handschrift ihrer Vorgängerin 1803 in ihre Heimat mitgenommen und dort als Reliquie verschenkt.

Aufruf. Unterzeichneter beabsichtigt, als Publikation der Gesellschaft für Theatergeschichte eine Monographie über den Schauspieler

J. F. F. Fleck (1757—1801),

den berühmten Darsteller des Wallenstein und Shakespeareſcher Heldenrollen, zu verfassen, und richtet zu diesem Zwecke an die Vorstände öffentlicher Bibliotheken und alle Privatsammler die Bitte, ihm etwaige Briefe und Handschriften Flecks zur Abschriftnahme gütigst anzuvertrauen und auf seine Kosten entweder an seine Privatadresse oder nach vorheriger Benachrichtigung an die Handschriftenabteilung der königlichen Bibliothek Berlin zu senden.

Berlin-Westend, Königin Elisabethstr. 54. Dr. Edgar Groß.

Auf Günthersdorf bei Neusalz wurde vor kurzem im Besitze des Herrn von der Lancken-Wakenitz die Bibliothek Wilhelm von Humboldts aufgefunden. Der Fund förderte ein bisher verloren geglaubtes Werk Humboldts zutage, die bis zur Widmung ganz druckfertige Schilderung der baskischen Reise, die Humboldt im Jahre 1801 unternommen hat. Dank dem Entgegenkommen des Herrn von der Lancken-Wakenitz wird die Handschrift in dem für Supplemente bestimmten 13. Bande der von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Gesammelten Schriften Wilhelm von Humboldts" erscheinen.

Zu Otto Ludwigs hundertstem Geburtstage am 13. Februar 1913 soll auf seinem Grabe ein Denkmal errichtet werden. Geldbeträge nehmen in Empfang: die Dresdner Bank, die Sächsische Bank, die Deutsche Bank (Filiale Dresden) und die Expeditionen der Dresdner Tagesblätter.

Martin Greif soll in Kufstein ein Denkmal errichtet werden. Spenden nimmt in Empfang der Zahlmeister des Denkmalausschusses Buchdruckereibesitzer Eduard Lippott in Kufstein.

Bitte. Da ich eine Herausgabe der Gesamtwerke und eine Biographie von Karl Emil Franzos (geb. 1848 in Czorttów [Galizien], gest. 1904 in Berlin), beabsichtige, ersuche ich höflichst, alle Besitzer von Briefen, Dokumenten und etwaigen Handschriften des Dichters, die mir als Material für meine Veröffentlichung dienen könnten, mir dieselben für eine kurze Zeit zu überlassen. Ich verpflichte mich natürlich, die mir zugekommenen Schriften nach Gebrauch in größter Ordnung mit bestem Danke zurückzuerstatten.

Stryj (Österreich). Prof. Dr. M. Bienenstock.

An der Hochschule für Frauen in St. Petersburg hat sich unter Professor Pikanows Leitung ein Verein gebildet, welcher sich ein allseitiges Studium des russischen Schriftstellers Iwan Turgeniew zur Aufgabe gemacht hat. Wie bekannt, hat Turgeniew Deutschland häufig besucht, auch mehrmals längere Zeit daselbst zugebracht[1]).

Es ist daher möglich und sogar wahrscheinlich, daß es in Deutschland manche gibt, die ihn persönlich gekannt haben, ihn in ihren Memoiren erwähnen oder Briefe und andere Dokumente besitzen, welche Neues und Interessantes über Turgeniew enthalten[2]). Auch mögen in einzelnen Kreisen Erzählungen und Erinnerungen an ihn im Umlaufe sein.

[1]) Der erste Besuch Turgeniews in Deutschland fällt in das Jahr 1838: er studierte damals 2 Semester an der Universität in Berlin. Von 1855 bis 1863 verbrachte er fast jeden Sommer in Baden-Baden, wo er sich 1863 ganz niederließ und bis 1870 verblieb. Nach dieser Zeit besuchte er noch mehrmals deutsche Kurorte oder war in Deutschland auf den Durchreisen nach Rußland.

[2]) So wissen wir z. B., daß Turgeniew mit J. Schmidt, mit P. Heyse und Th. Storm im Briefwechsel stand.

Die Mitglieder des oben genannten Vereines erlauben sich daher an alle, die dem Vereine bei der Erwerbung seiner Ziele behilflich sein können, die ergebene Bitte zu richten, ihm etwaiges Material freundlichst mitteilen zu wollen. Jede Auskunft über den Ort, wo derartiges Material zu finden wäre, sowie über Personen, die solches im Besitze haben, wird mit größtem Danke entgegengenommen werden, ebenso wie die Wiedergabe mündlicher Erzählungen und Erinnerungen. Sehr willkommen wären auch bibliographische und archivarische Mitteilungen.

Alle Korrespondenz bitten wir an folgende Adresse zu richten: St. Petersburg, Wassili Ostrow 10 Linie Nr. 33, Hochschule für Frauen, Herrn Professor N. K. Pikfanow.

In der Handschrift abgeschlossen am 15 März, im Satz am 15. September 1912.

# Zur Quellengeschichte des Simplicissimus.

Von Arthur Bechtold in Freiburg i. B.[1]).

(Schluß.)

Einen breiten Raum im Simplicissimus nehmen die moralisierenden Partien ein; hierin hat Moscherosch, aber auch die „Diskurse" des Agidius Albertinus Grimmelshausen den Weg gebahnt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Simplicissimus ursprünglich als Selbstbiographie geplant war und erst nach und nach, unter dem Einflusse der Lektüre der spanischen Schelmenromane, Moscheroschs und seiner Nachfolger und einer Menge zeitgenössischer Schwankbücher, unter Zurücktreten des Persönlichen, die Gestalt eines Romans mit stark moralisierendem Einschlag erhielt, wie er heute vor uns liegt. Grimmelshausen gab sich aus leicht verständlichen Gründen später den Anschein, als wolle er die satirische Tendenz in den Vordergrund gestellt wissen; er betont diese Absicht in fast allen seinen Werken. Im „Seltzamen Springinsfeld" (3. Cap.) hält er für das Einstreuen „lächerlicher Schwänke" im Simplicissimus eine Entschuldigung für nötig:

„Jenes thät ich, weil vast niemand mehr die Warheit gern blos beschauet oder hören will, ihr ein Kleid anzuziehen, dardurch sie bey den Menschen angenemm verbliebe, und das jenig gutwillig gehöret und angenommen würde, was ich hin wider an der Menschen Sitten zu corrigiren bedacht war. Und gewislich, mein Freund, er sey versichert, daß ich mir offt ein Gewissen drum mache, wann ich besoge, ich seye in eben derselben Beschreibung an etlichen Orthen all zu frey gangen.„

Und drei Seiten weiter:

„Über das reue ihn, daß er so viel lächerliche Ding hinein gesetzt, weil er sehe, daß es mehr gebraucht werde, an statt des Eulenspiegels die Zeit dadurch zu verderben, als etwas guts daraus zu lernen."

In demselben Sinne äußert er sich zu Beginn des 6. Buches des Simplicissimus und in der Vorrede zum zweiten Teil des „wunderbarlichen Vogelnests." Ebenso soll auf den satirischen Charakter das

[1]) Siehe oben S. 19 ff.

Motto hindeuten, welches Grimmelshauſen ſpäter auf den Titel ſeines Buches geſetzt hat:

„Es hat mir ſo wollen behagen
Mit Lachen die Wahrheit zu ſagen."

Wie die Klagen über Momus, Zoilus, über „naſeweiſe Schulfüchſe und Klüglinge" in der Vorrede jedes Buches dieſer Zeit wiederkehren, ſo trägt auch jeder Verfaſſer Sorge, ſeinem Werke das moraliſierende Mäntelein umzuhängen, die Verſicherung des belehrenden Zweckes an die Spitze zu ſtellen. Die Vorrede des Geſichts „Peinlicher Prozeß" der Schönwetterſchen Philanderausgabe verſichert:

„Dann nicht deß Schreibers Meynung war
Daß er wolt lachen ohne Lahr."

Der „Zauberbecher" beginnt:

„So gar iſt die Warheit verhaßt, dzz, ob wohl alles gutes von derſelben kömmet, jedoch unſere angeborne Thorheit, ſolche gar ubel vertragen kan, es ſey dann, daß ſie gleichſam vermummet und verkappet vor Augen geleget werde. Welchen modum auch die alte weiſſe Vorfahren jederzeit beliebet, unnd die Manier wol zu leben gleichſam Spielweiſſe der Jugend, die gemeiniglich vor ernſthafften Sachen einen Eckel hat, vorgebildet ..."

Das Überwiegen des Schwankmäßigen, Volkstümlichen in den Schriften Grimmelshauſens war wohl die Urſache, daß ſeine gelehrten Zeitgenoſſen ihn nicht als ihresgleichen anerkannten, ja wohl gar ſein Buch unter die nach dem Kriege wie die Pilze aufſchießenden ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe rechneten, für welche Riſt in ſeiner „Alleredelſten Thorheit" von 1664 das Wort „Lumpenſcharteken" gebraucht hat. Wie verächtlich einer der berühmteſten Dichter der Zeit, Georg Philipp Harsdörfer, auf die mit „ärgerlichen Poſſen" angefüllten Schelmenromane herabblickte, iſt bekannt[1]).

Bei Moſcheroſch ſowohl als Grimmelshauſen nimmt die Satire den gleichen Ausgangspunkt: Der einfältige, unſchuldige Simplicius, mit den guten Lehren des Einſiedlers im Herzen, kommt ins Weltleben und findet „eitel Heucheley" und alle möglichen Torheiten und Laſter im Schwange, ſo daß ihm Zweifel aufſteigen, ob er ſich auch unter Chriſten befinde oder nicht (I. Buch, 24. Cap.).

Ebenſo ergeht es Moſcheroſch bei ſeinem Eintritt in die Welt (Schergen-Teuffel, S. 5):

„Nachdem von meinen Aelteren ich zeits der erſten Jugend in dem Chriſtenthumb einfältig als ein Kind underwieſen, bald im Eylfften Jahr auff die nächſtgelegene Hoheſchul, an der Ill, umb Kunſt und Tugend allda zuerlernen, verſchicket worden: In welcher ich auch ſelbigen mahls beſtändig zimbliche Jahr verharret: Befande ich endlichen und im außkehren, daß alles das jenige, ſo ich

[1]) ſ. Rauſſe S. 94

daselbsten in den Büchern von der Welt unnd ihrem Wesen gelesen, auch under und bey den Menschen auß ihrem Thun und Leben, Handel und Wandel absehen und vermercken können, mir dergestalt vorkeme, daß ich, ein einfältiger, mich darein nicht wohl richten konte.

Ich lase die Historien der Welt; aber ich sahe es doch anderst alß geschrieben stunde. Ich hörete die Leute in ihrem Wesen; aber ich sahe es doch anderst als sie redeten. Ich sahe die Leute an; aber ich sahe sie doch anderst alß sie außsahen. Jedem Ding gab man zwar seine gestalt; aber es war ein bloße gestalt; dan das innerliche war anderst. Von außen war alles herrlich; so bald man darnach grieffe, ward es ein schatten und verlohre sich under den händen. Es gleiffete über die massen, aber es war darüb kein Gold, sondern lauter Auripigmentum und Antimonium. Ich wuste immer nicht wie ich das verstehen, oder mich in die gefärbte, gemäntelte, verdeckte Händel schicken solte. Mit einem wort: es dauchte mich aller Menschen Wesen nur eine angenommene Weise, eine eitele Heucheley sein, und solches fast ohne unterscheid bey allen Ständen."

**Bei beiden wird dann das Thema näher ausgeführt. Eine gewisse Übereinstimmung in der Wahl der Motive findet darin ihre Erklärung, daß Grimmelshausen wie Moscherosch die gleiche Zeitperiode schildern und ihre satirischen Pfeile naturgemäß auch die gleichen Modetorheiten und -laster treffen; es finden sich indes an vielen Stellen sprachliche Anklänge, welche dartun, daß Grimmelshausen oft genug die Schilderung Moscheroschs mit voller Absicht sich zum Vorbild genommen hat, wie z. B. da, wo er gegen das Fluchen der Soldaten eifert:**

Moscherosch S. 666: „Da heißt es jetzt, botz hundert tausend Sack voll Endten! auf ihr Bursch, daß dich der Donner und der Hagel miteinander erschlag, in die Wehr der Feind ist da.
Drauff ins Teuffels Namen.
Fort ihr hundert Saffarments Bluthunde daß euchs Wetter erschlag, druckt drauff.
Gebt Fewr, daß dich der Hagel erschlag ihr Bursch alle mit einander.
Halt Trupp daß dich botz hundert tausend Saffarment schände .....
Stehet auff, daß euch der Hagel erschlag.
Marschirt daß euch der Donner erschmeiß.
Freßt daß euchs der Teuffel gesegne.
Sauft daß dirs hellisch Fewer in den Hals fahr.
Leg. euch nider daß euch der Teuffel mög holen etc."

Simplicissimus 1. Buch 25. Cap. „Schlag mich der Donner, der Blitz, der Hagel! zerreiß und hol mich der, etc! ja nicht einer allein, sondern hundert tausend, und führen mich in die Lufft hinweg! Die H. Sakramenta mußten nicht nur siebenfältig, sondern auch mit hundert tausenden, so viel Tonnen Galleren und Stadtgraben voll heraus, also daß nur abermal alle Haar gen Berg stunden"[1].

[1]) Daß die Schilderung nicht übertrieben ist, beweisen die zahlreichen Bestrafungen wegen Fluchens und Schwörens, über welche die Offenburger Ratsprotokolle berichten. Ich führe ein Protokoll vom 13. Okt. 1638 wörtlich an: „Fraw Maria Johan Müllers seel. Wittib contra Herrn Benedict Finckhen ihren Dohterman und Mariam Evam Ihr Dochter (!), daß, als sie kurzer tagen ihre

„Zum aller-erschröcklichsten kam mir vor, wann ich etliche Großsprecher sich ihrer Boßheit, Sünden, Schande und Laster rühmen hörete; dann ich vernam zu unterschiedlichen Zeiten, und zwar täglich, daß sie sagten: „Potz Blut, wie haben wir gestern gesoffen! Ich habe mich in einem Tag wol dreymal voll gesoffen und eben so vielmal gekotzt. Potz Stern, wie haben wir die Bauren, die Schelmen tribulirt! Potz Strahl, wie haben wir Beuten gemacht! Potz hundert Gifft, wie haben wir einen Spaß mit den Weibern und Mägden gehabt!" Item: „Ich habe ihn darnieder gehauen, als wann ihn der Hagel hätte niedergeschlagen. Ich habe ihn geschossen, daß er das Weisse über sich kehrte. Ich habe ihn so artlich über den Dölpel geworffen, daß ihn der Teuffel hätte holen mögen. Ich habe ihm den Stein gestossen, daß er den Hals hätte brechen mögen. Ich habe ihn getrillet, daß er hätte Blut speyen mögen." Solche und dergleichen un-Christliche Reden erfülleten mir alle Tage die Ohren, und über das, so hörete und sahe ich auch in Gottes Namen sündigen, welches wol zu erbarmen ist. Von den Kriegern ward es am meisten practicirt, wann sie nemlich sagten: „Wir wollen in Gotts Namen auf Parthey, Plündern, Mitnemen, Todschiessen, Niedermachen, Angreiffen, gefangen nemen, in Brand stecken" und was ihrer schröcklichen Arbeiten und Verrichtungen mehr seyn mögen."

Mit der Stelle aus Moscherosch vermischen sich noch Bestandteile aus dem „Zauberbecher" (S. 271):

„Sprachet nur von einem Krieg, würgen, plündern, rauben, sengen und brennen, auch von ewern Hurenhändeln, fressen und sauffen, von speyen, scheissen, schlagen und rauffen, von Seelen-Teuffeln, Elementen, von Marter, Wunden, Satramenten, sampt andern grewlichen Gotteslästerlichen Fluchen, garstigen, unflätigen, unverschembten Zotten und bösen Sünden und Schanden."

Nur selten und in ganz kurzen Abschnitten beschreitet Grimmelshausen noch den Weg seiner Vorgänger, welche mit dem Aufgebot ihrer ganzen Lungenkraft, ohne je mit der Stimme nachzulassen, über die Schlechtigkeit der Welt predigen und wettern; in ungleich feinerer Weise kleidet er den satirischen Kern in eine Erzählung ein, der er höchstens in einem oder mehreren Sätzen die moralische Nutzanwendung folgen läßt.

Schon Moscherosch hat mit Glück beide Arten der satirischen Darstellung nebeneinander angewendet, die Unwissenheit der Studenten

---

Behausung zue verkauffen angeschlagen, daruf ihr Dochter sye mit schimpflichen worten angefallen: Soll zuvor in hunderttaußend teuffel nammen bezahlen, Donder und Hagel soll sie erschlagen, und hundert taußend sacra: über sie reflvecht. . . . ."

Zu verschiedenen Malen mußte das „üble Fluchen und Schwören" durch Ratsdekrete verboten werden; ja es wurde sogar von den „Regierenden Herren" eine Taxe für die verschiedenen Flüche festgesetzt (Offenburger Ratsprotokoll vom 16. Jan. 1651).

in dem Examen des Mutius Jungfisch, ihre Trunksucht im Gelage des Pälius vorgeführt; um das Fluchen der Soldaten zu zeigen, läßt er im „Soldatenleben" den Soldaten Zwerg mit dem Bauernschultheiß Händel beginnen. Zu demselben Zweck läßt Grimmelshausen zwei Soldaten sich in die Haare geraten; der Offizier, der Simplicius bei seiner Ankunft in Hanau auf der Hauptwache empfängt, muß zu einer Verspottung der französischen Modetracht, das Gastmahl des Gubernators zur Schilderung der Trinksitten, und der tolle Fähnrich, in dem wir jedenfalls wieder keine erdichtete, sondern eine von Grimmelshausen selbst geschaute Persönlichkeit zu erblicken haben, dazu dienen, die Folgen des Tanzes vor Augen zu stellen. Veranlaßt ist die Scene im Gänsestall durch die Worte im III. Teil des „Gusman" (Cap. 23):

„. . . daß man abgemalt, wie dem Tanzen kompt, alda man anfangt: er antzet seine Jewen bey der handt zu nemmen, zu küssen, denselbe Reden vil[gen]. Da da verkehrt man manches par, welche ich in einen heimlichen Winckel vertriebe, alda gewißlich kein Pater noster bettet, es kommt da eine sonderliche Andacht an."

Die Stelle veranschaulicht am deutlichsten den Unterschied zwischen der althergebrachten Behandlungsweise eines solchen Motivs und der Grimmelshausens; dieser läßt den Fall selbst vor unsern Augen vorüberziehen und gibt den Satz des „Gusman" nur als Moral der Geschichte:

Simplicissimus II. [illegible], 1. Cap. . . . . daß [illegible] ich einmal vor gewiß, daß bey dem Tantzen manches Schimpff- und leichtfertiges Kauderwelsch gebraucht wird, dessen sich hernach eine gantze Freundschafft zu schämen hat."

Noch im „Satyrischen Pilgram" hatte er das Thema ganz in der alten Weise des „Gusman" behandelt:

Gusman III. Cap. 32. „Da springt man mit unordentlichen Geberden, auf einem wunderlichen Hupffen, tichen und schleudern der Füß, nach unterschiedlichen Gethon der Instrumenten, nach lustigen und leichtfertigen Liedern, da führt man Jungfrawen und Weiber bey der Hand, da nimmt man Gelegenheit die unverschampten Kuffen einer ob der andern zu bessen: und wann gleich und gleich zusammen kommen, wurde mancher unehrlicher Kauff gemacht, dessen sich hernach eine gantze Freundschafft schämen muß . . . ."

Grimmelshausen, Satyrischer Pilgram I. 2. 93 . . . . man tantzt den gantzen Tag nach den Tönen mannigfaltiger Weiber, führt Weiber und Jungfrauen bey der Hand, und fahet an mit lauter nach den Worten, die endlich, wenn Stroh und Federn, gleich als gleich zusammen kompt, ein solcher Kauff geschlossen und vollzogen wird, dessen ich hernach ein gantze Freundschafft zuschämen."

Zu den schwächsten Partien des Romans gehören die drei Kapitel (II. Buch, Kap. 10—12), welche den „Discurs" des verkälberten

Simplicius mit dem Gubernator enthalten; mit dem Gubernator und seinem Gefolge ist man mit Recht darüber erstaunt, daß so viel logisches Denken, so viel Gelehrsamkeit in dem Kopf eines Kindes Platz haben sollen. Grimmelshausen ist, wie schon bemerkt, auch hierin dem Vorgang des „Gusman" gefolgt; seine Verteidigung des Kälberstands besitzt einige Verwandtschaft zu der Ehrenrettung der Esel, welche Gusman gegen seinen Herrn, den italienischen Grafen, unternimmt (I, S. 159). Dazu kommen noch Gedanken aus dem „Zeitkürtzer" des Guevara. Hier (S. 41) klagt in einem Kapitel „Remedia wieder die Furcht des Todes" Almirante, daß er wieder den Tod übel versehen sei und sich deshalb hart fürchte; der Autor verweist ihm seine Furcht vor dem Tod, doch hält er die Furcht für gut, auf daß man nicht so viel sündige und sich nicht so weit von Gott absondere:

„Förchtet ihr euch, daß ihr möchtet gestürtzt, vertrieben und armb werden, so seid ihr doch darum nicht verloren: Ob schon ihr ein Fürstenthumb verlieret oder erlanget, seid ihr doch darumb nichts desto besser noch auch erger: Dann die Glücksgüter machen den Menschen gleichwol ehrlicher, aber vor Gott dem Herrn gelten sie nichts. Dann die ehr ist nur ein falsches Zeichen, und wer euch in ewer Gegenwertigkeit am meisten ehret, Händt und Füß küsset, und sich vor euch bieget, knippet und knappet, der pflegt euch hinderrucks am meisten zu verunehren zuschenden und sogar den Narren zustechen. . . . . Ihr förchtet euch vor ewren öffentlichen Feinden und sogar vor den vermeinten Freunden, dern Mund versiegelt ist mit falschem Hertzen: Ihr förchtet euch vor dem König, auff daß er keine Ungnad auff euch werfe: Ihr förchtet das Glück, dann ihr wisset nicht, ob es werde still stehen, oder ob es daß Rädlein werde umbkehren zu etwa einer widerwertigkeit. . . ."

Es sind die gleichen Gedanken wie im 11. Kapitel des II. Buches des Simplicissimus, wo Simplicius den Gubernator trotz seiner Ehrenstellen für den allerelendsten Menschen in ganz Hanau hält, der die Freunde nicht weniger als die Feinde fürchten muß und stündlich um Kommando und Reputation gebracht werden kann. Der logische Zusammenhang ist bei Grimmelshausen freilich ein ganz anderer geworden; er hat Guevara nur die Sätze entnommen, die ihm gerade in seine Rede paßten, unbekümmert um das, was dort vorausging und nachfolgte.

Was die Kroatenepisode anlangt, so habe ich bereits meine Ansicht geäußert, daß sich in ihr vielleicht die eigenen Erlebnisse Grimmelshausens spiegeln. Mit dem Entrinnen des Simplicius aus der Gefangenschaft der Kroaten setzt sofort die Dichtung wieder ein und mit ihr entlehnte Motive. Zu dem Hexenabenteuer freilich hätte Grimmelshausen keiner gedruckten Quelle bedurft; er brauchte nur das, was die aufgeregte Phantasie seiner Landsleute von den Unholdinnen sich erzählte, was damals in allen Protokollbüchern der umliegenden Ämter Oberkirch, Staufenberg ꝛc. stand, in allen Einzelheiten wiederzugeben

Gerade in der Ortenau, in Offenburg und Ortenberg, hatte schon vor dem schwedischen Krieg der unheimliche Wahn sein Wesen am scheußlichsten getrieben. Das Kriegselend der Dreißiger- und Vierziger-jahre hatte dem Gedankengang des Volkes eine andere Richtung gegeben; über der Sorge um das eigene Leben vergaßen die Leute, nach Hexen auszuspähen[1]) Aber kaum fühlte man nach dem Friedensschluß auf seiner Scholle sich wieder sicher, da schlug auch schon die Flamme

[1]) In den Offenburger Ratsprotokollen der Jahre 1638—1650 finde ich nur zwei Hexenprozesse; der eine ist dadurch für uns besonders interessant, daß als Angeklagter der Junge (Page) des Kommandanten, des Obristen von Schauenburg, in dessen Diensten ja auch Grimmelshausen stand, erscheint. Die Einträge lauten:

„Mittwoch den 16.ten Octobris 41. In der Canzley Stuben.

Regierenden H. Stett: (Herren Stettmeister): Daß H. Obristen Jung so der Zauberey verdächtig welchen er vor etlichen Tagen fortgeschafft widerumb vorhanden, und H. Obriste begehr zu vernemmen ob Ein Ehrs. Rhat wider denselben procediren wolle, oder Ihme solches überlaßen.

Soll der Jung zur Hafftung genommen und uf den Schwabhaußer Thurn gesetzt werden."

„Freytag den 18ten Octobris 1641.

Die Verrichtung bey dem Jungen so den 16ten huius eingezogen worden, ist referirt.

Soll nochmals examinirt werden."

Leider sind die drei Seiten des Protokollbuches (1639—1643), welche den weiteren Verlauf berichten würden, leer gelassen und die Einträge später nicht nachgetragen worden; erst am 15 Nov. 1641 beginnen dieselben wieder. Die Untersuchungsakten selbst sind, wie fast alle Offenburger Archivalien, bei dem großen Franzosenbrand von 1689 zugrunde gegangen. Es läßt sich daher nicht mehr feststellen, ob und wieweit der Fall Grimmelshausen die Anregung zu dem Hexenabenteuer und zu dem Verhör im 26. Capitel des II. Buches gegeben hat. Der zweite Prozeß, wohl aus dem ersten herausgewachsen, ist vielleicht derselbe, auf den Grimmelshausen im 3. Capitel seines „Galgenmännlin" anspielt: „Sonst hab ich auch eine Unholdin verbrennen sehen, welche bekannt, wann sie, durch ihre Reben gehend, die Rebstöck nur geschüttelt, so seyen die Trauben aus dem benachbarten Stück herüber an ihre Stück kommen."

Die Ratsprotokolle melden:

„Zünftag den Letsten Decembris 1641 in pleno.

Magdalen Hans Görg Holdermans Haußfraw, welche wegen beschreiter Zauberey schon zweymahl in Hafftung geweßen, aber uß seinen ursachen widerumb erlassen worden, dieweil aber neuwe denunciation und andere erhebliche indicien wieder dieselb herauß kommen, ist als einhellig erkandt, daß selbige künfftigen Donnerstag morgen frue soll uf das Schwobhaußer (Thor) in das Stüblin gefenglich gesetzt werden. Und ist deroselben Melchior Fuhr zu wächter geordnet."

Da die Angeklagte auf mehrmaliges „gütliches Zureden" nicht gestehen wollte, auch die Drohung mit der Tortur „neben vorstöllung des Scharpfrichters" nichts fruchtete, wurde sie „mit dem Gericht ufgezogen" und schließlich, auf eingeholtes Gutachten des Rechtsgelehrten Dr. Krebs, mit dem „tormentum vigiliarum" belegt. Am 21. März 1642 gestand sie, was man von ihr haben wollte. Nun folgte der gewöhnliche Schlußakt:

der Hexenverfolgungen wieder empor; hier und dort in der Ortenau loderten wieder die Hexenbrände. In Gengenbach wurde 1662 ein Mann gefänglich eingezogen, weil er im Geſpräch mit einem Bauer die Unſchuld zweier kurz zuvor verbrannter Hexen verfochten hatte;[1]) am 23. Mai 1670 wandten ſich Schultheiß, Stabhalter, Zwölfer und Gerichtsausſchüſſe des Gerichtsſtabs Cappel, Oberkircher Amts — alſo in unmittelbarer Nähe Grimmelshauſens — an die biſchöflich Straßburgiſche, zu Zabern reſidierende Regierung mit der Anzeige, „daß in daſigem Gerichtsſtaab vndt Thälern die boßheit und inſonderheit vermuetlich das Laſter der Hexerey überhand zunemben ſcheine“; ſie „ſtellten zu obrigkeitlichem guttbedunckhen, ob nicht auß denen alten prothocollen ad inquirendum ein anfang zu machen were“![2])

Die Hexengeſchichte im Simpliciſſimus war für Grimmelshauſen zunächſt ein techniſches Hilfsmittel, ein Deus ex machina; um die ſchnelle Veränderung des Schauplatzes herbeizuführen, indem ſie den Helden plötzlich aus dem Stift Hersfeld in das Lager vor Magdeburg entführte; man kann ſich aber doch des Eindrucks nicht erwehren als hätte Grimmelshauſen die Scene recht abſichtlich eingeflochten, um ſeinerſeits eine Lanze für den damals doch ſchon erſchütterten und bedrohten Hexenglauben zu brechen. Wie feſt er an Hexerei und Zauberei glaubte, erſehen wir aus den Hexengeſchichten, die er, zum Teil unter Angabe der Örtlichkeit (Offenburg und Meißenheim am Rhein) im „Galgen-Männlin“ (Kurz IV 272 ff), erzählt. Hätte Grimmelshauſen zu entſcheiden gehabt — die unglücklichen, im Verdacht

„Freytags den 28. Martij aõ 1612.

Die Holdermänin dieweil ſie uf geſtrigs Examen bey den Haubtpuncten pleibt und zuſterben begert, ſoll morgen beſtimbt und Ihre der Maletiz tag künfftigen Montag gehalten werden. Und dieweil wegen Ihres Töchterlins newwe ſachen vorkommen ſoll ſelbiges vor die geiſtliche beſchickt und examinirt werden.“

„Montags den 31ten Martij aõ 1642.

Magdalena Holdermänin dieweil ſelbige das erſchröthliche laſter der Zauberey begangen, Gott und alle Heilligen verlaugnet, ſich mit dem Teuffel vermüſcht, leuthen und Vich ſchaden zugefüegt, Als ſoll ſelbige biß nechſten Mittwoch gleich vom Thurn hinauß zur gewohnlichen Richtſtatt gefüert daſelbſten Ihren das Haupt abgeſchlagen, und alsdan der Cörper, Ihrem zu wolverdienten ſtraff und andern zum abſcheulichen Exempel zu Pulver und Aſchen verbrent werden, Gott woll Ihre gnedig ſein.“

S. auch: H. Schreiber, die Hexenprozeſſe zu Freiburg im Breisgau, Offenburg in der Ortenau und Bräunlingen auf dem Schwarzwalde. (Freib. Adreßkalender 1836).

F. Volk, Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsſtadt Offenburg. Lahr 1882.

[1]) Staufenbergiſche Amts Protocolle 1661–1687. (General-Landes-Archiv Karlsruhe, No. 12595).

[2]) Biſchöfl. Straßburg. Regierungsprotokolle 1669/70 (Bezirks-Archiv des Unterelſaß, Straßburg).

der Hexerei stehenden alten Weiber hätten an ihm keinen milden Richter gefunden. In der hier in Betracht kommenden Zeit hatte der Landesherr, der zu Elsaßzabern residierende Bischof von Straßburg fast die ganze Gerichtsbarkeit an sich gerissen. Der Straßburgische Obervogt zu Oberkirch entschied in allen bedeutenderen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, er leitete und ordnete alle Polizeisachen. Kleinere, mehr in die Zuchtpolizei einschlagende Gegenstände wurden vom Obervogt summarisch untersucht und sogleich mit einer Geld- oder Leibesstrafe (Eintürmen, Stockstreiche, Strafe der „Geige") geahndet. Schwere Verbrechen wurden ebenfalls durch den Obervogt in Gegenwart des Schultheißen und des Amtschreibers von Oberkirch untersucht, alsdann aber der Regierung in Zabern zur Fällung des Urteils zugestellt; auch die Folter durfte nur auf ausdrücklichen Befehl derselben vorgenommen werden. Die Anteilnahme der Gemeinden an der peinlichen Rechtsprechung war zur bloßen Formalität herabgesunken: sie stellten je zwei „Blutrichter" zu dem der Hinrichtung unmittelbar vorhergehenden „Malefizgericht"; dieselben hatten auch der Execution beizuwohnen.

Dem Schultheißen der zum Amt Oberkirch gehörenden sechs Gerichter Oberkirch, Oppenau, Renchen, Sasbach, Cappel und Ulm oblag nur der Vorsitz bei den gewöhnlichen Wochengerichten über kleinere bürgerliche Streitigkeiten, die Ausfertigung von Kauf- und Schuldbriefen, der Einzug des Umgeltes, der Honung- und Herbstbett, die Aufsicht über die anderen Gemeindebediensteten, über die öffentliche Sicherheit und die Beobachtung der Verordnungen, sowie die Aufbewahrung der herrschaftlichen Früchte[1]).

Während der Schultheißenzeit Grimmelshausens hat Renchen übrigens kein Opfer für einen Hexenprozeß geliefert[2]).

[1]) Vgl. Ruppert, Joh. Jak. v. Grimmelshausen. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrh. N. F. I 371—375. Ferner: Bader, Die ehemals straßburgische Herrschaft Oberkirch. Badenia, II. Jahrg. (1840) S. 224 f.

[2]) Dagegen spielte 1672 in dem oben bereits erwähnten Dorfe Cappel (Kappelrodeck, Amts Oberkirch, ein solcher. Der Fall verhielt sich folgendermaßen: bei der österlichen Kommunion am Palmsonntag wurde ein Kind, das 9jährige Töchterlein eines gewissen Hans Brueder, dabei betroffen, wie es die Hostie wieder aus dem Munde herausnahm. Vom Pfarrer zur Rede gestellt, gab es an, von der Witwe Boschert, genannt die „alt Köllin", dazu veranlaßt worden zu sein: „wehre lauther giftt, es müeste darob sterben." Der Obervogt von Oberkirch, Hermann Dietrich von Neuenstein, ließ die Köllin und ihren Sohn, Hans Michel Boschert, gefänglich einziehen und berichtete an die bischöfliche Regierung zu Elsaß zabern das Resultat der Untersuchung. Die Angeschuldigte schwor hoch und teuer, unschuldig zu sein; aus den Zeugenaussagen ging hervor, daß das Weib allgemein in dem Rufe stand, eine Hexe zu sein. Die Räte zu Zabern, mit dem Ergebniß der Untersuchung nicht zufrieden, übersandten dem Obervogt eine Reihe „Interrogatorien", über welche die Angeschuldigte und ihr Sohn, das Kind

**Auf jeden Fall wirft ſein dicker Hexenglaube einen Schatten auf das Bild eines Mannes, von dem wir gewünſcht hätten, daß er auch**

---

und die Zeugen nochmals vernommen werden ſollten. Die Ausſage des Mädchens iſt pſychologiſch um ſo merkwürdiger, als ſie vollſtändig frei, ohne Anwendung der Folter, zuſtande kam:

„. . . . Sonſten hette Sie die Köllin zuvor, auch alß Sie graß geſchnitten, zue Jme, alß vorm Jahr in der haber Erndt geſagt, ſoll 3 tag nit betten, darnach wolten Sie uff der gabel fahren, wan Sie aber komme, ſo ſolle es den Kühen uff die Köpff ſitzen und ſagen: ein teuffel nein und der ander nauß, zue der Erſten; und zu den andern zwoen: ein Hex nein, die ander nauß. Hernach habe es drey tag nit betten können, zwar vorm Tiſch überlaut aber nit von Hertzen gebetten. Da dieße drey tag fürüber geweßen, ſeye Sie zue Jme kommen in die Kammer, und vier Gablen mit Jhnen gebracht, zwo iedoch wehren außerhalb des ladens geweßen, und der bueb und die Dochter, die Müllerin daroben geſeſſen, alſo die alte Kölle uff einer, Es uff die ander: und es hinder Sie geſeſſen, dan die Gablen zuſammen gebunden geweßen mit ſchnieren, alſo daß die Zinckhen uff einander geweßen, und Sie zwiſchen die Zinckhen, welche weith von einander geſtanden, geſeſſen, ſonſten wehren ſie kurtz geweßen. Sie hette aber bey Jhrer ankunfft es in den Kihestall heißen gehen. Alſo Es darein gangen, und zue den Kihen geſagt, wie Sies oben zuvor geheißen gehabt. Über diſes Sie hinauß über die Häg, aber nit hoch vom boden gefahren uffs Blueſten blatz, alwo ein ſteinener Tiſch und höltzene gläßer, auch Kraut, Fleiſch, Wein und beckhen broth ſchon vorhanden geweßen. Sie mit einander geſſen und getrunckhen, alßdan gedantzt. Hernach wieder getrunckhen, alſodaß Sie alle Dummel bekommen. Hette ein Spühlman uffgeſpühlt, ſo es nit gekent, hette ein Mantel an: und ein halb grau und ſchwartzen Bardt gehabt, wahre mit Namen nie genent worden, ſondern hetten nur geſagt: Spühlman mach auff. Es meinte Jhne noch wohl zu kennen, wanns Jhne ſehe. Wehre ſonſten niemandt alda geweßen, alß die Kölle, Jhr bueb, die Müllerin und Es. Nach ſolchem wehre der Tiſch und alles wider hinweg kommen, und nit gewußt, wohin. Sie hetten nichts geredet, alß Spühlman mach auff. Wehre gantz hell, iedoch ohne liechter, außerhalb deß blatzes fünſter, aber wo Sie gefahren ſein, wehre auch hell geweßen. Da Sie hinweg gefahren, hetten Sie die Gablen wider ab einem Holtz, warauff ſolche entzwiſchen gelegen, genommen, und wider iedes auff geſeſſen, wie zuvor. Wehren alle durch den Kuchenladen in ſein Kammer gefahren, ſtill gehalten, Es heißen herab ſteigen, ſo Es gethan und in ſein Bett gelegen. Jene aber wider zum ſelben Laden hinauß und heimb gefahren. Wehren hernach die zweyte, wie auch die dritte nacht nach einander hinauß gefahren, und einmahl wie daß andere gangen, außer daß Sie auch ſchnütz und fleiſch neben dem gebrathenen, aber kein ſpeckh gehabt. Der bueb hette mit Jme gedantzt, und under wehrendem Dantz geſagt, Er wolle ſein Schatz ſein; Es aber habe nichts geantwortet, dan es Jme nichts zu ſagen, verbotten geweßen.

Die Salb betreffent, hette die Kölle geſagt, wans etwan außkäme, daß Sie außfahren, ſo ſolte es ſagen, die Salb ſeye under ſeinem Bett geſtanden, und der Meiſter, nemblich der Blueſt, mit Jme gangen, und ſelbige ins Waſſer geworffen, welches nit wahr geweßen, ſonder allein, daß man meinen ſolle, es wehre alſo. Hingegen aber habe Sie ſolche Jhrer Sag nach under Jhrem Bett: und die Gablen darbey ligen gehabt; hette Jme aber ein gantzen halben gulden verſprochen, nit zu ſagen, daß die Salb under ihrem bett ſtehe, ſolches aber darumb, weyl Es zue ſeines Meiſters Sohn, dem Andreßen geſagt, die Kölle habe Gabelſalb, und alß Ers gegen der Köllen Sohn mörckhen laſſen, und Diſer es Jhren, ſeiner Mutter geſagt, alſo erwehnte Verſprechung gegen Jme gethan Sonſten habe Sie Jme ein weiß Rüetel geben, ſagend, wehre gar gut und ge-

in dieser Beziehung über dem Niveau seiner Mitbürger, und, wie Friedrich von Spee, unter den Bannerträgern einer menschlicheren Zeit gestanden hätte.[1])

Das „Complementum" enthält in der dritten Historie der neunten Tagreise ein Kapitel „Von den Nachtdäntzen und Banquethen" (S. 583—597); es werden darin die Hexenzusammenkünfte in derselben Weise wie im „Simplicissimus" dargestellt und ebenso Beweise und Beispiele aus anderen Autoren angeführt. Die Geschichte des Mannes, der von seiner Frau auf die Hexenfahrt mitgenommen wird, bei Benevent niederfällt, sich nach Hause durchbetteln muß und seine Frau dann als Hexe verbrennen läßt, wird auch von Grimmelshausen erzählt.

Die Benützung des „Complementum" ergibt sich noch aus vielen anderen gemeinsamen Motiven. Die Gestalt der Jungfrau mit Krone und Schlangenkörper, die einen Schatz bewacht und von einem unbefleckten Jüngling erlöst wird (Complementum S. 576) erscheint in der Soester Schatzgeschichte und im zweiten Teil des „Vogelnests" (Cap. 3, Kurz IV, S. 26) wieder,[2]) die Gespenstergeschichten (Compl.

---

weicht; alß Es aber die Kälber darmit geschlagen, hette Eins daß Roth bekommen, und daran gestorben. . . ."

Mit dem gleichen Aufwand an Phantasie berichtet das neunjährige (!) Kind über seinem geschlechtlichen Verkehr (!) mit dem Sohn der Köllin.

Interessant ist auch die Aussage eines Zeugen:

„Hannß Vogt hiebevorn geweßener würth im thal bringt vor, daß Er zur selbigen Zeit alß vor 10 Jahren keine Kälber auffbringen können, warüber Er von Peter Rauschern angewüßen worden, nach Triberg zum Nachrichter zu gehen, und umb Mittel zu fragen, so Er gethan, und 10 fl. darfür geben, und derselbe zue Jme gesagt, wan Ers begehre, so wolle Ers Jme im glaß zeigen, darüber Er Jme ein Trinckhglaß mit wasser fürgehalten, und Er alßdan gesehen, alß wan Sie die Kölle leibhafftig da wehre, hernach Er wider heimbgangen, die Mittel in den Ställen gebraucht, und darüber nichts mehr gespührt. . . . ."

Einige Jahre früher, oder vor einem anderen Gerichte, hätten diese Aussagen vollauf genügt die Verdächtige auf den Scheiterhaufen zu bringen. Es gereicht den bischöflichen Räten zu Zabern zur hohen Ehre, daß sie den Schuldbeweis als nicht erbracht erachteten und die Köllin und ihren Sohn nach kurzer Turmstrafe nur zur Tragung der Gerichtskosten verurteilten. Wo die Hauptschuld lag, erkannte die bischöfliche Regierung sehr gut: der Pfarrer von Cappel erhielt die Weisung, in Zukunft die ihm anvertrauten Kinder besser zu unterrichten (Akten im Straßburger Bezirksarchiv, Fasz. 364 Bl. 144—180, 206—225. Die Akten wurden mit anderen auf die Herrschaft Oberkirch sich beziehenden Schriftstücken erst in den Achtzigerjahren im Keller des ehemaligen Tribunals zu Zabern gefunden).

[1]) Vgl. auch Amersbach, Aberglaube, Sage und Märchen bei Grimmelshausen. Beilage zum Programm des Großherz. Gymnasiums zu Baden-Baden für das Schuljahr 1890/91, Baden-Baden 1891, S. 26 ff.

[2]) Die Geschichte steht auch in der deutschen Übersetzung von Goularts Thrésor d'histoires admirables et mémorables", welche 1613 in Straßburg erschien, ferner in Talitz von Lichtensees „Kurtzweiligem Reyßgespan", und diese beziehen sich wieder auf ältere Quellen, wie Stumpfs Schweizerchronik. Vgl. v. Bloedau S. 35.

S. 729 u. 742) hat Grimmelshausen im sechsten Buche des Simplicissimus und in der „anderen Continuatio", den Schwank von dem alten Weib, welches sich von einem Studenten einen Zettel für ihr Augenleiden geben ließ (Compl. S. 653) gleichfalls im „Vogelnest" (Kurz IV, S. 190) verwendet. Das Kunststück mit dem Wein (Compl. S. 54) hat große Verwandschaft mit demjenigen, welches im 7. Kapitel des „Seltzamen Springinsfeld" der alte Simplicissimus übt, und auch die Themata von der blähenden Wirkung der Ameiseneier (Compl. S. 67), vom spiritus familiaris (S. 642) und vom Festmachen kehren bei Grimmelshausen wieder.

Endlich geht auch die wunderbar epische Schilderung der Schlacht bei Wittstock auf eine Stelle des „Complementum" zurück, in welcher eine Geisterschlacht geschildert wird (S. 693):

„. . . . . wie dann ein Künstler den beiden berühmten Feld-Obersten Johann Bentivol und Robert Sanseverin im Vorhoff uff dem Schloß zu Bonomen ein grewliche Feldschlacht gelieffert, da man die Trommeln und Trompetten, das Geschrey und Wehmern der Kriegsleuth, das Toben und Wihern der Pferd, das Schlagen und Klappern der Harnisch, Speer und Degen nicht anders gehört und gesehen, als bey einem rechten Haupttreffen . . . ."

Deutlicher als in der Schilderung der Schlacht bei Wittstock tritt die Abhängigkeit Grimmelshausens in einer Stelle des zweiten Teiles des „Vogelnests" hervor (Kurz IV, S. 167), wo dem kriegslustigen Kaufmann ebenfalls in einer Vision die Schrecken des Krieges gezeigt werden:

„ . . . . daß ich schier nicht warten konte, biß unsere Erscheinungen oder Vision ein End hatte. Dann man hörete des jämmerliche ächtzen und wehklagen der Sterbenden nicht vor dem Geschrey der noch lebenden, immerfort würgenden, noch vor dem Brummen deß Geschützes, deß Schalls der Trommeln, Trompeten und Heerpaucken . . ."

Im Magdeburger Lagerleben steht im Vordergrunde die Freundschaft mit Herzbruder und die Geschichte mit dem Becher des Obersten; Grimmelshausen hat sie dem sechsten Teil der Schönwetterschen Philanderausgabe, dem „Somnium"[1]) entnommen. In diesem erzählt ein Schiffskapitän sein Schicksal, das er als Galeerensklave zu erdulden hatte; die Rolle des mißgünstigen Olivier im Simplicissimus übernimmt ein anderer Galeerensklave, Namens Sotus:

S. 112: „Mit dem Soto were ich gern wider in Freundschafft kommen, aber er hatte ihm vorgenommen das prügeln so ich ihm zugerichtet, mir nimmer mehr zu vergessen, derowegen so gut ichs mit ihm meynete, so gehäßig und rachgierig war er auff mich, und wo er nur immer kunte, machte er mich ver-

[1]) „Philander von Sittewald weitberühmbten Ritters, Somnium sive Itinerarium [so!] historico-politicum. Von Wundergeschichten der Welt . . . . Franckfurt, Bey Johann Gottfried Schönwetter, Anno 1649."

dächtig, gab auch allen denen, die mir zu wieder waren, Rhat und Anschläge wie sie mich in Unglück bringen solten. Ich thate aber, als merckte ichs nicht, und ließ mir hingegen nichts mehr angelegen seyn, als meinem Herrn getrewlich zu dienen, und seine Gunst je länger je mehr zu erwerben, als die mir vielleicht zu gäntzlicher Widererlangung meiner Freyheit wol könte ersprießlich seyn. . . . . .

Aber so ein scharpffes Auge ich auff meinen Herrn hatte, ihm trewlich zu dienen, eben so ein scharpffes hatte der Sotus auff mich, mich in Unglück zu stürtzen: Er machte sich an meines Herrn Diener einen, welcher mir der Gunsthalben, so ich bei meinem Herrn, dem Ritter, hatte, sehr gehäßig war, und überredete ihn, er solte etwas von Silberwerck, zu des Ritters Tischzeug gehörig, heimlich wegnehmen, und unter meine eygene Sachen verstecken, damit wann es hernach bey mir gefunden, ich der Dieb seyn müste. Dann auff diese Weise, sagte er, würde ich, als untrew, verstossen und sie die alte Diener wider in Favor seyn. Dieser abgünstige Diener feyerte nicht, und nachdem er Gelegenheit hierzu funde, vertuschte er heimlich einen silbernen Teller, und steckte ihn in meinen eygenen Rantzen unter meine Hembder, als die Mahlzeit geendet, und ich alles Silberwerck fleissig wider zusammen zehlete, mangelte mir der Teller, und als ich solchen, nach gebrauchten höchsten Fleiß, nirgends wider finden kundte, muste ichs dem Herrn anzeigen, damit er selbst deßwegen inquiriren ließ, welcher so wol als der Capitain mich hierinnen vor unschuldig hielte, der Sotus aber nahm dahero Ursach, mich so wol vor sich selbst als durch seine abgerichtete Complices außzuschreyen, daß niemand anders der Teller Dieb were, dann ich, es weren solches meine alte langgewohnte Griffe, dergleichen Dinge zu mausen, und hernach den Diebstal andern in die Schuhe zuschütten, Insonderheit halff dieser, so den Teller in meinen Rantzen gesteckt hatte, das Fewer rechtschaffen schieren, und hielte an, daß man meine Sachen auch durchsuchen solte, vielleicht würde man den Dieb bald erfahren, dieses befahl der Herr zu thun, und bald fandte sich der Teller in meinem Rantzen. Ich erschrack hierüber also, daß ich gantz erblassete und schier nicht von meinen Sinnen mehr wuste, und ob ich wol in meinem Gewissen mich gantz rein und aller Schuld frey wuste, so legten sie mir alle doch meine so gehlinge Erblassung für ein Zeichen der Bekandtnuß auß, und befahl der Capitain, daß mir also bald fünffzig Streich mit dem Prügel solten gegeben werden, aber durch Barmhertzigkeit und intercession meines Herren deß Ritters wurde ich der Straffe entzogen, der auch, als ich ihn mit weinenden Augen bate, mich dieses gefährlichen Dienstes zu erlassen, mich dannoch vor allen hierzu behielte. Zwar wuste ich wol, daß ich durch arglistige Boßheit und Betrug meiner Mißgönner in diß Spiel gerathen, wer mir aber das Unglück also bereitet, hatte ich wol zu muthmassen, aber nicht zu beweisen. . . . . ."

Die Frage, wie weit den westfälischen Abenteuern des Simplicius Erlebnisse Grimmelshausens zugrunde liegen, muß zum größten Teil unentschieden bleiben; daß er im Jahre 1636 in Soest oder in der Nähe im Quartier gelegen hat, darf wohl mit Sicherheit angenommen werden. Er kennt die Stadt („die S. Jacobspforte zu Soest") mit ihrer näheren und weiteren Umgebung, beherrscht die Mundart der Gegend, kennt die Sage vom Soester Schatz und die lokale Neckerei vom „großen Gott und seinem göldenen Fürtuch", d. h. von dem am 30. Oktober 1770 aus der St. Patrokli-Stiftskirche gestohlenen romanischen Kruzifix, er ist über die damalige militärische Lage und die Quartierverteilung der in Westfalen gelegenen Truppen ziemlich genau unterrichtet.

Dem freundlichen Entgegenkommen des Archivars der Stadt Soeſt, Herrn Profeſſor Vogeler, verdanke ich einige nähere Angaben über die Stadt Soeſt zur Zeit Grimmelshauſens, denen ich das Folgende entnehme:

Am 17./27. Sept. 1636 zwingt der kaiſerliche General Götz die Stadt durch eine Beſchießung, durch welche 100 Häuſer in Aſche gelegt werden, zur Übergabe.

Am 30. Januar 1637 wird Johann Hilmar von Knigge als „der Röm. Kaiſerlichen Majeſtät und Churf. Durchlaucht in Baiern über das Hochgräflich Götziſche Leibregiment zu Pferde beſtalter Obriſtlieutenant“ genannt.

Am 5. Sept. 1637 muß die Stadt wegen des Hochgräflich Götziſchen Regiments Dragoner 400 Rthl. erlegen.

Am 20. Dez. 1637 will der Generalfeldzeugmeiſter Graf von der Wahl ſich in das Haus der Erben Klocken einlogieren; am 18. Februar 1638 wird ihm „eine güldene Kette auf 400 Rthl. Wehrt zum laſten der Stadt verehrt“, und „es dauert noch immer dieſe Kayſerliche und Bairiſche Garniſon“.

Am 25. Januar 1638 wird die Stadt von einer zu der heſſiſchen Beſatzung von Lippſtadt gehörenden Abteilung von 500 Mann zu Fuß und 300 zu Pferd durch einen Handſtreich überrumpelt und ausgeplündert, während die in Soeſt liegenden 2 Kompanien kaiſerlicher Dragoner „auf Execution außerhalb der Stadt“ ſich befinden. Befehlshaber der heſſiſchen Garniſon von Lippſtadt war damals der Obriſtlieutenant Hermann von Remſen; er war der Nachfolger des Obriſten Daniel von St. André, von dem in einem Schreiben des Soeſter Rates an den Fürſtl. heſſiſchen Kommiſſar Leonhard Beckmann, d. d. 19. April 1638, als „dem vorigen Commendanten“ die Rede iſt[1]).

[1]) Damit ſteht die Stelle im „Seltzamen Springinsfeld“ (16. Cap). im Widerſpruch, wo Springinsfeld zum Simplicius ſagt: „Du biſt aber nicht über drey viertel Jahr zuvor vom Feind gefangen, und der Graf von Götz iſt kaum ein viertel Jahr aus Weſtphalen hinweg marchiert geweſen, als der Obriſte S. Andreas, Commendant in der Lippſtadt, durch einen Anſchlag Soeſt einnahm.“

Die größere Glaubwürdigkeit kommt wohl der Angabe der Akten zu, zumal auch das Theatrum Europaeum, welches (III, S. 907) ziemlich ausführlich über die Einnahme von Soeſt berichtet, nichts von einer Beteiligung des St. André weiß. Wahrſcheinlich führte während der Abweſenheit des Oberſten St. André ſein Obriſtleutnant das Kommando in Lippſtadt. Später — auch noch gegen Ende des Krieges wird St. André wieder als Kommandant von Lippſtadt erwähnt; in dem ſog. Heſſenkriege war er der Führer eines niederheſſiſchen Heeres. Der von Kurz (II. S. 452) erwähnte Marquis de Saint André hat nichts mit dem im Simpliciſſimus erwähnten niederheſſiſchen Oberſten St. André zu tun.

Aus der Unrichtigkeit der Angabe Grimmelshauſens geht hervor, daß er zu dieſer Zeit ſich nicht mehr in Soeſt befand; inſoferne würden hier die Schick-

Nachdem die Stadt von den Hessen über 4 Stunden ausgeplündert worden war, rückten diese wieder ab und die Kaiserlichen wieder ein.

In einem anderen Aktenstück heißt es: „in ao 1637 bei damahliger Kaiserl. Feldmarschallen Graf Götzischen Dragoner Regiments Einquartirung".

Grimmelshausen läßt den Simplicius dem in Soest liegenden Dragonerregiment angehören; in den Akten finden wir die Bestätigung, daß in der fraglichen Zeit tatsächlich das Dragonerregiment des Grafen Götz zu Soest in Garnison gelegen hat. Der Generalfeldmarschall hatte das Regiment aus eigenen Mitteln angeworben und war deshalb selbst der Oberst über dasselbe; an Stelle des durch sein Generalat an der persönlichen Führung verhinderten Obersten befehligte dessen Obristleutenant das Regiment — eine im Dreißigjährigen Krieg ganz gewöhnliche Erscheinung. Grimmelshausen ist darüber orientiert; im 10. Cap. des III. Buches ist stets nur vom Obristleutenant, nicht vom Obersten die Rede. Auch über die Regimentsgeschichte weiß er Bescheid: „Eben damals, Simplice, wurde das Regiment Tragoner, darunter du etwan zu Soest dein a. b. c. gelernet hast, durch allerhand junge Bursch, die sich hin und wieder bey den Officiern der Regimenter zu Fuß befanden und nun erwachsen waren, aber keine Mußquetierer werden wolten, verstärckt. . ." (Courage, 22. Cap.).

Wenn wir auf Grund dieser genauen Bekanntschaft Grimmelshausens mit den Schicksalen des Regiments annehmen, daß er selbst — wohl als Offizierspage — dem Regiment angehört hat, so liegt hier auch die Lösung der Frage, auf welche Weise Grimmelshausen aus Westfalen nach dem Schwarzwald gelangt ist: er ist mit der Armee des Grafen Götz nach dem Oberrhein gekommen, als derselbe zum Entsatz von Breisach marschierte. Dafür sprechen auch mehrere Stellen seiner Schriften, an denen er von der Götzischen Armee spricht, wie im 14. Cap. des IV. Buches des „Simplicissimus" und in der VI. Anekdote des „Ewigwährenden Calenders"; sie machen durchaus nicht den Eindruck einer Erdichtung, sondern den persönlicher Erlebnisse. Er weiß sogar das Hauptquartier der Götzischen Armee zu nennen (Bruchsal: IV. Buch, 12. Cap.; Schuttern: 13. Cap.[1])

---

sale des Simplicius mit denen Grimmelshausens wieder übereinstimmen. Sollte auch, was Grimmelshausen im „Springinsfeld" über die Gefangenschaft des Simplicius berichtet, wieder auf ihn selbst zutreffen? Jedenfalls ist die genaue Festlegung der Zeit — die Gefangennahme fällt in den März 1637 — sehr auffallend.

[1]) In der Tat hatte die Götzische Armee am 28./29. Juli 1638 (7./8. August n. Stils ihr Hauptquartier in Schuttern. Am 24. Mai war die Armee in Offenburg angekommen, wo „für des Herrn General Veldt Marschallen Johan Graff von Gözen Taffel" 25 Ohmen 12½ Maß Wein geliefert werden mußten (Ratsprotokoll vom 31. Mai 1638). Nach der unglücklichen Schlacht bei Wittenweier

Für die Lebensgeschichte Grimmelshausens scheiden jedenfalls alle diejenigen Scenen aus, für welche der Nachweis erbracht werden kann, daß er sie anderen Schriftstellern entlehnt hat.

Simplicius übernimmt nach dem Tode seines geizigen Dragoners Waffen und Pferd und wird selbst Dragoner, sehr zum Leidwesen des Kommandanten von Soest, der ihn lieber als Stallknecht behalten hätte; „massen er meine Jugend vorwandte und mich vor keinen Mann passiren lassen wolte." Mit einem Scherzwort beschwichtigt Simplicius seine Bedenken (2. Buch 30. Cap.). Im Gegensatz dazu gelingt es Gusman nicht, als Soldat angenommen zu werden:

I. Cap. 13. „Nun kams zu der Musterung, und als ich gleichfals durchgehen wolte, sahe der Commissarius mich eygentlich an, und wolte mich wegen meiner grossen Jugen nicht passiren lassen: das empfand ich nun billich und sprach zu ihm: Herr, das Alter ist gering, aber das Gemüt ist groß. Mein Armb kan dz schwerdt gar wol führen."

Die Anlehnung Grimmelshausens an den „Gusman" ist wieder unverkennbar; nach allen bisher gezeigten Beispielen kann es nicht Wunder nehmen, daß die Antwort des Simplicius die des Gusman an Schlagfertigkeit und Witz weit hinter sich läßt.

Zu Soest befindet sich Simplicius als „Jäger" auf der Höhe seines Glücks (3. Buch, 12. Cap.):

„Ich hatte zwey schöne Pferde, die waren alle meine Freude, die ich selbiger Zeit in der Welt genoß. Alle Tage ritt ich mit denselben auf die Reitschule oder sonst spatziren, wann ich sonst nichts zu thun hatte; nicht zwar als hätten die Pferde noch etwas bedörfft zu lernen, sondern ich thäts darum, damit die Leute sehen solten, daß die schöne Creaturen mir zugehörten. Wann ich dann so durch eine Gasse daher prangete, oder vielmehr das Pferd mit mir dahin tantzte und das albere Volck zusahe und zu einander sagte: „Sehet, das ist der Jäger! Ach! welch ein schön Pferd! Ach! wie ein schöner Federbusch!" oder: „Min God! wat vor en prave Kerl is mi dat!" so spitzte ich die Ohren gewaltig und ließ mirs so saufft thun, als ob mich die Königin Nichaula dem weisen Salomon, in seiner höchsten Majestät sitzend, verglichen hätte."

Viel schwächer ist dasselbe Motiv im „Gusman" behandelt:

I. Cap. 24.: „Das Roß, darauff ich inn der Statt hin und wieder spatziren ritte, war schön, stoltz und hoffertig, es beschawte sich selbst, und sprang auß mutwilligkeit und geylheit, aber ich war vil stoltzer und hoffertiger. Täglich ritte

nahmen die geschlagenen Generäle ihren Rückzug nach Offenburg; Savelli zog ab, Götz blieb dort. Grimmelshausen kann sowohl vor, wie nach der Schlacht in Offenburg zurückgeblieben sein. Seine Schriftzüge finde ich zum ersten Male in einem Schreiben des Obristen Hans Reinhard von Schauenburg „An den Hochwürdigen und andächtigen Herrn Columbano Abbten deß Lobwürdigen Gotteshauses Gengenbach Meinem Hoch Ehrenden Herrn", datiert Offenburg 10. Dezember 1640 (Großh. Generallandesarchiv Karlsruhe, Breisgau Generalia Kriegssache 1640—1650). Die Züge sind bereits ganz die des reifen Grimmelshausen; keine Spur von jugendlicher Ungelenkheit oder Unsicherheit.

ich zweymal spacieren, und hette mich gern den gantzen Tag lang auf der Gassen befunden, nur damit man meine schöne Kleyder unnd den newen jungen Hofmeister sehen solte."

Im Simplicissimus folgt dann die Reflexion:

„Aber diese Ursache machte mich so groß, daß jetziger Zeit der geringste Roß-Bub den allerdapffersten Held von der Welt tod schiessen kan; wäre aber das Pulver noch nicht erfunden gewesen, so hätte ich die Pfeiffe wol im Sack müssen stecken lassen."

Im Complementum heißt es S. 51:

„Dann ja die Tugend nicht mehr gelte, da ein Droßbub oder wol gar ein Weib den edelsten Ritter erlegen könt."

Der Gedanke scheint Grimmelshausen ausnehmend gefallen zu haben, da er ihn noch zweimal, im Springinsfeld und im satyrischen Pilgram angebracht hat.

Satyr. Pilgram, Ausg. von 1671, II, S. 24:

„Ich wil jetzt nicht sagen, daß sich die Schüler-Knaben mit Schlüsselbixen, und viel Roßbuben, Hirten und Landfahrer mit Fäustlingen oder Pufferten versehen, dardurch offtmal auch ein Schade geschiehet, mehr ists zu betauren, wann ein redlicher Mann, der seinen Feind nit einmal gesehen, von einem liederlichen Lumpen ohnversehens todt geschossen wird."

Im „seltzamen Springinsfeld" (15. Cap.):

„.... und dis ist die Würckung des verfluchten Geschützes, daß nemlich ein geringer Bernheuter dem allerdapffersten Helden, nach dem er zuvor vielleicht auch durch einen liderlichen Stallratzen ungefähr beschädigt worden, das Leben nehmen kann ..... muste ich gleichwohl bey mir selbst erseuffzen und gedencken, wann der unüberwündliche starcke Hercules jetziger Zeit selbst noch lebte, so könte er solcher Gestalt so wohl als dieser prave Offizier auch von dem allergeringsten Roß-Buben erlegt werden."

Die Vorlage für das „Complementum" bildeten die Sätze aus Moscheroschs „Soldatenleben" (II, S. 818):

„Dann mein, was kan die Alte Teutsche Tugend unnd Redlichkeit auff der Welt mehr nutzen? wann der allermächtigste kühneste Held, muß in den stündlichen Sorgen stehen, daß auch der allerschlimeste verzagteste Bößwicht und Bub, ihm mit einer Kugel, von ferne her, und hinder einer Hecken, im verborgenen, mag das Leben abstehlen! Der doch sonsten wol nicht das Hertz hätte, einen Helden under Gesicht nur allein anzuschawen. Wo soll man nun mehr wissen, und einen Underscheid machen können, under dem der Tugend hatt, und under dem der keine hatt: Weil ja dergestalt ein Muthloser Gesell den allerhertzhafftesten Mann mag niderlegen und erwürgen!"

Heinrich Kurz hat in den Anmerkungen zum „Seltzamen Springinsfeld" (IV, S. 479) auf die nahe Berührung der Stelle mit Ariosts „Rasendem Roland" (11. Gesang, Strophe 25 ff.) aufmerksam gemacht:

„Rendi, miser soldato, alla fucina“ etc.[1]).

Der Stoff zu dem berühmteſten der Soldatenabenteuer des Simplicius, dem Speckdiebſtahl, war ebenfalls ſchon vor Grimmelshauſen vorhanden. Birlinger hat mehrere Schwankbücher angeführt, welche die Erzählung enthalten; wenn dieſelben auch erſt ſpäter als der Simpliciſſimus entſtanden ſind, ſo läßt ſich doch aus der Faſſung ſchließen, daß ſie auf eine längere Überlieferung zurückblicken kann. Es kommt denn auch bereits in Erfurter und Eislebener Drucken von 1599 ein Lied von einem Diebe vor, der als Teufel verkleidet nachts die Leute ſchreckt, um ihnen ihr Geld abzunehmen; in de Memels „Luſtiger Geſellſchaft“ findet ſich der Schwank von einem Diebe, „der als verſtellter Teufel dem Bauern Speck bringen wolte“[2]). Nach v. Bloedau hat Grimmelshauſens die Anregung aus Parivals „Histoires facétieuses“[3]) geſchöpft, wo ein geiziger Dorfpfarrer von Bauernburſchen geprellt wird. In die ſoldatiſche Umgebung übertragen kommt die Geſchichte wohl zuerſt bei Thiſabo von Redtſchorn vor; der Teufel iſt ein verkleideter Musketier, der Geprellte wie bei Parival ein Pfarrer. Von Thiſabo von Redtſchorn hat die Geſchichte Prätorius, und, wie es ſcheint, von dieſem Grimmelshauſen übernommen. Daß Prätorius der Gewährsmann für ſie geweſen iſt, ſchließe ich aus dem Umſtand, daß in ſeinem Buche („Gazophylaci gaudium ... von Wündſchel-Ruthen“ S. 60), unmittelbar auf ſie

---

[1]) Dem Arioſt hat wohl Cervantes die Stelle entnommen (Don Quixote I. Teil, 37. Cap.): „Glückſelig waren die Jahrhunderte, die die ſchreckliche Wut der großen und kleinen Feuergewehre noch nicht kannten! Gewiß muß der Erfinder für das fluchwürdige Geſchenk, das er der Welt gab, in der Hölle büßen, weil er es möglich machte, daß nun der feigherzigſte Schurke dem tapferſten Ritter das Leben rauben kann. Denn mitten im Feuer des Mutes, das ſeine edle Bruſt entzündet, kommt eine heilloſe Kugel, ohne daß man weiß, wie oder woher? und wirft einen Mann darnieder, der Jahrhunderte zu leben verdient hätte. . .“ Vgl. auch Fronſpergers Kriegsbuch (Frankfurt 1565):

„Wenn ich recht darvon reden ſolt, wie ſichs gebürt, ſo wirt ſchier kein mann oder dapfferkeit in Kriegsſachen mehr gebraucht, dieweil aller liſt, betrug, verrätherey, ſampt dem grewlichem Geſchütze ſo gar überhand genommen, alſo das weder fechten, balgen, ſchlahen, Gewehr, Waffen, ſtärcke, kunſt noch mann oder dapfferkeit mehr helffen oder etwas gelten wil. Dann es geſchicht offt und vil, das etwan ein mannlicher dapfferer heldt, von einem loſen verzagten Buben durch das Geſchütz erlegt, welcher ſonſt einen nicht freffentlich dörffte beſehen oder anſprechen, Derhalben dieweil das Geſchütz auch die verrähterey und aller betrug, ſo gar in dem gebrauch, ſo wirt alle mann und dapfferkeit gar abgethan, wie dann zum Theil ſchon geſchehen und noch täglich geſchicht.“

[2]) J. Bolte, Studien zu Grimmelshauſens Simpliciſſimus IV. Alemannia 15. Bd. (1887) S. 62 f.

[3]) Histoires facétieuses et moralles assemblées et mises au jour par J. N. D. P. Avec quelques Histoires Tragiques. Leiden 1663. Vgl. v. Bloedau S. 54, 61.

die Erzählung von dem Kuhdieb folgt, welche Grimmelshausen im I. Teil des „Wunderbarlichen Vogelnests“ (12. Cap.) erzählt; sie stammt aus Paulis „Schimpf und Ernst“. Ich lasse die Speckdiebstahlgeschichte in der Fassung des Prätorius folgen:

S. 60. „Hierzu muß ich numehr, Kurtzweils halber, setzen, was p. m. 108 ed. erzehlet Thisabo von Redtschorn in der Neu Allmodisch. Sitten-Schule also: da Graf Thrandorff vor ohngefehr 15 Jahren (Er hat aber geschrieben Ao 1662) mit seinem Regimente, als ein damahliger Obrister zu Magdeburg lag, stiege einer von seinen Musquetirern des Nachts einem Bürger nicht weit vom Brück-Thore, durch dazu habende Leitern oben zum Schornsteine hinein, umb dem bewusten Specke daselbsten eine Diversion zu machen, weil aber die inwendigen Höltzer daran der Speck hing, von schwerem Vorrathe ohne das zimlich belastet, so daß sie seine Person, noch darzu drauff stehende, nicht zu halten vermochtū, sondern bald entzwey brachn̄, mit samt ihrem fremdn̄ Dividirer herunter in die Küche fielen, und ein dermaßen Gepolter anrichteten, daß der Wirth darüber zu erwachen, und Licht anzuschlagen, und solchem ungewöhnlichen Unheile nachzuschauen, billich verursachet ward. Gleichwie man nun jederzeit Noth mit Noth zu versetzen, im Gebrauche hat; Also bedachte dieses Mittel gedachter Speck-Visierer auch geschwind, in dem er ohngesäumet seinen Rock umbgekehret, denselben wie auch seinen gantzen Leib, so viel er in der Eyl zu thun vermocht mit dem aus dem Schorsteine ergriffenen Ruß gantz schwartz gemachet, ein paar Speck-Seiten in beyde Hände genommen, dem nunmehr mit einem Lichte kommenden Wirthe damit entgegen gangen, sprechend: Guten Morgen Vater, der Teufel läßt dir einen guten Morgen vermelden, und überschickt dir allhier ein Paar gute Speckseiten. Über welcher unerkannten Begrüßung und noch ungewöhnlicher Gestalt dann gedachter Wirth gantz verstarret, Dieweil er nicht anders vermeynet, als ob der Teufel sein Spiel also mit ihm haben wolte: Fasset sich doch gleichwol noch einen Muth, gehet bald zu seiner Haus-Thür hinzu, eröffnet dieselbe, und spricht hinwiederumb zu dem vermeynten Speck-Teufel, also: Gehe immer hin und gleich gar an Galgen mit deinem Specke; ich habe selber Specks genug. Zu welcher Gelegenheit dann und gutem Troste der vermeynte Teufel sich nicht lange gesäumt, sondern sich sehr willig mit denen habenden Speckseiten davon gemachet hat. Der Wirth gehet mittlerweile wieder nach seinem Bette, in Meynung, seinen vom Teufel ausgestandenen Schreck wiederumb auszuruhen: Als er aber des Morgens aufstehet, in seine Küche gehet, und alles über einen Hauffen geworffen findet: da vermercket er allererst unrecht; Und wusten es die Leute, durch des Speck-Kerls eigene Aussage schon allbereit besser, als der Wirth selber.“

Für die Schatzgeschichte (3. Buch, 12. Cap.) hat Grimmelshausen einige Motive aus der 1613 erschienenen Straßburger Übersetzung von Goularts „Thrésor d'histoires admirables et mémorables“ sich angeeignet; andere Züge verdankt er demselben Buch des Prätorius, aus dem er die Speckdiebstahlgeschichte entlehnt hat. In diesem wird (S. 104) ein verborgener Schatz von 33900 Reichstalern erwähnt, welchen Herzog Christian von Braunschweig im Jahre 1622 bei der Einnahme von Soest fand; ein zweiter Soester Schatz im Betrag

von 80000 Reichstalern wurde vom Oberſten Franck entdeckt und dem Herzog nach Lippſtadt überſandt. Grimmelshauſen hat alſo nur an die Tradition, die damals ſicher noch ſehr lebendig war, angeknüpft, als er ſeine Geſchichte mit der Stadt Soeſt in Verbindung brachte. Auch die biſchöflich Straßburgiſchen Regierungsprotokolle wiſſen an mehreren Stellen von Schätzen und Geldſummen zu berichten, die während des Krieges vergraben und nach dem Friedensſchluſſe wiedergefunden wurden. Man kann ſich denken, wie das Gerücht von dieſen in der Ortenau und dem benachbarten Elſaß geſchehenen Funden, natürlich übertrieben und um das Vielfache vergrößert, die Gemüter erregte, wie es ſich wie ein Lauffeuer verbreitete und auch den Weg zu Grimmelshauſen fand[1]).

Ausführlich iſt bei Prätorius auf S. 307 noch einmal von vergrabenen Schätzen die Rede; unter anderen Schatzgräbergeſchichten wird eine ſolche von einem neunjährigen Mädchen erzählt, welches auf einem Spaziergange vor das Tor in eine alte, nur von Eidechſen belebte Schanze geriet, darin, halb in der Erde vergraben, eine Menge köſtliches Geſchmeide an Ketten, Armbändern und Ringen fand und in ſeinem Körbchen nach Hauſe trug.

Das Scheuen und Zittern des Pferdes des Simplicius entſpricht ganz dem Verhalten der Tiere in Gegenwart von Geſpenſtern, wie es Prätorius im II. Teil ſeiner „Neuen Weltbeſchreibung“ von 1667 beſchreibt:

„. . . . auch das unvernünfftige Vieh fahet offte geſchwinde an zu gurgeln und zu ſcharren, die Hunde pflegen zu winſeln und zu heulen, wann ſie des Nachts eines Geſpenſtes gewahr werden.“

An das Heben von Schätzen ſind in der Regel Bedingungen geknüpft. So wird an einem Ort im Meißniſchen den Schatzgräbern

[1]) So teilte der Obervogt von Oberkirch, Hermann Dietrich von Neuenſtein, am 31. März 1667 der biſchöflich Straßburgiſchen Regierung zu Zabern mit, daß ſich beim Tod weiland Hans Hunden Wittibin ſel geoffenbart habe, daß „Jacob Viſcher, ſo zwar nunmehro auch geſtorben, und Chriſtman Stortz zu Saſpach wonhafft vor 29 Jahren, alß Sie noch Buben geweßen, und Ihre Salv. Hon. Schwein uff ein Zeit im Ulmhardt gehütet, ein ſtüchlein golt, und etwaß Silbergelts gefunden, auch beym hinuff ſchawen auf einem zwickhgablichen Dannenbaum einen lumpen herab hangendt geſehen, und ſich mit einander (indeme es gegen Abendt wahr) deß andern Tags zue beſteigen und zuſuchen, underredet. Es hette aber deſſen unerwarttet, gemelter Jacob Viſcher ſolches bey ſeiner Heimbkunfft gedachtem Hannß Hunden, alß ſeinem Stieff Battern angezeigt und diſſer mit Jme noch ſelbige nacht mit ſcheuppen hinauß gangen, und daß auff beſagtem Baum in angeregtem Lumpen gelegene und gefundene gelt hinweeg genommen. Nun iſt nachgehendts, daß deſſen biß in 300 fl geweßen ſein ſolle, lauthbar, jedoch aber nicht mehr von Jemanden gefordert, weniger wehr es bey damahligen geweßten Kriegs Leufften dahin verſteckht und etwan darüber geſtorben ſein möchte kundtbar worden . . . .“ (Straßb. Bezirksarchiv, Faſz. 363, Bl. 255—269).

der Bescheid „daß der Schatz lange noch nicht zu heben sei; auch sei er keinem andern bescheret, als einem Trompeter." (Prätorius, Gazophylaci Gaudium S. 181).

Im Simplicissimus wissen die Bauern zu berichten, wie grabende Teufelsbanner abgewiesen worden seien: Der Schatz werde keinem zu teil, „der nur ein einziges mal Weiber-Milch getrunken hätte."

Alle diese Einzelheiten pflegen freilich so ziemlich bei jeder Schatzgräberhistorie wiederzukehren, und für sich allein genommen, würden sie für die Annahme einer Entlehnung nicht eben viel beweisen; sie wird erst dadurch wahrscheinlich, daß Grimmelshausen von Prätorius auch die Erzählungen vom Speckdiebstahl, vom Kuhdieb und von dem durchgeprügelten Pseudogespenst im 6. Buch des Simplicissimus übernommen hat.

Die „Cavalkada durchs Stifft Münster gegen der Vecht, Meppen, Lingen" etc. (Simpl. III. Buch, 8. Cap.) ist vermutlich dieselbe, von der das Theatrum Europaeum (III, S. 810) berichtet:

„Daß die Hessisch- und Schwedische in Westphalen sich conjungirt und von deroselben glücklichen Succeß ist allbereit oben Meldung geschehen, selbige aber haben biß da immer fort und fort weiter durchzubrechen sich bemühet .... Die Schwedischen lagen in der Grafschafft Lipp in allen Städten außgetheilet, und einquartirt, die Hessischen lagen zu Rinteln und an selben Orthen, und hatten ihr Absehen auff Soest und Paderborn .... Herr Oberster Ranzow, etc. hatte auff Frantzösische Bestall- und Bezahlung etlich Volck geworben, welches er umb Meppen einquartiret, willens sich mit den Schwedisch- und Hessischen zu conjungiren, welches aber dem Ligistischen General Wachtmeister, etc. Herrn von Behlen, etc. verkundschafft, und ist mit der im Stifft-Münster vorhandenen Reuterey und etlichem auß Rhenen zu sich erforderten Fußvolck auff sie gangen, sie zertrennet, theils darnider gemacht, theils gefangen genommen, und stattliche Beuthen gemacht, so wol an Gelt, als Pferden, Gewehr und andere Sachen."

Das Auftreten des Mohren bei der Erstürmung des westfälischen Städtchens (III. Buch, 8. Cap.) ist durch eine Scene im „Gusman" (I, Cap. 19) veranlaßt worden; der Mohr hat hier die Aufgabe, einen aufdringlichen Engländer aus dem Hause des Gesandten, bei dem Gusman Page ist, zu vertreiben:

„Nun hatte auch mein Herr der Gesandt einen grossen starcken sehr schwartzen Mohren, der diente in der Kuchel, denselben bestellte ich, daß er mit einer Hellebarten unversehens auff ihne zulauffen, und sich stellen solte, als wolte er ihne erstechen: dessen erschrack der Engelländer noch mehr, vermeinte, es wäre der Teuffel, fiel derowegen vor ihm auff seine Knye nider, und sprach mit auffgehobenen Händen: O sancte Diabole, miserere mei, O heiliger Teuffel, erbarme dich meiner!"

Die Stelle ist ein charakteristisches Beispiel für die Freiheit und Selbständigkeit, mit der Grimmelshausen seine Vorlage verarbeitet und umkomponiert. Auch im „Simplicissimus" wird „das kohlschwartze Ding," welches sich aus dem Troge plötzlich aufrichtet, von Simplicius

im ersten Augenblick für den Lucifer selbst gehalten; aber der nicht weniger erschrockene Mohr ist es, der niederkniet, die Hände aufhebt und fleht: „Min leve Herr, ick bidde ju doer Gott, schinckt mi min Levend!“

Außer dem Mohren fallen dem Simplicius sechs Pferde, sowie das „ziemlich wolgespickt verschlossen Felleisen“ des Rittmeisters in die Hände; er behält davon die „zwey besten Pferde, darunter ein Spanisches war,“ und „unterschiedliche köstliche Ringe, und in einer göldenen Capsel mit Rubinen besetzt, deß Printzen von Uranien Conterfäit.“ Wie kommt das Bild des Prinzen von Oranien auf den westfälischen Kriegsschauplatz und was veranlaßt Grimmelshausen, diesen für den Gang der Handlung ganz nebensächlichen Umstand zu erwähnen?

Die bisherigen Erklärer der Stelle, z. B. Heinrich Kurz (II. Anmerk. S. 399) haben angenommen, daß es sich hier um ein Bild Wilhelms I. von Oranien (1533—1584), des „großen Schweigers“, handle. Mir erscheint es sicher, daß der Statthalter Prinz Heinrich von Oranien, der jüngste Sohn Wilhelms (1584—1647) gemeint ist. Dieser, bekanntlich einer der berühmtesten Kriegsmänner seiner Zeit, der Lehrmeister Turennes, hatte 1634 den Schweden und Hessen, „umb den Jhnen (den Generalstaaten) vor diesem geleisteten reuterdienst mit gleichmäßiger volckshülffe zu vergelten“, ein holländisches Hilfscorps von 5000 Mann unter dem Obristen Pinssen nach Westfalen gesandt; ein Jahr zuvor waren die Schweden und Hessen den Holländern mit einer Truppenabteilung zu Hilfe gekommen. Es handelte sich mehr um den Beweis des guten Willens; ein wirklicher militärischer Erfolg wurde nicht erzielt. Der holländische Succurs war sehr schwierig zu behandeln und eher eine Last als eine Hilfe, zumal da Pinssen sich nicht dem Oberkommando unterwerfen wollte.

Chemnitz sagt über dieses holländische Hilfscorps:

„War ein ansehnliches, hübsches Volck; Allein vieler sachen nicht gewohnet, deren die Soldatesca in Teutschland sich behelffen muste: Insonderheit kam ihnen das Wasser trincken befremdet vor, wovon sie stracks zu krancken, und sich zu mindern begunten; Ließen auch die Knechte sich verlauten, sie wolten auf Holländische Manier vor ihre arbeit bezahlet sein. Daher man gleich anfangs besorget: Es würde diese militi aufm Teutschen boden sich nicht allerdings schicken“ (Kgl. Schwed. Krieg II, S. 402).[1])

Wenn der hessische Rittmeister im Simplicissimus an einem dieser beiden Züge teilgenommen hat, so läßt sich der Besitz einer holländischen Auszeichnung, eines Gnadenpfennigs mit dem Bild des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien bei ihm leicht erklären.

[1]) Vgl. Theatr. Europ. III. S. 128. 272. 303.

Daß Grimmelshausen das Faktum einfach erfunden hat, kann kaum angenommen werden, da es, wie gesagt, für die Entwicklung des Romans völlig gleichgiltig ist; es bleibt also nur die Annahme übrig, daß Grimmelshausen auch hier aus seinen persönlichen Erinnerungen geschöpft hat. Als ein Beweis hiefür verdient die Stelle größere Beachtung, als man ihr bisher geschenkt hat.

Auch die Kenntnis des „Holländischen Quartiers" (Simpl. III. Buch, 8. und 14. Cap.) — der Brauch wurde durch die erwähnten Hilfstruppen nach Westfalen zurückgebracht — spricht dafür, daß Grimmelshausen sich eine Zeitlang auf dem westfälischen Kriegsschauplatz aufgehalten hat. Die Sitte ist durch das Theatrum Europaeum (III, S. 208) bezeugt; als Herzog Georg von Lüneburg im August 1633 die Stadt Pyrmont zur Übergabe zwang, wurde als Kapitulationsbedingung festgesetzt, „daß die Soldaten nicht mehr, als was sie unterm Gürtel mit sich heraustragen könnten", beim Auszuge mitnehmen sollten.

Auf die Gefangennahme des Mohren nimmt Grimmelshausen nochmals im 10. Kapitel Bezug. Ich kann mich nicht der Meinung v. Bloedaus anschließen, daß diese Notiz durchaus entbehrlich ist, sondern halte sie im Gegenteil für ein absichtlich und sehr geschickt gewähltes Mittel, um das erwachende Interesse und die Teilnahme des Grafen an der Wahl für den ihm vorgeführten Duellanten zu erklären.

Die Kriegslist, durch welche Simplicius das „veste Rattenneſt" zur Übergabe veranlaßt, erinnert sehr an die des kaiserlichen Obersten Aescher, als derselbe in Endingen vom Feinde umstellt war (10. Dez. 1634). Die Tagebücher des Thomas Mallinger (Mone, Quellensamml. d. bad. Landesgesch. II, S. 548) berichten darüber:

„. . . Da er aber den Feind zue nahe vermerckt, hat er sich naher Endingen reterirt, darinn ist er gantz und gar von dem Feind umgeben worden, daß er nirgendhin außzuweichen gewist, wiewol er sich dem Feind starck widersetzt, auch ein starcken Außfahl gethan, vil nidergemacht und gefangen bekommen. . . . Weil nun Eschen den erwarteten Succurs nit bekommen, hat er laufende Fewr zue den Stücklin, Doppelhaken und anderem Geschütz verordnet, daß eines nach dem andern angangen, als wenn die Statt noch gar wol besetzt wehre. Folgents hat er sich zu Mitternacht mit seinen Soldaten, mit mehren theil der Bürgeren, sampt Weib und Kind auß der Statt nach Breysach reteriert. Interim hat der Feind die halbe Nacht, biß zue Morgen um 8 Uhren continue geschossen, da er aber vermerckt, daß Niemandt mehr in der Statt vorhanden, hat er sich hinein begeben, dieselbig vollends geblindert und wieder verlassen."

Dasselbe Ereignis erzählt P. Conrad Burger in seinem „Itinerarium" (Freiburger Diöcesanarchiv V, S. 283); auch Grimmelshausen muß davon Kenntnis gehabt haben, zumal da eine Verwandte des genannten Obristen, vielleicht die Schwester desselben, Frau Agatha

Äſcher von Bünningen, in Offenburg gelebt hatte, und daſelbſt am 23. März 1638 geſtorben war[1]).

In die Soeſter Zeit des Simplicius fällt die Jupiterepiſode. So ſehr glaubte man bis vor kurzer Zeit in ihr die ureigenſte Erfindung Grimmelshauſens erblicken zu dürfen, daß es faſt keine literarhiſtoriſche Abhandlung über Grimmelshauſen und den Simpliciſſimus gab, welche nicht wenigſtens einen kurzen Auszug aus dieſen Kapiteln gebracht hätte. v. Blödau glaubt die Herkunft Jupiters deutlich nachweiſen zu können (S. 112): es iſt kein anderer als Fiſcharts Flöhkanzler, der das verdammende Urteil über die Flöhe ausſpricht; Grimmelshauſen hat dieſes Amt ſeinem Narren übertragen und ihm den Namen Jupiter beigelegt, in deſſen Auftrag der Kanzler Recht ſprach.

Mit Fiſchartſchen Einflüſſen ſollen ſich dann noch ſolche des Quevedo kreuzen, in deſſen „Buscon" zwei Geiſteskranke, ein Ingenieur und ein Dichter, ihre bizarren Ideen vortragen.

Der Gedanke an die Benutzung Fiſcharts für das letzte Jupiterkapitel liegt nahe; Quevedoſche Züge aber hat Grimmelshauſen erſt aus zweiter Hand empfangen durch die Vermittlung der unechten Frankfurter Philanderausgabe, die ihm bereits ſoviel andere Stoffe liefern mußte. In dem Geſicht „Phantaſten-Hoſpital" wird Philander in eine Anſtalt für „Phantaſten", d. h. für Geiſteskranke geführt; außer einer Reihe anderer Kranker trifft er „einen ſehr erbarn, köſtlich bekleideten und gravitetiſchen Mann", aus deſſen Rede hervorgeht, „daß Er (den ich ſeines Erbaren Anſehens halben für den Hoſpitalmedicum hielte) ſich vor Gott hielte, und darfür wolte angeſehen ſeyn."

„Weil wir nun alſo allein umb ihn waren ſtelleten wir uns, als ob wir ihn für ſolchen, als er ihm einbildete, erkenneten unnd demſelben fernere Rede abzugewinnen, fragte in der Wirth, wann er dann der Welt Ende wolte kommen laſſen? Euch Menſchen ſagte Er, gebüret nit zu wiſſen, Zeit und Stunde, welche ich mir zum letzten Gericht vorbehalten habe. Doch mögen wir vielleicht, ſprach der Wirth, wol erfahren, was für ein Proceß mit dem Menſchlichen Geſchlecht ..... ſoll gehalten werden.

Das wohl, replicirte der Phantaſt, und wiſſet dann, daß die, ſo auſſer dem Chriſtenthumb gelebt, als Juden, Türcken und Heiden, weil ſie den Wege und Mittel zur Seligkeit verachtet, bloß hin der Verdamnuß zu geſprochen werden. Denen übrigen werde ich befehlen, daß ſie ſich abtheilen in drey Hauptſecten und Spaltungen, ſo ſie untereinander ſelbſt gemachet, als nemlich, Papiſten, Lutheraner, und Calviniſten, zu welchem Haupt nun unter dieſen dreyen ein jedweder gehöret, dem wird er ſich alsdann auch beyfügen müſſen. Hierauff werde ich erſtlich den Papſt vor mich fordern, und folgender Meynung anreden: Höreſtu Kerles, ich habe dich zu einem Hirten uber meine Schäfflein geſetzet, der Hoffnung, du würdeſt denenſelbigen mein heilſames Wort predigen, auf der geſunden Weide der Gottſeligkeiten, und ſie zum ewigen Leben unterweiſen, ſo haſtu hingegen eines weltlichen Reichs-Pracht unnd Herrſchaft dich

[1]) Sie war mit Georg vom Stein von Reichſtein vermählt. Ihr Grabſtein befindet ſich in der Franziskanerkirche zu Offenburg.

angemasset, deine Decreta und Menschensatzung der H. Schrifft vorgesetzet, und die Menschen zu Irrthumb, Aberglauben unnd Blindheit verführet, dardurch verursachet, daß ein sehr grosser Theil an deinem Statthalter Ampt gezweiffelt, sich von der alten Kirchen abgesondert, unnd in Secten unnd Spaltungen gefallen. Was sagstu hierzu? Bistu nit schuldig an allem diesem Jammer? Thue Rechnung von deinem Haußhalten, dann du kanst hiefüro nit mehr mein Haußhalter seyn.

Da wird dann der Papst sich außreden wollen, und vorgeben, daß er dieses alles nit böser Meynung, sondern deßwegen gethan . . . ." etc. etc.

**In ähnlicher Weise werden Luther und Calvin vorgefordert; man kann nicht gerade behaupten, daß der Gott für eine der Religionsparteien besonders eingenommen sei; es werden im Gegenteil alle drei recht derb abgekanzelt, Calvin vielleicht noch schärfer als die beiden anderen, woraus man vielleicht auf das Luthertum des Verfassers schließen könnte, wofür ja auch der Erscheinungsort des Buches sprechen würde.**

**Zum Schlusse erfolgt das salomonische Urteil:**

„Wann ich mich dann (sprach der Phantastische Gott weiter) werde ein wenig hierüber bedacht haben, werde ich sie alle dreye wider vor mich kommen lassen, und zu ihnen sagen:

Es ist unter Euch ein Hudler so gut, als der andere, und hettet mit einander verdienet, daß ich euch ewers Dichtens halben an einen Orth setzete, da ihr recht dichten lernen könnet: Jedoch, damit mich keiner der Partheyligkeit zu beschuldigen habe, so sey Euch allen sampt ewerm zugehörigen Anhang der Himmel zu erkand, doch daß ihr Euch darinnen schiedlich und friedlich haltet, und mir keine newen Lermen anfanget.

Du Bapst sampt den deinigen gehe vor an.

Dann folge du Luthere unnd dein Hauffe

Und endlich solt du Calvine mit den ubrigen Nachzug haben.

Also wird dann der Papst den Anfang machen, und als der den grössesten Haufen führet, die Oberstelle praeoccupiren.

Lutherus aber wird mit den Lutheranern auff die rechte Hand sich logirn . . . ." etc. etc.

**Daß ein Schriftsteller noch während des Krieges, der doch von konfessionellen Streitigkeiten seinen Ausgang genommen hatte, es wagen konnte, religiöse Fragen in dieser satirischen Weise zu behandeln, beweist, wie sehr ein sechsundzwanzigjähriges Kriegselend, welches beide Religionsparteien in gleicher Weise getroffen hatte, die überwiegende Masse des deutschen Volkes konfessionelle Verträglichkeit und das Bedürfnis nach Ruhe vor theologischem und dogmatischem Gezänke gelehrt hatte; Grimmelshausen spricht in der „Seltzamen Traum-Gesicht von Dir und Mir" (Gesamtausg. 1684, III, S. 758) von dem „abkühlten Religions-Eyfer, den man ohne einige Gefahr bey gedörrtes Schießpulver legen könte".**

**Die Änderungen, die er an der Szene vorgenommen hat, sind zum Teil durch seine eigene religiöse Stellung bedingt. Den Papst selbst auftreten zu lassen, widerstrebte dem vom Protestantismus zum**

Katholizismus Übergetretenen[1]); ebenso vermied er es, seinen früheren Religionsgenossen zu nahe zu treten. Sein Jupiter zitiert daher nicht, wie der Gott der Frankfurter Gesichte, den Papst, Luther und Calvin in eigener Person, um ihnen Vorhalt über ihre Glaubensspaltung zu machen, sondern er läßt nur die „allergeistreichste, gelährteste und frömmeste Theologos von allen Orten und Enden her aus allen Religionen" zusammenbringen und in einem Conclave über die Herstellung der Einigkeit der Konfessionen beraten. Es ist schwer zu verstehen, wie der verstorbene Bischof von Straßburg, A. Räß, in seinem Aufsatz über Grimmelshausen („Convertiten seit der Reformation", VII. Band, S. 177) in dieser Stelle eine Anspielung auf das Konzil von Trient oder Constanz erblicken und sie als Beweis für den Katholizismus Grimmelshausens verwerten konnte. Der Gedanke an die Aussöhnung der Konfessionen unter Zurücktretenlassen der Unterscheidungslehren lag in der Luft, er keimte in den besten und edelsten Gemütern auf; ich erinnere an den „Synkretismus" des Helmstädter Professors Calixtus († 1656). Von den namhaften Convertiten, welche damals die katholische Kirche gewann, ist eine nicht geringe Anzahl aus der Schule des Helmstädter Synkretismus hervorgegangen[2]). Auch Grimmelshausen ist durch dieses Stadium hindurch am Ende in die Arme der alten Kirche gelangt; aber obwohl er sich schließlich zur katholischen Konfession bekannte, tragen seine Schriften doch mehr synkretistischen als ausgesprochen katholischen Charakter; gerade die neutrale Haltung derselben ist der Grund, daß so lange Zeit Protestanten wie Katholiken mit dem gleichen Eifer Grimmelshausen für ihre Kon-

---

[1]) Daß der Großvater und der Vater Grimmelshausens als Gelnhausener Bürger, und mithin er selbst in seiner zu Gelnhausen verbrachten Kindheit, protestantisch und zwar lutherisch waren, geht aus Artikel I der von Junghans (Versuch einer Geschichte der freien Reichsstadt Gelnhausen) veröffentlichten Gelnhausener Stadtordnung vom Jahre 1599 hervor: „Da die Bürger sich zur Augsburgischen Confession bekennen, so sollen keine Sectirer oder Verächter Gottes Worts, noch jemand Anders, der der rechten christlichen Religion, wie sie in der C. A. und deren Apologie gelehret wird, zuwider ist, als Mitbürger aufgenommen noch geduldet werden." Daß Grimmelshausen später zum Katholizismus übergetreten ist, läßt sich seit dem Auffinden der Kirchenbucheinträge in den katholischen Kirchenbüchern von Offenburg, Oberkirch, Ulm (bei Oberkirch) und Renchen wohl nicht mehr bezweifeln. Vgl. den Aufsatz von H. Rausse in der Köln. Volkszeitung vom 15. August 1912, Literar. Beilage Nr. 33; meine Erwiderung in demselben Blatt, Lit. Beil. Nr. 39. Über die Grimmelshausen fälschlich zugeschriebene, von Angelus Silesius verfaßte Streitschrift: Simplicii Angeregte Ursachen, Warumb Er nicht Catholisch werden könne? Von Bonamico in einem Gespräch widerlegt" s. die sehr eingehende Untersuchung J. H. Scholtes (Probleme der Grimmelshausenforschung I. Groningen 1912) S. 197 ff.

[2]) Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. I. Band (Berlin 1892) S. 478 ff.

fession in Anspruch nehmen konnten. Seine Sehnsucht nach konfessionellem Frieden spricht sich besonders deutlich in der „Reisebeschreibung nach der obern neuen Mondswelt" aus:

„Es muß wol ein böser Geist seyn, der den Haß und Groll in seinem Fahnen führet, und die Liebe ab (von der) Christen Stangen reißt, ja, aber sagt mir einer, dieser hat hie unrecht, jener hat dort unrecht, meyneſt du dann du hitziger Tropf, die seyn verlohren, die in den uhralten Jahren, in den mitteln Jahren, in den jungen Jahren, die fürwitzige heutige Fragen nicht gehöret, nicht gewußt, nicht verstanden. Glauben ist etwa das beste gewesen, itzt ists das Klauben. Vorzeiten hats geheissen, dein Glaube hat dir geholffen, itzt wills heißen, dein Witz hat dir geholffen; Vor Alters hats geheißen, liebet euch untereinander, itzt heißet es, betrübet euch untereinander. Es hat geheißen zu Christo führen, itzt heißt es, zum Teufel schicken. Ursach? Diese verstehen mehr als andere, und vermeinen, sie haben die Bohn allein in den Kuchen gefunden und die Leiter nach sich in den Himmel gezogen, daß ihnen niemand nachsteigen könne"!

Sicherlich nicht in letzter Linie war es der im protestantischen Lager herrschende Hader, der Grimmelshausen bewog, der Religion seiner Väter den Rücken zu kehren.

Was Grimmelshausen durch das Weglassen der scharfen „Vorhalte" an Umfang der Jupiterepisode verlor, ersetzte er dadurch, daß er den religiösen Utopien seines Narren solche politischer Art hinzufügte. Bekanntlich hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein kluger Mann (J. C. L. Haken) alles über den kommenden deutschen Helden Gesagte auf Napoleon beziehen wollen.

Die Abhängigkeit der Jupiterepisode von der Frankfurter Philanderausgabe zeigt sich auch im Nebensächlichen, z. B. im Äußern des Narren, der beide Male als ehrbarer, gravitätischer Mann dargestellt wird; in seiner Reizbarkeit und der Eifersucht, mit der er auf Anerkennung und Wahrung seiner Würde und Hoheit hält. Beide Dichter haben dafür gesorgt, durch mehrfache Unterbrechungen, hier durch Fragen des Simplicius und des Springinsfeld, dort durch den Wirt des Phantastenhospitals, an die Situation zu erinnern. Die literarische Abhängigkeit wird ferner durch den Gebrauch ähnlicher charakteristischer Redewendungen bewiesen:

Philander: „Das ist mir ein visierliches Jüngstes Gericht, dacht ich, und zwar eben wie dieser ein Gott ist, also redet er auch von den Sachen ...."
Simpl. „Ich gedachte: diß ist mir wol ein visierlicher und unflätiger Abgott, weil er neben so hohen Dingen auch mit so weicher Materi umgehet ...."

Endlich hat Grimmelshausen für die Jupiterepisode auch wieder aus dem „Gusman" Bestandteile übernommen, und zwar den Jupiter selbst und die Götterversammlung, in welcher beschlossen wird, die Menschen wegen ihrer Laster mit Wasser zu vertilgen (Simpl. III. Buch, 3. Cap.); dieselbe Stelle des „Gusman" gab die Anregung zu der

**Götterverſammlung im zweiten Teil des „Wunderbarlichen Vogelneſts“ (Kurz IV, S. 158 ff.).**

Gusman I. Cap. ... „Dann als der Gott Jupiter alle Ding auf Erden erſchaffen, und die Menſchen darumb formirt hatte, daß ſie ſie beſitzen und genieſſen ſolten, befahl er, daß ein ſonderbare Göttin, namens die Glückſeligkeit, in der Welt reſidiren und wohnen ſolte, aber gedachte nicht und vermeinte, daß die Menſchen ſo undankbar gegen ihm werden würden, inmaſſen ſie hernacher gethan, unnd ſich ſtarck wider ihn geſetzt haben, dan weil ſie die Göttin der Glückſeligkeit bey ſich hatten, ſo gedachten ſie an keinen andern Gott, ſondern opfferten dieſer Göttin allerhand Opffer, und ſangen ihr vil Lobgeſang. Darüber erzürnte ſich Jupiter, beruffte alle andern Götter zuſammen, erzehlte ihnen die böſe Correſpondentz unnd undankbarkeit der Menſchen, in deme ſie die Glückſeligkeit verehrten unnd anbetteten, da doch er ihnen ſo vil Gutthaten erwiſen, unnd ſie auß nichts erſchaffen, begerte derwegen von ihnen, das ſie ihm ihre Meinung und guten rath geben ſolten, was er mit den Menſchen anfahen möchte?“

Ein Teil der Götter hält es darauf mit Momus und iſt der Anſicht, „man ſolle das ganze menſchliche Geſchlecht zerſtören und vertilgen“; andere geben ihr Votum dahin ab, „man ſolte die allermeiſte, mächtigſte und boßhafftigſte Menſchen außreuten und verbrennen, und hinwider andere frombe erſchaffen“.

In ähnlicher Weiſe will Grimmelshauſens Jupiter einen Helden erwecken, der alle verruchten Menſchen umbringen und die frommen erhalten und erhöhen wird.

Schließlich wird in der Götterverſammlung des „Gusman“ der Antrag Apollos angenommen, den Menſchen die Göttin der Glückſeligkeit zu nehmen; der Jupiter des „Simpliciſſimus“ (III. Buch, 6. Cap.) will „der Pandorä Büchſe von neuem füllen und ſelbe den Schelmen auf ihre heilloſe Köpffe auslären laſſen“.

Das erotiſche Element, das im Gusman zu einer anſehnlichen Rolle berufen iſt, tritt im Simpliciſſimus ziemlich zurück; außer den dem Bandello entlehnten Pariſer Abenteuern und denen im Sauerbrunnen wird nur der Liebeshandel ausführlicher geſchildert, welcher zu der Zwangsheirat mit der Tochter des reformierten Oberſtleutnants führt. Nach v. Blödau iſt die Partie aus Motiven von Zeſen-d'Andiguiers „Lyſander und Kaliſte“ und Parivals „Histoires facétienses“ zuſammengeſchmolzen. Aber auch der dritte Teil des Gusman enthält ſolche geſtörte Liebesabenteuer; bei dem einen werden Gusmans und ſeine zwei Gefährten vom Vater und Bruder der Angebeteten, welche plötzlich mit bloßer Wehr vor der Kammer erſcheinen, überraſcht und mit Erſtechen bedroht, an Händen und Füßen gebunden, derb durchgeprügelt und ihrer Barſchaft und Kleider beraubt (Cap. 21). Ein andermal wird Gusman von einer jungen Beſchließerin, die vorgibt, ſeine Liebe zu erwidern, auf ihrer Kammer gebeten, zum Zeichen ſeiner

Liebe sich Stiefel und Sporen ausziehen zu lassen. Er tut dies, und in dieser Situation kommen ebenfalls der Junker Gusman herbei „sampt der Frauwen und dem Schreiber, welche, gleich mein Junker einen kurtzen dicken Stecken, von einem alten Knebelspieß, in der Hand trugen". Gusman wird abermals mit „dieser Prügelsalben gesalbet" und zum Schlosse hinausgeworfen (Cap. 29).

Grimmelshausen hat dasselbe Motiv noch einmal verwendet und zwar im zweiten Teil des „Wunderbarlichen Vogelnests", wo der Kaufmannsdiener mit der jungen Beschließerin unter ähnlichen Umständen wie Simplicius betroffen und zur Heirat mit ihr gezwungen wird; beide Scenen sind die novellistische Durchbildung eines Satzes aus dem „Allmodischen Jahrmarck" von 1629 (S. 48)[1]:

„Lieber, beschet doch nur jetzo unsere allemodische Venus-Knaben, wie sie doch den Mägdlein von 14 Jahren so fein können hofieren, in ihren Bulenliderchen und Briefichen, nur deß Beyschlafs halben, sie ihre dominas, ihre reginas nennen und mit allerley süssen Schmerworten sich bey ihnen zudeppisch und mit aller eigene Tücke Stricke und Vogelleim manch stoltzes allemodisches bundes Vögelein gefangen wirdt von solchen jungen Mägdlein. Da heist es denn: hastu mich, so hab ich dich und laß dich nicht!"

Der Aufenthalt des Simplicius bei dem Kölner Kostherrn gibt Grimmelshausen Gelegenheit zur Schilderung betrügerischer und geiziger Wirte. Hunger zu leiden bei filzigen Kostherrn ist einer der typischsten Züge des Schelmenromans; das Motiv kommt im „Francion", im „Buscon" des Quevedo, im „Lazarillo de Tormes", im „Gusman", bei Garzonus und im „Phantastenhospital" der Frankfurter Philanderausgabe vor.

Für die Figur des „Monsigneur Canard" (Simpl. IV. Buch, 2. Cap.) hat anscheinend der „Prinzipal" Grimmelshausens, der Straßburger Arzt Johann Küffer, in dessen Dienste er nach seinem Weggang von Gaisbach trat, einige Züge geliefert. Was Grimmelshausen von dem Pariser Doktor erzählt, sein großer Reichtum, seine gräfliche Hofhaltung, die vornehme Erziehung seiner Söhne („als junge Printzen"), sein Umgang mit Fürsten, der „um 20.000 Kronen gekaufte Adeliche Sitz", trifft fast vollständig auf Johann Küffer, „der Medicin Doctorn und verschiedener Fürsten und Reichs Ständen Rath und Leib Medicus", den Besitzer der bei Oberkirch gelegenen Ullenburg zu[2]. Simplicius fragt den Monsieur

[1] „Allmodischer Jahrmarck oder Auffgeschmuckter Kleyder Teuffel. Allen Tausentschönen, beyden Jungen und Alten Allmodischen Monsieuren und Damen zu Ehren nutz und zeitvertreib verfaßt. Gedruckt im Jahr MDCXXIX". 4° o. O.

Vgl. auch die vierte Geschichte des fünften Tags in Boccaccios Dekamerone. Daß Grimmelshausen den Boccaccio kannte, geht aus einer Stelle im II. Teil des Vogelnests hervor (Kurz IV, S. 32. 10).

[2] Johann Küffer (Kueffer, Kieffer) der Jüngere, geb. zu Straßburg am 8. Juli 1614, Sohn des Straßburger Arztes Johann Küffer aus Eßlingen und

Canard, „warum er lauter Doctores aus ſeinen Söhnen zumachen gedencke und ſie ſo ſtreng ſtudiren laſſe?“ Tatſächlich hat der älteſte

---

der Maria Jacobe K., Tochter des Markgräflich Baden-Durlach. Rates David Hoffmann. Joh. K. d. Ä. hatte 1609 das Straßburger Bürgerrecht erworben; im Auftrage des Markgrafen Wilhelm von Baden verfaßte er 1625 eine „Beſchreibung des Marggräfiſchen Warmen Bades“ (Gedruckt zu Straßburg, in Verlegung Joſiä Rihlen ſ. Erben). Als Kunſtliebhaber ſoll er eine der ſchönſten Sammlungen in Straßburg beſeſſen haben. Johann K. d. Ä. ſtarb (nach Kindler-Knobloch, Oberbad. Geſchlechterbuch II, S. 401) im Jahre 1648. Sein Sohn, Johann K. d. J. war mit Anna Maria Eyſelin, Tochter des Brandenburg-Ansbachiſchen Geh. Rates Philipp Eyſelin vermählt; der Ehe entſproſſen 4 Söhne und 2 Töchter. Sein Stallgeld (Vermögensſteuer) betrug bis 1663 die anſehnliche Summe von 17 fl. jährlich und wurde dann, auf ſeinen Wunſch hin, ein für allemal auf 30 Thaler feſtgeſetzt, um ihn für die vielen Dienſte zu belohnen, die er der Stadt auch in politiſcher Hinſicht geleiſtet hatte; es war ihm dabei ſeine Eigenſchaft als Leibarzt des Biſchofs Franz Egon von Fürſtenberg, Biſchofs von Straßburg, des Grafen von Naſſau-Saarbrücken, des Markgrafen von Baden und der Herzöge Eberhardt und Ulerich von Württemberg zu ſtatten gekommen. 1663 erwarb er von dem Grafen Johann von Naſſau-Saarbrücken das Haus „zum Seidenfaden“ zu Straßburg (jetzt Schiffleutſtaden Nr. 30. 31), 1664 das Boſchſche Anweſen (den „badiſchen Hof“) und einige anſtoßende Grundſtücke; außerdem beſaß er noch das „Rote Haus“ (am heutigen Kleberplatz) und Güter in Tränheim (O. Winckelmann, Badiſcher und Naſſauiſcher Hof in Straßburg. Zeitſchr. f. d. Geſch. d. Oberrh. N. F. XXIV, S. 575 ff.). 1661 übertrug ihm auf ſein Anſuchen Herzog Eberhardt von Württemberg die im Dreißigjährigen Krieg verbrannte Ullenburg ſamt der dabei ſtehenden Trott (Kelter), Reben, „Käſtenboſch“ (Kaſtanienwäldchen), einigen Äckern und Matten für ſich und ſeine männlichen Deſzendenten als Mannlehen; Biſchof Franz Egon, von dem 1664 die ganze 1605 an Württemberg verpfändete Herrſchaft Oberkirch (mit der Ullenburg) wieder eingelöſt wurde, beſtätigte das Lehen. Küffer ließ ſeiner Lehenspflicht gemäß mit einem Koſtenaufwand von über 3000 fl. das Schlößchen, Trott und die Häuſer für die Rebleute wieder aufbauen, bepflanzte die Güter wieder mit Rebſtöcken und Obſtbäumen und ſetzte als Schaffner und Burgvogt Grimmelshauſen auf die Burg. Dieſe beſtand zur Zeit Grimmelshauſens aus einem zweiſtöckigen Wohngebäude, der Kapelle (St. Urban und Sebaſtian), einem daran angebauten hölzernen Stall und dem Brunnenhaus mit dem Radbrunnen; um das Ganze zog ſich die Ringmauer mit ziegelbedachtem hölzernem Wehrgang und einem Wartturm. Außerhalb der Ringmauer lag die Trott, noch weiter unten vier Rebhäuſer. Grimmelshauſen iſt von 1662—1664 in den Dienſten Dr. Küffers nachzuweiſen; bez. der einſchlägigen Urkunden verweiſe ich auf meinen demnächſt in der „Ortenau“ erſcheinenden ausführlichen Aufſatz über die Geſchichte der Burg. Der Nachfolger Grimmelshauſens war ein gewiſſer Mattheiß Stöckhel von Oberkirch, der zum erſten Mal am Montag nach Laurentii 1665 in ſeiner Eigenſchaft als Küfferſcher Schaffner klagend vor dem Staufenbergiſchen Gericht erſcheint; auf dieſen folgt als Schaffner Geörg Schmauß.

Im Auguſt 1674 verkaufte Küffer einen Teil ſeines Straßburger Beſitzes, darunter den „Seidenfaden“ an zwei Straßburger Bürger; am 20. Dezember desſelben Jahres erlag er einer, wie es ſcheint, durch die alliierten Truppen eingeſchleppten Epidemie. 1689 lag eine franzöſiſche Beſatzung auf der Burg; es wurden alle Türen, Läden, Getäfel und Stiegen herausgeriſſen und verbrannt, Fenſter und Öfen eingeſchlagen, Trott und Rebhäuſer verbrannt, der

Sohn Küffers, Wilhelm Christian, wie sein Vater den ärztlichen Beruf ergriffen; er erwarb 1675 in Straßburg den Grad eines Doktors der Medizin.

Wenn Simplicius bei Monsieur Canard „in seinem Laboratorio sitzt und reverberirt, perlutiren, resolviren, sublimiren, coaguliren, digeriren, calciniren, filtriren und dergleichen unzehlich viel Alkühmistische Arbeit lernt, dadurch er (Canard) seine Artzneyen zuzurichten" pflegte, so haben wir hier sicher einen Einblick in die eigene Tätigkeit Grimmelshausens während seines Aufenthalts auf der Ullenburg, vielleicht auch in Straßburg. Die medizinischen, chemischen und pharmazeutischen Kenntnisse, die er an mehreren Stellen seiner Schriften an den Tag legt (z. B. im „Teutschen Michel", Kurz, IV, S. 374) hat er sich wohl dort erworben.

Das im Simplicissimus mit der Figur des Doktor Canard verbundene Kuppeleimotiv ist wieder einer der Lieblingsstoffe des spanischen Schelmenromans.

Das 8. Kapitel des IV. Buchs schildert, wie Simplicius als Marktschreier und Theriakkrämer sich seinen Unterhalt verschafft, um wieder in sein Vaterland zu gelangen. Die Schilderung schließt sich eng an die des Martinus Freudenhold im 8. Kapitel des dritten Teils des Gusman an (vgl. v. Bloedau, S. 52):

„Damit ich nun solches desto bequemer, unnd füglicher könte zu Werck richten, unnd durchkommen möchte, liesse ich mir newe Reyßkleyder, und allerhand notturft verfertigen, und kaufft auch zu Tripoli allerley Artzneystücken, Würmzucker, unnd Samen, dardurch ich mir einen guten Vorrath von allerhandt Würmsamen, Pillulen und Kunststücklein, die Einfältigen zu betriegen, zurüstete, in willens mich wie ein anderer Landstreicher, Wundartzt unnd Tyriacskrämer gebrauchen zu lassen. Deßgleichen kauffte ich auch einen jungen Affen, unnd Meer-

Brunnen mit Steinen angefüllt, die Bäume umgehauen, die Reben ausgerissen und das Vieh weggetrieben. In diesem Zustande blieb die Burg bis nach Beendigung des spanischen Erbfolgekriegs. 1719 verkaufte mit Genehmigung des hohen Stifts Straßburg der einzige noch lebende Sohn Küffers, der französische Oberstlieutenant Jean Albert de Kueffer, chevalier de l'ordre militaire de St. Louis, und seine Söhne Claude Antoine, „prêtre prébendé de l'église cathédrale de la ville de Strasbourg", Abel de Kueffer, Lieutenant im Regiment Royal Bavière allemand, und Jean Francois de K., Fähnrich im Regiment d'Alsace die verwüstete Burg an den markgräflich badischen Kriegskommissär Ignaz Schweinhuber um 7000 Livres. 1766 war die inzwischen mehrmals verlängerte Lehensfrist zu Ende; Namens des hohen Stifts Straßburg nahm der Oberkircher Amtsschaffner Procopp das in sehr traurigem Zustande befindliche, nur notdürftig bewohnbar erhaltene Schloß wieder für das Hochstift in Besitz. Der Prozeß mit der Wittwe, dann mit der in sehr dürftigen Verhältnissen lebenden und gelähmten Tochter Schweinhubers um einige zu dem Schlosse gehörenden Güter und um die Restaurationspflicht zog sich noch bis 1785 hin. Da das Hochstift die Kosten der Wiederherstellung der Burg nicht übernehmen wollte, ließ man sie von 1766 an zerfallen; heute ist kaum mehr eine Spur vorhanden.

katze, damit ich mich ſolchen Leuthen durchauß gleich ſtellen möchte, unnd alſo beydes die Landt deſto ſicherer durchreyſen, unnd auch meine Nahrung zugleich gewinnen köndte, hatte alſo meine Andacht gantz zu Jeruſalem gelaſſen, und aller Gottesforcht vergeſſen, richtete alle meine Gedancken und vornemen allein dahin, wie ich andere mit meinen böſen und betrieglichen Wahren, betriegen, und ihre Seckel leeren möchte. Sonderlich weil ich auch viel underſchiedliche Kreuter und Simplicien kante, und etlicher guten Arzneyſtücklein Salben und Oelen gute Wiſſenſchafft hatte, unterſtunde ich mich allerley Schäden zuheilen, welches mir zwar an etlichen wenigen gerathen, eine geraume Zeit ſtill ligen muſten, einen groſſen Rhum machte, daß ich alſo von dem Einfältigen Volck vor einen groſſen Doctor unnd Artzt gehalten worden, auch meinen Säckel dardurch zimblichen geſpicket.

Auch wuſte ich mich wol in den Poſſen zuſchicken, hatte auff meiner Banck ein gantz ſtück Arsenicum sublimat, darvon pflegt ich underweilen etwz einzunemen, und darauff meinen Tyriack zu brachen, die Güte deſſelbigen dem Volck zu probiren. Darzu brauchte ich dieſen betrug, daß ich mit dem Apotecker umb ein gute Verehrung gedingt, mir wann ich zu ihm ſchickte, etliche gewiſſe Stücklein Arsenici, ſo ich zuvor ſonderlich zugerichtet, zu überſenden, wann ich dann nun meine Wahr zu dem höchſten gerühmet, unnd nichts mehr dann die Prob zuthun, überig, ſchickte ich einen auß den Umbſtendern, den Betrug deſto beſſer zu verbergen, dahin, mir den Arsenicum zu überſchicken, Under deſſen hatte ich noch ein ander Büchßlein, oder Schächtelein bey der Hand, darinnen ich ſolchen Arsenicum legte, unnd hierzwiſchen das Volck deſto mehr herzu beruffete, daß ich ſo viel mehr Zeit gewann, etliche ſtücklein Teigs von Zucker, Mehl, Saffran, und andern Matieren gemacht, daß ſie dem vorigen Arsenico ähnlich, zu mir zunehmen, darnach nahm ich auch ein Stück von meinem köſtlichen Tyriack ein, das Gifft widerumb abzutreiben, weil mir ſolches nun nicht ſchaden kondte, wurd ich von den Einfältigen, ſonderlich dem Bawrsvolcke für einen ſonderlichen Kunſtreichen Artzt und Wundermann geachtet und mir das Geldt häuffig dar gereichet. Underweilen hatte ich auch etliche mit groſſem Geld darzu erkaufft, welche ihnen mein, aber nicht deß Apoteckers Arsenicum lieſſen eingeben, dieſe wuſten den Athem artig einzuhalten, unnd die Augen zu verkehren, als wann ſie ſchon mehr, als halb tode weren, haben auch die Arm über den Elenbogen faſt gebunden, daß ſich der Pulß legt, fielen alſo dahin, als ob ſie alſo bald Sterben wolten, darauff gabe ich ihnen alſo bald mein Tyriack ein, rüttelte und ſchüttelte ihn, wuſte auch den Griff, daß ſich die Band an den Armen löſete, und erholete ſich alſo der, dem zuvor niemals etwas gemangelt hatte, dardurch dann Edelleuth und Bawren betrogen worden.

Benebenſt dieſem wuſte ich auch die Bawren mit den Schlangen zubetriegen, daß ſie vermeinten, ich hette ſonderlich praeservativ, unnd Antidota wider Schlangengifft, weil ich mich dieſelbe in gegenwarth deß Volcks zum öfftermal in die Arm ſtechen laſſen, und denn meines Tyriacks gebraucht, daß es alles ohne Schaden abgangen . . . . . " etc. etc.

Der Vagantentyp, der im „Satyriſchen Pilgram" (II. Teil, neunter Satz: Vom Betteln, und Bettlern) und hier im Simpliciſſimus zum erſten Male bei Grimmelshauſen auftritt, wird von jetzt an immer mehr zu ſeiner Lieblingsfigur. Nur bedarf er ſpäter keiner Anleihe bei Agidius Albertinus, Garzonus und Matthiolus mehr; lebende Modelle genug konnte er allerorten auf der Landſtraße, hinter den Hecken, auf Jahrmärkten finden. Wir können uns den Renchener Schultheißen vorſtellen, wie er den friſch aufgegriffenen und der

hohen Dorfobrigkeit vorgeführten „Storger" mit verhaltenem Schmunzeln empfängt und scharf examiniert; je abgerissener und abenteuerlicher der Kerl, ein desto prächtigeres Objekt für den Dichter. Aus dieser persönlichen Anteilnahme heraus haben wir es uns vielleicht auch zu erklären, wenn wir im Renchener Kirchenbuch Grimmelshausen und seine Tochter Maria Dorothea Christophora als Taufpaten für die Kinder der beiden Zigeuner Leyenberger antreffen[1]).

Interessant ist es, daß wir zu dieser Vorliebe der damaligen Literatur für das fahrende Volk der Landstraße eine Parallele in der bildenden Kunst der Zeit finden; ich erinnere an die berühmten Zigeuner- und Bettlerfolgen Callots, an die Rattenfänger, Leierkastenmänner, Marktschreier Rembrandts, van Vliets und Ostades. Die verdächtigen Gestalten, vor deren zerlumpter Wirklichkeit der vorsichtige Hausvater die Türen seines Hauses doppelt verschloß, ließ er im Bilde oder in der Dichtung sich gerne gefallen, so wie ihm hundert Jahre früher auf den Kupferstichen Behams oder in den Schwänken des Nürnberger Schuhmachermeisters der rüpelhafte, unflätige Bauer Gegenstand des Lachens gewesen war.

Auf dem Rückweg durch Lothringen wird Simplicius im Fleckensteinischen Gebiet von einer kaiserlichen Partei erhascht und nach Philippsburg gebracht, wo er als gemeiner Musketier das Garnisonsleben in seiner ganzen Mühseligkeit kennen lernt. Auch in diese Schilderungen sind sicher zum Teil die Niederschläge dessen verwebt, was Grimmelshausen in Offenburg sah. Die Ortsangaben bei der Schilderung der mißglückten „Partey" im 10. Kapitel des IV. Buches passen viel besser auf einen von Offenburg als von dem weit entfernten Philippsburg aus unternommenen Streifzug.

In der Anekdote LXXXVIII gibt Grimmelshausen an, „die Philippsburger Stücklein habe ein Freyherr, so hiebevor auch die Saurbrunnen-Cur gebraucht, ehrlichen Leuthen erzehlt, in dem er sich eben damahl zu Philippsburg befunden und Rittmeister gewesen, als sich Simplicius dorten uffgehalten". Seit wir die Beziehungen Grimmelshausens zu dem Kommandanten von Offenburg, Hans Reinhard von Schauenburg kennen, sind wir imstand, auch dieser Persönlichkeit, die der Dichter hier als seinen Gewährsmann nennt, näher zu kommen. Am 11. Januar 1642 wurde dem Kommandanten zu Offenburg eine Tochter, Maria Dorothea, getauft. Unter den Paten finden wir außer dem kaiserlichen General Enkenfort auch den Kommandanten der Festung Philippsburg, Kaspar Bamberger;

[1]) Zur Quellengeschichte der Simplicianischen Schriften. Ztschr. d. Ges. f. Geschichtsk. v. Freibg. 26. Bd., S. 302. — Grimmelshausen-Einträge in den Kirchenbüchern von Oberkirch und Renchen. „Ortenau", 1. u. 2. Heft (1910/11 S. 119.

er war nicht persönlich zugegen, sondern ließ sich durch den Rittmeister Johann Friedrich Bissing vertreten (Taufbuch der kath. Pfarrei Offenburg 1633—1746, S. 38).

Wahrscheinlich hat es in Philippsburg damals wirklich einen Soldaten von der gezeichneten Art gegeben, dessen Streiche Grimmelshausen auf seinen Simplicissimus übertragen hat.

Für die Geschichte des Olivier und die Straßenräuberepisode des Simplicius hat Grimmelshausen mehrere Züge aus dem „fünften Theil visionum Philanders von Sittewald" (Frankfurt 1648) sich angeeignet; es ist dasselbe Buch, welches den im „Springinsfeld" verwendeten Kampf um die Hosen enthält[1]). In der ersten Vision „Von Lastern dieser Welt" gibt das Buch die Lebensgeschichte zweier im 17. Jahrhundert berüchtigter französischer Räuber, des Caron und des „kleinen Jacob":

S. 309. „Der kleine Jacob schlug bereits auß dem Geschirr, da er nur 11 biß in 15 Jahr alt war, machte er sich von seinen Eltern, und ergabe sich in ein gantz wildes Leben, er wandert ein Zeitlang durch Frankreich, und als er zu diesem Landstrich ein Jahr zubracht hatte, begab er sich zu seinem Vatter, welcher wegen der großen Güte, so in im war, ihn nicht einest begehrte nachdem er verdient hette, zu züchtigen, sondern er verziehe ihm alles und nahme in wiederumb, wie zuvor zu Gnaden an. Also verderben die Eltern ihre Kinder und sind alles Unglücks, so folgends uber sie ergehet, eine Ursach. Der kleine Jacob war etwan 6 Monat bey seinem Vatter, weil aber sein Geist nicht still sitzen noch ruhen konte, ward er bewegt noch einen Strich zu thun, er nahme das beste von Gold und Silber, so sein Vatter in seinem Tresiur Schranck hatte, und lieffe darvon, von daran fienge er an gäntzlich aus dem Geschirr zu schlagen, und den Fußstapfen böser Buben zu folgen, er liesse sich bey einem großen Herrn, so damahlen ein starck Regiment führete, underhalten .....

Wie er nun bey der Armee war, verübte er tausenderley Gewaltthätigkeiten, Raub- und Plünderenen, und ob er wol klein von Natur war, so war er jedoch in Boßheit und verfluchten boßhafftigen Intentionen der erste, man sahe ihn niemal still und ruhig, und allenthalben wo er durchgienge, hinderliesse er etliche Merckzeichen seiner Verwegenheit und Unverschämtheit, dergestalt, daß er in weniger Zeit den Namen deß kleinen Jacobs bekame, und in Ruhm brachte, als vor andern bösen Buben, sonderlich berühmt und ausbündig. Diejenigen, so seinetwegen am meisten außstehen und leiden musten, das waren die arme Bawren, er thete ihnen zehntausenderley Ubels an, bald liesse er sie durch 4 Mann halten und damit er sie, wo ihr Gelt were, bekennend machte, hitzte er ihnen die Fußsohlen, und derweilen gab er denjenigen grosse Streich, welche ihr Rantzion Gelder ihme nicht zubringen wolten, und an allen Orten, da er durchgienge, verübte er unerhörte Grausamkeit. Zu Zeiten war er auch so grausamb und boßhafftig, daß er auch die arme Mägd und Töchtern, so ihme begegneten, nothzüchtiget und schwächte."

[1]) Zur Quellengeschichte der Simplicianischen Schriften. Ztschr. d. Ges. f. Geschichtsk. v. Freibg. 26. Bd., S. 299 f.

Der „kleine Jakob" ist hier das Urbild Oliviers, des „Jägers von Werle", der auf dem Lande „mit Weiberschänden und Plünderungen allerhand Exorbitantien verübt". Die Folterszene hat Grimmelshausen in sehr gemilderter Form bei der Plünderung des Hofes des Knäns angebracht.

Wie Olivier wird auch der kleine Jacob aus einem Soldaten zum Straßenräuber, zum „Waldfischer".

„Als aber der gantzen Armee abgedanckt ward, ward er auch gezwungen eine andere Lebens-Form zu suchen und vor die Hand zu nehmen, wie es dann bey den abgedanckten Soldaten gemeiniglich hergeht, der Müssiggang nimmt ihr Hertz gäntzlich ein, und dieweil sie sich nicht wieder zur Arbeit begeben und bequemen wollen, werden entweder zum Rauben und Stehlen, oder zum Betteln gezwungen. Also macht es auch der kleine Jacob, welcher, weil er sich weder zum Arbeiten, noch Betteln, wie er sich dann ein grosser Herr zu seyn beduncke, bequemen noch schicken konte, begab er sich in den Wald bey Senlis und beraubte viel durchreisende Personen, also daß viel Kauffleut, sowohl von Soisson, Compiegne, als andern benachbarten Stätten daselbst erdappet waren. Eines Tages kam er gar biß nach Clermont mit 5 oder 6 seiner Gesellen, mit Pistolen und langen Rohren wol versehen, daselbsten beraubeten sie die Leut von Amiens kommende, und nahmen alles hinweg, was sie darauff antraffen."

Der kleine Jacob gesellt sich alsdann zu einer Rotte Beutelschneider:

S. 314. „Er bestimbte gemeiniglich den Ort der Zusammenkunfft unter dem Schwiebbogen bey dem Ertzenen Pferd auff der neuen Brücken, daselbst sie alle bei Mitternacht einander antraffen, und vor dem künfftigen Tag ihre Außtheilung zu nehmen pflegten. Diejenigen, so den vorigen Tag nichts hätten außgerichtet noch einigen Anschlag zu Werck gerichtet, waren gestraffet, und geschahe wohl zu Zeiten, daß besagter kleine Jacob ihnen einen Stoß mit einem Dolchen gabe, und sie in den Fluß hinein warffe.

S. 319. „Die Freunde und Verwandten deß kleinen Jacobs versuchten wol denselben wiederumb auf den Weg der Tugend zu bringen, aber Macht und Müglichkeit, so sie darbey anwenden konten, hatte kein Gewicht noch Vermögen über seine Seele, wie er dann allezeit im Gefräß und Zechen, und mitten unter den Beutelschneidern war."

S. 325. Zum offtern aber sahe man ihn in der Universitet mit und unter der Menge verwegener Studenten: Sein gewöhnliches Nachtspiel war die Mäntel zu nehmen, und die Fläschen deren auffzumachen, so ihm begegneten[1])."

---

[1]) Auch Gusman und seine Gesellen reißen den Leuten Nachts die Mäntel vom Leibe, um sie zu verkaufen (I. Cap. 59). Vgl. v. Payer S. 99. Das Motiv des Studenten, der in der Kirche während der Predigt den Aretinus liest und nichts lieber hört als das „Ite, missa est" (Simpl. 4. Buch, 19. Cap.) stammt aus dem 101. Discurs der „Piazza Universale" des Garzonus: „Von Studenten und Professoribus auf hohen Schulen."

Im 17. Cap. des IV. Buches sagt Grimmelshausen: „Ich geschweige hier derjenigen Historien, so ich gelesen, was vor Bulschafften durch Kupplerey in den Kirchen hin und wieder ihren Anfang und Ende genommen . . ." Die Stelle bezieht sich auf den „Gusman"; auch hier beginnt die Buhlschaft zwischen dem Vater des Gusman, einem Kaufmann, und seiner Mutter, der Geliebten eines Ordensritters, in der Kirche.

Dabei werden drei oder vier seiner Gesellen ertappt und auf die Galeere geschickt.

Olivier geht in Lüttich ebenfalls unter die Beutelschneider, dann zu einer Rotte, die den Studenten des Nachts auf der Gasse die Mäntel „hinwegvulpiniren" oder sie wohl gar in der Maas ertränken; das so Erworbene wird verschlemmt. Auch diese Bande fällt in die Hände der Häscher, fünf der Gesellen werden als Spitzbuben, Räuber und Mörder gestraft.

Gegen Olivier werden sieben weimarische Musketiere ausgeschickt, welche bis auf einen, der entflieht, „ins Gras beißen müssen". Nach dem französischen Räuber Caron läßt der Vogt von Rouen streifen, aber seine Leute werden zum größten Teil niedergehauen und der Räuber bekommt sieben Gefangene in die Hände, welche er der Kleider beraubt und, wie Olivier den Juden, im Walde an die Bäume binden läßt.

Grimmelshausen verlegt die Räuberepisode in die Umgebung Freiburgs: Simplicius marschiert aus dem Lager von Breisach ab, „das Brißgäu hinunter" auf Straßburg zu; bei Endingen erfolgt der Überfall durch Olivier (IV. Buch, 14. Cap.). Von Waldkirch bringt der den Olivier bedienende Bauer einen gebratenen Kalbsschlegel; Weib und Kinder hat er nach Freiburg geflüchtet, wo er sie alle Wochen zweimal besucht und von wo aus er dem Olivier „sowohl die Victualia als Kraut und Loth zubringt" (15. Cap.). Von Schloß Lichteneck[1]) ist der Korporal mit den sechs Musketieren ausgeschickt, welche den Olivier und Simplicius aufheben sollen; nach Villingen, der nächsten kaiserlich-bayrischen Garnison, läßt sich der dem Tode entronnene Simplicius „durch sichere Abwege über den Wald hinaus" führen. Er hat einen Tag und die ganze Nacht

---

[1]) Lichteneck, Ruine auf der Gemarkung Hecklingen, 2 km südlich von Kenzingen. Drei Tage nach der Schlacht bei Wittenweier (9. August 1638) nahm Herzog Bernhard von Weimar durch Vergleich Kenzingen und Lichteneck und legte in das Schloß eine Besatzung, welche bis zum Ende des Krieges darin verblieb (Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg, IV. S. 79). Der Kommandant des Schlosses war, wie der bereits erwähnte P. Conrad Burger, damals Beichtvater des Klosters Wunnenthal, bemerkt, „ein böser Ketzer und Schwedischer Mann, jedoch gegen den P. Conrad wohl affektionirt". Er hielt gute Nachbarschaft gegen das Frauenkloster, versah es zeitweise mit Salvaguardien, ließ das Klostervieh auf den Matten in der Nähe der Burg weiden, weil die Gegend nur so weit sicher war, als die Doppelhaken des Schlosses reichten. Selbst gegen die eigenen, von dem Weimarischen Kommandanten von Kenzingen ausgesandten Parteien nahm er das Vieh in Schutz und drohte auf sie Feuer geben zu lassen (Mayer, Chronik des Zisterzienserinnenklosters Wonnenthal von P. Conrad Burger, Freiburger Diözesanarchiv, VI. Vgl. auch den Aufsatz in der Zeitschrift „Schauinsland" IV.: „Burg Lichteneck und die Pfalzgrafen von Tübingen".

zu wandern und kommt gegen Tagesanbruch in Villingen an, als man eben die Pforte öffnet (25. Cap.).

Der Schauplatz der Räuberszene ist so scharf umrissen, die Ortsangaben so bestimmt, daß es nahelag, für die Räuberabenteuer des Simplicius einen historischen Kern anzunehmen. Es hat ja tatsächlich wohl kaum einen Landstrich am Oberrhein gegeben, in der sengende, brennende, raubende, mordende Parteien so entsetzlich hausten, wie gerade in der Gegend, in welcher Grimmelshausen seine Geschichte spielen läßt. Die Verheerung und die unmenschlichen Grausamkeiten, die namentlich durch die zuchtlose kaiserliche Besatzung von Waldkirch verübt wurden, hatten schon 1635 einen derartigen Grad erreicht, daß der kaiserliche Kommandant von Breisach, Graf von Reinach, eine scharfe Ordre erließ, „wie solches unaufhörliche Brennen in der Markgrafschaft durch leichtfertige, verwegene Gesellen seinem Kommando zum höchsten Nachteil gereiche, und den Gegenteil auf den Gedanken bringe, als ob solches mit seiner Verwilligung geschehe; obschon er zeitlebens an solchen Übeltaten kein Gefallen gehabt, und, wo er nur unnötiges Brennen in Feindesland verhüten können, sich dessen zum höchsten beflissen habe. Man solle deshalb solche Täter auskundschaften, zur Hand bringen und ihm zuschicken; worauf er solche auch durch Feuer vom Leben zum Tode richten und ein Exempel statuieren wolle, daß männiglich einen Abscheu daran nehmen werde“ [1]).

Man ging, die Wirklichkeit der von Grimmelshausen erzählten Begebenheiten ohne weiteres voraussetzend, noch weiter; man suchte nach einem Ort, dessen geographische Lage mit den Angaben im Simplicissimus in Einklang zu bringen war, und hatte das Glück, ihn im Dorfe Langendenzlingen bei Freiburg zu finden.

Grimmelshausen läßt den Simplicius dem Olivier „in ein Dorff folgen, darinn keine lebendige Creatur war“; sie „steigen des fernen Außsehens halber auf den Kirchthurm“, und „der heilige Ort muß ihnen anstatt eines Raubschlosses zur Mördergruben dienen“.

Die seltsame Architektur des Denzlinger Kirchturms fordert zur Sagenbildung geradezu heraus; kein Wunder, daß ein Simplicissimuskundiger Mann — man weiß nicht sicher, wem das Verdienst zuzuschreiben ist — die Erzählung an dieses merkwürdige Bauwerk heftete. So schreibt Wilhelm Jensen in seinem bekannten Prachtwerk „Der Schwarzwald“ auf Seite 124:

„Die Besteigung des Turms ist dadurch interessant, daß nach Hans Jacob Christoph von Grimmelshausens glaubwürdiger Gewährleistung (!) unter diesem wunderlichen Dreigestell auf der Plattform eines Tags der vielerfahrene Simplicius Simplicissimus auf dem

[1]) Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg. IV. 47 ff.

Bauch ausgestreckt lag und über das völlig menschenlos verödete Dorf vorsichtig nach den französischen Verfolgern auslugte, denen er (während der Belagerung Altbreisachs) entronnen war."

Der Denzlinger Hauptlehrer Manger nahm die Stelle in seine „Beschreibung des Amtsbezirks Emmendingen" auf, und heute kann man bereits in dem vom Freiburger Verkehrsverein herausgegebenen Führer durch Freiburg auf S. 34 lesen, daß der Kirchturm „Erinnerungen an Grimmelshausen, den wackern Volksschriftsteller bewahre"!

Mancher Fremdling, der auf die „glaubwürdige Gewährleistung" des Freiburger Fremdenführers hin auf dem Kirchturm nach Erinnerungen an Grimmelshausen ausspähte, wird enttäuscht abgezogen sein. Herr Pfarrer Münch von Denzlingen, an den ich mich wandte, konnte mich nur auf die angeführte Stelle bei Jensen verweisen.

Ein wirkliches Wahrzeichen an den Dreißigjährigen Krieg besitzt Denzlingen an dem ausgebrannten Gemäuer der ehemaligen St. Georgskirche; der verfallene grasbewachsene Turm mit seinem Storchennest, umgeben von altertümlichen, hochgiebeligen Bauernhäusern in der stillen unteren Dorfstraße ist so recht geeignet, den Hintergrund für die Erzählung Grimmelshausens abzugeben.

Daß Grimmelshausen bei seiner Geschichte gerade der Denzlinger Turm vorgeschwebt habe, dafür fehlt jeder Anhaltspunkt. Will man von der Meinung nicht abweichen, daß der Dichter bei seiner Geschichte eine bestimmte Örtlichkeit im Auge gehabt habe, so liegt jedenfalls die Gegend bei Riegel, an der nordöstlichen Ecke des Kaiserstuhls, in der Mitte zwischen Endingen und Schloß Lichteneck gelegen, für eine solche Annahme viel günstiger.

Daß Grimmelshausen, sei es noch während des Krieges, sei es nach demselben, im Breisgau, vielleicht in Freiburg selbst, sich aufgehalten hat, ist bei seiner Kenntnis der Umgebung leicht möglich; auch seine Bekanntschaft mit einer Freiburger Nationalspeise, den „Freyburger 4 Elementa" — Bobertag, III, S. 337 vermutet darunter ein Gericht aus viererlei Fleisch —, die er in seinem „Rathstübel Plutonis neben anderen Leckerbissen, den westfälischen Schinken, den niederdeutschen Knackwürsten, den schwarzwäldischen Ochsen ꝛc. nennt, möchte dafür sprechen. Noch ein Umstand macht es nicht unwahrscheinlich: ein Zweig des Geschlechtes Schauenburg war im Besitz der Herrschaften Staufen und Kirchhofen bei Freiburg. Der Feldmarschall Hannibal von Schauenburg hatte sie 1628 vom Erzherzog Leopold von Österreich an Zahlungsstatt pfandschaftsweise erhalten; sie blieben im Besitz der Familie bis 1702[1]). Grimmelshausen stand zwar

[1]) Ruppert Regesten des mortenauer Adels. Die von Schauenburg. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins., XXXIX., S. 91 f. Vgl. auch „Schauinsland" XIII, S. 30 ff.

nicht in den Diensten dieser Linie der Schauenburger, doch können ihn seine Geschäfte als Schauenburgscher Schaffner leicht dahin geführt haben. Wenn er im 17. Cap. des IV. Buchs, im Gespräch Oliviers mit Simplicius, davon spricht, daß „sich die Bauren diesen Krieg über an etlichen Orten aus den Kirchen wie aus Vestungen um das Ihrige gewehret", so ist dies wohl eine Anspielung auf die Bauernschlacht von Kirchhofen (19. Juni 1633). Fünfhundert Bauern aus Kirchhofen und den umliegenden österreichischen Dörfern hatten sich in diesem Ort verschanzt und von da aus, von dem kaiserlichen Obristen Nicolaus Reinhard von Schauenburg unterstützt, gegen die Schweden den Kleinkrieg begonnen; sie plünderten auf den Straßen und fielen in die markgräflichen Dörfer, wurden aber schließlich von schwedischen, rheingräflichen und markgräflichen Truppen umstellt, zur Ergebung gezwungen und bis auf den letzten Mann niedergemacht[1]). An das Ereignis erinnert heute noch eine Jahrtagsmesse und eine steinerne Gedächtnistafel hinter dem Hochaltar der Kirchhofener Pfarrkirche; das Beinhaus, welches die Gebeine der erschlagenen Bauern bewahrte, ist erst im 19. Jahrhundert abgerissen worden.

Ein Beispiel, wie ein und dieselbe Szene sich durch eine ganze Reihe von Büchern vererbt, ist die Besessenenszene. Das Motiv tritt in Deutschland zuerst bei Moscherosch im 1. Gesicht „Schergen-Teuffel" auf; sehr verändert und nur in einigen Wendungen seiner Herkunft nach noch erkennbar, erscheint es im „Somnium" und die Schilderung in dieser Schrift ist die direkte Vorlage für Grimmelshausen gewesen. Die beiden ersteren verfolgen satirische Zwecke, und zwar richtet sich die Satire Moscheroschs, der sich hier direkt an die französische Quevedo-Übersetzung des Sieur de Geneste hält, zunächst gegen die Schergen, dann auch gegen andere Stände; viel näher liegt es, wenn im „Somnium" der Besessene sich an die beschwörenden Priester wendet, ihnen die eigenen Laster und das weltliche Treiben der Geistlichkeit vor Augen hält. Bei Grimmelshausen ist keine satirische Tendenz mehr vorhanden, die Szene nur zu dem Zweck eingefügt, den Leser auf die Bekehrung des Simplicius vorzubereiten. In der Darstellung hat Grimmelshausen sich viel enger an das „Somnium" angelehnt als dieses an Moscherosch.

In allen drei Schilderungen trifft der Held gerade in dem Augenblick ein, als die Teufelsaustreibung vollzogen wird: Philander von Sittewald vor der Sankt Nicolauspforte von Notre Dame in Paris, der Hofmeister des „Somnium" vor einer Kirche in Rom, Simplicius in Einsiedeln. Alle drei werden vom „Fürwitz" getrieben,

[1]) Schreiber, IV., S. 22 f. — Thomas Mallingers Tagebücher (Mone, Quellensamml. d. bad. Landesgesch. II S. 542 f.).

sich das Schauspiel näher anzusehen. Im „Somnium" und im Simplicissimus läßt der Besessene sofort von dem Priester ab, um sich gegen die Herzutretenden zu wenden, denen er ihren Lebenslauf in einem Gemisch von Wahrheit und Entstelltem vorhält. Dem Hofmeister fährt der Schrecken so sehr in die Glieder, daß er noch beim Erzählen, in der Erinnerung an das Ausgestandene, in den heimatlichen Dialekt der Wetterau verfällt.

Somnium S. 252. „ . . . wie ich heut morgen . . . außgieng mich in der Statt umb zu sehen, kam ich vor eine Kirche, darinnen ich ein grosses Getümmel hörte, und dardurch verursachet wurde hinein zu gehen, Da sahe ich einen besessenen Menschen auff der Erden ligen, mit scheußlichen verkehrten Augen, schaumenden Maul, auffgesträubten Haaren, und etliche Geistliche umb ihn her stehen, so denselbigen beschwuren.

Sobald der Teuffel in dem armen Besessenen meiner innen ward, fing er an mit heller Stimme zu ruffen: Sihe da woher verloffener Student, sehet, dieser Frembdling hat auf der hohen Schul eine zur Huren gemachtt, und einen Studenten erstochen, ist deshalben flüchtig, und darff seinem Vatter nicht unter Augen kommen. Ey meß gröste Härtzenlöds, wei hunn eich gezedert, eich hunn gezedert, aß wie ein Espe Läb[1]) dann es wendeten zu diesem Geschrey die Geistliche und alle andern Umstände, ihr Gesicht uff mich, daß ich besorgte, sie möchten gar Hand an mich legen und gefangen setzen, deßhalben ich allgemach ein wenig gegen der Kirchenthür zurück gieng, aber der Besessene fieng alsbald ein jämmerlich Geschrey an, daß sie sich hurtig wieder zu ihm kehreten, was stehet ihr hier und sehet mich an? sprach der Geist in dem Besessenen, meynet ihr, daß ich allein gesündiget habe, O wie viel Geistliche sehe ich hier unter dem Hauffen die viel eine beflecktere Seel als ich im Leibe tragen . . .

Hierauff dunckte der Priester den Weddel ins Weihwasser und bespritzte den armen Besessenen damit, aber der arme Mensch fienge darauff an sich zu grimmen, zu windten unnd also zu grießgramen und zu schreyen, daß sich Jedermann darvor entsetzete und der Kirchen hinauß lauffen wolte."

Simplicius. (Kurz II, S. 10). „Solcher gestalt langten wir zu Einsidlen[2]) an und kamen eben in die Kirche als ein Priester einen Besessenen exorcisiret; das war mir nun auch etwas neues und seltzams, derowegen ließ ich Hertzbrudern knyen und beten, so lang er mochte, und ging hin, diesem Spectacul aus Fürwitz zuzusehen. Aber ich

---

[1]) Die Worte sind Moscheroschs „Ala mode Kehrauß" (Ausg. 1650, II., S. 131) entnommen: „O mein Gott! Wey hunn aich gezödert? aich hunn gezöddert aß an aspe laub! sprach Vixen-Hansen-Jäckels-Dunners-Nickel von Lebach."

[2]) Für meine Vermutung, der Bekehrung des Simplicius in Einsiedeln möchte vielleicht der Religionsübertritt Grimmelshausens selbst zugrundliegen, habe ich keine Bestätigung gefunden. Der Archivar des Klosters Einsiedeln, P. Odilo Ringholz, der sich übrigens selbst schon mit der Frage beschäftigt hatte, teilte mir mit, daß keine Konvertitenlisten geführt wurden; es ist dort lediglich ein mäßig großer Faszikel vorhanden, der die gelegentlich erflossenen Korrespondenzen enthält. Der Name Grimmelshausen kommt darin nicht vor.

hatte mich kaum ein wenig genähert, da schrie der böse Geist aus dem armen Menschen: „Oh, du Kerl, schlägt dich der Hagel auch her? Ich habe vermeynt, dich zu meiner Heimkunft bey dem Olivier in unserer höllischen Wohnung anzutreffen; so sehe ich wol, du läst dich hier finden, du ehebrecherischer, mörderischer Huren-Jäger. Ich wuste nit, ob ich auf den Kopff oder Füssen stund, da ich dieses alles hörete, und mich jederman ansahe; aber der Priester straffte den Geist . . . darauff fing der Geist so grausam an zu brüllen daß es schröcklich zu hören war . . .“

Die Mummelsee-Episode ist aus drei verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt; aus Volkssagen, die Grimmelshausen wohl nach dem Volksmunde aufzeichnete, aus Notizen und Exzerpten, die er aus den mystisch-naturwissenschaftlichen Werken seiner Zeit zusammenstellte, und aus seinen eigenen satirischen Zutaten[1]). Für die beiden ersteren benutzt er wieder Prätorius als Vorbild; ich gebe zum Vergleiche einige kurze Auszüge aus den Schriften desselben wieder.

Im zweiten Kapitel „Von Bergmännerigen“ des I. Teiles der „Newen Weltbeschreibung“ (Magdeburg 1666) berichtet Prätorius auf S. 96 „von wunderlichen Hölen und Löchern unter der Erden“; er beruft sich dabei auf Martin Zeiller als Gewährsmann:

„Nicht weit von Grüningen, im Halberstätischen, ist im flachen Felde ein sehr tieffes gantz felsisches Loch, gleich wie ein mit Fleiß außgemauerter Brunn, in welchen so man einen Stein würffet, man denselben über lang ins Wasser fallen höret, und rauschet das Wasser unten stetig wie ein stark fliessender Strom. Etwas weiter hinauff gegen dem Walde, der Hackel genannt, ist noch eine andere Art eines Erdfalls gantz voller Wasser, und doch eine drauff von Rohr gewachsene, schwimmende und gleichwohl gantz grundlose Materi, auf welcher stets viel Enten liegen: So man aber deren schon etliche schisset, seyn sie doch wegen der unermäßlichen Tieffe und Grundlosigkeit nicht zu bekommen. Confer eundem [Zeiller] pag. 871 von einem andern Wasser nicht weit von Roßla in der gülden Awe in Thüringen, so etwan alle 6 oder 8 Jahr auß der Steinklippen hervorkomt, mit grossen Karpen, da doch kein Mensch weiß woher ꝛc.“

Auf S. 104 berichtet Prätorius „von einem kleinen Bergmännlein, welches einem Graven von Hoya ein Schwerdt, Salamander Lacken, und einen güldenen . . . Ring praesentiret hat; weiln derselbe, auff des besagten kleinen Männleins Außsprechen, eine Nacht kleine Leut, wie die Bergmännlein, beherberget hat“.

S. 109, „Weiter ist dieses auch eine gewisse Historie, die ich mir allhie in Leipzig von einem vornehmen Mann habe sagen lassen: Daß nehmlich eine vornehme Fraw von Adel aus dem Geschlechte der von Hahnen, vor diesem sol durch eines Meer-Weibes Zofe genötigt seyn zur Wehemutter mit ihr unter den Fluß zu gehen; da es denn geschehen, daß das Wasser sich von einander getheilet und sie beyde durch einen luf-

[1]) Bobertag, II., S. 128 Fußnote.

tigen Weg tieff in das Erdreich gerathen: Da die Adelige Fraw ein treissendes kleines Weiblein gefunden und flugs zu ihr ist hinbracht worden: ihr in gegenwärtigen Kindes-Nöthen beyzustehen und hülffreiche Hand zu leisten: Welches denn auch glücklich verrichtet worden: Drauff sie wieder ihren Abscheid begehret und nach Hause zu eilen gesinnet worden. Und indeme sie wegefertig ist, da war ein kleiner Wassermann zu ihr hinein gekommen, hatte ihr ein Geschirr voll Asche gelanget, erinnernde; sie möchte hierauß so viel nehmen als sie begehrte, für geleistete Bemühung. Drauf sol sie sich geweigert und nichts habe nehmen wollen. Wie diß geschehen, hat der Mann gesaget: Daß heißt dir Gott sprechen, sonsten hette ich dich umbbringen wollen. Und hiemit war sie fortgegangen; da sie abermahl von der vorigen Zofe rücklings ist nach Hause gebracht worden. Wie sie beyde da gewesen; sol die Magd drey Stücke Goldes herauß gezogen und der Adelichen Frawen verehret haben, darbey gedenckende; sie sollte solchen Schatz gar wohl verwahren und nicht abhändig von ihrem Geschlechte lassen werden" ꝛc.

Von derartigen Geschichten wird noch eine ganze Menge mitgeteilt. Wir haben hier dieselbe Kombination von Gelehrsamkeit und Volksaberglauben, wie im „Complementum" und zahlreichen anderen Büchern der Zeit; Prätorius aber ist unter all diesen Schriftstellern der fruchtbarste. Wenn Grimmelshausen auch in seiner Mummelseepisode sich im allgemeinen an das Muster des Prätorius gehalten hat, so ist er doch auch hier seine eigenen Wege in der Darstellung gegangen. Die Schriften des Prätorius sind ein Mosaik, das aus Hunderten von Referaten, Auszügen und Zitaten aus allen möglichen Schriftstellern aller Zeiten zusammengefügt ist und darum nicht einheitlich wirken kann. Auch Grimmelshausens Absicht war, nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu belehren; aber was er zu sagen hat, gibt er wieder in der Form eines Erlebnisses seines Helden und im Gespräch desselben mit den Sylphen.

Etwa um dieselbe Zeit, als Grimmelshausen seine Mummelseeabenteuer niederschrieb, machte sich von Hügelsheim (in der Markgrafschaft Baden; jetzt Amt Rastatt) aus ein Gelehrter, Elias Georg Loretus („artium scientiarumque eximius cultor") auf den Weg, um die wundersamen Mären, die das Landvolk von dem See sich erzählte, selbst auf ihre Wahrheit hin zu untersuchen. Er übernachtete zu Kappeln, ließ sich noch einmal alle Einzelheiten über die Wassernixen des Mummelsees berichten und stieg am Morgen des nächsten Tages in Begleitung eines kundigen Führers zur Hornisgrinde, zum Mummel- und Wildsee hinauf; er vergaß nicht, seinen Namen und das Datum des denkwürdigen Tages (12. Mai 1666) in die Rinde eines Baumes einzuschneiden und begab sich dann wieder auf den Heimweg. Die Seegeister straften seinen Fürwitz — auch er hatte, wie Simplicius, nicht der Versuchung widerstehen können, Steine in den See zu werfen —, indem sie ihm ein heftiges Hagelwetter

nachsandten. Loretus teilte von Rom aus seine Wahrnehmungen dem berühmten Physiker P. Athanasius Kircher S. J. mit, dieser fand den Bericht so merkwürdig, daß er ihn der 1678 zu Amsterdam erschienenen zweiten Auflage seines großen Werkes „Mundus subterraneus" wörtlich einverleibte, zugleich mit einer großen Kupfertafel, welche in drei übereinanderstehenden Abbildungen den See und den von Loretus zurückgelegten Weg wiedergab.

Über die Persönlichkeit des Loretus konnte ich nichts in Erfahrung bringen; aus dem Umstand, daß er sechs Monate sich in Hügelsheim aufhielt („accolae Higelsheimenses apud quos per semestre commoratus sum") und aus seinen Beziehungen zu P. Athanasius Kircher schließe ich, daß er wie dieser dem Jesuitenorden angehörte, und vom Jesuitenkollegium in Baden-Baden einige Zeit mit der Versehung der Hügelsheimer Pfarrei beauftragt war. Herr Pfarrer Dr. Reinfried in Moos (bei Bühl), der beste Kenner der Geschichte Mittelbadens und besonders der kirchlichen Verhältnisse, konnte mir nichts über die Persönlichkeit des Loretus mitteilen. Nach seinen Aufzeichnungen war im September 1666 ein gewisser Johannes Michael Pfarrer zu Hügelsheim; der Name Loretus kommt weder vorher noch nachher in der Series Parochorum vor: Auch bei Backer-Sommervogel (Scriptores Societatis Jesu) wird sein Name nicht genannt; er scheint demnach als Schriftsteller nicht weiter hervorgetreten zu sein.

Ich lasse den Teil der „Relation", der sich auf den Mummelsee und seine Umgebung bezieht, wörtlich folgen:

### Relatio

Rerum quarundam memorabilium facta admodum Reverendo Patri Athanasio Kirchero Soc. Jesu ab Elia Georgio Loreto, Romae Anno 1667.

. . . . . Est in Marichionatu Badensi in agro Higelsheimensi colliculus quidam modice intumescens, passibus circiter trecentis a via regia versus dexteram, totidemque a Rheno, sinistram versus dissitus, in medio crateris aut lebetis instar rotundi excavatus, de quo constanti fama referunt vicinissimi accolae Higelsheimenses, apud quos per semestre commoratus sum, eo in loco, adhuc quorundam memoria, habitasse gentem quandam subterraneam virunculorum, qui rusticis annonae caritate pressis, aliave in necessitate constitutis opem semper praesentem attulerint, vitae subministrando alimenta, cum pacto tamen ac conditione restituendi, ubi adfutura esset facultas. Imo fuisse conversatos familiarissime cum vicinis, victum potumque saepe invenientibus ibidem pastoribus ac messoribus. Atque ob haec beneficia in hodiernam usque diem colliculus ille sanctus sive sanctorum nominatur, eo quod illos pro sanctis habuerint, qui tanta charitatis opera erga indigentes exercerent, neminique molestiarum quicquam inferrent, cum bonis libentissime conversarentur, malorum autem fugerent res atque commercia.

Contigit enim vice quadam aliquem frumentum mutuo acceptum iisdem per famulum suum restituere, qui cum id loco praedicto deposuisset.

non acceptatum fuit frumentum illud, quod immundum esse dixerunt, quia famulus ille manus die eadem non lavisset.

Nunc nihil horum amplius contingit, estque ibidem a Marchionibus Badensibus erecta crux. Ego locum illum, utpote vix 800 inde passibus habitans, saepissime de die, noctuque e fenestra perlustravi, nihilque relationibus hisce affine inveni aut vidi, etsi spectra nocturna nostram transeuntia inque sylvam vicinam concedentia fere viderim quotidie. Retulerunt mihi Pastores duo, se in colliculi illius media, ut sic loquar, matrice thesaurum invenisse, reconditum in olla, eumque ipsis prae stupore ac gaudio exclamantibus statim disparuisse. ut hinc colligam, si quid similium Pygmaeorum quondam animadversum fuit, spectra fuisse thesauris semper custodientis intenta; hicque aliquando inter belli turbines defossam fuisse supellectilem aliaque gentis vicinae bona, ipsissimus colliculi hujus venter excavatus videtur arguere.

Huic affine referam atque annectam, quod communi omnium ore excepi in Westphalia non procul Osnabrugo in montibus vicinis (credo Ilburgensibus) antrum fuisse inexploratorum recessuum, ac Labyrintheis perplexum erroribus, habitatum ab hujusmodi pumilionibus, ac spectris montanis, qui hominum erant mercenarii, maxime exercendo artem fabrilem, pretioque exiguo omnis generis instrumenta culinaria, aliaque affabre e ferro fabricabant, quae ubi contracta ruptave fuerant, nulla poterant arte humana refici aut ferruminari. Cujus generis climacem seu instrumentum pro suspendendis lebetibus me Osnabrugi vidisse memini, quod a gente hac montium inquilina confectum affirmabatur. Plurima de hisce passim vulgi rumor ad me deferebat: Feras videlicet venantum elusisse industriam, dum ad speluncae istius asylum refugerent, canesque sectatores vestigia ferarum insecutos hisce in latebris disparuisse, nec reversos unquam. Ego cum locum non viderim, de eo quoque plura non referam. Dicuntur Montani hi Pygmaei solita haec cum hominibus commercia intermisisse, postquam eo in loco, ubi et res et pretium pro iis deponebatur, quispiam ingratus in ignominiam ipsorum alvum exonerasset.

Commorari autem communiter spiritus subterraneos, quos vulgus Pygmaeos vocat, iis in locis, ubi divites metallorum sunt minerae, vel thesauri reconditi, exemplis duobus mihi notissimis comprobabo. Summa mihi cum Chymico quodam Helveto est familiaritas, quo vix peritior ullus rei metallicae. Hic mihi hoc anno 1667 in Majo recensebat, qua ratione . . . . . .

Sed tempus est, eo quo coepimus pede, una cum itinere nostro, discursum quoque promovendi, et a terrestribus ad Lacustres spiritus transgrediendi. Audiveram saepenumero in Marchionatu Badensi mira quaedam de Nymphis, Naiadibus portentisque famosi cuiusdam lacûs in summis montium illorum iugis, qui Wirtenbergiam a Rheni tractu intersepiunt. Postquam igitur ultimum meis Vale distribuissem, varia, uti fit in itineribus, sciscitanti mihi passim juvenesque senesque mira de lacu quodam ejusque incolis uno omnes ore depraedicant. Habitasse illic Naiades ante annos circiter centum, duxisse cum rusticis choreas, mutuam dedisse pecuniam, frumentum vitaeque alimenta; lapide injecto horrendas excitari tempestates. Hisce et similibus magis accensus, licet alias talium rerum ipsa genii curiosissimi inclinatione cupidissimus, medicaeque professionis proprium id esse ratus, recondita naturae claustra, abstrusoque montum valliumque recessus perlustrare, atque ipsa matris terrae viscera sine crimine Neroniano perscrutari: iter meum in latus deflexi, pernoctavique in Kappelu oppidulo Argentinensis Dioecesis ad montium radices sito; ubi, tanquam loco viciniori rerum praedictarum pleniorem cepi informationem. Asseverabant omnes, rem ita, uti dictum de Nymphis, omnino

se habere; exstare in curia sua rei huius testimonia ac monumenta (qualia autem haec sint, omisi investigare, mundo iam noctescente), venisse e Nymphis quandam diebus festivis ad choreas in curia oppidi solitas celebrari, illectam rustici cujusdam amoribus: qui cum vice quadam abeuntem comitaretur ad lacum, illaque id ardentissime, sed frustra, deprecaretur, eo quod summum sibi inde malum oriturum, poenasque daturam se diceret, quasi in scelere deprehensam: suppliciique sui indicium fore, si aqua in cruentum colorem verteretur: ipse non dissistens hoc genere officii gravis esse discedenti, vidit aquas, quas ipsa cum ejulatu subintraverat, sanguine conspersas, nec illam deinceps mortalium oculis comparuisse.

Et ut in nugis eorum referendis prolixior sim, ajunt, ex eodem hoc oppido obstetricem quandam, quam nonnulli etiamnum superstites cognoverint, a masculo quodam hujus lacus incola fuisse deductam ad lacum, ut uxori suae parturienti Lucina adesset, manumque adhiberet obstetricantem. Masculum hunc blanditiis promissoque praemio refugientem eam formidantemque animasse, nihil ei nocumenti inferendum: mox virgā quādam percussisse lacum, cuius imperio (novo Moysis miraculo) divisae aquae patefecerint alveum, viamque per scalam cochlidem in abyssum manifestārint, per quam ambo ii lacum subiverint in interiora Mundi subterranei receptacula, ubi in cubiculo quodam non ineleganti Nymphae puerperae fuerit opitulata obstetrix, reductaque a masculo eādem, qua venerant, viā cum gratiis ac mercede fuerit dimissa. Dederat autem in praemium virunculus iste mulieri fasciculum straminis, quem cum illa, laetior de salute ac reditu salvo, recusaret, dicens sibi sufficientem straminis copiam domi superesse, reputaretque sat eum profuisse qui nocere potuisset; abiit munere eo, quod ipse identidem obtrudebat, rejecto: domumque reversa stramen unicum, quod insciae adhaeserat, ex auro purissimo deprehendit. Quod si verum est, magnam habet conſinitatem cum iis, quae de famosissimo Spiritu Rübenſaal dicto, in montibus Giganteis Silesiae, vulgo Rieſengebirg, verissima comprobant testimonia et luculenta quotannis etiamnum argumenta. Praeter haec narrabant equitem quendam raptam sibi conjugem, 77 lacubus lustratis, hoc e lacu eam reduxisse, affirmasseque nullum inter omnes nec Lacum quidem Veneris tam pulchris concamerationibus internis esse conspicuum, quemadmodum iste. Sed pedem oculosque propius admoveamus.

Altera igitur vix adhuc nata die ex dicto pago per praerupta montium penes tumultuantis rivi murmur iter instituens deveni ad vicum quendam, ubi ab assumpto in viae ducem sylvicola, venatore, qui ante annos complures venandi studio eo perductus, sperabat se etiamnum viam reperturum, omnia prioribus convenientia intellexi, ac binos esse lacus, unum Mummelſee, alterum Wild-ſee cognominatum. Quo comite per invia et avia, inaccessasque rupium crepidines vario errore per quinque horarum spatium lassata proferebam vestigia, ubi praecordia propemodum fracta crebros ciebant anhelitus, et iam ferme fugientem animam saepe subsistens revocabam. Tandem caprearum instar iter Giganteum emensi conspicimus in montis vertice lebetis in modum declivi ac concavo, Lacum nigrantibus pinorum sylvis undique coronatum, aqua picea plusquam quadringentis, quantum licuit conjicere, in longum pariter ac latum possibus, stagnante; Avernum aut Phlegetontem crederes; fundus inscrutabilis, ut ex dimensione olim facta asserebat ductor; solummodo versus Meridiem (ubi effluxus tenuis innumeris scatebat vermibus longissime concatenatis, ut filum esse existimaverim) ad passus 6 vel 7 oculis pedibusque permeabilis est, ubi etiam e lacu prominentia saxa dant aditum penitius introspiciendi, nivesque ac glacies vicinam littori partem integebant. Lacus

ille nullum omnino fert patiturve piscem, sed impositos quoque, velut mare cadavera, ejicit: neque etiam ranam palustrem seu saltatricem lacus hic tristi pigerrimus unda nutriebat, solum ingentes aliquot tetrosque bufones eosque emortuos deprehendi: inerant autem animalia quam plurima spithamaea Salamandris aut stellionibus simillima (non tamen prout Salamandras in Aquaeductibus ac canalibus fontium saepenumero tactu innoxio comprehendi) cauda erant oblonga, 4 pedibus, colore dorsi nigerrimo, per spinam exiguis stellulis punctisque flavis intermicantibus. Laterum color ex nigro in coeruleum declinabat, stellulis lazureis: Ventrem color flavus mixto flammeo depingebat.

Quarum unam manu chirothecata excipiens, animadverti bestiolam corpus foemineam similibus membris imitari, ubera habere partesque foemineas, unde album quoddam virus in chirothecam dimittebat; posset quispiam cum superstitiosis nugari aniculis, Virginem hanc esse maledictam, quemadmodum de Lacerta ac fundulo pisce fabulantur.

Aqua ipsius habetur nociva, ast ego ex aliquot largissimis inde factis haustibus, suadente siti nihil percepi nocumenti, quamvis aquam hanc aeterno squalore circum jacentium sylvarum montiumque torpentem, nunquam dixero salutarem. Habetur autem lacus ille passim Sacer, eo quod neque tumultus neque immunditiem patiatur, et si quis lapidem injiciat, pluviam, tonitrua horrendamque tempestatem concitari, concitantemque non levia subire pericula. In cujus rei luculentum testimonium referunt, Marchionem quendam Badensem cum viris religiosis aulicisque hunc lacum visitasse, glandibus consecratis in eum explosis rebusque sacris demersis: ac repentè monstrum quoddam horrendum, inusitataeque figurae inde emersisse, eosque in fugam conjectasse, turbulenta septem dierum tempestate concitata.

Sit sua cuique fides, sit fidei libertas. Ego sane cum veritate confirmare possum me ad indagandam rei veritatem cum clamore provocationeque tres injecisse lapides, signatisque in arbore ad lacum meo ductorisque nominibus, Anno 1666. 12. Maji, conscendisse montis verticem calvissimum, Caput Catti, Katzenkopff, dictum, resedisseque in lapide quodam praegrandi, qui insculpta Wirtenbergici Ducis monumenta habitique ibidem prandii, vel forte limitis Wirtenbergici, testes notas indelibili servat charactere; unde oculis in immensum patebat evagandi libertas, per omnem latissime laetissimeque substratam Alsatiae totius Rhenique planitiem. Cum ecce tibi vix mediae horulae interpolato spatio coelum hactenus plus mense integro agris sitientibus sudum atque innube, corrugare frontem, induere supercilium nubilum, torva facie minitari vindictam, simileque indignanti ob facinus nostrum temerarium, murmure prius longinquo, mox acriores paulatim in iras excandescere, fulminare, detonare, mixtoque grandine nimbo persequi fatigatos, omnem refugii locum excludente natura. Nos interim timore perculsi, per nivosos, palustres, scabrosque montium vertices ad alterum tendebamus lacum; ubique incompta, incultaque naturae facies, saxis horrida ferisque impabula, mihi persuadebat; Hic cumulos tumulosque sibi struxisse Gigantes. Tandem trium spatio horarum per summa contiguorum montium fastigia, passim sese laxantium superbius, alicubi se humilius inclinantium, devenimus ad Lacum alterum Wildſee, quasi sylvestrem, dictum, priori nonnihil angustiorem. forma ovali circumscriptum, versus Meridiem nivosi montis lateribus acclivem: Septentrionem versus parvo se exonerantem alveo in planitiem laetioris naturae, de quo eadem, quae de priori. fert fama communis: illudque additur, templum hic quondam famosis peregrinationibus nobile constitisse. quod nunc demersum nescio quas ob causas lateat in fundo.

Tum coelum, veluti timens temeritatem nostram hic quoque ausuram aliquid, tam horrendo murmure, flamma, nimbis, grandineque desaeviit, ut per amplissimam uliginosamque montis glabri superficiem, medios inter imbres recessui canere coacti via alia aspera quidem, sed trita domum repetiverimus. De lacubus hisce mirus est rumor, feruntque in Monasterio ad omnes Sanctos Ordinis Cisterciensium aliquot inde milliaribus dissito librum quendam historiarum de iisdem asservari."

Es fragt sich, ob zwischen der „Relatio" des Loretus und der Schilderung Grimmelshausens im Simplicissimus, die der Zeit nach so nahe zusammenfallen, noch nähere Beziehungen bestehen als die, welche durch die Beschreibung des gleichen Objektes sich ergeben. J. B. Trenkle, der zuerst auf die Relation des Loretus aufmerksam gemacht und einige Bruchstücke daraus veröffentlicht hat[1]), hat die Vermutung ausgesprochen, daß irgend ein, nicht lange dieser Zeit vorausgehendes Ereignis die Veranlassung zur Reise Lorets gewesen sei und daß Grimmelshausen in seiner Eigenschaft als bischöflich Straßburgischer Amtmann ihn begleitet habe; Loret werde sich wohl an ihn Empfehlungen verschafft haben, da er ja in einem ihm unbekannten Lande reiste.

Die Hypothese Trenkles, der sich auch O. Hörth[2]) anschloß, hat viel Verlockendes, wenn sie auch in dieser Form sich nicht aufrecht erhalten läßt, da Grimmelshausen erst Mitte des Jahres 1667 die Schultheißenstelle in dem Straßburgischen Dorfe Renchen erhielt[2]). Ein Zusammentreffen mit Grimmelshausen in Kappel (Kappelrodeck im Achertale) war sehr leicht möglich, da der Ort nur wenige Kilometer von Gaisbach und der Ullenburg entfernt ist, und ebenso ist es denkbar, daß Loretus sich vor dem Antritt seiner Reise mit Empfehlungen an Leute, die ihm bei seinem Unternehmen irgendwie von Nutzen sein konnten, versah. Indes hat ja Loretus einige Angaben über seine Begleitung, einen Waldbewohner und Jäger, den er in einem am Wege liegenden Dorfe (Ottenhöfen?) mit sich nahm, gemacht; sie passen nicht gut auf Grimmelshausen, dessen Gesellschaft bei Loretus wohl einen anderen Eindruck hinterlassen hätte. Von dem Vorliegen einer besonderen Veranlassung für die Mummelseereise endlich ist in keiner einzigen Stelle des Berichtes die Rede; Loretus würde eine solche in seinem Brief an Athanasius Kircher nicht verschwiegen haben.

---

[1]) Vom nördlichen Schwarzwalde. Kulturgeschichtliches von J. B. Trenkle. Baden-Baden 1886.

[2]) Otto Hörth, Rings um die Hornisgrinde. Mitt. d. histor. Ver. f. Mittelbaden („Die Ortenau"), 1. u. 2. Heft S. 81—88. (Gekürzter Aufsatz desselben Verfassers aus der Frankf. Zeitung, I. Morgenblatt vom 19. Nov. 1910.) Vgl. auch Kurz II. Anm. S. 413. Das von Kurz zitierte Buch: Valvasor, Ehre von Crain, war mir nicht zugänglich.

Manche Umstände könnten allerdings dafür sprechen, daß Grimmelshausen den Bericht des Loretus, oder umgekehrt dieser die Schilderung Grimmelshausen gekannt habe, bevor sie im Druck erschien. So der im großen und ganzen gleiche Aufbau der Erzählung. Bei beiden wird die Reise nach dem Mummelsee mit den wunderbaren Erzählungen der Leute motiviert, von denen einige erzählt werden; sie beginnen mit den Sagen von den Wichtelmännchen, von Loretus „Pygmaei" genannt. Simplicius läßt sich von seinem Knän begleiten, der den Weg noch von der Zeit her kennt, als er vor den Kriegern des Duc d'Enghien in die Berge fliehen mußte (1644); der Jäger, welcher Loretus den Weg weist, ist vor mehreren Jahren auf der Jagd nach dem See gekommen.

Simplicius sieht in dem See „etliche Creaturen im Wasser herum fladern, die mich der Gestalt nach an Frösche ermahnten, und gleichsam wie Schwermerlein aus einer aufgestiegenen Ratquet, die in der Lufft ihre Würckung der Gebühr nach vollbringet, herum vagirten; und gleichwie sich dieselbige mir je länger, je mehr näherten, also schienen sie auch in meinen Augen je länger je gröſſer und an ihrer Gestalt den Menschen desto ähnlicher, weßwegen mich dann erstlich eine groſſe Verwunderung und endlich, weil ich sie so nahe bey mir hatte, ein Grausen, Schrecken und Entsetzen ankam."

Auch Loretus fällt die menschenähnliche Gestalt der den See bewohnenden Salamander- oder Stellionen-(Sterneidechsen)artigen Tiere auf; er meint, man könne versucht sein, dieselben für verzauberte Jungfrauen zu halten, wie ja auch von den Eidechsen und Grundeln die Sage gehe.

Simplicius läßt sich erzählen, daß es „im Schwartzen See Kroten gebe so groß als ein Bachofen"; auf der einen Abbildung der Kupfertafel, welche im „Mundus subterraneus" dem Berichte des Loretus beigegeben ist und sicher auf die Originalzeichnung des Loretus zurückgeht, sind mehrere große Molche und Salamander eingezeichnet; zweifellos verdanken sie ihre Riesengröße nur dem Ungeschick des Zeichners und seinem Bestreben, die Tiere deutlich wiederzugeben. Sollte die Erzählung Grimmelshausens auf ein Mißverstehen dieser fehlerhaften Perspektive zurückzuführen sein?

Ebenso auffallend ist es, daß Grimmelshausen wie Loretus im Anschlusse an ihre Beschreibung des Mummelsees auf den auf dem Gipfel des Pilatus gelegenen See zu sprechen kommen.

Die Abweichungen in den mitgeteilten Sagen sind die bei Volkssagen ganz gewöhnlichen Varianten und beweisen, daß Grimmelshausen und Loretus verschiedene Quellen gehabt haben; ob jener bereits vorhandene Aufzeichnungen, wie das angeblich im Kloster Allerheiligen aufbewahrte Sagenbuch, benutzt hat, läßt sich nicht feststellen.

Gewisse Verschiedenheiten lassen sich freilich dadurch erklären, daß Loretus die Sagen unverändert erzählt, wie der Volksmund sie ihm zutrug, Grimmelshausens Phantasie aber sie umgestaltet, manches wegläßt, anderes hinzufügt, mehrere Sagen zu einer einzigen vereinigt, wie der satirische Zweck seines Romanes es gerade verlangt.

Bei Loretus kommen die Seeweibchen („Nymphae") zum festlichen Tanze mit den Bauernburschen in die Gemeindestube („curia") von Kappel. Eine von ihnen wird trotz ihres dringenden Flehens zum See begleitet; die an ihr vollzogene furchtbare Strafe zeigt sich, wie sie vorausgesagt, an der blutigen Färbung des Wassers.

Grimmelshausen hat diese Sage mit der von dem Reiter, der seine geraubte Gattin in 77 Seen sucht und im Mummelsee findet, zu der von dem Männlein verschmolzen, welches sich zum See führen läßt, um ebenfalls sein entführtes Weib wiederzufinden.

„Als sie aber zum Mummel-See kommen, hätte sich das Männlein hinunter gelassen, doch zuvor den Bauren gebetten, er wolte darbey bis zu seiner Wiederkunfft oder bis er ihme ein Waarzeichen schicke, verziehen. Wie er nun ohngefehr ein paar Stunden bey dem See aufgewartet, sehe der Stecken, den das Männlein gehabt, samt ein paar Hand voll Bluts mitten im See durchs Wasser herauf kommen und etliche Schuh hoch in die Lufft gesprungen, darbey der Bauer wohl hätte abnemen mögen, daß dieses das Wahrzeichen gewesen, welches das Männlein zu geben versprochen, auf welche Geschicht dann der Bauer den See wieder quitiert und sich nacher Hause begeben hätte." (V. Buch, 10. Cap.)

Die über ganz Deutschland verbreitete, auch von Prätorius (siehe oben) berichtete Sage von der Hebamme, die zu einem kreißenden Seeweibchen unter das Wasser geholt wird, durch eine Reihe unterirdischer Gemächer geführt wird, ihres Amtes waltet und dann reich beschenkt entlassen wird, hat Loretus unter den Erzählungen eingereiht, welche ihn zur Reise an den Mummelsee veranlaßten. Grimmelshausen hat sich den Stoff für eine bessere Verwendung aufgespart; er stellt seinen Simplicius in den Mittelpunkt der Erzählung, indem er das Hebammenmotiv wegläßt. Bei Loretus bewirkt die Rute des Männleins, welches die Hebamme geleitet, daß die Wasser sich teilen und die beiden durchlassen; Simplicius erwirbt mit dem leuchtenden Stein, den ihm das Wassermännlein zuwirft, die Fähigkeit, „im Athmen das Wasser an statt der Lufft zu brauchen." So wird die Hebamme zu der Gebärenden, Simplicius zum Fürsten des Mummelsees gebracht. Auch der Ausgang ist ähnlich; die Hebamme erhält als Lohn eine Strohgarbe, welche sie in ihrer Angst wegwirft; zu Hause entdeckt sie, daß ein Strohhalm, der an ihr hängen geblieben ist, sich in Gold verwandelt hat. Simplicius wird mit einem Stein beschenkt, der ihm den Sauerbrunnen erschließen soll; er ver-

liert ihn durch Unachtsamkeit während seines Abenteuers mit den schwäbischen Waldbauern (s. S. 537, Anm. 2).

Aus dem Markgrafen von Baden, der nach dem Bericht des Loretus mit Geistlichen und Herren vom Hofe den See besuchte, aber von einem plötzlich auftauchenden Ungetüm vertrieben wurde, ist bei Grimmelshausen ein Herzog von Württemberg geworden:

„ . . . es fanden sich noch andere Baursleute, und zwar alte glaubwürdige Männer, die erzehleten, daß noch bey ihrem und ihrer Väter Gedencken Hohe Fürstl. Personen die besagte See zu beschauen sich erhoben, wie dann ein regierender Hertzog zu Würtemberg ꝛc. ein Floß machen, und mit demselbigen darauf hineinfahren lassen, seine Tieffe abzumessen; nachdem die Messer aber bereits neun Zwirn-Netz (ist ein Maß, das die Schwartzwälder Bauren Weiber besser als ich oder ein ander (Geometra verstehen) mit einem Senckel hinunter gelassen und gleichwol noch keinen Boden gefunden, hätte das Floß wider die Natur des Holzes anfahen zu sinken, also daß die, so sich darauff befunden, von ihrem Vornehmen abstehen und sich ans Land salviren müssen, massen man noch heut zutag die Stücken des Flosses am Ufer der See und zum Gedächtnuß dieser Geschicht das Fürstl. Würtenberg. Wappen und andere Sachen mehr in Stein gehauen vor Augen sehe."

Die Benutzung verschiedener Quellen tritt hier besonders klar hervor. Daß die Beschreibungen des Sees selbst große Ähnlichkeit miteinander besitzen, ist erklärlich. Den Weg, den Loretus zurückgelegt hat, können wir leicht mit Hilfe der zwar grob schematischen und fehlerhaften, aber doch anschaulichen Zeichnung, die er selbst angefertigt hat, verfolgen; er folgte einfach von Kappel aus dem Lauf der Acher. Den gleichen Weg hatte wahrscheinlich Grimmelshausen eingeschlagen. Vom Mummelsee begab sich Loretus nach dem südöstlich gelegenen Wildsee; Trenkles Angabe, daß seine Wanderung ihn bis zum Kloster Allerheiligen geführt habe, beruht auf einem Irrtum.

Die Schilderungen im „Simplicissimus" und im Werk des Athanasius Kircher verhalfen schnell dem See zur Berühmtheit; sie werden auch die Veranlassung gewesen sein, daß die beiden Väter der Gesellschaft Jesu Metz und Oosburg vom Jesuitenkollegium zu Baden-Baden, welche im Jahre 1683 vom Bischof von Speier mit der Visitation der zu dieser Diözese gehörenden Pfarreien beauftragt wurden, sich an den See führen ließen. Mit unerschütterlichem Ernst gingen sie an die Untersuchung, ob wirklich schwere Steine, die man in den See hinabwerfe, alsbald Sturm, Regen und Donner erzeugen könnten; sie fanden aber nichts derartiges und konnten mit Befriedigung ihrem Bericht über die Pfarrei Forbach und den Mummelsee hinzufügen, daß die Sache erdichtet sei[1].)

[1] Der ganze Bericht abgedruckt bei J. B. Trenkle, Beiträge zur Geschichte der Pfarreien in den Landcapiteln Gernsbach und Ettlingen. Freiburger Diöcesanarchiv XIV (1881) S. 173.

Auch der „Commentator" der Gesamtausgabe von 1684, dieser wohlmeinende, aber ungeschickte Enthusiast, scheute nicht den weiten Weg, sich in der Heimat des weitberühmten Simplicissimus persönlich umzusehen; dabei besuchte er auch den Mummelsee. Auf seine Reise spielt er in den holperigen Versen an, welche er dem 10. Capitel des V. Buches beifügt:

„. . . Einmal diß ist gewiß, der See ist nicht erdichtet,
Er ist nach Sattel-Art, auf hohen Berg gegründ,
Im Schwartzwald, wie ihm selbst, der dieses schreibt, besichtet,
Und dessen Zeugen auch, das gantze Renchen sind,
Ein Flecken, welchen einst, der Attila zerstöhret,
Als es ein Stadt noch war, darvon Fünffviertel Stund,
Im Wald auf einer Höh, worvon wir erst gehöret,
Sich zeiget dieser See, von ungegründen Grund,
Es hat viel seltzams sich, schon öffters da begeben,
Doch setzt man mehr darzu, wie es die Welt jetzt macht,
Daß auch Gewitter sich, daroben offt erheben
Kan wohl natürlich seyn, wann man die Höh betracht,
Zusamt dem dicken Wald, der Dämpffe an sich ziehet . . ."

Der Besuch des Kommentators in Renchen geht auch aus der bekannten Stelle im 2. Capitel des I. Buchs hervor, wo er von der „uralten, von Attila dem Hunnischen Tyrannen, hiebevor zerstörten Stadt" spricht, „woselbst noch die Stadt-Rudera zu sehen"[1]

[1]) Die Sage von der Zerstörung durch Attila ist im Orte jetzt vollständig erloschen. Auf den römischen Ursprung weist der Name „Römerstraße" hin, welchen die von Renchen durch den Wald nach Süden führende frühere (jetzt verlassene) Landstraße noch heute führt. In dem spitzen Winkel, in welchem die „Römerstraße" sich mit der heutigen Landstraße wieder vereinigt, etwa 1 *km* südlich von Renchen, liegt die sog. „Schweineweide", wo 1877 mehrere römische Eisenluppen (die in römischer Zeit landesübliche Handelsform des Eisens) ausgegraben wurden. 1894 wurde das Bruchstück eines Glasgefäßes und eine römische Schale aus grünlichem Glas gefunden (Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden, II. Teil, S. 3). Auf einem angeblich von einem Renchener Ratsherrn Buchard gezeichneten Plan von Renchen (1608—1618) führt auch die durch den Ort selbst laufende Straße den Namen „Römerstraße" und ein von einer Mauer umschlossenes Grundstück mit mehreren Gebäuden die Bezeichnung „Römerbauten". Das Original des Planes, welches sich im Besitz der Nachkommen eines ehemaligen Stabhalters der Gemeinde befand, ist vor zwei Jahren mit einer Truhe, in der sich noch andere alte Urkunden befunden haben sollen, bei dem Brande des Hauses mitverbrannt. Aus einer kurz zuvor von einem Schüler angefertigten Kopie, die wieder von Pfarrkurat Kistner (Freiburg), einem Nachkommen Grimmelshausens, kopiert wurde, ist nicht zu ersehen, ob die Bezeichnungen schon auf dem ursprünglichen Plane standen und von alter Hand herrühren. Daß sie nicht erfunden sein können, sondern mindestens auf eine sichere Tradition zurückgehen müssen, wird durch den Umstand bewiesen, daß ein Teil der Angaben anderweitig, z. B. durch die übereinstimmenden Namen der Feldlagen und Gewanne bestätigt wird. Der Plan zeigt, daß der Ort vor dem Dreißigjährigen Kriege einen bedeutend größeren Umfang hatte als heute; er war mit Mauern und Türmen umgeben, von einem herr-

Heinrich Kurz[1]) kommt auf Grund dieſer beiden Stellen zu der Annahme, daß der Kommentator — da ſeine dürftigen Mit-

---

ſchaftlichen Schloſſe überragt, auf dem der biſchöflich Straßburgiſche, von 1605 an der Württembergiſche Schultheiß ſaß; er beſaß ein mit beſonderen Mauern umgebenes „Bauernviertel", Pulvermagazin und Soldatenhäuſer. Ein neues Viertel war in den Jahren 1579—1618 entſtanden. Von alten Zeiten her hatten auch die Herren von Windeck in Renchen ein Schloß, welches nach dem Tode des letzten männlichen Sproſſen an die Tochtermänner des Jörg von Windeck, die Freiherren von Höfel (Hüffel) und von Fleckenſtein fiel. Noch 1763—1772 war eine Enkelin oder Urenkelin Grimmelshauſens, „Dorothea Grümelshaußerin zu Hagenau, die Einzige dieſes Nahmens und ſtamens", im Beſitz eines Fleckenſteiniſchen Erblehens zu Renchen, welches vermutlich ſchon Grimmelshauſen ſelbſt beſeſſen hatte (ſ. meinen Aufſatz in der „Ortenau" 1912: Nachträge zur Familiengeſchichte J. J. Chr. von Grimmelshauſens, S. 102 f.).

Im dreißigjährigen Kriege wurde Renchen teilweiſe durch Brand zerſtört; die Aufzeichnungen des Renchener Bürgers Johannes Litſch (im Beſitze von Herrn Gerichtsaſſeſſor Behrle in Mannheim) beſagen darüber folgendes:

„ . . . Item auff ſanct Jacobi Anno 1638 iſt die kyrch zu Renchen undt daß rothauß mit ſambt auff in dreyſig Hofſtetten abgebrändt worden, wie der Hertzog von ſäffel (Savelli) undt Generoll Götz ob Offenburg geſchlagen ſeyn worden.

Item auff den Neuen Jahrstag anno 1641 iſt daß ſchloß hie abgebrent durch den Obreſt Gromroſſen (von Rosen?).

Item auff daß Jahr Anno 1649 iſt der Fride Ihm Römiſchen Reich gemacht wordten Gott lob und danckh der auff ein Neyngehen Jahr lang (1668) gewehrt hat.

Item auff daß Jahr 1649 haben mier mit ſambt dem Oberkyrcher ambt dem Hertzog Eberhardt von wyrdtenberg wyderumb mieſſen huldigen undt der Cron ſchweden abſagen.

Item hat unßer Gericht Renchen einhundtert undt achzig burger vermecht aber in dem groſſen krieg ſeyndt ſie darauff gangen daß anno 1648 nit mehr blieben ſeyn dan auff ein ſiben zehen, ſeyndt alle geſtorben und verdorben.

Item es hat vor dem großen krieg acht blauglen (Hanf- oder Flachsſtampfmühlen, deren Hämmer durch die Waſſerkraft der Rench getrieben wurden; ſ. Simpl. VI. Buch, Cap. 11; über die große Bedeutung der Hanfinduſtrie für Renchen ſ. Zentner, das Renchthal und ſeine Bäder, Freibg. 1827 S. 247 ff.) hie gehabt, ſeyndt alle darauffgangen daß nicht eine bliben iſt."

Im Juli (19.) 1675 wurde das inzwiſchen wohl wiederhergeſtellte Schloß von Turenne mit dem Bataillon Bouillon beſetzt. Ich vermag nicht anzugeben, ob Grimmelshauſen, wie die früheren Schultheißen, ſeinen Wohnſitz noch auf dem Schloſſe hatte; jedenfalls iſt die Behauptung A. v. Kellers in der Allg. D. Biographie, daß das Wirtshaus zum Adler das Wohnhaus Grimmelshauſens geweſen ſei, kaum richtig; die Akten der Zeit nennen einen gewiſſen Georg Wörner als Beſitzer des „Adler".

1689 wurde Renchen durch die Franzoſen völlig in Aſche gelegt. Aus der Zeit Grimmelshauſens ſteht nur noch ein gründlich umgebauter Turm und die alte, durch die bekannte Mühlenordnung von 1667 berühmt gewordene Bann- oder Herrſchaftsmühle, in der vor wenigen Jahrzehnten noch die alten geſchnitzten „Kleienkotzer" in der Geſtalt von Fratzengeſichtern vorhanden waren; auch dieſe iſt im 18. Jahrhundert zu verſchiedenen Malen ausgebeſſert und mit neuem Dach verſehen worden. Von „Römerbauten" iſt heute keine Spur mehr erhalten; ich bin überzeugt, daß ſyſtematiſch angeſtellte Nachgrabungen manches wichtige Reſultat ergeben würden.

[1]) H. Kurz, Zur Geſchichte des Romans Simpliciſſimus und ſeines Verfaſſers. Beil. z. Allg. Ztg. vom 5. Aug. 1865 (Nr. 217).

teilungen über Grimmelshausen kaum vermuten lassen, daß er nach dessen Tode in Renchen biographische Studien gemacht habe — einmal — etwa mit Felßecker oder in dessen Auftrag — zu dem noch lebenden Dichter gepilgert sei, und daß dieser, wie Walter Scott in ähnlichen Fällen, seinen Besuch in die Berge geführt habe, um ihm das landschaftliche Kleinod seiner Gegend zu zeigen. Auch die fünf Viertelstunden, in welchen der Berichterstatter von Renchen zum Mummelsee gelangt sein will, sollen nach H. Kurz den strikten Beweis liefern, daß er aus sehr verblaßter Erinnerung schrieb, und die Wahrscheinlichkeit verstärken, daß der Besuch noch bei Grimmelshausens Lebzeiten stattgefunden. Ich vermag mich den Ausführungen Kurz' hier nicht anzuschließen.

Werden schon die durch sieben lange Kapitel ausgesponnenen phantastischen Mummelseeabenteuer als Fremdkörper in der Handlung des Romans empfunden, so fallen die Reise nach Rußland und die daran angehängten Erlebnisse, die Nachwirkungen der Lektüre des III. Teils des „Gusman" und anderer Reisewerke völlig aus dem Rahmen der Erzählung heraus; wie würden sie sehr gerne, wie das ganze sechste Buch des „Simplicissimus", vermissen. Auf die Quelle, die ihm als Vorlage für die russischen Schilderungen gedient hat, gibt Grimmelshausen selbst einen Hinweis im „Satyrischen Pilgram"; es ist hier vom russischen Verbote des „Tabaksaufens" und der darauf gesetzten Strafe des Nasenaufschlitzens die Rede, dessen Spuren man noch sehen solle, „wann wir anders ehrlichen Leuten, so kürtzlich von dorten heraus kommen, Glauben zustellen." Das Buch, aus dem Grimmelshausen seine Kenntnisse schöpfte, ist die wenige Jahre vor dem Simplicissimus, 1663, in dritter Auflage erschienene „Vermehrte Moscowitische und Persianische Reisebeschreibung" des Adam Olearius, fürstlich holsteinischen Rats und Hofmathematikers (in der fruchtbringenden Gesellschaft „der Vielbemühete"), welcher darin über die von Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein in den Jahren 1637 bis 1643 nach Rußland und Persien abgesandten Gesandtschaften berichtete; Olearius hatte an der Reise, an der auch Paul Flemming sich beteiligte, als Sekretär teilgenommen.

Die Stelle, auf die sich Grimmelshausen bezieht, steht auf S. 197:

„ . . . hat auff anhalten des Patriarchen der Großfürst den Toback Handel und Gebrauch im Jahr 1634 neben dem Privat Brandwein und Bier schencken, gäntzlich verboten. Die Verbrecher wurden auch hart, nemblich mit Nasen auffschlitzen und Staupenschlägen bestraffet, wie wir dann solche bestraffung an Mann und Weibes Personen gesehen."

An der russischen Grenze begegnen dem Simplicius „unterschiedliche abgedanckte teutsche Soldaten, vornemlich Offiziere" (V. Buch

20. Cap.); in der Reiſebeſchreibung des Olearius wird S. 26, bei der Erzählung des Überſchreitens der livländiſchen Grenze, berichtet: „Dieſer Tage begegneten uns auch etliche Krieges Officirer, ſo nach geendigtem Kriege von Smolensko aus Muſcow wieder zurücke kamen.“

Das Modell für den ſchwediſchen Obriſten, der den Simplicius von ſeinem Bauernhof nach Rußland lockt, ſpäter zum ruſſiſchen Glauben übertritt, ein Landgut erhält und dann Weib und Kinder nachkommen läßt, wird in dem Buch des Olearius mit Namen genannt; es iſt der Oberſt Lesley (S. 286).

Der Zar läßt Simplicius heimlich durch einen Strelitzen überwachen (V. Buch 21. Cap.); bei Olearius heißt es:

„ . . . es haben die Muſkowiter vor dieſem im Gebrauch gehabt, daß niemand von den Geſandten, noch deren Völcker jemahls ſo lange ſie in Muſkow geweſen, alleine haben außgehen dürffen, wann ſie ja nohtwendig auſſer dem Hauſe zu verrichten gehabt, hat ein Strelitze mit jhnen gehen müſſen“ (S. 36).

Noch einige Züge ſind der „Reiſebeſchreibung“ entnommen, z. B. die Stelle, welche von der Kleiderpracht der Ruſſen und der Sitte, koſtbare Gewänder aus „des Zaars Kleider-Behaltnüß“ zu leihen, handelt:

„Vor der Audientz Stuben mußten wir durch ein gewölbetes Gemach, in welchem rings herumb alte anſehnliche Männer, mit langen grawen Bärten, in güldenen Stücken und hohen Zobeln Mützen ſaſſen und ſtunden. Die ſollen Jhre Zaare Mayeſt. Goſen oder vornembſte Kauffleute ſeyn, die Kleidung aber gehöret in Jhre Zaare Mayeſt. Schatz und wird nur bey ſolchen Begängnüſſen heraus gegeben, und wieder eingeliefert“ (S. 32).

Auch das Schafgewächs Boramez (Simpl. V. Buch 22. Cap.) findet ſich bei Olearius wieder (S. 155).

Für die „Verkehrte Welt“ (Geſamtausgabe III, S. 268) hat Grimmelshauſen die Verſe, welche das armſelige Leben der lettiſchen („unteutſchen“) Bauern ſchildern (S. 114), mit einigen Änderungen übernommen:

| Olearius: | Grimmelshauſen: |
|---|---|
| „Ick bin ein Liffländiſch Bur | „Ich bin een arm Liffländiſch Buer |
| Min Levend werdt my ſur | Min Levent dat en werd mi ſuer, |
| Ick ſtige ub den Bercken Bohm | Ick ſtige op den Berckenbom |
| Darvan haw ick Sadel und Thom | Mack mi darvon Sattel en thom |
| Ick binde de Schoe mit Baſte, | Ick bind mine Scho mit Baſte, |
| Und fülle dem Juncker de Kaſte, | En füll dem Juncker ſine Kaſte, |
| Ick geve dem Paſtor de Pflicht | Ick gef dem Pfarrer ſine Pflicht |
| Und weth van Gott und ſin Worte nicht.“ | Und weet von Gott und ſinem Worte nicht.“ |

Ich habe beide Faſſungen einander gegenübergeſtellt, weil ſie ein Licht auf die Arbeitsweiſe Grimmelshauſen werfen; aus den ziemlich

starken Abweichungen scheint mir deutlich hervorzugehen, was wohl auch auf die anderen Entlehnungen zutrifft: daß Grimmelshausen nicht die Quelle selbst vor sich liegen hatte, sondern nach dem Gedächtnisse zitiert.

„Des berühmten Olearij Persische Reißbeschreibung" wird von ihm im 15. Capitel des I. Teils des „Vogelnests" zitiert (Kurz III, S. 395, 21).

Vielleicht hat Grimmelshausen für das russische Abenteuer des Simplicius auch noch die Mitteilung Martin Zeillers (606 Episteln, Marburg 1656 S. 356) benutzt:

„Und bezeuget Simon Schardius in epit. rerum gestar. sub Ferd. I. imp. daß zur Zeit des Schmalkaldischen Kriegs, ein Christer auß der Moskaw, dem Kayser Carolo V vier tausend Reuter versprochen habe, weil er aber, als der Krieg schon verbracht, und also zu spat kommen, hab er vom Kayser erhalten, daß er etliche Künstler auß Teutschland bestellen, und mit sich, under dem scheinbaren Titul, dieses wilde Land zu excoliren, nach Moskaw führen mögen. Deßwegen unter andern, Bawmeister, Buchtrucker, Poeten, Schlosser, und daran am meisten gelegen, Büchsenmeister bestellt worden seyn."

---

Man muß die Vorlagen kennen, um ermessen zu können, was der Simplicissimus im Vergleich zu der übrigen Literatur des 17. Jahrhunderts bedeutet. Grimmelshausen hat seinen Quellen noch das Beste, ja das Einzige entnommen, was sie überhaupt geben konnten, oft nur wenige Zeilen. Versucht man, tiefer in sie einzudringen, so wird man alsbald genug davon haben und das Buch weglegen; für den modernen Leser ist es schlechterdings unmöglich, durch die platten Predigten des Ägidius Albertinus, die pedantische Gelehrsamkeit des Prätorius, die humorlos polternde, übertreibende, mit Zitaten gespickte Satire Moscheroschs sich hindurchzulesen. Ich schließe meine Ausführungen mit den Worten, die der treffliche Heinrich Kurz, der Wiederentdecker Grimmelshausens, demselben in einer in der „Allgemeinen Zeitung" 1865 erschienenen, nur zu wenig bekannt gewordenen Folge von Aufsätzen gewidmet hat:

„Je mehr man sich mit Grimmelshausen beschäftigt, desto mehr wird man sich gedrungen fühlen, ihn für einen der bedeutendsten deutschen Schriftsteller bis auf die heutige Zeit herab zu erklären. Seine Gestaltungsgabe ist unvergleichlich, und von einer stets die Augen offenhaltenden Beobachtung unterstützt; die Assimilationskraft, womit er den nächsten besten Stoff, sei es aus dem umgebenden Leben, sei es aus einer ihm eben in die Hände gefallenen auswärtigen Novelle in seine Darstellung verarbeitet, erweckt wegen ihrer Leichtigkeit auch da Erstaunen, wo die Verschmelzung nicht so organisch wird; seine derb-realistische Auffassung steht mit einem romantisch-

phantaſtiſchen Flug in der glücklichſten Miſchung, die auch ſeiner Allegorie zuſtatten kommt; ſein mit den härteſten Geſchicken ſpielender Humor erinnert an die unter Beulen und Wunden lachenden Helden des Roſengartens und anderer deutſchen Heldenſagen, und ſein freier Geiſt ragt hoch aus den Banden ſeines noch immer mit der alten Dumpfheit kämpfenden Jahrhunderts empor. Seine Fehler gehören ſeiner Zeit, ſeine Tugenden ihm ganz allein. Noch heute fühlt man in ſeinen Schriften die befreiende Wirkung, die er auf die Zeitgenoſſen ausgeübt hat. Der Poet wird, unbeirrt durch ſeine Rohheiten, ſtets friſche Kraft aus ihm ſchöpfen, und der Kulturhiſtoriker wird nur durch ihn das deutſche Leben des 17. Jahrhunderts ganz anſchauend verſtehen."

---

# Adam Purwalder, ein Tiroler Dramatiker des 17. Jahrhunderts.

Von Ferdinand Joſef Schneider in Prag.

In der Bibliothek des kgl. böhmiſchen Landesmuſeums befindet ſich unter der Signatur 97 K 184 ein leider defekter[1]) Sammelband mit Dichtungen eines Tirolers namens Adam Purwalder. Der Verfaſſer bezeichnet ſich als „Burger zu Sillian" und hat ſcheinbar alle ſeine poetiſchen Erzeugniſſe bei Daniel Paur in Innsbruck verlegt. Chronologiſch nicht geordnet weiſt das Exemplar folgende Stücke auf:

1. Ein Geiſtlich ſchön new Lied / von vil groſſen barmhertzigkeiten / wunderwercken vnd Gnaden / ſo GOtt der Allmächtig den Menſchen / vnnd ſonderlich denen / ſo jhn geliebt / geehrt / gehorcht / glaubt vnd vertrawt haben / erzaigt hat. Im Thon: Die Gnad kombt oben her. Cantate Domino, Canticum nouum quia mirabilia, & magnifice fecit, Annuciate hoc, in vniversa Terra. Psalm 97. Esa. 12. 42. Geſtelt vñ gemacht durch Adam Purwalder / von Sillian. Getruckt zu Jnßbrugg / bey Daniel Paur. Anno M.DC.IX.

2. Ein Geiſtlich ſchön new Lied von der vnaußſprechlichen Lieb / Trew vnd Gnad / ſo Gott der Allmächtig vns Menſchen erzaigt vnd than / in deme / daß er vns von ſo ſchweren Erbſchuld / darinn vns unſer erſte Eltern / Adam vnnd Eua durch jhr erſte Sünd im Paradeyß brachten / mit ſo mancherley Leyden / Blutvergieſſung / vnd letſtlich gar mit dem allerbitterſt- vnd ſchmächlichſten Todt / am Stam deß H. Creutz erlöſt hat. Im Thon: O reicher Gott im Throne mit-

[1]) Ein vollſtändiges Exemplar habe ich noch nicht ermitteln können. Anfragen bei den öffentlichen Bibliotheken in Berlin, München, Wien und Innsbruck waren ergebnislos.

thail vns dein Genad / u. Geſtelt vñ gemacht durch Adam Purwalder / von Sillian. Getruckt zu Ynßprugg / bey Daniel Paur. M.DC.IX.

3. Historia Tobiæ mit ſeinem Sohn / Comödj weyß / in diſe Ordnung vnd Form geſtellt / durch Adam Purwalder / Burger zu Sillian. Getruckt zu Ynßprugg / bey Daniel Paur. M.DC.XXI.

Von einem zweiten, in dem Sammelband an erſter Stelle ſtehenden Drama fehlt der Titel und ein Teil der verſifizierten Vorrede. Ein Schlußblatt mit dem Vermerk: „Getruckt zu Ynßprugg / bey Daniel Paur. Cum licentia Superiorum. Anno, M.DC.XVI." gibt das Erſcheinungsjahr an und der Titel der Tragikomödie „Von drey ſterbenden Menſchen" läßt ſich aus einem Vers der Vorrede erſchließen. Ein in den mir vorliegenden Sammelband gleichfalls eingebundenes und 1627 zu Augsburg erſchienenes „Geiſtlich New Liedl uber die Hiſtoria von Jona / dem H. Propheten / vnnd den Niniuitern" dürfte kaum von demſelben Verfaſſer herrühren.

Ich habe einen Adam Purwalder in den landläufigen Literaturgeſchichten und Nachſchlagewerken vergeblich geſucht. Er fehlt auch in Spezialarbeiten, die ihn berückſichtigen müßten; ſo in Auguſt Wicks Diſſertation „Tobias in der dramatiſchen Literatur Deutſchlands, Heidelberg 1899", ferner in den dankenswerten Nachträgen, die A. L. Jellinek zu dieſer Abhandlung geliefert hat (Euphorion VII, 798 ff.), desgleichen in dem kurzen Abriß, den Minor von der Entwicklungsgeſchichte des Tiroler Theaterweſens gibt (Neudrucke 79/80, S. XLV ff.); auch Bolte, der das große Gebiet der Everymandramen mit ſcharfem Blicke muſtert (Einleitung zu Joh. Strickers „De Düdeſche Schlömer": Drucke des Vereins f. niederd. Sprachforſchung III. S. 1 bis 45) iſt Purwalders Name entgangen. Endlich hätte dieſer dichtende Bürgersmann als Ausſchreiber und Bearbeiter Hans Sachsſcher Dramen in Eichlers trefflichem Buch „Das Nachleben des Hans Sachs vom XVI. bis ins XIX. Jahrhundert" (Leipzig 1904) Erwähnung finden müſſen. Ich hoffe deshalb mit einer Charakteriſtik der beiden mir vorliegenden Komödien einen nicht unerwünſchten Beitrag zur Geſchichte des Theaters in Tirol zu liefern, das, wie Minor ſchon 1889 ausſprach, „dringend einer zuſammenhängenden Unterſuchung" bedürfte[1]).

Über die Perſönlichkeit des Dichters war wenig zu erfahren. Am Schluſſe ſeines erſten poetiſchen Verſuches (Nr. 1) wendet er ſich an den Leſer mit einer gereimten Entſchuldigung, die in die Verſe ausklingt:

„Dencket, daß ich ſey kein Poet,
Sonder was ich gedicht hab dar /
Im Sechzehenhundert achten Jar /
Nur als ein Knab von zwaintzig Jarn /

[1]) Neudr. Nr. 79/80, S. XLVIII f.

Und keiner hohen Schuel erfarn /
Doch weil mein erst Gdicht iſt diß Gſang /
Vnd ſchwer iſt aller anfang /
Nachs Sprichworts laut / ſo hoff auch ich /
Er werd deß mehr entſchuldigen mich."

Purwalder, der alſo keine Univerſitätsbildung genoſſen hat, muß nach ſeiner eigenen Angabe im Jahre 1588 geboren worden ſein. Der Geburtstag läßt ſich leider nicht feſtſtellen, da nach freundlicher Mitteilung des Herrn Pfarrers Hintner in Sillian das dortige Taufbuch nur bis zum Jahre 1589 zurückreicht. Späterhin kommt darin der Name Purwalder einigemal vor. Am 3. Februar 1617 wird getauft: „Katharina, Tochter des Adam Purwalder und der Barbara Aichholzer". Das Todesjahr des Dichters iſt, wie ſein Geburtstag, mir unbekannt.

Die „Tragoedj vnd Comoedj[1]) von drey ſterbenden Menſchen" gehört, wie ſchon der Titel beſagt, in die Gruppe der Everyman- oder Hecaſtusdramen. Die Tatſache, daß ſich ein ſchlichter, ungelehrter Tiroler Bürger aus dem Puſtertal an die Bearbeitung dieſes tiefſinnigen, halb theologiſchen, halb philoſophiſchen Stoffes wagt, verdiente allein ſchon Beachtung, wenn das Stück auch nicht, wie es in Wirklichkeit der Fall iſt, unter den zahlreichen Hecaſtustragödien eine gewiſſe Sonderſtellung beanſpruchen dürfte. In der Regel handelt ein Everymandrama gleich der alten engliſchen Moralität ſelbſt vom Tode des bußfertigen Sünders. Freilich fehlt es nicht an Bearbeitungen, die wie z. B. Heros' „Irdiſcher Pilger" (1562) den Tod des Unbußfertigen zum Gegenſtand haben[2]). In den franzöſiſchen Moralitäten, die dem engliſchen Everyman zeitlich vorangehen, wird häufig das Ende des geläuterten Sünders mit dem des verſtockten in Parallele geſetzt[3]). Eine ähnliche Bereicherung der Everymanfabel findet ſich auch in Georg Reypchens Spiel von den ſieben Weiſen. Aber mir iſt kein Hecaſtusdrama bekannt, das wie das Purwalderſche in drei Akten das Ende des Gerechten, des bußfertigen und unbußfertigen Sünders nacheinander behandelte. Unſer Poet ſcheint ſich ſeiner Selbſtändigkeit in dieſem Punkte auch bewußt geweſen zu ſein. Denn die Bitte um Nachſicht, mit der er ſich in der Vorrede an die Zuhörer wendet, begründet er wie folgt:

„Sonderlichen weil ich bißher /
Kein Comedj / (auſſer diſer)
Von drey ſterbenden Menſchen zhandt
Drauß ich hett beſſern verſtandt /

[1]) Am Schluß des Stückes ſteht: „Ende diſer Tragœdie vnd Comœdj."
[2]) Vgl. auch Bolte a. a. O. Einleitung S. 33.
[3]) Ebd. S. 16 f.

Holen künnen / gſehen / vnd nit mehr /
Dann nur bey fünff vnd ſechtzig Verß /
Drein ſeind / die ich auß andren guetn /
Tragedien zogen herzue /."

Das in den letzten drei Verſen enthaltene Bekenntnis darf freilich auf ſeine Richtigkeit nicht allzu ſtreng geprüft werden.

Das Stück zerfällt, ſeinem Inhalte entſprechend, in drei Akte und wird am Anfang und am Ende von einer interpretierenden Rede des Herolds eingefaßt. Die Pauſen zwiſchen den einzelnen Akten hatte Muſik auszufüllen. Das Perſonenverzeichnis führt nicht weniger als 46 Spielende an, wovon aber nur 34 im Drama zu Worte kommen („reymen") ſollten. Zur Vorſicht bemerkt Purwalder noch ausdrücklich: „doch mögen der nit Reymendē vil od' wenig / nach jedes orts gelegenheit vnnd gefallen gebraucht werden."

Nachdem der Herold geendet hat und die Muſik verklungen iſt, ſtellt ſich Frau Welt mit ihrer Geſellſchaft dem Publikum vor als Erweckerin üppiger Freuden. Darauf wendet ſich der erſte Teufel zum Sterbenden (dem Gerechten) und rät ihm, ſich der Welt und ihrem Gefolge anzuſchließen. Aber der Schutzengel warnt ihn davor. Der Teufel verſucht nun, den Gerechten ſeinem himmliſchen Beſchützer abſpenſtig zu machen, indem er ihm für den Fall, daß er den Lockungen des Engels Gehör ſchenken würde, ein von Kaſteiungen erfülltes freudloſes Daſein prophezeit. Der Todeskandidat aber weiſt den Verſucher ab und wird darauf vom Schutzengel zu weiterer Ausdauer ermuntert. Der Gerechte dankt Gott für den ihm geſpendeten Troſt und faßt neuerlich den feſten Vorſatz, nach dem Willen des Höchſten zu leben. Wiederum läßt nun der erſte Teufel ſeine Verführungskünſte vergeblich ſpielen und verſetzt ſchließlich den Armen in ſchwere Angſt und Pein, um ihn auf dieſe Weiſe kirre zu machen. Aber der Bedrängte fleht um göttlichen Beiſtand und abermals greift der Schutzgeiſt tröſtend und ermunternd in den Kampf ein. Nun tritt der zweite Teufel auf den Plan, um mit Schmeichelreden ſein Ziel zu erreichen. Doch der Gerechte ruft neuerdings zu Gott um Hilfe und wiederum tröſtet und ſtärkt ihn der Schutzengel mit dem Hinweis auf die ewigen Freuden. So bleibt denn auch der tapfere Todeskandidat gegen alle Anfechtungen gewappnet zum größten Ärger der Frau Welt, die ihn von ſich ſtößt mit den Worten:

WEil d vns ſo nicht wilt obediern,
So key dich nun von vns weck ſchier /
Du vnfletig langkweilger Knopff /
Oder ich gib dir noch ains an Kopff."

Von „allen Welte Kindn" verlaſſen und verfolgt, fühlt ſich nun der Gerechte einſam und elend

„wie ein ainſambes Vögelin,
Auch Spatz auff dem Tach / vnd wie ein /
Nachteül in jhrer Wohnung klein."

Da nähert ſich ihm der dritte Teufel mit ſeinen Einflüſterungen. Er will Hoffahrt in ihm erwecken und Ärger über die allgemeine Verachtung, die er ſich durch ſeine Frömmigkeit zugezogen. Aber auch diesmal überwindet der Gerechte mit Hilfe der tröſtenden Worte ſeines guten Engels die Gefahr. So kann ihm auch der vierte Teufel, der ſeine Habgier aufzuſtacheln ſucht, nichts anhaben. Selbſt der fünfte Teufel, der ihm eine ſchöne Frau vorführt, um ihn zur Fleiſchesſünde zu verleiten, ſieht ſich ebenſo betrogen wie der ſechſte und ſiebente. Nun ſchlägt der Tod den Ärmſten gar noch mit Krankheit und höhnend ſuchen ihn ſogleich die erſten drei Teufel an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln zu machen. Aber auch in dieſer ſeiner höchſten Not zeigt ihm der Schutzgeiſt den richtigen Weg. Der Tod befreit ihn endlich von ſeinen Leiden, die Teufel haben ihr Spiel verloren, der Schutzengel führt die Seele zu Gott, der ſie huldreich empfängt. Sie dankt ihm frohlockend für ſeine Gnade und ruft die heilige Jungfrau, alle Propheten, Apoſtel und Heiligen zur Lobpreiſung des Höchſten auf.

Welche Quelle Purwalder für dieſen Teil ſeiner Trilogie benutzt hat, vermochte ich bei der großen Beliebtheit und Verbreitung der darin verwendeten Motive nicht feſtzuſtellen. Deutlich tritt in der dramatiſch geſteigerten Schilderung des hart bedrängten und doch ſo mutig ausharrenden Kämpfers eine Lieblingsgeſtalt des Reformationszeitalters hervor: der chriſtliche Ritter[1]). Wiederholt wird das Verhalten des Gerechten im Stücke „ritterlich" genannt und an einer Stelle feuert ihn geradezu der Schutzengel mit den Worten an:

„Drumb nur du von Gott nit cedier,
Sonder ſteht Ritterlich pugnier,
Wider all Anfechtung gäntzlich"

Leichter als für den erſten Akt des Stückes iſt die Quelle für den zweiten aufzufinden. Er behandelt den Tod des bußfertigen Sünders, alſo das eigentliche Thema der Hekaſtusdramen und Purwalder hat ſich dafür, ſowohl was Technik als auch Dialogführung anlangt, den zweiten Teil von Hans Sachſens „Tragedia des jüngſten gerichtes" (1558) zum Vorbild genommen, das heißt er hat große Partien daraus wörtlich oder nahezu wörtlich abgeſchrieben, allerdings auch nach eigenen Intentionen manches an ſeiner Vorlage geändert. Im ganzen iſt ſein Experiment jedoch eher ein Plagiat als eine Bearbeitung zu nennen[2]).

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Der chriſtliche Ritter: Charakteriſtiken, Zweite Reihe, S. 1 ff.

[2]) Hans Sachs, hg. v. A. v. Keller XI, 406—415 (Bibl. d. lit. Ver. in Stuttgart 136).

Wiederholt hat sich der Nürnberger Meister des Stoffes der Everyman-Moralität zu poetischen Versuchen bemächtigt. Schon 1542 führte er dem Leser in einem Traumgedicht die Wertlosigkeit der irdischen Güter in der Sterbestunde vor Augen („Der Tod, ein End aller irrdischen ding"), 1549 hat er den Hekastus des Macropedius in deutsche Verse übertragen, 1556 die tiefsinnige Parabel von den drei Freunden, die den Kern der Everyman-Moralität bildet, seinem Gedicht „Die drey Freundt im Todt des Menschen" zugrunde gelegt, endlich hat er im zweiten Akt seiner Weltgerichtstragödie den halb geistlichen, halb philosophischen Stoff auf eigene Faust dramatisch bearbeitet und zwar, wie Bolte (Stricker, Einl. 31) richtig bemerkt, „nach dem einfacheren Schema des Münchener Spieles von 1510". Daß Purwalder gerade auf diese Bearbeitung des Hekastusstoffes zurückgreift, zeigt deutlich, wie populär zu Beginn des 17. Jahrhunderts Hans Sachs selbst bei der stockkatholischen Bevölkerung Tirols war. Wir hören aus einer anderen Quelle von einem alten „Spill Puch von dem jüngsten Gericht", das einer theatralischen Aufführung vom Jahre 1722 zugrunde lag und das Guido Görres durch Vermittlung des Kreishauptmanns Kern in Brunneck erhielt und als „Pusterthaler Bauernspiel" bezeichnet[1]). Mathias Jägers dadurch begründete Vermutung, daß die Comedy vom Jüngsten Gericht aus Altenmarkt (zuletzt 1781 aufgeführt), das umfangreichste eschatologische Stück aus dem gesamten deutschen Sprachgebiet, von Tirol nach dem oberen Ennstale gewandert sei, ist neuerdings von Reuschel stark gestützt worden. Interessant ist nun der Nachweis des letzteren, daß das Altenmarkter Spiel zum eigentlichen Gerüst Hans Sachsens Tragedia vom jüngsten Gericht hat und — wie ich Reuschels Verstabelle entnehme — vorwiegend deren zweiten Teil[2]). Es liegt hier ein neues Beispiel für die schon von Eichler (a. a. O. S. 59 ff.) stark betonte Einwirkung des Nürnberger Meisters auf das volkstümliche Drama vor und man darf bei diesem Zusammenhang wohl annehmen, daß Purwalder schon früh durch vermutlich weit zurückreichende Volksschauspiele ähnlicher Art auf den Stoff hingewiesen wurde, den er später für sein eigenes dramatisches Schaffen verwendet hat.

Zu Anfang des zweiten Aktes reicht uns der Dichter noch einmal eine Kostprobe vom Eigenbau. Der „ander Sterbendt", den wir uns wie bei Hans Sachs als Jüngling vorzustellen haben, tritt auf und sieht sich nach einem um, der ihm eine Neuigkeit hinterbringen

---

[1]) K. Reuschel, Die deutschen Weltgerichtsspiele des Mittelalters und der Reformationszeit, Leipzig 1906 (Teutonia IV), S. 184.

[2]) Ebd. S. 186 f.

könnte. Nicht ungeschickt wird damit das müssige Leben angedeutet, das der jugendliche Held zu führen pflegt. Ein Priester kommt ihm in den Weg, der sich in langer Rede über die Lasterhaftigkeit der Menschen ergeht, an den Tod und das jüngste Gericht erinnert und laut zur Buße ermahnt. Der Jüngling erkennt an diesen Worten den „Pfaff oder Münich" und wendet sich verächtlich von ihm in der vermessenen Zuversicht, daß für ihn die letzte Stunde noch nicht so bald schlagen werde. Eine nochmalige Belehrung des Geistlichen wird ebenso hochmütig abgelehnt. Nachdem Purwalder auf diese Weise das aus den Hekastusdramen bekannte Motiv der freventlichen Geringschätzung priesterlicher Warnung seinem Stücke einverleibt und für die Reden des jungen Mannes schon in dieser Partie ausgiebige Anleihen bei Hans Sachs gemacht hat, schließt er sich diesem im folgenden bis auf den Wortlaut an. Die Unterschiede, die er in dem nunmehr einsetzenden Wechselgespräch zwischen dem Tod und dem um Aufschub bittenden Todeskandidaten gegenüber seiner Vorlage (Keller XI, 408 bis 412) aufzuweisen hat, sind unbedeutend und verlieren noch dadurch an Wert, daß sich ihr Ursprung zum Teil aus einer anderen Dichtung des Nürnberger Meisters, von der noch die Rede sein wird, herleiten läßt.

Etwas selbständiger verfährt unser Poet, wenn er an Stelle des Satans, der bei Hans Sachs nur eine stumme Rolle hat,, drei Teufel auf die Bühne bringt, die sich bemühen, den Sünder durch Einflüsterungen zur Verzweiflung zu treiben. Das neuerliche Auftreten eines Priesters, der dem Sterbenden Trost zuspricht, verrät allerdings wieder engsten Anschluß an die Vorlage. Nur malt Purwalder die Reue und Bußfertigkeit des Todeskandidaten breiter aus als Hans Sachs und läßt — was bei diesem unterbleibt — den Priester dem Sterbenden durch Handauflegung die Absolution erteilen. Auch das Erscheinen von Engeln mitten im Stück, die tröstenden Worte, die der Schutzengel an den Sünder richtet, nachdem dieser die Lossprechung erlangt hat, sucht man vergebens im zweiten Akt von Hans Sachsens Tragödie. Auch schießt hier der Tod den Pfeil auf den Jüngling schon vor dessen Bekehrung ab, bei Purwalder erst nach ihr. Während ferner in der Vorlage der Satan seinem Zorn nur pantomimisch Ausdruck verleiht (Keller XI, 415, 32: „Der Sathan speit auß, geht zornig ab"), so gibt hier der erste und zweite Teufel seinen Unmut über die Rettung des Sünders in polternden Versen kund und der dritte Teufel beruhigt beide mit dem Hinweis auf eine „noch heut" bevorstehende neue Eroberung, wodurch zwischen dem zweiten und dritten Akt eine Brücke geschlagen wird. Der zweite Teil von Hans Sachsens Weltgerichtsdrama schließt damit, daß

die Engel den Leichnam des Jünglings von der Bühne tragen. Purwalder aber läßt, offenbar um die Tendenz seines Stückes dem Zuschauer recht eindringlich zu machen, wie den ersten so auch den zweiten Akt noch im Jenseits weiter spielen. Unter erbaulichen Reden befördern die Engel die Seele des Abgeschiedenen in den Himmel, wo sie von Christus mit der Ankündigung der ewigen Freuden huldreich empfangen wird und ihm mit warmen Dankesworten erwidert.

Die bekanntesten Motive der Hekastusdramen finden sich indessen erst im dritten Akt, der den Tod des unbußfertigen Sünders vorführt. Der reiche Mann tritt auf „sambt der Frau Welt / auch seinem Weib / Kindern / Gsellen / vnnd Diener". Aber kein Festmahl wie bei Macropedius, kein wüstes Zechgelage wie in Strickers „Schlömer" auch kein gehöriger Katzenjammer wie in Culmans „Spil, wie ein Sünder zuor Buoß bekärt wirdt" veranschaulichen bei Purwalder die weltlichen Gelüste des Helden — der lebendigen Ausmalung solcher Zustandsszenen fühlte sich sein dramatisches Können nicht gewachsen — sein Unbußfertiger kehrt als Haupttugend die Hartherzigkeit hervor. Er verweigert in schroffster Weise einem Bettler das Almosen und darin verrät sich wohl am deutlichsten die katholische Auffassung des Dichters, die eben zur Erlangung der ewigen Seligkeit der guten Werke nicht entraten kann. Erst als der Engel auf den Unbarmherzigen hinzutritt, ihn zur Einkehr auffordert und auf des Priesters letzte Predigt verweist, stellt sich der Verstockte auch ein Programm für sein künftiges leichtfertiges Leben auf:

„Ich laß mir halt solliches fein /
Gleich nicht starck angelegen seyn /
Sonder will noch heut disen Tag /
Vnd allzeit hernach ohne Klag /
Steht füeren / vnd üben danebn /
Ein Epicur- vnd mammonisch Lebn /
Ohn alle Sorg in Sicherheit /
In solcher frechen Frölichkeit [vgl. Keller XI, 407, 30]
Vnd mich also kurtz gerett gley /
Vmb niemandt Hoch noch Nieder key /.

Dieser edle Vorsatz allein genügt wie in Hans Sachsens „Tragedia" (Keller XI, 408) so auch hier dem Tod, um dem Leben des Stolzen das Ziel zu setzen. In den Hekastusdramen führt der Stoß, den der Engel dem Gottlosen versetzt, oder der Pfeil, den der Tod auf ihn abschießt, gewöhnlich eine äußere Erkrankung herbei: an der verletzten Stelle schwillt eine Beule an (Jaspar v. Gennep, Culman, Heros, Stricker: „In der Syden vól ick ein Swell"), hier fühlt jedoch der Getroffene einen großen Schmerz um sein Herz schleichen.

Wie in den meiſten Hekaſtusdramen wird nun auch bei Purwalder nach dem Arzt geſchickt und zwar übernimmt die Miſſion wie bei Jaspar von Gennep ein Diener. Der Doktor erſcheint, der Kranke bietet für ſeine Herſtellung jeden Preis an. Da reicht ihm jener, ziemlich überzeugt von der Unfehlbarkeit ſeiner Kunſt, ein Panacee für „drey Cronen". Aber das Tränklein verſagt, das Leiden wird ſchlimmer und nun erklärt ſich auch der Arzt außer Stande, gegen die höhere Macht anzukämpfen. Soweit ich ſehe, weicht hier Purwalder von den übrigen Bearbeitern des Hekaſtusſtoffes etwas ab. In Stephanis „Geiſtlicher Aktion" verlangt der Sünder auch den Arzt, was jedoch der Tod für unnötig erklärt, da kein Lillum Lollum helfe (Goedeke, Everyman, Homulus und Hekaſtus. Hannover 1865, S. 106), und bei Stricker weiß der Doktor ſofort, wie viel es geſchlagen (Bolte, Stricker S. 85 f.), auch in den anderen Dramen gibt der Arzt gleich bei ſeinem Erſcheinen wenig Hoffnung (vgl. Goedeke S. 50, 89), hier jedoch bietet er — wohl ein ſatiriſcher Hieb auf blutſaugende Medici — dem reichen Kranken zunächſt ſelbſtbewußt für „drey Cronen" ſein Panacee an und gibt erſt die Hoffnung auf, als dieſes nichts fruchtet. Auf dieſe Szene, die einigermaßen realiſtiſch gehalten iſt, folgt nun im Stücke eine ziemlich breit ausgeſponnene Allegorie. Die Perſonifikation abſtrakter Eigenſchaften auf der Bühne iſt in den Hekaſtusdramen nichts Seltenes. Üppig pflanzen ſich hier alte Traditionen aus den Feſtſpielen der Renaiſſancezeit fort.[1]) Schon im „Every-man" wird der Sterbende zum Schluß von der Schönheit (Beaute), der Stärke (Strength), vom Verſtand (Dyscrecyon) und von den fünf Sinnen (Fyve-wittes) im Stiche gelaſſen. Von den in den übrigen Hekaſtusdramen vorkommenden allegoriſchen Figuren hat Bolte ein überſichtliches Schema entworfen (Stricker, Einl. S. 44 f.). Purwalder hat ſich indeſſen für die rein allegoriſchen Partien ſeines Stückes keine der bekannten dramatiſchen Bearbeitungen des Hekaſtusſtoffes zum Vorbild genommen, ſondern Hans Sachſens 1542 entſtandenen Dialog „Der Todt, ein End aller irrdiſchen Ding" (Keller I, 460 ff.). Er ſchließt ſich dieſer Vorlage aufs engſte an. Zeile für Zeile begegnen wir wörtlichen Anlehnungen, ja viele Verſe Hans Sachſens ſind von Purwalder unverändert abgeſchrieben worden. Er hat ſeine Quelle eigentlich nur zu Regiezwecken bearbeitet. Die große Schar allegoriſcher Perſonen, die der Nürnberger in ſeinem Dialog aufführt, wird von dem Tiroler ſtark gelichtet. Das Erſcheinen der Laſter, der „Reue", „Bekanntnuß" und „Buß", ſowie der Trias (Glaube, Hoffnung, Liebe) unterbleibt bei ihm ganz. Zwei oder mehrere Reden der Vorlage verſchmelzt er zu einer einzigen. Bei ihm wendet ſich der

[1]) Minor, Neudr. d. Lit. 79/80. S. XXX.

Sterbende hilfesuchend an die „Jugendt", hierauf an die „Tugendt der Gesundheit vnd Staerck", während er sich bei Hans Sachs zuerst bei der „Jugendt", hierauf bei der „Schöne", dann bei der „Gsundheyt" und dann erst bei der „Sterck" nach Rettung umsieht. Während ferner bei Hans Sachs auf den Ruf des Todeskandidaten die „Kühnheit" in Person auftritt, erscheint sie bei Purwalder nicht, trotzdem auch hier der Sterbende nach seiner „Rittrschaft" verlangt; denn der Tod hält ihm sogleich das Nutzlose seiner Wünsche vor Augen. So leistet auch die „Kunst" bei Hans Sachs dem Rufe ihres Gönners folge, während sie bei Purwalder hinter der Szene bleibt, trotzdem der Sterbende auch sie als Helferin herbeisehnt; die „Tugendt der Weißheit vnd Treu" (die hier Hans Sachsens „Vernunfft" vertritt) überzeugt wie kurz vorher der Tod den Kranken von der Vergeblichkeit seiner Hoffnung. Und so hat denn auch Purwalder, um die Zahl der Spieler zu verringern, die Antworten, die bei Hans Sachs die „Welt", der „Adel" und der „Reichthumb" nacheinander auf die Fragen des Todeskandidaten erteilen, in eine längere Rede der „Frau Welt" zusammengezogen. Zwischen den Abgang der vorhererwähnten „Tugendten" und das Auftreten der „Fraw Welt" schiebt er jedoch die Begegnung des Sterbenden mit „Weib / Kindt / Freundt vnd Gsellen" ein.

Das Erscheinen der nächsten Anverwandten und besten Freunde am Krankenbette des vergeblich Hilfesuchenden wird in den übrigen Hekastusdramen mehr oder minder erfolgreich zur dramatischen Spannung und Steigerung ausgenützt; freilich ermüden da die einzelnen Dichter auch sehr oft durch die sich immer wiederholenden Fragen, die der Sterbende an verschiedene Personen seiner Sippe und Bekanntschaft richtet. Treffend hat es Bolte als eine „glückliche Abwechslung" bezeichnet, wenn Stricker einer mehrmaligen Befragung der Freunde durch den Todeskandidaten ausweicht, indem er diesen nur dem Vetter seine Bitte vorbringen läßt, der sie dann an die anderen Genossen weitergibt, und außer dem Vetter nur noch der Ehefrau, die an das Lager des Sterbenden eilt (Bolte, Stricker, Einl. S. 49, 52). Purwalder befleißigt sich an dieser Stelle einer noch größeren Konzentration. Das Weib ergreift für die ganze Sippe das Wort, um dem Kranken die gewünschte Hilfe rundweg abzuschlagen:

„O Liebster Gmahel höret an /
Daß wir all / vnd ich zu uoran /
Sehr geren Hülff theten gwißlich /
Aber wir können fürwar nicht
Damit scheid[n] wir jetundt einmall /
Von euch / doch wider zkommen bald."

Daß wir unſerem unbeholfenen Dramatiker dieſe Konzentration nicht etwa als einen glücklichen Kunſtgriff buchen dürfen, liegt auf der Hand. Gerade hier, wo eben ein anderer Schriftſteller mit nur einigem Sinn für Realiſtik die Gelegenheit ergriffen hätte, um Menſchen aus dem Leben zu zeichnen und ſei es auch nur mit jenem der ganzen Zeitdichtung eigentümlichen Minimum von individualiſierender Charakteriſtik: gerade hier gibt es für Purwalder — der kurz zuvor die undramatiſchen und trockenen Geſpräche der allegoriſchen Figuren zu unerquicklicher Breite ausſpann — kein längeres Verweilen.

Von „aller Welt" verlaſſen, kleidet nun der Hilfloſe ſeine brennende Sehnſucht nach dem Leben in die kühnen Worte des Nürnberger Meiſters:

„O wee / O Todt wer ich von hinn /
Daß ich dir lenger möcht entrinn /
O daß ich Adlers Flügel hett /
Daß ich mich ſchwung von diſer ſtett,
Auß deinen Zänen vnd Gewalt /
Etwo an ein weit orth geſtalt /
Ja biß zun Säulen Herculis /."

[Vgl. Keller XI, 409, 30—35].

Doch der Tod erinnert ihn in Verſen, die wiederum nur eine weitere Ausführung der Rede des Todes in Hans Sachſens „Tragedia" ſind (Keller XI, 410, 1 bis 6), an ſeine Macht, der nichts entrinnen kann. Während nun der Sterbende in heller Verzweiflung ſchreit:

„O Mordio / wee mir / wee mir /
Wo ſoll ich nun hinwenden mich /"

tritt ein Prieſter ungerufen ein und empfiehlt ihm, ſeine Gedanken von der Zeitlichkeit weg zur Ewigkeit zu wenden, ſeine Sünden zu beichten und „Auchs heilig Sacrament sAltars" zu nehmen. Aber daran denkt der Unbußfertige, deſſen ganzes Sinnen an der Welt haftet, noch immer nicht; gleichwohl will er ſich zur Beicht und Kommunion verſtehen, freilich nur „auß gmainer gewohnheit" und „wegen der Leüte". Darauf geht natürlich der Prieſter nicht ein:

„O, ſo jhr nit von Hertzen pur /
Euch ſchickt darzue / wie vor gſagt ich /
So iſts beſſer / daß jhr ſollichs /
Lohnd bleiben / dann ſolch Heiligthumb /
Vnd Brot / gehöret nicht den Hundn /
Noch den / ſos achten ghring vnd ſchlecht,
Sonder den Gottes Kinden recht /

Die darnach hungrig seyn gwißlich /
Und es kennen / drumb ichs euch nicht /
Kan noch will geben / d mit ich zwar /
Von euch Herr nimme vrlaub gar."

Der Tod kündigt nun dem Sünder an, daß sein Stündlein gekommen ist und er sich nicht weiter nach Hilfe umsehen dürfe.

Was jetzt folgt, kann immerhin als die dramatischeste Szene des markloſen Stückes gelten. Der Engel will den Verstockten noch in der Todesstunde zur Buße bewegen, aber der „dritte" Teufel rät ihm, sich Zeit zu lassen, da der Tod auf keinen Fall so rasch an ihn herantreten werde. Nach diesen Einflüsterungen zweifelt auch der Sünder wieder an dem baldigen Eintritt der Katastrophe, doch der Sensenmann greift ihn an, um ihm ein Zeichen vom Ernst der Stunde zu geben, und der Sterbende windet sich in neuerlichen Qualen und in Todesangst. Sein größter Schmerz bleibt aber trotz allem das Bewußtsein, von seinen Gütern und irdischen Freuden scheiden zu müssen. Nochmals mahnt der Engel zur Buße und wieder ersticken der „dritte" „ander" und „erst" Teufel um die Wette in dem Sünder jede Hoffnung, nach einem so lasterhaften Leben durch Bekehrung in letzter Stunde noch Vergebung zu erlangen. Sie raten ihm, sich ihnen doch ganz gefangen zu geben, da eine Rettung vor ewiger Verdammnis nicht mehr möglich sei. Zum letztenmal drängt nun der Engel auf Umkehr:

„Doch sich / noch man / vnnd sag dir ich /
Jetzt nun gar z letzt / bekehrst du dich /
Noch jetzt geschwind / so solt du noch /
Kommen zu Gotts Genaden hoch /
Thuests aber nun nit eylentlich /
So muest verdambt seyn ewigklich.

Aber der „Unbußfertig Gottloß" hat bereits alle Hoffnung auf Begnadigung verloren und bittet den Himmelsboten, ihm nicht durch Belehrungen die Qualen der Todesstunde noch zu verschärfen. Mit einem Monolog tritt der Engel „gar trawrig"ab und der Tod schießt auf den mit Verzweiflung Ringenden seinen Pfeil.

„Wolauff sehin / jetzt muest mit mir /
Was gilts du bist gestorben nun /
Das sehet nun jhr all herumb /"

Darauf zeigt er den gespannten Bogen den Zuschauern und läßt es an einem Hinweis auf den Weg alles Fleisches nicht fehlen.

Den Schluß seines Stückes hat der Dichter wiederum ins Jenseits verlegt. Er verzichtet indessen auf das im allegorischen Drama des 16. Jahrhunderts so beliebte Prozeßverfahren gegen die

ſündige Seele, trotzdem ſich ihm hiefür gerade an Hans Sachſens „Tragedia" ein typiſches Beiſpiel bot. Wenn Purwalder nicht ausſchreiben kann oder will, geht er immer ſehr ſparſam mit ſeinem poetiſchen Vermögen um; allerdings mußte er ſich wohl auch die primitiven Bühnenverhältniſſe ſeiner engeren Heimat vor Augen halten, die eine Überlaſtung mit theatraliſcher Handlung und ſpielenden Perſonen eben nicht vertrugen. So wird denn bei ihm die ſündige Seele vom Teufel geradenwegs zu Chriſtus gebracht, der ſie zur ewigen Verdammnis verurteilt. Frohlockend empfängt ſie darauf die hölliſche Schar und ſchleift ſie in den feurigen Pfuhl. Man fühlt ſich hier etwas an das tragikomiſche Ende von Johann Heros' „irdiſchem Pilger" erinnert, wo die Teufel die Seele des Verdammten in einem Sacke auffangen und nach Nobishaus befördern, „da man auf ſims die öpfel brett". (Goedeke, Everyman S. 103, 223).

Purwalders zweites Drama vom Jahre 1621 iſt eine Dramatiſierung des von Luther warm empfohlenen Tobiasſtoffes. Nicht nur auf proteſtantiſcher Seite bemühte ſich Hoch und Niedrig, die bibliſche Erzählung von den wunderſamen Geſchicken des alten und jungen Tobias zu einer poetiſchen Verherrlichung des Eheſtandes auszugeſtalten, unter der ſtattlichen Anzahl von Dichtern, die ſich dieſes Vorwurfs bemächtigten, erſcheint ſchon 1574 auch ein katholiſcher Schulmeiſter M. Sigismund Sollinger und gerade in Tirol, wo unter dem Schutze des ſelbſt dichteriſch veranlagten Erzherzogs Ferdinand das Theaterweſen mächtig aufblühen konnte, haben die Jeſuiten verhältnismäßig früh Tobiasdramen auf die Bühne gebracht. Für Innsbruck iſt die Aufführung einer „Comœdia sacra Tobai" aus dem Jahre 1583 bezeugt und 1585 wurde ebenda ein „Tobias" als italieniſche Oper gegeben[1]), ferner findet ſich im Bühnenrepertoire des Jeſuitengymnaſiums zu Hall ein Stück „Der fromme Tobias" vom Jahre 1601[2]). Wenn auch neuerdings die Anſicht, das Tiroler Bauern- und Volksdrama ſei erſt durch das Jeſuitentheater angeregt worden, wohl mit Recht beſtritten wird, ſo hat doch ſicher die volkstümliche Bühne aus den Aufführungen der gelehrten Patres ſtarke Anregungen erhalten und unmöglich iſt es nicht, daß auch Purwalder auf dieſem Wege zur Wahl ſeines Stoffes gelangte. Seine wohl einzige Quelle war wiederum Hans Sachs, der ſchon 1533 eine „Hiſtori Tobie mit ſeinem ſun" hatte erſcheinen laſſen, die 1602 zu Baſel mit einigen Abänderungen neu aufgelegt wurde. Purwalder hat aber,

[1] R. Reßler, Das Jeſuitendrama in Tirol (Progr. des k. k. Gymn. zu Brixen, 1906 S. 19 f.

[2] Reßler a. a. O. S. 26

wie aus dem Texte seines Stückes klar hervorgeht, die Originalfassung von 1533 benützt.

Dem Drama hat der Dichter eine sehr devote Widmung an seine Patronatsherrin, die Freifrau Ursula zu Wolkenstein und Trostburg vorangesetzt, die vom 14. Juli 1621 datirt ist und den religiösen und pädagogischen Gehalt des Tobiasstoffes rühmt. Auch über die Gründe die Purwalder bewogen, die biblische Erzählung zu dramatisieren, erfahren wir daraus Näheres: „An den jetzigen Weltkindern sich auch befindet / daß das Exempel nit zum wenigsten bewegt / auch vil Leüt die Historien vnd dergleichen / also in Reimen verfaßt vnd componiert / lieber und begiriger / dann sunst lesen / vnnd vernemmen." Deshalb habe er seine „ainfältige Comoedia zu richten vnd auf beschehene Bitt / vnd gnedigstes bewilligen / (meiner Hoch Geistlichen Obrigkait) hiemit also in offnen Truck zugeben vnd außgehen zu lassen / nit umbgehen wöllen." Das Personenverzeichnis des Stückes umfaßt 24 Mitspielende, also um 10 mehr als das des Hans Sachsschen Dramas. Freilich sind darunter auch die „Statisten" inbegriffen. So heist es: „Raguelis zween Knechte / redt der aine nicht" und „Raguelis 2 Haußmaidten / redt die ain nichts." Neben Nabat erscheint wie schon bei Hans Ackermann Tobias' zweiter Freund Achior. Die Handlung, die der Nürnberger Poet in fünf Akte eingeteilt hatte, zerlegt der Tiroler gar in neun. Eine Motivierung dafür wird man freilich nur stellenweise finden. Eine Heroldsrede eröffnet und beschließt das Stück wie bei Hans Sachs. Während der größeren Pausen hatte, wie aus den szenischen Anweisungen hervorgeht, Musik zu spielen

Ein Vergleich der beider Bearbeitungen des Tobiasstoffes lehrt, daß der Tiroler Dichter vielfach mehr Sinn für dramatisches Leben auf der Bühne zeigt als Hans Sachs. Wenigstens bemüht er sich stellenweise, dessen nur skizzenhaft entworfenes Stück sorgfältiger auszubauen. Er zeigt im Gegensatz zu seinem Vorbild vor allem eine gewisse Scheu, Personen, die angesprochen werden oder einen Befehl erhalten, stumm von der Bühne abtreten zu lassen. So erwidert Hanna, wenn ihr der Gatte einen Auftrag erteilt:

„Dein Will soll gschehen schnell vnd bald /"

oder

„Alßbalden solt du ghorsam habn /"

und Raguels Knecht nimmt den Befehl seines Herrn mit der Versicherung entgegen:

„Was jhr mir buolhn lieber Herr /
Will ich mit Freüd gchwind ghorchen gern /."

Auch läßt unſer Dichter gewiſſe Vorgänge, die Hans Sachs hinter die Szene verlegt, ſich auf ihr abſpielen. So werden bei Purwalder im erſten Akt die Armen auf offner Bühne geſpeiſt und auch das Hochzeitsmahl im ſechsten Akt findet vor den Augen der Zuſchauer ſtatt. Gleich den Anfang des Stückes hat der Tiroler Dichter weiter ausgeſponnen als Hans Sachs. Bei dieſem tritt der alte Tobias faſt gleichzeitig mit dem König auf und dankt ihm in längerer Rede für die Begnadigung; bei Purwalder erſcheint zunächſt nur der König, hält einen Monolog und ſendet einen Knecht nach Tobias aus. Dieſer begegnet dem Geſuchten noch innerhalb der Szene, verkündet ihm ſeine Rehabilitation und führt ihn zu ſeinem Gebieter. Von etwas geläuterterm Geſchmack zeugt es wohl auch, wenn der Tiroler den Vorwurf unterdrückt, den Hanna bei Hans Sachs und anderen Dramatikern ihrem blinden Manne macht, er habe ſie ungerechterweiſe des Diebſtahls einer Ziege beſchuldigt (Keller I, 139).

Zwiſchen den erſten Akt und den dritten, welch letzterer ſich inhaltlich zum Teil mit dem zweiten Akt in Hans Sachſens Drama deckt, ſchiebt Purwalder — übrigens genau ſo wie Hans Ackermann[1]) — die auch in anderen Tobiasdramen ſo beliebte Szene zwiſchen Sara und der ſtörriſchen Magd ein.[2]) Sara, Raguels Tochter, ſchilt und „ſchlegt“ die Magd, die ihr wiederum ſiebenfachen Männermord vorwirft. Bei Hans Sachs fehlt dieſe Epiſode oder beſſer geſagt, er verwertet ſie nicht dramatiſch, ſondern nur epiſch. Der Engel verſichert den jungen Tobias, daß das Gerücht, Sarah ſei eine Mörderin, nur von ihrer „hauß-meyd“ ausgeſprengt worden ſei (Keller I, 145 f.).

Eine vom dramatiſchen Standpunkt aus gewiß berechtigte Erweiterung ſeiner Vorlage hat Purwalder auch im vierten Akt vorgenommen. In beiden Dramen erkundigt ſich der alte Tobias nach der Herkunft des Fremden, der die Führung ſeines Sohnes übernehmen ſoll. Aber während bei Hans Sachs der erblindete Greis auf des Fremdlings Antwort, er ſei Aſarias, „deß groſen Hananie ſun“ (Keller I, 143) kein Sterbenswörtlein erwidert, ſondern ſogleich über die beiden Reiſenden ſeinen Segenswunſch ausſpricht, ſagt er bei Purwalder:

„Auß einem groſſen Gſchlecht du biſt /
Drumb / bitt ich mirs zu kainer friſt /
Verargen thue / daß ich alſo /
Deinem Geſchlecht nachgeforſchet do /.“

[1]) Bibliothek des lit. Vereins in Stuttgart CLXX, 24 ff.
[2]) Vgl. dazu Anzeiger f. d. Altert. V, 148.

Am stärksten weicht der Tiroler Dramatiker von seiner Vorlage in den Szenen ab, die im Hause Raguels spielen. Nachdem Raguel seine Gäste begrüßt und Hanna beauftragt hat, ihnen ein Mahl zu bereiten, bringt der junge Tobias in Hans Sachsens Drama fast ganz unvermittelt seine Werbung um Sara vor (Keller I, 148). Purwalder zeigt hier mehr Verständnis für die Zeitfolge der Bühnenvorgänge. Bevor der junge Tobias in seinem Stück mit der Werbung hervortritt, bezeugt er dem Begleiter seine Freude darüber, in eine so gute Herberge geraten zu sein, fragt er ihn um Rat, ob er gleich um Saras Hand bitten solle, und erst als der Engel seine Frage bejaht und Raguel seine Gäste zu Tisch gerufen hat, hält Tobias um das Mädchen an. Freilich daran, daß das Mahl schon fertig ist, ehe noch Hanna die Szene mit dem Auftrage ihres Gebieters recht verlassen hat, nimmt Purwalder weiter keinen Anstoß. Wie das Hochzeitsmahl so findet bei dem Pustertaler Dichter auch die schriftliche Abfassung eines Ehekontraktes, die bei Hans Sachs fehlt, vor den Augen der Zuschauer statt.

Dramatischer als sein Vorbild weiß Purwalder die Gefangennahme des Eheteufels „Asmodaeus" zu gestalten. Während bei Hans Sachs der Engel den stummen Satan einfach über die Bühne schleppt (Keller I, 150), frohlockt hier Asmodaeus über den ihm bevorstehenden guten Fang und jammert kläglich, als er sich durch die Macht des eingreifenden Engels überwunden sieht.

Auch in den folgenden Szenen hat Purwalder seine Vorlage stark abgeändert. Bei Hans Sachs liegt zwischen der Abreise des Engels, der Gabellus zur Hochzeit einlädt, und dem Eintreffen des neuen Gastes nur die kurze Spanne Zeit, die der junge Tobias braucht, um zehn, sage zehn Verse zu sprechen. Purwalder hat hier viel geschickter die Ladung des Gabellus und die Übergabe der Handschrift, also Vorgänge, die sich bei Hans Sachs hinter der Szene mit geisterhafter Geschwindigkeit abspielen, auf die Bühne gebracht. Seltsamerweise dankt auch bei dem Nürnberger der junge Tobias für Gabellus' Gruß und Segenswunsch mit keinem Worte, während er bei dem Tiroler gleichzeitig mit Raguel den Eintretenden willkommen heißt. Ebenso glücklich verbessert Purwalder auch im letzten Akt seine Quelle. Da eilt der heimkehrende Sohn mit frohen Worten Vater und Mutter entgegen, während er in Hans Sachsens leblosem Drama die Liebkosungen der Eltern über sich ergehen läßt, ohne eine Äußerung der kindlichen Liebe und Verehrung. Und so findet auch Sara im Hause ihres Schwiegervaters eine ganz stumme Aufnahme, während sie bei Purwalder vom alten Tobias herzlich bewillkommt wird. Ohne Frage verrät in solchen Szenen der Nachahmer einen besseren Bühneninstinkt als sein Vorbild und um dieser Vorzüge

willen darf man wohl seinem Stück die Bezeichnung einer „Bearbeitung" zubilligen; denn im übrigen wimmelt es darin von Hans Sachs-Versen, die dazu noch vielfach fast unverändert übernommen worden sind.

# Unbekanntes von Wieland.

Veröffentlicht von Bernhard Seuffert in Graz.

## 1. Mitteilung aus Wielands Jünglingsalter IV.

(Vgl. Euphorion Ergänzungsheft 3, 63 ff. Band 14, 23 ff. 227 ff.)

Professor Dr. Julius Brunner in Zürich hat mir aus dem Besitze der Züricher Stadtbibliothek im Januar 1909 zwei Handschriften Wielands mitgeteilt, die ich im Nachtrag zu meinen Prolegomena VI, 106 f. noch verzeichnen konnte. Ich habe vor 30 Jahren, als ich dort alle Wielandiana vorgelegt erhielt, sie nicht zu Gesicht bekommen, vielleicht sind sie erst inzwischen, etwa aus dem Geßnernachlaß dahin gelangt[1]). Ich hoffte, daß Brunner selbst sie veröffentlichen werde. Nun mein vielfach hilfreicher Freund gestorben ist, fällt die Aufgabe mir zu; denn es empfiehlt sich, den Text vor der Aufnahme in die Werke bekannt zu machen, weil er als Mittel zu Echtheitsbestimmungen dienen kann.

Die eine Handschrift umfaßt drei Quartblätter, ihr Inhalt lautet nach der mir allerdings nicht durchaus klaren Abschrift Brunners:

Zürich

Das 45 Stück der Freymüthigen Nachrichten, enthält eine recension der Abhandlung Von den Schönheiten des Noah, welche mehr Aufmerksamkeit werth ist, als die meisten Recensionen, deren wir seit einiger Zeit gewohnt sind. Ich halte es also nicht vor überflüssig den Hrn. Verfasser derselben dadurch meine Consideration für ihn zu bezeugen, daß ich ihn in einigen Stücken wo er ein wenig geschlummert hat, freundschaftlich zu recht weise.

Ich finde wenig bei den tadelnden Anmerkungen, über meine Abhandlung zu erinnern mit denen er, aus besonderer Gütigkeit ganz sparsam ist; denn mich dünkt, daß er auf die gleiche Weise noch sehr viel hätte tadeln können. — Ein paarmal ist er in den gewöhnlichen Fehler der deutschen Journalisten gefallen, und hat die Gründe bei seinen Urtheilen vergessen; es kann ihm nicht unbekannt

2 Vor Beginn in eigener Zeile gestrichen Es 6 nach Stücken gestr. in welchen ihre 7 nach hat, gestr. oder 8 tadelnden über gestr. sparsamen nach Anmerkungen gestr. zu erinnern 9 nach ist; gestr. ich müßte denn irren wenn ich glaube 12 nach vergessen; gestr. ohne Zweifel

[1]) Die Stadtbibliothek konnte mir im August 1911, als ich diese Untersuchung in Druck gab, keine Auskunft geben; Ende Dezember erhielt ich die Mitteilung, daß die Blätter doch dem Bodmernachlaß angehören müssen, da von einer nachträglichen Zuwendung nichts bekannt sei.

seyn, daß man diese Mode kaum den größten Geistern verzeihet, die von ihrem Scharfsinn, Geschmak und richtigen Prüfungsvermögen schon tausend Proben gegeben haben. Ich weiß zwar daß die Recensenten zuweilen nur tadeln, um ihre Unpartheilichkeit zu zeigen, ich weiß aber nicht in welcher Logik sie das gelernt haben.

Hr. M. hat auch Anmerkungen gegen verschiedene Stellen des Noah angebracht, diese sind von sehr ungleicher Art. Einige lauten so: **gewisse Redensarten könnten in einem Heldengedicht wol etwas anders gegeben werden; Sollte Raphael der taube** (im 12 Ges.) **nicht auf eine andere Art haben einen Glanz mittheilen können;** etc. Man siehet leicht daß man hierauf mit Ja antworten kann, ohne daß daraus folge, der Dichter hätte würklich in bemeldeten Stellen etwas anders sagen müssen, als er gesagt hat. Wegen der fremden Wörter und einiger in Deutschland nicht sonderlich gebräuchlicher Redensarten habe ich mich in der Abhandlung erklärt. Was nutzte es also einen nekenden Tadel zu wiederholen, der schon beantwortet worden war? — Einige von bemeldten Erinnerungen sind nach der Weise des berühmten Kunstrichters von Thracien. Zum exemp. Hr. M. bemerkt Bodmer und Wieland haben vergessen anzuzeigen wie das Schif habe herunterfallen können, da doch dichte Wolken mit allem Fleiß unter dasselbe gelegt gewesen, und das Ausspannen des himmlischen Netzes nur gedient die Geister zu fangen und nicht zugleich die dichten Wolken wegzunehmen. Ohne Zweifel werden die Wolken, die von den Satanen unter das Schiff gezaubert worden, zugleich mit [2] ihnen verschwunden seyn. Noch ein wenig schlimmer ist der Tadel, den Hr. M. von einem gewissen kunstrichterlichen Quidam bekannt macht, welcher es den Engeln zu einer abscheulichen Ziererei auslegt, daß sie bei der Erzählung der Schandthaten des menschlichen Geschlechts zurückgewichen um ihre vollkommen reine Unschuld nur nicht einmal durch das Anhören zu beflecken. Befleckt denn Raphael seinen Adel nicht durchs Erzählen, wirft der Kunstrichter ein? Nein, mein Herr! Raphael that was ihm Gott aufgetragen hatte, dieses war izt seine Pflicht; man befleckt seinen Adel nicht, wenn man seine Pflicht thut. Aber die Engel hatten keine Pflicht alles anzuhören, was Raphael sagte.

Endlich hat mir Hr. M. auch einige wenig bedeutende Einwürfe nachgesagt, welche er vielmehr hätte prüfen als nachsagen sollen. Ich **relevire** tausend Schönheiten in Noah, die manchem flüchtigern Aug entwischt wäre[n]; von diesen redt man nur überhaupt; ich tadle hier und da, vielleicht ohne genugsamen Grund, und dieses sammelt man fleissig zusammen und füllt eine ganze Seite damit. Wäre zum Exempel nichts gründliches gegen den Tadel der Stelle im 1 Gesang

> Schmeichelt euch nicht mit dem Wahn, ein Herz durch Liebe zu bessern
> Das zu bessern die Tugend mit ihrem Reitze zu kurz kam,

zu sagen gewesen? Setzt nicht eine so edle Liebe als diejenige ist, welche moralische Verbesserung bei den Liebhabern hervorbringt, Tugend zum voraus? Ist nicht eine solche Liebe so geistig als die Tugend selbst?

---

3 nach haben. gestr. Weil sich nun auf dergleichen Urtheile nichts antworten läßt zwar üdZ nachgetragen 5 auch über gestr. viele 6 ungleicher über gestr. verschiedener nach so: gestr. Könnte 13 nekenden üdZ nachgetr. 16 nach vergessen gestr. zu 20 nach werden gestr. also nach Wolken gestr. am nach den gestr. himmlischen Geistern 22 Noch ein wenig über gestr. Von gleicher Art von aR vor der Zeile nachgetr. 28 nach seine gestr. Brau [? Beru(f)?] 31 mir üdZ nachgetr. wenig bedeutende üdZ. nachgetr. nach Einwürfe vier unleserliche Worte gestr. 33 nach diesen gestr. ist 34 überhaupt über gestr. *en general* genug samen üdZ nachgetr. 37 nach Herz gestr. z 39 eine] Brunner las einer nach edle gestr. und geringe nach welche gestr. die

Es verlohnt ſich nicht der Mühe ſich länger bei Kleinigkeiten aufzuhalten. Ich komme zum Beſchluß der Recenſion, welcher wichtiger iſt, weil er den moraliſchen Charakter der Herren Schweitzer und den meinigen angreift. Hier Siehet ein überlegſamer Geiſt gar bald, daß Hr. M. der bißher einem wakern Leſer poetiſcher und critiſcher Schriften und beſcheidnen Mann gleich geſehen, durch irgend einen Affect, ſo benebelt worden, daß er alles untereinander wirft, und die Sachen ganz anders anſieht, als ſie ſind. Ich hoffe, es werde nicht geſchimpft ſeyn, wenn ich dem Hrn. M. eine So menſchliche Schwachheit beimeſſe, als ein allzugroßer Eifer um einen beleidigt geglaubten Freund iſt, zumal da ich ſo billig bin die ungeziemlichen Wirkungen derſelben nicht ihm ſondern nur der Natur des Affects zur Laſt zu legen.

[3] Hr. M. wirft den Herren Schweitzern (worunter er nur uns etliche wenige Kunſtrichter verſtehen kan) vor, daß ſie ſich mit Bitterkeit zu ſchimpfen gewohnt ſeyen; und ſetzt hinzu, auch ein Wieland, der doch von der Beſtimmung eines ſchönen Geiſtes geſchrieben, der habe ſich ſoweit herabgelaſſen mit Narren, Schöpſen, Prieſtern des Unſinns u. ſ. w. um ſich zu werfen. Dieſes verdient zunächſt eine Beleuchtung. Hr. M. wird erlauben ihn zu fragen, was die Herren Schweitzer damit zu thun haben, wenn ich in einer critiſchen Schrift dieſes oder jenes ſchreibe. Was hat er für einen Grund andere in den Vorwurf hineinzuziehen, den er mir macht? oder wenn er mit dieſem Miſchmaſch von Ideen die nicht zuſammengehören, zu verſtehen geben will, Hr. Bodmer habe Antheil an den Critiken, welche ich in der Abhandlung gemacht habe, mit welchem Grund will er dieſes Vorgeben rechtfertigen? Ich bitte alſo den Hrn. M. die Schweitzer ruhig zu laſſen und mir zu erlauben, meine eigene Schuld, wenn es eine iſt, allein zu tragen. — Aber — dieſes muß ich für die Herren Schweitzer und für mich fragen — wie oft man doch die Deutſchen noch werde lehren müſſen, was Schimpfen ſei, und wenn endlich einmal die Zeit kommen werde, da ſie die critiſche Gerechtigkeit, ohne welche die gelehrte Welt eine regelloſe Anarchie ſeyn müßte, von der Grobheit und von der falſchen Höflichkeit werden unterſcheiden lernen.

Wenn man Hrn. M. höret, ſo muß man glauben, ich werfe die Titel, die er zuſammengeleſen hat, ohne Unterſcheid und auf gerathewohl um mich her. Er iſt ein zu beſcheidener und billiger Mann, als daß er mir ſollte Unrecht thun wollen, aber gewiß, hier hat er ſich und mich ein wenig vergeſſen. Er wird mir doch eingeſtehen, daß es nicht geſchimpft ſei, wenn man einen Schöpf, Schöpf, und einen Stümper, Stümper heißt. Dieſe Wörter ſind eben dazu erfunden, diejenigen Creaturen, welchen die Definition eines Schöpfen oder Stümpers zukommt, damit zu benennen, um eine unnötige Weitläufigkeit zu vermeiden. Es

---

4 nach bißher gestr. ſo nach einem gestr. ſo 5 Leſer bis Schriften über zwei gestr. unleserlichen Worten 7 nach Sachen gestr. für etwas anſieht aus ſieht 8 Schwachheit über gestr. Affect Darnach gestr. ſchuld gebe 10 derſelben über gestr. deſſelben 11 nach legen. gestr. $1^3/_4$ unleserliche Zeilen 12 nach er gestr. nicht die 13 Schlußklammer fehlt ſich über gestr. der unanſtändigen Gewohnheit mit bittern Schimpfreden um ſich zu werfen ſchlechten Ruhm erwarben (ſich zu streichen wurde vergessen) 19 ſchreibe über gestr. thue nach Grund gestr. thue [?] 20 nach macht? gestr. und mit welchem Recht nach dieſem gestr. verworrenen 22 mit gestr. und unterpunktiert 24 nach eigene gestr. Sache 25 nach iſt, gestr. auch 25.26 dieſes bis fragen unten aR nachgetr. 26 nach oft gestr. wird noch werde üdZ nachgetr. 27 endlich bis da über gestr. werden ſie] Brunner hat für gelesen 30 werden üdZ nachgetr. 32 nach her. gestr. Hr. M. 34 hier über gestr. er er üdZ nachgetr. nach mich gestr hier nach vergeſſen. gestr. Wenn 37 Stümpers über gestr. Narren

kommt also darauf an, wer der ist, dem man diese Nahmen giebt, und ob er das ist, was sie bezeichnen. Hr. M. hätte beweisen sollen, daß ich jemand etwas beschuldigt habe, daß er nicht ist; als dann hätte er recht mich so abzumahlen wie er thut. Wie oft treffen wir diese Nahmen in den Schriften der großen Scribenten der Engländer, Schwifts und Pop's an; und welcher vernünftiger Mann hat gesagt Pope habe geschimpft, da er Tibbald, Dennys, Cibber, welche Dunse (d. i. Schöpse) waren, Dunse genannt hat. Quod est est.

[4] Es siehet also jedermann, worauf es hier ankommt. Wer sind dann die Leute, welchen die bemeldten characteres distinctivi. die sie von andern Arten der Erdbewohner unterscheiden gegeben werden. Hr. M. läßt die Leser im Zweifel, und wer die Abhandlung vom Noah nicht gelesen hat, könnte sich einbilden es möchten wohl wackere Leute seyn. Keine andere sind es als Gottsched und Triller, mit etlichen ihresgleichen, von denen schon längst **demonstrirt** worden, was sie sind, so daß man uns endlich erlauben kann, die Beweise auszulaßen. Und wer sind sie denn? Hr. M. Soll uns das sagen. Hr. Gottsched, sagt er, und seine Urtheile sollten gar nicht mehr die Aufmerksamkeit verdienen, daß ihrer in seinen Werken des Geistes gedacht würde. Kan man auch ärgers von einem Scribenten sagen. Erschöpft nicht dieses einzig Urtheil alle gelehrte Schimpfnahmen, die jemals aus Burmanns Feder geflossen sind? Nach Hrn. M. Urtheil, verdient Hr. Gottsched, Professor et Philosophiae et Poeseos in Leipzig, Mitglied der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin, wie auch des Instituti zu Bologna, der Gesellschaft der Arcadia in Rom, und was noch mehr ist Ehren Glied aller deutschen Gesellschaften in dem ganzen H. Römischen Reich, ein Mann, der sich den Lehrer Deutschlands, den deutschen Sophocles, Horatius, Corneille, Racine, Moliere u. s. w. nennen läßt, dieser große Mann nach Hrn M. Gedanken verdient nicht einmal mehr mit Nahmen genannt zu werden. Sein Gedächtnis verunehrt eine feine und witzige Schrift; er soll gehalten werden als ob er gar nie existirt hätte. Wann hat jemals ein Criticus aus der Schweitz oder anderswoher etwas von Hrn. Gottsched gesagt, daß diesen wenigen Worten des Hrn. M. an Nachdruck und Gewicht gleich käme? Ich lasse mich willig bekehren. Ich gestehe Hrn. M. daß er den Hrn. Gottsched weit besser demüthigen kann als ich; und ich werde mich wohl nicht irren, wenn ich Hrn. M. Urtheil diesesmal für die Stimme der ganzen deutschen Nation nehme; denn sonst würde er schwehrlich so dreiste reden. Ich werde mich künftig hiernach zu richten wißen, und es soll Hrn. Gottsched auf das Gutbefinden des Hrn. M. die Ehre nicht angethan werden, daß die Nachwelt von mir erfahre, er sei ein Duns gewesen. Ich fordre nun mit Recht von Hrn. M. und unsern Lesern, daß mir wegen

3 habe aus hatte nach so gestr. unanständig 4 nach thut. gestr. Hatt 6 Dennys über gestr. zum 7 d. i. über gestr. oder 9 nach Leute, gestr. aber nach bemeldten gestr. Ber [?] die sie üdZ nachgetr. 10 unterscheiden üdZ nachgetr. 12 nach bilden es nicht gestr. j 13 nach Triller, gestr. und 16 nach mehr gestr. von 17 feinen üdZ nachgetr. 18 nach sagen. gestr. Sind nach Urtheil gestr. so 20 nach Hr. gestr. Prof. nach *Professor* gestr. *Poeseos et Poeseos* in Leipzig üdZ nachgetr. 22 vor Gesellschaft gestr. *Acad.* Gess. 24 *Sophocles, Horatius* aR nachgetr. 25. 26 nach bis Gedanken udZ nachgetr. 26 nach verdient gestr. nur nach werden gestr. es 27 verunehrt über gestr. würde Schrift über gestr. verunehren 28 nach nie gestr. wäre nach ein gestr. Gegner 30 willig über gestr. gern 32 ich [vor Hrn.] aR für gestr. ich glaube nach Urtheil gestr. sei 33 für üdZ nachgetr. nehme üdZ nachgetr. 34 Ich über gestr. Hiernach werde aus werden mich über gestr. wir uns hiernach üdZ nachgetr. 35 nach und gestr. dem es soll üdZ nachgetr. darnach gestr. dem a. d. das Gutbefinden über gestr. nach dem Willen

Hrn. Gottſcheds und ſeinesgleichen keine Vorwürfe mehr gemacht werden, denn ſie fielen doch alle von mir auf meinen Recenſenten zurück. [5] Aber man hat mir noch andere gemacht, welche von mehrerem Belang ſind. Ich brauche wenig von Hrn. Stockhauſen zu ſagen; Hr. M. ſpricht, er habe eine ſcharfe Lauge bekommen; höflicher und richtiger wäre der Ausdruck geweſen er iſt wegen eines unverſchämten Machtſpruchs und Verdammungsurtheils, welches er über ein Werk, das der deutſchen Nation nach der Einſicht aller Kenner Ehre macht, unbeſonnener Weiſe gefällt, gebührlich in die Ordnung geſtellt worden. Er ſagt ferner: Hr. Stockhauſen iſt ordentlich von Hrn. W. herausgefordert worden. Das heiſt: Ich habe verlangt er ſoll ſein Urtheil beweiſen, wenn er glaube meine Critik nicht verdient zu haben. Im übrigen appellire ich an alle Vernünftige, welche den Noah und Mag. Stockhauſens 1 Brief und meine Abhandlung geleſen haben, Ich habe daſelbſt pag 402. Solche Gründe meines Verfahrens gegen dieſen Herren gegeben, welche mich gegen den Vorwurf der Tadelſüchtigkeit und Unbillig-keit, den Hr. M. auf mich wälzen zu wollen ſcheint, genugſam ſicher ſtellen.

Hr. M. geht weiter und wirft mir mit einer unzeitigen Exclamation vor, ich habe den Recenſenten des Noah in den Berliniſchen Critiſchen Nachrichten vom J. 1750 eben ſo mißhandelt. Ich habe alſo nach ihrem Urtheil, Mein Herr, den Hrn. Stockhauſen ſowohl als dieſen Recenſenten mißhandelt. Wie gut wäre es doch, wenn Sie das hätten lieber beweiſen als ſagen wollen. und wie leid iſt es mir daß Sie ſich nicht beſſer bedacht haben, ehe ſie ihren Credit ſo aufs Spiel geſetzt, und mit einer ganzen Rüſtung von Beſchuldigungen gegen mich ausgezogen ſind, von denen alle zuletzt Sie Selbſt treffen müßen, wenn unſere Leſer unterſuchen können. — Sie kennen vielleicht den Recenſenten, mein Herr, von andern und ſchönern Seiten als dieſe Recenſion iſt, er iſt wirklich ihr Freund. Dieſes erleichtert Ihre Sache einigermaßen. Aber ich kenne ihn nicht weiter als er ſich dort geoffenbart hat, und ich habe nichts mit dem Hrn. Ramler (damit wir ihn beim rechten Nahmen nennen), ſondern mit dem Recenſenten des Noah zu thun. Und worin iſt ihm dann zuviel geſchehen? Dieſer Recenſent giebt eine ausnehmende Hochachtung für den Noah vor und rühmt ihn überhaupt, wie die Deutſchen gewohnt ſind, himmelhoch; hierauf detaillirt er ihn und tadelt eine Menge Stellen auf eine abgeſchmackte Art, ob er ſich gleich nicht die Mühe nehmen mag, eine einzige Schönheit des Noah recht zu entwickeln. Dieſem Herren mußte ich antworten, weil ich wußte, daß ſein Tadel bei einigen Leuten von volatiliſcher Urtheilskraft [6] verkehrte Eindrücke gemacht. Seine Tadeleyen aber ſind von einer ſolchen Natur, daß ich ihm nicht anders als [auf] eine ſatyriſche Art antworten konnte, und wenn ich ſeine Recenſion itzo wieder beantworten müſte, ſo wüßte ich es vernünftiger Weiſe nicht anders zu machen,

---

2 doch üdZ nachgetr. 3 nach welche gestr.? 3.4 brauche wenig über gestr. will nichts 4 zu üdZ nachgetr. ſpricht über gestr. ſagt 7 nach Nation gestr. Ehre 8 unbeſonnener Weiſe gefällt aR nachgetr. 9 Das über gestr. was 10 nach heiſt gestr. das nur glaube über gestr. glaub darnach gestr. mit 11 appellire ich an über gestr. beruffe ich mich nach Vernünftige gestr. Leſer 12 den Noah u. üdZ nachgetr. 15 nach M. gestr. gern 16 nach geht gestr. und 17 den [nach habe] aus dem 19 nach Stockhauſen gestr. mi[ßhandelt] nach dieſen gestr. hier unbekannten 20 nach wollen. gestr. Wir 24 nach Leſer gestr. ſelbſt nach Herr, gestr. ſie wi[ſſen] 27 nach dort gestr. geh 28 ihn beim über gestr. einem Jeden ſeinen nennen über gestr. geben 29 Dieſer über gestr. Der 31 tadelt über gestr. macht 32 ob über gestr. da gleich über gestr. doch 35 nach von gestr. ſehr 37 ſeine über gestr. ihm Ho [?] dieſe 37. 38 nach beantworten gestr. wieder 38 vernünftiger Weiſe üdZ nachgetr. nach machen, gestr. denen ſeine und

wenn die Leser der Critik über ihn lachen, so ist er selbst schuld, so gut als immer ein anderes Object der Satyre. Ich behaupte, daß weder ihm noch irgend einem andern, der in oft gemeldter critischen Abhandlung seine Abfertigung bekommen, das geringste Unrecht geschehen sei, und erwarte den Beweis von denen welche der Welt das Gegentheil vorgeben. — Aber, sagen Sie, der Recensent hat dieses nicht um Hrn. Bodmer verdient. Wie kommen Sie wieder auf Hrn. Bodmer, der gar nicht hieher gehört? Die Frage ist ja nur ob Herr Rammlers Recension des Noah meine Critik verdient habe. Man muß mir aber, wie billig, zum voraus zugestehen, daß eine critische Versündigung gegen ein Werk wie der Noah ist, eine schärfere Ahndung verdient, als wenn die Sünde gegen ein Trinkliedchen begangen worden wäre. Die Gelaßenheit von der Sie reden, kann ich dem Recensenten wohl gönnen; ich wünschte aber lieber daß er, nach meiner guten Absicht, sich getroffen finden und bessern würde. Ich habe es an dem gehörigen Orte schon gesagt, ich muß es aber hier wiederhohlen. Wenn ich den Recensenten und Hrn. Stockhausen für sich allein betrachtet hätte, so wäre mir der eine und der andere nicht wichtig genug gewesen, mich mit ihnen aufzuhalten; es war aber um das Exempel zu thun und der einreißenden Licenz der Zeitungsschreiber und unreiffen Criticaster, die wie Pilze aus der Erde hervorzuwachsen anfangen soll und muß nach der Strenge der critischen Gerechtigkeit Einhalt gethan werden. Wir können mit gutem Gewissen keine neue Gottscheds aufkommen lassen. Dergleichen Mißgeschöpfe müssen im Saamen erstickt werden.

Sie, Mein Herr können nun sich selbst das Urtheil sprechen. Wer die schönen Wissenschaften liebt und begreift, daß Werke des Geistes, in denen der Witz zum Dienst der Wahrheit und Tugend gebraucht wird, dem menschlichen Geschlecht höchst nötig und nüzlich sind, wird die Critik für ein wichtiges Geschäft ansehen, und die nothwendigkeit der critischen Gerechtigkeit, welche zu definiren wir endlich einmal überhoben seyn sollten von selbst erkennen. Ein solcher wird beurtheilen und schimpfen nicht vermengen, und die Bemühung eines Menschen gut heißen, der aus Liebe zur Beförderung der Wissenschaften, sich der Wahrheit gegen das Ungeziefer des Parnassus annimmt. Sie haben Sich, Mein Herr, zum voraus auf eine Menge Titel gefaßt gemacht, die ich, wie Sie sagen, in Bereitschaft habe. Hier können Sie sehen, ob sie recht gemuthmaßet haben.

Wieland.

Diese Erwiderung gilt einer am 6. November 1754 in den Freymüthigen Nachrichten erschienenen Besprechung von Wielands Abhandlung über Bodmers Noah. Diese ist M. unterzeichnet und hat nach Hamel, Klopstockstudien 3, 67 Johann Georg Peter Möller (aus Rostock, später in Greifswald) zum Verfasser. Die Erwiderung ist nicht gedruckt worden; wie ich Prolegomena VI, 106 andeutete, hängt das mit der gleichzeitigen Entstehung der Geschichte Grandisons in

1 der Critik üdZ nachgetr. nach als gestr. iz 3.4 nach Abfertigung gestr.? 5 der Welt üdZ nachgetr. vorgeben über gestr. sagen 7 nach nicht gestr. in die ja nur üdZ nachgetr. 8 Rammlers gestr. und unterpunktiert 9 critische üdZ nachgetr. 11 nach Gelaßenheit gestr. kan ich 13 getroffen finden und üdZ nachgetr. 16 nach mit gestr. Ih 17 der über gestr. die 18 nach und gestr. der ha 19 nach anfangen gestr. muß 21 lassen üdZ nachgetr. 22 vor Sie etwa 2½ Zeilen bis zur Unleserlichkeit durchstrichen 23 nach des gestr. Witzes 26 definiren unter gestr. erklären 27 von selbst üdZ nachgetr. 29 vor Wissenschaften gestr. gefunden [?]

Görlitz zuſammen. Inzwiſchen iſt denn auch von Budde, Bodmer und Wieland, Palaeſtra 89, 120 ff., nachgewieſen worden, daß ihr weſentlicher Inhalt in einen 8. Brief zum Grandiſon überging.

Wielands Replik hat zwar etwas von einem Briefe an ſich, inſofern als Möller mit mein Herr angeredet wird, aber ſie paßte ſo nicht in den Grandiſon, weil ſie nicht in die Görlitzer Szene geſtellt iſt. Bei der Umarbeitung tritt nun Möller ſelbſt auf und trägt ſeine Anſichten vor, der Briefſchreiber, der als ich an der Unterredung teil nimmt, wiederholt in wenig geſchickter Weiſe einen Teil dieſer Äußerungen bei der Widerlegung, Grandiſon ſpricht Zwiſchenreden. So oder ähnlich muß die Replik umgeſtaltet worden ſein, ehe der 8. Brief zum Grandiſon an Gleim geſchickt wurde. Ob Wieland allein die Überarbeitung vorgenommen hat, wie der Brief an Gleim vom 9. 4. 55 anzunehmen erlaubt, oder mit Bodmer und andern Gehilfen oder ob dieſe allein, ſteht offen. Man muß bedenken, daß eine kritiſche Erwiderung, für die Freymüthigen Nachrichten, wie ſie Wielands Handſchrift enthält, einen andern Stil verlangt als das Grandiſonwerkchen, dem denn doch eine Art von künſtleriſcher Form gegeben werden ſollte und das außerdem durch die übergeordnete Figur Grandiſons Abſchwächung des Ausdrucks forderte. Zumal in dieſer Sache, in der die neue Verbindung mit Gleim und Berlin Rückſichten heiſchte.

Der Brief wurde aber nicht in das Buch aufgenommen; erſt ein Jahr ſpäter erſchien er als achter Grandiſonbrief bezeichnet in den Freymüthigen Nachrichten. Daß die Handſchrift des Briefes von Gleim nicht zurückgegeben worden oder ſonſt verloren gegangen und eine neue Faſſung auf Grund der Wielandſchen Replik von Bodmer hergeſtellt worden ſei, wie Budde S. 127 annimmt, halte ich für wenig wahrſcheinlich; was für ein Grund war 1756 da, die Sache neuerlich als Grandiſonbrief zu geſtalten? Neu kam für den Druck nur der Nachtrag dazu, der jüngſte Rezenſionen beantwortet.

Der Hauptgrund für die Unterdrückung der Erwiderung liegt übrigens nicht in deren Überarbeitung zu einem Grandiſonbrief, ſondern darin, daß dort angekündigt war, Wieland wolle nach dem Gutbefinden des Herrn M. Gottſched nicht die Ehre antun, der Nachwelt zu ſagen, Gottſched ſei ein Duns geweſen (4, 35). Dieſer Erklärung ſtand der Plan zur Ankündigung einer Dunciade entgegen. Oder auch: ſie löſte dieſen Plan bei Wieland oder ſeinen Freunden erſt aus. So würde ſich am beſten erklären, warum dem Satze der Erwiderung 4, 35: es ſoll Hrn. Gottſched .... die Ehre nicht angethan werden uſw. in der Dunciade S. 52 der Satz entgegengeſtellt iſt: Ich würde gerne von ihm ſchweigen, wofern er weniger ſchadete, wenn er unentlarvt bliebe. Die Dunciade iſt gleichzeitig mit den Grandiſonbriefen entſtanden, aber erſt nachher veröffentlicht worden (Göttinger Gelehrte

Anzeigen 1896, S. 496). Obwohl also der Kernpunkt der Replik geradezu dem Hauptziel der Dunciade widersprach, das die Bekämpfung Gottscheds und der Seinigen ist, so wurde doch etliches aus ihr in diese übernommen, wie Budde S. 184 kurz bemerkt.

Wir besitzen also 1. eine von Wieland geschriebene und unterzeichnete Erwiderung, deren Entstehung bald nach dem 6. November 1754 anzusetzen ist; wir wissen 2. von einem 8. Grandisonbrief, der für das im Mai 1755 erschienene Büchlein nicht benützt worden ist; wir kennen 3. Wielands Ankündigung einer Dunciade, die im Oktober 1755 ausgegeben wurde; und 4. einen 8. Brief des Grandison, der am 17. März und 7. April 1756 nebst einem Anhang erschien. Dazu kommt 5. das zweite Manuskript, das Brunner gefunden hat, ein Fragment auf einem Quartblatt. Sein Text zeigt Verwandtschaft mit Phrasen der Replik, könnte also Vorarbeit hiezu sein, hat aber auch Beziehung zur Dunciade, kann also zwischen der Replik und der Ankündigung liegen. Ich setze das Bruchstück her.

Es herrscht seit geraumer Zeit in den gelehrten Zeitungen und Monatschriften eine Licenz, welche nothwendiger Weise viel schädliche Folgen nach sich ziehen und die Ausbreitung der Wahrheit und des gesunden Geschmaks gewaltig hindern muß, wenn ihr nicht bald von Leuten Einhalt gethan wird. Einen großen Theil des Schadens, der schon angerichtet worden, haben wir Männern von Ansehen und Ruhm zu danken, die sich die Trägheit und Leichtgläubigkeit der Deutschen zu nutz zu machen wissen, und nach und nach biß zu der schimärischen und lächerlichen, aber der Wahrheit sehr hinderlichen Würde eines Despoten in der gelehrten Republik erhoben haben. Diese Herren, welche ihren Titeln und der Gewohnheit der Deutschen, den Werth der Schriften nach Pfunden abzuwägen, große Obligation haben, nehmen sich die Freiheit heraus über jede Schrift, die ihnen mißfällt, ohne Grund abzusprechen; Sie geben sich eine Mine der Gründlichkeit und sagen mit großem Wortgepräng so viel als gar nichts; Ihre Auszüge sind mager, unvollständig und öfters unrichtig; Vielmals sehen sie eine Schrift in einem willkührlichen und so ungeschickten Gesichtspunct, daß man entweder an ihrem Vermögen, die Absichten des Verfassers und die dazu gebrauchten Mittel zu beurtheilen, oder an ihrer Redlichkeit zu zweifeln genöthigt wird. Es ist einem Menschen von gesunder Vernunft ärgerlich, wie einer von diesen berühmten

Der Entwurf spitzt sich auf einen berühmten Namen zu; den konnte man dem Herrn M. nicht zuschreiben, mit dem sich die Replik beschäftigt; den hatte Gottsched, der Held der Dunciade. Also ist der Entwurf nicht Vorarbeit zur Erwiderung, sondern Mittelglied zwischen ihr und der Dunciade.

Aus den drei zweifellos echten Studien Wielands, Erwiderung, Entwurf, Dunciade, möchte man nun gerne die bestrittene Echtheit des

3 Ausbreitung über gestr. Aufnahme gewaltig üdZ nachgetr. 6 nach sich folgt in, das zu streichen vergessen wurde, dann gestr. noch in Deutschland *etablirt* und die kann auch der gelesen werden 7 nach zu der gestr. zugleich 11 nach heraus gestr. mit andern 12 eine über gestr. die nach Mine, gestr. als ob sie eine 14 nach sind gestr. ein unleserliches Wort 15 nach einem gestr. ungeschickten nach entweder gestr. zweif[eln]

1756 erſchienenen Grandiſonbriefes beweiſen, deſſen 1755er Faſſung durch Briefe für Wieland in Anſpruch genommen werden darf. Ich ſchicke voraus, daß ich an abſolute Freiheit der Wielandiſchen Schriftſtellerei von Bodmers Mitwirkung, ſo lange ein Dach ſie deckte, nirgend glaube; ich meine, daß Kenntniſſe, Einfälle, Urteile und ihre ſprachliche Geſtaltung ſich den Schreibtiſchgenoſſen noch enger ineinander fügten, als Goethe und Schiller die Xenien; jeder gab, jeder nahm, keiner wußte wohl genau, was völlig ſein war. Darum habe ich Prolegomena II, 62 empfohlen, Schriften dieſer Zeit auch dann in Wielands Werke aufzunehmen, wenn nur ſein Anteil daran vermutet werden kann. Den Verſuch Buddes, grammatiſch-ſprachliche Eigenheiten zur Entſcheidung zu benützen, mache ich nicht mit; denn die Druckereien ſind viel zu wenig treue Spiegel der Schreibweiſe des Autors, als daß volle und gekürzte Flexionsformen, die Schreibungen: fordern und fodern und dgl. Kriterien abgeben könnten; auch Klopſtock findet ſich z. B. in der Dunciade S. 33 neben dem häufigeren Klopſtock und ſoll doch wohl nicht beweiſen, daß gerade dieſe Stelle nicht von Wieland herrühre. Gewichtiger ſind ſtiliſtiſche Unterſchiede. Nur verſagen ſie hier, dünkt mich. Denn es iſt klar, daß jemand, der eine ſcharfe Replik, und jemand, der einen noch ſchärferen Angriff ſchreibt, eine lebhaftere Stilform anſchlagen muß, als der Schreiber eines Briefes, für deſſen Ausdruck noch dazu die gegebene Fiktion mehrerer Unterredner Rollen- und Situationsſtil forderte, der ruhigere Ton des nachträglichen Berichtes über ein verlaufenes Geſpräch und endlich die Einpaſſung in die Schreibweiſe des oder der anderen Verfaſſer der Grandiſonbriefe bewußt und unbewußt Richtung gab. Unter ſolchen Umſtänden wage ich es nicht, hier aus ſtiliſtiſchen Wendungen Verfaſſer zu ſcheiden, zumal ihnen ja für einen guten Teil des Inhalts das Thema in einer anders gearteten Schreibform vorlag, alſo die freie ſubjektive Ausdrucksweiſe gehemmt war.

Ich verſuche ohne Vollſtändigkeit, eine Vergleichung der verwandten Schriftwerke in der zeitlichen Ordnung, wie ſie äußerlich belegt iſt, ſo daß zunächſt die Sätze der Replik, dann des Entwurfes, dann der Dunciade in ihrer Folge ausgehoben und die Vergleichsſtellen aus dem Grandiſonbrief beigeſetzt werden. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß es ſich mehr um Ähnlichkeiten als um Gleichheiten handeln kann, daß zuweilen eine Phraſe, ein Gefüge ſogar in einen anderen Sinn übergehen kann.

| Erwiderung | Entwurf | Dunciade | Grandison 8. |
|---|---|---|---|
| (Beginn: Es ausgestrichen) | (Beginn: Es) | (Beginn: Es) | |
| 1, 2—4 . . . enthält eine recension . . welche mehr Aufmerkſamkeit werth iſt, als die meiſten. . . . Ich | | | S. 87 Ich fand in dieſer Rede ſo viel Ernſt, daß ich mir vornahm ihm eben ſo ernſtlich zu antworten. |

| Erwiderung | Entwurf | Dunciade | Grandison 8. |
|---|---|---|---|
| halte es also nicht vor überflüssig, den Hrn. Verf. . . . dadurch meine Consideration . . . zu bezeugen, daß ich . . . . | | | |
| 1, 10 Ein paarmal ist er in den gewöhnlichen Fehler der deutschen Journalisten gefallen, und hat die Gründe bei seinen Urtheilen vergessen. | 8, 11 nehmen sich die Freiheit heraus über jede Schrift . . . ohne Grund abzusprechen | | |
| 2, 3 Daß die Recensenten . . . nur tadeln, um ihre Unpartheilichkeit zu zeigen. | | S. 9 Sie glauben, die Gerechtigkeit erfordere, daß, wenn man lobt, man auch tadle; wie könnte man sonst unpartheiisch seyn? | |
| 3, 4 Sichet ein überlegsamer Geist gar bald, daß Hr. M. der bißher einem wakern Leser poetischer und critischer Schriften und bescheidnen Mann gleich gesehen . . . vgl. 3, 33. Er ist ein zu bescheidener und billiger Mann . . . | | | S. 86 Ein Mann von ernsthafter Mine im Priestergewande [Möller hat Theologie und Philosophie studiert; S. 108 heißt es: der Mann im schwarzen Rocke . . . bezeigte ein Verlangen nach einem längern Umgange mit uns . . . S. 109 unser neuer Freund. |
| 3, 12 Hr M. wirft den Herren Schweitzern (worunter er nur uns etliche wenige Kunstrichter verstehen kan) vor, daß sie . . . mit Injurien zu schimpfen gewohnt seyen . . . | | S. 10 Einer sagt dem andern den pöbelhaften National Vorwurf nach, die Schweizer seyn grob. | S. 87 so wenig erheben [die Züricher ihre Werke] durch das bittere Schimpfen, das man so oft von ihnen höret. Vgl. 108 die Grobheit . . . welche den Schweitzern . . . wie durch eine allgemeine Verabredung . . . angeschuldet wurde. |
| 3, 14 auch ein Wieland, der doch von der Bestimmung eines schönen Geistes geschrieben, . . . habe sich soweit herabgelassen mit Narren, Schöpsen, Priestern des Unsinns e. s. w. um sich zu werfen. | | | S. 87 Auch der von ihnen, der von der Bestimmung eines schönen Geistes geschrieben, . . hat sich so weit herabgelassen, daß er mit Schöpsen, elenden Schmierern, Priestern des Unsinnes, armseligen Sündern [richtig |

| Erwiderung | Entwurf | Dunciade | Grandison 8. |
|---|---|---|---|
| | | | Stümpern] und dergleichen mehr um ſich wirft .. Vgl. 88. Sie ſchreiben den Züricherm und dem Vertheidiger des Noah ein bitteres Schimpfen ... zu; und ſie können ... die Übernahmen Schöps, Prieſter des Unſinns ... nicht vertragen. |
| (3, 20 mit dieſem Miſchmaſch von Ideen). | | (S. 7 dem Pedantiſchen Miſchmaſch). | |
| 3, 26 wie oft man doch die Deutſchen noch werde lehren müſſen, was Schimpfen ſei, und wenn endlich einmal die Zeit kommen werde, da ſie die critiſche Gerechtigkeit, ohne welche die gelehrte Welt eine regelloſe Anarchie ſeyn müßte, von der Grobheit und von der falſchen Höflichkeit werden unterſcheiden lernen. Vgl. 6, 28 Ein ſolcher wird beurtheilen und ſchimpfen nicht vermengen. | | S. 11 Man gebe mir erſt eine richtige Erklärung der Grobheit. S. 8 Wer ſoll Lob und Tadel nicht nach Leidenſchaft oder übel angebrachten Egards, ſondern nach der genaueſten Gerechtigkeit austheilen? ... Iſt es Höflichkeit, die unmoraliſche, ſträfliche Höflichkeit, die uns hindert die Wahrheit zu ſagen? S. 5 die Anarchen des Unſinns ... ihr chaotiſches Reich ... | S. 107 Setze man die Pflichten der Höflichkeit ... ſo hoch als man will, ſo müſſen ſie doch allemal den Pflichten nachgeben, die wir zur Erhaltung des Geſchmackes, zur Beſtreitung des Unſinns, zur Beſſerung der Sitten haben. |
| 3, 34 Er wird mir doch eingeſtehen, daß es nicht geſchimpft ſei, wenn man einen Schöpſ, Schöpſ, und einen Stümper, Stümper heißt. Dieſe Wörter ſind eben dazu erfunden, diejenigen Creaturen, welchen die Definition eines Schöpſen oder Stümpers zukommt, damit zu benennen. | | S. 11 Kömmt nicht aller Vorwurf daher, daß ſie .. gewiſſe Perſonen und Sachen mit ihrem eigentlichen Nahmen ... nennen. | S. 106 Dieſes kan nicht geſchehen, ohne daß die Häßlichkeit der Sache einigemal Benennungen erfordere, die eben ſo häßlich ſind. |
| 4, 4 Wie oft treffen wir dieſe Nahmen in den Schriften ... Pop's an; und welcher | | S. 26 Dennis ... Pope | S. 106 Pope ... hat ſich ... herabgelaſſen, die Dunſias zu verfertigen, in wel- |

| Erwiderung | Entwurf | Dunciade | Grandison 8. |
|---|---|---|---|
| vernünftiger Mann hat gesagt Pope habe geschimpft, da er Tibbald, Dennys, Cibber, welche Dunse (d. i. Schöpse) waren, Dunse genannt hat. | | | cher er schlägt, haut, sticht und brennt. S. 107 der große Dennis der in nackter Hoheit da steht. |
| 4, 15 Hr. Gottsched, sagt [Hr. M.], und seine Urtheile sollten gar nicht mehr die Aufmerksamkeit verdienen, daß ihrer in seinen Werken des Geistes gedacht würde. Kan man auch ärgers von einem Scribenten sagen. | | | S. 87 Herr Gottsched und seine Urtheile sollten gar nicht mehr die Aufmerksamkeit verdienen, daß ihrer in seinen Werken des Geistes gedacht würde. S. 88 Herr Gottsched, sagen sie, und seine Urtheile sollten gar nicht mehr die Aufmerksamkeit verdienen, daß ihrer in seinen Werken des Geschmackes gedacht würde. Was kan man härters von Hrn. Gottsched sagen? |
| 4, 24 Gottsched ... der sich den Lehrer Deutschlands, den deutschen Sophocles, Horatius, Corneille, Racine ... u. s. w. nennen läßt | | S. 43 [Gottsched] beschloß, sich zu einem Lehrer Germaniens aufzuwerfen. S. 28 [Gottsched setzt sich] dem Corneille und Racine an die Seite, S. 44 zweifelte keinen Augenblick ... ein Sophokles, ein Horatz ... für die Deutschen zu werden. | |
| 4, 32 ich werde mich wohl nicht irren, wenn ich Hrn. M. Urtheil ... für die Stimme der ganzen deutschen Nation nehme; denn sonst würde er schwehrlich so dreiste reden. | | | S. 88. Wie wollen sie diese Härtigkeit, diese Beschimpfung ... anders rechtfertigen, als dadurch, daß es die historische Wahrheit sey, daß er sich so schwer versündiget habe. |
| 5, 4 Stockhausen ... habe eine scharfe Lauge bekommen ... Hr. Stockhausen ist ordentlich von Hrn. | | | S. 87 Stockhausen hat auch eine scharfe Laugen empfangen, und ist ordentlich herausgefodert worden. |

| Erwiderung | Entwurf | Dunciade | Grandison 8. |
|---|---|---|---|
| W. herausgefordert worden[1]). | | | |
| 5, 16 Hr. M. . . . wirft mir . . . vor, ich habe den Recenſenten des Noah in den Berliniſchen Critiſchen Nachrichten vom J. 1750 eben ſo mißhandelt. | | | S. 87 Das hätte . . . niemand vermuthen können, daß man Ramlern eben ſo mißhandeln würde. |
| 6, 17 der einreißenden Licenz der Zeitungsſchreiber und unreiffen Criticaſter, die wie Pilze aus der Erde hervorzuwachſen anfangen ſoll und muß nach der Strenge der critiſchen Gerechtigkeit Einhalt gethan werden. Wir können mit gutem Gewiſſen keine neue Gottſcheds aufkommen laſſen. Dergleichen Mißgeſchöpfe müſſen im Saamen erſtickt werden. | 8, 1 Es herrſcht ſeit geraumer Zeit in den gelehrten Zeitungen und Monatſchriften eine Licenz, welche . . . ſchädliche Folgen nach ſich ziehen . . . muß, wenn ihr nicht bald . . . Einhalt gethan wird. | S. 6 ſo lange man immer neue Dunſe aufwachſen läßt, ohne ſie in ihren erſten unglücklichen Verſuchen zu erſticken. . . S. 4 die Werke der . . . elenden Scribenten, die . . . wie Pilze aus dem Boden hervorgewachſen . . . S. 24 [es iſt] itzo mehr als jemals nöthig . . ., den unverſchämten erneuerten Bemühungen entgegen zu gehen . . . | |
| 6, 23 Wer die ſchönen Wiſſenſchaften liebt und begreift, daß Werke des Geiſtes, in denen der Witz zum Dienſt der Wahrheit und Tugend gebraucht wird, dem menſchlichen Geſchlecht höchſt nötig und nützlich ſind, | | S. 8 das Amt der philoſophiſchen Critik . . ., deren Cenſur der gelehrten Welt unentbehrlich iſt . . . Lob und Tadel . . . nach der genaueſten Gerechtigkeit austheilen . . . ſich den Mißgeburten des Unwitzes, der Peſt des verdorbnen Geſchmaks in Künſten die zur moraliſchen Beſſerung des Herzens abzielen, entgegenſetzen. | S. 108 Wenn man uns recht verſtehen wollte . . . und ſich zu dem Ende einige kleine Mühe geben, den Erklärungen, die wir an verſchiedenen Orten [über die Grobheit] . . gethan haben, nachzudenken, ſo könnte man leicht entdecken, daß es nichts anders als äußerſte Abneigung gegen Verſtellung und Schmeicheley, nichts anders als aufrichtige Liebe für |

[1]) Nebenbei: Nach Albert Becker, Beiträge zur Geschichte der Frei- und Reichsstadt Worms 1880 S. 251 hat ein Johann Christian Stockhausen in Lüneburg seinen guten Freund Wieland statt seiner zum Rektor des Lutherischen Gymnasiums in Worms empfohlen (Mitteilung meines Freundes Heinrich Heidenheimer). In welchem Verhältnis steht dieser Christian zu dem hier und sonst angegriffenen Verfasser des Kritischen Entwurfs einer auserlesenen Bibliothek Johann Christoph Stockhausen, der in Lüneburg Rektor war? oder sollte die Empfehlung einem andern Wieland gelten?

| Erwiderung | Entwurf | Dunciade | Grandison 8. |
|---|---|---|---|
| wird die Critik für ein wichtiges Geschäft ansehen, und die nothwendigkeit der critischen Gerechtigkit, welche zu definiren wir endlich einmal überhoben seyn sollten von selbst erkennen. 6, 30 sich der Wahrheit gegen das Ungeziefer des Parnassus annimmt. | | S. 81 [die Dunsen] für ein sehr schädliches Ungeziefer hält. | Wahrheit, Geschmack und Sitten ist |
| | 8, 5 Männern . . . die sich die Trägheit und Leichtgläubigkeit der Deutschen zu nutz zu machen wissen. | S. 5 dieses spricht . . . die witzigen Deutschen . . . von einer sträflichen Gleichgültigkeit und Trägheit nicht loß, welche sie in der Sache des guten Geschmaks zeigen. | S. 87 Zorn . . . zeiget ein gutes, von Vernunft und Tugend sehr gerührtes Gemüthe, anstatt daß die Gleichgültigkeit und Gemüthsstille bey eben dieser Gelegenheit nicht hoffen läst, daß man dafür stark eingenommen sey. S. 109 aber wenn ich die stille Ruhe und die Gleichgültigkeit in dem Streite über Geschmack und Sitten für anstößig halte . . S. 110. Ich wollte . . . fragen, wie man Geschmack in einigem hohen Grade haben, und doch zwischen Geschmack und Barbarey gleichgültig bleiben oder . . . sich des Geschmacks nur mit frostigen Gemüthe und ohne Munterkeit annehmen könne. S. 110 sich zu einer Parthey bekennen, aber mit einer gewissen Trägheit, mit kaltem Eifer. |
| | 8, 8 Würde eines Despoten in der gelehrten Republik. | S. 5 im Besitze des despotischen Ansehens im Reiche des deutschen Witzes. (Vgl. S. 2 eine Dictatur.) | |

| Erwiderung | Entwurf | Dunciade | Grandison I 8. |
|---|---|---|---|
| | 8, 9 Diese Herren .. geben sich eine Miene der Gründlichkeit und sagen mit großem Wortgepräng so viel als gar nichts. | S. 9 sie scheinen zu urtheilen, aber sie drucken sich so unbestimmt und zweideutig aus, daß man nicht eigentlich weis, ob sie loben oder tadeln wollen. Vgl. S. 7 Das kalte und unbestimmte Lob, welches die Zeitungsschreiber auszutheilen gewohnt sind. | |
| | 8, 14 Vielmals Sehen sie eine Schrift in einem willkührlichen und so ungeschickten Gesichtspunct, daß man entweder an ihrem Vermögen, die Absichten des Verfassers und die dazu gebrauchten Mittel zu beurtheilen, oder an ihrer Redlichkeit zu zweifeln genöthigt wird. | S. 21 Wer wird so unbillig seyn, und diesen guten Leuten schlimme Absichten beilegen? Ihr Fehler ist nur, daß sie die unrechten Mittel wählen . . . weil sie einen verdorbenen Geschmak haben, und sich der Kunst zu schreiben anmassen, die sie entweder gar nicht oder nicht von den rechten Meistern gelernet haben. Indessen thut doch dieser Fehler so viel Schaden, als ob sie die schlimmste Absicht gehabt hätten. | |
| | | S. 8 ist es Höflichkeit . . . die uns hindert die Wahrheit zu sagen, damit kein Feind derselben dadurch beleidiget werde, obgleich unser Stillschweigen der guten Sache würklich Schaden bringt? . . . Welch eine Höflichkeit, die mich hindert, gerecht zu seyn; die mich nötiget, dem zu schmeicheln, den ich verachten muß; die mich abhält, ihm durch seine Zurechtweisung einen wahren Dienst zu thun . . . wie will man es | S. 87 [eine Menge Leute] fodern . . . solche Pflichten der Höflichkeit für ihn, die man nur den Verdiensten schuldig ist . . . Ich kan die Kaltsinnigkeit gegen Unverstand und Bosheit vielweniger verzeihen als die Entrüstung gegen eben dieselben . . . S. 107 Setze man die Pflichten der Höflichkeit und des Wolstandes so hoch als man will, so müssen sie doch allemal den Pflichten nachgeben, die wir zur Erhaltung |

| Erwiderung | Entwurf | Dunciade | Grandison 8. |
|---|---|---|---|
| | | verantworten, daß man aus Achtung gegen unverbesserliche Thoren, der Wahrheit ihre Gebühr vorenthält? | des Geschmackes, zur Bestreitung des Unsinns . . . haben. |
| | | S. 16 Der verdorbene Geschmack pflegt mit der Verderbniß der Sitten zuzunehmen. S. 20 der Zusammenhang des guten Geschmaks mit den guten Sitten. | S. 87 Eifer . . . in dem Dienste der Sitten und des Geschmackes. S. 108 Es muß nothwendig dem Geschmacke und den Sitten zu großem Vortheile gereichen. S. 110 Wer für den Geschmack arbeitet, befördert die Sitten. |
| | | S. 29 so deutlich [die Handlungen Gottscheds] ihn als einen bittern Hasser der Wahrheit darstellen, so giebt es nichts desto weniger alberne Seelen genug, die ihm noch immer mit einer Zurückhaltung, mit einer Ehrerbietung begegnen, welche er nach den Regeln der Gerechtigkeit schlechterdings verscherzt hat. S. 76 ich weiß von einigen [der Wenigen, welche besser denken] daß sie es nicht wagen dürften, gegen den grossen Duns . . . aufzutreten, aus gegründeter Furcht, daß sie sich die heftigste Verfolgung zuzögen! | S. 108 hat ein Einsichtsvoller Scribent keinen bessern Grund einen Duns mitten in der Zeit, da er seine Blöße entdecket, zu ehren, als die Erwiederung von Ehre, die er von ihm erwartet, . . . Wenn denn ein wackerer Scribent auf diesen Rückschlag von Ehre, welche der Duns und seine Zunftgenossen, ihm zurück geben können, Verzicht thun will, . . . so verbindet ihn nichts weiter zu der Verglimpfung. |
| | | S. 81 Der Urheber der Duncias . . . wird sein Werk dem Publico . . . widmen, unbesorgt was es für Würkungen thun möge, da er daran genug hat etwas gerechtes und löbliches zu thun, und etwas, | S. 106 weiß ich nicht, wie man dem Publico mehr Achtung bezeigen könne, als wenn man beflissen ist, es vor dem Verderben des Geschmackes und der Sitten zu bewahren; |

| Erwiderung | Entwurf | Dunciade | Grandison 8. |
|---|---|---|---|
| | | welches in unſern Zeiten nöthiger zu ſeyn ſcheint, als irgend eine andere Art von Schriften. S. 82 alle wahren Patrioten . . . wiſſen, daß man dem Vaterlande keinen kleinen Dienſt thut, wenn man die Dummheit . . . angreiffet. | wenn man ihm dieſe Verderber zu kennen giebt, und ſie in ihrer eigenen ſchwarzen oder thörichten Geſtalt abſchildert. |

Die Zuſammenſtellung macht deutlich, daß die Erwiderung den Ausgangspunkt ſowohl für die Ankündigung einer Dunciade als für den 8. Grandiſonbrief bildet. Mit Möller beſchäftigt ſich nur die Erwiderung und der Brief, für den die Rezenſion neu eingeſehen und reichlicher exzerpiert wurde[1]). Das Thema Grobheit wird in drei Schriften behandelt, im Grandiſon ihr Gegenſatz Höflichkeit am ausführlichſten erörtert, während in der Dunciade er nur nebenher angeſchlagen iſt. Pope wird in allen dreien genannt, in der Dunciade und im Grandiſon breiter zur Rechtfertigung herangezogen. Gottſched iſt in der Replik und der Dunciade das Hauptziel; der Grandiſonbrief iſt etwas unperſönlicher. Der Entwurf endlich berührt ſich mit der Replik, trifft enger mit der Dunciade zuſammen, ſoweit das kurze fahle Stück eine Entſcheidung geſtattet, nicht unmittelbar mit dem Grandiſon.

Zur Beurteilung des Grandiſonbriefes mache ich auf ein paar Stellen beſonders aufmerkſam. In der Erwiderung heißt es: wirft den Schweizern vor, daß ſie mit Bitterkeit zu ſchimpfen gewohnt ſeien; im Grandiſon: Das bittere Schimpfen, das man ſo oft von den Zürichern höret . . . die Grobheit, welche den Schweizern wie durch eine allgemeine Verabredung angeſchuldet wurde; in der Dunciade: Einer ſagt dem andern den pöbelhaften Nationalvorwurf nach, die Schweizer ſeien grob. Hier iſt der Grandiſonbrief meines Erachtens Überleitung zur Dunciade. Ein andermal lieſt ſich die Dunciade wie eine Zuſammenſetzung aus Entwurf und Brief: Entwurf:

---

[1]) Man vergleiche z. B. zu Erwiderung 3,12 ff. und Grandiſon S. 87 die Anzeige M.s. Freym. Nachrichten 1754, S. 355 f.: So große Ehre die Herren Schweizer ihrer Nation durch viele vortreffliche Werke des Geſchmacks machen, ſo wenig erhalten ſie ſolche durch das bittre Schimpfen, welches man ſo oft von ihnen höret. Auch ein Wieland, der doch von der Beſtimmung eines ſchönen Geiſtes geſchrieben . . . hat ſich ſo weit herabgelaſſen, daß er mit Narren, Schöpſen, elenden Schmierern, Prieſtern des Unſinns, armſeligen Stümpern u. d. m. um ſich wirft.

die Trägheit und Leichtgläubigkeit; Grandiſon: die Gleichgültigkeit und Gemüthsſtille iſt anſtößig, die ſtille Ruhe und Gleichgültigkeit, mit Trägheit, mit kaltem Eifer; Dunciade: eine ſträfliche Gleichgültigkeit und Trägheit. Ich bin mir jedoch bewußt, daß dieſer Betrachtung eine zwingende Beweiskraft nicht inne wohnt.

Immerhin wage ich, meine Vorſtellung der verwickelten Schriftſtellerei folgendermaßen zuſammenzufaſſen. Die Erwiderung wurde teils durch den 8. Grandiſonbrief, teils durch die Dunciade erſetzt. Ich ſehe keinen hinreichenden Grund, Wieland nicht für den Verfaſſer des gedruckten Briefes zu halten; er hat aus Rückſicht auf das Koſtüm des Grandiſonbüchleins den Ton teilweiſe verändert, die Schärfe gemildert; Möller, der ſchon in der Replik mit Achtung behandelt war, ſollte vollends zum Freunde gewonnen werden, weil er ja Gottſched preis gab; das Thema Gottſched fiel zum Teil deswegen weg, mehr weil die Dunciade alles über ihn an ſich zog; die ſachliche, prinzipielle Erörterung über die von Möller beanſtandete Grobheit wurde beträchtlich gedehnt, falſche Höflichkeit als Gegenſatz dargeſtellt.

Gleichzeitig wurde die Dunciade in Angriff genommen, für die zunächſt Gottſched, dann, ſtatt des in der Replik mit ihm genannten Triller, Schönaich herhalten mußte, wozu vielleicht die unterdrückten Grandiſonbriefe Waſers und Künzlis benutzt wurden. Hiefür wurde alle Schärfe, die im Grandiſon abgeſtumpft werden ſollte, neu geſpitzt. Pope, der für den Brief exzerpiert war, wird dem Titel gemäß herangezogen.

Der Brief wurde nicht in das Grandiſonbuch eingereiht, weil man Ramler, der ſich um den Druck verdient machte, in Ruhe laſſen wollte (Göttinger Gel. Anzeigen 1896, S. 492 f.), vielleicht auch erfuhr, daß er nicht der Schreiber der Berliner Rezenſion war; oder weil das Büchlein überhaupt groß genug zu ſein ſchien. Nach der Dunciade wurde der Brief doch noch in die Freymüthigen Nachrichten eingerückt, zur Ergänzung der Dunciade, oder weil mit mehreren Rezenſenten abgerechnet werden oder weil ein fertiges Manuſkript nicht ungenutzt bleiben ſollte. Wohl hiefür erſt iſt er um die Ramler bekämpfende Stelle der Replik gekürzt worden. Die Vermutung, daß ſie im urſprünglichen Grandiſonbriefe enthalten geweſen ſei, gründet ſich nicht nur auf den Brief Wielands an Gleim, ſondern darauf, daß Möller im gedruckten Briefe noch die Ramler verteidigenden Worte ſpricht, alſo die Entgegnung Wielands darauf erwarten macht; ſie fehlt jedoch und das kennzeichnet die Erwähnung Ramlers an der früheren Stelle als nun überſchüſſigen Reſt der erſten Faſſung.

Außerdem iſt dem Brief jetzt ein Anhang beigefügt, der wegen ſeiner Berührungen mit der Dunciade von Wieland geſchrieben ſein kann. Es iſt zu beachten, daß es im Anhang S. 109 zwar des Ver-

ſteckſpieles wegen heißt: der Verfaſſer der Ankündigung der Dunciade mag für ſich ſelber reden, wodurch dieſer von dem ſchreibenden Ich unterſchieden wird; aber gleich darnach ſteht: übrigens wollte ich ebenſo wenig ... alle oder gleichſam alle zum Streit auffordern, was doch auf die Ankündigung S. 82 ſich beziehen muß: Ich lade alle wackern Leute ... ein, durch ihre Beiträge zu der Vollkommenheit meines Werkes behilflich zu ſein. Ungezwungene Erklärung muß Wieland für den Verfaſſer der Stelle halten, alſo des Anhangs.

Bis weitere Unterſuchungen, etwa die Hordorffs, den Gegenbeweis bündig erbringen, nehme ich ſonach alle dieſe Stücke für Wieland als den Hauptverfaſſer in Anſpruch. Daß die Züricher gemeinſam dachten und zuſammen arbeiteten, halte ich für ſicher. Die Züricher Schule oder Partei hatte weniger perſönlichen Ehrgeiz als ſachliche Leidenſchaft. Es iſt höchſt notwendig, daß die Forſchung ein umfaſſendes Bild von Bodmer und ſeinem Kreiſe zeichnet und die vorzüglichen Darſtellungen Bachtolds und der Verfaſſer der Bodmerdenkſchrift ergänzt, berichtigt, abrundet. Bodmers Bedeutung wird dabei ſteigen, auch Breitinger gegenüber, freilich auch ſein Mangel an Stimmungsgefühl und ſprachlichem Ausdrucksvermögen noch empfindlicher offenbar werden.

## 2. Nachtrag zu Wielands höfiſchen Dichtungen.

(Vgl. Euphorion 1, 520 ff. 693 ff.)

In dieſer Zeitſchrift 1, 714 habe ich die Vermutung ausgeſprochen, daß Wieland ſeinen Schüler und Fürſten Karl Auguſt öfter in Verſen angeredet haben dürfte, als mir bis dahin bekannt war. Nun macht mich Herr O. E. Mackall, der die Wielandausgabe mannigfach förderte[1]), auf den verborgenen Druck einer Kantate für den Herzog aufmerkſam.

Wilhelm Auguſt Piſtorius, nachmals Advokat bei Erfurt, gab in den Jahren 1772—1778 eine Zeitſchrift heraus unter dem Titel, 'Unterhaltendes Schauſpiel nach den neueſten Begebenheiten des Staats, der Kirche, der gelehrten Welt und des Naturreiches, vorgeſtellt. Erfurt, druckts und verlegts H. R. Nonne'. Der mir vorliegende Jahrgang 1775 enthält zumeiſt zeitgeſchichtliche genealogiſche Neuigkeiten, verzeichnet 'hohe Geburten und Todesfälle', Beförderungen, ferner einiges über Gelehrte und Literaten[2]), Anekdoten, Theaternachrichten, Berichte

[1]) Er verbeſſert auch den Irrtum Prolegomena VI, 109: die Cicerohandſchrift befindet ſich nicht in Boſton, ſondern in New-York.

[2]) S. 314 ſteht ein Brief Carl Friedrichs von Baden an Klopſtock vom 3. Auguſt 1774. S. 881 Notiz: Schubart, der Verfaſſer der Deutſchen Chronik kommt als Lehrer an das Philanthropin nach Marſchlins (das Stück iſt Ende Oktober

über Impfungen (mit Benützung von Wielands Merkur), Unwetter, Drillingsgeburten usf. Die meisten der 16 Stücke des Jahrgangs — sie werden als 'Aufzug' gezählt — werden durch ein Gedicht abgeschlossen; so steht S. 62 der Neujahrswunsch von Wagner aus dem Almanach der deutschen Musen, S. 120 Bürgers Lenore, S. 446 Jacobis Lied Wenn im leichten Hirtenkleide, S. 509 Zachariae An Herrn Ebert, als der Herzog von Braunschweig ihm ein Kanonikat geschenkt; S. 828 ein 'petrarchisches Sonnet' des 'berühmten' Alts Jagemann, des 'itzigen Bibliothekars und Lektors' der Herzogin Anna Amalie[1]) auf die beglückte Wiederkunft der Durchlauchtigsten Prinzen von Weimar italienisch und in deutscher Übersetzung u. a. m.[2]).

Mit den Weimarer Vorgängen befaßt sich die nachbarliche Zeitschrift auch sonst, so daß es sich lohnen wird, die übrigen Jahrgänge durchzusehen. S. 424 wird die Ernennung des Prinzen Friedrich Ferdinand Constantin zum Kapitän beim 3. Regiment von Oranien-Nassau gemeldet, S. 424 f. über die Reise der fürstlichen Brüder und die Verlobung Karl Augusts mit Luise berichtet. Und im 16. Aufzug vom Dezember 1775 S. 965 ff. steht ein Artikel 'Von dem Regierungsantritt und der Vermählung des Herzogs von Sachsen Weimar'. Der Herzog habe am 3. September die Selbstregierung angetreten, die verwitwete Herzogin als Obervormünderin resigniert; auf dem Fürstenhause leisteten die Ministers und Chefs der Collegien und Departements den Handschlag, dann wurden alle übrigen Herren Räte und Kavaliers vorgelassen. 'Es ward hierauf an verschiedenen Tafeln unter Trompeten- und Paukenschall gespeißt, und nach aufgehobener Tafel von der Fürstlichen Kapelle, eine auf diese feyerliche Begebenheit verfertigte Cantate aufgeführet, wozu der Hofrat Wieland den Text gegeben, und der Herr Kapellmeister Wolf die Musik gesetzt hatte. Sie ist zu schön, als daß wir sie hier nicht ganz abschreiben sollten.' Nach dem Text folgt ein Bericht über das Dankfest vom 10. September, über die Rede des Generalsuperintendenten Köhler, die in sechs vierzeiligen Strophen endet, über die Beförderungen, die

1775 ausgegeben; S. 881 f. Friedrich Johann Justin Bertuch wurde am 12. September 1775 zum geheimen Kabinetssekretär des Herzogs von Weimar ernannt usf.

[1]) Nach S. 880 wurde der vormalige Direktor bey dem Emmericianischen Gymnasio in Erfurt, Christian Joseph Jagemann zum Bibliothekar bei der Privatbibliothek Anna Amalias am 25. August 1775 ernannt.

[2]) Unter satirischen Sechszeilern, unterz. B., stehen S. 383 f. folgende zwei: Zeug. Wie das aussieht! bringst du nicht? Bah! ein neues Trevr-Licht, Wer wird mich nun lesen? Doch man ließ [liest] den Werther ja, der geschossen lieget da, Puff — — nun hier gewesen. — All' All'. All' All' hirnlos Göthisch Zeug Tollhausmäßig wär es gleich Muß der Deutsche lesen. Frisch Verleger! die Gebühr Frisch bezahle das Geschmier! Denn ich brauche Besen.

der Herzog am 4. und 12. September verfügte, über die Abreise des Herzogs nach Karlsruhe am 18. September, die Vermählung am 3. Oktober, die Heimkehr, den Empfang in Eisenach am 15. Oktober, in Erfurt am 17. Oktober, den Einzug in Weimar, die Bestellung des Grafen Görz zum Oberhofmeister bei der jungen Herzogin.

Die hier mitgeteilte Kantate Wielands war bisher nicht bekannt. Sie lautet:

[S. 966] Heil, Dir, grosser Wonnetag!
Unser Jubel, unser Seegen
Schallt Dir im Triumph entgegen;
Unsern Jubel, unsre Wonne
Hallt der ganze Himmel nach.
Heil Dir, schönster Sohn der Sonne!
Heil Dir, grosser Wonnetag!

Aus welchem Aug, aus welcher Brust
Glänzet, flammet nicht Entzücken?
O Du, zu segnen, zu beglücken
Dies Land, dies Volk, von GOtt erkohren,

**Amalia** Dir danken wir
Den grossen Wonnetag, die allgemeine Lust!
Du hast den Götterſohn gebohren!
Gebohren unsern **Carl August!**

Ewge Güte, die du ihn gegeben,
O vollende deinen grossen Plan!
Schau von deinem Thron Ihn segnend an,
Weyh' Ihn ein, zum wahren Fürstenleben.
Wenn Er nie von deinen Rechten weicht,
Dir an Weisheit, dir im Wolthun gleicht,
Ew'ge Güte, die du Ihn gegeben
O! Dann schau dein Bild mit Wohlgefallen an!

[967] Der Morgenröthe goldner Zeiten
Folgt nun der Tag. Seht, Bürger, über Euch
Seht euern **Carl August**,
Wie Er der Frühlings-Sonne gleich
Hervor aus Wolken bricht!
Die Wolken fliehn!
Und rings um Ihn
Wird Alles Leben, Alles Licht!

So eilt in Gottes Geschäften
Ein Engel zur Erden herab.
Er kömmt mit göttlichen Kräften
Er kömmt mit segnenden Händen
Den hohen Befehl zu vollenden
Den ihm der Ewige gab!

Nicht unbelohnt, erhabner **Carl August**
Weyhst du Dein Leben unserm Glücke:
Ein Titus, seines Volkes Lust,
Ließt seinen Ruhm in jedem Blicke,
Hat einen Thron in jeder Brust.

Ja bester Fürst, Du wirst indem du uns beglückest
Der Glücklichste von Allen seyn!
Ist nicht das Beste, was ein Sterblicher verdienen —
Ein Gott gewähren kan,
Ist nicht das Ebenbild der grossen **Carolinen,**
Ist nicht **Louise** Dein?

Bald wird **Louisens** Hand, am schönsten Deiner Tage,
Verschränkt mit Deiner Hand,
Das heil'ge Unterpfand
Des allgemeinen Glückes!
[968] O segne, Vater des Geschickes,
Dein grosses Werk, den seligsten der Tage,
Und dieses wonnevolle Band!

(Die Verse 1—7, 12—23, 32—37, 43, 44, 49—55 sind in Schwabacher Lettern gesetzt.)

Die gezwungene Phrasenhaftigkeit der Kantate erklärt sich wohl daraus, daß des Dichters Brust beengt war; sein Verhältnis zur verwitweten Herzogin war damals noch kein nahes; seine künftige Stellung zum nun regierenden Herrn war unklar; blieb der abgedankte Erzieher nichts als pensionierter Hofrat? wie wird der Schüler seine Lehren erfüllen? Danischmende ist beiseite geschoben. Wir wissen, daß Wieland an Ortsveränderung dachte. So war er zu einem Jubellied nicht gestimmt und schrieb gequälte Gelegenheitsverse. Es ist nicht verwunderlich, daß er sie nicht in den Merkur aufnahm wie die Wahl des Herkules; seine Zeitschrift bleibt über die Veränderungen in Weimar überhaupt stumm.

### 3. 'Zurechtweisung.'

In dem von F. W. Gubitz herausgegebenen Buche: Berühmte Schriftsteller der Deutschen . . . Bisher in keiner Sammlung. Erster Band. Berlin 1854. Vereins-Buchhandlung S. 244 f. (Goedeke, Grundriß[2] 9, 444 f. 58) steht unter der Überschrift Zurechtweisung folgende Mitteilung:

Wieland wurde bekanntlich von vielen jüngeren Literaten angefochten, die ihre erste Gluth für Himmels-[245]flamme und ihre Aussprüche für den Inbegriff aller Weisheit hielten. Einer derselben schickte ihm einst für seinen „Merkur" einen Aufsatz, der gegen diese Zeitschrift und Wieland selbst gerichtet war. Dieser ließ ihn zwar ohne vorläufige Antwort abdrucken, schickte dann aber dem Verfasser sein Manuscript zurück, nachdem er Folgendes darunter geschrieben:

„Willſt Du von Deinen Lehren wiſſen:
Wieviel nur Wort, wieviel Gehalt?
Wirſt Du den Wunſch erfüllen müſſen:
Sey erſt ſo gut und werde alt.
Wenn Feſſeln dieſes Lebens dann
So Willen Dir als That beſchränken,
Wenn's heißt: Wer darf ſtets, was er kann?
Wirſt mehr Du ſchau'n und minder kränken."

Ich habe dieſe längſt bekannten Verſe nicht in den Prolegomena verzeichnet, weil ich ſie nicht für echt halte, hätte allerdings einen Hinweis darauf machen ſollen. Das Ganze iſt wohl wie anderes in dem Sammelwerk aus einer Zeitſchrift entnommen[1]). Der Vorgang, daß Wieland ein Manuſkript — Entgegnungen gegen den Merkur gibt es mehr — abgedruckt und dann zurückgeſchickt habe, iſt wenig wahrſcheinlich. Sollten die Verſe wirklich von Wieland geſchrieben worden ſein, ſo hat er ſie entlehnt. Vielleicht kennt ein Mann von gutem Gedächtnis den erſten Druckort.

---

# Zur Motivgeſchichte von Schillers Romanze „Der Gang nach dem Eiſenhammer".

Von Oscar Wieſelgren in Upſala.

Wiederholt wurde von hervorragenden Forſchern die Bedeutung des Jeſuitendramas für die Entwicklung der literaturgeſchichtlichen Hauptmotive hervorgehoben. Ein kleiner Beitrag zur Beſtätigung dieſer Auffaſſung ſoll hier geliefert werden. Es handelt ſich um den Stoff der obengenannten Schillerſchen Romanze, den ich in der Perioche eines bayriſchen Jeſuitendramas vom Jahre 1688 (in einem Sammelbande der Stockholmer Bibliothek) gefunden habe. Der vollſtändige Titel des Schauſpiels lautet:

Innocentia de Calumnia victrix. Die von der falſchen Beſchuldigung obſigende Unſchuld. In einem Schauſpiel vorgeſtellet von dem Churfürſtlichen Academiſchen Gymnaſio der Societät Jeſu zu Ingolſtatt. Anno MDCLXXXVIII, den 3. und 6. September.

Der Text iſt lateiniſch und deutſch gedruckt. Ich laſſe den deutſchen Teil in genauer Wiedergabe folgen.

### Innhalt

An dem Luſitaniſchen Hof Königs Dionyſij wurde unter andern Edl-Knaben auch Anthelmus (alſo haben wir jhne genennet) erzogen / ſo wegen ſonderer Un-

[1]) Die meiſten Beiträge ſtammen aus dem Geſellſchafter. Anmerkung der Redaktion.

schuld deß Lebens bey der Königin vast beliebt / mit mehrerem Gunst vnd Gnaden angesehen ware. Dises hatte einen auß den Hoffbedienten / als einen mißgünstigen Neydhalß dermaßen geschmirtzet / daß er den unschuldigen Jüngling öffters bey dem König einer mit dessen Gemahl nit gar zu keusch gepflognen Freundschafft fälschlich bezichtiget hat. Wie er dann auch jhne mit seinen falschen Aufflagen in so große Gefahr gestirtzet / daß er beynahent das Leben in den Flammen eines Kalchoffen eingebiesset hätte / wann jhne nit sein gewohnliche Frombkeit vnd Andacht dem gewissen Todt entzogen hätte. Dann als er auff dem Weeg sich seinem Gebrauch nach was längers in der Kirche bey dem Gottesdienst verweilet / hat durch die liebliche Anordnung Göttlicher Vorsichtigkeit die jhme vermeinte Straff seinen eignen Gegner getroffen / seytemalen als Vascus der Mißgünstige Hof-Herr aus Begird zu wissen / ob Anthelmus zu grund gangen / sich bey dem Kalchbrenner eingefunden / vmb den Königlichen Befelch gefragt / wird er gähling für Anthelmum angesehen / ergriffen / vnd in den brinnenden Ofen geworffen / wie ers dem unschuldigen vermeinet hat.

## Prologus.

Der Neid wird durch aignen wider die Unschuld geschmidten Zungen-Pfeil verwundet.

## Pars I.

Scena 1. Vascus ein Mißgönner Anthelmi, verbindet sich zu dessen Unheil mit Levino vnd Berillo der Königin Kämmerling.

Sc. 2. Dionysius der König wird bey Erzehlung seines übel ausdeutig gehabten traum von Vasco zum bösen Argwohn verleitet.

Sc. 3. Anthelmus der Königin Edl-Knab / als er von Ausspendung deß jhme anbetrauten Allmosen zuruck kehret / empfanget von seinem zwar vnbekandt vnd verstalten Schutz-Engel wegen bevorstehender gefahr etwas noch verdeckte mahnungen.

Sc. 4. In dem sich vnderschiedliches reden von deß Königs traurigkeit bey Hof erhebet / wird ein tantz jhne zu erlustigen angestellet.

Sc. 5. Anthelmus bemühet sich neben abbittung auch scheinbarer Mißhandlung / Vascum seinen Ächter mit kostbarer Schankung zu versöhnen.

Sc. 6. Vascus entgegen / da andere mit der Jagd belustiget / vnterstehet sich bey dem König durch eben von Anthelmo empfangenes Geschenk neue Fahlstrick zu legen.

Chorus. Die unschuld von Schmach vnd Betrug häßlich entfärbet / tröstet sich wegen der von außen auffgetragnen schwärtze mit der innern gemüts schönheit

## Pars II.

### Die verurtheilte Unschuld.

Sc. 1. Vascus wegen glücklich wider seinen Gegner ablauffenden inzüchten gantz frewdig / hötzet Levinum vnd Berillum zu newer Gespunst an.

Sc. 2. Anthelmus, welcher zu dem König von dessen Gemahl geschicket / wird von jhme mit klarer Anzeigung widriger anmuthung abgewiesen / wird doch von andern verthätiget / vnd die jhme auffgebundene unthreu auff seinen Gegner geleinet.

Sc. 3. Da Vascus die Klagwort Anthelmi wegen scharpffer Königlicher Antwort mit falsch angenommen mitleyden anhöret / wird er selbsten von unverhoffter bottschaft vnd übel ansechenden zufahl verwirret.

Sc. 4. Zwey auß der Hof Dienerschaft legen deß Königs Unlust auff einander.

Sc. 5. Der König fasset newen argwohn wider Anthelmum.

Sc. 6. Auß dessen gelegenheit wachsen Basco die Hoffnung eines erwünschten außgang seiner nachstöllung / so jhme ein zauberische aussag vermehret.

Sc. 7. Die Königliche Printzen von der Jagt zuruck kehrend / entschließen sich bey dem Herrn Vatter für Anthelmo bittlich anzuhalten.

Sc. 8. Der König mit hindansetzung aller für Anthelmo eingewendten entschuldigung verurtheilet selben auß einrathung Basci zum todt.

Chorus. Die Unschuld von jhren Feinden mit newem Anfahl beläſtiget / wird sowol deren ledig / als mit verschidenen beyspil zur hoffnung bevorstehenden Glücks auffgemuntert.

## Pars III.

### Die erledigte Unschuld.

Sc. 1. Nachdem Basceus Anthelmo, als ob er wider zu gnaden kommen / fälschlich glück gewunschen / ruefft er jhm zu dem König.

Sc. 2. Die zwey Diener mit newer aufflag gegen einander verbittert / tretten in einen zwikampff / werden aber dardurch geschutzet.

Sc. 3. In dem Anthelmus auß Königlichem befelch zu dem Kalchoffen eilet / wird er von seinem noch unbekandtem Schutz-Engel zu nechster Kirchen angewiesen.

Sc. 4. Auß gewissen Anzeigen beredet sich Basceus fälschlich / Anthelmum seinen Feind nunmehr umb das Leben kommen zu seyn / wird aber gleich selbsten in den fewrigen Kalchofen geworffen.

Sc. 5. Durch einen zwischen den zwey Kämmerling der Königin entstandenen Zwitracht / hebt sich allbereit an die Unschuld Anthelmi zu entdecken.

Sc. 6. Der König / als er nun durch mehrere prob die Unschuld Anthelmi erkennet / strafft er sich seines Fellers.

Sc. 7. In dem die Königliche Printzen den todt Anthelmi betauren / werden sie von seiner unverhofften ankunfft erfrewet.

Sc. 8. Anthelmus wird dem König vorgestellet / von dem er mit frohlocken deß gantzen Hof-Stabs newe Geschenke vnd Gnaden empfahet.

Chorus. Die Unschuld wird vnder Glückwünschung deß gantzen Jugend-Chors als eine Überwinderin auff einen Ehren-Wagen gesetzet.

Der Syllabus actorum, der wie gewöhnlich dem Periochentexte beigegeben ist, zählt nicht weniger als 103 Namen auf; selbstverständlich aber haben die Meisten der Auftretenden nur Statistenrollen gespielt. Als eine Eigentümlichkeit mag ferner bezeichnet werden, daß in dem Drama keine weibliche Rolle vorkommt. Die ursprüngliche Ratio studiorum der Jesuiten (1599) hatte die Einführung solcher Rollen verboten, die Durchführung des Verbots hatte sich aber sowohl in weltlichen als in geistlichen Stücken als unmöglich erwiesen. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde es in der Praxis aufgehoben[1]).

Die Aufführung unseres Stückes wurde nicht nur von eingelegten Chorliedern, sondern auch von anderen musikalischen Zwischenspielen belebt, wie dies durch das Vorkommen von zehn „Personæ musicæ" bezeugt wird. Nähere Angaben über die Einzelheiten der Darstellung fehlen.

[1] Vgl. P. Bahlmann, Das Drama der Jesuiten, Euphorion, Bd. 2 (1895) S. 276.

Auf eine spätere Verwertung des Motivs in der Jesuitenliteratur hat Johannes Bolte in seiner inhaltreichen Abhandlung über den Ursprung der Don Juan-Sage hingewiesen[1]). Nach P. Ribadeneira (Vita Isabellæ Reginæ Lusitaniæ ad 14. Julii) hat der Prager Jesuit Carolus Kolczawa in seinen Exercitationes epicæ (Prag 1706) den Stoff der Schillerschen Ballade behandelt. Das Werk Ribadeneiras, das auch für das oben angeführte Ingolstätter Drama die Quelle gewesen ist, steht mir leider nicht zur Verfügung. Infolgedessen war mir eine nähere Vergleichung der Versionen des Motivs nicht möglich.

# Schiller und Scheuchzer.

Von Albert Leitzmann in Jena.

Als ich für Leitzmanns Kleine Texte die Quellen zu Schillers Wilhelm Tell zum Gebrauch bei akademischen Übungen zusammenstellte, von denen uns eine handliche und vollständige Ausgabe bisher nicht zur Verfügung stand (Bonn 1912), ergriff ich die Gelegenheit, die sich dabei bot, auch den Kollektaneen Schillers historischen und geographisch-kulturgeschichtlichen Inhalts genauere Aufmerksamkeit zu widmen. Abgesehen von einer Reihe von Berichtigungen und Ergänzungen des Textes dieser zerstreuten und nur unvollständig auf uns gekommenen Notizenblätter, die eine neue Vergleichung der Handschriften ergab, hoffte ich, daß mir auch dieser oder jener bisher unbemerkte Quellennachweis gelingen würde. Inwieweit diese Hoffnung sich verwirklicht hat, will ich hier in Kürze darlegen.

Schon Goedeke hatte (Schillers sämtliche Schriften 14, XII) ein Blatt aus Schillers Nachlaß mitgeteilt, das Auszüge aus einem die Schweiz schildernden Werke Johann Jakob Scheuchzers enthielt, und dazu in größerem Umfange die betreffenden Stellen aus der „Naturgeschichte des Schweizerlandes" abgedruckt, indem er Sulzers Ausgabe dieses Werkes (Zürich 1746) dabei zugrunde legte. Aus zwei Momenten war zu entnehmen, daß diese Ausgabe Sulzers sicherlich nicht die von Schiller benutzte sein konnte: einmal stimmten zwei von Schiller mit notierte Seitenzahlen (in meinen Quellen 39, 6 und 7; die letztere Notiz hat Goedeke überhaupt in der Handschrift übersehen) nicht zu Sulzers Text; ferner stehen aber auch Schillers Notizen in einer andern Reihenfolge als die ihnen entsprechenden Stellen bei Sulzer. Es mußte also eine andre von den in Anordnung und Inhalt sämtlich

[1]) Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, N. F., Bd. XIII, S. 380.

voneinander abweichenden Bearbeitungen von Scheuchzers Werk Schiller vorgelegen haben. Neuerdings hat Kettner (Schillers Wilhelm Tell S. 164) auf diesen Sachverhalt aufmerksam gemacht, ohne doch die ganze Sache ins reine gebracht zu haben. Er sagt sehr richtig, daß Scheuchzers Werk zuerst in freier Ordnung 1705—7 als Wochenschrift und zwar in dieser Form in drei Teilen unter dem Titel „Beschreibung der Naturgeschichten des Schweizerlands" (Zürich 1706—8) erschien, während die späteren Ausgaben, darunter auch die Sulzers, in Ordnung und Bestand der einzelnen Aufsätze und Notizen erheblich abweichen. Wenn er dann bemerkt: „Mir war diese erste Ausgabe nicht zugänglich," so darf das billig befremden, da sich daraus ergibt, daß er den naturgemäßen Weg zur Auffindung von Schillers Quellen nicht beschritten, d. h. bei den Bibliotheken in Weimar und Jena, die dem Dichter zur Verfügung standen und aus denen er die zu den Vorstudien seiner Dramen notwendigen Bücher in erster Linie zu entleihen pflegte, nicht angefragt hat, ob sie jene Ausgabe von Scheuchzers Buch besitzen oder nicht. Von Weimar allerdings hätte er eine negative Antwort erhalten, da dort nur die spätere Ausgabe von 1752 vorhanden ist; aber die Jenaische Bibliothek besitzt die erste Ausgabe von 1706—8 zweimal, ein Exemplar in der früher der Mineralogischen Gesellschaft gehörigen Büchersammlung, das andre in der Bibliothek des Professors Buder, welche letztere damals allerdings unzugänglich war (vgl. Goethes Werke 36, 117). Daß Schiller diese älteste Ausgabe von Scheuchzers Werk benutzt hat, beweist schon der Umstand, daß es die einzige ist, zu der die von ihm angegebenen Seitenzahlen stimmen. Die Geschichte von dem Gespenst auf den Surener Alpen (meine Quellen 38, 26) findet sich dort im ersten Bande S. 5, die Vorboten des Regens (38, 28) S. 9, die beiden Notizen über Seen (38, 34. 35) S. 170. 171, die Bemerkungen über Lawinen (39, 1. 3) S. 147. 153; für die beiden letzten Notizen (39, 6. 7) gibt Schiller selbst die Seitenzahl an. Der Wortlaut stimmt im wesentlichen mit der von Goedeke zitierten Ausgabe von Sulzer überein, nur daß stärkere Altertümlichkeiten beseitigt und die Wortstellung häufig geglättet worden ist.

Daß ein weiteres Notizenblatt Schillers (meine Quellen 39, 8—23), das in zwei getrennten Teilen erhalten ist und so zuerst von Müller (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 5, 145. 6, 460) publiziert wurde, gleichfalls ganz auf Scheuchzer beruht, wie Kettner (S. 164), gestützt wieder auf Sulzers Ausgabe, für einen Teil richtig behauptet hat, wird erst jetzt über jeden Zweifel hinaus deutlich. Ich stelle im folgenden die entsprechenden Stellen nebeneinander und verweise zugleich auf die Orte in Schillers Dichtungen, wo sich die Reflexe der Notizen finden.

| Schiller. | Scheuchzer. |
| --- | --- |
| „Milch der Gletscher"; vgl. Wilhelm Tell 1004. | „In dem Berg Furka auf der Seiten gegen Niedergang entspringt der Rhodan, sein Ursprung wird genannt der Roddanbrunn, fons Rhodani .... Dieser Roddanbrunn ist gleich einer andern Bergquell lauter, entspringt innert einer gevierten Ruten Begriff an dreien Orten, fließet aber bald in einen Runs zusammen, vermischet hernach sein krystallauteres Wasser mit denen milchweißen Gletscherwasseren, so die eigentliche Urquell des Rhodans ausmachen" 3, 101. 102. |
| „Rodanbrunn". | |
| „Runs, Spalt wo was rinnt"; vgl. ebenda 1005. | |
| „Der Gletscher schmilzt ewig und zerschmilzt nie"; vgl. ebenda 2146. | „ .... aus dem stäten Firn und Gletscher des Gebirgs, welcher, so er nimmer gar verschmilzt oder abgehet, stätig Wasser giebt" 3, 101. |
| „Weiße Berglilien und purpurfarbene Alprosen"; vgl. ebenda 2358. | „Ein schönes Konterfeit unsrer Schnee- und Eisgebirgen, bei welchen man ganz nahe siehet in den grünen Alpweiden blühen die weißen Berglilien und purpurfarbichten Alprosen" 3, 102. |
| „Alpen und Schneeberge verglichen mit einer diamantenen Krone — Glas — grünblau schimmernd"; vgl. Berglied 33. | „Von denen kaschemirischen Schneebergen rühmen die Untertanen des großen Mogols .... daß dieselben ausmachen seine Kron, so die allerkostbarste seie in der Welt, zugespitzet mit lauter Diamanten .... Das können auch wir Schweizer rühmen von unsern Schneebergen, das sie sein ein kostbare Kron unsers Haupts und Lands" 3, 103. |
| | „Ein gelehrter Herr und Freund .... haltet darvor, daß Gletscher, Glesser seie ein alt schweizerisch celtisches Wort und komme her vom Glas, welches die alten Teutschen Gles genennet vom glanzen, gleißen, weil es gleich einem Glas glanzend durchsichtig .... Dann unser Bergeis .... eine solche grüne Farb an sich hat, welche auch an dem Nordeis gewahret ...." 3, 106. |
| „Gletscher haben parallele strata wie die Jahre der Bäume". | „Das ist gewiß, daß die Gletscher in die Höhe wachsen in forma stratorum, lagerweise .... daß man daraus, gleich als aus denen sogenannten Jahren der Bäumen, von dem Alter urteilen kann" 3, 108. |
| „Milchweißes Firnwasser ist das kräftigste". | „In diesem Fall lachen unsere Alpenbewohner aller unsrer Vernünftelungen und trinken herzhaft allen fremden Gästen solche milchweiße Gletscherwasser zu .... in meinen Bergreisen die |

Firnwaſſer mir endlich vorkommen als ſoviel Kraftwaſſer, von welchen ich ſelten weggegangen, ohne daß meine matten Glieder dardurch erlabet hätte" 3, 113.

„Grat, Zacken, Spitze"; vgl. Der Alpenjäger 32.

Dieſe Ausdrücke werden 3, 51 beſprochen und erklärt, begegnen aber natürlich auch mehrfach im ſonſtigen Text.

„Wirt und Gaſt zugleich"; vgl. Wilhelm Tell 1007.

„. . . . bis zur Daube welches die oberſte Höhe, bei welcher einem Reiſenden erlaubt iſt, in einer offenen Herberg auszuruhen, in deren er vertreten kann beides die Perſon des Gaſtgeben und des Gaſts und mit demjenigen Trank oder Speiſen ſich ergetzen, welche er mitbringt" 3, 138.

„Bergfirſten, d. i. höchſte Bergkuppen".

Dieſer Ausdruck wird 3, 50 erläutert; vgl. auch 1, 62. 3, 155.

„Es wird frühe Morgen auf den Bergfirſten"; vgl. ebenda 1440.

„Wann eine Anzeig hoher Gebirgen auch unter anderm iſt die frühe aufſteigende und ſpäter niedergehende Sonne . . . . daß man auf dieſen Bergen die Sonn gar frühe gleich als aus der Nacht aufſteigen ſehe . . . ." 3, 156.

„Berge ſind Erdwogen".

„In die Weite hinaus würde er mit Verwunderung ſehen einen weiten Horizont von vielen nacheinander liegenden Reihen andrer Bergen und, wann er je bei ſtürmendem Ungewitter auf offener See geweſen, lang zweifeln, ob nicht die berggroßen Meerwellen ſich in ihrer größten Wut in Stein verwandelt und alſo die Berge geſtaltet hätten" 3, 177.

„Hinter dem Beiswind (Nordwind)".

„Diejenige Äcker und Weinberge, ſo hinder dem Nordwind liegen" 1, 82. Die Form „Beiswind" (vgl. Grimm, Deutſches Wörterbuch 1, 1398) muß anderswoher ſtammen, da Scheuchzer als Schweizer nur die Form „Biſewind" kennt (1, 73. 3, 130).

„Kommlichkeit"; vgl. „kommlich" ebenda 2129.

„Kommlichkeit" begegnet z. B. 1, 6. 66. 67, alſo in Abſchnitten, die Schiller geleſen hat, „kommlich" z. B. 3, 102, an einer Stelle, für die dasſelbe gilt.

Auch außerhalb dieſer Kollektaneen iſt Schiller Scheuchzer verpflichtet: der in der Rütliſzene verwendete Mondregenbogen (vgl. ſchon Briefe 7, 100) war wohl durch die Erſcheinung im Jahre 1705 angeregt, von der dort (2, 41) berichtet wird, und das Wort „gähſtotzig" (Wilhelm Tell 2195) braucht Scheuchzer mehrfach (1, 78. 79. 3, 138) in Partien, die Schiller auch ſonſt benutzt hat, in der Form „gächſtotzig".

So bleibt von Schillers Kollektaneen nur eins der von Schwenke publizierten Blätter (meine Quellen 42, 8—31) in Hinsicht auf seine Quelle noch unaufgeklärt, die trotz kleiner Übereinstimmungen („Aster" 1, 39; „Birger = Gemsjäger" 1, 42; vgl. Kettner S. 164) Scheuchzers Werk wohl nicht gewesen sein kann.

# Plotin und die deutsche Romantik.

Von P. F. Reiff in Urbana, Ill.[1]).

Will man die Bezeichnung eines „Schlüssels" der älteren Romantik überhaupt anwenden, so gebührt sie einem Denker des Altertums, Plotin. Denn nicht nur inspiriert dieser neuplatonische Philosoph fast das ganze, über zahllose Fragmente zerstreute System von Novalis und manchen Gedanken des mittleren Schelling, sein Arm reicht weiter: durch Novalis und Schelling, wenn nicht direkt, wirkt er auch auf die beiden Schlegel ein, und ohne eine Kenntnis dieser Tatsache bleibt so manches in dem „Gespräch über die Poesie" und in den Berliner Vorlesungen ein Rätsel. Ein solches Verhältnis der Abhängigkeit zwischen Novalis und Plotin anzunehmen wird unvermeidlich, sobald man die Schriften der beiden Denker sorgfältig vergleicht. Das muß man freilich auch tun; es mag mühevolle und trockene Arbeit sein, zu umgehen ist sie indessen nicht. Der Vergleich wird nicht nur Übereinstimmung im Kleinen, sondern auch im Großen ergeben und die Möglichkeit liefern, die Fragmentenwelt des Romantikers einheitlich aufzufassen: ihre Einheit wird eben diejenige des plotinischen Systems sein. Dabei ist freilich das Eine nicht zu vergessen, daß Novalis manchmal von seinem allgemeinen System abschweift, indem er sich Extratouren leistet, und ebensowenig das andere, daß manche Gedanken dieses Systems ihm zu gleicher Zeit auch aus anderen Quellen zufließen. Eine solche Nebenquelle, die wichtigste, ist Fichte. Zwischen ihm und Plotin muß natürlich nicht unbeträchtliche Übereinstimmung herrschen, denn beide sind ja Idealisten. Es hat aber doch jeder der beiden seine Spezialbegriffe und individuellen Termini; im Zweifelsfalle wird man sich ihrer denn auch mit Erfolg bedienen können.

Sehen wir, welches das System Plotins selbst war, um dann den Vergleich mit Novalis und anderen Romantikern zu ziehen!

[1]) Abschnitt aus einem größeren Werke über die deutsche Romantik, das druckfertig vorliegt.

Plotin ist Neuplatoniker, also modifizierter Platoniker; die allgemeine Orientierung hat er von dem Meister, manches Einzelne dagegen ist sein eigen. Die Hauptprobleme seiner Philosophie sind: die beiden obersten Prinzipien; ihr Verhältnis zum Vielen; das Wesen der Seele und ihr Verhältnis zu den obersten Prinzipien, also auch zum Körper; das Wesen der irdischen Natur; reale Psychologie, Intuition und ethisches Ziel; endlich Einzelheiten. Die Ordnung dieser Probleme, wie sie eben eingehalten wurde, ist ungefähr auch die Plotins.

Ein Platoniker ist Plotin, indem ihm der Geist als das allein wahrhaft Seiende und allein Wertvolle gilt. Er weicht aber von Plato ab, indem er in der Materie zwar nicht etwas wahrhaft Existierendes oder Wertvolles, aber zum Teil doch mehr als ein nur der Möglichkeit nach Seiendes sieht. Plotin hat diesen letzteren Begriff allerdings ebenso: er bezeichnet die Materie platonisch-korrekt als das „Nichtseiende", als das, was nur der „Möglichkeit nach" existiert, und spricht ihr alle „Qualität" ab (2, 5. 2, 4)[1]). Aber neben dieser Vorstellung von der Materie, derjenigen des Meisters, hat er auch eine andere, eine unplatonische. Schon dem Mangel an Qualität, oder, wie er wohl auch sagt, die „Beraubung", faßt er als etwas Positives auf. Er meint, für die Sinne existiere die Materie allerdings nicht und Form sowohl wie Bewegung gehe ihr ab; ein „leerer Name" sei sie deshalb aber doch nicht, ihre Eigentümlichkeit bestehe eben darin, „etwas Anderes" zu sein als das Andere (2, 4). Er geht aber noch weiter. Er spricht von den „ursprünglich gewordenen Dingen", welche der bildenden Kraft der Seelen nicht widerstehen können (4, 3); von dem „früheren Schmuck des Kosmos", zu dem er durch die formende Tätigkeit der Seelen neuen hinzufüge (4, 3); von den „Kräften", welche die „Substrate" — ein anderer Name für Materie — „an und für sich" haben, wie von denjenigen der Pflanzen und Steine (4, 4). Die Materie hat also Existenz und Qualitäten, auch ehe sie mit dem Geiste in Berührung kommt. Plotin wirft diese ursprünglichen Kräfte der Materie freilich leicht mit den ihr von den Geist-Seelen mitgeteilten zusammen. Daß er aber solche annimmt, ist gewiß und sollte für die ältere Romantik von Bedeutung werden.

Geist und Materie sind also die obersten Prinzipien; jener der aktive, diese der passive Faktor. Indem nun aber der Geist die Materie durchdringt, formt, mit Existenz umkleidet, entsteht zwischen ihm und ihr ein Mittelreich, das der Naturdinge. Es ist das Reich des Organischen, vor allem des Animalischen, dann des Anorgani-

[1]) Bei den in Klammern beigefügten plotinischen Belegstellen bedeutet die erste Ziffer die Enneade, die zweite das Buch innerhalb derselben. Die Zitate sind aus der Übersetzung der Enneaden von H. F. Müller (Berlin, Weidmann 1878—1880) genommen.

schen, so weit es eben geformt ist. Ob ein Stein oder ein Stück Erz Form habe, ist nun aber oft schwer zu sagen, und deshalb verliert sich dieses Mittelreich für Plotin fast ohne bestimmte Grenzen nach unten in die Materie; nach oben, dem Geisterreich gegenüber, ist die Grenze allerdings schärfer, denn dort gibt es keine Materie, höchstens einen Zug zu ihr. Die Namen, welche Plotin diesem Mittelreiche gibt, sind „Welt" oder „Natur"; „Welt" nennt er aber auch die Zusammenfassung des Reiches des Geistes und des Mittelgebiets, und diese Ungenauigkeit in der Terminologie wirkt oft störend.

Das Problem des Philosophen ist nun die Frage: Was ist das Wesen des Geistes und wie wirkt dieser auf die Materie ein?

Der Geist ist zugleich Einheit und Vielheit. Er ist „das Eine", „das Gute", „das Schöne", „Leben", „Selbstgenuß", „Licht", „Identität", „Organismus" und „Harmonie".

Das Eine, denn nichts existiert außer ihm wahrhaft; das Schöne und Gute, denn er ist das einzig Wertvolle; selbstgenießend, denn er beschließt alles Wertvolle in sich; Organismus, indem sein Leben nach ewigen Gesetzen abläuft; Harmonie, indem in ihm eine „wechselseitige Sympathie der Kräfte", eine „allseitige Sympathie" besteht (4. 4); Identität, indem Denkendes und Gedachtes in ihm eins sind. Der Geist — oder das „All" — ist aber ein Organismus besonderer Art, der viele kleinere Organismen in sich schließt, unter anderem die Gestirne (4, 4); seine Ordnung und sein Ablauf ist nach Zahlen fest gesetzt, erfolgt „rhythmisch" (4, 4), weshalb Plotin die Musik auch ein Ebenbild des „intelligiblen Rhythmus" nennt (5, 9). Die Sympathie des Alls ist nicht nur die Basis der sämtlichen Wahrnehmung, sondern auch diejenige der Wirksamkeit der Gebete und der Künste der „Magier" (4, 4. 4, 5). Als „Geist" ist das Eine „Weltvernunft" (4. 4. 4, 8), „Intellekt" (5, 1) und allwissend; Vergangenheit und Zukunft sind ihm gegenwärtig, sind in ihm „Gegenwart" (4, 4).

Wie ist nun aber neben dem Einen ein Vieles möglich? Konstatieren wir zuerst, daß Plotin zweierlei Vielheit kennt, diejenige der Naturdinge, des Mittelreichs, und diejenige im Innern des Geistes. Die erstere führt er bald auf die Materie, bald auf die Tätigkeit der Seelen, also des Geistes, zurück. Woher kommt nun aber die letztere? Das ist das eigentliche Problem, und ein schwieriges dazu, wie der Philosoph selbst bemerkt (6, 2). Plotin nimmt eine solche tatsächlich deshalb an, weil er bei Plato eine Oligarchie von Ideen — allerdings nicht im Einen, denn diesen Begriff kennt Plato nicht — vorfindet und ebenso in dem menschlichen Geiste eine Fülle von Begriffen zu konstatieren hat; er selbst aber einen anderen Grund. Er meint nämlich, das Eine erzeuge in sich eine „Vielheit", ein „Andersein", ein „Gedachtes", weil Denken ohne ein solches überhaupt nicht möglich wäre

(5, 1); dieſes Erzeugte ſei aber als ſolches identiſch mit den Erzeugenden, und deshalb habe das Eine beim Denken des Anderen ſtets das Bewußtſein, ſich ſelbſt zu denken, es ſage zu ſich: „ich bin was ich bin“ oder „ich bin“ (5, 3). Ebenſo erklärt er, das Viele werde nach der Erzeugung von dem Einen wieder „abſorbiert“, damit es aus ihm „nicht herausfalle“ (5, 1). Wie ſehr dieſe Ausführungen an Sätze der Wiſſenſchaftslehre Fichtes erinnern, liegt auf der Hand.

Das innere Verhältnis des Einen zum Vielen ſtellt ſich Plotin unter dem Bilde von zwei um einen Mittelpunkt gelegten konzentriſchen Kreiſen vor (4, 4). Das „Zentrum“ wird von dem Einen ſelbſt gebildet. Ihm zunächſt iſt ein unbewegter Kreis; das ſind die „Ideen“, der „Intellekt“, die „Begriffe“, die Götter, die „intelligible Welt“ (5, 1. 5, 8). Um dieſen erſten Kreis liegt ein zweiter, der ſich bewegt; das ſind die „Seelen“. Dabei bezeichnet die Diſtanz vom Zentrum das Maß der Verwandtſchaften und Beziehungen mit dem Einen; die Ideen werden ihm alſo ähnlicher ſein als die Seelen. Ein anderes Bild iſt das des Lichtes oder des Feuers und ſeiner Strahlen (4, 3). Das Eine iſt das Licht, die Strahlen ſind die Ideen und Seelen. Wie die Strahlen einer Kerze an Leuchtkraft und Wärme abnehmen, je weiter ſie ſich vom Zentrum entfernen, ſo iſt es auch mit den Ideen und Seelen: jene ſind nicht mehr das Eine ſelbſt, ſind aber noch, wie Plotin annimmt, in ihm; die Seelen dagegen ſtehen ihm ſchon ferner. Eine beſondere Gruppe — ob Ideen, ob nicht, man weiß es nicht — bilden die „Gattungen des Einen“, die „Prinzipien des Seienden“, deren Plotin fünf zählt: das Sein, die Bewegung, die Ruhe, die Identität und die Differenz (6, 2). Wir werden auf dieſen Begriff von Gattungen wieder bei Schelling ſtoßen. Das Eine, die Ideen und die Seelen haben himmliſche Körper (4, 3).

Das innere Leben des Geiſtes ſtellt Plotin unter zwei Geſichtspunkte, den der Ruhe und der Bewegung. Er nennt es ſelbſtgenügſam, unveränderlich und ſpricht von der ſeligen Ruhe der Götter. Aber daneben kennt er auch eine beſtändige Bewegung im Innern des Geiſtes: eine ſolche vom Einen weg, die bei der Materie endet, und eine ſolche zu ihm hin, welche ſich an die erſte unmittelbar anſchließt. Es gibt nämlich Ideen, welche ſich der Nähe des Einen entziehen, die Seelen. Warum tun ſie dies? Plotin nennt verſchiedene Gründe: weil ſie ſelbſtändiger werden wollen (4, 8. 4, 7), weil ſie Mitleid mit der Materie haben (4, 8), weil die Schuld, welche ſie ſich durch ein früheres Verweilen bei der Materie zugezogen haben, geſühnt werden muß (4, 8). Der wichtigſte der drei Gründe iſt der mittlere: dieſe Ideen werden Seelen, weil ſie das All „ſchmücken“

wollen, aus „Fürsorge für das All", „zum Zweck der Vollendung des Alls"; Plotin nennt den Entschluß dazu eine, von Ewigkeit her bestimmte „freie Wahl" (4, 3. 4, 8). Sie verbinden sich also mit der Materie. Was machen sie nun aus dieser und wie gestaltet sich ihr Verhältnis zum Einen?

Dem Einen gegenüber bewegen sich die Seelen auf dem äußeren jener beiden Kreise. Sie bleiben in steter Verbindung mit dem Einen, sie bleiben Fleisch von seinem Fleisch, blicken aber nun nach zwei Seiten: mit einem Auge schauen sie zum Himmel, mit dem anderen zur Erde. Denn hier harrt ihrer Arbeit. Sie haben in die Materie Form, Licht Leben und wahres Sein zu bringen, und sie tun das, indem sie Körper, Pflanzen und tote Naturdinge ins Leben rufen. Ihre wichtigste Tätigkeit ist die Schaffung der Körper. Diese aber vollzieht sich in folgender Weise. Der Seele wohnt an sich ein Trieb zur Produktion inne (4, 7), sie ist ihrem Wesen nach Form und Wirken, allein wirkende Form, formerzeugende Form; die Begriffe „lebendes Wesen", „vernünftiges Wesen", „Form", „schöpferischer Begriff", „schöpferische Wirksamkeit", „Schaffen" fallen für Plotin daher nahezu zusammen. Es fehlt die Meinung, daß die Seele sich mit schon vorhandenen Gestaltungen der Materie verbinde, nicht ganz (4, 3). Im allgemeinen nimmt Plotin aber an, daß die ganze Form des Körpers und damit dieser selbst Wirkung der Seelentätigkeit sei. Er meint, die Seele gebe dem Körper einen „Begriff", ein „Bild ihrer selbst", „Leben", „Bewegung", „Form", „Gestaltung", „das Gute", „Schauen"; sie forme die Materie „dem Begriffe gemäß . . . ähnlich wie auch die im Samen eingeschlossenen Begriffe die Organismen wie kleine Welten bilden und gestalten" (4, 3. 4, 7. 6, 1. 4, 8. 6, 2). Als mit dem Körper vereint nimmt die Seele eine „Mittelstellung" zwischen der eigentlichen Geisterwelt und dem Mittelreich der Natur ein (4, 6. 4, 8). Nach oben verliert sie vermöge ihrer Herkunft den Anschluß nicht; sie fährt fort, „reines" Denken zu denken, wozu sie keines körperlichen Organes bedarf. Anderseits ist sie durch den Körper mit den unteren Regionen verbunden; sie benutzt diesen, wird aber auch von ihm beeinflußt, wird ihm ähnlich, wird von Begierden erfüllt und in dem Schauen der höheren Welt gehindert (4, 8. 4, 7). Die Sinneswahrnehmung, Freude und Schmerz affizieren sie nicht eigentlich; sie beschränkt sich darauf, von diesen Tatsachen Kenntnis zu nehmen (4, 4). Empfindet aber ein Teil des Körpers Schmerz, so leidet vermöge der Sympathie sofort der ganze Körper darunter (4, 4). Der Einfluß des Körpers auf die Seele ist also weit geringer, als derjenige der Seele auf dem Körper. Etwas schwankend scheint Plotin darüber zu sein, wo die diesseitige Seele sich aufhält. Auf der einen Seite ist sie noch dem Einen, auf

der anderen Seite zur Zeit auch dem Körper attachiert; eine klare Lösung ist also schwierig, und wir finden daher bei Plotin die beiden Anschauungen: einmal, daß der Körper in der Seele sei (5, 5), und dann, daß sich die Seele zugleich in und außer dem Körper befinde (4, 7). Alles dies macht die Seele zu einer Bürgerin zweier Welten (4, 3. 4, 4); sie ist eine „Dolmetscherin . . . . für die Dinge, die von jener Welt in diese und von dieser Welt in jene hineinragen, denn sie sind keineswegs weit von einander entfernt" (4, 3). Ihr Herz gehört allerdings der oberen Welt, und das drücken manche der Äußerungen Plotins in einer ergreifenden poetischen Sprache aus. Den Terminus „Mensch" wendet Plotin ebenso auf die Seele allein, wie auf die Kombination Seele plus Körper an; mehr aber das Erstere. Daneben nennt er die Seelen als Glieder der oberen Welt wohl auch „Könige" (5, 3. 5, 5. 4, 8).

Indem nun die Seele aus der Materie nach Begriffen Gebilde erzeugt, schafft sie diese irdische Welt und schmückt das All. Vollkommen ist die letztere freilich nicht: ihr Bewußtsein ist das eines Schlafenden, ihr Schauen dunkler als das höhere Schauen, die irdischen Sinne sind stumpfer als die höheren Sinne. Wolken und Nebel herrschen hier unten und das von der Natur Erzeugte ist schwächlich (3, 6. 3, 8). Schön ist sie aber trotzdem. Sie ist ein „Abbild" der intelligiblen Welt (3, 8), eine „Offenbarung" ihrer Macht, Güte und Schönheit, ein beseeltes, unendlich mannigfaltiges Etwas, in dem jeder Teil sein besonderes, wenn auch vielleicht verborgenes Leben führt (2, 1).

Volle Befriedigung bietet die irdische Natur eben wegen ihres gemischten Charakters nicht. Diese kommt vielmehr nur von dem Anblick des Urschönen und Einen. Ihn aber liefert uns die Selbstbeobachtung. „So gehe denn und kehre ein in sein Inneres, wer es vermag" (1, 6). Diese Intuition ist ein Zentralbegriff Plotins; sie ist für ihn, entsprechend seiner platonischen Identifizierung des Wahren, Guten und Schönen, das Medium der Erleuchtung wie der Besserung und des Genusses. Die Intuition hat aber ihre Stadien, und diese sind: Erwachen aus dem „Schlummer des Leibes" (5, 3), Abkehr vom Äußeren, Einkehr ins Innere, Selbstvervollkommnung, Schauen der Ideen, Schauen des Guten selbst, Vereinigung mit dem Guten in der Ekstase. Also schrittweises Emporsteigen, eine allmähliche Vergöttlichung. Den Anfang, meint Plotin, bilde die Betrachtung „schöner Werke", nicht der Kunstwerke, denn sie sind nur Nachahmungen, sondern der Handlungen guter Männer; mit ihr verbinde sich die Betrachtung der Seelen derer, von welchen diese Handlungen ausgehen. Dadurch werden wir uns daran gewöhnen, die Helligkeit des Schönen zu ertragen (1, 6). Ist der innere Blick auch

dann noch nicht genügend geschärft, so entferne man alles Irdische, alle Unvollkommenheiten, alle Flecken aus dem eigenen Selbst; denn nur, wenn wir selbst gut sind, können wir das Gute schauen, nur ein sonnenhaftes Auge kann die Sonne sehen (1, 6). Und nun beginnt das eigentliche Schauen, ein „Emporsteigen", wie es Plotin nennt (1, 6): das Gute in uns ist von den verhüllenden Schlacken befreit, wir können es sehen und wir können sehen. Zunächst erblicken wir die Vernunft und die Ideen; ihr Schauen ist Sichselbstdenken, Betrachtung des Intellekts „intellektuelle Anschauung" (5, 3), hat aber mit dem nur „diskursiven" Denken nichts gemein (5, 3). Über diesem Schauen steht das des Guten selbst; es ist in Halbdunkel gehüllt, und Plotin meint daher, es sei schwer, sein Wesen mit Worten wiederzugeben. Es ist ein Zustand ohne jeden bestimmten Gedanken oder Begriff, ohne jedes bestimmte Gefühl, ein Stand der Ruhe und Selbstgenügsamkeit, der Befreiung von allen Erdenfesseln, der Hingabe an das Urschöne, der Versenkung in das Gute, der Einheit mit dem „einzig Einen", der „Ekstase" (6, 7. 6, 9). Wer bei diesem Schauen angelangt ist, der weiß, daß er das Ziel erreicht hat; er läßt alles andere hinter sich, dem Manne gleich, der an den Götterbildern des Tempels vorbeischreitet, um in das Allerheiligste zu gelangen (6, 9). Er ist glücklich, denn er hat sich lange, immer und brünstig nach diesem Ziel gesehnt (6, 7); die „Irrfahrt" ist zu Ende, er ist in das „Vaterland" zurückgekehrt (5, 9). Mag die Seele auch auf Irrwegen gegangen sein, so hat sie doch nie vergessen, daß ihre „Heimat", ihr „Vaterhaus" dort oben ist (1, 6). Dorthin kann ihr das Irdisch-Schöne nur Wegweiser sein; sollte dieses zu verführerisch locken, so befolge sie das Beispiel des Irrfahrers Odysseus und wende sich von der Versuchung weg (5, 3).

Plotin hat neben diesem Begriffe der Selbstbeobachtung aber noch einen zweiten: neben der ethisch-ekstatischen kennt er auch eine psychologische Intuition (4, 3). Sie besteht in dem Nachdenken über Herkunft, Wesen und Ziel der Seele, in Untersuchungen, wie er sie selbst in seinen Enneaden anstellt; sie ist also umfassender als jene andere Art, objektiv und ethisch indifferent. Plotin liebt sie als Gelehrter und meint, kein Gebiet sei noch so relative terra incognita wie dieses. Einen Faktor innerhalb seines Systems bildet sie aber nicht; sie ist kein ethisches Medium, Gesetz und Erlebnis, wie es das Schauen der intelligiblen Welt ist, wenn dies auch da und dort angedeutet wird (4, 3).

Dies der Grundriß des Systems von Plotin. Fügen wir ihm noch einige kurze, für die Romantik notwendige Bemerkungen über seine Anschauungen von den Gestirnen, von der Erinnerung, von den Wissenschaften, von der Magie u. a. bei!

Die Geſtirne denkt ſich Plotin als ziemlich ſelbſtändige Unterorganismen im großen Organismus des Alls; ſie gehören zur intelligiblen Welt, beſtehen aus Leib und Seele und ziehen ihre Bahn nach den ewigen Geſetzen des Ganzen. Beeinfluſſen ſie die Schickſale der Menſchen? Plotin ſchwankt. Er kann erklären, daß ſie das Schickſal nur vorausverkünden (4, 3), kann aber auch zugeben, daß ſie wenigſtens von einigem Einfluße auf dieſes ſeien und die Erhörung der Gebete bewirken (4, 4). Wo ſie aber wirken, da tun ſie es vermöge der Sympathie des Alls (2, 3). Am häufigſten erwähnt Plotin ihre prophetiſche Befähigung; die Geſtirne, meint er, die Vögel und „viele andere Dinge" laſſen den Weiſen erkennen, was vor ihm liegt (2, 3).

Der Erinnerung widmet Plotin lange Erörterungen (4, 3. 4, 4). Die Schwierigkeit des Begriffes, den er von Plato ererbte, lag für ihn darin, daß die Seele ja eigentlich auch in ihrem irdiſchen Zuſtande ein Glied der intelligiblen Welt bleibt und ſomit ſich an dieſe nicht zu erinnern braucht. Plotin bezeichnet aber das Wiſſen vom Höheren trotzdem gerne als Erinnerung. Im Zuſtande der Erinnerung, den ſich der Philoſoph wohl auch als einen periodiſchen denkt, erkennt die Seele Dinge und „früher gekannte Seelen" wieder (4, 4).

Die platoniſchen Gedanken von dem irdiſchen Leben der Seele als Strafe und dem Tode als dem Anfang eines höheren Lebens, von der Seelenwanderung und den Weltperioden finden ſich auch bei Plotin (4, 8. 4, 3). Eine Antizipation des Polaritätsbegriffs iſt es, wenn Plotin von „paarweis verbundenen Gegenſätzen" im Einen redet und als ſolche die Antitheſen Ordnung — Unordnung, Form — Formloſigkeit, Exiſtenz — Vernichtung, ſymmetriſch — unſymmetriſch erwähnt (6, 7).

Das Wirken des Alls und die Tätigkeit des Künſtlers ſind abſichtslos und inſtinktiv (4, 8).

Plotin ſpricht mitunter auch von einer Dreiteilung des Menſchen in Geiſt, Seele und Leib (5, 1). Da er annimmt, daß die höhere Seele oder der Geiſt den Körper nach ſeinem Bilde erzeuge, glaubt er auch an einen Parallelismus des menſchlichen Äußeren und Inneren (2, 3).

Die Wiſſenſchaften bilden für Plotin dieſelbe Einheit, welche für ihn die Geſamtheit der Ideen, der Intellekt, ausmachen (4, 7. 5, 9). Medizin, Agrikultur und Architektur gelten ihm nicht als Wiſſenſchaften, da ſie ſich auf das Sinnliche allein beziehen; höher ſtehen Malerei, Mimik und Tanzkunſt; über ihnen wiederum Rhetorik, Strategie und Staatswiſſenſchaft; den höchſten Rang aber nehmen die Geometrie und die Weisheit ein (5, 9). Die beiden letzteren Disziplinen ſind Wiſſenſchaft im Vollſinn. Und warum? Weil ſie es nur mit „dem Intelligiblen", nur mit „ganz reinen Gegen-

ständen" zu tun haben. Der Wert der Wissenschaften besteht für Plotin im Nutzen, der von der Rhetorik aufwärts in der Vervollkommnung der Seele liegt (4, 4). Der Terminus, unter dem die einzelnen Wissenschaften zusammengefaßt werden, ist der der „Künste"; Medizin, Agrikultur, Architektur, Malerei, Mimik und Tanz fallen aber nicht unter diesen Terminus. Ihm entspricht dann der Ausdruck „Künstler", neben dem wohl auch der Terminus „Philosoph" als Synonym gebraucht wird (5, 9).

Die Aufgabe der Medizin und Agrikultur ist nach Plotin, den Naturkräften Hilfe zu bringen. Dieselbe Wirkung schreibt er aber auch der „Magie" und dem Gebete zu (4, 4). Auch sie zwingen den einen Teil des Alls, „dem anderen etwas von seiner Kraft darzureichen"; sie vollbringen dasselbe mit Absicht, was das All selbst absichtslos besorgt. Die Mittel, welche diese beiden Quasikünste anwenden, sind freilich verschiedene. Die Wirkung des Gebetes erfolgt nur vermöge der allgemeinen Sympathie des Alls und nicht auch durch „Bezauberung"; denn es richtet sich an das Vernünftige — wie die Gestirne — und dieses ist gegen letztere gefeit. Dagegen wirkt die Magie vermöge der Weltsympathie wie auch durch besondere Zaubersprüche; ihr Objekt ist nur das Vernunftlose.

Magie ist Plotin hier also die Kunst der Beeinflussung der Natur, welche durch Worte und Lieder auf den sympathischen Zusammenhang des Alls einwirkt; sie besitzt in ihren Formeln eine geheimnisvolle Kraft, die aber die Endwirkung nicht direkt hervorruft, sondern nur die Kräfte des Alls in Bewegung setzt. Ohne diese letzteren wäre die Magie hilflos. Solche Kräfte nimmt Plotin also an. Die Macht derselben erscheint ihm als eine — auch ohne Magie — zwingende und geheimnisvolle, und er kann deshalb von ihnen auch als von „magischen Gewalten" oder „Liebeszauber", von ihren Wirkungen aber als von „Bezauberung" reden (4, 3. 4, 4). Er hat zwei Begriffe von Magie und Bezauberung.

Vergleicht man das System Plotins mit dem Platos, so liegen weitgehende Ähnlichkeiten auf der Hand. Beide haben die Lehre von den drei Reichen, von den Ideen — Plato kennt sie allerdings nicht als Elemente des Einen — und ihre Bezeichnung als „Götter", von der Schöpfung der Welt aus dem Nichtseienden und dem Chaos, von der mathematischen Ordnung der Welt, von der Weltseele, von der Seelenwanderung, von der Einheit des Wahren, Guten und Schönen und von der erkennenden Aneignung desselben als des höchsten Zieles. Die Form dieser gemeinsamen Gedanken ist freilich bei Plotin vielfach eine andere als bei Plato, und dann hat Plotin eine Reihe von eigenen Ideen. Ebenso wird aber auch die Ähnlichkeit Plotins mit Fichte in die Augen springen. Auch Fichte kennt das Hervorgehen

des Sichtbaren aus dem Geiste, die Bezeichnung desselben als des „Anderen", dessen Zurücknahme in den Geist, den Satz „ich bin ich", die Moralisierung der Welt als ethisches Ziel und die Selbstbeobachtung. Die Differenzen sind hier allerdings größer, in Wort und Gedanken. Fichte hat seine bestimmten, teils von Kant überkommenen, teils selbstgeprägten Termini wie „Ich", „Nicht-Ich", „Subjekt", „Objekt", „Subjekt-Objekt", „Reflexion", „Setzung", „Position". Ebenso unterscheidet er sich von Plotin in der näheren Gestaltung der gemeinsamen Gedanken. Er läßt das Sichtbare direkt aus dem Absoluten hervorgehen; die Moralisierung der Welt erfolgt ihm nicht, wie bei Plotin, durch ihre Erzeugung selbst, sondern ist der Zweck dieser letzteren; endlich kennt er wohl ebenfalls die Pflicht der Verähnlichung des Individuums mit dem Absoluten, schließt sie aber nicht eigentlich in seinen Begriff der Intuition ein.

Plato, Plotin und Fichte waren der älteren Romantik gleicherweise bekannt, und alle drei haben viel Gemeinsames. Wie wird es nun möglich sein, ihre Einflußsphären abzugrenzen? Es scheint eine fast unlösbare Aufgabe zu sein; so ganz unlösbar ist sie aber doch nicht: wir haben die Aussagen der Romantiker selbst, ihr Urteil über die drei Philosophen, die terminologische und inhaltliche Formulierung der Gedanken — an das müssen wir uns halten. Ein gutes Stück der Philosophie der älteren Romantiker wird parallele Quellen haben; der größere Rest hat solche allerdings wohl nicht. Für die genetische Erklärung des letzteren genügt es, die Parallelen bei früheren, den Romantikern bekannten Denkern nachzuweisen. Bei den gemeinsamen Quellen wird die Frage zu untersuchen sein, welche von ihnen vorwiegt. Sie wird hier für das Verhältnis von Novalis zu Fichte und Plotin aktuell; wie soll ihr begegnet werden?

Wie bemerkt, in dreierlei Weise. Einmal durch Vergleichung der Termini. Sodann durch Vergleichung der inhaltlichen Einzelheiten. Beides wird im Folgenden geschehen. Endlich durch die Analyse der Äußerungen von Novalis über Fichte und Plotin. Hier aber werden wir Folgendes finden. Novalis preist Fichte; sein Lob ist indessen kein uneingeschränktes: ab und zu fällt eine Bemerkung, die darauf schließen läßt, daß ihm Fichtes Philosophie doch etwas gar zu formal vorkommt. Findet sich Novalis in Übereinstimmung mit Fichte, so hören wir davon oft erst am Ende einer langen Erörterung und in einer Form, die ganz so aussieht, als wolle der Romantiker den Philosophen in ein ihm anderweitig feststehendes System einreihen; als beabsichtige er, sich selbst von dem Einklange beider zu vergewissern und diesen durch den Hinweis auf jenen noch überzeugender zu machen. Das Entscheidende aber ist, daß Novalis selbst in einem Fragment sein Verhältnis zu den beiden wie zu anderen Philosophen

klarlegt; er meint: „Plotin betrat, vielleicht durch Plato angeregt, zuerst mit echtem Geiste das Heiligtum (die Natur) — und noch ist keiner nach ihm wieder so weit in demselben vorgedrungen."

Plotin hat nicht nur Novalis beeinflußt, aber ihn vor allem. Plotinische Parallelen können bei ihm in beliebig großer Zahl nachgewiesen werden. Von ihnen seien nun die wichtigsten erwähnt.

Greifen wir zunächst die Blütenstaub-Fragmente (1798 erschienen) als die allein sicher zu datierenden heraus, so werden wir hier vor allem an die plotinische Intuition erinnert. An sie lassen die folgenden Äußerungen denken, die man mit den parallelen Stellen bei Plotin (S. 592 ff. oben) vergleichen möge. Wir können die Gesetze des Universums, mit dessen Teilen wir in Verbindung stehen, durch genialische Selbstbeobachtung finden (2, 134)[1]). In sich einkehren, bedeutet von der Welt abstrahieren; das irdische Leben ist eine innere Betrachtung, ein inneres Wirken (2, 120). Das Höchste ist das Verständlichste, das Nächste und Unentbehrlichste; nur durch Unbekanntschaft mit uns selbst entsteht hier eine Unbegreiflichkeit (2, 113). Das Weltall ist in uns; nach innen geht der geheimnisvolle Weg, in uns ist die Ewigkeit, die Vergangenheit und Zukunft; die Außenwelt ist nur Schattenwelt, sie wirft ihren Schatten in das Lichtreich; jetzt ist alles noch dunkel, einst aber wird es hell werden, und dann werden wir genießen, mehr als je (2, 114). Wohl denen, die hier vom Schauen träumen; sie werden die Glorie jener Welten früher ertragen können, denn sie werden von ihrem Lichte weniger geblendet werden (2, 114). Wie kann ein Mensch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim dazu in sich hat (2, 114). Selbstentäußerung ist die Grundlage aller echten Erhebung (2, 116). Betrachtet man diese Äußerungen genau, so wird man finden, daß von ihnen, so wie sie lauten, keine so recht auf Fichte zurückgehen kann. Sie haben zum mindesten immer irgendein plotinisches Charakteristikum an sich: den Gedanken der Verbindung mit der Welt, der Identifizierung des Höheren mit Vergangenheit und Zukunft, ebenso des Erkennens mit dem Genießen, den Gedanken der allmählichen Gewöhnung an die Helle der intelligiblen Welt, der Erkenntnismöglichkeit von Gleichem nur durch Gleiches, wie die der Sonne nur durch ein sonnenhaftes Auge bei Plotin, und Anderes. Weitere Plotinismen sind: die Fabellehre enthält den Gedanken der urbildlichen Welt, sie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft (2, 136; vgl. Plotins Lehre vom Wesen des Einen); es gibt eine geistige Gegenwart, die Vergangenheit und Zu-

[1]) Die erste Ziffer bezeichnet hier und im Folgenden den Band der Schriften von Novalis in Minors Ausgabe, die zweite Ziffer die Seite. Das obige Zitat über Plotin ist 3, 221 zu finden.

kunft identifiziert, und ſie iſt das Element des Dichters (2, 138; vgl. dasſelbe); das Schöne iſt ruhig (2, 138; vgl. dasſelbe); Geſetz iſt kauſaler Begriff, Miſchung von Kraft und Gedanke (2, 131; vgl. Plotins Lehre von dem Wirken der Seelen nach Begriffen); man iſt ſich nie eines Geſetzes als ſolchen bewußt (2, 131; vgl. Plotins Lehre von dem inſtinktiven Wirken des Alls); es fehlt dem Menſchen an den nötigen Sinneswerkzeugen, um eine Welt hervorzubringen. Der Anfang dazu iſt aber ſchon vorhanden, das Prinzip eines Kriegsſchiffes liegt z. B. in der Idee des Schiffbaumeiſters (2, 133; vgl. Plotins Vergleich der ſchöpferiſchen Tätigkeit der Seelen mit der tieriſchen Zeugung); wir ſind auf einer Miſſion, wir ſind zur Bildung der Erde berufen (2, 118; vgl. Plotins Lehre von dem Motiv des Herabſteigens der Seelen, kann aber auch von Fichte kommen); innigſte Gemeinſchaft aller Kenntniſſe iſt das Ziel des Gelehrten (2, 132; vgl. Plotins Lehre von der Wiſſenſchaft).

Die Parallelen zwiſchen Novalis und Plotin ſind hier alſo ebenſo ſtark prononziert wie zahlreich. Wird dies nun dazu berechtigen, auf eine Abhängigkeit des Erſteren von Letzterem zu ſchließen? Die Frage wäre wohl — auf Grund dieſer Parallelen und des oben zitierten Fragments über Plotin — ohne Bedenken zu bejahen, wenn dem nicht eine Äußerung von Novalis entgegenſtünde. Ende 1798 ſchreibt er nämlich an Fr. Schlegel: „Ich weiß nicht, ob ich dir ſchon von meinem lieben Plotin ſchrieb. Aus Tiedemann lernte ich dieſen für mich geborenen Philoſophen kennen und erſchrak beinahe über ſeine Ähnlichkeit mit Fichte und Kant und ſeine idealiſtiſchen Ähnlichkeiten mit dieſen. Er iſt mehr nach meinem Herzen als beide . . . In Plotin liegt noch vieles ungenützt, und er wäre wohl vor allem einer neuen Verkündigung wert. Zu dem ‚Athenäum‘ im neuen Stile werd ich vielleicht literariſche Korreſpondenznachrichten im flüchtigſten leichteſten Stil einſchicken, wenn es wirklich noch ſo weit kommt; vielleicht kommt da gleich etwas von Plotin ꝛc. mit hinein“ (Raich, Novalis Briefwechſel, 95 f.). Die Stelle ſagt nicht, wann Novalis zuerſt mit Plotin bekannt geworden iſt; lange vor Ende 1798 wird dies aber nicht geſchehen ſein, und die Blütenſtaubfragmente können alſo deshalb nicht direkt auf Plotin zurückgeführt werden. Durchaus nicht unmöglich iſt es aber, daß hier indirekter plotiniſcher Einfluß vorliege. Es iſt ſogar im allgemeinen wahrſcheinlich. Denn Novalis wurde ja nach ſeinem eigenen Zeugnis durch die Lektüre des neuplatoniſierenden Tiedemann auf Plotin aufmerkſam, und anderſeits las er Schellings Schriften ſchon vor Mai 1797, daß aber Schelling 1797—1800 ſicher, und vor 1797 wahrſcheinlich aus Plotin ſchöpfte, wird ſpäter gezeigt werden.

Wenden wir uns zu dem Reſte — der Hauptmaſſe — der Fragmente von Novalis, ſo wäre es für die vorliegende Frage natür-

lich nützlich, zu wissen, welche Fragmente in die Zeit nach 1798 fallen. Unbedingt notwendig ist das aber nicht. Daß ein ziemlicher Teil der übrigbleibenden Fragmente von Plotin inspiriert sein muß, folgt aus der zitierten Briefstelle; man darf ferner bei dem Reste, wenn er sich harmonisch einfügt, wenigstens die Möglichkeit indirekten plotinischen Einflusses nicht von der Hand weisen. Gelingt es also, aus diesen Fragmenten das System Plotins zusammenzustellen, so wird man auch annehmen dürfen, daß Plotin direkt oder indirekt ihr hauptsächlichster Inspirator gewesen ist.

Ist dies nun möglich? Zieht man aus den übriggebliebenen Fragmenten den Gedankengehalt heraus und ordnet man ihn, so wird man sich berechtigt fühlen, die Frage zu bejahen. Man wird freilich auch schmerzlich überrascht sein, wie wenig unabhängig selbst dieser Romantiker in seiner Theorie ist.

Novalis kennt, wie Plotin, drei Reiche: die „Materie", über deren Wesen er sich in lange Erörterungen stürzt (3, 137 ff.), die „Erscheinungen" und die „Noumena" (2, 287). Die Materie nennt er das Nichtseiende; er kann aber auch ganz plotinisch von „Kräften" derselben reden (2, 53). In der gewöhnlichen Bezeichnung der beiden anderen Reiche hat Novalis eine noch bequemere Terminologie als Plotin: er kann beide Reiche, selbst ihre Kombination, „Natur" oder „Welt" nennen und macht es dadurch nicht ganz leicht, herauszufinden, ob er im gegebenen Falle eines der beiden Reiche speziell im Auge hat und welches. Er übernimmt Plotins Definitionen von den beiden Welten, hält sie aber oft nicht auseinander.

Plotin legt dem einen Gesetzmäßigkeit, Zahl, Organisation, Sympathie, Schönheit, Vollkommenheit und Selbstgenügsamkeit, Geist, Körper und andeutungsweise mitunter selbst eine vegetative Seele bei. Alle diese Begriffe finden sich auch bei Novalis. Er spricht von dem gesetzmäßigen Zusammenhang der Welt (2, 203, 205. 3, 53, 99); von ihrer Organisation (2, 203. 3, 33, 40); von der mathematischen Ordnung der Welt und der Mathematik als dem Leben der Götter (2, 267 f.); von der musikalischen Ordnung der Welt (3, 27) und ebenso der Jahreszeiten, der Tageszeiten wie des Lebens überhaupt (3, 59); von der immanenten Sympathie des Weltalls (2, 267), vermöge deren die Seelen der Abgeschiedenen ein „Echo unserer Trauer" sind (in „Sehnsucht nach dem Tode"); von dem Lichtcharakter der Welt (3, 65); von einer Weltseele (2, 181, 188, 189. 3, 33); von der Beseelung der Gestirne (2, 209. 3, 65) und von Geist, Seele und Leib als den drei Elementen der Welt (2, 211, 230. 3, 60). Wenn Novalis den Grund der Natur als Wille bezeichnet (3, 97), so geht das allerdings auf Fichte — auch auf Hemsterhuis? — zurück. In den leibnizischen Gedankenkreis wiederum gehört der Begriff eines Weltplanes (3, 33).

Eine nicht weniger zahlreiche Gruppe von Fragmenten ſtellt die Welt oder Natur unter einen anderen, aber ebenfalls plotiniſchen Geſichtspunkt, den ſymboliſchen. Plotin faßt die irdiſche Natur, ſoweit ſie geformt iſt, als Abbild der höheren auf; ſie wird alſo auch Novalis im Auge haben, wenn er das Äußere ein in Geheimniszuſtand erhobenes Innere, einen ſyſtematiſchen Plan oder Index des Geiſtes, eine verſteinerte Zauberſtadt, ein ſymboliſches Bild des Geiſtes, einen Univerſaltropus nennt (2, 196, 198, 203. 3, 55); ebenſo, wenn er im Märchen eine wunderſame Miſchung der Natur mit der „Geiſterwelt" wünſcht (2, 309). Nicht ſymboliſch aber plotiniſch iſt es, wenn Novalis von einer individuellen Mannigfaltigkeit in der Natur redet (2, 232. 3, 29).

Novalis hat, wie Plotin, die Gleichungen „Geiſt" = „Geiſterwelt" = „Geiſterreich" = „Götter" (2, 191, 195, 198). Dem Geiſte iſt Ruhe und der Trieb zum Schaffen von Weſen, die ihm gleich ſind, eigentümlich (2, 211, 186); die Ideen haben daher ein „air de famille" (2, 179).

Mit der Frage nach dem Weſen der menſchlichen Pſyche und ihrem Verhältnis zum Körper betreten wir ein dorniges Gebiet; denn hier ſpielen neben Plotin auch andere Einflüſſe greifbar herein. Plotin hat Zwei- und Dreiteilung des Menſchen nebeneinander. Gewöhnlich Zweiteilung, in Seele und Leib; jene iſt himmliſchen Weſens und in Verbindung mit dem Intelligiblen, aber von Erdenroſt angefreſſen. Daneben aber auch Dreiteilung; ſei es offen ſolche in Geiſt, Seele und Leib, wo die Seele als rein vegetabil gedacht iſt, ſei es verſteckt eine ſolche in das im Innern gegenwärtige Eine, den menſchlichen Geiſt und den Leib, wie in der Lehre von der Intuition andeutungsweiſe. Novalis hat ebenfalls Zwei- und Dreiteilung nebeneinander.

Auf plotiniſcher Zweiteilung beruhend und — wie ein Vergleich ſofort deutlich macht — von Plotin einfach übernommen ſind folgende Äußerungen. Die Erzeugung des Körpers iſt eine Sache der Einzelgeiſter, dabei aber kein ihnen allgemein eigener Akt; es müſſen nicht alle Menſchen Menſchen werden, es gibt auch Menſchen in nichtmenſchlicher Geſtalt (3, 51). Der Geiſt hat eine urſprüngliche Tendenz, die Welt zu beleben, wie die Welt, ſich beleben zu laſſen (2, 283). Geburt hier iſt vorangehender Tod dort (3, 62). Der Körper iſt das Produkt der Seele, er entſteht durch ein „plaſtifizierendes Idol", ein „bildendes Schema", einen „myſtiſchen, ſelbſttätigen Typus", durch die (höheren) Sinne (3, 218. 2, 197 f., 191). Der Körper ſelbſt hat etwas dämmerndes — die Materie — an ſich (2, 222, 284). Die Seele drückt ſich in Geſtalt, Gebärden und Mienen aus (2, 238. 3, 44, 116). Der äußere Reiz wird der Seele „nur bewußt" (3, 54): Schmerz ruht auf Sympathie (3, 52); wenn ein

einzelnes Organ erkrankt, so erkrankt auch der ganze Körper (3, 53). Wir nehmen eine Mittelstellung ein; unser Körper ist ein Teil der irdischen, unsere höhere Natur ein Teil der himmlischen Welt (3, 31. 60).

Dreiteilung wird von Novalis einmal gelegentlich offen ausgesprochen: er meint, der Mensch bestehe aus Geist, Seele und Leib und sei damit ein Analogon der Welt (3, 60, 95). Das Gerippe dieser Einteilung kann Novalis von verschiedenen Seiten erhalten haben; Plato, Aristoteles, Plotin, Spinoza und Kant teilen so ein. Ihren Gehalt freilich kann er daher nicht bezogen haben. Denn „Seele" bedeutet bei diesen Idealisten entweder das niedere Denken und Wollen, oder, wie in dieser plotinischen Dreiteilung, etwas rein Vegetatives; Novalis' Seelenbegriff aber deckt sich weder mit dem einen noch mit dem anderen. Welcher Art ist er nun? In der Lehre von der Intuition vertritt Novalis eine Art von Dreiteilung wie auch Plotin und Fichte: Die Ewigkeit ist in uns, wir sollen sie erkennen und erreichen und das können wir, denn wir sind göttliche Keime, der Körper ist ein drittes (2, 114. 3, 31); das Verhältnis des Körpers zur Außenwelt ist dasselbe wie das der Seele zur höheren Welt. Der Körper reagiert auf „äußere", die Seele auf „innere Reize" (2, 211); wie sich der Körper zur Seele verhält, so die Seele zum Geiste (3, 218); die Seele wird vom Geist in ihrem „Sinnen" affiziert und sie sind im Vergleiche mit dem Sinnen des Körpers „Sinne im strengeren Sinn" (2, 202, 221 f.); die Seele führt Zwiegespräche und der immaterielle Teil des Menschen bildet eine Pluralität (2, 184, 197, 199, 204, 237); man pflege daher diese Zwiegespräche und gebe sich den inneren Reizen hin (3, 107). Novalis' Anschauung von der Komposition der menschlichen Psyche ist hier also etwas komplizierter. Wendungen wie „die Ewigkeit ist in uns", „Pluralität" und „innere Reize" lassen natürlich darauf schließen, daß er den Geist ins menschliche Innere verlegt; die Seele ist ihm hier aber ein rezeptives Vermögen dem Geist, und ein aktives dem Körper gegenüber. Ist sie wesensverwandt mit dem Geist? Offenbar; denn Novalis spricht von „göttlichen Keimen" in uns und von einer gewünschten Berührung des irdischen „Geistes" mit dem himmlischen (2, 214).

Einen ganz anderen Begriff von menschlichem „Geist" hat Novalis da, wo er von dem Wesen des Künstlers spricht und sich an Hemsterhuis, Goethe und Bonnet orientiert. Es ist der Begriff des die Außenwelt absorbierenden und die gewonnenen Eindrücke ordnenden, kombinierenden und verwendenden Geistes. Gleich Hemsterhuis kombiniert auch Novalis seine Funktionen nicht selten mit den obigen der Seele; so z. B. in den Blütenstaub-Fragmenten, wenn

er sagt, der erste Schritt solle nach innen gehen, als absondernde Beschauung unseres Selbst, der zweite aber nach außen, als selbsttätige Beobachtung der Welt (2, 116).

Die Ethik von Novalis enthält als Grundgedanken die allgemein idealistische Forderung der Ausbreitung des Intelligiblen in uns und in der Welt; daneben allerdings auch einen in ihr wichtigen und fast nur ihr eigenen Spezialgedanken.

Sie betont vor allem die Forderung der Selbstbeobachtung und enthält letztere mit all den Einzelheiten, welche die Intuition Plotins besitzt, als Medium der Erleuchtung, der Vervollkommnung und des mystischen Genusses. Selbstbeobachtung beginnt mit Abstraktion von der Außenwelt (2, 120), Selbsterniedrigung (2, 116), Selbsttötung (2, 178) und der Richtung des Blickes nach Innen (2, 114, 116). Was wird sie dort sehen? Die Ewigkeit mit ihren Welten (2, 114), die Geisterwelt (2, 198), uns selbst (3, 90). In ihr, in unserem Geiste haben wir den wahren Schlüssel für das Verständnis der Außenwelt (2, 186, 198); denn diese ist ja nur ein Abbild des Innern. Sie ist aber auch die Hoffnung unserer Vervollkommnung; denn der Blick nach innen ist zugleich „Himmelfahrt" (2, 187). Die innere Welt ist noch dunkel und traumhaft (3, 90) — leider, wie Novalis meint —; sie wird aber immer heller werden, denn wir haben den Trieb zur Erleuchtung. Sie ist unsere „Heimat" (2, 224, 179), wir sind göttliche Keime und werden einst wie der „Vater" sein (3, 31). Unser Ziel liegt also vor uns: Lichtdienst (2, 291. 3, 39, 61, 85), Dienst an der Unsterblichkeit (3, 106), Besonnenheit (2, 61), zuletzt aber die göttliche Selbstvergessenheit der „Ekstase", welche jenseits allen exakten Denkens liegt (3, 219) — dahin geht die Pilgerschaft.

Aufgaben haben wir freilich auch gegenüber der Welt. Wir sollen sie moralischer machen (2, 287), wir sollen sie romantisieren (3, 45), und je gottähnlicher und moralischer wir selbst sind, um so leichter wird es uns werden, die Welt zu moralisieren (2, 288). Ähnlich denkt Plotin. Fichte spielt hier indessen wohl ohne Frage kooperierend herein, denn auch er hat den Gedanken der Moralisierung der Welt als ethischer Aufgabe. Bei ihm ist sie Zweck der Schaffung der Welt, während sie bei Plotin mit dieser zusammenfällt; als Ziel des Geistes findet sie sich bei beiden Denkern — Fichte betont sie etwas stärker —, sie bildet aber bei keinem derselben ein eigentümliches Merkmal des Begriffes der Intuition.

Es wurde oben ausgeführt, daß Plotin neben der spekulativ-ethischen Intuition noch eine zweite Art der Selbstbeobachtung kennt, die mehr objektiv-psychologische, welche ihm ein noch ziemlich wenig angebautes Feld zu sein scheint. Genau denselben Gedanken und die-

selbe Wertung desselben im Verhältnisse zu jener ersten Intuition hat auch Novalis. Er wundert sich, das die menschliche Psyche bis jetzt so wenig analysiert worden sei (2, 190) und meint, ein „reeller Psychologe" wie Baader zu werden sei vielleicht auch die für ihn von der Zukunft bestimmte Aufgabe (3, 35). Baader wird hier also von Einfluß gewesen sein, und ebenso wohl auch Fichte; die auffallende Parallele mit Plotin springt aber vor allem in die Augen. Primären Wert legt Novalis dieser Intuition nicht bei, sie steht ihm dem Wert nach unter der anderen; einen Faktor seines philosophischen Systems bildet sie nicht. Auch das ist plotinisch.

Novalis hat einen ethischen Lieblingsbegriff, den Gedanken der vollkommenen Herrschaft über die „Sinne" und der Sinne über Körper und Natur. Man müsse, erklärt er, den Körper ebenso in die Gewalt bekommen wie die Seele, denn durch den Körper könne man die Welt modifizieren (2, 190). Man könne sich durch die Sinne einen Körper geben, wie man ihn nur wünschen möge, könne durch sie den Stoff beseelen oder sich vom Körper trennen, könne sehen, hören und fühlen, was man wolle, könne Aufschlüsse über Natur und Geisterwelt, Leben und Tod erhalten — vorausgesetzt immer, daß man über die Sinne Gewalt habe; man werde sie aber in der Gewalt haben, wenn man das Denken zu beherrschen gelernt habe, denn die Sinne seien nur eine Modifikation des Denkorganes (2, 192 f.). Also der Gedanke von Sinnen, welche von den Naturgesetzen unabhängig sind und göttliche Attribute besitzen! Woher kommt er nun?

Es ist wahrscheinlich, daß Novalis die spekulativ-okkultistische Literatur seiner Zeit mindestens zum Teil kannte; denn Schriften dieser Art besaß er selbst. Hier also mag eine der Quellen zu suchen sein; faßbar ist sie allerdings nicht. Andere Fäden führen uns dann auf Fichte und Hemsterhuis. Von dem ersteren erklärt Novalis selbst, er habe den „tätigen Gebrauch des Denkorganes" gelehrt (2, 193), und als Entdecker des wahren Denkens galt Fichte auch sonst. Fichte nahm aber auch eine Schaffung der Welt durch den Geist an, und es ist nun möglich, daß Novalis ganz einfach beide Geistesfunktionen — Schärfe und Produktionskraft — kombiniert, sie dem Denken beilegt und dieses wiederum mit den „Sinnen" identifiziert. Wahrscheinlich ist das indessen immerhin nicht, und dunkel bliebe eigentlich auch dann noch, wodurch die Sinne zu jenen wunderbaren Aufschlüssen kommen. Was Novalis sich hier von Fichte suggerieren ließ, war wohl nur das Ideal des Vollbesitzes der Funktionen der Sinne; den Begriff von dem Charakter dieser Funktionen selbst nahm er dagegen anderswoher. Dasselbe gilt von Hemsterhuis. Wenn Novalis dessen Lehre vom moralischen Sinn als „Mutmaßungen von der Perfektibilität und dem unendlich möglichen Gebrauche dieses Sinns" auf-

faßt (3, 379), ſo interpretiert er das in den holländiſchen Philoſophen hinein. Der eigentliche Inſpirator ſcheint auch hier Plotin zu ſein. Die Funktionen, welche Novalis von den Sinnen ausgeübt zu ſehen wünſcht, ſind doppelte: approximative Allwiſſenheit und Schöpferkraft der Materie gegenüber. Genau dieſe Funktionen inhärieren aber den plotiniſchen Seelen, Göttern und Geiſtern: dieſe haben „klarere, ſchärfere Sinne" als die des Körpers (Enneaden 6, 7) und ſind vermöge ihres intelligiblen Charakters mehr oder weniger über alles orientiert, ebenſo ſind ſie der Materie gegenüber ſchöpferiſch, ſie beſeelen ſie, formen ſie zu Körpern und verlaſſen ſie wieder nach „freier Wahl" (ebenda 4, 3). Was ſich Novalis wünſcht und was Plotins Seelen vollbringen, iſt alſo ein- und dasſelbe; mit dem Unterſchiede allerdings, daß dieſe ganze Anſchauung bei Plotin faſt nur ein ſpekulativer Gedanke iſt, während Novalis aus ihr praktiſche Folgerungen zieht. Man beachte dabei, daß auch Novalis zwei Arten von Sinnen kennt und die höhere Art — die er hier meint — „Sinne im ſtrengeren Sinn" nennt (2, 202, 221 f.)

Fügen wir dem noch einige Einzelheiten und die Ausführungen über den Begriff des magiſchen Idealismus bei!

Novalis nennt den Zuſtand des Glaubens ein Erwachen (2, 295), wie Plotin von einem Halbſchlaf des Körpers und der Natur ſpricht (Enneaden 3, 6). Bei der Erörterung der inneren Reize und des höheren Lebens ſpricht er ganz unverſtändlich zweimal von „Königen" (2, 202. 3, 106); es kommt daher, daß Plotin ſchon dasſelbe, aber verſtändlich tut (Enneaden 4, 8. 5, 3. 5, 5). Alle dem Geiſte geltende Tätigkeit iſt ihm „Kunſt" (2, 261, 287. 3, 9, 72, 93); bei Plotin iſt derſelbe Ausdruck Geſamtbezeichnung der Wiſſenſchaften. Dem entſpricht Novalis' Gedanke von der Einheit aller Wiſſenſchaften und Künſte im engeren Sinne des Wortes (2, 132, 183, 261). Ganz plotiniſch endlich klingt es, wenn Novalis die Philoſophie gelegentlich den Zug nach der Heimat oder die Behandlung der Ehe zwiſchen Leib und Seele nennt (2, 179, 187).

„Magie" iſt für Novalis einmal die Beherrſchung des Körpers und der Natur durch den Geiſt, „willkürlicher Gebrauch" derſelben (2, 191, 202. 3, 46); ſie ruht auf Denken und Wollen (2, 202). „Magie" iſt ihm ferner die Wunderkraft, welche alles Unerklärliche, Zauberformeln, Götzenbilder, der Aberglaube, dann Pflanzen, Tiere und Steine beſitzen (3, 164 f. 27). Die reine Mathematik iſt das Gebiet des „Magiers"; ſie iſt in der Muſik „ſchaffender Idealismus" (2, 267) und mit der Philoſophie verwandt (3, 19). Daneben findet ſich dann aber der Satz, „Magie" ſei von der Philoſophie ganz verſchieden, ſie ſei eine Welt für ſich (2, 201). „Magiſch" ſind Kunſt und Wiſſenſchaft, wenn ſie moraliſch ſind (3, 252. 2, 286). Dasſelbe

gilt von der Natur (2, 286). Liebe ist der Grund der Möglichkeit der „Magie", denn sie wirkt „magisch" (2, 286). „Magisch" sind auch die Zahlen (3, 360); sie haben eine Verwandtschaft mit den Dingen einer anderen Welt (2, 262).

So viele Sätze, ebenso viele Definitionen, möchte man denken. Etwas klarer wird die Sache indessen, wenn wir auf Plotin zurückgehen. Wie oben bemerkt, wirkt bei ihm die „Magie" durch zweierlei: durch Zauberformeln und durch die Sympathie des Alls; Plotin nennt aber auch die Wirkungsweise der Kräfte des Alls „magisch" oder „Liebeszauber" und legt Pflanzen und Steinen noch besondere geheime Kräfte bei[1]). Daher also stammen die Definitionen des Romantikers von der Magie als der Kraft des Unerklärlichen, der Zauberformeln usw., wie als einer von der Philosophie verschiedenen Sache, und von der Liebe als der Basis der Magie. Von da wohl — das ist zu vermuten — dehnt Novalis dann den Gebrauch der Ausdrücke „Magie" und „magisch" auf das aus, was ebenso geheimnisvoll wirkt, dabei aber anderen Wesens ist, den Geist. Dessen Herrschaft über Körper und Natur ist ihm also ebenfalls Magie. Magie ist aber auch jede Tätigkeit, welche sich allein mit dem Geiste beschäftigt und von ihm erfüllt ist; also Kunst und Wissenschaft, wenn sie moralisch sind. Die Mathematik und Philosophie sind ihm — trotz einzelner gegenteiliger Äußerungen — magische Disziplinen par excellence. Die Mathematik, weil die Zahlen mit dem Intelligiblen verwandt sind; sodann, weil sie Kreise und Figuren konstruiert (3, 376) und das Unbekannte aus dem Bekannten findet (3, 19), somit also schöpferisch ist wie der Geist und Geistähnliches schafft. Die Philosophie aber, weil sie durch Abstraktion oder Synthesis Begriffe hervorbringt, welche Verwandtschaft mit dem Geiste besitzen (3, 376. 2, 72, 235) und damit ebenso Geistähnliches und geistähnlich wirkt wie die Mathematik. Der poetische Philosoph ist „en état de créateur absolu", wie der Dichter „der Erfinder der Symptome a priori" (3, 376, 19), die höchste Stufe des Erkennens ist synthetisches Erkennen (3, 353), Synthesis = synthetisches Urteil a priori = Vernunft = „magische Intelligenz" = Wunder (2, 290).

Treten wir mit dieser Orientierung über den Begriff der Magie an den des „magischen Idealismus" heran, so werden wir vermuten, daß der Terminus bei Novalis einen Idealismus bezeichnen soll, dessen Charakteristikum die Forderung von Magie ist. Das ist denn auch der Fall. Idealismus ist der Ober-, Magie der Unterbegriff. Wie es aber bei Lieblingsideen gewöhnlich geht: Der Unterbegriff wird hier fast mehr betont. Novalis bemerkt mit Nachdruck, sein

[1]) Vgl. S. 599.

Standpunkt sei idealistisch und nicht empirisch und sei die Vollendung der Philosophie Kants und Fichtes; Beobachtung, Experimente sind ihm Nebensache, das Erfinden a priori Hauptsache (3, 16, 333). Reine Gedanken und reine Empfindungen sind solche, die durch kein korrespondierendes Objekt angeregt werden, sondern außerhalb der mechanischen Gesetze stehen und entstehen, die Phantasie ist eine solche außermechanische Kraft, sie ist „Magism und Syntheſism", eine Philosophie aber, welche solche Gedanken zu ihrem Gegenstande nimmt, ist „magischer Idealismus" (3, 384).

Wichtiger sind wohl die beiden folgenden Definitionen. Die eine derselben (3, 106 Nr. 480) ist vielleicht insofern die wichtigste, als Novalis dort und dort allein „mein" magischer Idealismus sagt; er identifiziert den Begriff mit der höheren Heilkunst, der Kunst der Unsterblichkeit, der synthetischen Kunst, der Kunst der inneren Reizbarkeit, endlich der Herrschaft über die äußeren Reize. Daß diese Definition sich an Plotin anlehnt, zeigt das Auftauchen des Ausdruckes „König" in ihr; die Hemsterhuissche Forderung der Verarbeitung der Eindrücke von der Außenwelt wird aber in ihren letzten Teil hereinspielen. Die andere der beiden Definitionen (2, 199 Nr. 73) bestimmt den als magischen Idealisten, der zwei Operationen auszuführen wisse: 1. Die Verwandlung von Gedanken in „äußere Dinge", „selbständige" und sich „absondernde" Seelen; 2. die Verwandlung von „äußeren Dingen" in Gedanken. Beide Ideen findet man bei Novalis häufig: Der Scholastiker verwandelt alle Dinge in Abstrakte und es wäre wünschenswert, daß er auch umgekehrt verfahren würde (2, 262); wir können unser Denken in der Sprache und in Gebärden „äußern" (2, 191); Dichten = Denken = Verwendung der Außeneindrücke zu neuen Gebilden (3, 14); als außerirdische Wesen streben wir nach Körper, als irdische nach geistiger Ausbildung, nach Geist (3, 61); Zweck des Lebens ist, alles zu beleben und aus allem Leben zu ziehen (3, 71); der Philosoph übersetzt die wirkliche Welt in die Gedankenwelt und umgekehrt (3, 72); der Künstler modifiziert die Welt durch seine Ideen (2, 228); Ordnung der Welt durch Gedanken = geistige Wirksamkeit = „Realisation" von Ideen (2, 284). Es ist ohne weiteres klar, daß in diesen Äußerungen eine Reihe von Einflüssen und Vorstellungen sich vereinigen und nach dem Vorangehenden wird es nicht schwer sein, sie zu sondern: Kenntnis der abstrahierenden Methode des Philosophen, der Physiognomie des Plotinschen Seelenbegriffes, des Hemsterhuis-Bonnetschen Begriffes des Geistes und anderes. Die Kondensation aller dieser Ideen ist dann eben die vorangehende Definition.

Eine letzte Bestimmung des Begriffes erhalten wir in der Unterscheidung zwischen dem magischen Idealisten und dem magischen Realisten:

jener suche eine „Wunderbewegung", „ein Wundersubjekt", dieser eine „Wundergestalt", ein „Wunderobjekt" (3, 97). Auch hier werden Sinn und Ursprung der Definition unschwer herausgefunden werden können. Der magische Idealist sucht ein Wundersubjekt, indem er ein Subjekt betrachtet und in sich entwickelt, das Wunder tut, den Geist, der die Natur und den Körper beherrscht, der die Natur zu Begriffen und die Begriffe zu Natur macht. Der magische Realist dagegen — der Magier alten Stils, der ein Fetisch ist — sucht ein Wunderobjekt, indem er mit einem Objekte in Beziehung tritt, von dem ebenfalls Wunderwirkungen ausgehen, den Zauberformeln, Pflanzen, Steinen und der Sympathie des Alls (3, 27). Wenn Novalis die beiden Arten von Idealismus „logische Krankheiten", aber auch „Offenbarungen des höchsten Lichtes" nennt, so ist die erste Hälfte dieses Wortes mehr nur scheinbar ein Tadel, als wirklich als solcher gemeint. „Logische Krankheiten" soll wohl heißen: Krankheiten vom logischen Standpunkte aus; Logik aber galt Novalis nicht als die höchste Form der Philosophie und des Denkens.

Magischer Idealismus und Magie sind bei Novalis somit zur Hälfte Synonyme; jedenfalls sind das die letztere und die Magie des ersteren. Die Vorstellungen, welche unter den Terminus fallen, sind verwandt, aber nicht identisch; sie sammeln sich an, wie so manches in der Romantik und erhalten dann eine gemeinsame Bezeichnung. Streng genommen gibt es daher keinen Begriff, sondern nur den Terminus „magischer Idealismus", mit dem eine Reihe von Begriffen verknüpft werden: Herrschaft des Geistes über alles Nichtgeistige, Hören auf den inneren Reiz, Vergeistigung des eigenen Selbst, Verwandlung von Begriffen in Dinge und von Dingen in Begriffe und anderes.

Man hat so kaum ein Recht, den Begriff eines magischen Idealismus, wie es oft geschieht, die „Zentralidee" von Novalis zu nennen. Einen solchen Begriff gibt es bei dem Romantiker überhaupt nicht. Die Gruppe von Begriffen aber, welche Novalis unter „magischem Idealismus" versteht, ist bei ihm überaus wichtig; sie kann deshalb nicht „zentral" genannt werden, weil sie in gewissem Sinne das Ganze selbst ist. Fast die gesamte Gedankenwelt von Novalis ist in ihr vertreten: Dies vollständig, jenes zur Hälfte und das dritte embryonisch oder andeutungsweise.

Novalis' Begriff von einer realen Psychologie kann auf keinen Fall als Zentralbegriff des Romantikers bezeichnet werden.

Der Einfluß dieser Philosophie — also vor allem Plotins — auf die Ästhetik und das Dichten des Romantikers war ein sehr bedeutender. In seiner Ästhetik geht die größere Hälfte der Definitionen der Kunst, der Poesie, des Künstlers und des Dichters auf sie zurück;

dann wenigſtens teilweiſe die Definition des Märchens, der Sehnſucht und der Stimmung. Wie viele der geiſtlichen und der Todeslieder von ihr beeinflußt ſind, iſt ſchwer zu ſagen; ſicher dagegen iſt, daß „Heinrich von Oſterdingen“ breit auf dieſer Baſis ruht.

Eine etwas dunkle Frage iſt es, woher nun Novalis die erſte Kenntnis plotiniſcher Ideen erhielt. Er mag ſie mit von Schelling erhalten haben. Denn einerſeits muß Schelling Plotin ſchon 1797 oder vorher gekannt haben; anderſeits traten Schelling und Novalis ſpät im Jahre 1797 in mündlichen und ſchriftlichen Gedankenaustauſch, und dann kannte Novalis Schellings Schriften ſchon ſeit Anfang 1797. Tiedemann war natürlich eines der Medien plotiniſchen Einfluſſes.

---

# Franz von Baader, der Philoſoph der Romantik (1765 bis 1841).

Von Johannes Nohl in Villepreux.

„Einen wünſcht ich noch in unſere Gemeinſchaft — einen, den ich Dir allein vergleiche, — Baadern.

Seine Zauber binden wieder
Was des Blödſinns Schwert geteilt.

Ich habe jetzt ſeine ältere Abhandlung vom Wärmeſtoff geleſen. Ich denke an ihn zu ſchreiben. Könnte er nicht zum Athenäum eingeladen werden? Vereinige Dich mit Baadern, Freund — Ihr könnt ungeheure Dinge leiſten!“

So ſchrieb im November 1798 Novalis an Friedrich Schlegel. Mit ſeinem feinen Spürſinn und der ihm eigenen Eiferſucht antwortet Schlegel: „eine Frage über Baader, den ich noch ſo gut wie gar nicht kenne. Schließt er ſich an Fichte an wie Schelling oder Hülſen und iſt etwa ein chaotiſcher Mittelpunkt für dieſe beiden? oder iſt er ein Sohn der neuen Zeit und hat etwa in der Mitte der Phyſik ſo originell begonnen wie ich aus den Tiefen der Kritik? Dann könnt ich die Polarität unſerer Geiſter für den Deinigen begreifen und dann wäre ſie nicht bloß ſubjectiv. Aber dann habe ich nicht nötig mich noch mit ihm zu verbinden; ich bin es nämlich ſchon in Dir.“

Außer der Abhandlung vom Wärmeſtoff waren bis 1798 noch drei andere Schriften von Baader erſchienen: „Die Ideen über Feſtigkeit und Flüſſigkeit“, „Die Beiträge zur Elementar-Phyſiologie“, und „Über das Pythagoräiſche Quadrat in der Natur oder die vier Welt-

gegenden.“ In den Ideen über Festigkeit und Flüssigkeit, 1792, also fast fünf Jahre vor Schellings Arbeiten, sowie in den übrigen Schriften hatte Baader unter selbständiger Weiterentwicklung der metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft Kants als erster die Kardinalsätze einer Naturphilosophie gegeben, und anstatt der mechanisch-atomistischen die chemische Naturansicht des Mittelalters wieder geltend gemacht. Was an diesen genialen Untersuchungen besonders neu und überraschend wirkte, das hat Novalis in seinen Papieren treffend charakterisiert: „Baader ist ein realer Psychologe und spricht die echt psychologische Sprache. Reale Psychologie ist auch vielleicht das für mich bestimmte Feld.“ Der „tiefe, reine und züchtige Naturſinn“, den Baader in den Werken Herders bewunderte, zeichnet vor allem seine eigenen Arbeiten aus; seine tiefsinnige Naturſymbolik und sein rauschhaftes kosmisches Miterleben mußten dem Dichter sein eigenes Ahnen bestätigen. Eine Briefstelle Baaders aus dem Jahre 1796 möge die tiefe Verwandtschaft beider Geister dokumentieren: „überall ist aber das Flüßige beides, älter und jünger — als das Solide, ist seine Mutter, seine Säugamme — seine Athmosphäre — sein (Wasser-) Grab oder sein Himmel, das Gefühl ist älter als die vereinzelt bestandene äußere (Bewegungs-)Geberde, ist Mutter, ist Anfang und Ende derselben — denn die Geberde schmilzt wieder in Gefühl — in Samen künftiger Geberden. — Der innere Sinn ist älter, ist Quelle, und wird das Ende des äußeren sein!“

Stark war der Einfluß dieser Schriften auf Novalis, in seinen Aphorismen finden wir ganze Gedankenketten, die entschieden durch ihre Lektüre angeregt und ausgelöst wurden. Vor allem war es Baaders „Theorie der Gliederung“, die ihm einen ganz neuen Begriff von der Philosophie gab. Und wenn Baader in all seinen Abhandlungen den Theismus vertrat und im Anhang der physiologischen Beiträge zu verstehen gab, daß die Idee vom absoluten Ich nur dann Sinn habe, wenn sie als die Idee „des alles begreifenden und durchdringenden Ich, Unum Individuum“ gefaßt werde, und wenn er in derselben Abhandlung den bedeutsamen Gedanken aussprach, daß das äußere Nicht-Ich als Widerstand sich nur da einstellt, wo das Ich das innere Objekt, das tragende Du verloren hat, daß „der äußere Sinn nur da eintritt, wo der innere begrenzt und reflektiert wird, gleichsam als Brandung des letzteren“, und wenn wir hier auch schon die Erwägung einer willkürlichen Bewegung der inneren Körperorgane finden, so ist wohl der Schritt, den Hardenberg dann bald über Fichte hinaus zur „These Gott“ und zum magischen Idealismus tat, nicht nur auf Hemsterhuis, sondern vor allem auf die Einwirkung des Baaderischen Geistes zurückzuführen.

Wie der Genius Baaders dann auch auf Schlegel wirkte, geht deutlich aus deſſen philoſophiſchem Nachlaß hervor. Schon in den Ideen finden wir kenntliche Spuren Baaderiſcher Betrachtungsweiſe und auch ausdrücklich wird es als ein „ſehr „günſtiges Zeichen“ angeſehen, „daß ein Phyſiker — der tiefſinnige Baader — aus der Mitte der Phyſik ſich erhoben hat, die Poeſie zu ahnden, die Elemente als organiſche Individuen zu verehren und auf das Göttliche im Zentrum der Materie hinzudeuten“. Ich glaube auch nicht in der Annahme zu irren, daß die „Phyſiologiſchen Beiträge“ und „Die vier Weltgegenden“ (1798) weſentlich zur Entſtehung des Schlegelſchen Zentrumbegriffs (1799) beigetragen haben. — 1808 dachte Schlegel daran, Tieck nach Bayern zu begleiten, vor allem um in München Baader kennen zu lernen. Sein Reiſeplan zerſchlug ſich indeſſen und erſt 1810 ſollte er dem Philoſophen in Wien perſönlich näher treten. „Jetzt iſt Baader hier,“ ſchreibt er an Sulpiz Boiſſerée, „er ſpricht ungleich beſſer als er ſchreibt, oder vielmehr ſehr gut. Wenn er nur ſchreiben könnte, es würde doch viel aufgeräumt werden in der deutſchen Philoſophie. Von Schelling urteilt er mit Güte, trotz des großen Abſtandes der Anſicht und der Kraft. Er hat mir ſogar einen Gruß von Schelling gebracht, auch behauptet er, Schelling habe neuerdings etwas Gemüt bekommen, über welche ſpäte Gnade ich dann hart genug geweſen, etwas zu lachen. Ich denke mir aber, es wird dieſes wohl darin beſtehen, daß er ſeit einiger Zeit Baader ſehr nach dem Munde redet; in welchen Punkten auch die vorzüglichſten unter denen, die von Adam abſtammen, etwas ſchwach zu ſein pflegen. Baader lebt ganz in Jacob Böhme, und ich glaube auch, daß keiner ſo mit allem ausgerüſtet iſt, dieſen zu verſtehen, als er. Könnte er die vielen Arbeiten darüber, die er liegen hat, einmal ins Licht und ans Licht bringen, gewiß der Sprung würde ebenſo groß ſein von der jetzigen Konſtruktionsſpielerei bis dahin, wie von unſern jetzigen Gartenhäuſern und Brückenbau zur Erkenntnis der Gotiſchen Baukunſt“. Und in einem ſpäteren Briefe: „Sie können ſich leicht denken, daß ich Baader oft ſehe; aber nicht bloß ſehe, ſondern auch höre und vernehme. — — Könnte er ſchreiben, ſo wie er zu ſprechen verſteht, ſo würde von Schelling und Fichte wenig mehr die Rede ſein. — — Und ſo ſuche ich nicht mehr wie ehedem in falſchem Eifer eine Übereinſtimmung, wo ſie doch nicht ſein kann. Aber der merkwürdigſte, der geiſtvollſte, der tiefſte Menſch, den ich ſeit lange geſehen, iſt Baader wohl. Es iſt mir vieles durch ihn klar geworden. Wer weiß, ob ich nicht nächſtens den Entſchluß faſſe, gar nichts mehr in Rede von mir zu geben, außer in Poeſie. Doch werd ich mich zuvor meiner Philoſophie ein für allemal entledigen, die als Philoſophie des Lebens (im Gegenſatz gegen die bisherige tote Philoſophie des Todes) ... erſcheinen ſoll.“ Viel-

leicht im Gefühl, daß er nicht weniger als Schelling Baadern nach dem Munde redete, hat Schlegel seine Philosophie des Lebens erst im Jahre 1827 in seinen Wiener Vorlesungen gegeben; gar nach seinem Tode erst wurden sie publiziert; sie bestehen nur aus oberflächlich verstandenem Baader. So stark Schlegel von Baader ergriffen wurde, dem er sogar, wie Varnhagen zu erzählen weiß, viele seiner Lieblingsideen z. B. über das symbolische in der gotischen Baukunst, über Freimaurerei, über Lebensmagnetismus usw. opferte, so gering war der Einfluß Schlegels auf Baader, dem wohl vor allem des kindlichen Dichters Rezeptivität, Witz und Begeisterungsfähigkeit angenehm war. Wie Baader schon früher Schlegels Werk über Indien schroff Gouvernantenphilosophie nannte, so war er mit der späteren unwissenschaftlichen Richtung Schlegels höchst unzufrieden, und der Dichter mußte gelegentlich eines Besuches, den er ihm 1827 in Schwabing abstattete, herbe Wahrheiten hören.

Auch Tieck hatte im persönlichen Verkehr (1804) mit dem Philosophen die stärksten Anregungen empfangen, vor allem gab seinem leidenschaftlichen Studium Jacob Böhmes Baader erst das rechte Fundament. Noch mehr als bei Schlegel vermißte Baader bei ihm Geistestiefe und Männlichkeit im metaphysischen Sinne. Er äußert sich einmal über ihn: „Tieck ist immer wie eine Katze um das Eine, was Not tut, herumgeschlichen, hat genascht, aber das Pfötchen hat er immer geschont."

Für die allgemeine Entwicklung am folgenreichsten war die Wirkung, die Baader auf Schelling ausübte. Bei Steffens kann man lesen, wie Schelling durch die drei erwähnten Schriften erschüttert wurde. Er war dann auch der erste, der die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese wertvollen Entdeckungen lenkte, sowie er selbst von ihnen in seinen Schriften den regsten Gebrauch machte. Die entscheidende Bedeutung bekam jedoch Baader erst für ihn, als er ihm in München 1805 persönlich näher trat. Die ungeheuere Macht, die Baader durch die idealistische Energie seiner Persönlichkeit sowie durch die magische Macht seiner Worte ausübte, haben alle seine Zeitgenossen, die ihm begegneten, erfahren und bezeugt. Schelling war bald ganz von Baader erfüllt. Begeistert nennt er ihn in einem Brief an Windischmann einen herrlichen Seher, und geradezu hymnisch äußert er sich über ihn in den Jahrbüchern der Medizin als Wissenschaft: „Einen kenn ich, der ist von Natur ein unterirdischer Mensch, in dem das Wissen substantiell und zum Sein geworden ist, wie in den Metallen Klang und Licht zu gediegener Masse. Dieser erkennt nicht, sondern ist eine lebendige, stets bewegliche und vollständige Persönlichkeit des Erkennens". Auch Karoline Schelling äußert sich im selben Jahre 1807 über Baader mit der höchsten Anerkennung. „Baader ein divi-

natoriſcher Phyſiker, einer der herrlichſten Menſchen und Köpfe, nicht in Bayern, ſondern in Deutſchland." Den weſentlichſten Dienſt leiſtete Baader Schelling damit, daß er ihn von Spinoza zu Jacob Böhme und zum Theismus hinüberführte und ihn überzeugte, wie nichtig der rein pantheiſtiſche Begriff vom Böſen ſei und zu welchen Abſurditäten er notwendig führe. Er lehrte ihn dagegen das Böſe als „eine poſitive Verkehrtheit oder Umkehrung der Prinzipien" erkennen und überzeugte ihn, daß man in dem Widerſpruch des ſich ſelbſt zerſtörenden Lebens durchaus einen ſekundären und gewaltſamen Zuſtand zu erblicken habe. Wie Schelling nach ſeinem Bruche mit Baader den von ihm und Böhme erworbenen Theismus mit ſeinen alten pantheiſtiſchen Anſchauungen zu amalgamieren verſuchte, iſt bekannt. Auf das empörendſte hat Schelling in ſpäteren Jahren gegen Baader intrigiert. Von einem ſeiner Schüler, der in einer Arbeit über ſeinen Meiſter Baaders Erwähnung tat, verlangte er ſchriftlich, dieſen verhaßten Namen nie mit ihm in einen Zuſammenhang zu bringen, und nach Baaders Tode ſuchte er noch die Geſamtausgabe ſeiner Werke zu hintertreiben. Mit welchem Unrecht trotz allen dieſen Daten Baader ſchon zu ſeinen Lebzeiten, obwohl er keinen einzigen Gedanken von ihm entlehnte, zu Schellings Schüler gemacht wurde, das hat Franz Hoffmann in ſeinen gediegenen Arbeiten über das wahre Verhältnis beider Philoſophen ein für allemal feſtgeſtellt. Trotzdem ſchleppt ſich jene falſche Behauptung auch in modernen Lehrbüchern noch immer fort, und Walzel z. B. kann es paſſieren, daß er in ſeiner Ausgabe der Schlegelkorreſpondenz Baader „den Hauptvertreter der theoſophiſchen Richtung von Schellings Lehre" nennt.

Baaders weitgehender Einfluß auf die Romantiker iſt überhaupt wenig beachtet worden. Wenn Schelling 1807 an Hegel ſchreibt, es beginne jetzt die Physika coelestis oder urania nach der bisherigen terrestris, Ritter wolle ein eigenes Journal anlegen unter dem Titel: der Siderismus, ſo war auch dieſe Bewegung von Baader, dem Freunde Ritters inauguriert worden. Wie ein Ausſpruch Baaders klingt der Ritteriſche Satz: „die Natur iſt ſich überall gleich, denn alle Verhältniſſe in ihr haben nur einen Exponenten. Jedes Phänomen iſt ſein Widerſchein, O daß man nichts ſo ſchwer begreift als — ſich ſelbſt". Novalis hatte ſchon die Verwandtſchaft beider Geiſter in einem Brief an Karoline hervorgehoben; „Ritter iſt Ritter, und wir ſind nur Knappen, ſelbſt Baader iſt nur ſein Dichter." Ebenſo hatte ſich der ſpäter von Baader ganz eingenommene Brentano geäußert: „Ritter iſt der größte Menſch unſerer Zeit, und Schelling ſteht lächerlich gefährlich." Novalis kannte Baader nicht perſönlich, und daß ihm der Enthuſiasmus der Freundſchaft für Ritter die obige Phraſe diktierte, erhellt ſchon aus den Worten, die Ritter von Mai-

land aus nach seinen Versuchen mit den Erz- und Wasserfühlern Campetti und Amoretti an Baader richtet: „Das Leben kommt zu einer physikalischen Würde, die selbst Sie vielleicht noch nicht geahnt hatten, geschweige ich." Sicher war der junge geniale Ritter durch seine eigene lebendige Beschäftigung mit der Naturwissenschaft sowie durch sein ernstes Studium Jacob Böhmes, über dessen Physik er sogar zu schreiben gedachte, besser als irgend ein anderer vorbereitet Baaders Gedanken zu fassen. Wie Baader Rittern, der opiumsüchtig war, seinen Dämonen zeitweise zu entreißen und ihn in den Jahren ihres Zusammenwirkens (1803 bis 1808) zur Produktivität zu bringen wußte, kann hier nur gestreift werden, ebenso würde es einer besonderen Untersuchung bedürfen, die tiefe Übereinstimmung in den naturphilosophischen Überzeugungen beider Denker darzustellen. Ritter hat es vielfach dankbar ausgesprochen, daß ungleich stärker als Schelling Baader auf ihn wirkte. 1807 nach Schellings Rede über die Kunst schreibt er an den Philosophen: „Haben Sie Schellings Rede gelesen? Sie ist vielleicht schön und soll etwas sein — — — Schon daß das Beste nachgemacht, erweiset, daß nichts Sonderliches vorgemacht. Wenn es nur der Mühe verlohnte mit ihm zu sprechen, das ist wenn er nur selber gern spräche und nicht so gern schriebe! — aber so hat man allemal eine Furcht dabei, die mich bei Ihnen doch wahrlich noch nie angewandelt. Sie höre ich wie den Lehrer und vertraue Ihnen wie der Schüler; aber dort ists lieber auf einen Zank abgesehen, und doch fällt es einigen von uns so schwer, bis zu dem herunterzukommen."

Auch Hegels erste Spekulationen trugen unter dem Einflusse der Baaderischen Schriften einen theosophischen Charakter. Eine Arbeit über das göttliche Dreieck ging auf Baaders Schrift „Über das Pythagoräische Quadrat" zurück, in der zum ersten Male wieder der mystische Ternar in die Philosophie eingeführt worden war. Später blieb Hegel trotz regen freundschaftlichen Ideenaustausches mit Baader absolut selbständig; freilich hat auch er erst mit Baaders Hilfe Böhmes spekulative Tiefen erfaßt, wodurch wiederum seine Religionsauffassungen wesentlich modifiziert wurden. Um so bestimmter wurden zwei seiner Mitstrebenden von Baader beeinflußt, die in der Geschichte der Romantik auch nicht ohne Bedeutung blieben. Der tiefsinnige Daub hat in seinem Judas Ischarioth ganz im Sinne Baaders die Theorie des Bösen sowie die Raum- und Zeittheorie auf das geistvollste entwickelt; Molitor hat Baaders Geschichtsideen zum System ausgebaut, sowie auf Anreguug des Philosophen die merkwürdige Übereinstimmung zwischen J. Böhme und der Kabbalah, „diesem Torso der ältesten Naturphilosophie" dargetan.

In den Jahren 1799 bis 1807 war Baader ganz dem Studium Jacob Böhmes und St. Martins hingegeben, und auch die Klage

Schlegels, es wäre ein Verluſt für die Philoſophie, daß ſich ein ſolcher Mann von der Literatur zurückziehe (Europa 1803), konnte ihn nicht zur Produktion veranlaſſen. Erſt vom Jahre 1808 an begann er wiederum die Reſultate ſeiner Forſchungen zu publizieren. Eine weitere Wirkungsfläche gewann die Baaderiſche Philoſophie daher erſt in der Spätromantik. Brentano, Bettina von Arnim, W. Grimm, Adam Müller, Görres, Sulpiz Boiſſerée, Ernſt von Laſaulx (der ſpätere Schwiegerſohn Baaders), Daumer, Creuzer, Z. Werner, Philipp Veit, Cornelius, Runge, Kerner, Steffens, Röſchlaub, Carus, Atterbom, Schubert, A. Wagner, Kanne, Ringseis, Koreff, J. H. Fichte, Paſſavant, Malfatti, Windiſchmann, Eſchenmayer, Varnhagen, Rahel und ſchließlich Lenau, ſie ſind alle mehr oder minder, bewußt oder unbewußt, durch Baader beeinflußt worden. Auch in der Geſchichte der Konverſionen iſt Baaders Begriff vom Katholizismus als dem konſervativen Prinzip des Beſtehenden, in Kirche, Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt, ſowie ſeine eigene große, ſuggeſtive Perſönlichkeit nicht ohne Bedeutung geblieben. Baaders Wichtigkeit für die Spätromantik wurde ſchon von Ricarda Huch ausgeſprochen.

* * *

Wenn wir Baader den Philoſophen der Romantik nennen, ſo gibt uns nächſt dem tatſächlichen Einfluß, den Baader auf die Romantiker ausgeübt hat, vor allem die Perſönlichkeit des Philoſophen ſelber die Berechtigung dazu, ihr ſpezifiſch romantiſches Pathos, ihr Stil, ihr Verhältnis zur Natur, zum Leben und zum Werk.

Waren die Romantiker mehr oder minder alle vom Leben überwältigte dämoniſche Naturen, ſo war doch ihr Ideal die magiſche Perſönlichkeit, die die Fülle des Lebens in ſich birgt, ſie aber aus ihrem Glutkern heraus beherrſcht. Baader, „der Heitere, Gewaltige", entſprach gänzlich dieſem Ideal. Er war, wie Schelling von ihm bezeugte, eine ſtets bewegliche und vollſtändige Perſönlichkeit des Erkennens, und während bei ihm alles in fortwährendem Fluß und Wachstum war, beſaß er nach innen und außen die äußerſte Geiſtesdichtigkeit und Sicherheit. An einen Freund ſchrieb er einſt: „ich bin überzeugt, daß, da der Geiſt dermalen kräftiger iſt, weil ausgewachſener als in früheren Zeiten, er auch ſtärkere Gefäße fordert, ihn zu faſſen und zu halten, und dieſe Poroſität der neueren Gefäße iſt es eben, was ſeine Manifeſtationen in neueren Zeiten ſo ſelten macht. Laſſen Sie uns ſtreben uns geiſtesdicht zu machen und zu erhalten."

Wie die Romantiker alles zu „vivificieren" ſtrebten, und ihre Sehnſucht nach der Polis ganz neue und lebendigere Beziehungen der Menſchen untereinander forderte, ſo konnte auch ihr Philoſoph nicht mehr der weltentrückte, Theorie und Praxis trennende Stuben-

gelehrte sein: er mußte den Willen und die Macht besitzen nach seinen geistigen Modellen das Leben schaffend umzubilden. Charakteristisch für diese Empfindung der Romantiker ist es, wenn Ritter klagt, daß Schelling so gern nur schriebe und nicht spräche. Baader war ganz und gar Peripatetiker. Nach allen Aussagen seiner Zeitgenossen entfaltete er seinen ganzen Reichtum am großartigsten in der persönlichen Unterredung. „In einem stündigen Gespräch mit ihm", schreibt Renan, „wächst man um viele Jahre." Eine Vorstellung von seiner Art geben noch seine Briefe, in denen er verschwenderisch vom Besten schenkt. Da er in allen Disziplinen zu Hause war und aus allen Künsten und menschlichen Fertigkeiten seine genialen Bilder und Vergleiche zu holen wußte, besaß er auch bei Behandlung der sprödesten Materie immer sinnliche Frische und Konkretheit. Die oft forzierte Tendenz der Romantiker zu bonmotisieren, war bei Baader die natürlich sich darbietende Form seines Denkens. „Der Blitz als Vater des Lichts" ist, sehr seine Denkart charakterisierend, der Titel seiner ersten mystischen Arbeit: er war, wie ihn Görres nannte, ein elektrisches Blitzgenie. Von dem mächtigen Drang Baaders nach Mitteilsamkeit erzählt Steffens in einem Brief an Schleiermacher: „Er lebt bei München ganz still, geht aber alle Vormittage nach der Stadt herein, genau um 12 Uhr, um einige Freunde abzusuchen und ihnen einige Stunden lang vorzureden. Trifft er keinen, so sucht er den ersten Besten auf der Straße auf, dem er mit unglaublicher Geläufigkeit die geheimnisreichsten und tiefsten Dinge anvertraut. So führt er gleichsam ein öffentliches Leben, wie die alten griechischen Philosophen auf den Straßen von Athen." Im gleichen Brief bezichtigt er ihn der Neigung zu frevelhafter Zauberei: „Wenn er davon anfängt, wird einem wahrhaft unheimlich zu Mute." Mehr noch die Wirklichkeit treffend ist jedenfalls das Zeugnis Rahels: „es nahm mich ungemein für Baader ein, daß er sich gedrungen fühlte, mit allen Menschen zu sprechen: ich fand es schön, daß ihm jedes Menschengebilde ein Mensch war und daß er mit dem etwas Besseren sich zu erörtern gedrungen fühlte, es zu lieben schien." Baader war auch der erste deutsche Philosoph, der sich angelegentlich mit dem Problem der „Einbürgerung des Proletariats" beschäftigte. Er war der erste, der sich leidenschaftlich gegen den Aberglauben des Fortschrittes wandte (vor Adam Müller widerlegte er das verführerische System von Adam Smith), der die verhängnisvollen Konsequenzen der „Argyrokratie," der „Verkäuferei des Geldes" und der „Mobilisierung des Immobiliars" einsah, sowie die Gefahren der staatlichen Zentralisation anstelle der lokalen mittelalterlichen Selbstverwaltungen. Wie Schlegel machte er auf das Christentum als das Immunitätsprinzip par excellence aufmerksam (Korporationen, Stände). Forderte Baader Ehrfurcht vor allen wirk-

lichen Gebilden wie vor allen schaffenden Bindungen, so war er zugleich der mutigste Vorkämpfer aller innerlich begründeten Freiheit, und sein erbitterter Haß gegen die „Pretraille, die Philosophaille und Journaille" stellt ihn an die Seite Voltaires.

Echt romantisch war auch Baaders Bestreben in das politische Leben einzugreifen und die Könige zu Philosophen zu machen. Mit großartigen Sendschreiben, die den Frieden und die Freude der Völker bezweckten, wandte sich Baader 1814 an die Kaiser von Österreich und Rußland, sowie an den König von Preußen, und mit den in ihnen ausgesprochenen Ideen von dem Bedürfnis einer neuen Verbindung der Religion mit der Politik war er mit einer der geistigen Anreger und Förderer der heiligen Allianz, die dann in ihrer Verwirklichung freilich wenig der hohen Absicht Baaders entsprach. Seine politischen Bestrebungen, zu denen im späten Alter noch der Kampf gegen den Primat des Papstes sowie die Idee einer Wiedervereinigung und korporativen Verfassung der drei christlichen Konfessionen kam, veranlaßten ihn zu vielen Reisen und sollten ihm bei den Hegelianern den Namen des Reisephilosophen eintragen.

Baaders äußerer Lebensgang, seine Entwicklung und Bildung waren auch romantisch genug gewesen. Erst in seinem 10. Lebensjahr war sein Geist beim Anblick geometrischer Figuren wie aus tiefem Schlaf erwacht, um alles bis dahin Versäumte mit einer spielenden Leichtigkeit nachzuholen. In seiner Jugend Arzt, ergriff er bald, weil ihn das Mitleid mit seinen Patienten sonst aufgerieben hätte, das Bergfach (in Freiberg bei A. Werner). Nach einem längerem Aufenthalt in England (1792 bis 1796), wo er in Gährung und fieberhafter Unruhe, geschüttelt vom Genius seiner Zeit, bald sich den Lehren des Anarchisten Godwin anschließt, bald (wie auch Novalis) den Wunsch hegt, Soldat zu werden, finden wir ihn als Dozenten an der Bergakademie in München. Aber dem rastlosen Mann kann kein einzelner Beruf genügen, und so sehen wir ihn während dieser Tätigkeit zwischendurch nach seiner eigenen Glashütte in Böhmen reisen und auf dem Gebiete der Glasfabrikation die erstaunlichsten Entdeckungen machen. Als Greis schließlich wurde Baader an die neu begründete Münchener Universität berufen, wo er in rhapsodischer Form seine eigene Philosophie vortrug, sowie gegen die herrschenden Systeme von Fichte, Schelling und Hegel auf das geistreichste polemisierte.

In seiner Philosophie hat Baader selbst eine notwendige Ergänzung zu den Bestrebungen der Romantiker erblickt. Einer Schrift seines Schülers Hoffmann schickte er folgende Worte voraus: „Sowie es erwiesen ist, daß die alte deutsche Baukunst (welche vom 13. bis ins 16. Jahrhundert blühte) rein deutschen Ursprungs, daß sie ferner

Kirchenbaukunst war, und daß ihr Urheber unbekannt blieb, und sowie sich beiläufig dasselbe von der gleichfalls religiösen alten deutschen Malerkunst und der deutschen Kirchenmusik behaupten läßt — so behaupte ich, auf vieljährige Studien mich stützend, daß man ganz dasselbe von einer altdeutschen Naturkunde oder Naturphilosophie die zugleich Theologie und einer Theologie, die zugleich Naturphilosophie war, sagen kann, in welcher rein deutschen Wissenschaft (welche bald Theosophie, bald Alchemie, bald Mystik genannt, nicht aber gekannt wird) der tiefe religiöse Sinn der Deutschen und ihre Mission sich nicht minder beurkundete als in jenen dreien Künsten." Im selben Jahre 1799, in dem Wackenroder auf die alte christliche Malerei aufmerksam machte, wies Baader in seinen Beiträgen zur Elementarphysiologie auf jene ältesten chemischen Schriften: „Nichts kommt dem Enthusiasmus und der besonderen Naturansicht gleich, die in den ältesten Schriften derart atmet."

Was Baader wie die Romantiker besonders zu den Schriften der alten Mystiker und Alchemiker hinzog, war, daß diese Männer alles aus der Einheit herausempfunden, daß sie alle Wahrheiten und Wissenschaften im organischen Verbande gesehen und behandelt hatten, daß ihre Werke, wenn sie auch jedes Schematismus „und jeder äußeren Gedankennumerotierung" entbehrten, doch so ganz und vom Kern aus systematisch waren: „Sie vor allem hatten allein die dynamischen Religionslehren erhalten", und ihr Gedanke der Identität des Ethischen und Physischen war es, der Baader so tief ergriff und ihn sein ganzes Leben beschäftigen sollte. Nicht Sehnsucht nach trüber Sinnlichkeit, wie man wohl immer noch liest, nach Pfaffenwirtschaft und dogmatischer Erstarrung des Lebens war es, was den Geist Baaders und der Romantiker, die in ihrer guten Zeit so revolutionär wie nur die ersten Christen waren, zu jenen mittleren Zeiten lenkte, sondern gerade der lebendige organische Gestaltungstrieb, der sich am Anfang des Mittelalters so mächtig wie vielleicht zu keiner anderen Zeit regte, all die Ansätze zu einem großartigen, einheitlichen Leben, all die buntkräftige Pracht und der unendliche Knospenreichtum. Der oft so falsch verstandene Kampf Baaders wie der Romantiker gegen die Moderne war dagegen der Kampf „gegen das Schlechte, was Religion, Wissenschaft und Kunst in ihrer Trennung produzierten", war der Kampf gegen den Zwiespalt des religiösen Glaubens und Wissens, durch den die Naturphilosophie irreligiös und antireligiös, die Theologie flach und naturlos, die Kunst subjektivisch und gegenstandslos geworden war. Einen neuen Lebensherd galt es für die Romantiker zu gründen, in dem die zerspaltenen Triebe und Kräfte der Nation wieder zusammenschmelzen könnten. Ihre kühne Idee, eine neue Religion und einen neuen Mit-

schaffenden Kult zu begründen, mußte bald der Einsicht in das historische Werden und Geschehen weichen. Das Christentum des Mittelalters hatte sich als höchste, einende, ordnende, schaffende Macht erwiesen. Die seelischen Voraussetzungen waren, wie Schleiermacher so eindringlich gezeigt hatte, auch jetzt noch dieselben, und so erschien die rettende Möglichkeit, noch einmal die beseelenden Kräfte des assoziierenden Christentums zu erproben, zu jener großen begründenden Zeit des ersten Mittelalters zurückzugehen, den dort gefallenen Faden aufzusuchen und wieder anzuknüpfen; wie Baader sich ausdrückt: „alle Gebiete des Lebens und Erkennens zu rechristianisieren, das heißt, dem christlichen Erkenntnis- und Sittenprinzip wieder zu seiner freien Evolution zu verhelfen." Die Erfahrungen der Sturm- und Drangperiode sowie die Revolutionszeit hatten bewiesen, daß sich nicht ein neuer Kalenderanfang dekretieren lasse, daß das neue Leben nicht durch die schrankenlose Willkür, den traditionslosen Neubeginn der Einzelnen und der Massen geschaffen werden könnte, und Baader mußte den Romantikern ganz aus dem Herzen sprechen, wenn er lehrte, daß die Evolution des Lebens nicht durch Revolution, sondern allein durch die Vertiefung in die Substanz, durch die Rückkehr in das begründende Prinzip, in die organischen Voraussetzungen und Vorstufen der gegenwärtigen Gestaltung begründet und vermittelt ist, „indem nur durch diese Einheit von Progreß und Regreß die Überwindung aller geschichtlich unvermittelten Neuerungen und eine durch die Knospe zur Blüte und von dieser zur Frucht fortschreitende und sich bewährende Fortentwicklung und Neugestaltung des Lebens und Wissens möglich ist."

Eine deutsche Philosophie wollte Baader nachweisen und wieder beleben, und während er die spekulativen Tiefen des deutschen Philosophen Jakob Böhme eröffnete sowie die Weisheitsschätze von Männern wie Eckart, Rußbroch, Tauler, Suso, Kepler, Paracelsus, Helmont und all der vielen später von J. Böhme beeinflußten Mystiker, insbesondere Arnold, Gichtel, Oetinger und St. Martin, ans Licht brachte, kämpfte er zu gleicher Zeit gegen die ausländische Philosophie und gegen ihre Vertreter in Deutschland. Als seinen besonderen Beruf betrachtete es Baader, dem Cartesianismus, dessen „geistlose Auffassung der Natur sowie naturlose Auffassung des Geistes" er nicht genug zu rügen wußte, ein Ende zu machen. Gegen Spinoza verfuhr er nicht glimpflicher, und in dessen Lehre von der alleinigen Substanz wollte er nur ein Petrefakt des von J. Böhme hierüber gegebenen Begriffes erblicken. Auch Kant, von dem er in seiner Physik ausging, war ihm noch zu sehr „in den bleiernen Fesseln des atomistischen Systems gebunden"; er wirft ihm vor, seine Dynamik mechanisch konstruiert zu haben, während doch, „wie in uns so überall

außer uns die dynamische Konstruktion der mechanischen vorgeht und es Verkehrtheit ist, letztere jener vorsetzen und dadurch erstere leugnen zu wollen." — Der „wahrhaft deutschen Philosophie, die Physiosophie und Theosophie" und deren Stifter ihm Jakob Böhme ist, rühmt Baader nach, daß sie stets genetisch, das heißt von der „wachstümlichen Mitte" aus vorgeht, daß sie immer „einend unterscheidet und unterscheidend eint," daß sie „die Mitte der Sache weder abstrakttheoretisch überfliegt noch sich empirisch-praktisch in sie versenkt."

Wie die Romantiker mehr oder minder alle empfanden, daß es zu der konzipierten christlich-dynamischen Kunst erst kommen könnte nach einer tiefgreifenden Analyse aller Begriffe und der Elimination aller rationalistisch-materialistischen Philosopheme, das heißt nach einem vollständigen Siege der christlichen Idee der Durchdringung, das zeigen die philosophischen Versuche Schlegels und Hardenbergs, das beweist vor allem das leidenschaftliche Studium Jakob Böhmes, dem sich die Romantiker, Schleiermacher ausgenommen, alle hingaben. „Fast möchte ich es Dir zur heiligen Pflicht machen, den J. Böhme zu studieren," schreibt 1800 Friedrich Schlegel an Schleiermacher, „es muß noch viel von ihm die Rede sein, weil in ihm gerade das Christentum mit zwei Sphären in Berührung steht, wo jetzt der revolutionäre Geist fast am schönsten wirkt — Physik und Poesie." An anderer Stelle ist ihm Böhme der „vollkommnere Idealist" und „größere Deuter als Plato." — Die magisch-schöpferische Anschauung, die Böhme vom Leben und seinem Entstehen hatte, begeisterte die Romantiker vor allem. Novalis, dessen geplante Abhandlung über Böhme leider nicht zustande kam, schreibt: „Man sieht durchaus in Böhme den gewaltigen Frühling mit seinen quellenden, treibenden, bildenden, mischenden Kräften, die von innen heraus die Welt gebären." Und Tieck: „Der Zauber dieses wunderbaren Tiefsinns und dieser lebendigen Poesie beherrschte mich so, daß ich von hier aus nur das Christentum verstehen wollte, das lebendigste Wort im Abbild der ringenden und sich verklärenden Naturkräfte; und nun wurde mir alte und neuere Philosophie nur historische Erscheinung: von meinem Wunderlande aus las ich Fichte und Schelling und fand sie leicht nicht tief genug und gleichsam nur als Silhouetten oder Scheiben aus jener unendlichen Kugel voll Wunder." — Das „Wagestück des Verstehens" Böhmes gelang aber keinem vor Baader. Tieck, der sich am meisten mit ihm beschäftigte und den Novalis schon als den „Verkündiger der Morgenröte" feierte, hat Böhme, wie es Schlegel prophezeite, „hinlänglich tieckisiert, so daß Böhme wohl etwas für Tieck, Tieck aber nichts für Böhme tat." Schelling, der seine Konstruktion des Geistes vor allem Böhme verdankt, hat dessen tiefste Lehren durch fälschlich hineininterpretierten Pantheismus verdorben.

Baader sagte einmal von ihm: „Der Diebstahl an J. Böhme kommt ihm teuer zu stehen, wo er ihn anführt, führt er ihn nur gegen sich selbst an, wie Bileam gegen sich selbst weissagte." Baader lebte wirklich in Jakob Böhme. Aus seinen Tagebüchern sieht man, daß er vor der Bekanntschaft mit Böhme schon aus sich dieselben Intuitionen und Anschauungen gewonnen hatte. Er war ein geborener Mystiker. Lange bevor es die Romantiker taten, hatte sich Baader dem Studium des deutschen Philosophen hingegeben, und seinen tiefsinnigen Forschungen hatten die Romantiker alles Licht über diesen rätselreichen Seher zu verdanken. Baader selbst schätzte von all seinen Schriften seine Vorlesungen über J. Böhme am höchsten. An Steffens schrieb er einst: „Ich finde mich berufen, das deutsche Volk auf seinen größten und tiefsten Mann aufmerksam zu machen. Ich lebe, um die Herrlichkeit des großen Görlitzer Schusters Jakob Böhme zu verkündigen." Und ein andermal mit echt romantischem Pathos: „Es macht mir wahre Lust, unsere weltweisen Narren recht oft mit diesem Schuster zu ärgern."

Sehen wir Baaders Werke selber an, so zeigt schon ihr Stil die romantische Denkart des Verfassers. Wie seine Vorträge, so waren auch seine meist nur aus wenigen Blättern bestehenden Schriften stets improvisiert. Nur im höchsten Affekt und mit dem Erlebnis der Inspiration gewann Baader seine Erkenntnisse: „ist mir doch bisweilen als ob ein Blitz sich in meinem Munde gestalten und entzünden wollte". Kant und Hegel wirft er vor, mit Unrecht den Affekt aus der Wissenschaft verbannt zu haben. Ganz im Geiste der Romantik war seine Abneigung gegen Systeme überhaupt, gegen alles Sukzessive und Diskursive. Die fragmentarische Form seiner Schriften und ihre vielsamige Prägnanz erinnert am ehesten an Hamann, seine Anmerkungen und Randglossen vielfach an Novalis; wie letzterer wollte er auch nur fermenta cognitionis geben. Dabei ist keine Philosophie so konsequent wie die Baaderische und einem Kenner seiner Schriften fällt es nicht schwer, jedem Gedanken genau die Stelle zu bezeichnen, die er in dem unausgesprochenen Systeme des Philosophen einnimmt. So pflegte Baader denn auch den jungen auf seinen Ruhm bedachten Schülern zur Beruhigung zu sagen: „Die Begriffe bilden keine Reihe, sondern einen Kreis, und es ist ganz gleichgiltig, wo man anfängt; nur muß jeder Begriff ins Zentrum zurückgeführt werden können." Ebenso hatte Schlegel gelehrt, daß die Philosophie ein Ganzes sei, und daß der Weg es zu erkennen keine gerade Linie, sondern der Kreis sei. Die Forderung einer zyklischen statt der progressiven Schau, wie sie in den Kreisen Stefan Georges (Jahrbuch für die geistige Bewegung, Jahrgang III) heute wieder laut wird, entspricht so ganz dem Geiste Baaders und der Romantik.

Inhaltlich geben schon die Titel der Baaderischen Schriften, von denen nur einige genannt sein mögen, auffallende Beziehungen zur Romantik. „Über den Affekt der Ehrfurcht und der Bewunderung", „Gedanken aus dem großen Zusammenhang des Lebens", „über die Begründung der Ethik durch die Physik", „über den verderblichen Einfluß, welchen die rationalistisch-materialistischen Vorstellungen auf die höhere Physik, sowie auf die höhere Dichtkunst und die bildende Kunst noch ausüben", „über den Blitz als Vater des Lichts", „über den Einfluß der Zeichen der Gedanken auf deren Erzeugung und Gestaltung", „über die Ekstase," „über die Analogie des Erkenntnis- und Zeugungstriebes", „40 Sätze zur religiösen Erotik", „alle Menschen sind im seelisch guten oder schlimmen Sinne unter sich Anthropophagen" usw.

Von den vielen Ideen, die Baader in diesen wie in seinen übrigen Arbeiten mit den Romantikern mehr oder minder gemeinsam hat, möchte ich besonders hervorheben: den von Baader auf alle nur denkbaren Beziehungen und Verhältnisse angewendeten Organismus- und Zentrumsgedanken; Walzel nennt ihn mit Recht den Schlüssel der romantischen Weltanschauung. — Die drei Verhaltungen lebendiger Kräfte zueinander: Durchwohnung, Beiwohnung, Inwohnung, in bezug auf Erkenntnis, auf die Perioden der Weltgeschichte, auf die Gesellschaftsverfassungen, in Bezug auf Welt und Gestirn, vor allem aber in bezug auf den Verkehr der Menschen untereinander und mit der Gottheit — „Sozietät mit dem auch von den Romantikern so hoch geschätzten Burke), Contrat social aller irdisch Lebenden mit allen Verstorbenen und noch Ungeborenen"; — die Einzigkeit und Unersetzlichkeit jedes menschlichen Individuums in bezug auf die ganze Gattung, „worauf zugleich der Begriff der Geschichte Tradition, Sprache und selbst auch der Unsterblichkeit beruht"; — „der Staat ist kein Begriff, sondern eine obschon gefallene Idee; — Freiheit = Zentrumseinheit, Unfreiheit und Krankheit = Zentrumsleere, Zentrumsflucht: — frei, nicht los soll der Geist vom Leib, den Sinnen sein: frei, nicht los das bürgerliche Mitglied vom sozialen Organismus; — die Einheit alles Geschehens, die Gleichzeitigkeit aller Gedanken; „die Astrologie = die richtige Idee von der Konformität des universellen Geschehens (in den Gestirnen) mit dem partiellen (in den Gliedmaßen des Individuums)"; — „Blutbewegung = Sternenbewegung;" Rhythmus = Erschütterung des seelischen Gesamtleibes durch die Weltbewegung; — die Identität des Erkenntnistriebes und des organischen Gestaltungs- und Bildungstriebes. Alles Erkennen ist genetisch, das heißt „der Hervorbringende weiß nur als hervorbringend oder im Hervorbringen sich und das Hervorgebrachte". „Es gibt kein affektloses, kein eitles, das heißt kein anderes Erkennen als das in der Stelle ‚Adam erkannte sein Weib

und ſie gebar' ausgedrückte"; der Unterſchied einer mechaniſchen und dynamiſchen Geſtaltung und Erkenntnis; der Begriff einer höheren Mathematik; Empfindung der Zahlen als organiſcher Weſenheiten; „man ſollte die mathematiſchen Lehrbücher mit der lebendigeren Potenzierung und Wurzelextraktion ſtatt mit der begriffloſen Addition und Subtraktion beginnen"; — „die Idee vom Plural im Wiſſen (Wiſſen, Gewißheit, ge = συν = con alſo = Mitwiſſen): der Menſch lebt in bezug auf ſein höheres, inneres (kosmiſches und moraliſches) Leben weder allein in ſich, noch von ſich, noch für ſich"; die Verherrlichung des Enthuſiasmus als einer Erkenntnisquelle; — der Wille der innerſte Grund der Welt; das Beiſpiel der Klangfiguren als Widerlegung der Atomiſtik, als anſchaulicher Beweis der Durchdringung; — „die Minima der Aktion ſind die Maxima. Der Schall als das Subtilſte iſt das kräftigſte, ſubſtantiellſte. Der Schluß auf die Realität des Selbſtbewußtſeins, des Geiſtigen überhaupt iſt leicht". (vgl. Ritter, Beiträge zur näheren Kenntnis des Galvanismus); „Magie des Willens das heißt ſeine plaſtiſche oder ſamliche Potenz"; — die magiſche Wirkſamkeit des Gebetes, „denn jedes Etre principe vergegenwärtigt ſich individuell jedem Individuum"; die magiſche Macht der Namen, Zahlen, Zeichen, Bilder; — die Idee vom Prieſtertum des Menſchen und ſeinem urſprünglichem imperium in naturam; „die Erde als Prinzip, als Quelle aller Formen und Bildungen iſt beinahe zu verehren"; — „Zuſammenhang der drei Begriffe: Erde, Kultus, Kultur"; die Senſibilität der Erde auch mit bezug auf Opfer, Blutvergießen; „die Erde kein Stern unter Sternen" (vgl. Hegel), ihre urſprünglich kosmiſche Stelle (in loco solis) war eine andere; — „das Unorganiſche = Residuum des lebendigen Erdorganismus"; „das geſchiedene Starre und Flüſſige ſind nicht Edukte der lebendigen Subſtanz, ſondern Produkte ihres erloſchenen Lebens"; die Interpretation der erſten Verſe der Geneſis dahin, daß in ihnen ſchon von einer zweiten Weltſchöpfung die Rede ſei (vgl. Schlegel „Rezenſion der Schrift von Rhode: über den Anfang unſerer Geſchichte"); die Gleichungen Schwere = Leere = Kälte; und Leichte = Erfülltſein = Wärme; — „die melancholiſche Klage der Natur über den Witwenſchleier, den ſie aus Schuld des Menſchen tragen muß"; — „die Natur ein Scheidungsapparat für den mit ihrer Schöpfung nur begonnenen Scheidungsprozeß des Lichtes von der Finſternis, und der Menſch in ihr das Sekretionsorgan Gottes par excellence"; — „die magnetiſche Ekſtaſe als Erinnerung und Prophezeiung der wahren Stasis des Menſchen"; — „die Idee von einer Exaltation oder gleichſamen Ekſtaſe der unorganiſchen Natur z. B. der metalliſchen in die zunächſt über ihr ſtehende Pflanzenwelt"; — die Unveränderlichkeit der Arten; — die Idee eines Auferſtehungs-Ätherleibes; — die Pro-

phetie des Traumes; „Versuch unser waches Leben aus dem Traume zu erklären“: die Annahme eines passiven unwillkürlichen Bewußtseins; — Alchemie — Physik als göttliche Kunst, bestimmt von der Idee, daß die Erlösung des Gottesbildes (des Menschen) die Erlösung der Natur herbeiführen muß; die Idee einer Universalmedizin = Entwicklung des einen Elementes in den vier Elementen. Die Zusammenstellung der Homöopathie mit dem alchemistischen Begriff der Tinktur; „alle Krankheiten sind Seelenkrankheiten“, „die Menschen sterben, weil sie wollen sterben“; „nur der Tod des Individuums macht die numerische Fortpflanzung nötig“: die Ärzte haben den Heilungsprozeß im Magnetismus und in den christlichen Urkunden (Heiland) zu beachten“; „Browns System reduziert sich auf eine Verwechslung des Rausches mit der Stärke.“ Gleichzeitige Entstehung von Schrift und Sprache; „der Sinn der Sprache das heißt ihr wahrhaft erfüllendes und gestaltendes ist die sensualische oder Natursprache, wogegen mit der anorganischen Zersplitterung und dem Verfall der Sprache bloße Formsprachen eintraten“; — „die Liebe ist göttlich in all ihren Gestalten, als Geschlechts-, als Eltern- und Kindesliebe, als Geschwisterliebe, Freundes-, Stammesliebe usw.“; die Liebe das höchste Lebensmoment jedes Organismus; „aus der Androgynenlust geht Alles, was da leibt und lebt hervor; sie ist die geheime, undurchdringliche, magische Werkstätte alles Lebens.“ „In der Geschlechtsliebe sollen sich die beiden Liebenden behilflich sein, sich aus einem und demselben Höheren (Androgynen) zu ergänzen, daß dieselbe Idee ganz in jedem wohnt; „der Mensch als solcher und in seiner wahrhaften Virtualität geht uns nur dann und insofern auf, als uns Geist und Natur in seinem Herzen vereint entgegentreten — als vereinte Männlichkeit und Weiblichkeit — wohin alle Religion, alle Weisheit, alle Kunst wollen“; einstige und zukünftige Androgyne des Menschen; „nicht die unentwickelte, sondern die durch Differenz durchgeführte Indifferenz der Geschlechter gibt die Androgyne. Jene Differenz (des Geschechts ist also als eine Entwicklungskrankheit zu betrachten“; — das Fortfallen des äußeren Sinnes, der äußeren Kausalität im androgynen Sein. — Wie für Novalis drehen sich für Baader die Geheimnisse des Christentums „um die Begriffe des Mahls, der Mahlschaft oder Vermählung“, der Wiedervermählung des Menschen mit „dem Weibe seiner Jugend, göttlich Ebenbild oder Sophia“. „Die Reintegration und Heiligkeit des Menschen bedingt nicht nur das Wohlsein, sondern das kreatürliche Leben dieses göttlichen Wesens“. „Das ist das Sakramentum, das Urpoem des Menschen.“

Es kann hier nicht in meiner Absicht liegen, den tieferen Zusammenhang aller aufgezählten Gedanken sowie ihre Stellung inner

halb des Baaderischen Systems aufzuweisen. Auch über das Ganze der Baaderischen Philosophie kann ich hier nur das Allernötigste geben.

Baaders Weltanschauung ist wie die Schlegels und Böhmes die des Theismus. Auch ihm ist Gott „ein Abyssos von Individualität," und „= Organismus schlechthin." Gott ist keineswegs naturlos, sondern naturfrei; die göttliche Natur und die Welt sind aber nicht einerlei, und gegen Schelling und Hegel bemerkt er, daß „Gott, um fertig zu werden, erst weder einen logischen noch einen historischen Kursus durchzumachen habe". „Eine Philosophie des Lebens" will er geben, „ihr Rätsel ist das der gebärenden und der schaffenden Liebe." Wie dem deutschen Philosophen sind auch ihm die drei Momente des Feuerprozesses nämlich der der Finsternis, des Feuers und des Lichtes in ihrer Abfolge das Schema jeder Lebensgeburt. „Überall steigt das Leben aus einer Tiefe hervor, Licht aus Finsternis, Farbe aus Dunkel, Geist aus Leib, Leben aus Verwesung, Herrlichkeit aus Schmach, Tugend aus Sünde." Auch in Versen weiß Baader diese seine „Philosophie per ignem" auszudrücken:

Feuer ist Band der Elemente,
Feuer ist nirgends, überall,
Schafft, zernichtet ohne Ende,
Feuer führt im Kreis das All.
Und des Feuers Ätherleib
Und des Flammengeistes Weib,
Und der Feuerblume Duft,
Ist nichts anders als die Luft;
Lüfte, die den Blitz gebären
Die die Flammenkinder nähren.
Um in Kreisen sich zu winden
Muß sich Feuer mit Luft verbinden,
Das allein ist Feuers Sehnen,
Sich zum Äther auszudehnen.
Um den Ursprung auszufinden,
Und sich fassend zu ergründen —
Muß das Wesen sich entzünden.

Von besonderem Zukunftswert und auch als zentralwichtiges Lebensmoment der Romantik erscheint mir Baaders auf die tiefsten Einsichten in das schaffende Leben begründete Sozietätsphilosophie. Die beiden lebenformenden Kräfte, die in Wirklichkeit immer zugleich bestehen, sind ihm der Wille zu spiegeln und gespiegelt zu werden, zu erkennen und erkannt zu werden, zu lieben und geliebt zu werden. Überall finden wir den Willen zur Verkörperung, zur Gestalt. Bild und Gestalt haben höchste umgestaltende Macht. So verstehen wir auch des Philosophen Ausspruch: „die Minima der Aktion sind das eigentlich Herrschende in der Natur und im Gemüt und Erkenntnisvermögen, Willen und Schicksal des Menschen." Der Wille zum

Bilde, zur Gestalt sein höchstes Ziel „die innere Gemütssymbolisierung und -Gestaltung", Reintegration des verblichenen Gottesbildes in uns) begründet den Trieb zu dienen und zu herrschen, der sich im gesunden Organismus unter der Form der Demut und der Erhabenheit, im kranken unter der Form der Niedertracht und des Hochmuts offenbart. Die Einsamkeit und der Wahn aus eigener Kraft sein Bild gestalten zu können, führt zur Selbstentzündung und Selbstverzehrung. Ist das Wesen nicht mehr von seinem Höheren erhoben und gehalten, so sinkt es in sich selbst zurück und verliert sich in sich selber. „Sünde kommt von Sondern." — Nur wenn sich das Niedere demütig seinem Höheren zugrunde läßt, wird es begründet; nur von seinem Höheren genährt, hat es die Macht sein Niedrigeres zu verzehren, „denn nur das Genährte verzehrt, wie nur das Verzehrende genährt wird." Nur, wenn sich das Höhere dem Niederen zum Grunde und Träger macht — wozu es sich seiner relativen Ganzheit entäußern muß — wird es verherrlicht.

Die Frage, welche Philosophie die angemessenste für den Dichter sei, beantwortet Schlegel in den Fragmenten: „Weder der Eudämonismus, noch der Fatalismus, noch der Idealismus, noch der Scepticismus, noch der Materialismus, noch der Empirismus. Und welche Philosophie bleibt dem Dichter übrig? Die schaffende, die von der Freiheit und dem Glauben an sie ausgeht, und dann zeigt, wie der menschliche Geist sein Gesetz allem aufprägt und wie die Welt sein Kunstwerk ist." Baaders Philosophie entspricht diesen Forderungen Schlegels gänzlich.

Hat Baader keine besondere Ästhetik hinterlassen, so verrät er doch an den verschiedensten Stellen seiner Werke die tiefsten Einsichten auch in den künstlerischen Prozeß: „Der Künstler kopiert nicht etwa in überflüssiger Weise die Natur, sondern produktiv und schaffend unterwirft er die materielle passive Sinnlichkeit seiner immateriellen aktiven Sinnlichkeit und bildet sie sich zu und nach, wie das Licht den Schatten oder der Geist den Leib." Und an anderer Stelle: „Wie sich des Menschen Nicht-Integrität in der Scheidung und Isolation seiner Gefühls- und Apperzeptionsweise bekundet, so ist der Künstler im Moment des genialen Schaffens, das heißt der innigeren Verbindung von Affekt und Apperzeption in den ursprünglich natürlichen Zustand des Menschen versetzt, weswegen er sich auch gerade in diesen, wie man meint, ihm unnatürlichsten Momenten am heimlichsten und natürlichsten findet." So ist Baadern jeder wahre Künstler ein Visionär, jedes echte Gedicht eine Vision und eine Göttererscheinung ersetzend; urbildlich ist ihm solch inspiriertes Kunstwerk für die niedrigere Natur, nachbildlich jedoch in bezug auf die höhere, ein Unterschied, der alle Hegelsche Idolatrie der Kunst ausschließt,

zumal sich nach Baader auch infernale Gestalten dem Banne des Künstlers fügen. Über das Genie lehrt er, daß es sich „nur in dem Verhältnisse wahrhaft gemeinsamen und mitteilen kann, in welchem es seine Eigenheit erhält.“ Genialität und Klassizität stehen nicht im Widerspruch, „diese soll jene zugleich wecken und zügelnd begründen“. Eine Philosophie, die die vollkommene Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes nennt, die überall die Untrennbarkeit von Form und Wesen in jedem Lebendigen weist, eine Theologie, die gleich der Hardenbergs diese Weltperiode der Prosa als den Übergang einer falschen zur wahren Poesie, den Menschen als den Urpoeten des Universums und den Teufel als Dilettanten (le mal ne peut jamais prendre nature) und als ersten schlechten Dichter charakterisiert, mußte die Romantiker wohl begeistern. Das wertvollste Geschenk Baaders an die Kunst aber war, daß er die in der Mystik zerstreuten Elemente einer tiefsinnigen christlichen Mythologie zusammenstellte. In seinem späten Alter, als immer mehr Künstler kamen, „von denen man sagen kann, qu'ils n'ont d'esprit que contre Dieu und die nur mit — diabolinis sich und ihre Geistesimpotenz aufzuregen vermögen“, wurde Baader der Kunst recht abgeneigt. Sein Ausspruch „die christliche Kunst ist allein die Kunst das Kreuz zu tragen. Dieses verklärt uns, und damit hört die Kunst auf; denn dann ist das Himmelreich gekommen“, erinnert sehr an bekannte Verse von Brentano.

Befand sich Baader mit den Positionen seiner Philosophie im wesentlichen in Übereinstimmung mit den Romantikern (selbst Hegel wähnte im Grunde völlig einig mit Baader zu sein, vgl. Vorrede der zweiten Ausgabe der Enzyklopädie), so mußte auch seine Polemik ihren Beifall finden. Vor allem die gegen Kant, Newton und Goethe.

Der unlebendigen Auffassung, die Kant von der Religion und dem Gebet hatte, sowie „seinem herz- und affektlosen Purismus in der Moral“ begegnete Baader sarkastisch schon im Jahre 1796 in seiner Abhandlung „über Kants Deduktion der praktischen Vernunft und die absolute Blindheit der letzteren.“ Gegen Kants Vernunftkritik, deren Bemühen das Erkennen erst kritisch erkennen zu lernen er mit dem Versuch vergleicht dem Sehen zusehen zu wollen, und gegen „ihre Entzweiung von Verstand und Vernunft“ machte Baader ebenso wie Schelling vor allem „die Wirklichkeit der Vernunfterkenntnis oder Anschauung in und durchs Symbol geltend“, wobei ihm das Symbol nichts geringeres ist, „als die organische Form, welche als Bedingnis der höheren Lebensoffenbarung besteht.“ Bei Kant wie fast bei allen Philosophen setzt Baader aus, „daß sie im Menschen nur das Bedürfnis zu wissen und zu erkennen, und nicht auch jenes erkannt und gewußt zu werden, als Grund jenes statuieren.“ Kant habe den Menschen den Todesstreich versetzt, indem er ihnen

das Erkenntnisstreben des Höheren verbot. Ohne Mystik, habe sie eine Form wie sie wolle, sei keine Moral. Religion vereine überall beide. Schon die Tatsache, daß es mit dem Menschen und seinem Bewußtsein nicht mehr „eine res integra" ist, konnte Baader wie auch später Schlegel die in der Kritik statuierten Vernunftgrenzen nicht als absolute anerkennen lassen.

Newtons Gravitationstheorie vergleicht Baader mit Kants Versuch das moralische Prinzip auf eine Verstandesformel zu bringen; er wirft ihm vor die Zentrumsleerheit der Materie nicht erkannt und infolge dessen Schwere und Attraktion = Durchwohnung und Inwohnung, das heißt die zentrifugale Ohnmacht mit dem wahrhaft zentripetalen Triebe verwechselt zu haben. In Wirklichkeit sei die Attraktion im Äußeren dasselbe, was die Begierde, das Verlangen im Innern, die Attraktion sei aktiv, die Schwere passiv. Böhme sei der erste, der den Begriff des Wesens (= Materie) als mit dem Schweren zusammenfallend erfaßt hätte; Newton habe übrigens nach Law den Begriff der Attraktion aus den Böhmeschen drei ersten Gestalten der ewigen Natur entlehnt, ihn aber fälschlich doch nur materiell gefaßt.

Bei Goethe, „dem eigentlichen Vater der Naturphilosophie" waren es seine erotischen Auffassungen, sowie seine spinozistische Ansicht vom Bösen, die Baader als „tief unpoetisch" charakterisierte. Nach seiner Auffassung vom Bösen hat der ihm befreundete Lenau später seinen Faust geschrieben. Bei all seiner scharfen Kritik besonders gegen Goethes Stellung zum Christentum hegte Baader aber die innigste Verehrung für „den genialsten Künstler". Bettina erzählt in einem Brief an Goethe, wie Baader auf einer gefahrvollen Seefahrt in der Nähe Schottlands „in einem winzigen Nachen, mit deinem Egmont, im Meere zwischen Klippen und Inseln hin- und hergeworfen, wie er mit den Meerkatzen fechten müssen, wie Nacht und Sturm ihm alle Lebenslichter ausbliesen und er inmitten aller Not nur immer deine Bücher zu retten gesucht."

Es erübrigt uns noch ein kurzes Wort über Baaders Theologie und seine Stellung zu Schleiermacher. Baaders Ideal einer Theologie, die zugleich Naturphilosophie ist, entsprach entschieden mehr als die Schleiermachersche Religionsauffassung den Ideen der Romantiker, die in kürzester Weise sein Satz zusammenfaßt: „wer die Physiologie im allgemeinsten Sinne des Wortes darstellte, würde, ohne es zu wissen, eine Begründung unserer Religion geben." Ebenso wie Schlegel vermißte Baader in den Reden Schleiermachers wahrhaft historischen Sinn, wie Schlegel wirft er ihm Subjektivität und den Mangel einer einheitlichen Auffassung von Poesie, Moral, Philosophie, Naturwissenschaften und Theologie vor. Hatte

Schleiermacher in seinen „Reden“ das christliche Lebensgefühl, das heißt die Grundsubstanz des Christentums sowie aller Religion als Gefühl verständlich zu machen gesucht, so war hingegen Baaders Leben von früh auf der christlichen Erkenntnis und Philosophie gewidmet. „Auf dem wiedereroberten Boden der entweihten und mißbrauchten Wissenschaften selber,“ wollte er „die Oriflamme der religiösen Wissenschaft und Gewißheit wieder pflanzen.“ Durch die Trennung der Theologie von der Naturphilosophie waren seiner Meinung nach „einerseits die destruktive Neologie, anderseits der fade separatistische Pietismus,“ den Baader schroff auch religiösen Kotzebuanismus und die Religion des femmelettes nannte, entstanden. Für ein überholtes rationalistisches Beginnen sah Baader Schleiermachers Versuch an, den religiösen Gehalt, die Religion, aus den verschiedenen Religionen herausdestillieren zu wollen und er hielt an der „Invulnerabilität der Form der Dogmen“, da auch hier Form und Wesen identisch seien, fest. Dogma ist ihm = „organisches Urbild des Erkennens“, dessen Fortdauer Gegenteil des Erstarrens und dessen lebendige Entwicklung Gegenstand des Zerstörens ist.“ Romantisch waren Baaders vielfache Hinweise auf den Orient und seine Behauptung, die Menschen müßten erst wieder einmal Juden und Heiden werden, um das Christentum lebendig und in seiner Tiefe aufnehmen zu können. Vor allem ist es der Zentralgedanke der Magie, der auch Novalis und Schlegel so stark beschäftigte, sowie Baaders praktische Versuche in bezug auf das imperium in naturam, die seiner Theologie ein romantisches Gepräge geben. Schleiermacher lehnte die Idee der Magie ab, und sein Rationalismus in bezug auf alle Wundererscheinungen war den Romantikern sicher oft anstößig. Schlegel meint einmal, wenn Schleiermacher nur ein Wort Gottes gegeben würde, so würde er mächtig dafür zu predigen wissen, er sei zwar kein Apostel aber ein geborener Rezensent aller biblischen Kunstreden.“ Über Schellings Religion und Mystik schrieb derselbe Schlegel: „Der Mystizismus in Schelling hat mich oft lachen gemacht, er ist grade wie das Romantische in Schillers Johanna.“

Merkwürdig ist, daß Schleiermacher als einziger Romantiker sich nie eingehend mit Böhme beschäftigte, obwohl er 1804 an Schlegel schreibt „den Böhme werd ich allerdings studieren, weil ich mir mit der Mystik noch viel zu schaffen zu machen denke.“ Ebenso merkwürdig, daß er zu den zwei größten Theologen seiner Zeit, Baader und Daub, obwohl er von Beiden eine Zeitlang sehr erfüllt war, „wegen Raummangels“ nie Stellung nahm. In der Bescheidenheit Schleiermacherischer Theologie sowie in deren unchristlicher Definition des Bösen als „des notwendigen Durchgangspunktes oder des verschwindenden Moments im ethischen Prozeß,“ welche Definition so

harmonisch mit dem das 19. Jahrhundert beherrschenden Entwicklungsgedanken übereinstimmen und daher die Schleiermacherische Religionsauffassung so populär machen sollte, haben wir nächst der Unterdrückung durch den damals allgebietenden Schelling die Hauptursache zu sehen, weshalb die Baaderische Theologie und Philosophie im Hintergrunde bleiben mußten.

Nicht genug ist es zu beklagen, daß dem einzigen großen christlichen Dichter unter den Zeitgenossen Baaders: Jean Paul Friedrich Richter, gerade in der Epoche seines Schaffens die Arbeiten des Philosophen unbekannt blieben. Erst im späteren Alter lernte er sie kennen und stellte dann Baader, dem er auch persönlich näher trat, voll Bewunderung an die Seite Kants. Im Museum sowie in der Selina finden wir deutliche Einwirkungen des Philosophen.

Baader durfte sich kühn prophezeien, daß die kostbaren Wahrheiten, die er „der Zukunft entrissen und die wie Gestirnsamen in seinem Geiste ihm entgegenfunkelten, um in das bleibende Firmament des menschlichen Wissens und Erkennens sich zu ihrer Zeit zu erheben, dereinst von dort auch seinem Geiste als eine Ehrenkrone leuchten" würden. Nach der gegenwärtigen Konstellation ist wohl zu erwarten, daß schon in der nächsten Zukunft Baaders lebenausprägende Weisheit wieder zu Ehren und Wirkung kommt. Einer ausführlicheren Untersuchung muß es vorbehalten bleiben, die wichtigen Zusammenhänge nachzuweisen, die Baaders Lebensanschauung mit der Philosophie Henry Bergsons und mit der „geistigen Bewegung", die von dem Kreise Stefan Georges ausgeht, verbinden.

---

# Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten[1]).

Von Paul Czygan in Königsberg.

## V.

## Briefe Max von Schenkendorfs an Frau von Auerswald. Aus dem Foliobande der Familie von Auerswald.

1.

„ Montag am 3ten Novbr. 1806.[2])

Der Drang meiner Arbeiten raubt mir noch einmal das Glück, Ew. Gnaden vor Ihrer Abreise noch persönlich aufwarten zu dürfen — ich will mich

[1]) Vgl. Euphorion XIII. S. 787 ff., XIV. 84 ff. und oben, S. 198 ff.

[2]) Fast alle Briefe tragen das Zeichen des Dichters „ ω.

mit dem Glauben trösten, daß ich mich schriftlich doch wenigstens etwas besser als persönlich produzire. Sie kommen mir recht beneidenswerth vor, daß Sie sich, wenn auch nur auf einige Tage, aus allen dem Tumult von Kriegs- und Kammer-Gesprächen flüchten dürfen in ein besseres Land. Möchte die Barriere doch nie zerfallen, die das Oberland von der andern niedrigen Gemeinheit trennt[1]).

Jetzt noch obendrein das religiöse Geschäft, zu dem Sie reisen — eine geliebte Tochter wiederzusehn, zu sehen, wie sie — ich berufe mich auf Wedekens Brief — noch zugenommen hat an Gnade bei Gott und den Menschen; Zeugin zu seyn, wie sie sich dem Seligmacher in die Arme wirft — welch ein herrliches Ziel! Alles, was ich da gesagt habe, würde sich freilich weit schöner in Reimen ausgenommen haben, und ich wüßte nicht, wozu mir die Gabe dieser Sprache sonst gegeben wäre, wenn ich mich von solchen Gelegenheiten nicht begeistern lassen wollte — aber jetzt dürfte ich es nicht einmal wagen, die Muse um eine Schäferstunde zu bitten, sie flieht den Aktentisch[2]). Wissen aber möcht' ich wohl den Tag, der zu Frl. Idas Einsegnung bestimmt ist, um wenigstens im Geiste an der Feier Theil nehmen zu können. —

Wenn Sie auf den Sonnabend mit einem kleinen Stoßseufzer an mein Examen[3]) denken wollen, so werden Sie ein gutes Werk mehr verrichten. Im Oberlande bitte zu grüßen, — wenn ich den Stein vom Herzen los bin, dann werd ich selbst hinschreiben.

Ich wünsche eine glückliche Reise und empfehle mich Ihrer Freundschaft auf das ehrerbietigste.

Ferd. Max Schenkendorf.

2.

Am 14 Dezbr 1806.

Die schöne Prospektmalerin Hoffnung, die mit der Genesung zum Kranken kommt, hatte mir das Glück vorgespiegelt, schon gestern mich Ihnen, verehrungswürdigste Frau, vorstellen zu können. Ich würde diesen Gang für einen Kirchengang gehalten haben[4]), aber das Schloß liegt von dem erbärmlichen Roßgarten[5]) so entfernt, daß meine schwachen Kräfte es noch nicht erreichen können; nur meine nächsten Nachbarn darf ich bei diesem regnichten Wetter besuchen.

Manchen Gemüthern thut es wohl, Geschenke[6]) zu bekommen, und das können gewis keine Egoisten seyn; aber ebenso wohlthätig ist auch der Dank, dessen Unterlassung oder Verhinderung immer mit einem drückenden Gefühl begleitet ist. Wollen Sie es mir erlauben, mich zu dieser menschlichen Klasse zu zählen? Ich konnte meinem Herzen diesen Genuß nicht länger versagen, es war mir nicht möglich, meine völlige Wiederherstellung abzuwarten — ich muß mich bedanken bei Ihnen. Fern ist von mir die Idee, als wenn man mit dem Danken eine Wohltat bezahlen könnte — aber ich bin in den vergangenen zwei Tagen wirklich mit dem Gefühle einer Herzensschuld — sie ist schwerer als eine Ehren-

---

[1]) Schenkendorf bereitete sich zum ersten juristischen Examen vor, als Frau v. Auerswald zur Einsegnung ihrer Tochter Ida (geb. 1791) durch den Erzpriester Wedeke in Hernsdorf im Oberlande reiste. Noch sind die Franzosen nicht bis in die Elbinger Gegend vorgedrungen.

[2]) Hagen, S. 32.

[3]) Darnach fällt das Datum des Examens Schenkendorfs auf den 8. Nov. 1806.

[4]) Hagen, S. 35.

[5]) Schenkendorf wohnte damals in der Kalthöf. Str. 21.

[6]) Sein Geburtstag war am 11. Dec. gewesen.

schuld — umhergegangen.[1]) Ich will endlich nur machen, daß ich aus der Vorrede komme. Ihr Geschenk, meine hochverehrte Gönnerin! Hat mich nicht nur äußerst überrascht, es hat mich auch gerührt, und mein Gemüt in eine schöne Stimmung versetzt. Ich war durch manchen Beweis von Theilnahme an meinem Leben erfreut worden, jetzt war es Abend, ich erwartete nichts mehr, und weidete mich an den erhaltenen Geschenken — da erschien in der Stunde, die mir schon manchen Genuß gewährt hat, Ihr Bote. Die Eleganz und Kostbarkeit dieser Tasse mag wohl sehr groß seyn, für mich erhielt sie den schönsten Werth durch die Hand u. durch das Herz, das sie mir sendete, durch die freundlichen Zeilen, von denen sie begleitet wurde, und durch einen ganz besondern Sinn, den ich damit noch verknüpfe. Der Theetisch sollte, meiner Ansicht nach, beständig der Altar der Grazien seyn, und da, wo ich Thee trinke, ist er es auch. Die Priesterinnen stehen da, von Wohlgerüchen umduftet, u. spenden die milden Gaben an uns arme Pilger aus. — Die Gesundheit wird mit einer Schaale abgebildet. Sie sendeten mir, bei der doppelten Feier meines Lebens eine solche Opferschaale; lassen Sie mich also immer denken, daß ich daraus Genesung trinken werde. Ein solches Geräth sollte in der Oekonomie eines Studenten eigentlich nur ein Kabinetsstück seyn; aus dem angeführten Grunde hab' ich es mir aber nicht versagen können, gleich an meinem Geburtstage den Ehrentrunk daraus zu nehmen, u. auch nachher schon einigemale zu versuchen, ob der Thee so nicht besser schmeckt als aus meiner altmodischen blau u. weißen Tasse. Sie wissen es, gnädige Frau! daß ich das freundliche Gemüth, das allen wohl will, u. dem ganzen Kreise, der ihm sich nahen darf, Milde und Heiterkeit und Leben ertheilt, längst erkannt u. verehrt habe. Ein neuer Beweis davon ist auf mich herabgeflossen, ein schöner Strahl hat meine dunkle Zelle erleuchtet. Tief ist Ihre neue Wohltat in mein Herz gegraben, und das süße Gefühl von Ehrfurcht, Zutrauen u. Anhänglichkeit, mit dem ich mich hier vor Ihnen beuge, kann nimmermehr sterben.

Ferd. Max Schenkendorf.

3.

Gnädigste Frau.

Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen danken für den herrlichen Genuß, den Sie mir bereitet haben! Wenige meiner Kollegen werden in demselben Zimmer auch nur eine Ahnung von der poetischen Nachtwache haben, die ich heute dort hielt[2]); aber wenige werden auch Wilibalds Ansichten des Lebens dabei lesen[3]). Daß Sie nicht nur für Leib, daß Sie auch für mein Gemüth sorgten, daß Sie ihm gerade diese Beschäftigung wählten, hat mich gewaltig bewegt. Ich ging nach Hause, um zu schlafen, aber ich trug eine schönere Erhohlung mit mir, ich konnte mich nicht trennen von der süßen Lektüre[4]). Eben jetzt habe ich sie zum erstenmal geendigt — u. es mag freilich die durchwachte Nacht etwas dazu beitragen, mich noch reizbarer u. empfänglicher für die tausend Schönheiten, für die zarten Gemüther dieses Romans zu machen. Da es mir heute wahrscheinlich

[1]) Hagen, S. 35.

[2]) Ob die Beamten der Kriegs- u. Dom. Kammer zum Teil auch in der Nacht Büreaudienst — der ernsten Zeiten wegen, nach Napoleons Vorgehen im südl. Ostpreußen — hatten?

[3]) Hagen, S. 35.

[4]) Wilibalds Ansichten des Lebens, ein Roman von Ernst Wagner, Meiningen und Hildburghausen 1805.

nicht vergönnt seyn wird, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so wollte ich mein Dankgefühl wenigstens auf irgend eine Art äußern.

Sie sind unerschöpflich, mir neue Verpflichtungen aufzulegen.

F. M. Schenkendorf

Am 6. Januar 807.

4.

Meine schönsten Blumen sind gestorben während meiner Gefangenschaft[1]), und ich kann Ihnen dieses Jahr keine Rosen bringen. Aber ich weiß, theuerste gnädige Frau, Sie verschmähen auch die kleinere Gabe nicht, Sie nehmen mein schlechtes Blumenopfer mit gewohnter Nachsicht und Freundlichkeit auf, und gedenken dabei all' der frommen Wünsche, all' der süßen Hoffnungen, die heute meine Brust erfüllen, und die ich vor Ihnen nicht erst auszusprechen brauche. Es giebt ja auch manches, was nicht ausgesprochen seyn will.

Möchten doch alle Wonnen des nahen Frühlings seine holde Tochter umschweben[2]) — möchte Ihr Glück und Ihre Gunst doch niemals meinem Glücke fehlen!

F. M. Schenkendorf.

5/4 7.

5.

Am 12. Julius 8 in Kgsbg.

Theuerste, gnädige Frau!

Es ist, als ob mir etwas fehlte in Königsberg, seit ich nicht mehr nach dem Schlosse gehen, von den Treppen der Landes-Deputation[3]) nach Ihren Fenstern sehen kann. Ich bange mich in der That recht nach Ihrer Zurückkunft — aber deswegen wünsche ich doch, — wie ich es schon sagte — Sie kämen nie mehr, wenigstens vor dem Herbste nicht wieder. Wie wohl muß es der Ermüdeten thun, endlich einmal die Hände in den Schooß legen, einen Sabbath feiern zu dürfen, begünstigt von der freundlichen warmen Witterung und all' den Erinnerungen an vergangene Zeiten, an frühere entschwundene Genüsse und Träume, die sich in Fauten an jeder Stelle, bei jedem Baum und auf jedem Rasenplatz Ihnen bieten müssen, Erinnerungen aus jenen Jahren, wo alles noch im Rosenlicht, im jugendlichen Hoffnungsschmelz da stand, was jetzt entschwunden, verhallt, entfärbt geknickt ist unter der Hand der Menschen und der Jahre[4]). Es muß süß seyn, fern von dem Geräusch und den fadeurs der kleinen sogenannten großen Welt ganz sich hinzugeben den Einwirkungen reiner heitrer Natur — ich kann mich hier aus der Ferne recht ergötzen an der so schwer verdienten Ruhe, die Ihnen nun endlich wieder für kurze Zeit zu Theil wird. —

---

[1]) Schenkendorf geriet in franz. Gefangenschaft, aus der er am Geburtstage der Königin, am 10. März 1807, befreit wurde. Ein Jahr darauf hat er in dankbarer Gesinnung der Königin, durch deren Fürsprache er befreit worden war, in einem bisher unbekannten Gedichte seinen Dank gezollt. Vgl. Hagen, S. 63 und meine Aufsätze im Euphorion XIII. S. 797 f. und XIV. S. 85.

Hagen, S. 32 ändert das Wort ‚Gefangenschaft' willkürlich in ‚Krankheit' um.

[2]) Hagen, S. 33.

[3]) Der 1808 nach Königsberg einberufene Landtag unter Vorsitz Auerswalds, bei dem Schenkendorf als Hilfsarbeiter beschäftigt war.

[4]) Hagen, S. 33.

Ich verließ am Tage Ihrer Abreise bald nach Ihnen Brandenburg[1]) und kam gerade noch zum Mittagessen nach der Stadt, wenngleich etwas ermüdet, doch gestärkt am Geiste von dem herrlichen Gang in der Frühe, auf dem das ziehende und treibende Herz — was hätte mich sonst wohl ganz unwillkührlich bis nach Brandenburg geführt, als das Herz? — alle Organe meiner Maschine in lebhafte Bewegung gebracht hatte. Die Aufträge, mit welchen Sie mich beehrten, sind alle ausgerichtet. Die Gräfin Truchseß hat die Karte, Fräulein Luchen[2]), die am Freitage abreise, die Nachricht wegen der Konverts erhalten. Im Holzstall habe ich nur wenig Vorrath gefunden. Feuer ist bis jetzt noch nicht gewesen. Ihren armen, kranken Bruder[3]) sprach ich vor 1½ Tagen auf der Straße ziemlich wohl. Die falschen Letten, die nur Interesse haben, weil sie sonst den Deuren wahren so nahe sich befanden[4]) liegen bei. Mich zwingt der Raum — von dem ich der Konvenienz an den Rändern zu viel geopfert — zu schließen. Haben Sie die Gnade, mich dem holden Fräulein Ida zu empfehlen, und Ihre andern Kinder so wie Schulz[5]) zu grüßen. Werden Sie einen freundlichen Erinnerungsblick auf ihren ehrfurchtsvollen

treuen Diener

Max Schenkendorf.

6.

Am 23sten Julius 1808 in Kgbg.

Liebe, hochverehrte, gnädigste Frau!

Es ist Ihr Namenstag[6]), an dem ich diesen Brief zu schreiben anfange, oder vielmehr der Abend dieses schönen, vielleicht nur zu warmen Tages. Gab es in Ihrem Leben nicht viele heiße Tage? Würde es nicht leichter geworden seyn, wenn das schöne Herz in ihrer Brust weniger warm fühlte? Leichter wohl, aber Sie vertauschten es doch nicht. Und wer von allen, die zu Ihnen gehören, die sich ihm nahen durften, diesem Herzen, möcht' es auch nur um die kleinste Nüance anderes haben, als es ist[7]). Ich hoffe daß Ihre Kinder den Namen dieses Tages nicht unbeachtet gelassen haben werden, und so hätten Sie in dem Elysio Ihres Frühlings wieder ein Familienfest gefeiert. Wenn das Geburtsfest, was ich nicht sowohl Lebensfest als Fest der irdischen Erscheinung nennen möchte, denn das wahre Leben beginnt doch wohl ein gutes Theil später als die Geburt, in ganz andern Momenten — wenn das Geburtsfest wichtig ist, so muß es das Fest unseres christlichen Namens, unserer Taufe, doch wohl auch seyn — Ich wollte Ihnen gerne ein freundliches Wort sagen, ich will ein uneigennütziges sagen — möchten Sie diesen Tag doch noch recht oft in Freuden begehen! Amen[8]).

Am 26. Jul.

Sie haben mich hoch erfreut, beglückt möchte ich sagen, durch den Brief, den Sie mir schrieben. So schnell hatte ich ihn wenigstens nicht vermutet, und

[1]) Marktflecken an der Elbing-Berliner Straße, 3 Meilen südwestl. v. Marienburg.

[2]) nicht festzustellen, möglich, daß eine Haushälterin damit gemeint ist.

[3]) Graf Tohna-Laut.

[4]) Hagen, S. 39.

[5]) Hagen, S. 38 und weiterhin in den Briefen.

[6]) Namenstag der Frau Albertine v. Auerswald ist der 23. Juli.

[7]) Hagen, S. 33—34.

er kam mir wie ein Glück, das aus den Wolken fällt. Schulz[1]) hat mir noch viel erzählt von seinem Leben in Faulen von dem gesangsreichen Abend im Apfelbaum, dessen auch Sie erwähnen. Bei dem Namen Schulz fällt mir ein Zug von ihm ein, der wirklich erzählenswert ist. Können Sie glauben, daß er in seinem Abhärtungssystem schon so weit gediehen ist, auf einmal $^3/_4$ ℔ rohes Fleisch verzehren zu können?

Ich war letzthin, als die bewußten Koulissen abgebracht wurden, in Ihrer Wohnung — die Domestiken sehnen sich alle sehr nach der Gebieterin Wiederkehr und können die Zeit nicht erwarten. Ich kann sie freilich auch nicht erwarten aber doch wird es mich kränken, Sie wiederankommen zu sehen.

Von Ihrem kranken H. Bruder[2]) hab' ich nichts zu schreiben, denn bekanntlich ist dieser auf einem Bauer Pferde nach Lauk geritten.

Ich kann sonst wohl eigentlich bessere Briefe schreiben — ich konnte es wenigstens: jetzt will mir aber nichts mehr gelingen. Ich bin so wischig, so überhäuft so — ich weiß selbst nicht wie. Halten Sie daher zu Gnaden, nehmen Sie das Herz für das Wort, decken Sie zu mit dem Mantel der Liebe, u. glauben Sie, daß in der Regel, je schlechter ein Gefühl ausgesprochen wird, das wahre passendeWort dafür zu finden, um so schöner, reiner u. mächtiger dieses Gefühl im Gemüt lebt.

Wenigstens ist dieser Satz wahr und anwendbar, wenn vor Ihnen steht, zu Ihnen spricht Ihr

unterthäniger
Max Schenkendorf.

Sehr viele Grüße und Verbeugungen an die andern Faulenianer.

7.

Ein deutliches Ja, so deutlich, wie ich es bei der Trauung kaum aussprechen werde — ja, ich werde erscheinen, will auch gar nicht weggehen, sondern immer bleiben und passen auf Ihre Befehle und Winke. Fast könnte ich mir einbilden, an mir armen Schlucker wäre etwas gelegen; aber ich weiß wohl, es ist nur um einen Gegenstand zu thun, auf den man seine Gnade ausschütten könne und so läßt man Sonnen scheinen und regnen über Gerechte und Ungerechte und freut sich am Ende noch mehr über einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig gerechte Groebens, Kanitzens u. s. w., die alle Tage kommen zum Tempel. Nichts vermag aus seiner Bescheidenheit zu bringen

Ihren
ergebenen Knecht
Max.

8.

Schloß Königsberg den 28 Julius 1809.

Ihr Brief, theure gnädige Frau, hat mich überrascht, erfreut, aber gerade nicht beschämt. Ich hätte so gerne früher geschrieben, ich konnte keine Gründe angeben, warum ich's unterließ, aber doch war es mir nicht möglich, und so unterblieb es von einem Tage zum andern. — Wie süß ist mir aber der Wink von Ihnen gewesen! Und wie will ich die gütige Erlaubniß benutzen! Ach, wie gerne käme ich selbst nach Faulen, und wenn auch keine Stühle, Sophas und

[1]) Hagen. S. 38 f.
[2]) Siehe Brief 5, Anm. 3.

wie die orientalischen Ruhebetten, sonst noch heißen mögen — dort wären — wie gerne wollte ich mich mit dem Fußboden begnügen — — — aber so ist dazu immer noch keine Aussicht. Es wird indessen doch einmal eine Zeit kommen, wo es mir vergönnt seyn wird, Ihr Paradies zu betreten, wo ich nicht mehr mit Yoriks .....[1]) werde klagen müssen, „ich kann nicht herauskommen".

Nach meiner Rückkehr von der H. Linde[2]), wo mir der heiligen Genüsse so mancher zu Theil ward, hab' ich Sie und die Ihrigen wohl sehr vermißt. Das Hingehen am Morgen, das Daseyn am Abend, das öftere Vorübergehen, daß Fahren auf dem Schloßteich — alles mit einemmale so vorüber — — doch nun bin ich auch gleichsam durch einen Zauberschlag wieder in die alte Welt versetzt — ich wohne, ich lebe hier in Ihrem Hause, in Ihren Zimmern, und wenn der Wundlacker[3]) jetzt abziehen müßte, konnt' ich ganz dreist und kühn hierbleiben. Ich danke aber doch meinem Gott, daß die eigentlichen Bewohner des Hauses abwesend sind: wie würde ich mich sonst verwöhnen. Sie können sich meine Überraschung und Verlegenheit wohl vorstellen, als mir Ihr Herr Gemahl den Antrag dieserhalb machte, können aber auch leicht denken, wie mit beiden Händen ich zugriff. Ihre Söhne sind munter und wohl — Hans[4]) schreibt selbst — wir führen ein wahres Studentenleben, essen sehr schöne Sahne[5]), wie im Konviktorium[6]), werden von den Maurern aus einer Stub' in die Andre getrieben usw. Die Bücher, die verlangt wurden, hab' ich nicht eher als in diesem Augenblick — troz aller von Hans zu bezeugenden Mühe — erhalten können. Das Talent und Gedächtniß Klenoths[7]) wird aber wohl den Zeitmangel ersetzen. Ich muß aber sehr bitten, sie wenn nicht früher, so doch spätestens durch Ihren Herrn Gemahl zurückzuschicken. Sie sind aus der Bibliothek des Theaters, auf dem — um doch auch etwas zu erzählen, die Demf. Bessel[8]) wieder ihre alten Verehrer entzücken.

Über meinen Vestungsarrest[9]) weiß ich noch nichts näheres. Gott erhalte und segne Sie und gebe Ihrem Gemüte viel Freude! und pflegen Sie doch ja der körperlichen Ruhe. In Indien ist die höchste Heiligkeit und die religiöse Anschauung zu finden, weil die Menschen dort nicht arbeiten, sondern ruhen.

Zu Gnaden empfiehlt sich
Ew. Gnaden
unterthäniger
treuer Freiwohner[10])
Max.

---

[1]) Vermutlich ein Zitat aus Sternes Werken.

[2]) Die Heilige Linde ist ein idyllisch gelegener Wallfahrtsort bei Rössel.

[3]) Graf Dona Wundlacken. (Anm. im Auersw. Sammelbande.)

[4]) Hans v. Auerswald, siehe Anm. 2 zu Gedicht 14., Hagen S. 34.

[5]) Wohl verschrieben, statt „Sachen". —

[6]) Vgl. Schuster, Delbrücks Tagebuchbl. 1808. v. 5. April. Delbrück hatte einen Zeitungsartikel über den Besuch in Begleitung des Kronprinzen in dieser studentischen Speiseanstalt verfaßt, worin er die große Unsauberkeit rügte und die Speisen darin als ungenießbar bezeichnete. Darauf spielt Schenkendorf wohl an.

[7]) Wohl zu lesen Kleanth, vgl. Canot — Cleanth, Hagen, S. 38.

[8]) Demoiselle Bessel, die jüngere und die ältere, zwei geschätzte Künstlerinnen vgl. Anm. zu Gedicht 3.

[9]) Vgl. Hagen S. 102. Akten über diesen Prozeß wegen des Duells mit dem General Rouquette sollen in einem der folg. Hefte dieser Zeitschr. veröffentlicht werden. Die Strafe, anfangs auf mehrjährigen Festungsarrest festgesetzt, wurde allmählich bis auf 3 Monate gemildert bis sie endlich vom Könige im Gnadenwege erlassen wurde.

[10]) Hagen, S. 34.

9.

Am 8. August in Kbg.[1])

Gnädige Frau!

Ich will es mir nicht versagen, den Brief Ihres Sohnes mit einigen Zeilen zu begleiten. — Warum aber wollen Sie nicht an mich schreiben? ich kann das nicht rathen, und werde immer verdrüßlich, wenn mir etwas unerforschliches zu rathen aufgegeben wird.

Auf dem Titelkupfer zu Schlegels Jon[2]) schwebt die Poesie vorüber und berührt im Fluge eine Saite, die in der Luft ausgespannt und vermuthlich an den zwei Weltpolen befestigt ist. Preis und Heil der schönen Zitterspielerin, für welche dieser Brief die Saiten mitbringt. Sie wird sie auch berühren — aber die Schwingungen werden in der Luft verhallen und wer wird lauschen den Tönen? Indeß ist Zitterspiel auch ohne Zuhörer immer besser als Komödienspiel vor Zuschauern[3]).

Hagen[4]) gnädigste Frau, ist noch immer in seinem Zustande; nur daß er heller Zwischenräume genießt.

Mir hat der König mein Gesuch abgeschlagen und zu appelliren befohlen. Jetzt kommt es also auf das Urthel des hiesigen Tribunals an; aber den König werd' ich fortan gewis in Ruhe lassen[5]).

Der Herr hat schlechtes Wetter gehabt zu seinem Geburtstage[6]) und auch gestern bei dem Feuerwerk. Warum ließ er es nicht vorgestern abbrennen? Warum mußte er da den Wasserträger[7]) um des Berlinischen Komödianten Gern[8]) willen sehen?

Wir kommen unter ihm immer zu spät. Also morgen werde ich wieder vom Schlosse gejagt und die Herrlichkeit hat ein Ende? das kommt mir so vor, wie das oberste Amt in manchen kl. italischen Republiken, das auch nur 14 Tage währt.

Gott erhalte Sie, Theure, Liebe gnädige Frau und geb' Ihnen viel Genüsse, viel Ruhe u. Freude! Und mir geb' er den Genuß Ihrer Gunst und Ihrer Briefe! Amen!

Max.

10.

Am 8.ten Septbr 9 in Kgsbg.

Es ist Unrecht, gnädige Frau, wirklich himmelschreiendes Unrecht, daß Sie so sind gegen mich, mich so ignoriren, oder es wenigstens doch scheinen. Mag es indessen doch! es gab einmal einen gewissen Diogenes, der nicht aus der

[1]) Daß es 1809 ist, geht aus der in dem Briefe stehenden Bemerkung über seinen Duellprozeß hervor. Auf Schenkendorfs Eingabe an den König erfolgte der Königl. Bescheid am 26. Juli, wie aus den Berliner Akten hervorgeht.

[2]) Aug. Wilh. v. Schlegels Jon, ein Trauersp. in Anlehnung an Euripides. Berlin 1803.

[3]) Anspielung an das von Hagen a. a. O. S. 40 oben Erzählte.

[4]) Carl Heinrich Hagen, Kameralist, Geh. Reg. Rat, Prof. Dr. geb. 1786 gest. 1856 vgl. Gedicht Nr. 1 Unterschriften.

[5]) Hagen S. 102.

[6]) Des Königs Geburtstag, am 3. August.

[7]) Der Wasserträger, Kom. Oper nach dem Franz. des Cherubini von Schmieder, Hamburg 1804.

[8]) Johann Georg Gern, berühmter Sänger 1757—1830, seit 1801 in Berlin.

Schule gieng, da der Lehrer, böse geworden, alle Schüler hinaustrieb. Und als dieser zum Stocke griff, sprach Diogenes: „schlage nur zu, du wirst keinen Stock finden, der hart genug wäre, mich von Dir zu treiben.“[1])

Wenden Sie das auf mich an — Kälte ist härter als Schläge.

Es war ein Jahr, wo wir 1803 schrieben, da schrieben Sie noch an mich, da gaben Sie mir von Faulen aus den Auftrag, an einem gewissen, feierlich-trüben Tage des Augusts in Ihrem Namen ein theures Grab zu besuchen[2]). Diesmal ist der Auftrag nicht erfolgt: aber in meinem eigenen Namen, und für meine eigene Seele bin ich dort gewesen und habe ein Mohnhaupt und zwei Mohnblüten, als schöne Symbole des Schlummers, niedergelegt auf dieses Grab.

Leben Sie denn auch in Faulen? Oder wohnen Sie blos da? Freilich, was werden Sie nicht leben! Auch Besuche haben Sie dort gehabt; unter andern von einem gewissen Herrn, der mir in Kgsbg immer vorerzählte, wie viel er an mich schreiben wollte, und der sich nun gar nicht umgesehen hat nach mir.

Man wird recht hineingedrängt in sich, und man muß wirklich ein so liebendes und argloses Gemüt haben als ich, um von diesem Zurückdrängen nicht verdorben und auf die Dränger zornig zu werden . .

Eine Folge von dem langen Stillschweigen ist die, daß ich jetzt nicht recht weiß, was ich schreiben soll — nicht daß ich nicht Stoffes die Fülle hätte, ihn auszuschütten vor Ihnen — ach wie gern in Ihr Herz — aber man wird am Ende so Groebensch mißtrauisch, daß man nicht weiß, ob und was man darf. Grüßen Sie das prächtige Fräulein und Ihre Söhne von mir.

Fr. Julien[3]) sollte ich eigentlich in Knittelwesen für die Melone danken, denn sie kam mir selbst so vor, wie ein Gedicht in Knittelversen, wenn sie gleich recht gut schmeckte — aber ich bin zu nichts weniger als zu solchen Sachen jetzt aufgelegt.

Gott sey mit Ihnen, meine theure — (schreiben Sie da ein Wort hin, was Ihnen das beste scheint) u. wenden Sie Ihr Herz, Blicke, Briefe wieder zu Ihrem

treuen

Max.

ich habe sehr schöne aber auch sehr
trübe Schmerzenstage verlebt.

## 11.

Es ist das erstemal, seit mir der Zutritt zu Ihnen verstattet ist, daß ich fehle an dem höchsten Festtage Ihres Hauses. Eine Macht, finsterer als die holdselige, welche mich hinzieht, hält mich zurück; seit einigen Tagen bin ich an mein Bette gefesselt[4]). Aber mit allem Aufwande des Gefühls, dessen ein Kranker fähig ist, geselle ich mich im Geiste zu den Glückwünschenden. Was von dem

[1]) Hagen, S. 34.

[2]) Notiz am Schlusse des Briefes: „der ältesten Tochter der Frau von Auerswald, Lydia v. Schön“ (geb. 1785, seit Mai 1802 mit dem Geh. Finanzrat v. Schön verheiratet, gest. den 16. August 1807). Vgl. Festnummer zum 22/23. Sept. 1907 der Hartungschen Zeitung: Schön im Jahre 1807. — Vgl. Hagen, S. 34.

[3]) Siehe Brief 5. Könnte Scharnhorsts Tochter sein, die damals mit ihrem Vater in dem nahen Gute Aweiden wohnte und im Schloß verkehrte.

[4]) Hagen, S. 101/102. — Große Lücke in der Briefreihe, durch das Duell hervorgerufen!

Schatze des Heiligen, Schönen und Zarten ein Mensch nur wünschen mag, sey Ihnen zugeeignet.

Möchte der leise Wunsch, welchen meine geringe Gabe ausdrücken soll, doch verstanden werden.

Max Schenkendorf.
5. Ostermonds 1810.

12.

Dürfte ich um die mir gütigst versprochene Wanne für meinen armen Arm bitten?[1]

Das kalte Wetter hat mich wieder in meine Zelle gescheucht. Die Einlage, welche ich zu Füßen lege, enthält einige Gedichte von mir und meinem Freunde Friedländer. Sie haben ja auch wohl die Sternblumen[2] gelesen, deren Dichterin nicht mehr der Erde angehört!

Möchte es doch um Sie und die Ihren bald wieder heiter und freundlich werden.

Für immer, brauchbar in Freud' und Schmerz

Ihr treuer
Max Schenkendorf
am 11. Mai 1810.

13.

Bei einem Juden, der vielleicht 30 rxx (Thaler) für die Kette[3] geben würde, ist auf den Montag eine Auktion von Pretiosen, wo der Werth der Kette leicht noch höher gesteigert werden dürfte. Sie reisen aber Montag früh und werden daher das Geld wohl noch vorher haben wollen — geruhen Sie darüber zu entscheiden, und ich werde, wenn Sie es so befehlen, die Kette auch noch heute an den Mann, und ihnen das Geld bringen.

Eigentlich betrübt es mich, daß Sie sich Ihres Schmuckes berauben wollen, aber Sie fühlen wohl, daß Sie solchen Schmuck nicht bedürfen. — Kornelia, die Mutter der Gracchen, brauchte ihn auch nicht[4].

Ihr Unterthan
7. Juli 10. Max Schenkdf.

Adresse:
Der Frau Geheimen Staatsräthin
von Auerswald
geb. Gräfin zu Dohna
Gaaden.

14.

[An Ida v. Auerswald.]

Wie hätte ich bei dem Bilde der knieenden Schreiberin an einen Mangel von Stübchen denken können? Mir fiel im ersten Moment, als ich die Anmerkung

[1] Hagen, S. 46.
[2] Vgl. Gedicht 1. — Schenkendorf u. Friedländer haben die Gedichte der Dichterin Henriette Gottschalk, geb. Hay, die am 1. Mai 1810 starb, herausgegeben. Vgl. Hagen, S. 46.
[3] Hagen S. 39.
[4] Hagen ebenda.

las — der Brief Juliens an St. Preux[1]) ein, auf den er antwortet „Götter, ich hatte Stärke für den Schmerz, gebt mir jetzt auch welche für das Glück!“ Die Anmerkung wies mich dann aber zurecht[2]).

Also wirklich wieder Komödie spielen? und zwar in Faulen? und zwar eine französische und eine von Kotzebue?[3]) O Karl Schulz, der du mir noch vor einigen Wochen entzückt über den Abend schriebst, wo Johanna, Ottilie, Ida v. Auerswald im blühenden Apfelbaum saß und auf der Zitter spielte— komm und bewundre noch andre Talente!

Zürnen Sie nicht, mein theures Fräulein! Warum aber — wenn Sie schon spielen wollen, u. spielen ist freilich schön — warum kein andres Stück?[4]) [Wenn][5]) Sie denn aber schon wollen, nun [so spielen] Sie in Gottes Namen! Sie [werden] doch dem Spiel wohl noch manchen [Augenb]lick abzugewinnen wissen, für [Ihren] himmlischen Vater, und für die [gute] traute Mutter Natur, [welche] sich nach Ihnen gewis so sehnt, wie Sie sich nur sehnen können nach ihr, wie ich mich nur sehnen kann an Karl Schulzens Stelle gewesen zu seyn!

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht![6])

Haben Sie denn die Sonne schon aufgehen gesehen? Genießen Sie denn recht den Sommer und das Land und denken Sie zuweilen an den Menschen, der jetzt — in Ihrer Abwesenheit — Ihr Hausgenosse ist, und immer mit süßem, wenngleich trübem Gefühle und mit einem gewissen Gespensterschauer an der Thür Ihres Thurms vorübergeht[7]). Andre Menschen würden wohl noch anders vorübergehen, aber so wenig ich andern das verarge oder misgönne, so sollen die mich schalten lassen. Und wenn Ihnen andre Paradiesfrüchte und Hesperidengärten schenken, so verschmähen Sie doch auch die Wiesenblume aus meiner Hand nicht.

Ihr treuer Freund
Max

Adresse:
Der Spielenden.

15.

Königsberg am 3 Septbr 11.

Meine theure, gnädige Frau!

Ich habe, wie ich es vorhersagte — meinen Brief immer aufgeschoben, weil ich nicht gerne anders, als mit dem Titel[8]), den ich Ihnen wohl von jeher gab, schreiben wollte. Da jene PflichtErfüllung von oben her sich aber noch in die Länge zu ziehen scheint, und ich doch einmal wenigstens geschrieben haben will, so thue ich es jetzt mit wenigen Worten, des eigentlichen Zwecks und Lohns meiner Briefe, der Antwort, werde ich leider so schon verlustig gehen. Was soll

[1]) Julie an St. Preux, vgl. Rousseau, La nouvelle Heloïse.
[2]) Hagen, S. 36;
[3]) Hagen, S. 34.
[4]) Hagen, S. 34.
[5]) Die Worte vom Abschreiber ergänzt.
[6]) Hagen, S. 39.
[7]) Hagen, S. 33.
[8]) 1811 wurde Auerswald Landhofmeister mit dem Titel Exzellenz.

ich aber schreiben! Daß ich trotz allem Schönen, was mir hier zu Theil geworden ist, Sie sehr vermißt habe, daß ich mich unbändig und herzlichst freue über Ihre Wiederkehr — das versteht sich von selbst.

Ich habe es mir so schön ausgedacht, diesen Sommer eine Fuß Reise zu machen, und Sie in Ihrem Sorgenfrei — als dem Ziel der Wallfahrt zu begrüßen. Aber es hat nicht sein sollen; gerade an dem Tage, den ich zur Abreise bestimmt hatte, mußte ich anfangen, heftiger Zahn- und Gesichtsschmerzen wegen das Zimmer zu hüten, in welcher Haft ich mich auch jetzt befinde.

Der Abgang der Post zwingt mich zu schließen.

Die bewußte Summe habe ich vor einiger Zeit an Ihre Schäffnerin, die deren bedurfte, bezahlt. Möchte der Aufenthalt in Gottes Natur, möchte die reine Landluft wohlthätig auf Ihren Körper und Ihr theures Gemüth gewirket haben, möchte doch auch hier viel Freude auf Sie warten, und möchten Sie doch recht fest glauben, daß Ihnen niemand treuer und anhängiger seyn kann als Ihr

dankbarer

Max.

16.

31 Dez.
1 Jan. 1811/12

Weil Sie denn nicht zufrieden seyn wollten mit der kahlen Karte, meine theure Freundin, meine verehrungswürdige Gönnerin ach, und aus dem vollen Drange meines liebenden dankbaren Herzens, noch jetzt, nachdem die werthen Gäste mich verlassen haben, ein Paar Worte an Sie und die Ihren (und das beste, zarteste freilich unausgesprochen im Geiste) die innigsten Wünsche für Ihr und der Ihrigen Wohl, Ihre Zufriedenheit, Heiterkeit, Gesundheit, für die Ruhe, welche dem zarten, angegriffnen Bau endlich so nötig wird — Ihnen winken mit dem neuen Jahre so viele (ach auch so schöne mütterliche)[1] Freuden — möchten diese doch so ganz rein genossen werden können!

Kann ich wohl je die tausend Güten und Gnaden einer meiner ältesten Freundinnen bis auf den heutigen Abend vergessen. Ist nicht schon darin meine ewige Anhänglichkeit und Ergebenheit begründet — wenn sie es auch in nichts anderem wäre? — —

Werde ich auch meinen alten Platz behalten? Ich bitte darum, ich rechne darauf!

M. v. Schenkendorf.

Adresse: Ihro Exzellenz
der Frau Landhofmeisterin
von Auerswald geb. Gräfin zu Dohna.

**Die im Auerswaldschen Sammelbande hinter 16 noch folgenden 4 Briefe Schenkendorfs aus den Jahren 1812 bis 1816, sowie der hier nicht abgedruckte Brief, datiert aus Waldau, am Sylvesterabend 1805, sind von Fr. Jonas in Seufferts Vierteljahrsschrift 1883, Bd. IV, S. 609 ff. abgedruckt. Das Gedicht Schenkendorfs, aus Karlsruhe an Frau v. Auerswald gerichtet, ist in seiner ursprünglichen Fassung abgedruckt in meinem Aufsatz im Euphorion XIV.**

[1] Beziehung auf die im Febr. 1812 erfolgte Geburt des ersten Kindes ihrer Tochter Ida, verehel. Gräfin v. d. Groeben. Vgl. Gedicht 13.

# Studien zu Heines Gedichten.

Von Jonas Fränkel in Bern.

Bei Bearbeitung der Gedichtbände für Walzels Heine-Ausgabe habe ich Beobachtungen, die zur Kritik des Textes dienen, gemacht, die aber in unserer, in erster Reihe auf Kommentierung der Werke ausgehenden Ausgabe nur zum Teil verwertet werden konnten. Ich lege einiges davon hier vor.

Zuerst gebe ich eine Zusammenstellung von Druckfehlern in den beiden ersten Bänden der Ausgabe von Elster und eine Nachlese zu seiner Sammlung von Lesarten. Daß ich trotz der langen Reihe von Berichtigungen, die ich zu geben habe, der Arbeit Elsters, auf der wir alle dankbar weiterbauen, volle Anerkennung zolle, brauche ich kaum zu versichern. Ihm selbst wird wohl das meiste von dem, was ich vorbringe, bekannt sein. Allein daß nach Elster für Heines Text noch manches zu tun übrig bleibt, hat schon der schüchterne Versuch von R. Pissin in der Bongschen Ausgabe, Heines individuelle Interpunktion wieder einzusetzen, gezeigt (vgl. Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, Bd. 19/20, S. 1012 f.).

Ich stelle hier nur zusammen, was nicht bereits im Kommentar zu meinen Bänden berücksichtigt worden ist. Was Elster selbst im Nachtrag zu seiner zweiten Ausgabe (1893), Bd. 1, S. 537 ff., der sogar neueren Heine-Herausgebern unbekannt geblieben, berichtigt hat, wird selbstverständlich nicht wiederholt. Orthographie und Interpunktion, soweit sie nicht sinnentstellend sind, werden nicht berührt. Ich bediene mich der Elsterschen Siglen.

## I. Berichtigungen des Elsterschen Textes und Nachträge zu seinen Lesarten.

### Band I.

**Buch der Lieder.**

S. 9, Z. 2 v. u. lies „erneueten": so in $L_3$ u. ff.

Traumbilder II, Str. $10_1$ Und] Wie G.

Lieder X, „ $4_4$ Wenn ich Sie $L_1$. $5_4$ die zweite Lesart: $L_{1-4}$.
VII, „ $3_1$ Birgt] Bringt $L_{1.2}$.
IX, „ $2_2$ Am] Auf dem G. $L_{1,2}$. $4_1$ todtengleich G. $L_{1-4}$.

Romanzen II, „ $3_2$ bleich und kummervoll: G. $L_{1,2}$.
XV, „ $12_3$ die spöttischen Waldvöglein $L_{1-5,8}$; lustigen $L_{6,7,9}$ (I. Stereotypausgabe).

Fresko-Sonette an Christian S. II. Die Lesarten von G. auch in Raßmanns „Fastnachtsbüchlein für Jung und Alt" (1826); hier V. 11: begrüßt.

Lyrisches Intermezzo XIII: T (S. 80, Nr. XIII).
XXXI: 3 die winken H. Aur.
LX: $2_1$ seh'] steh' Gs. Rh. Unterhaltungsblatt (siehe meine Ausgabe I, S. 465).

Die Heimkehr XXX: Hs faksimiliert in Stargardts Katalog Nr. 226.
Die Wallfahrt nach Kevlaar. Zu den Drucken nachzutragen: Rh. Unterhaltungsblatt 1822 (sieh meine Ausgabe I, S. 477).
I. $2_3$ an das] ans Gs. RhU. $4_3$ Cöllen] Cölln G. RhU. $R_1$. $L_{1-4}$.
II. $2_{1,2}$ Lesart von Gs. auch in RhU. Die Lesarten zu III auch in RhU.
Die Nordsee, I. Zyklus I: $R_{2\,ff.}$ Nr. 5.
III$_3$: „Weltmeer" bis $L_4$ und in R.; „Weltenmeer" $L_{5\,ff.}$
$X_{19}$: Unferne von $L_2$ (Druckfehler).
II. Zyklus IX$_{55}$: „vom" Druckfehler (nur in $L_5$).

### Neuer Frühling.

Prolog $3_2$: $R_2$, das allein in Betracht kommt, hat: mit.
IX $1_4$: Viole nach $NG_3$ ist sicher Druckfehler; in der Mitte zwischen den beiden Collectivis ist nur Plural berechtigt. Vgl. P. Beyer im „Euphorion" Bd. 17, S. 631.
XXV: Sieh hiezu den Exkurs im nächsten Heft.
XLIV $2_3$: Und was ducht sich R.

### Verschiedene.

Seraphine VI: Die Handschrift von Fr. jetzt im Besitze des Herrn Dr. Stephan Zweig in Wien. $3_4$ lies: allmählig (so überall).
Der Tannhäuser I $6_3$: geworden] worden S.
II $8_3$: flattert] flatterte S.
Romanzen XIII $3_1$: Reiter reitet ZW. $S_2$. $NG_3$.
Zeitgedichte VI II. Druck: „Lieder des deutschen Michel", Leipzig 1843, S. 45 f. Überschrift: Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris. An Franz Dingelstedt. $1_2$ dahergerannt $2_{1-3}$ wie in Bl.; nur in V. 1: gehts! $3_3$ Tiefe] Stille Str. 4—6 wie in Bl. $7_3$ lustig] rüstig $8_1$ wie in Bl.; 3 Und wird unser ganzer; 4 wie in Bl.
VIII $2_3$: er Druckfehler; der in $NG_{1-3}$.
IX: Die Verweisung auf F ist zu korrigieren: Nocturnes Nr. 18: *Le pénitent de Canossa.*
X: Handschrift von ZW faksimiliert in Börners Auktionskatalog Nr. 92.
XI $4_1$ ist in meiner Ausgabe zu korrigieren: Wird einst die Zeit, die ewge Göttin (vom Setzer nachträglich verderbt).
XIII: auch im „Liederbuch des deutschen Michel" (sieh oben); Überschrift: Dem deutschen Dichter (Lesarten wie in ZW).
XIV u. XV: ebenda S. 38 f. unter dem gemeinsamen Titel: Deutsche Freiheit.

### Romanzero.

Das Schlachtfeld bei Hastings: F (*Romancero* Nr. 10).
Maria Antoinette $2_3$ lies: ihr Leyer
Kleines Volk: F (*Romancero* Nr. 7).
Der Dichter Firduji III $13_2$: Dann sprach: Ansari W und $C_1$.
Der Ex-Nachtwächter $13_1$: Corneljus (in allen Drucken; Beibehaltung aus Gründen des Rhythmus geboten). $24_1$: Ebersburg (in allen Drucken).
Lazarus IX 53 soll heißen: Mögt ich

## Band II.

### Nachlese.

I. Buch. XVIII 3₂: Elsters Emendation liegen ist falsch; vgl. meine Anmerkung in Bd. 1, S. 490 zu „Liebesverse" XII₃, wozu ich als weitere Belege für die Aussprache des g wie j nachtrage: Hallelujа V. 23 und 24 (Reim: Besitzen — beläßtgen); Wintermärchen, Cap. XXV, Str. 15 (Reim: vertilgen — Lilien) usw. Vgl. ferner im Wunderhorn I: „Revelge" (Grisebach S. 47).

II. Buch. XV, V. 15: trauter trauten G., aber im Druckfehlerverzeichnis berichtigt.

LII. Hallelujа 5₂ lies: Sie sind nur so in DM.

III. Buch. VII (Die Hexe) Strodtmann Bd. 16, S. 297.

XIII (Bimini) S. 135, V. 22: Komma nach „Besos" ist zu streichen; vgl. S. 136, V. 6 f.

S. 138 letzte Zeile lies: Im Azur

IV. Buch. II. RwA 19'4. 22.

XV (Der neue Alexander). Nr. III auch in der Gesamtausgabe von 1865.

XVI Unsere Marine 4₂ lies: ein Kölle,

XVII Die schlesischen Weber (letzter Vers lies: Wir weben, wir weben!

### Tragedien.

Almansor

S. 256₇ (ich zähle nur die Verse und überschlage die szenischen Angaben) Boabdil T 280₁₁ lies: wie ers einst (T 290₇ v. u. lies: pflegte

Ratcliff

318₆ v. u. lies: und wir suchten 319₉ lies: Auf das 319 letzter Vers: Sag Druckfehler in NG; T hat das richtige: Sagt (vgl. zwei Zeilen höher: was wollt Ihr?) 322₁₂ v. u. doch ist zu streichen: weder in T noch in NG. 324₁₀ lies: London; bist 332₆ v. u. lies: wässerige

Atta Troll

356₄ v. u. lies: Schnapphahnski (sowohl in AT als in ZW); auch überall im folgenden. 364₁ Auch noch c. möcht ich schnüffeln ZW. 372₈ lies: Martyrtumes 408 letzte Zeile lies: Madam! 420₁₉ lies: Afrikanischem

Wintermärchen

444₁₈ lies: grabentstiegener 455₁₀ lies: zu Ehr. 462₆ v. u. lies: genung 471₁₈ in den Lesarten ist $D_1$ zu streichen. 485₈ lies: thörigte 486₁₀ v. u. lies: Und streicht

## II. Zu Heines Übersetzungen aus Byron.

In Heines Übersetzung des Gedichtes „An Inez" aus dem ersten Canto des Child Harold weist V. 13 in sämtlichen Ausgaben folgenden Wortlaut auf: „Es ist kein Überdruß, der mich erdrücket". Es ist ein böser Druckfehler, der sich seit der ersten Ausgabe von Strodtmann (1861) fortpflanzt, weder von Elster, noch von Karpeles bemerkt wurde und auch in den jüngsten Ausgaben, die ja durchweg

Elsters Text gedankenlos nachdrucken, wiederkehrt, obwohl der Vers in dieser Fassung ein Unsinn ist. Und Elsters Schüler, Felix Melchior, gibt sich in seiner sonst vortrefflichen Arbeit über Heines Verhältnis zu Byron (Schicks und Waldbergs Forschungen Heft 27, S. 51) Mühe, diesen Unsinn, der den Sinn des Originals in sein Gegenteil verkehrt, psychologisch zu deuten, ohne daß es ihm einfiele, nach dem einzigen zu Heines Lebzeiten erschienenen Drucke („Gedichte" 1822, S. 165) zu greifen. Hier lautet nämlich die Stelle: „Es ist ein Überdruß" — also keine Negation und eine wörtliche Übersetzung des Originaltextes: It is that weariness.

### III. Die ersten Drucke des „Romanzero".

Der „Romanzero" ist um die Mitte Oktober 1851 herausgekommen. Am 27. August 1851 sandte Heine durch seinen Bruder Gustav, der von Paris nach Hamburg reiste, das Manuskript des „Romanzero" an Campe, das sofort in die Druckerei wanderte, so daß Heine bereits am 7. September die zwei ersten Bogen in Korrekturabzug erhielt. Rasch wurde der Satz gefördert. Heine las, so gut er es mit seinen Augen eben konnte, die Korrekturen mit und sorgte dafür, daß seine individuelle Orthographie von der normierenden Hand des Setzers nicht verwischt würde. Das Nachwort sandte der Dichter erst am 30. September ab, am 8. Oktober erledigte er die Korrektur und gab Anweisungen für den Druck und den Titel des Nachwortes, die alle von Campe befolgt wurden. Die ersten Exemplare werden nicht vor Mitte Oktober fertig geworden sein.

Der Erfolg war ein so unerwartet großer, daß Campe — wie schon sieben Jahre vorher bei den „Neuen Gedichten" —, kaum daß das Buch heraus war, sogleich daran ging, es neu drucken zu lassen, obwohl seine Auflagen nie weniger als 5000—6000 Exemplare zählten. Der Neudruck wurde von einer anderen Offizin hergestellt als die Originalausgabe und trug nicht die Bezeichnung einer „zweiten Auflage", ebensowenig wie es bei der unmittelbar sich anschließenden dritten Auflage — mit der Jahreszahl 1852 — der Fall war. Erst die im Januar 1852 erschienene Stereotypausgabe in Taschenformat war auf dem Titelblatt als „Vierte Auflage" bezeichnet.

Diese ersten Ausgaben mögen hier beschrieben werden:

**Wandsbecker Druck (W).**

[Schmutztitelblatt, in die Pagination nicht einbezogen:]
Gedichte von H. Heine. Dritter Band: Romanzero.
[Auf der Rückseite Verlagsanzeigen.]

S. I [Titelblatt:] „Romanzero / von / Heinrich Heine / Hamburg, Hoffmann und Campe 1851".

S. III—VI: „Inhalt".
S. 1—285: Text der Gedichte.
S. 285—296: „Noten".
S. 297—514: „Nachwort zum Romanzero".
S. 515: Ankündigung des Heine-Bildes von Kietz, datiert vom 30. September 1851.
S. 516: Das Impressum: „Voigts Buchdruckerei in Wandsbeck".
Bogennorm: „Heine, Gedichte. III."

**Cassseler Drucke.**

Schmutztitel, Bogennorm, Pagination des Inhalts, des Gedichttextes und der „Noten" wie in W. Dagegen ist hier das „Nachwort zum Romanzero" — ebenso wie die „Noten" — etwas kompresser gesetzt, so daß 22 Zeilen auf die Seite kommen (gegenüber 20 Zeilen in W) und das Nachwort bereits auf S. 313 schließt. Die unpaginierte S. 314 trägt die Firma der ausführenden Offizin: „Druck von L. Hotop in Cassel" und beschließt den Band. Die Ankündigung des Bildes von Kietz ist auf einem sonst vorhandenen Blatte beigegeben.

Diese Organisation ist allen Cassseler Drucken gemeinsam. Von diesen sind zwei neu gesetzt worden:

$C_1$ mit der Jahreszahl 1851,
$C_2$ mit der Jahreszahl 1852.

W, $C_1$ und $C_2$ bilden die drei ersten Auflagen. Welcher von den beiden Drucken jedoch, die die Jahreszahl 1851 tragen — W und $C_1$ —, bildet die eigentliche editio princeps? Welche wurde von Heine korrigiert?

Ich finde überall $C_1$ als die erste Ausgabe angeführt: in Goedekes Grundriß, sowohl in der ersten als in der neuen Auflage, in Friedrich Meyers „Verzeichnis einer Heine-Bibliothek" und in dem mit sorgfältigen bibliographischen Notizen versehenen Katalog der Bibliothek Deneke (1909); auch Elster, der beide Ausgaben benutzt hat, scheint an der Priorität des Cassseler Druckes nicht gezweifelt zu haben. Diese Annahme ist indessen falsch: der Wandsbecker Druck bietet die von Heine korrigierte Ausgabe.

Am 1. Oktober, einen Tag nachdem er den letzten Korrekturbogen zurückgesandt, wünscht Heine nachträglich die vorletzte Strophe der „Disputation" zu ändern. „Schicken Sie doch gleich in die Buchdruckerei und lassen Sie gefälligst . . ." schreibt Heine seinem Verleger. Er denkt dabei natürlich an das nahe Wandsbeck.

Allein abgesehen hiervon bieten die Abweichungen im Texte der beiden Ausgaben die vollständige Sicherheit für die Priorität des Wandsbecker Druckes.

Gleich nach Empfang der ersten Korrekturbogen schärft Heine seinem Verleger folgendes ein: „Ich bitte dem Setzer zu sagen, daß ich das i am Ende der Silbe und des Wortes immer mit einem Ypsilon (y) gedruckt haben will. Das seyn schreibe ich als Fürwort

mit einem bloßen **i**, als Zeitwort mit einem **y**, zum Beispiel: Gott mag bey ihm seyn. Ich verlange überall diese Unterscheidung von i und y, wie auch in meinen Büchern immer zu sehen," (7. September 1851). Wahrscheinlich stießen des Dichters Forderungen beim Setzer auf Schwierigkeiten, die ihm Campe bald darauf meldete. Heine erwidert am 20. September: „Was das Y betrifft, so wünsche ich jedenfalls, daß es in dem Verbum seyn gedruckt werde, um dasselbe von dem gleichlautenden Fürwort zu unterscheiden." Die Folge dieser Konzession seitens des Dichters war, daß der Wandsbecker Setzer fortan nicht mehr auf strenge Durchführung der ursprünglichen Anweisungen sah und „sey" mit „sei", „bey" mit „bei", „May" mit „Mai", „Raserey" mit „Raserei" usw. abwechselte, jedoch das Infinitivum „sein" ausnahmslos mit y druckte. Der Cassseler Setzer jedoch, der von Heines Regeln nichts wußte, normierte überall den ihm als Vorlage in die Hand gegebenen Wandsbecker Text und änderte seyn konsequent in sein. Ich führe folgende Stellen zur Erhärtung an: $123_8$, $173_4$, $179_9$, $180_4$, $190_9$, $229_2$.

Ferner setzt der Cassseler Druck auf S. 292 unter die Quelle zum „Rhampsenit": „Herodots Gedichte" (für „Geschichte", wie der Wandsbecker hat) und ebenda Z. 9: „Thür" für „Thüre", wie der erste Setzer nach der ihm von Heine übersandten Vorlage — Ad. Schölls Übersetzung in der Metzlerschen Sammlung, 1829 ff., S. 267 unten — richtig gesetzt hatte.

Andere Druckfehler oder Schlimmbesserungen des Cassseler Druckes (z. B. Vally en V. 12: „Und der schlechte Mann"; Nächtliche Fahrt V. 1: „Es wogt das Meer"; Der Ungläubige V. 8: „Schultern" für „Schulter"; Jehuda ben Halevy Str. 7, V. 4: „Siebenhundert fünfzig" statt des Heinischen „Sieben hundert funfzig" usw.) übergehe ich: das Beigebrachte genügt, um die Priorität des Wandsbecker Druckes außer jeden Zweifel zu stellen.

Dasselbe dürfte übrigens auch beim „Faust" der Fall sein, von dem gleichfalls zwei Drucke aus dem Jahre 1851 vorliegen.

$C_2$ beruht auf $C_1$: die Änderungen des ersten Cassseler Druckes kehren hier sämtlich wieder. Die Normierung der Orthographie schreitet fort; das y am Schluß schwindet vollständig, selbst in Wörtern wie „Klerisei" und „Litanei", die in $C_1$ noch mit y gedruckt waren. Auch Lautänderungen werden vorgenommen: im „Lazarus" IX z. B. heißt es jetzt im vorletzten Verse: „Möcht ich" für das Heinische „Mögt ich", das noch $C_1$ gewahrt hat.

* * *

Bei $C_1$ ist der Druckerei ein Mißgeschick begegnet, das fortzeugend immer neue Fehler gebar.

Im achten Bogen hatte man auf S. 127 in der Überschrift den Druckfehler gemacht: „Spanische Adriten". Nachdem der Druckfehler bemerkt worden war, wurde ein Kartonblatt beigegeben und unten auf die letzte Textseite (S. 313) die Notiz fett gedruckt: „Hierbei Cartonblatt (Seite 127 und 128)". Ich habe Exemplare gesehen mit ($C_1$ a) und ohne den Vermerk auf S. 313 ($C_1$ b).

Das Mißgeschick wollte nun, daß der Karton selbst neue Druckfehler brachte: S. 127 unten „Saucen" für „Saucen" (so in W, in $C_1$ a und in $C_1$ b) und S. 128 unten „Kneiben" für „Kneipen". Daraufhin wurde der Karton neugedruckt, der den zweiten Druckfehler (der erste ist nicht beachtet worden) korrigierte — bezeichnen wir ihn mit $C_1$ c. Es gibt aber Exemplare — der Katalog Deneke erwähnt ein solches unter Nr. 1147 —, in denen der achte Bogen ganz neu gedruckt worden ist, und zwar nach jenem fehlerhaften Karton: es führt also S. 128 unten den Druckfehler „Kneiben" mit und bietet als besonderes Merkmal auf der gleichen Seite in V. 17 die Schreibart: „Ins Geheim" (ohne das Apostrophzeichen im ersten Worte, das sonst überall vorkommt). Nennen wir dieses Exemplar, das ich selber nicht gesehen habe, $C_1$ d, so haben wir hiermit vier voneinander abweichende Exemplare des ersten Cassseler Druckes.

Für den zweiten Cassseler Druck diente $C_1$ c als Vorlage.

## Nachtrag zu III.

Beim Niederschreiben des Abschnittes über die ersten Drucke des „Romanzero" war ich nicht sicher, ob mir nicht vielleicht ein verborgener Druck entgangen und ob nicht außer den von mir mit $C_1$ und $C_2$ bezeichneten noch weitere Cassseler Drucke vorhanden wären. Inzwischen konnte ich die Taschenausgabe und ein paar andere, mir seinerzeit nicht zugängliche Bände einsehen und trage hier die Ergebnisse meiner Untersuchungen nach.

In der Cassseler Offizin wurden nur $C_1$ und $C_2$ — die zweite und die dritte Auflage — gedruckt; beide sicher noch Ende Oktober oder Anfang November 1851. Die vierte, auch auf dem Titelblatt als solche bezeichnete Auflage mit der Jahreszahl 1852 — Taschen-(Miniatur-)Ausgabe — ist wieder bei Voigt in Wandsbeck hergestellt worden, und zwar nach der ersten Ausgabe, deren Kennzeichen hier wiederkehren: die Tilgung des y schreitet wohl fort, doch wird das Infinitivum „seyn" nicht angetastet. Die Ankündigung des Bildnisses von Kietz am Schlusse des Bandes hat eine andere Fassung als in den vorausgegangenen Drucken und ist datiert: „Hamburg, November 1851". Somit dürfte diese „Vierte Auflage" bereits Ende November oder Anfang Dezember herausgekommen sein, und

so hätten wir denn die Tatsache zu verzeichnen, daß von Heines „Romanzero" in den ersten sechs Wochen vier Auflagen erschienen sind. Heine war also wohl orientiert, als er am 1. März 1852 an Meißner schrieb: „Sie haben Recht, wenn Sie sagten, daß seit Buchhändlergedenken kein Buch bei seinem Erscheinen, und gar eine Gedichtsammlung, ein solches Glück gemacht hat. Zwei Monat nach seinem Erscheinen war schon eine vierte Auflage (gar eine Stereotypausgabe) vergriffen . . ."

Campe hat den „Romanzero" in den folgenden Jahren bis zum Erscheinen der ersten Gesamtausgabe nicht mehr neu setzen, aber er hat sowohl $C_2$ als auch die vierte Auflage stereotypieren lassen und fortan vom „Romanzero" ähnlich wie vom „Buch der Lieder" und den „Neuen Gedichten" eine Oktav- und eine Miniatur-Ausgabe gedruckt; letztere trug auch später noch — ich urteile nach einer Verlagsanzeige vom Jahre 1856 — die Bezeichnung „Vierte Auflage".

(Schluß folgt.)

---

# Über die erste vollständige Ausgabe der Gedichte Heinrich Leutholds.

Von Gottfried Bohnenblust in Zürich.

Als Sulger-Gebing an dieser Stelle vor Jahresfrist über die Inselausgabe der Gedichte Leutholds sprach, forderte er zum Schlusse eine wirklich kritische Ausgabe, die den ganzen Nachlaß samt der Fülle der Lesarten vorlege, damit auf Grund einer solchen schließlich eine zuverlässige Auswahl hergestellt werden könne. Unterdessen war ich mit dieser Aufgabe, die ich als Eine faßte, schon längere Zeit beschäftigt, da Leutholds erster Verleger und die Züricher Stadtbibliothek als Besitzerin des Nachlasses mir ihre Lösung übertragen hatten.

Hier soll eine knappe Darstellung der Grundsätze gegeben werden, nach denen die drei Bände sind gearbeitet worden.

## I.

Die Pflicht eines Herausgebers ist im allgemeinen einfach die, das Werk so zu gewinnen und herzustellen, wie es der Schöpfer gewollt und vollendet hat. Wo die Überlieferung es ungenau oder unverständlich auf uns gebracht, hat er den Spuren der echten Form nachzugehen, bis er den maßgebenden Künstlerwillen erkannt hat.

Läge die Sache bei Leuthold so, dann wäre eine zuverlässige Ausgabe seiner Gedichte nicht immer noch eine Forderung, da er

selbst doch neben viel Mißschätzung schon einen würdigen Platz und manchen Freund gefunden. Aber es handelt sich um einen ganz vereinzelten Fall, der auch nach keiner Analogie zu behandeln war. Denn nicht nur hat der Dichter keine Sammlung seiner Werke besorgt, sondern die Hälfte seiner Sachen hat er nie fertig gemacht, vielmehr mit vielen Lesarten stehen lassen, und anderes ließ er sich von Geibel verbessern, damit er es dessen würdig befinde, im Münchner Dichterbuch und in den Fünf Büchern Französischer Lyrik unter seiner verantwortlichen Leitung herausgegeben zu werden. Als man den Dichter krank in die Heimat gebracht, ließ der schon dem Tode nahe Regierungsrat Sieber, der einst sein Lehrer gewesen, die Handschriften aus München nach Zürich kommen. Reinhold Rüegg sollte die Sammlung besorgen, verzweifelte aber an dem trostlosen Zustand des Nachlasses, und der junge Germanist Bächtold, der den Dichter als Student in München kennen gelernt, übernahm den mühevollen Versuch, von Gottfried Keller unterstützt. Er hielt sich an die von Leuthold zugegebenen und so nachgedruckten Geibelschen Fassungen und glaubte sich auch berechtigt, durch Streichungen und — allerdings seltene — Änderungen dem Geschmacke des Dichters nachzuhelfen. Daß er eine Auswahl bot, war zunächst das einzig Mögliche, und im allgemeinen hat er entschieden, von Keller beraten, gut gewählt; übrigens war die etwas knappe Zahl in der zweiten Auflage um 18, in der dritten und vierten um 13 Stücke, in der fünften um den vollständigen Text des Hannibal vermehrt.

An diese Form hatte man sich allgemein gewöhnt, als Dr. Arthur Schurig im Inselverlag vor zwei Jahren eine neue Ausgabe ankündigte, die auf den Urtext zurückzugehen und das Unterdrückte mitzuteilen versprach. Die Anregung, dieser Pflicht endlich nachzukommen, bleibt seinem Versuch als wahres Verdienst. Daß er trotzdem eine Enttäuschung war, lag an der überhasteten, fehler- und lückenhaften Arbeit. Über die Mängel des Buches will ich frühere Ausführungen nicht wiederholen; in diesem Zusammenhang ist einfach festzustellen, daß eine Leuthold-Ausgabe, in der — von Einzelnem abgesehen — alle Übertragungen, die meisten Ghaselen, Distichen und Sprüche fehlten, das Übrige aber in unfertiger Ordnung und nicht ohne Willkür, wenn auch mit Geschmack vorgebracht wurde, keinen abschließenden Wert haben konnte. Was sich daher der Dichter einst vorgenommen, aber nie getan, die Gedichte ins Reine zu schreiben, zu sichten und ein Buch aus den vielen Heften und Zetteln zu machen, blieb immer noch eine Forderung. Das Material, also die Handschriften, mit Ausnahme einer nur von A. W. Ernst mitgeteilten Elegie und einiger Gelegenheitsverse, besitzt nach Bächtolds letztem Willen die Züricher Stadtbibliothek. Und als der Hubersche Verlag, der es zuerst mit dem fast Unbekannten gewagt, während Cotta und Göschen das Buch abgelehnt

hatten, mich ersuchten, die vollständige textgetreue Ausgabe zu besorgen, konnte ich mich der Ehrenpflicht nicht entziehen. Ihr Reiz lag in der Schwierigkeit; denn aus den zahllosen Lesarten die schönste und entscheidende zu finden — also das Gedicht aus einem Entwurf zu einem Ganzen abzuschließen, ist Sache des Dichters; eine Ausgabe aber nach den Anforderungen vollständiger und geordneter Mitteilung herzustellen, ist die des Philologen. Von dieser Schwierigkeit aus ist auch diese erste ganze und echte Ausgabe zu werten. Was der Dichter hätte tun müssen, kann kein Gelehrter an seiner Stelle mit zwingender Eindeutigkeit tun. Er muß wählen, was ihm das Beste scheint. Allerdings kann er durch eigene Übung, jahrelange Einfühlung und wiederholte Überlegung zu einer gewissen Sicherheit gelangen. Aber dieser Teil der Aufgabe war subjektivem Ermessen nicht nur zugänglich, sondern ohne solches gar nicht zu lösen. Ein Gedicht von zwölf Zeilen mit zwanzig verschiedenen Lesarten würde niemand sonderlich erbauen. Die „erste" wählen, hieße alle Besserungen ausschließen; die „letzte" ist oft nicht als solche kenntlich, und zudem bedeuten die späteren Wendungen nicht selten eine Abblassung des ersten Einfalles.

Die andere Seite der Arbeit, die philologische, war nicht viel einfacher. Druckte man einfach das Ganze ab, so entstand eine Wildnis, wo vorher ein beschränkter und gestutzter, aber immerhin ein Garten gestanden hatte. Eine Ausgabe, die, um wissenschaftlich zu sein, den guten Ruf des Dichters mordete, schien aber nicht wünschenswert. Es lag dazu auch keine wissenschaftliche Verpflichtung vor, da der Dichter selber eine Sichtung bei der Herausgabe vorausgesetzt, da er ferner eine solche bereits ausgeführt hat, indem von der ersten Sammlung wenig mehr in der zweiten steht. Lehrreich ist auch der Parallelfall Kellers. Wie streng verfuhr er am Ende mit seinen ersten Sammlungen.

Wollte man, wie es andere empfahlen, einfach die Bächtoldsche Auswahl noch etwas stärker vermehren, so blieb das Ganze auf dem Boden der Willkür, und die Stimmen derer, die in der Unterdrückung des übrigen Nachlasses nur bösen Willen sehen wollten, wären nie verstummt. Außerdem war inzwischen durch Rita Schultheß, Ernst, M. Plüß, Schurig u. a. viel Neues mitgeteilt worden, das in der Sammlung nicht mehr fehlen durfte. Ich habe die Lösung gewählt, angesichts der künstlerischen Ungleichheit des Materials die eigentliche Ausgabe, den ersten Band, als Auswahl bestehen zu lassen und diese nur durch sorgfältig gewählte Stücke zu mehren, im zweiten die Nachdichtungen vollständig mitzuteilen, das übrige aber als Anhang beizugeben. Man braucht diesen also weder zu vermissen, noch sich dadurch stören zu lassen.

Diese Scheidung betrifft aus der Zeit der Reife alle Gedichte und aus der Jugend alles das, was in des Dichters beiden Rein-

schriftbänden steht. Den zweiten, der auch eine Auswahl aus dem ersten enthält und ihn als Ganzes dadurch unverbindlich macht, unverändert wiederzugeben, schien zwar erst Pflicht, erwies sich aber doch als unmöglich. Nicht nur stehen einzelne Lieder mehrmals darin, zeigen also, daß auch das Fertige hier nicht fertig ist, sondern einiges hätte durch Sprachfehler und Unreife den Eindruck schwer geschädigt. Wer in einem bedeutenden lyrischen Bande folgende Verse lesen müßte:

„Ich kennt sie, die alte Weise,
Vom bleichen Fischerknab."

oder

„So übertaut wie Geisterkuß
Die Seel' mir ihrer Rede Fluß,
Daß ich mich frag' in heilger Scheu,
Ob sie vielleicht ein Engel sei.
Dann denk' ich ängstlich forschend nach,
Was ich je Böses that und sprach,
Und nehm mir vor, in Zukunft rein
Um würdig ihrer Huld zu sein."

der würde selbst an dem Guten zu zweifeln anfangen, besonders wenn auch dieses stark bestritten ist. Also war auch hier die Trennung in Auswahl und Anhang notwendig. Das Bekannte habe ich, wenn irgend möglich, im ersten Bande stehen lassen, auch anderes, was mir wirksam schien, beigefügt; den Rest bringt der Anhang. Außerdem ist aber auch von den Skizzen und Entwürfen, die Leuthold weder ins Reine schrieb noch jenen Sammlungen einverleibte, alles irgendwie Wertvolle daselbst mitgeteilt. Lächerliche Knabenverse und inhaltlose Fragmente wird niemand vermissen.

Sonderlich bei den Sonetten, Oden und Zeitgedichten war die Auswahl schwer zu bestimmen; bei jenen beiden steht der Widerwille gegen Gedankenlyrik, bei den Zeitgedichten der berechtigtere gegen Gelegenheitsdichtung im Wege. Ich habe aber nicht vergessen mögen, daß Leuthold sich für das gnomische Sonett auf Dante, Petrarca, Shakespeare, Platen, Keller, Goethe, für die Ode auf Pindar, Horaz, Klopstock, Hölderlin berufen kann, auch wenn er damit außerhalb des Zeitgeschmackes steht; und was die politische Dichtung der reiferen Zeit angeht, so bleibt Gottfried Kellers Urteil zu beherzigen: „Das subjektive Pathos eines politischen oder religiösen Streitgedichtes ist, wenn das übrige Zeug daran nicht fehlt, gerade so poetisch, wie die objektivste historische Ballade und vielleicht oft noch wertvoller wegen der größeren Unmittelbarkeit."

## II.

Oben wurde festgestellt, daß von den Liedern der spätern Zeit und von den Oden, Romanzen, Distichen, Sprüchen, klassischen Übersetzungen,

sowie vom Hannibal keine Reinschrift besteht, daß vielmehr der Text aus dem Gewirr zahlloser Varianten erst mußte gewonnen werden. Um aber nicht willkürlich zu entscheiden und die anderen Möglichkeiten nicht einfach fallen zu lassen, habe ich sie sämtlich im kritischen Apparat mitgeteilt. Natürlich ist die kürzeste Form der Mitteilung gesucht worden. Die Zeilenzahlen, die das ermöglichten, im Texte anzubringen, konnten wir uns aus ästhetischen Gründen nicht entschließen, und der geringe Umfang der zudem meist strophischen Gedichte läßt das Abzählen von bloßem Auge als fast selbstverständlich erscheinen.

Viel schwieriger gestaltete sich die Frage, wie sich der Text zu den während Leutholds Leben gedruckten Fassungen zu verhalten habe. Adolf Frey hat geradezu gefordert, daß die Geibelschen Reduktionen und namentlich auch die Kürzungen, die nach Freys Überzeugung Keller Bächtold vorgeschlagen hat, beibehalten werden müßten, erstere, da Leuthold sich fügte und die Sachen auch nachher (zum Teil!) wieder so drucken ließ, letztere, weil an unvollendeten Fassungen vollzogen. Und Ermatinger betrachtet ebenfalls die Drucke der von Leuthold an Honegger gesandten Sachen als bindend.

Warum wir uns diesen gewichtigen Räten nicht haben anschließen können, muß genau begründet werden. Adolf Frey gibt selber zu, daß Geibel gelegentlich nicht nur änderte, sondern bis zur Unwahrheit verschob. Wenn der dem älteren Gönner Anhängliche und Verpflichtete sich das gefallen ließ, so mögen wir das begreiflich finden oder nicht — jedenfalls haben wir diese Rücksicht nicht zu nehmen, wenn doch die Handschriften vorliegen und wir die Möglichkeit haben, bei Geibel Geibel und bei Leuthold Leuthold zu lesen. Mag das Streben des Schweizers nach vollendet klarer Form zu beurteilen sein, wie es jeder für sich tun muß: er war doch realistischer, leidenschaftlicher, rauher, als Geibel, und wir wollen ihn lesen, wie er schrieb. Zudem muß doch die Meldung Fenners zu denken geben, der irre Dichter habe über das fertige Buch zuerst gewettert, nicht nur weil der Cottasche Löwe auf dem Titel fehlte, sondern weil er über Untreue gegen sein Werk klagte. Die Geibelschen Fassungen sind übrigens im Anhang mitgeteilt. Auch zu den weitgehenden Kürzungen konnte ich mich nicht verstehen. Das Gefühl spricht deutlich, wenn in den Handschriften von fremder Hand das „Weg!" am Rande erscheint[1]). Auch Kellers Kunst ehren wir an ihrem Orte; und gesetzt auch, Bächtolds Athetesen gingen sicher alle auf ihn zurück, doch müßten wir den Handschriften vor fremdem Kunstwillen den Vorzug geben. Folgerichtig müßte man dann übrigens

[1]) Ich habe diese kategorische Bemerkung zunächst auch für eine Notiz Leutholds gehalten und Sulger Gebing ist mir hierin gefolgt (Euphorion XVIII 548 ff.). Eine genaue Untersuchung der verschiedenen Züge in den Randglossen hat aber keinen Zweifel übrig gelassen, daß es sich hier um Bächtold handelt.

das Ave Maria, das Leuthold selber 1866 ganz hat drucken lassen, wieder auf die Hälfte reduzieren, wie das in den ersten Auflagen der Gedichte geschah, auf die Keller noch Einfluß haben konnte; Bächtold ist aber davon später selber abgegangen und hat das Ganze gedruckt, wie er ja auch in der Penthesilea und im Hannibal ruckweise nachgab.

Schwerer ist Ermatingers Einwurf zu entkräften; denn in abstracto ist er unbestreitbar. Zweifelhaft macht erst der Augenschein im Einzelfalle. Allerdings hat Leuthold selber an den Zürcher Professor Honegger die Gedichte und Übersetzungen gesandt, die dieser im IV. Band der Schweizerischen Nationalliteratur und im Schweizerhaus, einem Taschenbuch für das Jahr 1877, mit einer biographischen und werbenden Abhandlung veröffentlichte. Was den Nachdruck aus dem Münchner Dichterbuch und den fünf Büchern französischer Lyrik angeht, so ist davon oben gehandelt: für Leuthold bestand so wenig wie früher die Unabhängigkeit, sich gegen Geibels Verbesserungen zu schützen. (Noch 1875 spricht er in höchster Verehrung von ihm; am 26. Juni 1872 entwarf er eine sapphische Ode an ihn mit der Bitte, seine „weltunkundige Heidin" Penthesilea in die „christlichgute Gesellschaft" empfehlend einzuführen); zudem sandte er die Bücher einfach zum Abdruck. Anders liegt es bei den handschriftlichen Sachen: je einem Gesang aus Hannibal und Penthesilea, 9 Gedichten, einer Übersetzung aus dem Italienischen, 7 Distichen und 11 Sprüchen für das Sammelwerk und 9 Gedichten für das Taschenbuch. Hier wäre zunächst wirklich bedingungslose Anerkennung am Platze.

Sieht man aber näher zu, so fällt erstens die fehlerhafte Fassung des Druckes auf.

Schon im III., noch von R. Weber besorgten Bande (1866) hatte es im „Ave Maria" geheißen: „Die Liebe sei mein Eigentum (statt „Evangelium"!).

„Gesegnet bist du, Priesterhand des Schönen

wird nun bei Honegger der Kunst zugerufen (statt Priesterstand)".

„Am Meere" beginnt:

„Der Hauch, der die schäumende
Meerflut bewegt,
O wie er das träumende
Herz mir bewegt. . . !"

Der identische Reim ist natürlich bei Leuthold unmöglich. Ähnliches findet sich auch in den Gedichten, die Honegger im Schweizerhaus herausgab. Doch das könnten Nachlässigkeiten und Mißverständnisse sein. In der Ode „Den Kindern des Glücks" heißt aber die erste Strophe:

„Euch wog, ihr Sonntagskinder, die Gunst des Glücks
Mit Titeln, Gold und Orden die Lieder auf,
Und sorgenlos, in voller, schöner Muße
Könnt ihr wie Priester den Musen dienen."

Wie kommt Leuthold, in der vollkommenen Nachbildung antiker Odenform von wenigen erreicht, dazu, die dritte Zeile durch unnötige Adjektive zu lang werden zu lassen? Die Handschrift zeigt es: „voller" und „schöner" sind Varianten, die sich offenbar sogar in Honeggers Druckexemplar fanden. Der gute, aber nicht sonderlich kundige Mann druckte einfach beides ab.

Zu dieser Unzuverlässigkeit kommt aber ein Weiteres. Der Begleitbrief an Honegger, dessen sorgfältig korrigierter Entwurf beim Nachlaß liegt, hat sich erhalten und befindet sich im Besitz des Herrn Professor Hunziker in Winterthur. Daraus ergibt sich zweifellos, daß Adolf Freys Annahme, Leuthold sei damals noch gesund und für seine Entschließungen verantwortlich gewesen, hinfällig ist. Frühere und neueste biographische Mitteilungen gehen parallel mit den Klagen Leutholds über seinen erbärmlichen Zustand, in dem er die Sachen nur flüchtig aus dem Gedächtnis niedergeschrieben habe. Immerhin ist das eine Fassung des Dichters. Steht ihr aber die vollständige Handschrift mit der datierten Eintragung entgegen, so kann wohl nicht unklar bleiben, daß wir uns an diese zu halten haben und die dort angegebene gelungenste Lesart wählen müssen; das Verzeichnis der übrigen gibt zudem jedem die Möglichkeit der Vergleichung, und von großer Bedeutung ist keine dieser Abweichungen. Doch ließ sich z. B. der Anfang der zweiten asklepiadischen Ode nach einer anderen Lesart knapper und geschlossener geben.

## III.

Ein letztes Problem bilden die Übersetzungen. Aus der ersten Zeit stammen die französischen, englischen, italienischen, ungarischen Stücke und einige „altdeutsche" Versuche. Für eine 1859 geplante, Geibel und Heyse zugedachte Sammlung sind sie abgeschlossen worden, wodurch die Grundlage für unsern Text gegeben ist. Gewaltsame Änderungen haben hier wie bei Leutholds eigenen Gedichten zu verschwinden. Geibels Varianten stehen im Apparat; Leuthold ist ihnen 1868 in der Cornelia selber nicht mehr gefolgt. Für uns gibt sein Druck die Grundlage, bei Handschriftlichem die Reinschrift; fehlt eine solche, Abschrift oder Entwurf. Aus dem Mittelhochdeutschen finden sich in den Skizzenheften einige Proben, von denen eine innerlich unfertige Übertragung von Walthers „Unter den Linden" und eine Umschrift des Volksliedes „Es ist ein Schnee gefallen" heute kein allgemeines Interesse haben können. Hadloub hatte Leuthold früh be-

achtet, aber von seinen Liedern nur vereinzelte Strophen übertragen. Zwei derselben, die den Eindruck eines Ganzen machen, nahm Bächtold auf, und so sind sie beibehalten.

Anders liegen die Dinge bei den Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, die aus der zweiten Periode, aus den Jahren 1868 bis 1871 stammen. Hier sind die Lesarten so zahlreich, daß oft einer Seite Text eine ganze Seite abweichender Formulierungen für genau denselben Inhalt entspricht. Unser Text ist durch sorgfältige Erwägung an Hand des Orginals hergestellt. Die anderen Wendungen alle mitzuteilen, konnte hier als überflüssig gelten. Wo der Text selber seit Jahrhunderten bekannt ist und im wesentlichen feststeht, kann eine Übertragung nur fertig, nicht im Entwicklungszustand hervortreten; und durch das gegebene Original sind tiefgreifende Unterschiede der Bedeutung ohnehin ausgeschlossen.

Leuthold selber schrieb einst an Geibel, was wir dem Leser der Übersetzungen sagen: „Die vielen abweichenden Lesarten in diesem Sinne will ich dir ersparen."

Die Übertragungen machen nun, gesammelt und mit den bisher fehlenden französischen vereinigt, einen besondern Band aus.

## IV.

Endlich ist von der Anordnung des so gewonnenen Textes zu reden. Bächtold hat sogar dafür Vorwürfe geerntet, daß er in das Chaos einige Ordnung brachte und den „Vermischten Gedichten" „Lieder von der Riviera", „Trinklieder", „Zeitgedichte" später vorübergehend mit den Vermischten vereinigt), „Vaterländische Gedichte", Romanzen, Ghaselen, Sonette und Gedichte „In antiker Form" folgen ließ, woran sich Sprüche und Epigramme, Episches und später die Übersetzungen schlossen. Schurig wollte die chronologische Ordnung an Stelle der inhaltlichen setzen, hat das aber nicht durchgeführt; nicht nur sind die Lieder der früheren und späteren Zeiten nicht reinlich geschieden; die Ghaselen sind zerstreut, die Sonette, Oden und Elegien aber vereint geblieben, wenn auch wieder nicht völlig.

Für uns kam es zunächst auf Leutholds Absicht an. Er wollte nach eigener Aussage die Sachen „sichten und ordnen", und die Reinschrift der ersten und die Entwürfe der zweiten Zeit sind stofflich gruppiert, bis ins Minutiöse hinein. Dieser Grundsatz ist also beizubehalten; aber auch hier muß die Absicht erst durchgeführt werden.

Ich habe also die Ordnung nach innerer Zusammengehörigkeit, nicht nach der zeitlichen Folge zugrunde gelegt. Es folgen sich Lieder, Zeitgedichte und Episteln, Gedichte in erzählendem Tone („Studien

und Romanzen", „Balladen"), Sonette, Ghaselen, Oden, Elegien, Sprüche, Episches, Übertragungen.

Innerhalb dieser Ordnung war erstens die Gruppierung in Zyklen soweit als möglich beizuhalten und durchzuführen: die Lieder enthalten Seelieder, Liebeslieder, Waldlieder, Wanderlieder, Lieder von der Riviera, Auf Gräbern und vier einzelne; wozu aus der späten Zeit der Lieder an der Riviera zweiter Kreis, die Trinklieder und viele einzelne treten. Auch die vom Dichter gewollte Gruppierung der Sonette ist beibehalten, ebenso die der Oden nach formalen Rücksichten (er schrieb die alkäischen, sapphischen, asklepiadischen Oden in verschiedene Hefte).

Trotzdem ist Schurigs Anregung nicht unbrauchbar. Innerhalb der durch Leuthold gegebenen Ordnung können die Lieder und Ghaselen der ersten und der späten Zeit sehr wohl getrennt werden; das fehlte bei Bächtold und störte den Eindruck bisweilen. Die Sonette gehören alle der ersten, die Oden, Elegien, Sprüche und das Epische ganz der zweiten Schaffenszeit an, die so weit von der ersten abliegt und sich von ihr wesentlich unterscheidet. Also werden diese Gruppen in sich chronologisch geordnet, und es ergibt sich folgende Übersicht:

**I. Band: Gedichte.**

Lieder der frühen Zeit (48—57).
- Vaterländische Gedichte (wozu später einzig „Die alten Schweizer" treten).
- Liebeslieder.
- Seelieder.
- Waldlieder.
- Wanderlieder.
- Der Lieder von der Riviera Erster Kreis.
- Auf Gräbern.

—

- Vier Einzelne.

Lieder der späteren Zeit (68—72).
- Der Lieder von der Riviera Zweiter Kreis.
- Trinklieder.

—

- Übrige Lieder.

---

Zeitgedichte und Episteln.
In erzählendem Tone.
- Sonette.

Ghaselen.
- Der Ghaselen Erster Kreis (49—55).
- Der Ghaselen Zweiter Kreis (69—72).

Oden: Asklepiadeische Strophen.
- Alkäische Oden.
- Sapphische Oden.

Elegien.

Sprüche: Ritornelle.
Distichen.
Sprüche.
Epische: Penthesilea.
Die Schlacht bei Sempach („Winkelried").
Hannibal.

**II. Band: Übertragungen.**

Übertragungen (nach den Sprachen des Originals geordnet).

**III. Band: Anhang. Lesarten.**

Einzelne Gedichte wie das Ligurische Volkslied, Das Mädchen von Debreczin stehen in den Handschriften sowohl unter den eigenen wie den übertragenen Sachen. Es schien mir richtig, sie unter die eigenen zu setzen, wo der Dichter die neue Form als so frei betrachtete, daß sie nicht mehr als Übersetzung zu gelten habe. In gewissem Sinne trifft das freilich auch auf andere zu, und es ist wenig einsichtig, die Eigenheit dieser Nachdichtungen dem Meister der Übertragung zum Vorwurf zu machen.

Die Datierung der einzelnen Gedichte ergibt sich für die zweite Periode aus des Dichters Skizzenheften, woraus Bächtold die Daten schöpfte, die er unter die Gedichte zu setzen pflegte. Ich habe sie natürlich in das Register verwiesen, bin ihnen aber auch sonst nachgegangen, wo die Reinschrift undatiert ist. Aus Bleistiftskizzen ließ sich denn auch wirklich vieles datieren, gelegentlich auch indirekt durch briefliche Erwähnung, so bei den Gyasela, deren „30" schon im Jahre 1851 genannt werden, also viel früher als man bisher annahm.

Endlich habe ich, soweit sie mir irgend erreichbar war, die erste Druckstelle der Gedichte angegeben: ob Reinhards Kalender, Das Münchner Dichterbuch, Die Fünf Bücher, Weber-Honeggers Nationalliteratur und das Schweizerhaus, Die Freya, Die Cornelia, Die Deutsche Dichtung, Das Deutsche Dichterheim, Tageszeitungen, die verschiedenen Auflagen der Gedichte, die beiden Werke Ernsts, Nord und Süd oder Schurigs Inselausgabe darauf Anspruch haben, oder ob wir gänzlich Unbekanntes bringen. Unter diesem sind nicht wenige Sachen vortrefflich; was wir sonst um der Vollständigkeit willen mitteilen, steht im Anhang.

Eine letzte Schwierigkeit betraf schließlich die Überschriften, die im Nachlaß ohne jede Regel gesetzt sind oder fehlen. Einer pedantischen Bindung an diesen Zufall widerstreitet nicht nur die bisherige Praxis aller Herausgeber (außer Honegger), sondern vornehmlich der Schaden eines solchen Verfahrens für die Übersicht und den äußeren Eindruck des Buches. Da zudem Leuthold offenbar vorhatte, bei einer endgiltigen Ordnung auch hier einheitlich zu verfahren, habe ich, wo es dringend nötig schien, die Überschrift ergänzt, dies aber im Inhaltsver-

zeichnis angegeben; wo die zyklische Gruppierung es überflüssig scheinen ließ, habe ich es aber unterlassen[1]). Den Text hingegen zu bessern, wie es Schurig und Bächtold gelegentlich taten (jener mit mehr Geschick), habe ich immer abgelehnt, auch wo der Dichter selber vielleicht geändert hätte.

So sucht denn diese Ausgabe die notwendige Auswahl mit der erwünschten Vollständigkeit, die Pietät mit den Anforderunnge eines geschlossenen Werkes zu verbinden. Der ehrliche Wille hat uns geführt, dem toten Dichter zu geben, was er im Leben nie gesehen und was ihm seither nur halb geworden — seine Lieder in seinem Ton. Und das soll uns genügen.

---

# Aus dem „Maikäfer".

## Mitteilungen von M. Pahncke in Neuhaldensleben.

Es ist aus dem poetischen Verein „Der Maikäfer"[2]), der unter Gottfried und Johanna Kinkels (geb. Mockel, verw. Mathieux) Protektorat und reger Mitwirkung von 1840—1847 in Bonn a. Rh. und Umgegend in der Stille sein Wesen getrieben hat, zwar kein „Stern der

---

[1]) Mit neuen Titeln bin ich möglichst sparsam gewesen; auch war es angezeigt, die vielen Zitate Bächtolds („Des Meeres und der Liebe Wellen" usf.) zu entfernen, die dem Gelehrten besser stehen, als dem Poeten.

[2]) Als die wichtigsten Werke zur Geschichte des „Maikäfer" (das Neuste und bisher Beste über die beiden Kinkel ist die Skizze von Mauser in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 55, 515–528) hebe ich die folgenden heraus: 1. Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Biographisches Skizzenbuch von A. Strodtmann. 2 Bde. Hamburg. Hoffmann und Campe 1850/51, ein auf außerordentlich reichhaltiger, von Johanna Kinkel selbst gelieferter Materialsammlung beruhendes novellistisch frei ausgestaltetes revolutionäres Tendenzwerk und zugleich ein Panegyricus hervorragender Art, trotz allem die Grundlage der Kinkelforschung. 2. Ganz selbständig neben Strodtmann die Aufzeichnungen W. Beyschlags, vor allem in seinen bei Strien in Halle erschienenen Werken: Aus dem Leben eines Frühvollendeten . . . 7. Aufl. 1895; Erinnerungen an Albrecht Wolters 1880; Aus meinem Leben . . . Bd. 1. 1896. 3. Die kleinen Schriften von Joesten: Litterarisches Leben am Rhein, Leipzig Grunow 1899 und Gottfried Kinkel . . . Kölner Verlagsanstalt 1904. Diese Schriften (in der letzten S. 19—21 — ungeordnet und nicht zuverlässig — die Kinkelliteratur) enthalten hie und da neues Material, da dem Autor der Kinkelsche Nachlaß teilweise zugänglich gewesen zu sein scheint, und sind der Literatur fleißig nachgegangen. Im übrigen aber macht sich in ihnen ein kritikloser, dilettantischer Lokalpatriotismus mit seltener darstellerischer Ungeschicklichkeit und Formlosigkeit breit. Joesten verzeichnet das Bild des „Maikäfer" völlig, wenn er die poetischen Freunde der Kinkel, die Lersch, Freiligrath, Matzerath, Braunfels, Pfarrius, W. Müller von Königswinter u. a., die außer dem „Ehrenmitglied" W. Müller mit dem „Maikäfer" nichts zu tun haben, in dessen Geschichte verwebt und dort in den Vordergrund schiebt, die wirklichen „Maikäfer" dagegen stark zurückdrängt. — Viel weiteres Material in

deutschen Literaturgeschichte"[1]) hervorgegangen, das Leben und Treiben dieses „Bundes" ist aber dennoch von Bedeutung.

Das Zeitbild aus den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, die Geschichte der in Jugendlust verschwärmten Tage einer akademischen Jugend, der die holde Poesie am Herzen lag: dies Stück Vergangenheit hat nicht nur einen eigenen persönlichen Reiz, das Leben und Treiben dieses „Maikäfer" ist auch das Milieu, aus dem neben anderen rheinischen Poeten die beiden Kinkel herausgewachsen sind.

Bettina von Arnim, die originelle Freundin der „Maikäfer", sagt auf einem mir vorliegenden Zettel von diesen ihren weltoffenen lebensfreudigen jungen Freunden: „Ich hab schon viele große Werke gesehen von zähem Inhalt in schweinsledernem Einband; ich habe Gelehrte brummen hören und ich habe immer gedacht, eine einzige Blume müße all dies beschämen und ein einziger Maikäfer müsse durch einen Schneller, den er einem Philosophen an die Nase giebt, sein ganzes System umpurzeln."

Ein kritisch gereinigtes Verzeichnis der „Maikäfer" mit dem Datum ihrer Aktivität in dem Vereine ist noch nicht vorhanden. Die Literatur ist in dem Punkte voll von Fehlern und Ungenauigkeiten. Keiner von diesen „Maikäfern" war ein Dichter von Gottes Gnaden. Die bedeutsamste originellste und vielseitigste künstlerische Persönlichkeit des Kreises war meines Erachtens Johanna Kinkel[2]). Neben ihr wäre Jakob Burckhardts teilweise anders gerichteter und später entwickelter künstlerischer Genialität zu gedenken. Die meisten dieser „Maikäfer" waren Poeten vom Schlage Geibels, nur daß Geibel sie alle überragt, auch den fruchtbarsten und „glücklichsten" von ihnen, ihren Herrn und Meister Gottfried Kinkel. Nur wenige von ihnen haben als Dichter etwas geschaffen, das ihr Jahrhundert überdauert hat. Aber fast alle Glieder dieses Bundes waren geistig lebendige,

---

den Briefen von den Kinkels und an sie. Ich bemerke hier, daß eine Reihe von Versehen und Druckfehlern in den von mir in den Rheinlanden 1908 Jan. — März mitgeteilten Briefstücken (lies z. B. S. **27** Johanna Mathieux, bangen schweren Zeit; S. **28** Marcus, **impostoribus**; S. 52 Hohle statt Höhle, Timur Lenk; S. 55 Johanna; S. **77** Mibes statt Mitas) der Redaktion zur Last fällt die mir keine Korrekturen zugehen ließ. — Der Maikäfer „verdiente eine genaue Geschichte" (Maußer a. a. O. S. 526).

[1]) Joesten, G. Kinkel ꝛc. S. 36.

[2]) Das Lebensbild Johannas von J. F. Schulte, Münster, Schöningh 1908 (vgl. Euphorion 9. Ergänzungsheft S. 301) ist keine Würdigung der Künstlerin, sondern im wesentlichen nur eine Darstellung der Lebensschicksale dieser Frau, mosaikartig zusammengesetzt auf Grund eines fleißig gesammelten Materials, indes ganz kritiklos gearbeitet, wie ich es an der Geschichte des 4. September 1840 z. B. erweisen könnte. Quelle Schultes für letztere Darstellung ist übrigens das — hier ganz unzuverlässige — Lebensbild Leop. Kaufmanns durch Fr. Kaufmann, Köln, Bachem 1903.

künſtleriſch empfängliche Naturen mit feiner poetiſcher Begabung, träumten den Dichtertraum der Jugend und haben als poetiſche Dilettanten in des Wortes beſtem Sinne manches friſche, manches ſchöne Lied geſungen. Der Anthologe würde den Erzeugniſſen des „Maikäfer" und der „Maikäfer" manches wertvolle Stück entnehmen können.

Von dem Leben dieſes „Maikäfer" gibt eine Reihe von Aktenſtücken Kunde, die ich im Nachlaſſe Willibald Beyſchlags gefunden habe. Es ſind poetiſche Briefe, Maikäfer-Briefe, abgekürzt M. K. Briefe, oder — entſprechend der Abkürzung Mau für Maikäfer — Maubriefe, von den Bonner Maikäfern [Kinkel = Urmaikäfer alias Urmau, davon die Form Urmavinus unten; Johanna Mathieux = regina, directrix, papissa; Eſchenburg, genauer H. Behn-Eſchenburg aus Stralſund; Andreas Simons = Andreas Simſon; A. Schöler aus Winningen a. d. M. = Timur; W. Seibt aus Frankfurt a. M.] von Schloß Poppelsdorf bei Bonn, Kinkels Wohnſitz aus, im Winter 1842/43 an die nach Berlin übergeſiedelten Maikäfer [Willibald Beyſchlag aus Frankfurt a. M. = Balder; A. Wolters und J. Burckhardt] geſchrieben. Das Gelungenſte und Bezeichnendſte aus dieſen Briefen, das vorwiegend der Charakteriſtik der beiden Kinkel dient, möge in gedrängter Auswahl folgen[1]).

1.

Eſchenburg beginnt einen erſten „romantiſchen" Maikäferbrief mit einer Anödung Balders in Stanzen. Er ſieht ihn im Geiſte

[1]) Auch andere auswärtige Maikäfer haben ſolche „Maubriefe" erhalten. So ſchreibt z. B. C. Freſenius in einem Briefe an W. Beyſchlag vom 7. Auguſt 1842 folgendes: „Wißt Ihr auch, daß Ihr im letzten Maubrief an mich die köſtlichſten Verſe habt, die ich noch geſehn habe. In Deinen Schlußvers:

Aber ich, von meinem Fenſter
Sende ich den Blick hinaus,
Wahrlich, keine Nachtgeſpenſter
Wohnen drüben in dem Haus:
Hübſche Mädchen mir gegenüber,
Die am Fenſter fleißig ſtehn,
Blick hinüber und herüber
Traun! das iſt Plaiſir, Freſen!

in dieſen bin ich ganz verliebt" ... Freſenius wird übrigens in einem der mir vorliegenden M. K. Briefe von Johanna ſo charakteriſiert:

Freſen war hier im runden Hute
Mit ziemlich abgekürztem Haar.
Ein wenig ernſthaft war der Gute,
Doch treu und ehrlich ganz und gar.
Noch ſteckt er in der Hegelei,
Daß die Vernunft beim Kuckuk ſei.

durch die Straßen seiner Vaterstadt Frankfurt einherstolzieren, einen echten Sohn der trotzigen freien Reichsstadt

> Wie warf er dann das Haupt mit dem Barette,
> Und hob die Nase in die Wolken trutzig,
> Und reckte seinen bloßen Hals als hätte
> Er einen Stern verschluckt, — ich wurde stutzig
> Wenn ich ihn sah und dacht: was gilt die Wette,
> Der ist Frankforter, wär' er sonst so prutzig? . . .“

Nach dem Urman, der eine leichte Stanze leichten Inhalts hinzufügt, ergreift die Direktrix den Gänsekiel. Das Versmaß wechselt mit der Tonart des „Briefes“. Leicht und scherzend beginnt es, doch im Schreiben übermannt Johanna das starke Gefühl von dem, was ihres Lebens Glück ist:

> „Des Rheines Welles tragen
> mich oft zum alten Cölln hinab;
> Dort wohnt ein weiser Meister,
> der ist mir jetzt der Wanderstab
> durch die bekannten Fluren
> der [illegible] Partituren.
>
> In einem engen Stübchen,
> nicht größer als ein Zuckerfaß,
> sitzt er und ist am Tische,
> daneben steht ein dicker Haß,
> von [illegible] und [illegible]
> des [illegible].
>
> Verlieft in Contrapunkte —
> es ist ein Leben wie im Traum,
> es rauschen die Minuten
> an mir vorbei, ich spür sie kaum.
> O Musik, du mein Leben,
> was mocht es süßres geben!
>
> Doch still, genug des Frevels!“
> Es wäre Wissen ja und Kunst
> wenn [illegible] nicht durchhauchte,
> ein [illegible] grauer Dunst.
> [illegible] zum Grabe,
> [illegible] mir nur was ich habe. . . .“

In ein Hoch auf die „lustigen Maikäfer“ läßt „Johanna regina“ von ihres „Volkes Gnaden Königin der Maikäfer“ das Lied ausklingen. In Reimpaaren setzt Kinkel den Brief fort: Polemik gegen die „Pfaffen“, wie so oft, burschikos und maßlos. Weitschweifig erzählt er, daß eine Bibelgesellschaft die Gastwirte Köllns aufgefordert habe, von ihr zu schenkende Bibeln in alle ihre Gastzimmer zu legen und — fährt Kinkel karrikierend fort —

„auch in die Ställe und Küchen hinein
besonders aber . . .“

der Reſt iſt unſchwer zu erraten. Zweimal liebäugelt der damalige Privatdozent der Theologie mit letzterem Gedanken. Raſch wären die ſo geſchenkten Bibeln — Kinkel ſetzt die Verwirklichung obiger Aufforderung in einem Falle voraus — dann verſchwunden auf dieſe und jene Weiſe . . :

„aber die Damen, noch ſchnöder zu ſpotten,
maſſakrierten ſie als Papilloten.“

2.

Im Maß der alcäiſchen Ode eröffnet Direktrix einen „klaſſiſchen“ Maikäferbrief, Kinkel und Eſchenburg folgen; letzterer erwähnt pietätvoll das antike Theater . . .

„Ei was lobt Ihr doch die Alten, die antike Prüderie . . .“

raiſonniert K., daran anknüpfend:

„Hol ſie alle nur der Teufel“ . . . „Kleinlich“ nennt er das alte Theater; nicht einmal für „drei Aktörs“ habe es Raum geboten . . .

„Niemals wirkt' die Maſſe freudig auf des Hörers Auge ein,
Immer Prinzen und Prinzeſſen, nie ein hochbegeiſtert Volk . . .“

„der Griechen Allergrößter“, Äſchylos, erhält eine beſondere Lektion über ſeine „Perſer“. Warum er uns nicht das Bild des Seekampfes am Strand von Salamis, uns den „Perſerſchach“ nicht „auf dem Stuhl von Elfenbein“ gezeigt habe?

„Donnerte des Krieges Heerruf laut hervor vom Hintergrund?
Trat Themiſtokles berathend in der Krieger freie Schaar?“ . . .

Weit entfernt. „In ſchwachem Spiegelbild“, in der Erzählung eines Boten, in ihrer Wirkung „auf der Greiſe kreidefahlem Angeſicht“ und in dem „Weheruf eines gramverzerrten Weibes“ laſſe der Dichter „die Heldenſchlacht“ „wieder ſcheinen“ . . .

„. . . nein, ich will die Handlung ſchaun,
nicht von einem ſchnöden Boten ſie vernehmen, hochgeſpreizt“ . . . .

„Verrückt“ nennt er den, der die Alten lobe.

3.

Direktrix plaudert in einem „Zappermorts-M. K. brief“ von „ſchönen Mägdelein“, in Flittersdorf, die Eſchenburg liebe und von denen eine ihr beſonders gefallen hatte:

„. . . die mit dem ernsten Zug,
die wie ein tiefromantisches Buch
aus den Augen giebt zu lesen
ein dunkles Mährchenwesen . . ."

Kinkel liefert ein Gedicht, dessen Niederschrift das Bild eines Pokales ergibt: eine anmutige Spielerei. Einhebige Verszeilen beginnen, rasch schwellen die folgenden bis zum weitesten Umfang, langsam nehmen sie wieder ab, bis sie wieder einhebig werden, um schließlich in einige wenige, sehr schnell wachsende, sich stetig erweiternde Verszeilen auszulaufen: der schönste Pokal mit hochgewölbtem Deckel, bauchigem Faß, zierlichem Griff und breitem Fuß, lädt zum Trinken ein.

Was enthält er?

„Duftiges goldenes Naß", gewürzt von Kräutern, „gesproßt in des Lenzes Jugendkraft", gemildert durch den Saft „der gold'nen Frucht der Hesperiden"; einen Trunk, der „süßen südlichen Saft" mischt mit „nordischer wilderer Kraft", der Frühling und Herbst vereint, einen Trunk, der wiederbringt „der Jugend Verlangen . . ," Wie er draußen auf dem Dorfe nach fröhlichem Tanz mit frohen Gesellen in einer Maiennacht diesen Becher schwingt, erzählt uns der Dichter phantasievoll:

. . . .

„nun sind die Geiger und Pfeifer verstummt,
nur noch im Laube der Maikäfer summt,
labender Duft dringt kühl durchs Fenster hinein,
ferne die Nachtigall schlägt, munter die Frösche schrein,
Gut ist zum Trunke die Nacht, liebliches Kind, gib Wein . . .

Also sei mir geweiht und freudig verschwärmt die Nacht.
Spiele beim Wein um mich her, alter Erinnerung Pracht."

4.

Vermeintlich erlittenes Unrecht hat Kinkel wieder einmal in große Erregung gegen seine „Gegner", seine älteren theologischen Kollegen gebracht. Unmutvoll — erzählt er im vorliegenden Maikäferbriefe — sei er darnach in die sternenklare Winternacht hinausgelaufen, um seiner Erregung Herr zu werden:

. . . .

„Kein Menschenlaut, kein Vogelruf,
kein Horn, kein ferner Wagen . . .

Da schwillt das Herz von wilder Kraft,
im rauhen Nachtfrost wehen
die Nebel fort, die Tages mir
dumpf überm Haupte stehen . . ."

Allen seinen Feinden zu begegnen hat er den zornigen Mut:

„Ich lobe die Nacht, die Nacht ist kalt,
und um so heißer der Mut . . ."

Johanna sucht den Unmutigen auch im Gedicht zu besänftigen. Und so schreibt sie:

„Und sey dein Herz auch noch so roth
von tiefen tiefen Wunden,
Bei mildem Lied und Harfenklang,
da soll es bald gesunden.

Und dein vom Sturm zerwühltes Haar
wird weich und glatt gestreichelt,
und all' den wilden trotzigen Muth
Die Lieb' in Lieb um — schmeichelt.

Und wer so jung und glühend ist,
wird nicht so bald begraben;
und wer so gut und lustig ist,
wird immer Freunde haben . . ."

5.

Einen „pietistischen" Maikäferbrief beginnt Simons, indem er ihm das Motto setzt: „Mein Sohn, die Welt ist eitel. Jes. Sirach am 24ten . . ."; da predigt Directrix z. B.: „Du, o schändlicher Burckhardt, Kind der Weltlust, der du Gemälde anschaust, sinnliche Farben, schließe dein Auge zu" . . . Timur fährt fort: „Alles ist eitel Ding, der Sonnenstrahl, der den Käfer erwecket, und die Blume, die den Käfer speiset . . ."; Kinkel greift einen ihm besonders verhaßten „Pfaffen" an, den Bonner Professor der Theologie K. H. Sack. Aus seinem Munde „trieft einer Rede gesalzener Quell"; in seinem unbeirrbaren, durch keine Gründe irgend welcher Art zu erschütternden Bibelglauben ist er „hart und fest wie vor der Stirn ein Bock"; das heißt: Er trieft von salbungsvoller Weisheit und ist allen, den einfachsten und klarsten, Gründen der Vernunft unzugänglich. Er ist mit einem Worte ein „Salzbock", wie Kinkel sagt, ja ein „Salzbockfürst"[1]). Der Ärger, in den sich Kinkel in diesem (und in einem weiteren „klassischen") Maikäferbriefe hineinschreibt, erpreßt Johanna (in letzterem Briefe) den Stoßseufzer:

„O Balder Beyschlag, frommes Gemüthe du!
Ach wärst du hier noch; wahrlich wie süße Milch
In bittern Cafee sollte fließen
Deine holdseelige sanfte Rede
In unsres Urman düster empörtes Herz . . ."

[1]) Auf ihn ist das von Johanna in den Jahrgang 1843 des Maikäfer gelieferte Stück „Der letzte Salzbock" gemünzt.

6.

In einem anderen „romantischen" Maikäferbrief hechelt Kinkel die Bonner Verhältnisse durch: Einmal in der Woche nur spielt das Theater, und was in Paris „längst verscholl als Rococo", das rührt die Bonner noch immer zu Thränen. Major predigt zu lang, Sack zum Einschlafen, — [A. W. v.] Schlegel geht noch immer treulich zur Kirche. Frau Naumann redet in ihren Soireen noch immer über Kunst,

„Löbell preist die Demuthtugend
Und bekämpft die Hegelei,
Und dann klagt er, daß die Jugend
Gar nicht mehr begeistert sei . . . ."

Nirgendwo gibt es idealere Kaffeeschwestern und mehr Langeweile. Drum: heraus aus diesem „Eulennest". Anders empfindet Johanna, und so fährt sie fort:

„Weh mir, sollt' ich dich verlassen,
Du geliebter goldner Rhein!
Kümmerts mich, daß auf den Gassen
Eulen oder Spatzen schrei'n?
Blumen stehn auf allen Feldern,
Einsamkeit in allen Wäldern,
Und ein süßer Liebesang
Tönt das Lüftereich entlang . . ."

Und am Ende meint sie, wenn man fortziehe, komme man gewiß nur „aus dem Regen in die Traufe":

„Wo man ist, da sey man froh,
besser ist es nirgend wo."

7.

Wieder ein Maikäferabend „Auf hohem Schlosse des Urmau": Johanna beschreibt ihn:

. . .
„auf dem Tische Kafee, und friedlich schimmert das Lämpchen;
Alles so still ringsum! Ob uns ein Zauber beschirmt? . . ."

Kinkel liest eine von Wolters geschickte Arbeit vor:

„Märchenhaftes Gebild entsteigt umhüllender Dämmrung,
zieht in ein mystisches Reich mächtig die Hörer hinein
Altes Gefühl erwacht, aus ahnungsreicherer Jugend . . .
Ernster Gedanken Zug durchschreitet dunkel die Seele . . .
Nun vorbei. Es löst sich der Ernst in heitres Geplauder,
nur Andreas verhüllt sinnend die Stirn mit der Hand.
Unterm Barett hervor reich quellen düstere Locken
völlig beschattend sein bleich Geistergesicht. Doch der Seibt

lächelt mit feinen Lippen und zieht aus unendlicher Pfeife
höchst graziös elegant Wolken des bläulichen Dampfs.
Ich betrachte die Wände, die bald als ehrsame Hausfrau
mich umschließen, und still lächl' ich so in mich hinein . . ."

8.

Ein von Kinkels Hand geschriebener „hochehrwürdiger" Maikäferbrief berichtet,

„daß die hochwürdige Geistlichkeit in unserer Stadt,
nämlich in Poppelsdorf Synodum gehalten hat.
Johanna Papissa saß oben an,
tunica violacea angetan . . .
Als Cardinales waren da
Cardinal Simson mit dem langen Haar . . .
Hierauf der würdige Pater Seibt . . .

„Pater Schöler societatis Jesu . . ." fehlte; er war an die Mosel gereist,

„wo er bei Vaters Faß und der Frau Mutter gutem Essen
das Collegium Romanum ganz und gar vergessen . . ."

Versammelt war diese hohe Geistlichkeit

„. . . auf der Villa des Cardinals Urmavinus,
und es hauchte sie an der spiritus Tabacinus"

so daß sie in dieser „sessio" den „conclusum" faßte, einen [vorliegenden] „epistolam synodalem summissime venerabilem" zu schreiben . . . usw.

Im Mai 1843 weilte J. Burckhardt auf der Durchreise von Berlin nach Paris mehrere Wochen in Bonn, insbesondere um am 22. Mai — zugleich mit E. Geibel — an Kinkels Hochzeit teilnehmen zu können. Die damals von Burckhardt und Kinkel unternommene Fahrt ins Ahrtal[1]) gab Stoff her für Maubriefe an die beiden Berliner.

9.

Einen „Quarz"-Maikäferbrief eröffnet Kinkel mit der Strophe:

Es war im schönen Monat Mai,
die Nachtigallen sungen
und legten unterweil ein Ei
Und heckten viele Jungen,
da zogen zu der Sünden Buß
Der Doktor E. und Cominus[2])
fort in die wilde Eiffel . . .

[1]) Vgl. Basler Jahrbuch 1910, S. 119.
[2]) Burckhardt und Kinckel; vgl. a. a. O. S. 116.

Der spätere Verfasser des Buches: die Ahr ꝛc. (Bonn, Habicht 1845 schildert dann die Wallfahrt der „beiden frommen Doctores“ durch das liebliche Tal der Ahr. Sie beginnen ihre Buße in Ahrweiler, und zwar mit Walporzheimer, rastenbeim „Sankt Peter“ in Walporzheim, „wies ziemt für gute Christen“, passieren den „Durchbruch“ und erreichen den Ort Himmelreich:

Da kamen sie ins Himmelreich
und tranken Gott zum Dank sogleich
vom Altenahrer Bleichart.

doch:

Droben hoch zu Kaltenborn
geriethen sie in heilgen Zorn
so sauer war der Mos'ler.

Ähnlich gehts in Adenau. Erst beim „Mosel-Ausbruch“ in Blankenheim können sie wieder ausruhen:

Der Eminus speist Fleisch und Fisch,
der Cominus sitzt auf dem Tisch
und ruft: Kommt her, Ihr Mäuchen!“ [1])

10.

Wenige Tage, vielleicht den Tag vor der Hochzeit, sind die „Maikäfer“ zum letzten Male im Hause der Eltern Johannas versammelt. Und mitten hinein in einen „klassischen“ Maikäferbrief voller Übermut schreibt Johanna ernste schöne Abschied nehmende Strophen:

. . . .

„Fahre wohl nun, Haus, und du, stiller Garten,
Wo der Kindheit Traum noch umweht die Mauern
und mit wehmuthvoller Erinnrung fächelt
oft mir die Stirne.

---

[1]) Burckhardt schreibt am 19. Juni 1843 von Paris aus an W. Beyschlag über diese Ahrreise: „Dem Urmau habe ich für seine Ahrreise (eine brillante Unternehmung von Habicht) ein Gedicht geschickt, welches eine Kneipbande in Altenahr beschreibt. Er hatte mich fürchterlich drum getreten, ja ich kann sagen . . . moralisch gewippt. Diese Ahrtour war in der That [abgerissen]: wir amüsierten uns wie die Kinder . . .“ Über das Gedicht s. Basler Jahrbuch 1910, S. 141 ff. Die dort S. 104 Anm. 6 von mir aus dem oben verwerteten Brief von C. Fresenius an W. Beyschlag vom 7. August 1842 mitgeteilte und durch ein Versehen in meinen Abschriften für Burckhardt in Anspruch genommene Stelle ist, wie mir der jetzt wieder zugänglich gewordene Originalbrief zeigt, auf A. Torstrick zu beziehen, von dem neben Burckhardt in jenem Briefe die Rede ist. Professor G. Kettner machte mich ferner zu S. 123 dort auf den Schreibfehler Charabanes statt Charabancs (chars à banc) aufmerksam. — Zu dem Briefe im Basler Jahrbuch 1911, S. 131 f. bitte ich G. Kellers gegensätzliches Gedicht „Jesuitenzug“: Ges. Gedichte. Erster Band. 14. Aufl. Berlin, W. Hertz 1901 S. 281 zu vergleichen.

Die mit mir einſt wandelten hier, wie lange
hat der Zeitenſtrom ſie dahingeriſſen!
Manche, die hier Veilchen gepflückt und Roſen
ruhen im Grab ſchon.

Nicht beklag' ich ſcheidend was ich verlaſſe,
nicht im Lebensbecher der Jugend Neige.
Alter Freuden Bild wie der heißen Schmerzen
bleibe verſchollen!

Neues Leben tritt auf der neuen Schwelle
mir mit ernſt' und heiterem Gruß entgegen,
legt mir Räthſel dar, die ein feſter Wille
löſet auch diesmal."

dictum factum

---

# Miszellen.

## Zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen.

Die Leſer des „Euphorion" ſind in der letzten Zeit etwas reichlich mit der Frage nach den Verfaſſern des Jahrganges 1772 der F. G. A. befaßt worden, aber das alte Problem iſt nun einmal wieder in Fluß gekommen, und ſo möchte ich hier noch einige Nachträge zur zweiten Auflage meines Buches vorbringen. Es handelt ſich um eine kleine Gruppe von Anzeigen: Neudruck S. 172 Die Jägerinn, S. 269 Sonnenfels, S. 297 Lobrede, S. 297 Launen, S. 331 Lobrede, S. 350 Pyrrhus, S. 624 Briefwechſel.

S. 172 Die Jägerinn. Das Hauptbedenken gegen Goethe bleibt auch jetzt noch, daß die kleine Anzeige $3^1/_2$ Wochen vor ſeinem erſten vermutlichen und 6 Wochen vor ſeinem erſten ſicheren Beitrage erſchienen iſt (vgl. S. 72 meines Buches) und alſo ganz iſoliert eingeliefert ſein müßte. Aber Merck erreicht erſt weiterhin ſeine Höhe, bei der man gelegentlich zwiſchen ihm und Goethe ſchwankt, und eine erneute Prüfung der wenigen ſtiliſtiſchen Merkmale ſpricht doch einigermaßen für Goethe. Da iſt vor allem die Wendung: „Die martige Natur unſerer Altervväter." Der junge Goethe ſchaut beim Anblick der Ruine Lahnſtein den Geiſt des alten Burgherrn, „die Knochen voll von Rittermarck" (DjG 4, 101), er nennt die alten Griechen „Rieſengeſtalten der marckigen Fabelwelt" (DjG 4, 27), er blickt verächtlich auf den „marckleeren Adel überirdiſcher Weſen" in der konventionellen religiöſen Malerei (DjG 5, 349), und die Formel „unſere Väter" iſt für ihn mit dem Begriff der kraftvollen deutſchen Vergangenheit feſt verbunden: „die Fülle unſrer Väter" (5, 348) — „auf hohem Väter Saale" (5, 397) — „die Rieſengebeine unſrer Erzväter" (5, 475). Alſo die beiden Formeln „marckig" und „unſere Väter" ſtellen ſich bei Goethe immer wieder ein, wenn ihm das Bild ſeiner deutſchen Vorfahren aufſteigt, ſie finden ſich dagegen nicht bei Merck, auch nicht da, wo er mit Sympathie von der deutſchen Vergangenheit ſpricht, wie in der Anzeige Sargines (FGA $551_{24}$ ff.) und in ſeinem Aufſatz „Nachricht vom Ritterweſen der mittleren Zeiten" (Merkur 1777, 2, 29; 3, 169). (Das Wort „markigt" erſcheint auch $342_{11}$ in der Anzeige Homers Ilias, bei deren Zuweiſung ich jetzt ebenfalls zwiſchen Goethe und Merck ſchwanke, denn $341_{24-25}$ klingt ſehr Goethiſch, während $341_{32}$ bei Merck $237_3$ eine Parallele hat. Über $341_{23}$ feingeleckt vgl.

unten). „Außer dieser für Goethe sprechenden Wendung „die markige Natur unsrer Älteväter" enthält die Anzeige noch seine öfter gebrauchte Anrede an den Leser mit „ihr", vgl. S. 137 meines Buches und DjG 5, 349: „Ihr findet Rubensens Weiber zu fleischig! Ich sage euch . . ." Der Neubildung $173_{15}$ Freudedank (= Dank für Freude) entspricht DjG $4_{39}$ Rettungsdank. Auch Grabmisanthropie ($173_8$) ist eine für Merck auffällig kühne Neubildung. Dagegen vgl. zu $172_{29}$ wildschön in einer Rezension Mercks $635_{23}$ schrecklichschön. Die Entscheidung zwischen Merck und Goethe bleibt vorbehalten. Für Merck habe ich auch den verächtlichen Gebrauch von „Kameral-" geltend gemacht, aber die Parallelstelle findet sich $270_{15}$ in der Anzeige Sonnenfels, die für die Stildiagnostik eine Verlegenheit bedeutet. Die beiden letzten der von mir S. 75 für Merck angeführten Stichworte erscheinen zwingend, aber sie gründen sich auf zwei Wendungen in dem einen Satz $272_2$ ff., während der übrige Text durch den gesamten Ton und Geist, durch die Stärke der Leidenschaft und die Höhe des Gedankens für Goethe zeugt. Er bietet auch eine nur Goethe eigene Besonderheit (zu mit dem Infinitiv als elliptisch tadelnder Satz) „In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen . . . überall Principium, Zweck zu sehen, . . . . in einer Streitschrift zu erklären! — — Von Geheimnissen . . . in den Tag hinein zu raisonnieren! . . . diesen Hauptstamm als ein Heckchen zu betrachten!" Vgl. dazu $493_3$ (Cymbelline): „nun aber gar so . . . zu modeln!" und $541_{21}$ (Sulzer): „Und kein Wort zu sagen von der Wahrheit alter Gewänder." Endlich steht der geringschätzige Hinblick auf Zimmermann und Abbt $270_{14}$ in Widerspruch mit der Hochachtung, die Merck $73_{29}$ und $12_{16}$ für diese beiden Schriftsteller bezeugt. Zu $269_{23}$ vgl. DjG 3, $147_5$. Man möchte ein im einzelnen nicht mehr aufzuklärendes Zusammenwirken Goethes und Mercks bei dieser Anzeige annehmen, in der Art, daß der Satz $272_2$ mit den beiden frappanten Kennzeichen Mercks ein Redaktionszusatz wäre. Ich komme weiterhin noch auf diese Anzeige zurück.

Nun die beiden Lobreden S. 297 und 331! Daß man bei diesen wundervollen Anzeigen auch an Goethe denken muß, habe ich wie mancher unter meinen Vorgängern empfunden und S. 76 ausgesprochen. Zu $297_{15}$ vgl. $480_{23}$ und DjG 3, $77_4$ von unten. Zu $297_{25}$ „diesem vorschreitenden Riesen zu folgen" möchte ich jetzt auf das entsprechende Gleichnis in Goethes Rede „Zum Schäkespears Tag" (DjG 2, $137_{17}$ ff.) verweisen.

Auf die erste der beiden Lobreden folgt unmittelbar die Anzeige Launen, deren geistige Stärke ich S. 76 betone und für die sich nur ein einziger, nicht sehr kräftiger stildiagnostischer Hinweis auf Merck finden ließ, während bei einer Anzeige von diesem mittleren Umfang und bei dieser eindringenden Charakteristik sich in den von Merck herrührenden Stücken reichliche Kennzeichen zu finden pflegen. Die Aufeinanderfolge der beiden Anzeigen verstärkt die für jede einzeln sich erhebende Vermutung von Goethes Autorschaft, vgl. S. 2 und 133 f. meines Buches. Im einzelnen läßt sich auch für Goethe nicht viel Kennzeichnendes herausheben. „Fülle" ($298_3$) ist bei Merck kaum nachzuweisen, beim jungen Goethe habe ich mir 30 Fälle notiert, in denen er das Wort prägnant und nachdrücklich verwendet, wobei die Fälle minder gewichtigen Gebrauchs außer Betracht geblieben sind. „Streifereyen" ($298_{27}$) auch DjG 2, 110, bei Merck nicht nachzuweisen. Zu $298_{11}$ vgl. DjG. $147_{25.\ 34}$.

In der Anzeige S. 350 Pyrrhus finden sich einige auf Goethe weisende Kennzeichen, die ich S. 77 meines Buches zusammengestellt habe und auch der Ton wäre Goethes nicht unwürdig. Zu den gegen ihn zeugenden Merkmalen möchte ich noch $350_{10}$ „helfenbeinen" notieren, denn $449_{18}$ in einer sicher Goethischen Anzeige heißt es: „elfenbeinern". Die Entscheidung zwischen Goethe und Merck bleibt hier weiterem Eindringen vorbehalten, ebenso bei S. 624 Aufgefangener Briefwechsel. Auch bei der Kupferstich-Anzeige $365_9$ Schubart

ist trotz Mercks Lieblingswort „delikat“ nach der Wärme für Oeser und nach dem Gesamtton Goethe nicht auszuschließen, zumal da $565_{10}$ an $253_{14}$ anknüpft und Goethe von Leipzig her Bause persönlich kannte — er war Lehrer an Oesers Akademie — vgl. dazu $299_{23}$. Zu $565_{17}$ vgl. im Goethe-Glossar das Stichwort „empfundenes Kunstwerk“ und zu $565_{18}$ vgl. $299_{21}$ $538_{36}$ $539_{21}$. Goethe liebt also in seinen Kupferstich-Anzeigen die Einschränkung mit „Nur“. — Die beiden durch die Formel „ein guter Alter (= ein wackerer antiker Schriftsteller) zusammengehaltenen Anzeigen S. 362 Confidence und S. 544 Taciti opera gehören Merck, nicht Schlosser, wie eine Anzahl kleiner Kennzeichen verraten, die bei dem geringen Interesse dieser Zuweisung hier nicht näher darzulegen sind.

Nun möchte ich zu meinen früheren Zuweisungen noch kurz einige weitere bestätigende Notizen nachtragen:

S. 480 Seybold. Zu $480_{25}$ „das Schweben der Honiglippe“ vgl. DjG 5, 329 die absinkende Lippe: 5, 330: schwebt auf der Unterlippe: 4, 228: Lippen, auf denen die Geister des Himmels schweben; 5, 330: Nichts Scharfes an dem ganzen Umrisse, alles wallt, alles schwebt.

S. 492 Cymbeline. „Das Leben, das durch Schäckespears Stücke glüht“. Vgl. dazu außer den Worten des Erdgeists „ein glühend Leben“ noch DjG 4, 265: das innere, heilige, glühende Leben der Natur; 4, 322: das glühende Leben auslöschen; 5, 110: neues, wärmeres, glühenderes Leben; 5, 397: lezte Lebensgluth. — Ferner $492_{27}$: „Schäckespear, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte“. Der prägnante Gebrauch des Wortes „weben“ ist für den jungen Goethe kennzeichnend. Von den vielen verwandten Stellen verzeichne ich hier besonders DjG 5, 347: was immer durch die Seele des Künstlers webt; daneben 4, 266: all die webenden Kräfte; 5, 335: ewig gegenwärtiges, ewig wirckendes, nie ruhendes Leben, Drang und Weben; 4, 225: ein ewiges Weben von feinster Empfindung. — Bei Merck findet sich nichts Entsprechendes.

S. 539 Sandrart. Zu $542_{1}$ „theatralisch zusammengeflickte Welt“ vgl. DjG 5, 328 „theatralische Flickgestalt“, und zu $542_{37}$ „Versinken in [geschlechtlichen] Genuß“ vgl. DjG 2, 255 f. (Franz in Adelheids Armen): „ich binn so in Freude versunken . . . Die Fülle des Genusses“. — Die Schreibung „Immagination“ ($543_{28}$) ist beim jungen Goethe durchgehend, vgl. DjG 3, 17. 27. 48. 343. 344: 4, 19. Freilich findet sich in derselben Anzeige $542_{2}$ und ebenso in Goethes großer Sulzer-Anzeige $668_{20}$ auch die übliche Form, ebenso wie $330_{20}$ in einer von Merck verfaßten Anzeige, aber das darf nicht zum Gegenbeweis verwendet werden. Der Setzer überträgt eben leicht die ungewöhnliche Schreibung in die ihm geläufige, so daß nur die Fälle einige Beweiskraft haben, in denen der Druck die absonderliche, vermutlich aus dem Manuskript stammende Schreibung zeigt.

Kupferstich-Anzeigen. Die Beschreibung von Hogarths Bild: Der barmherzige Samariter ($532_{5}$) lautet: „Die Hauptfiguren sind gleichfalls unbedeutend, dafür ist der Priester desto lächerlicher, der auf einen benachbarten Hügel angelangt, einen Menschen zu seinen Füßen ausgestreckt liegen hat; mit aufgeworfner Nase, in die Ermel gesteckten Händen sieht er in dummer Behaglichkeit da, fühlt sich groß gegen den im Staub, und wird seines Pfads auch vor dem vorbeywandlen.“ Im Werther taucht nun zweimal die Erinnerung an dieses Bild auf. DjG 4, 260: „ihr sittlichen Menschen . . . geht vorbey wie der Priester, und dankt Gott wie der Pharisäer“. — 4, 327: „daß Priester und Levite vor dem bezeichnenden Stein sich segnend vorüberging.“ — Zu $525_{33}$ „nicht wie bürgerliche Edelleute mit Tressen besetzt, mit Franzen behangen“ vgl. DjG 3, $105_{3}$: ‚von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerliche Edelleute ihre Häuser schmücken.“

Im Merck-Glossar ist unter dem Stichwort „der Dichter lacht über“ noch $142_{8}$ $567_{24}$ beizufügen, unter „rührende Schauspiele“ $166_{11}$, unter „traurig

vor uns“ $673_{24}$. Zu beachten sind auch die Parallelen $7_{13}$ $588_{21}$, ferner $119_{29}$ $121_{30}$ $438_{5}$ $467_{22}$, endlich $7_{12}$ $11_{7.\ 15.\ 23}$ $82_{33}$ $620_{5}$; $12_{8}$; $53_{15}$ $54_{10}$ $96_{13}$; $517_{17}$; $328_{32}$ $329_{3}$.

Ein wertvolles Kennzeichen zur Scheidung von Goethes und Mercks Anteil sind die Partikeln, mit denen sie ihre Sätze aneinanderfügen. Goethe liebt vor allem die Anfügung des neuen Hauptsatzes mit Und, Nun, Da nun, Nun aber, Also. Die Menge der Beweisstellen zähle ich nicht auf, weil alle diese Partikeln bei Merck ebenfalls vorkommen, wenn auch viel seltener. Immerhin spricht ihr gehäuftes Erscheinen in der Sonnenfels-Anzeige für Goethe: $270_{26}$ $271_{17}$ Und; $270_{2}$ nun; $271_{24}$ Und nun; $270_{25}$ Da . . . nun, vgl. $492_{10}$. Eine solche Anhäufung dieser Partikeln läßt sich bei Merck nirgends nachweisen. Eine nur bei Goethe vorkommende Anknüpfung ist „Da . . . denn“ (Da ists uns denn gegangen wie . . . Da wären sie denn . . . Da sind sie denn): $482_{21}$ $541_{30}$ $665_{29}$, vgl. auch $582_{16}$. Dagegen findet sich ausschließlich bei Merck, niemals bei Goethe, die Anknüpfung „Endlich“: $5_{24}$ $15_{31}$ $64_{11}$ $65_{8}$ $66_{2}$ $84_{34}$ $85_{18}$ $94_{21}$ $121_{35}$ $143_{37}$ $231_{36}$ $265_{30}$ $557_{15}$ $576_{13.\ 18}$ $584_{7}$ $588_{5}$ $620_{12}$. Merck gebraucht diese Partikel so mechanisch, daß sie widersinnig in der Anzeige Ramler (S. 575) zweimal in einer fortlaufenden Aufzählung in einem Abstande von fünf Zeilen erscheint! Eine weitere ihm eigene Anknüpfung, die Goethe hier nie verwendet, ist „Indessen“: $27_{25}$ $55_{20}$ $69_{8}$ $78_{16}$ $92_{9}$ $100_{1}$ $125_{33}$ $251_{7}$ $284_{1}$ $600_{28}$ $620_{19}$ $622_{1}$. In der Kupferstich-Anzeige Ficquet S. 55 gesellt sich dieses Kennzeichen zu den übrigen, die für Merck sprechen. Dagegen ist die bei Merck ebenfalls überaus häufige Anknüpfung mit „Allein“ nicht zur Unterscheidung von seinem und Goethes Anteil zu gebrauchen, weil auch Goethe zweimal diese Partikel verwendet: $582_{10}$ $667_{14}$. Die Anknüpfung mit „Überdieses“ gebraucht nur Merck $96_{1}$ $146_{30}$, nicht Goethe, die mit „Auch“ liebt Merck $11_{32}$ $16_{21}$ $17_{9}$ $86_{9}$ $123_{26}$ $125_{5}$ $629_{29.\ 33}$ $630_{30}$ $634_{34}$ $655_{19.\ 37}$ $656_{22}$, während sie in Goethes gesichertem Anteil nicht vorkommt. Danach spricht $172_{34}$ in der schwierigen Anzeige Die Jägerinn ein wenig für Merck. Kennzeichnend für ihn ist auch das von Goethe nicht verwendete Wort „allzeit“: $14_{23}$ $164_{28}$ $566_{15}$ $568_{22}$ $654_{16}$. Ein weiteres Hilfsmittel zur Unterscheidung von Merck und Goethe ist der Gebrauch des Adjektivs „fein“. Merck verwendet es lobend: der feinste $13_{8}$ $51_{37}$ $171_{24}$ $577_{14}$ $621_{17}$, fein $6_{2}$ $13_{11}$ $53_{26}$ $54_{20}$ $428_{22}$ $661_{16}$ (ebenso Schlosser $198_{3}$ und Petersen $21_{26}$), dagegen Goethe tadelnd $571_{17}$. Danach sind die zwischen Merck und Goethe schwankenden Entscheidungen $219_{15}$ $270_{14}$ $341_{28}$ nicht zu treffen, aber doch zu erwägen.

Berlin. Max Morris.

---

## Unbekannte Jugendwerke Franz Horns.

Die folgenden Zeilen sollen dazu dienen, dasjenige zu erläutern und zu erhärten, was in der Aprilsitzung (1912) der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin von mir angedeutet ist (vgl. Deutsche Literatur-Zeitung vom 8. Juni 1912).

Fritz Horn, später Senator in Bremen, schrieb im Jahre 1800 einen Bericht nieder über den Charakter seines jüngsten Bruders Franz, um diesen für eine Hauslehrerstelle in der Schweiz zu empfehlen. Eine Abschrift des Empfehlungsbriefes sandte Fritz Horn aus besonderen Gründen an seinen Freund Herbart. Man findet den Bericht abgedruckt in der demnächst erscheinenden Sammlung „Briefe von und an Herbart“ (herausgegeben von Theodor Fritzsch, Abschluß der kritischen Ausgabe der sämtlichen Werke Herbarts), im vierten Bande. Im Postskript zu diesem brieflichen Bericht teilt Fritz Horn unter anderm mit, sein Bruder Franz sei Verfasser des Trauerspiels „Der Fall der Schweiz“. Davon

war bisher nichts bekannt. Ein Exemplar des genannten Trauerspiels besitzt die königliche Bibliothek zu Berlin; der genaue Titel lautet:

Der Fall der Schweiz. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Vom Verfasser der Urnen der Trauer. Leipzig bey Wilhelm Rein, 1800.

Unter der Vorrede nennt sich der Verfasser „Friedrich Frey"; er bekennt sich innerhalb der Vorrede als Autor eines anderen Trauerspiels „Der Feundschaftsbruch". Ein Exemplar dieser Schrift besitzt gleichfalls die Berliner königliche Bibliothek; der Titel lautet genau:

Der Freundschaftsbruch. Ein Trauerspiel in vier Aufzügen vom Verfasser der Urnen der Trauer. Leipzig bey Wilhelm Rein, 1800.

Daß beide Werke wirklich Franz Horn zugehören, wird dadurch ganz unzweifelhaft, daß die Vorrede des „Falles der Schweiz"[1]) wörtlich mit derjenigen übereinstimmt, die Caroline Bernstein S. 81 ff. ihrer Biographie Franz Horns zitiert. Sie spricht dort von anno 1800 anonym erschienenen Jugenddramen Horns, die sie nicht genau nennen wolle, da Horn sich nie öffentlich zu ihnen bekannt habe.

Ein Exemplar der soeben zweifach genannten „Urnen der Trauer" wies mir das Auskunftsbureau deutscher Bibliotheken in der Hamburger Stadtbibliothek nach. Der genaue Titel lautet:

Urnen der Trauer. Dialogen und Geschichte [!]. Hannover in Commission der Ritscherschen Buchhandlung. 1799.

Trotzdem die Vorrede „F. C. M." unterzeichnet ist (die Buchstaben werden weiter unten ihre Erklärung finden), muß dies Werk auf Grund der angeführten Tatsachen Franz Horn zugehören, und zwar wird es sich hier um dasjenige anonyme Werk Horns handeln, von dem Caroline Bernstein S. 73/75 ihrer Schrift unbestimmt spricht.

Diese drei Bücher hat Franz Horn (geboren 1781) in sehr jungen Jahren verfaßt, die beiden Trauerspiele nach Caroline Bernsteins Angaben 1795, den Band mit Dialogen (darunter auch ein vollständiges Drama) und Geschichten etwa 1797. Trotzdem waren es nicht Horns erste literarische Arbeiten, er schrieb vielmehr schon als Vierzehnjähriger Werke, die zwei Jahre später, 1797, in einem Bande veröffentlicht sind, zu denen er sich aber gleichfalls nie öffentlich bekannte, wie denn auch seine Biographin und Freundin den Titel dieses Buches wieder verschweigt. Der verschleiernde Bericht Caroline Bernsteins findet sich auf S. 70/71 ihrer Biographie; S. 73/74 wird einiges nachgetragen.

Daß es sich bei diesem frühsten Werke Horns um eine Sammlung von Erzählungen handelt, kann man aus einer Notiz in Brockhaus' Konversationslexikon von 1822 (Nachtrag) entnehmen, wo es im Artikel Franz Horn heißt: „Schon im vierzehnten Jahre schrieb er kleine Romane und Novellen (zum Teil gedruckt 1797)." Aus Caroline Bernsteins Andeutungen ergibt sich außerdem folgendes: Franz Horn, damals Schüler des Carolinums in Braunschweig, hat sein Manuskript einem Freunde übergeben, der es in einem unfernen „literarischen" Orte bei einem Verleger unterbrachte. Das Werk erschien unter Pseudonym, nicht anonym. Es wurde innerhalb Jahresfrist in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek ungünstig besprochen, und zwar unter starker Verspottung der Jugendlichkeit des Autors. Caroline Bernstein führt außerdem sehr drollige Einzelheiten aus dem Inhalt des Hornschen Werkes an und zitiert wörtlich einen Teil der Vorrede.

Die Rezensionen der Allgemeinen Deutschen Bibliothek in den Jahrgängen 1797, 1798 und 1799 habe ich mehrfach durchgesehen, ohne eine Besprechung zu

[1]) In der Vorrede wird angekündigt ein Roman „Das Ideal oder der Unbegreifliche"; gemeint ist offenbar Horns 1801 erschienener Roman „Guiscardo der Dichter oder das Ideal" (Leipzig, bei Wilhelm Rein).

finden, die absolut schlagend beweise, dies und kein anderes muß Horns erstes Werk sein. Das scheinbar deutlichste Merkmal, die Verspottung der Jugendlichkeit, fand ich in einer ganzen Reihe von Rezensionen, die überhaupt in ihrem ewigen Lamentieren und Höhnen höchst eintönig wirken. Am verdächtigsten erschien mir nach langem Abwägen die folgende Besprechung im 1. Stück des Jahrgangs 1798:

„Erzählungen im romantischen Geschmacke[1] von Karl Dorner. Wolfenbüttel, bey Albrecht. 1797. 186 S. Da wir leider der abenteuerlichen, langweiligen und schlecht erzählten Geschichten schon genug haben; so hätte Herr K. Dorner immer mit diesen ersten Früchten seiner Muße uns verschonen können. Sein Urtheil mit Beweisen zu belegen, hält Rec. für überflüssig, weil jeder beim ersten Anblicke dieser Erzählungen sich davon überzeugen kann. Den Inhalt machen aus: 1. Der Betrogene. 2. Der Vaterlose. 3. Der Büßende. 4. Weiberdank."

Hier findet sich freilich der Vorwurf der Jugendlichkeit nur eben angedeutet. Aber mehrere andere, wichtige Merkmale treffen zu. Zunächst ist Wolfenbüttel Verlagsort des besprochenen Werkes, und Wolfenbüttel wird doch wohl der „literarische Ort" sein, nach dem sich Horns Freund von Braunschweig aus zu Fuß mit dem Manuskript auf den Weg machte; kein anderes der sonst etwa noch in Betracht kommenden Werke ist in Wolfenbüttel verlegt. Außerdem beginnt das von Caroline Bernstein zitierte Vorredebruchstück des ersten Hornschen Buches:

„So nimm sie denn hin, lieber Leser, die ersten Früchte meiner dir gewidmeten Muße."

Die Rezension wiederholt also, wie man oben nachlesen kann, spottend die letzte Hälfte dieses Satzes. Wiederum sucht Franz Horn, so scheint es mir wenigstens, in der Vorrede seines nächsten Buches, der „Urnen der Trauer", seinen ersten Rezensenten (der es für überflüssig gehalten hatte, „sein Urteil mit Beweisen zu belegen") durch den folgenden Schlußsatz abzufertigen:

„Nur bitte ich diese letzteren [die Kritiker] ihr Urtheil — was leider nicht selten unterlassen wird — mit Gründen zu belegen"[2].

Diese wörtlichen Anklänge können kaum Zufall sein. Hinzufügen will ich noch als geringeres Beweismittel, daß die „Erzählungen im romantischen Geschmacke" genau wie die „Urnen der Trauer" (die nach Carolines Bernsteins Ausführungen eine Art Fortsetzung des ersten Werkes sind) vier einzelne Werkchen enthalten, und daß wir hier auch das erforderliche Pseudonym haben; denn Karl Dorner ist nach allen Nachschlagewerken kein echter Name. Den Hauptbeleg durch Nachweis eines Exemplares der „Erzählungen im romantischen Geschmacke" zu liefern, bin ich aber leider nicht in der Lage. Das Werk war nicht auffindbar, und damit schiene fürs erste alles erledigt.

Trotzdem bin ich noch nicht am Ende. Die Sache ist hier verwickelter, als es bisher den Anschein haben mag.

Ich lege darauf Wert, daß ich erst, nachdem ich die „Erzählungen im romantischen Geschmacke" als das einzig verdächtige Werk erkannt zu haben glaubte, in Kayser's Bücherlexikon fand, Carl Dorner sei Pseudonym für J. C. Markwort. Diese, vor Kayser von Meusel und nachher von Goedeke überlieferte Nachricht führt nun aber auf ein so weites Feld, daß ich mich weiterhin auf Anführung der Hauptpunkte beschränken will.

1. Nach H. E. Scriba (Biographisch-literärisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen, 1. Abtheilung, Darmstadt 1831, S. 238—245) hat

[1] Franz Horn wählte später verwandte Titel. Er veröffentlichte 1801 „Fantastische Gemälde", 1820 „Romantische Erzählungen" (= Novellen, 2. Bd.).

[2] Die vier Worte sind im Original gesperrt.

Johann Christian Markwort (zuletzt Vokal-Musikdirektor in Darmstadt) „an folgenden in Raßmanns Pantheon teutscher Dichter ihm zugeschriebenen Schriften keinen Antheil“: a) „Erzählungen im romantischen Geschmacke, Wolfenbüttel 1797“; b) „Cypressen, Braunschweig 1800“. Diese Mitteilung ist sicher nicht ohne Vorwissen Markworts gemacht, der in Darmstadt, wo Scribas Werk erschien, lebte. Freilich braucht sie deshalb noch nicht unbedingt richtig zu sein.

2. Das eben unter b genannte Werk „Cypressen“ zählt bereits Kayfers Bücherlexikon 1836 als Schrift Franz Horns auf: „Cypressen (v. J. G. Marquard: Franz Horn) Braunschweig 1800, Schröder.“ So stehen auch bei Goedeke die „Cypressen“ als Werk Franz Horns, als dessen Schriftstellername „J. G. Marquard“ genannt wird.

3. In Wahrheit steht auf dem Titel der „Cypressen“ (Exemplar in der Berliner königlichen Bibliothek) als Name des Verfassers „J. C. Markwort“. So schreibt denn auch Meusel 1803 die „Cypressen“ dem Jonas Christoph [!] Markwort aus Reißlingen zu.

4. Johann Christian Markwort (geb. 1778 zu Reißlingen im Braunschweigischen) war ein naher Freund Franz Horns. Er besuchte gleichzeitig mit Horn das Carolinum in Braunschweig (vgl. Scriba). Er widmete „seinem theuern Freunde J. C. Horn“ ein 1799 bei Schröder in Braunschweig erschienenes Trauerspiel „Haß und Täuschung“ (Exemplar in Berlin).

5. Ich behaupte: Markwort war der Freund, der nach Caroline Bernsteins Schilderung Franz Horns erstes Werk in dem unfernen „literarischen Orte“ (Wolfenbüttel) bei einem Verleger unterbrachte. Er erbot sich zum Vermittler, weil er zweieinhalb Jahre älter war, als der 1797 sechzehnjährige Franz Horn, weil er also den Verleger nicht von vornherein durch seine Person zur Ablehnung brachte. Der Verleger kannte den wahren Autor nicht, und er wird am Ende die Meinung gefaßt haben, Autor und Überbringer seien eine Person. So ist Markworts Name als der des Verfassers der „Erzählungen im romantischen Geschmacke“ in die Nachschlagewerke gekommen.

6. Caroline Bernstein spricht es auf S. 75 ihrer Schrift direkt aus, daß der junge Franz Horn deshalb seine frühe Autorschaft sorgfältig verhüllt habe, weil sie sein Vater schwerlich gut geheißen haben würde. Dadurch wird es erklärt, daß Markwort unter die Vorrede der „Urnen der Trauer“ seinem Kameraden zuliebe die Anfangsbuchstaben seines eigenen Namens (J. C. M.) setzte. Vielleicht ließ Horn den unbegüterten Freund (vgl. Scriba) auch an dem sehnlichst erwarteten Gewinn teilhaben. Jedenfalls schildert Caroline Bernstein S. 74 f., daß auch das zweite Buch Franz Horns durch jenen Freund seinen Verleger fand.

7. Als wahrscheinlich stelle ich es hin, daß auch das Werk „Cypressen“ (enthaltend fünf Erzählungen) Franz Horn gehört, obwohl es in der Tat den Namen J. C. Markwort auf dem Titelblatt trägt, und obwohl es 1800 bei demselben Verleger erschienen ist, der 1799 Markworts Trauerspiel „Haß und Täuschung“ gedruckt hatte. Auch dieses Drama Markwort abzusprechen, geht wohl nicht an, da Scriba besonders betont, welche äußere Bedeutung die Drucklegung für Markworts Leben gehabt habe. Nach Scribas Schilderung hat sich Markwort auch in etwas späterer Zeit noch poetisch versucht; seine schriftstellerischen Hauptarbeiten betrafen aber Musik- und Stimmtheorie.

Es ist mir bewußt, daß sich diese Hypothesen und Beweise keineswegs mit poetischen Meisterwerken und alles überragenden Größen beschäftigen. Immerhin sollen doch auch die Bibliographien für Schriftsteller dritten und vierten Ranges möglichst vollständig und richtig sein. Und Franz Horns drollige Frühreife läßt sich jedenfalls auf Grund meiner Angaben weit anschaulicher schildern, als das bisher möglich war.

Berlin-Friedenau. Karl Freye.

Zu den vorstehenden dankenswerten Darlegungen Freyes seien folgende Zusätze gestattet:

1. In der bei Scriba abgedruckten Biographie des 1866 verstorbenen Markwort (vgl. C. M. v. Webers sämtliche Werke, hg. von Kaiser. 1908. S. 157. 558) wird Horns Name nicht genannt. Damals (1831) lebte Horn noch. 22 Jahre nach dessen Tode erschien eine zweite, sicherlich auf autobiographischen Angaben beruhende Darstellung von Markworts Leben in J. B. Heindls Galerie berühmter Pädagogen usw. München 1 1859) S. 569 76. Darin wird unter voller Namensnennung des für Markwort wertvollen innigsten Freundschaftsverhältnisses mit Horn gedacht (S. 561 ff.). Dieser habe unter anderm Markwort zu dramatischen Versuchen ermuntert und den Verlag für Markworts Trauerspiel ‚Haß und Täuschung' vermittelt. Daß Markwort zwei Jahre vorher (1797) dem Freunde Horn einen ähnlichen Liebesdienst erwiesen hätte, erwähnt die Biographie mit keiner Silbe.

2. Wenn Meusel im Jahre 1803 (10, 248) in Markwort den Autor der ‚Cypressen' sieht (1831: 22 II, 839 wird übrigens Horn als der Verfasser genannt!), so hat ihn außer dem auf dem Titelblatte stehenden Namen, vielleicht folgende merkwürdige Erklärung verführt (ich sperre die im Original kursiv gedruckten Worte):

„Unter dem Titel: Cypressen, gab ich vor einiger Zeit zwey Erzählungen: der Hoffnungslose und Mißtrauen, in den Verlag des Hrn. Schröder in Braunschweig. Mit Befremden sehe ich indeß, daß man diesen beiden Erzählungen noch drey andere hinzugefügt hat, die von einer mir völlig fremden Hand sind. Mein zukünftiger Beurtheiler wird recht sehr gebeten, auf diese Erklärung Rücksicht zu nehmen. Schließlich muß ich noch hinzufügen, daß, so sehr ich auch eine baldige Recension dieser Cypressen wünsche, es mich doch beinah freuet, daß man von meinem Trauerspiele: Haß und Täuschung, einem noch unreifen Jugendproducte, keine Notiz genommen hat . . .

Leipzig am 7 Junius 1800. J. C. Markwort."

(Allgemeine Literatur-Zeitung 1800 Intelligenzblatt Nr. 93, Sp. 782).

Trotz dieser Erklärung glaube ich, daß die ‚Cypressen' dem Verfasser von ‚Haß und Täuschung' (mit Scriba) abzusprechen sind. Auch die zweite Biographie führt die ‚Cypressen' unter Markworts Werken nicht auf. Übrigens haben die mir bekannt gewordenen Anzeigen der ‚Cypressen' Markworts Erklärung übersehen oder ignoriert. Die eine (Neue allgemeine deutsche Bibliothek 63, 1801, S. 406 Fb., nach Partheys Verzeichnis Gruner in Jena) hebt die zwei von Markwort als echt bezeichneten Erzählungen hervor und lobt die ‚Mißtrauen' betitelte; die zweite (Allgemeine Literatur-Zeitung 1801. Nr. 200 vom Juli, Sp. 93 f.) nennt eine der unechten (‚Die Mißheyrath') die beste der Sammlung und verwirft die übrigen.

Prag. Alfred Rosenbaum.

## Zu Heinrich Smidts Dramen.

Vor einigen Jahren konnte der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift ein durch Flüchtigkeit verursachtes bibliographisches Versehen feststellen, das einer gewissen Komik nicht entbehrt (Euphorion 15, 680). Nun vermag ich mit einem Seitenstücke aufzuwarten, dessen Lustigkeit freilich in keinem Verhältnisse zu der Mühe steht, die infolge der Irreleitung aufgewendet werden mußte. Die Allgemeine Deutsche Biographie verzeichnet (34, 488) unter den Schriften des durch seine Ma-

rineromane und durch Fontanes Schilderung bekannten Heinrich Smidt auch zwei dramatiſche Werke, die ich mir ſeinerzeit gewiſſenhaft vorgemerkt habe: ‚Heiter und gefällig. Der letzte König, politiſches Drama‘. 1842. Als ich nun vor Wochen bei der Herſtellung des Smidt-Artikels für den 10. Goedeke-Band meine Materialien ſichtete und nachprüfte, da waren die eben genannten zwei Stücke nirgend anderswo als in der ADB zu belegen: weder in den übrigen gedruckten Quellen, noch in meinen auf ziemlich breiter Baſis beruhenden Exzerpten. In letzter Stunde, als mir der Artikel ſchon in Fahnen vorlag, beſchloß ich, die in der ADB angeführte Literatur noch einmal genau zu kollationieren, und ein freundlicher Zufall ließ mich gleich das richtige Werk zuerſt herausheben: die ſtofflich noch immer mit großem Dank benutzbare Literaturgeſchichte von Heinrich Kurz. Dort (⁵4, 1894, S. 520 a) fand ich denn auch mit geſchärftem Blicke die Löſung des Rätſels. Kurz ſagt nämlich: „Heinrich Smidt iſt auch im Luſtſpiel und in der Poſſe nicht unglücklich. ‚Die Herausforderung . .‘, ‚Wo iſt mein Luſtſpiel . .‘, ‚Alles Maske! . .‘ ſind heiter und gefällig. ‚Der letzte König. Politiſches Drama in 5 Aufzügen‘ (Leipzig 1842) von Otto Seemann aus Hamburg gefällt . . . .“ Das übrige gehört nicht hierher. Bei Kurz iſt nur der Name Otto Seemann geſperrt gedruckt.

Prag. Alfred Roſenbaum.

## Zu Fauſt I. V. 554/55 (Urfauſt 201/02).

„Ja, eure Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt.“

Das Kinderſpiel „Schnitzel kräuſeln“ iſt mir mit dem in dieſem Falle aus Heſſen belegten Ausdrucke „Schnitzel kräuſeln“ vor kurzem vorgemacht worden.

Man ſchneidet ſteife Papierſtreifen von 3—4 Zentimetern Breite und etwa 15 Zentimetern Länge („Schnitzel“), hält ſie in der linken Hand; in die rechte nimmt man ein Tiſchmeſſer, ſtemmt deſſen Rücken feſt zwiſchen das Papier, deſſen ungefähre Mitte man ſucht, und den Daumen und zieht mit der Linken den Streifen zwiſchen dem rechten Daumen und dem blitzenden Meſſerrücken raſch weg. Dann lockt, „kräuſelt“ ſich der „Schnitzel“. Man macht dasſelbe mit der anderen Hälfte des Schnitzels, nur von der Gegenſeite; ſo entſtehen an ſelbem Schnitzel zwei korreſpondierende Voluten. Die Kinder ſpielen mit dieſen hübſchen, nichtigen, ſo flink und blitzend hergeſtellten Dingern.

Zum Bilde, das Goethe gebraucht, gehört alſo auch das Blinken des Meſſers, mit dem man — nicht Kindern — ſondern (Dativ) „der Menſchheit“ „Schnitzel kräuſelt“, d. h. ihr etwas vormacht, worauf man ſie zu achten zwingt und das faſt (des Meſſers wegen) ernſt ſcheint; aber das Vorgemachte iſt trotz Blinkens und gekräuſelter Locken, d. h. trotz blitzenden, raumfüllenden, raſchelnden Weſens und Tuns nichts wert.

„Der Menſchheit“ als Dativ erkennen Minor (ſ. S. 65) und Witkowski (II. S. 209); auch ihre Erklärung trifft zu. Sie haben aber das Blinken des Meſſers noch nicht als zum Bilde gehörig erkannt.

Baſel-Arlesheim. Albert Geßler.

# Rezensionen und Referate.

1. Heyer Alfons, Johann Christian Günthers Leben auf Grund seines handschriftlichen Nachlasses. Erste, unverkürzte Ausgabe seiner Taschenbücher, mit ergänzender Einführung und Anmerkungen von Adalbert Hoffmann. Leipzig 1909, Th. Weicher. 5 M.
2. Wittig Gregor Konstantin, Johann Christian Günther. Ein Beitrag zu seinem Charakterbilde. Mit erneuten Berichtigungen und Zusätzen zu seiner Lebensgeschichte. Jauer 1909, O. Hellmann. 2 M. 50 Pf.

Das Buch von Hoffmann und Heyer bietet nicht sowohl, wie sein Titel verheißt, eine zusammenhängende Biographie Günthers, als vielmehr einzelne, freilich meistenteils recht wertvolle und wichtige Beiträge zur Darstellung seines Lebens, daneben in der dem Hauptinhalte, der Ausgabe der Taschenbücher vorausgeschickten Einführung und im Vorwort (XII u. 81 Seiten) außer biographischem Material Erörterungen allgemeinerer Art zur Ehrenrettung von Günthers Charakter. Es werden hier zunächst hauptsächlich ungünstige Beurteilungen des Dichters, die sonstige Forscher und Literarhistoriker sich zu Schulden kommen ließen, mit Eifer abgewiesen und entkräftet — mit Eifer und Nachdruck sicherlich, ob mit ebensolchem Geschick und Erfolg, muß dahingestellt bleiben. Es wirkt jedenfalls etwas eintönig und ermüdend, wenn alle möglichen Aussprüche Berufener und Unberufener, darunter manche ganz nebenbei gefallenen, weitläufig abgedruckt und mit einseitiger Voreingenommenheit meist ohne nähere Begründung als ungerecht und falsch hingestellt werden — als ob sich alle Welt und sogar alle sonstigen Kenner und Verehrer des begabten Dichters verschworen hätten, ihn geflissentlich schlecht zu machen und auf jede Weise zu verunglimpfen.

Hoffmann wandelt mit solchen Ausführungen ganz in den Fußtapfen G. K. Wittigs, des im September 1908 verstorbenen Altmeisters unter den „Günther-forschern", dessen oben bezeichnetes hinterlassenes Werk herauszugeben ein schöner Akt pietätvoller Pflichterfüllung von seinem ein-

zigen überlebenden Sohn Alexander Wittig aus New York in Verbindung mit A. Hoffmann war. Das literariſche Teſtament eines von Jugend auf um Günthers Andenken leidenſchaftlich bemühten Mannes wird jedem Güntherfreunde gewiß Achtung und Ehrfurcht abnötigen. Wittig faßt hier noch einmal die Ergebniſſe ſeiner mehr als halbhundertjährigen Arbeit an Günther zuſammen. Zum erſten Male trat er 1881 auf den Plan mit ſeinem Buche „Neue Entdeckungen", die jedoch leider gar zu ſehr von unweſentlichen, ja ſtörenden Erörterungen überwuchert und in höchſt befremdlicher Form erſchienen, wozu dann 1895 die „Urkunden und Beläge zur Güntherforſchung" außer Ergänzungen, Berichtigungen und Nachträgen zu jenem Hauptwerk vom Jahre 1881 auch manchen ſchönen durchaus neuen Fund brachten. In dem jetzt vorliegenden Opus posthumum ſind leider auch wieder die brauchbaren Ermittelungen vielfach verſetzt mit redſeligen Auslaſſungen über andere Forſcher, deren moraliſche Werturteile vor ſeinen Augen keine Gnade finden oder denen gegenüber er Prioritätsanſprüche glaubt geltend machen zu können. Artikel wie der von R. E. Jahn im Berliner Tageblatt vom Jahre 1906, hier ſogleich im Beginn S. 7, ſodann wieder S. 47—53, 58—69, 86—88, oder die kleinen Skizzen in den Günthertheften der Zeitſchrift „Oſten" vom Jahre 1908 geben ihm willkommenen Anlaß zu weitläufigen Betrachtungen. Aus Günthers Gedichten druckt Wittig ganze Seiten ab, um anderen eine günſtigere Meinung über ſeinen Liebling abzunötigen, als die ſchlechten Kerle, von Wittig als blinde Forſcher, dünkelhafte Phariſäer, hämiſche Splitterrichter gekennzeichnet und gebrandmarkt, vermöge merkwürdigen Defekts im Verſtand oder böswilliger Tadelſucht zu hegen ſich erdreiſten; ſogar große Pſalmenſtücke werden zu dieſem Behufe abgedruckt und als ſchweres Geſchütz aufgefahren, um die Verleumder und Läſterer Günthers gänzlich zu zerſchmettern.

Ihre Pietät hätten die Herausgeber immerhin durch etwas beſſere Korrektur auch beweiſen ſollen. S. 32 ſteht „Silbermann" als Name des für das „Oſten-Heft" beiſteuernden „Silbergleit", in der 7. Zeile darauf wird ſein „Ekſtatiker" zum „Elſtatiſtiker" und 5 Zeilen weiter trifft man ſtatt ſeines „Volksliedhaften" verdruckt „Volksliedheften". Armer Silbergleit!

Die von Gottſched angefochtene, ſeitdem von keiner Seite, nur von Wittig bereits in ſeinem Buche vom Jahre 1881 behauptete Echtheit von „Günthers Curieuſer und merkwürdiger Lebens- und Reiſe-Beſchreibung" (1732, neu gedruckt 1738) wird auch im vorliegenden Buche Wittigs mit beſtändiger, hartnäckiger Wiederholung und ebenſo von Hoffmann ſogleich im zweiten Satze ſeines Vorwortes als unzweifelhaft hingeſtellt, ohne daß von den ſeit 1881 mit außerordentlichem Kraftaufwand angekündigten, zur gründlichen Vernichtung der unverbeſſerlichen Zweifler und Gegner geradezu angedrohten Beweiſen etwas verlautbart wäre. Die gleichfalls

echt sein sollenden „Liebesbegebenheiten" (S. 16 Anm., S. 41, vgl. Vorwort von Alexander Wittig), die Wittig allein zu besitzen und zu kennen glaubte, befinden sich auch in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, sind mir längst bekannt — allerdings weiß ich nach so langer Zeit nicht mehr, ob aus eigenem Nachspüren, oder erst nach Durcharbeitung des Wittigschen Buches von 1881 — und im Euphorion 2, 729 bei Besprechung von Wittigs Buch „Urkunden und Belege" schon 1895 mit einer Mutmaßung über den möglichen Verfasser erwähnt worden.

Wenn Hoffmann sich an den ihm befreundeten Landsmann — er und Wittig stammen aus Striegau wie Günther — enger anschließt, als es anderen rein sachlich ohne landsmännische oder freundschaftliche Beziehungen mit gleichem Stoff sich befassenden Forschern angebracht erscheint, so mag man immerhin solchen persönlichen Verhältnissen manches nachsehen und zugute halten; wenn er aber Wittigs Manier auch darin befolgt, allgemein bekannte Stellen aus der Günther-Literatur lang und breit wörtlich abzudrucken und stets für sich ein besseres Verständnis, als andere haben, im Sinne von Günthers angeblich notwendiger Ehrenrettung zu beanspruchen, so rennt er wie jener lediglich offene Türen ein.

Wie der alte Wittig aus dem Kampfe gegen den Artikelschreiber des Berliner Tageblatts Jahn, so verschmäht Hoffmann gleichfalls nicht, sich mit wohlfeilen Lorbern aus dem Kampfe gegen Franz Hirsch (Heyer-Hoffmann S. 21—25, 66; S. 67 und 72 fälschlich Max Hirsch) zu schmücken, der in seiner Literaturgeschichte (II, 1885), Wittigs „Neue Entdeckungen" ruchloserweise nicht beachtend, freilich ein Zerrbild von Günthers Leben und Charakter entworfen hatte. Was aber veranlaßt oder zwingt gar Hoffmann dazu, grade diesen gleichgiltigen Hirsch als vollgewichtigen Güntherforscher heranzuziehen? Wenn von jedem angehenden Verfasser einer Literaturgeschichte verlangt würde, zuvor über jeden der vielen Dichter, die zu behandeln sind, Bücher wie das Wittigsche zu verdauen, so würden wir schwerlich eine Literaturgeschichte besitzen; und umgekehrt, wenn jeder, der sich mit Günther beschäftigt, zuvor einige Literaturhistoriker und Journalisten herausgreifen wollte oder sollte, um an deren Fehlern, Irrtümern und schiefen Urteilen der gebildeten Welt sein besseres Wissen vor Augen zu stellen und solchermaßen seinen Beruf zur zünftigen Güntherforschung darzutun, so werden wir nun und nimmer eine genießbare Güntherbiographie begrüßen können — wie ja das Heyer-Hoffmannsche Buch keine solche bietet und wir anderen, die wir uns doch auch redlich und liebevoll um Günther bemüht haben, sämtlich in Vorarbeiten stecken geblieben sind und manchem das Weiterarbeiten gänzlich verleidet worden ist — Dank vor allem den schlesischen Landsleuten des Dichters, von denen einige, nicht etwa nur sein ältester Biograph Steinbach (= Siebrand 1738), mit ihren anspruchsvollen und sich unnötig ereifernden, abenteuerlichen Rettungen seiner angeblich bedrohten Ehre dem Andenken

Günthers eher geſchadet haben. Kaum ſollte man es glauben, aber es iſt ſo, daß die landsmannſchaftlichen Eiferſüchteleien, die bald nach ſeinem Tode wegen Günther entbrannten, 150 Jahre ſpäter noch einmal angeſchürt ſich entzünden und, anſcheinend jahrzehntelang, weiterglimmen würden.

Unter die Verunglimpfungen Günthers wird es auch ſchon gerechnet, wenn an den traurigen Zerwürfniſſen zwiſchen dem Dichter und ſeinem Vater außer den engherzigen Auffaſſungen und muffigen Zuſtänden der kleinſtädtiſchen Umgebung ſowie des väterlichen Hauſes, außer dem ſpießbürgerlich ehrbaren, aber allzu nüchternen, duckmäuſeriſchen, in harter Schule des Lebens verhärteten und verbitterten Weſen des Vaters auch in des Dichters Charakter Eigenſchaften hervorgehoben oder angenommen werden, die des Vaters Unverſöhnlichkeit mit veranlaßten und beſtimmten und ſie beſſer begreiflich machen können. Dies iſt ein Punkt, in bezug auf den man mit einer Äußerung von mir in der Deutſchen Literaturzeitung (1903 Sp. 475) ſehr unzufrieden iſt. Indeſſen ſelbſt wenn Günther ſich über ſeinen Vater und ſeine häuslichen Verhältniſſe ſtets nur unanſtößig ausgeſprochen hätte, würde man es dennoch nun und nimmer billigen können, daß er in Gedichten, die für den Druck beſtimmt waren und zum Teil gedruckt ſeinem Vater vor Augen kamen, ſich ſo rückhaltlos und ohne Scheu darüber äußert, ſich ſogar gewiſſermaßen damit brüſtet oder gelegentlich entſchuldigt und mit Vorliebe dieſe heiklen Dinge zu Betteleien benutzt. Aber ſeine leicht und haſtig hingeworfenen Reimereien enthalten öfter höchſt unehrerbietige, geradezu freche Redensarten, ja, Drohungen gegen ſeinen Vater. Hier ein paar in der Eile zuſammengeraffte Stellen:

„Ich ſchlage mit Vernunft die Mißgunſt in den Wind,
Und ſeh, wie ſchön es ſteh, wenn Greiſſe Kinder ſind,
Und Leute, die doch ſonſt auf Bart und Übung pochen,
Sich ſelbſt aus Gift und Zorn viel Narren-Salbe kochen." (G 453)

So heißt es in einem Gedicht vom Jahre 1718 zu der in Günthers Vaterort Striegau ſtattfindenden Mäntler-Mentzeliſchen Hochzeit; in der kleinen Stadt wurden dieſe gedruckten Blätter mit Glückwunſchgedichten ſofort allgemein bekannt, und ſo konnte die pöbelhafte Beſchimpfung des eigenen Vaters — denn kein anderer iſt gemeint — dieſem nicht verborgen bleiben. Anderswo lieſt man:

„Er zeugt mir fremden Haß, läßt andre Feuer blaſen,
Weckt ſelber meinen Feind; iſt's Einfalt oder Raſen?" (N 15)

Vielleicht am ſtärkſten vergreift ſich der junge Dichter in ſeinem großen Rechtfertigungsgedicht, das er 1721 ſchrieb und gedruckt, woraus nur zufällig nichts wurde, ſeinem Vater zuſenden wollte, 416 Tetrameter lang (G 855—871). Schon daß er ſich in ſeiner unheilbaren Verblendung und maßloſen Dichtereitelkeit wieder mit Verſen an ſeinen Vater

wandte, seine häuslichen Angelegenheiten der Öffentlichkeit unterbreitete, jedem Fremden Einsicht in alle Familienverhältnisse gewährte, den ersten besten Leser zum Richter zwischen Vater und Sohn machen wollte, muß man als ungeheuerlich bezeichnen. Der Ton vollends war keineswegs darnach angetan, „den Unwillen eines redlichen und getreuen Vaters zu besänftigen". Die gehässigen Ausfälle gegen den ärztlichen und geistlichen Stand mit unverkennbarer Beziehung auf dem Vater naheſtehende, mindestens wohlbekannte Persönlichkeiten mußten diesen aufs Neue reizen und empören. Und manche Wendungen über den Vater selbst zeugen von einem bedauerlichem Mangel an Einsicht und Selbstbeherrschung, von heilloser Verwirrung der sittlichen Begriffe, von kindischer Unreife:

„Schlüge Gott mit Blitz und Keilen gleich auf solche Fehltritt zu,
O wie wenig würden Greise? und wo blieben ich und du?" (Z. 23, 24)
„Stünd' es mir auch zehnmal frey, einen Vater zu erwählen,
Würd' ich dich doch in der That alle zehnmal nicht verfehlen;
Würdest du mir auch im Kittel vom Verhängniß vorgestellt,
Käm ich doch aus deinen Lenden mit Vergnügung auf die Welt." (Z. 213—16)
„Wie ich mich und andre strafe, also stäch ich dir den Schwär,
Wenn dein Herz wie manches Vaters voller Tück und Bosheit wär." (Z. 287/8)

Ist es nicht schon, was man jetzt moral insanity nennt, wenn Günther sich einbilden konnte, mit solchen gewagten Äußerungen kindlich und versöhnlich gehandelt und seiner Sohnespflicht vollauf genügt zu haben? Eine solche Selbstgefälligkeit und Überhebung, ein solcher Trotz und Eigendünkel stehen glücklicherweise vereinzelt in der Geschichte der Menschheit da; vom Standpunkte der Kunst bleibt jenes Gedicht eine langweilige Reimerei, wird aber als ästhetische, moralische, psychologische Kuriosität stets Aufsehen erregen und seine Leser fesseln.

Sehr oft wenn Eltern und Sohn oder Tochter sich feindlich gegenüberstehen, sind es eben die von den Eltern ererbten oder in ihrem beständigen Umgang angewöhnten Eigenschaften, die den unversöhnlichen Zwiespalt herbeiführen. So mögen auch im jungen Günther Eigenschaften des Vaters noch verstärkt zum Vorschein gekommen sein; Spuren von Herrschsucht, Starrsinn, Jähzorn, Verbissenheit und vielleicht am deutlichsten ein gewisser Hang zum Schmarotzertum, die Neigung, sich recht dürftig und arm hinzustellen, bettelhafte Zudringlichkeit und Unverfrorenheit würden sich unschwer an beiden nachweisen lassen. Es wäre sicher eine tiefere Erfassung des Problems, wenn jemand auf die Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten der Charaktere einzugehen versuchen wollte, als wenn man leichthin und oberflächlich dem Dichter nur Gutes, seinem Vater nur Schlechtes nachsagt und letzterem alles Verschulden beilegt. Und welch einen Triumph könnte jemand erleben, der die moderne Theorie der Vererbung auch auf seelischem Gebiete an diesem interessanten Fall klarlegen würde! In höherem Sinne würde man auf solche Weise mit

größerer Berechtigung den Sohn von seinen Verfehlungen entlasten und seinem Erzeuger alle Schuld zuschieben können, wenn dieser zugleich mit seinem Fleisch und Blut, mit seinen Säften und Kräften schon bei der Zeugung jene verhängnisvollen Eigenschaften auf den Sohn übertragen hätte. Dann rollte ja nur die Kugel nach erhaltenem Anstoß mechanisch und naturnotwendig weiter.

Wenn es nun auch umfangreiche, beständig sich erweiternde Kreise gibt, für die jenseits von Gut und Böse eine Sittlichkeit gilt, wonach einem Sohne, zumal einem künstlerisch veranlagten Sohne seinem Vater gegenüber derartiges wie beim Falle Günther ganz wohl erlaubt ist, so kann ich nur beklagen, daß es mir anscheinend versagt bleibt, mich zu diesen lichten Höhen reiner, edler Menschlichkeit emporzuschwingen. Es mögen jetzt schon 20 Jahre her sein, daß ich zum ersten Male alles, was von Günther und über ihn vorhanden ist, mit gespannter Aufmerksamkeit und reger Teilnahme durchgearbeitet hatte, und auch später hat der schlesische Dichterjüngling manches Jahr im Vordergrunde meiner Beschäftigung gestanden; veröffentlicht sind von mir nur ein paar Zeitschriftenartikel, worin die Ergebnisse großer Arbeit knapp und gedrängt vorliegen. Ein umfangreiches bibliographisches Verzeichnis der Güntherliteratur und ein kritisches Namenregister war schon 1890 vorhanden, bevor ich 1891 in den Burschenschaftlichen Blättern im Anschluß an Günthers Beziehungen zum Gaudeamus igitur einen kurzen Lebensabriß veröffentlichte, der eine genaue Kenntnis des ganzen Stoffes voraussetzt und jedem Kundigen verraten mußte. In der Beurteilung seines Charakters und seiner Kunst bin ich stets äußerst vorsichtig verfahren und habe mich bemüht, Licht und Schatten angemessen zu verteilen. Wer von Jugend auf ein „Liebhaber teutscher Poeterey" gewesen ist und fast unzählige Dichter der verschiedensten Völker mit offenem Sinn und inniger Vertiefung, mit ganzer Seele gelesen hat, aber auch im wirklichen Leben vielerlei Verhältnisse, darunter neben erfreulichen und klaren auch sehr trübe, widrige, verworrene kennen gelernt hat, darf sich wohl für ebenso befugt halten, Günthers Wesen zu beurteilen wie sonst jemand. Günther ist ein sehr interessantes Problem in mehr als einer Hinsicht und wird stets besondere Anziehungskraft ausüben auf alle die sich ihm nähern, aber er ist kein Halbgott, und er ist kein reiner und edler Mensch; es ist ein vergebliches und frevelhaftes Bemühen, wegen seiner dichterischen Leistungen ihn vergöttern zu wollen. In seinem Charakterbilde finden sich neben ansprechenden Zügen auch recht abstoßende; niedrige Sinnlichkeit, Zanksucht, bettelhafte Dreistigkeit können vermöge keiner Sophistik in seinem Wesen abgeleugnet werden, weil seine Gedichte von Beweisen dafür wimmeln. Lessing und Goethe, ja selbst Gellert und Gottsched, auf dessen Schultern in diesem Fall Goethe steht, behalten trotz Wittig und Hoffmann mit ihren Urteilen Recht.

In einigen und gerade recht wichtigen Punkten vermag selbst Hoffmann sich den Aufstellungen Wittigs doch nicht anzuschließen. Eines der wesentlichsten Ergebnisse, die das Heyer-Hoffmannsche Buch enthält, beruht auf einer Kirchenbucheintragung, wonach „Frau Anna Günterin" noch 1712 am Leben war, Günthers rechte Mutter also nicht das 1711 gestorbene „Haußweib", sondern die 1724 gestorbene „Ehewirtin" sein, also den Dichter überlebt haben würde. Damit wäre die bisher offene Frage, ob Günther eine mißgünstige Stiefmutter gehabt habe, nunmehr in verneinendem Sinne gelöst und endgiltig erledigt. Das Vorhandensein der Stiefmutter war auch eine von Wittig mit besonderer Hartnäckigkeit verfochtene Behauptung, vornehmlich weil die von ihm als echt angenommene „Curieuse Lebens- und Reise-Beschreibung" eine Stiefmutter einführt. Hier gerät Hoffmann in Widerspruch mit Angaben dieser Autobiographie, deren Echtheit er auch, freilich ebenfalls ohne nähere Begründung, wie selbstverständlich aufrecht zu halten versucht, und sieht sich veranlaßt, auch einmal von Wittig abzuweichen. Auch seine früheren eigenen Ausführungen über Günthers Koppenfahrt, woraus manche falschen Folgerungen abgeleitet wurden, z. B, bei Wittig S. 18, nimmt Hoffmann S. 196 zurück.

Wo steckt übrigens die S. XII, 9, 41 bereits wie fertig vorliegend erwähnte Auswahl Güntherscher Gedichte von Hoffmann und Maydorn mit den darin „aufgenommenen 125" Gedichten? Jetzt (im Dezember 1909) ist sie noch nicht erhältlich und nach Auskunft des dafür angesetzten Verlegers noch nicht erschienen.

Alles in allem bringen die beiden vorliegenden Bücher mancherlei Neues und Gutes, machen es aber dem Leser zu schwer, das Brauchbare von der Spreu zu sondern. Mit sehr gemischten Empfindungen arbeitet man sich durch den Wust hindurch, und nur mit Überwindung mag man ein Urteil aussprechen; kaum wagt man sich an einen vormals mit jugendlichem Eifer und mit wärmster Teilnahme nach allen Richtungen durchforschten Stoff noch wieder heran, möchte lieber ganz verstummen angesichts des vielen Schutts, der auf allen geistigen Gebieten in diesen eigenartigen Zeitläuften absichtlich und unabsichtlich, in gutem Glauben und wider besseres Wissen abgeladen wird, und es entringt sich der Tiefe des gepreßten Herzens der Stoßseufzer: Beatus ille qui procul negotiis! . . .

Den Schlußworten ‚Beatus ille' besser entsprechend ging ich mit der Absicht um, vorstehende Bücherbesprechung zurückzuziehen, da mir alle Güntheriana wieder um einige Jahre weiter abgerückt sind und in meinem Gedächtnisse schon zu verblassen beginnen — als ich zugleich mit dem Druckſatz des Vorigen die darin soeben erwähnte bisher fehlende Auswahl von Gedichten Günthers durch den Verleger zugesandt erhielt:

Christian Günther. Eine Auswahl seiner Gedichte im Rahmen seines Lebens von Adalbert Hoffmann. Einleitung und Anmerkungen von Dr. Bernhart Maydorn. Schweidnitz [1912], Heege.

Dieses Buch ist eine höchst erfreuliche Erscheinung in der Günther-literatur und bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt. In dem kurzen, aber sehr gediegenen Lebensabriß hat Maydorn zum ersten Male die grundlegenden Ergebnisse der neueren Untersuchungen in vollem Umfange herangezogen und in geschickter Darstellung zu einem wohlabgerundeten Ganzen verarbeitet, und auch an der feinsinnigen Auswahl, die, meist richtig und unanfechtbar, nach der Zeitfolge angeordnet ist, mögen recht viele verständnisvolle Leser Gefallen finden und auch weitere Kreise sich dafür erwärmen!

Ich für meine Person muß mich mit einer gewissen Unfreundlichkeit mir gegenüber abzufinden suchen, was mir indessen nicht sonderlich schwer fällt und was ich als für das Allgemeine belanglos übergehen würde, wenn ich nicht schon in obenstehender Anzeige — wie ich damals annahm, zu guter Letzt — ohnehin aus der Zurückhaltung herausgetreten wäre. Meiner wird zweimal in den Anmerkungen zur Einleitung gedacht, beide-mal abweisend, einmal S. XL wegen einer Einzelheit von geringerer Bedeutung, sodann S. XLIII wegen der beiläufigen, bereits oben er-wähnten Äußerung in der Deutschen Literaturzeitung (1903) über das traurige Verhältnis von Vater und Sohn. Im Anschluß daran findet sich der Ausdruck „Verleumdung" angewandt, und es heißt weiter, die bloße Fragestellung „leistet in Übertreibung nach beiden Seiten hin und im Festhalten an längst widerlegten Klätschereien das Menschenmögliche". Wenn ich durch Übertreibung nach beiden Seiten hin der bisher üblichen einseitigen Übertreibung zugunsten des Dichters gegen den Vater ein Ende gemacht und eine verständigere Würdigung auch des väterlichen Standpunktes veranlaßt hätte, so kann ich wohl zufrieden sein, und ich nehme mit ebenso großem Vergnügen wahr als ichs gern zugestehe, daß der Verfasser sich in der Schilderung dieser Zerwürfnisse großer Be-sonnenheit und Mäßigung befleißigt hat, wie seiner ganzen Darstellung neben wohltuender Wärme zugleich einsichtsvolle, gerecht abwägende, menschlich ansprechende Gesinnung durchweg eigen ist.

Wenn meine damaligen Äußerungen vom Jahre 1903 schon als übertrieben gelten sollen, wie viel schlimmer werden mir erst obenstehende Sätze vom Jahre 1909 ausgelegt werden! Wobei mir wieder nur der Trost verbleiben mag, daß, wenn dadurch die Wirkung erreicht wird, zu behutsamer, nochmaliger Prüfung der Verhältnisse kräftig anzuregen, der eigentliche Zweck meiner Ausführungen erfüllt ist.

Des Gefühls, einer gewissen Unfreundlichkeit gegenüberzustehn, kann ich mich nicht erwehren, wenn das Buch meinen Namen nur zweimal anführt, um Aufstellungen von mir zu bekämpfen, während meine sonstigen Arbeiten über Günther gar nicht erwähnt werden — als ob nichts Brauchbares darin enthalten wäre. Um nur eine bezeichnende Tatsache hervorzuheben: S. 215 wird von dem heiligen Stamm eines vor Günther

ſchon von Lohenſtein und Logau beſungenen Baumes geredet; es iſt ausgeſchloſſen, daß das ohne Kenntnis eines Aufſatzes, worin ich eigens davon ausführlich und zuſammenhängend gehandelt habe, geſchehen ſein könne: „Ein ſchleſiſcher Muſenſitz", Sonntagsbeil. d. Voſſiſchen Zeitung vom 30. April und 7. Mai 1893. Doch ſollen mich die perſönlichen kleinen Häkeleien bei der Anerkennung des im ganzen trefflichen Werkes nicht hindern noch in meinem Urteil irgendwie beeinfluſſen. A. K.

Budde Fritz, Wieland und Bodmer. Berlin 1910, Mayer und Müller (= Paläſtra LXXXIX.). 6 M. 50 Pf.

Der Verfaſſer vorliegender Arbeit beſchränkt ſich zwar im Hinblick auf ſein Thema „Wieland und Bodmer" mit Strenge auf die Erörterung der perſönlichen und literariſchen Beziehungen zwiſchen dieſen beiden Männern, ſo daß er den mannigfachen Geſchehniſſen und Einflüſſen der Schweizer Zeit in Wielands Leben eine erſchöpfende Behandlung nicht zuteil werden laſſen kann — beſonders über die letzten Jahre von 1758 an geht er faſt allzu raſch hinweg —: Dennoch bietet uns ſeine Unterſuchung einen ſchätzenswerten Beitrag zu einer Wieland-Biographie. Budde begnügt ſich nämlich nicht damit, biographiſche Daten zu häufen und äußerlich klar erkennbare literariſche Abhängigkeiten zu regiſtrieren, mit feinem pſychologiſchen Verſtändnis und nicht ohne Erfolg iſt er bemüht, hinter all dem Schein, den raſch wechſelnden Phaſen des Wielandſchen Lebens die wo nicht konſtante, ſo doch einheitliche Perſönlichkeit aufzuſpüren, die Linie der inneren Entwicklung des Jünglings herauszulöſen aus dem Gewirr vielverſchlungener Erſcheinungen und ſie uns in ihrer leichtbewegten Geſtalt zu zeigen. Leider hat er es verabſäumt, die im biographiſchen Teil (I. Kap.) in dieſer Richtung gewonnenen Reſultate in ſeinem ſonſt ſcharfcharakteriſierenden Schlußworte noch einmal hervorzuheben, obgleich ſie wohl als das Wichtigſte aus der Abhandlung angeſehen werden dürfen. So vortrefflich uns nämlich Ermatinger („Die Weltanſchauung des jungen Wieland", Frauenfeld 1907, vgl. Euph. 17, 155/60) über die Wirren der Kloſterbergener und Erfurter Zeit unterrichtet hat, ſo leicht geht er über die Züricher Jahre hinweg und iſt hier nicht zu der wünſchenswerten Klarheit vorgedrungen. Dieſe Lücke füllt Budde mit Glück aus. Die Zeit von Ende 1754 bis Herbſt 1756 iſt keineswegs nur ein Kampf rigoroſer, moraliſcher Anforderungen mit der immer wieder durchbrechenden natürlichen Sinnlichkeit des Jünglings. Budde[1]) legt mit Recht großes Gewicht auf die Feſtſtellung einer Periode des verſtiegenſten, düſteren Fanatismus, des „aſketiſchen Myſticismus". Wieland hat ſich ja ſelbſt noch nach

[1]) Vgl. beſ. S. 51—55; S. 215, Anm. 15.

langen Jahren des öfteren über diese unerfreulichste Zeit seines Werdens sehr unzweideutig geäußert. In dem bekannten, autobiographischen Briefe an Leonh. Meister vom 28. Dezember 1787 (Ausgew. Br. III, 379 ff.), den auch Budde nicht heranzieht, unterscheidet er mit aller Bestimmtheit diese selbstquälerische, verstiegene Periode von anderen Stufen seiner Entwicklung, indem er sagt: „Mit meinem Übergang aus der Platonischen Schwärmerey zur Mystischen (Ao. 1755. 56.) und mit meinem Herabsteigen aus den Wolken auf die Erde ging es natürlich und gradatim zu" (S. 385). Nun erst vermögen wir Wielands inneres Werden durch seine feinen Nuancen hindurch zu verfolgen. Von der strengen Christlichkeit im Elternhaus, einem stumpf und dumpf gewordenen Pietismus, geht der im tiefsten Grunde seines Wesens schwärmerisch veranlagte Jüngling aus. Klosterbergen und Erfurt bringen die auf christlich-moralischer Grundlage aufgebaute Weltanschauung in heftige Erschütterung; die Aufklärung, ja völlige Skepsis ergreift von dem Frühreifen Besitz, während die Antike noch nicht ein beherrschendes Moment in seinem Seelenleben wird. Nach Biberach zurückgekehrt, macht ihn die Liebe zu Sophie wiederum zu einem „Freund der Tugend und Religion" (An Bodmer 6. 3. 1752; Ausgew. Br. I, 50). Man mag mit Budde (S. 215 f.) Wielands damalige Weltanschauung in der Richtung des „Sokratischen Mäßigungsideals" liegen finden. Voll Schwärmerei, aber nicht voll christlicher Strenge ist diese Ethik; das zeigt Wielands unbefangenes, eifriges Eintreten für Klopstocks „tibullische Elegie", das ihn in Zürich für verloren ansehen ließ. Erst in der Schweiz nimmt Wielands Ethik eine entschieden christliche Richtung. Bodmer, dessen religiöse Stellung Budde noch zu orthodox auffaßt[1]), brachte ihn zeitweilig zu einer hausbackenen, streng tugendhaften, aber keineswegs schwärmerischen Religion, deren Hauptgewicht nicht auf Dogmen, sondern auf dem praktisch-moralischen Handeln ruhte. Mit der Loslösung von Bodmer, d. h. in der Zeit nach dem entsagungsvollen Überwinden des großen Schmerzes um Sophiens Verlust, wendet sich Wieland ganz von dem niederen Erdeleben und seinen Kümmernissen ab. Es setzt jener krankhafte Fanatismus ein, jene Flucht in die ätherischen Sphären, der mönchische Mysticismus, der das unerquicklichste Stück in Wielands Leben bezeichnet. Daneben, wenn auch zeitweise in den Hintergrund gedrängt, bleibt in Wielands Seele immer der seiner Natur am meisten zusagende Platonismus, die sokratische Lebensweisheit lebendig, die ihm später, als Xenophon und Shaftesbury seine geistigen Führer wurden, den Übergang zu der heiteren Schönheit und sinnlichen Frische des „Araspes und Panthea" und „Cyrus" frei

[1]) Bodmer, auf politischem Gebiet ein entschiedener Demokrat, stand auch in seinen religiösen Anschauungen sehr weit links, wie man heute sagen würde. Vgl. „J. J. Bodmer, Denkschrift zum CC. Geburtstag." Zürich 1900, S. 5 f., bes. 137 ff.

machten. Diese Werke, wie es in dem oben erwähnten Briefe an Meister weiter heißt, „waren die ersten Früchte der Wiederherstellung meiner Seele in ihre natürliche Lage".

Die eben kurz skizzierten wichtigen Ergebnisse für Wielands innere Entwicklung gewinnt der Verfasser hauptsächlich in seinem I. Kapitel (bereits 1909 einzeln als Berliner Dissertation erschienen), das die persönlichen Beziehungen zwischen Wieland und Bodmer nachweist. In einem II. Kapitel unterzieht der Verfasser eine Reihe strittiger, Wieland mit mehr oder minder großer Sicherheit zugeschriebener Aufsätze (meist Artikel aus den „Züricher Freymüth. Nachrichten") einer eingehenden Revision und kommt zu Resultaten, die zum Teil nicht unbeträchtlich von früheren Vermutungen abweichen. Wielands Anteil an der Zeitschrift erscheint weit geringer, als man annahm. Obwohl auch Budde unter dem bei solchen Fragen sehr fühlbaren Mangel an eingehenden Arbeiten über Wielands Sprachgebrauch und Stil[1]) zu leiden hatte, wird man doch wohl allenthalben den neugewonnenen Ergebnissen zustimmen. Zu der Rezension der „Hymne auf die Größe und Güte Gottes" (Zür. Freym. Nachr. 1753, 259 f.) möchte ich bemerken, daß der Schluß, der Artikel müsse von Bodmer sein, weil in ihm dieselbe Änderung von „schmelzte" in „schmolz" sich findet, die Bodmer in sein Handexemplar eintrug, methodisch falsch ist. Wenn sich Wieland solche Geschmacklosigkeiten, wie den Vers:

„Ihm ist unter die Schenkel ein Polster von Fette geleget"

von Bodmer aufdrängen läßt (vgl. Budde 142), warum könnte er die Korrektur einer Wortform nicht auch übernehmen und bekannt machen? Praktisch bleibt es freilich wohl bei Bodmers Autorschaft; „Hymne" als Maskulinum zu brauchen („der Hymne" = Hymnus), scheint schweizerisch-dialektisch[2]); und wenn die Schreibung „Innhalt" (mit nn) auf Wieland zu weisen scheint[3]), so ist doch zu berücksichtigen, daß „Innhalt" schon in der Vorlage steht, in Sulzers Brief vor dem Hymnendruck.

In einigen Artikeln in Briefform („An Philypsus", „An Chereas"; Freym. Nachr. 1753, 362 ff. und 371 ff.) hat Budde — die Annahme erscheint mir sicher — geringe, dazu überarbeitete Reste der verlorenen Bodmerschen Briefe an Wieland entdeckt.

---

[1]) Budde selbst gibt S. 68 f. und S. 71 f. eine feine Analyse von Wielands Prosastil.

[2]) So auch Bodmer an Zellweger 9. Juli 1752 (Euphorion 3, S. 75).

[3]) Bodmer schreibt „Inhalt", Wieland (vgl. Neue Vorrede zur Syndflut) „Innhalt, innwendig, innbrynstig". Vgl. Hordorff, Untersuchungen zu ‚Edward Grandisons Geschichte in Görlitz'. Euphorion XIX, 1/2. — Beiläufig erwähne ich als ein allgemeines Kriterium für Wielandsche Autorschaft den häufigen Gebrauch von „eben" („zu eben der Zeit, da . . ."; „eben diese Leute"; „auf eben diese Art").

Das III. (letzte) Kapitel zeigt uns Wielands literariſche Entwicklung unter dem ſtarken Einfluß von Bodmers energiſcher Perſönlichkeit. Als Charakteriſtika der literariſchen Phyſiognomie Wielands in der Zeit ſeiner größten Abhängigkeit von Bodmer beſpricht Budde ſehr ausführlich den „Geprüften Abraham“, die kritiſche „Abhandlung von den Schönheiten des Noah“ und die ſtark polemiſche „Ankündigung einer Dunciade.“

Die geſchickte Dispoſition iſt leider nur aus der Inhaltsangabe erſichtlich, nicht auch im Text (etwa durch vermehrte Abſchnitte und Überſchriften) klar herausgehoben. Überhaupt zeigt ſich hie und da des Verfaſſers geringe Neigung zu Erleichterungen beim Leſen und zu Verweiſen. Er zitiert viel, gibt aber bisweilen die oft verſteckte Quelle nicht an[1]). Auch ein Regiſter zu dem doch ganz anſehnlichen Buche würde man gern beigegeben ſehen. Ich weiſe hier gleich auf ein paar Druck- und Leſefehler und Verſehen des Autors hin, die mir zufällig aufſtießen.

S. 7*): Nicht „Ausg. Br. S. 37“, ſondern „S. 3, 7“.

S. 7***): Nicht „Euph. Ergh. 3, S. 66 77“, ſondern „S. 66, 70“.

S. 18, Anm. muß es natürlich[2]) an einer wichtigen Stelle heißen: „Brief ohne Tagesdatum, May [nicht März] 1752 an Schinz.“

S. 65*): Nicht „Quellen und Forſchungen Band 32“, ſondern „39“.

S. 74 o. iſt mir die Wendung „dieſe erſte Auslaſſung zugunſten der Antiquaſchrift“ um ſo unverſtändlicher, als Budde ſelbſt S. 207, Anm. 6 auf früheres (1750, 1751) Eintreten Bodmers für lateiniſchen Druck hinweiſt.

S. 74 u. heißt es: „Der letzte Satz der Recenſion [des Schönaichſchen „Hermann“: Freym. Nachr. 1753, 260 f.] ſtimmt wörtlich überein mit einem Satz aus dem erſten Brief des Edward Grandiſon,“ und die Anm. verweiſt auf S. 12 dieſes Schriftchens. Gemeint iſt doch wohl der Satz: „Man glaubet, der Leſer werde leicht erkennen, wie wichtig ein Urtheil von ſo einem Manne ſey, der zum wenigſten in der Dichtkunſt, ohne Widerſpruch, groß iſt[3]).“ Dazu ſtimmt der Satz des

---

[1]) So konnte z. B. S. 95*) für Bodmers Äußerung: „Mit Haller hat man Mitleid, mit mir nicht,“ die Quelle (Brief vom 12. I. 1755 an Zellweger, ſ. Gött. Gel. Anz. 1896, 487) angegeben, S. 136 (Bodmers Beſchäftigung mit dem Arminiusſtoffe 1725/6) auf Bächtold, Geſch. d. d. Litt. in d. Schweiz. S. 621 verwieſen werden. Ob Budde S. 113 zu der durch den Druck (wohl als neu) hervorgehobenen Stelle, im Grandiſon fänden ſich „Wendungen und Sätze, die von den Parteien in ihren Büchern und Aufſätzen ſelbſt angewandt worden ſind“, die Quelle hätte angeben ſollen — Seuffert wies auf dieſen von mir entdeckten Umſtand hin Prol. zu e. Wieland-Ausg. V, Nachträge zu II — will ich als Beteiligter nicht entſcheiden.

[2]) Der Druck hat „May“; ſo auch Budde ſelbſt S. 137.

[3]) Der Satz ſtammt ſelbſt wieder aus Gottſcheds Vorrede zur 2. Aufl. des „Hermann“; vgl. Hordorff, Unterſ. zu Edw. Grandiſon, Euph. XVIII, 1, S. 82.

Grandiſon S. 8 (nicht S. 12!): Der Hermann, „ein Werk, welches Voltairen, einem Manne, der, zum wenigſten in der Dichtkunſt, ohne Widerſpruch groß iſt, ein uneigennütziges Lob abgedrungen hat."

S. 90**). Wie Budde Wielands Äußerung über Orrerys Swift-Charakteriſtik (Ausg. Br. I, 220) anerkennend nennen kann, iſt mir unerfindlich. Wieland ſchreibt: „Ich habe viele Achtung für den Lord Orery. Aber wenn er den Charakter Swifts malt, iſt er in meinen Augen ein Sünder, weil Swift nur von ihm ſelbſt gemalt werden konnte . . . . Orery verſchweigt viel Gutes von Swift, dichtet ihm Böſes an (z. E. den Geiz) mißverſtehet manche ſeiner Handlungen, vergrößert ſeine unvollkommene Seite, urtheilt oft unbeſonnen und ungereimt von Swifts Schriften . . . . Einen Charakter wie Swift's, muß man nicht flüchtig beurtheilen; ein ſuperficieller Kopf findet in dem Leben eines ſolchen Mannes wie in den Werken Gottes, lauter Inconſiſtenz und Unordnung, ein Weiſer Harmonie."

S. 209. Die „Weſtphäliſchen Bemühungen" werden Freym. Nachr. 1753, S. 181 ff., nicht S. 101 angezeigt.

Was die Ausnutzung des Materials durch Budde angeht, ſo iſt ſie im allgemeinen einwandfrei; man findet weder zu kühne Kombinationen, noch zu ſtarkes Preſſen des Wortlautes der Quellen. Wenn ich im folgenden ein paar Nachträge zu Buddes Mitteilungen gebe, ſo ſollen ſie zum Teil zeigen, daß man das Material hie und da — ich betone gleich ſelbſt, daß es ſich nicht um Stellen von größerer Wichtigkeit handelt — noch etwas mehr ausſchöpfen kann, als geſchehen iſt, zum Teil einige Flüchtigkeiten berichtigen.

Budde (S. 17*) ſucht bei Gelegenheit der Erwähnung einer Einladung nach Zürich, die Schinz Anfang Mai an Wieland gerichtet habe, und deren Exiſtenz auch mir ſicher ſcheint, den undatierten Brief Ausg. Br. I, 77 ff. („Tübingen, den . . May 1752", Antwort an Schinz) zeitlich zu fixieren. Zur Sicherung ſeiner Hypotheſe, der Brief ſei ſchon Anfang Mai, etwa am 10., alſo noch vor dem Briefe vom 14. Mai an Bodmer (Ausg. Br. I, 76) entſtanden, führt Budde mancherlei wenig Belangreiches an; einige weitere Stützpunkte hat er merkwürdigerweiſe bei Seite gelaſſen. Überhaupt muß ja der Brief ſo weit als möglich in den Anfang Mai vorgeſchoben werden, da Wielands „Frühling" „noch nicht geſchrieben" iſt, der doch dann ſchon am 2. Juni gedruckt[1]) an

[1]) Daß es ſich bei der Überſendung an Volz um ein Druckexemplar handelt, iſt unzweifelhaft. Es heißt in dem Begleitbriefe (ſ. Walter, Chronologie der Werke C. M. Wielands. Diſſ. Greifswald 1904, S. 48): „Sonſten werden Ihnen die lateiniſchen Buchſtaben, wie ich vermuthe, keinen Anlaß [Anſtoß?] geben. So wenig ich ſonſt Neuerungen in Kleinigkeiten liebe, ſo gefiel mir doch dieſe und ich werde ſie vor meinen Theil beybehalten." Ganz ähnlich ſchreibt Wieland an Sophie am 5. Juni (ſ. Walter 47): „Ich würde

Boiz geſandt wird; vgl. Seuffert, Euph. Ergh. 3, 72, Anm. 4. Sodann aber fehlt jede Andeutung über den Beſuch von Sulzer, Heß und Hirzel, die doch am 14. Mai ſchon wieder von Tübingen abreiſten; im Gegenteil, Wieland ſagt von ſich ſelbſt, was er nach dem Beſuch der drei Schweizer zu betonen kaum mehr nötig gehabt hätte: „Der perſönliche Umgang mit mir wird Ihnen zwar einen gar nicht ſauertöpfiſchen Jüngling, aber doch keinen Anakreon entdecken“ (S. 79). Ich habe ganz den Eindruck, als ſei dieſer Brief von Wieland in der erſten Freude ſeines Herzens gleich nach Einlauf des Schinzſchen Einladungsſchreibens hingeworfen worden. Ferner mache ich darauf aufmerkſam, daß Bodmer am 3. Mai an Schinz geſchrieben hatte: (Wieland) „muß Hexameter und keine Jamben ſchreiben;“ und er fügt hinzu: „Hendecaſyllaben ſchicken ſich nur für ſcherzhafte Sujets.“ Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Schinz dieſen Bodmerſchen Ratſchlag Wieland in ſeinem Einladungsſchreiben (vom 4. oder 5. Mai?) auch mitgeteilt hat. Hatte ihm doch Bodmer ausdrücklich geſchrieben: „Wieland bittet ſie um einen Plan für ſeinen Frühling und er hat wirklich einen gemacht[1].“ Nun antwortet Wieland: „Ich ſtehe noch an, ob ich ihn („Frühling“) in Hexametern oder in Hendecaſyllaben ohne Reimen ſchreiben ſoll. Die letzteren gefallen mir ſehr, und es wäre wohl billig, dieſes annehmliche Sylbenmaß bey uns ſo gewöhnlich zu machen, als es bey den Italiänern und Engländern iſt.“ Warum Bodmer Anfang Mai wieder auf dieſe Frage kam, weiß ich nicht; angeregt hatte ſie jedoch ſeinerzeit Wieland ſelbſt im Brief vom 20. Dezember 1751 an Bodmer: „Hagedorn hat uns dieſe Meſſe den Horaz in Hendecaſyllaben gegeben ... Ich kann nicht läugnen, daß mir die gewöhnliche Verſifikation der Abendländer, und ſonderlich die unſrige, ſehr wohl gefällt ... Ich halte den Reim und unſer ſechsfüßiges jambiſches Metrum für Stücke, die manche Arten von Gedichten ſehr muſicaliſch

---

gleich auf Ihr liebes Schreiben geantwortet haben, wenn ich Ihnen nicht zugleich meinen Frühling hätte überſenden wollen. Ich weiß nicht, ob Sie ſchon eine deutſche Poeſie mit lateiniſchen Buchſtaben geleſen haben.“ Walter (S. 47) will trotzdem an einem Manuſkript feſthalten („Die ‚lateiniſchen Buchſtaben‘ dürfen natürlich nicht zu der Annahme verführen, daß hier das gedruckte Werk gemeint ſei. Das war nach ſo kurzer Zeit unmöglich, wenn der Frühling im Druck auch nur 16 Seiten in Quart umfaßt.“) und ſetzt die Drucklegung erſt für den Juli an.

[1] So ſehr „confus“ wie Budde 138, A. 1. kann ich dieſe Notiz nicht finden. Wieland bittet (aber wo?) um Hilfe bei der Abfaſſung eines Grundriſſes für den „Frühling“, wie er denn gerade mit dem Plan des „Hermann“ Schiffbruch erlitten hatte, ſo daß ihm Bodmer erſt im „Verbeſſ. Herm.“ einen brauchbaren Grundriß zu liefern ſuchte, und auch den Plan zum „Abraham“ von Bodmer übernahm. Bodmer erteilt (3. Mai) Ratſchläge an Schinz mit der Vorausſetzung, dieſer werde ſie an Wieland weitergeben. Von ſeinem eigenen Plan ſpricht Wieland, Ausg. Br. I, 71 (An Schinz, 18. April): „Ich habe wirklich ein Deſſein gemacht.“ Man beachte den Anklang an Bodmers Worte!

und den Ohren gefällig machen, ob sie gleich einen Messias entstellen würden" (Ausg. Br. I, 11).

Zu S. 35. Daß Wieland auf Bodmers Veranlassung im Mai 1753 an Klopstock geschrieben hat, ist um so wahrscheinlicher, als Klopstock seinen Brief an Bodmer vom 12. Dezember 1752 vgl. Hirzel, Wieland und Künzli, 145 f. und 234 f.) nicht sogleich abgeschickt hat, sondern erst viel später mit einer Nachschrift vom 24. März 1753. Wielands Brief ist gleichsam die Antwort auf die Klopstocksche Zuschrift; liest man die beiden, zeitlich sich so nahestehenden Briefe hintereinander, so sieht man, wie sehr Wieland auf Klopstocks Bericht über seine Verlobung mit Meta Moller eingeht. Wenn er zweifelt, ob „die liebenswürdigste unter allen Töchtern Evas die Sympathie wegnehmen könne, die Sie mit Fanny verband," so spielt er auf Klopstocks Worte an: „Ich fühlte es sehr, daß diejenige die ich nun lieben sollte, mir noch liebenswürdiger seyn müßte, als mir Fanny gewesen war." Bodmer konnte Wieland um so leichter zu einer Antwort bewegen, als sich Klopstock in seinem Briefe (der ja nicht vollständig publiziert ist), oder in einem besonderen Briefe an Wieland nach diesem und seinen persönlichen Verhältnissen, auch nach seinem „Mädchen" erkundigt haben muß. Wieland antwortet mit einer rühmenden Schilderung seiner Doris (Deutsche Dichtung VIII, 1890, S. 271).

Zu S. 76. Buddes Annahme, „für den Antiquadruck habe sich Wieland nirgendwo besonders ins Zeug gelegt", ist zu berichtigen. Ich weise nur auf zwei Briefe Wielands hin; auf den an Boltz vom 2. Juni 1752, den ich oben schon anführte, und besonders auf den vom 11. April 1752 an Bodmer, in dem es heißt (s. Euph. Ergh. 3, 70): „Darf ich so frey seyn Sie zu fragen, warum Sie dieses Werk [„Noah"] nicht mit lateinischen Buchstaben drucken lassen. ich wünschte daß mann sie nach und nach einführte, damit wir nicht die einzige Gothen seyn, die noch in Europa sind. Ich bin sehr entschlossen, zur Abschaffung der eckichten Buchstaben zu helfen; aber es müssen ansehnliche autores seyn, die einer solchen Neuerung Autorität geben."

Budde (S. 130) betont den Unterschied in der Einkleidung der beiden Artikel, die Wieland für Sulzers „Allgemeine Theorie der schönen Künste" beisteuerte. Dieser Unterschied ist nicht zufällig und erklärt sich weniger aus der verschiedenen Entstehungszeit der Beiträge, als aus dem, was in der Zwischenzeit geschah. Der Aufsatz vom Naiven, 1753 geschrieben und selbstverständlich noch nicht für die „Allgemeine Theorie" bestimmt, war aus irgendwelchen Gründen ungedruckt liegen geblieben. Da bat Sulzer (Februar 1756, an Bodmer) um Beiträge zu seinem Werk und forderte auch Wieland zur Mitarbeit auf. Bodmer schickte sogleich einen „reichen Beytrag" ab, Wieland auch einen: sicherlich den Brief vom Naiven, den er noch daliegen hatte.

Aber dieſer Brief paßte gar nicht in den Rahmen des Kunſtlexikons. Warum hat nun Wieland den Artikel über das Hirtengedicht den Anforderungen eines nach Stichworten geordneten, ſyſtematiſierenden Werkes äußerlich beſſer angepaßt? Weil Sulzer inzwiſchen, am 4. und 11. Auguſt 1756, in den Zür. Freym. Nachr. Auskunft von ſeinem Plan gegeben und vor allem Proben mitgeteilt hatte, wie er die Artikel wünſche, zu denen er allgemein aufgefordert hatte. Daraufhin und auf eine weitere, beſondere[1]) Ermunterung Sulzers hin hat Wieland im Dezember[2]) etwa den Aufſatz ausgearbeitet und an Sulzer geſchickt, der ſich am 18. Januar 1757 dafür kurz in einem Brief an Bodmer bedankt

Zu S. 136. Daß Wieland das „Weltgericht" auf Bodmers Anregung hin gedichtet hat, erſcheint zweifellos. Dieſem ſelbſt hatte zwar eine Stelle aus den „Stunden der Weihe"[3]) das Thema zugetragen und die Hoffnung eingegeben, von Klopſtock ſelbſt ein Gedicht vom Weltgerichte zu erhalten, aber es war dabei ein Mißverſtändnis untergelaufen: Klopſtock ſpricht in den an Schmidt gerichteten Verſen:

„Doch daß Du nur vom Weltgerichte
Oder von Deiner erhabnen Schweſter
Dich unterredeſt!"

nicht von einem ſeiner eignen Pläne, ſondern von dem ſeines Vetters Joh. Chr. Schmidt, des Bruders der göttlichen Fanny. Bodmer hat davon bald Nachricht empfangen; am 7. November 1748 ſchreibt er an Zellweger (Zehnder, Peſtalozzi S. 336): „(Fanny) hat einen Bruder, der meditiret ein poema vom Weltgerichte." Als Klopſtock dann ſelbſt in Zürich war, wird er noch mehr von Schmidts Verſuch berichtet haben, der freilich unvollendet blieb und nicht auf uns gekommen iſt (vgl. Erich Schmidt in QF 39, 17). Bodmer hat ſich ſchließlich ſo mit dem Gedanken einer ſolchen Epopöe vertraut gemacht, daß er ſelbſt — ein Umſtand, den Budde überſehen hat, — ein „Weltgericht" ſchrieb, deſſen Manuſkript noch (ungedruckt) in Zürich liegt: ſ. Seuffert, Gött. Gel. Anz. 1896, S. 504, A. 1. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß Bodmer und Wieland ſich wetteifernd an dasſelbe Thema gemacht haben.

Zu S. 200: Für den im „Archiv der ſchweizeriſchen Kritik" I, S. 21 abgedruckten Artikel „Über Meiers Beurtheilung der Meſſiade, 1749" gibt Budde den erſten Druck nicht an[4]). Da mir das „Archiv" nicht

[1]) Brief an Bodmer 9. November 1756 (Hirzel S. 133), A. 1). Wieland ſollte einen Artikel „vom Erhabnen" ſchreiben.

[2]) Vgl. an Zimmermann, 15. Dezember 1756 (Ausg. Br. I, 232).

[3]) Die Bodmer in den Zür. Freym. Nachr. 1748, S. 311 (vom 25. Sept.) veröffentlichte.

[4]) Ebenſowenig für die Rezenſion „Über die Nimrodias, 1751" (Archiv S. 68). Sie iſt wohl identiſch mit der Anzeige des Nimrods, Freym. Nachr. 1751, S. 404 f.

zur Hand ist, kann ich die Richtigkeit meiner Vermutung nicht nachprüfen, doch nehme ich an, dieser Aufsatz sei identisch mit der in den Zür. Freym. Nachr. 1749, S. 100 (vom 26. März) stehenden Anzeige von „G. Fr. Meiers Beurtheilung des Helden-Gedichtes, der Messias", oder doch mit einem Theil derselben. Als Verfasser vermutet Budde, ohne Gründe zu nennen, Heß; ich glaube, damit ist der Autor in der Tat getroffen, und führe als Stütze eine Briefstelle an, Heß an Bodmer am 17. Mai 1749 (Stäudlin, Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, Stuttgart 1794, S. 101 ff.): „Nun sollte ich Ihnen auch noch einmal danken für die Ehre, die Sie mir durch den Druck der ‚zufälligen Gedanken' und der bewußten Recension erwiesen, und für die Bemühung, die sie mit diesen kleinen Dingerchen gehabt haben." Sollte die „bewußte Recension" nicht die fragliche Anzeige sein? Wo könnte auch 1749 der Druck erfolgt sein, außer in den Freim. Nachr.?

Zu S. 206, Anm. 4. Das „Gespräch zwischen einem Freunde der Reime und einem Gönner der Hexameter" ist sicherlich eine von Bodmers schrullenhaften Fiktionen. Denn nicht nur, daß die Verse aus den Freym. Nachr. (übrigens mehr, als Budde angibt[1]), im „verbesserten Hermann" zum Teil wiederholt, zum Teil in Prosa umschrieben werden, der Gedanke und die eigenartige Einkleidung ist von Bodmer auch anderwärts vorgebracht worden. Zuerst lesen wir in dem Gedicht „*ΕΥΕΡΓΕΤΑΙ* oder Die Wohlthäter des Standes Zürich" (1733; ich benutze die Aus-

---

[1]) Zür. Freym. Nachr. 1753, 262:

Einer. Ich bin noch stets geneigt, Hexameter zu hassen.
Ein andrer. Mir ist es nicht gegeben Alexandriner zu lieben.
Einer. Mein GOtt! ich kann mir nicht den Vers gefallen lassen,
Für welchen unsrer Sprach es an Gelenken fehlt.
Ein andrer. Kœnnte der Vers gefallen, der steif' und ohne Gelenke
Bricht, wenn er biegen soll, und schleppt sein Hintertheil
klappend [nicht „klappernd", Budde].
Einer. Jedoch ein schönes Kind mit Schuhen, die nicht passen,
Ist schön und bleibt auch schön, wie wol der Schuh es quält.
Ein andrer. Aber ein Mädchen, das an den Hyften lahm sich einherwindt,
Wenn es zum Tanze hinkt, erwecket ein lächerlich Mitleid."

Verb. Herm. S. 100:

„. . . er gestand, daß er den Vers nicht wohl leiden könnte, welchem es in unsrer Sprache an Gelenken fehlte, jedoch fügte er hinzu

— — Ein schönes Kind, mit Schuhen die nicht passen,
Ist schön und bleibt auch schön, wiewohl der Schuh sie quält.

Herald sagte, der Alexandriner und die trochäische Versart wären vielmehr ohne Gelenke und brächen, wenn sie sich biegen sollten. Von beiden könnte man sagen, daß sie das Hintertheil hinkend nachzögen. Aber that er hinzu

— — Ein Mädchen, das an den Hüften lahm sich einherwindt,
Wenn es zum Tanze hinkt, erwecket ein lächerlich Mitleid."

gabe: J. J. Bodmers Gedichte in gereimten Versen ꝛc. 2. Aufl. Zürich 1754. Dort S. 13):

„Oft welz ich den Begriff im Kopfe hin und her,
Und dehne Wort und Reim die Läng und über Quer;
Wenn die Gedanken dann mir nicht nach Willen fliessen,
So muß das Sylbenmaß die Schuld des Geistes büssen.
Zu sagen, was ich denk, erlaubt dasselbe nicht,
Das in sechs Gliedern geht und in der Mitte bricht;
Am Körper lang genug, behülflich desto minder,
Mit Füssen wohl versehn, doch darum nicht geschwinder.

[S. 14]:

Die deutsche Sprachart ist von langen Wörtern voll[1]),
Und läuft in lange Säz, ein Metrum steht ihr wohl,
Das sie geraumer sezt, und nicht so enge schliesset.
Der Bruch hemmt ihren Lauf, daß sie nur langsam fliesset;
Nicht anderst schleppt die Schlang[2]), an einem warmen Bach,
Die Mitte durchgebohrt, den Schwanz beschwerlich nach."

Diese Stelle zitiert zum Teil Breitinger in der Fortsetzung der Critischen Dichtkunst S. 454. „In der deutschen Sprache ist (der Alexandriner) um so viel unbequemer, weil sie an langen zusammengesetzten Wörtern ungemein reich ist, massen er für solche keinen Raum herzugeben weiß . . .

. . . Zu sagen, was ich will, erlaubt die Versart nicht,
Die in sechs Gliedern geht, und in der Mitten bricht."

Zu S. 206, Anm. 5. In Wielands „Neuer Vorrede" zur „Syndflut, Zyrich 1753" findet sich das Motiv, wie es in Griechenland nur einen Homer gebe, so könne es auch in Deutschland nur einen Klopstock geben, nicht vor[3]). Ebensowenig ist Bodmers Hieb auf

[1]) 1755 heißt es im „Grandison" S. 27: „. . . . Hexameter, eine Versart, die zu der deutschen Sprache, die lange und kurze Sylben hat, und in längliche Sätze läuft, ungemein gut passet"; und S. 94: Die Züricher „meinen wahrzunehmen, daß die deutsche Sprache, die lange Wörter hat, und in lange Sätze läufft, an dem Hexameter den bequemsten Vers finde".

[2]) Budde S. 137 zitiert Bodmers Brief an Schinz vom 3. Mai 1752: „Die Jamben ohne Reim sind wegen des Schnittes in der Mitte eine zerschnittene Schlange." Dies Bild ist, wenn wir weiter forschen, nicht Bodmers Eigentum; er merkt selbst „Gedichte" S. 14 an: „ Pope von den Eigenschaften eines Kunstrichters v. 360, 361. Die letzte Strophe endigt sich mit einem unnötigen Alexandriner, der wie eine verwundete Schlange seinen langgestreckten Körper nachschleppt." Th. Vetter (Bodmer-Denkschrift, 1900, S. 362) zitiert aus Popes „Essay on Criticism" diese beiden Verse (356, 357):

A needless Alexandrine ends the song.
That, like a wounded snake, drags its slow length along.

[3]) Ob die „Neue Vorrede" etwa für den Abdruck der „Syndflut" in der „Calliope" geändert ist, kann ich nicht nachprüfen, halte es aber für ausgeschlossen, auch scheint Budde sich nicht auf diesen Abdruck zu stützen.

„Bücher, die den Leser bei der ſanften Stille einer Pfeife Taback nicht aus ſeiner Verſtandesruhe bringen können," von Wieland in der Anzeige der Gemmingenſchen „Briefe" übernommen worden, wie Budde angibt, ſondern, außer im „Schreiben eines Junkers vom Lande", auch noch in der „Ankündigung" S. 43.

Zu S. 215. Zu Anm. 14 ſcheint Budde nur die Notiz Seufferts Euph. Ergh. 3, S. 73 [„Der Hymne, den Sulzer in Berlin hat drucken laſſen, und worin er auf Wunſch ſeiner Frau einen Vers geändert hat (der in der nächſten Ausgabe wieder hergeſtellt wurde), iſt . . ."] benutzt zu haben; er kann kaum Körte, Briefe der Schweizer S. 184, ſelbſt eingeſehen haben, ſonſt würde er nicht nur „wahrſcheinlich" finden, daß Sulzer den Bodmerſchen Vers: „Ihm iſt unter die Schenkel ein Polſter von Fette geleget" (Budde 142; oder auch: „Ihm ſticht unter die Schenkel der Herr ein Polſter von Fette", Brief an Heß 30. Juli 1752, Budde 215) geſtrichen habe, ſondern dies gewiß verſichern können. Denn Sulzer ſchreibt (12. Juni 1752, Körte 184) an Bodmer: „Ich habe die Hymne hier drucken . . . laſſen. Aber werden Sies mir auch vergeben, daß ich einen Vers darin geändert habe? Meine Frau konnte das Polſter von Fett durchaus nicht vertragen. Sie hatte gar zu fleiſchliche Begriffe dabei. Ihr zu gefallen, mußte ich den Vers ändern. Sobald Sie dieſes, Ihrer Feder höchſt würdige Stück für das Ihrige erklären, können Sie leicht den alten Vers wieder herſtellen." Auf dieſen Brief beziehen ſich alſo die in der Anmerkung zitierten Worte Bodmers (an Heß): „Ich hätte es mich nicht anfechten laſſen, daß der lieben Wilhelmine dabei zu fleiſchliche Begriffe eingefallen wären." Auch zeigt Sulzers Zuſchrift, daß er ebenſo wie Heß das Werkchen Bodmer zuſchrieb.

Zum Schluß muß ich auf die ausführlichen Mitteilungen zu ſprechen kommen, die Budde über „Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz" beibringt. Das Weſentlichſte iſt, daß ein bisher ſeinem Wortlaut nach unbekanntes Manuſkript Wielands Verwendung finden konnte, das in unzweifelhaftem Zuſammenhang mit dem Grandiſon ſteht. Es enthält die urſprüngliche Form der Antwort Wielands auf die ſogenannte M.-Recenſion[1]) der Freym. Nachr. (1754, S. 353, vom 6. November) und führt zu der Frage, ob der 8. Grandiſonbrief, der bisher allgemein Wieland zugeſchrieben wurde, in der Form, wie er uns allein vorliegt (Freym. Nachr. 1756 vom 17. und 24. März und 7. April), wirklich von Wieland verfaßt ſei. Budde verneint dieſe Frage. Ich will gleich in medias res gehen und ſtelle mir den Verlauf der hier in Betracht kommenden Ereigniſſe folgendermaßen vor. Die Möllerſche Rezenſion erſchien am

[1]) Dieſe Rezenſion der „Abhandlung v. d. Schönheiten des Noah" war aus den Greifswalder „Krit. Nachr." vom 14. November 1753 (Bd. IV) übernommen (ſ. auch Wieland an Gleim 9. April 1755). Als Verfaſſer wies R. Hamel, Klopſtockſtudien III, Roſtock 1880, S. 68 den Prof. Joh. Georg Möller nach.

6. November in Zürich. Wieland, der sich angegriffen, mit dem Vorwurf Schweizerischer Grobheit belegt sah, geriet rasch in Hitze. Er warf eine Entgegnung aufs Papier[1]). Sie tat ihm nicht Genüge, er schrieb eine neue, umfangreichere nieder[2]). Aber schnell war das Strohfeuer verlodert; in der Umgebung der Frauen war Wieland schlaff und lässig geworden, er legte die Erwiderung beiseite. Inzwischen war Bodmer mit einem ganz anders gearteten Plane beschäftigt. Er wollte gegen Schönaich zu Felde ziehen, dessen „Ästhetische Nuß" ihn doch sehr geärgert hatte. Nach alter Gewohnheit sah er sich nach Hilfe um; Wieland, der ihm schon öfter zur Seite gestanden, sollte auch diesmal seine flinke Feder rühren, etwas zu dem (in Bodmers Kopf entstandenen) Grandisonplane beisteuern. Wieland zeigte freilich geringe Lust, aber wiederholten Ermunterungen konnte er sich schließlich doch nicht entziehen und arbeitete am Grandison mit[3]). Auch die Replik auf Möllers Rezension wurde, gewiß von Wieland selbst umgearbeitet und zu einem Briefe gestaltet[4]), als 8. Brief zum Grandison geschlagen. Allein dieser Brief gelangte nicht zum Druck, Ramler hat das Original unterdrückt[5]). Nun ist aber 1756 doch, wohl von Bodmer, ein 8. Grandisonbrief veröffentlicht worden (s. o.), an dem Bodmer sicherlich Anteil hat. Es fragt sich nur, wieviel und was er von Wieland übernommen. Stand ihm nur der

---

[1]) Ein Blatt, Text „eine Seite lang"; vgl. Budde S. 126 und Anm.; leider ist der Inhalt nicht näher angegeben. [Vgl. jetzt Seufferts Mitteilungen, oben S. 562 ff. Die Redaktion.]

[2]) 3 Blatt in 4°, vgl. Budde S. 120 ff.

[3]) Meine in diesem Punkte von Buddes Ansicht abweichende Meinung, Wieland habe beträchtlichen Anteil am Grandison, kann ich hier nicht erörtern. Auch daß Budde S. 117 f. für den 6. Brief Wielands Anteilnahme — und meines Erachtens keine geringe — ganz ausschließt, halte ich für verfehlt. Ich muß auf meine „Untersuchungen" im Euph. XVIII und XIX 1/2 verweisen.

[4]) Wieland (an Gleim 9. April 1755) bezeichnet sich deutlich als Verfasser des 8. Briefs; er schreibt: „ich will . ., ich habe . ., ich sehe . ., ich lege einem ehrwürdigen Geistlichen und braven Manne die Klagen in den Mund . . ., dies machte mich sehr unruhig . . ., ich habe Ihnen die lauterste Wahrheit geschrieben," nicht wie sonst, „wir haben, wir wollen." Die Erfindung, daß Grandison mit einem Geistlichen im Buchladen zusammentrifft, d. h. die Einkleidung der Gedanken in Briefform überhaupt, ist Wielands Eigentum (s. o.). Im alten 8. Brief standen auch die aus dem Entwurf übernommenen Angriffe auf Ramler, die jetzt fehlen. Daß ich das neu gefundene Manuskript als Vorlage für den 8. Originalbrief bezeichne, begründe ich damit, daß sich dort der Gedanke an den Geistlichen noch nicht findet, der eine spätere Entwicklungsstufe (Briefform statt Abhandlung) kennzeichnet; die Handschrift beginnt ganz anders, aber deutlich als Anfang, Einleitung bezeichnet.

[5]) Zweifellos nicht Gleim, denn dieser schickte das Paket Briefe, in dem sich auch der 8. befand, „ohne sie gelesen zu haben", an den ungeduldigen Ramler weiter (am 13. April 1755), ehe er Wielands Brief vom 9. April haben konnte, in dem dieser die Angriffe auf Ramler bedauert und Vollmacht zu ihrer Tilgung (nicht zur Tilgung des ganzen Briefs) erteilt.

Entwurf des Wielandschen Originalbriefes zur Verfügung, der zufällig aufbewahrt worden war (eben das neu veröffentlichte Manuskript), oder etwa ein von Wieland verfaßtes Konzept, das Druckmanuskript des Originalbriefes selbst[1])? Ich gestehe gern, daß sehr vieles für Bodmers Verfasserschaft des 8. Grandisonbriefes spricht, aber ich wage nicht, die letztgenannte Möglichkeit rundweg abzuweisen, die Budde gar nicht erwogen hat. Freilich ist nur der flüchtige Entwurf erhalten, das ausgearbeitete Konzept dagegen nicht. Aber sollte es nicht von Bodmer — natürlich mit Änderungen und Korrekturen — als Druckmanuskript in die Druckerei gegeben sein? Mancherlei in dem sehr umfangreichen Briefe scheint mir doch von Wieland selbst herzurühren; indessen ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen. Als Bodmer den Anhang zum 8. Brief[2]) verfaßte (das scheint sicher zu sein), mag er Wielands Konzept, dessen Vorhandensein mir gewiß erscheint (s. o. und Anm.), vorgeholt, überarbeitet und zum Teil erweitert und so in die Druckerei geschickt haben.

Ein hübsches Versehen ist Budde bei seinem eifrigen Bestreben zugestoßen, Wielands und Bodmers Art scharf zu kontrastieren. Er führt (S. 125) aus Wielands Handschrift an: „Ein paarmal ist er in den gewöhnlichen Fehler der deutschen Journalisten gefallen, und hat die Gründe bei seinen Urteilen vergessen; es kann ihm nicht unbekannt sein, daß man diese Mode kaum den gekrönten Geistern verzeihet, die von ihrem Scharfsinn, Geschmack und richtigen Prüfungsvermögen schon tausend Proben gegeben haben. Ich weiß zwar, daß die Rezensenten zuweilen nur tadeln, um ihre Unparteilichkeit zu zeigen, ich weiß aber nicht, in welcher Logik sie das gelernt haben." Und er fährt fort: „Diese flüchtigen Streiche einer schneidigen Fechtkunst kontrastieren grell mit dem schwerfälligen Stampfen und mit der trockenen Verausgabung des Schreibens in den Freym. Nachr.: „Niemand von dem kritischen Volke hat sich weniger mit bloßen Formeln, wir finden das schön, das ist schlechter gerathen, das könnte besser sein, wir wünschen, daß der Dichter ꝛc., beholfen als die Züricher. Sie hielten sich allemal verbunden, so oft sie ein Urteil sprachen, die Ursache davon anzugeben." In der „Abhandlung von den Schönheiten des Noah" aber schreibt Wieland folgenden Passus (Hempel, Bd. 40, S. 370): „Freilich könnte ich mich begnügen,

[1]) Der Originalbrief ist wohl von Ramler nicht zurückgeschickt worden und verloren gegangen.

[2]) Der „Anhang" polemisiert gegen zwei Artikel, die sich mit den „Holsteinischen Streitschriften wegen der epischen Dichter, die von heiligen Dingen gesungen haben", und mit Wielands „Ankündigung einer Dunciade" beschäftigen. Daß diese beiden Artikel aber den „Berlinischen Kritischen Nachrichten" entnommen seien, ist — schon der Zeit nach — unmöglich (die „Ankündigung" erschien 1755; die „Crit. Nachr." 1750 und 1751); sie stammen vielmehr aus den „Göttinger Gelehrten Zeitungen" 1755, S. 1017 und 1296 (Anzeige der „Ankündigung" von Haller).

meine Urſachen für mich zu behalten und nach ſeinem und faſt aller kritiſchen Deutſchen Beiſpiele die Redensarten: das iſt ſchön, das iſt es nicht, das könnte beſſer ſein, da könnte noch dies und das geſagt werden, wir wünſchen, daß der Dichter dieſe oder jene Änderung machte, für gründliche Urtheile ausgeben, ohne mich verbunden zu halten, zu ſagen, warum dieſes oder jenes ſchön ſei, warum und wie dies oder das ſchöner ſein könnte und ſollte uſw."

Neuſtrelitz. Arthur Hordorff.

## Heine-Literatur.

Karl Blanck, Heine und die Frau (Pandora geleitet durch v. O. Walzel. Band 1). Eugen Rentſch-Verlag, München 1911.

Heinrich Heine, Ausſprüche und Verſe (Rehlenbücher). Julius Zeitler-Verlag, Leipzig 1911.

Erich Eckertz, Heine und ſein Witz (liter.-hiſtor. Forſchungen herg. von Schick u. v. Waldberg) XXXVI., Emil Felber-Verlag, Berlin 1908.

Paul Beyer, Der junge Heine (Bonner Forſchungen, I herg. von B. Litzmann). G. Grote-Verlag, Berlin 1911.

M. R. Hewelcke, Die Loreleyſage. Jungfermann-Verlag, Paderborn 1908.

Heine-Reliquien. Neue Briefe und Aufſätze Heinrich Heines, herg. von Max Freiherrn v. Heine-Geldern und Guſtav Karpeles. Karl Curtius-Verlag, Berlin 1911.

Heines Werke in zehn Bänden, herg. von Oskar Walzel. Bände I, II, VI, VII, IX. Im Inſelverlag, Leipzig 1910/1.

Die Ausgaben Rehlens und Blancks verfolgen in der Hauptſache populäre Zwecke. In geſchmackvoller Ausſtattung bringen ſie eine Zuſammenſtellung von Ausſprüchen Heines in Proſa und Vers. Beide wollen je nach ihrem Thema weniger dem Dichter als der Perſönlichkeit des Dichters gerecht werden. Die „Fähigkeit im Weibe etwas Höheres zu erblicken" hat Blanck mit Recht als das Grundlegende der Heineſchen Erotik erkannt und in der Einleitung betont. Heines Überfeinheit und Intenſität zumal der erotiſchen Sinnesempfindung verbunden mit urſprünglicher Gefallſucht ſteigert ſich leicht zu Gefühlsüberſchwang und vorſchnellem, daher einſeitigen Wohlgefallen, dem die Enttäuſchung folgen muß. Weshalb aber als Endergebnis Reſignation aus „beſſerer Erkenntnis?" In dieſem Fall hat Heine gelegentlich ſich ſelbſt und damit auch Herrn Blanck etwas weißgemacht. So findet denn auch das eigenartige Wechſelverhältnis zwiſchen Heines „hoher und niederer Minne", von Blanck an ſich richtig angedeutet, keine tiefergehende Erklärung. Die

Einteilung der Auswahl läßt der Phantasie etwas weiten Spielraum; Josepha erscheint zweimal unter „Zeiten und Völker“ (134) und später unter „Traum und Geisterreich“ 157); hier übrigens ohne Berechtigung (Euphorion XVIII, 450). Die Auswahl im ganzen aber verrät ein feinfühliges Verständnis für den Dichter und kann deshalb empfohlen werden.

Dies letztere gilt auch für das neuerschienene Rehtenbuch. Besonders dankenswert ist hier die nachdrückliche Heranziehung des allzu wenig gekannten Dichters des Romanzero und der Lazarusslieder. Daß aber Herausgeber den Heineschen Witz mit Absicht ignoriert, ihn hinstellt als „die banalste Seite seiner Begabung, die er übte, um was er schrieb, interessant zu machen,“ ist nicht zu billigen. Im Gegenteil, der Witz ist sogar ein „integrierender Bestandteil“ von Heines Lebensanschauung; das ist nicht nur Eckertz' Meinung, sondern auch die aller vertrauteren Freunde und Feinde des Dichters.

Eine objektiv ästhetische Definition des Witzes gibt Eckertz nicht, was ich mit R. M. Meyer gegenüber Fränkel u. a. durchaus billige. Wichtiger scheint mir, daß Eckertz gleich zu Anfang die Heinesche Auffassung des Witzes durch eine nahezu vollständige Sammlung seiner Aussprüche hierüber zu ergründen sucht. Daß echter Witz auf „ernster“ oder „tragischer“ Grundlage ruhen muß, daß die Erkenntnis der Heterogenität zweier Lebensanschauungen, des Spiritualismus und des Sensualismus (auch Christentum und Griechentum von Heine genannt) das Fundament des Heineschen Witzes bildet, dies und anderes sind wichtige Fingerzeige, die der Dichter selbst zu einer methodischen Untersuchung gibt. Man erwartet nun eine Gegenüberstellung jener Theorie und der Praxis; man erwartet eine eingehende Analyse des allmählichen Entstehens des Heineschen Witzes, seiner von Heine selbst erkannten Unvollkommenheiten, der schließlichen Meisterschaft, der formellen und stofflichen Wandlungen. Aber Eckertz, in dem an sich löblichen Bestreben, dem Thema eine breitere Basis zu sichern, verbaut sich diesen Weg, indem er im zweiten Kapitel unter „Vorbedingungen und Grundlagen“ ganz anderes in den Vordergrund stellt: Psychische und physische Vererbung, Rasseeigentümlichkeiten, zeitliche und örtliche Einflüsse. Alles schöne, aber diskutable Dinge. Noch weiter ab führt die unter 3 folgende Gegenüberstellung des Heineschen Witzes zu dem von Vorgängern und Zeitgenossen. Immerhin bietet Eckertz hier eine ganze Anzahl feiner und glücklicher Beobachtungen. Die Gegenüberstellung von Shakespeare-Falstaff, der bei aller Komik wahr bleibt, während Heine-Gumpelino oder Hirsch-Hyacinta zur Satire neigend ins Unmögliche übertreibt und daher karikiert, ist um so bemerkenswerter, als tatsächliche literarische Anlehen hier vorliegen. Heines Verhältnis zu Goethe ist besonders bedeutungsvoll für die Frage, was Heine eigentlich unter „Griechentum“ versteht; nicht der Dichter des Tasso, der Iphigenie war für Heine der große Heide, sondern der

ſouverän und ſicher in Luſt und Unmut ſcherzende Schöpfer des Weſtöſtlichen Divan. Hätte Eckertz nur daraus auch die Erkenntnis gewonnen, von welch untergeordneter Bedeutung das rein ſtoffliche Element der Antike für Heines Griechentum war! Komiſche Aufzählungen wie „Alle großen Männer haben in ihrem Leben davonlaufen müſſen: Lot, Tarquinius, Moſes, Jupiter, Frau von Stael, Nabukadnezar, die ganze preußiſche Armee“ und ähnliche Vergleiche (S. 9 f.) ſind doch zu äußerlich, um eine Vereinigung zweier „Weltanſchauungen“ in der Heineſchen Phantaſievorſtellung zu beweiſen! Gut gelungen ſind die Gegenüberſtellungen mit dem Witz des Rationalismus (Voltaire, Leſſing, Lichtenberg[1]); gemeinſam: Verſtandeskultur; trennend: das Fehlen des Phantaſievollen bei jenen, des konſequenten Denkens bei dieſem), der Romantik (J. Paul, Hoffmann[2]), Brentano; gemeinſam: Phantaſieleben und damit ſtoffliche Verwandtſchaft; trennend: die formelle Überlegenheit des Heineſchen Witzes dank ſeiner ausgebildeteren Verſtandeskultur). Die nahe Verwandtſchaft mit Sterne iſt richtig erkannt, aber wo bleibt Byron? Ein Vergleich mit ihm, dem in der Ironie Steckengebliebenen, wäre fruchtbringender geweſen, als die problematiſchen Parallelen zu den Muſikern Offenbach und Chopin (101 ff.). Über den mehr rationaliſtiſchen Witz der Zeitgenoſſen (Varnhagen, Mentzel, Robert[3]), Grabbe) hebt den Heineſchen Witz die ihm innewohnende Grazie und Poeſie. Der eigentlich Wahlverwandte aber iſt jetzt Börne. Daß Heine ſich an ihm geſchult, kann an den beigebrachten Beiſpielen (87 ff.) nicht bezweifelt werden, ebenſowenig aber auch, daß Heine das fremde Gut in neuer und weit künſtleriſcherer Darſtellung wiedergibt. Hervorzuheben iſt die mehrfache Gemeinſamkeit ihrer Bilderſprache mit der des altteſtamentlichen hohen Liedes. Wenig einverſtanden bin ich mit den Ergebniſſen des vierten Abſchnittes: „Periodiſche Wandlungen in Stoff und Stimmung“, der jetzt in Kürze und mit wenig Material das zu konſtruieren ſucht, was ich als ein grundlegendes Element der Arbeit an den Anfang geſtellt wiſſen wollte. Schon die ſehr allmähliche Frühentwicklung des Heineſchen Gefühlsausdrucks vom naiven Pathos zur Reſignation, zur Skepſis, zur Ironie und von da zum immer ſelbſtſicherer werdenden Witz iſt Eckertz völlig entgangen. Er nimmt allgemein ein jüdiſch-vergeiſti-

[1]) Einige gute Parallelen zwiſchen Lichtenberg und Heine (62 f.) erklären ſich weniger durch den „gemeinſamen Nährboden Göttingen“, als durch die Tatſache, daß Heine jenen ſpäteſtens 1826 (Br. 14. Mai 1826) geleſen haben muß.

[2]) Die Annahme einer perſönlichen Bekanntſchaft mit Hoffmann (S. 28 u. 77) iſt mit Siebert (1908) abzuweiſen.

[3]) Die zahlreichen Zopfwitze Heines dürften außer durch Menzel wohl auch durch Chamiſſo veranlaßt ſein; bei den Parallelen Heine Robert iſt Heine der Beeinfluſſende und nicht umgekehrt; die Heineſchen Beiſpiele (85 ff.) ſind ſämtlich älter, waren zum Teil ſchon gedruckt (1821), ehe Heine von Robert etwas wußte.

gendes Element als Kennzeichen der Frühperiode (bis 1825) an und sagt zur Begründung (117); „Jüdisch ist der Gesichtskreis seiner Jugend, jüdisch das Frankfurter Erlebnis (?), jüdisch vor allem der hamburger Verkehr, jüdisch und romantisch (!) seine Berliner Geselligkeit, man denke an den Verkehr in Rahels Salon und mit L. Robert, dem Freunde (?); endlich in der üblen Göttinger Zeit" — Moser. Nur der Schluß hat Giltigkeit, womit auch zusammenhängt, daß die weiteren Beispiele Eckertz' aus Heines Jugendzeit (115 f.) sämtlich erst dem Jahr 1823 angehören. Im übrigen müssen natürlich Heines beste Jugendfreunde, Sethe und Zuccalmaglio, Rousseau, Beughem und Straube und sein sonstiger Bonner, Göttinger und Berliner Verkehr aus der geistreichen aber materialarmen Konstruktion ausscheiden. Am ehesten möchte ich noch die Frühepoche bezeichnet wissen als die spiritualistische und ohne kräftigeren sensualistischen Einschlag; im ganzen nicht der rechte Nährboden für den Heineschen Witz. Um die Wende 1824/5 setzt die neue Periode ein, gekennzeichnet durch zunehmende äußere und innere Befreiung, einen besseren Gesundheitszustand, durch den Drang nach Lebensgenuß u. a. Dieser leicht kenntliche Übergang blieb auch Eckertz nicht verborgen: leider aber sind seine Beweise auch hierfür wenig beweiskräftig (119 f): „Während er Briefe der Frühzeit: „O weh, Göttingen", „verdammtes Hamburg" überschrieb, schreibt er nun: „Endlich München!" und, begeisterungstrunken wie die Griechen, als sie ans Meer langten: „Norderney, Norderney, Norderney!" Wir jubeln mit und sind völlig überzeugt, ohne den wahren Zusammenhang zu ahnen: Als Heine Lüneburg verließ, hatte er Varnhagen glauben gemacht (Br. 30. X. 27) in einigen Tagen würde er in München sein. Die Reise hatte aber nicht „einige Tage", sondern etwa vier Wochen gedauert und Varnhagen, der nach Kassel gewohnheitsgemäß prompt geantwortet, mochte bei dem langen Warten auf Antwort etwas ungeduldig geworden sein. Heine, derartiges herausfühlend, beginnt sein nächstes Schreiben: „Endlich München, ungefähr den 28. November 1827", etwa wie jener Abendgast, der zu spät gekommen, dem Unbehaglichen der Situation durch einen mehr oder minder gelungenen Witz vorbaut. Von Jubel in dem Brief keine Rede: „Es sieht hier so aus, wie ich es erwartete, nämlich herzlich schlecht. Die Leute sind so besorgt, daß es mir nicht gefalle, und wissen nicht, daß ich eigentlich nur ein stilles Zimmer in dieser Welt suche . . . Wenn das Klima mir nicht zusagt, so packe ich den Koffer . . . bin zu sehr herz- und kopfkrank . . . Ich sehne mich nach einem Lande, das noch nicht entdeckt ist" usw. Das also war der enthusiastische Eindruck, den Heine von dem wie Eckertz sagt, „malerischen München" empfing. Auch das dreimalige Norderney darf man nicht mit dem griechischen „Thalatta" und einigen von Heines Nordseebildern identifizieren. Heine hatte im Jahr vorher (1826) durch eine unbedachte Äußerung den in Norderney zur Kur weilenden hannöverschen Adel stark

verſtimmt. „Ich hörte, daß man hier ſehr ungehalten gegen mich ſei, mich totſchlagen wolle uſw. und ich hatte nichts eiligeres zu tun, als hierher zu kommen. ‚Nun dazu gehört Mut‘ riefen mir einige alte Bekannte entgegen, als ſie mich ankommen ſahen . . . Das Kommen ſelbſt, die Verachtung aller etwa zu befürchtenden Anfechtungen, dazu gehörte Mut.“ Heine, von Natur etwas furchtſam, aber bemüht, dies zu überwinden, war alſo wider aller Erwarten doch erſchienen. Ein dreimaliges Norderney ſollte auch dem Freunde gleich an der Spitze des Briefes das Unglaubliche der Tatſache ſeiner Ankunft melden; ihm ſagen, daß Heine ſich, „wie ein Held“ gezeigt. Begeiſterungstrunken iſt alſo Heine keineswegs über die Schönheit der Natur, höchſtens über ſeinen bewieſenen Mannesmut. Übrigens verſchwand der Held ſchon ein paar Tage darauf; der Aufenthalt in dem gefahrloſeren, aber „erſchrecklich langweiligen Wangerog“ mochte ihm zuträglicher ſcheinen. Ich bin abſichtlich hier ausführlicher geweſen, nicht um Eckertz' Anſicht einer neuen „enthuſiaſtiſchen Epoche“ (121) überhaupt zu leugnen, ſondern um zu zeigen, daß Eckertz' Beweismaterial hier wie öfters nicht ſtichhaltig iſt. Von den von Eckertz (124 ff.) beigebrachten Merkmalen der dritten Periode (1830—1840) ſei gern anerkannt, das beſonders „die zufriedenſtellende Liebe des ſiegreichen Welt- und Lebemenſchen, in deren ſumpfigem Boden die ſouverän-geiſtreiche Zote gedeiht“, den Heineſchen naturaliſtiſchen Witz bis zur Karikatur ſteigert. Aber weshalb in der vierten Periode (1841—1845) die zweite, humorvolle wieder aufleben, weshalb in der fünften (1846—1856) „der Leidtragende von Göttingen und Berlin als der Dulder von Montmartre eine traurige Auferſtehung“ gefeiert haben ſoll, das begreife ein anderer, der ſich leichter mit ſolch ſchlagwortartigen Parallelen und halben Wahrheiten abſpeiſen läßt. Ich verlaſſe dies wenig erquickliche Kapitel, um mich dem letzten und am meiſten befriedigenden Abſchnitt der Arbeit „Stehende Formen“ zuzuwenden. Eckertz will hier nur das Typiſche geben, und das gibt er auch nahezu vollſtändig. Beſonders befriedigend ſind Eckertz' Beobachtungen über Stellung des Heineſchen Witzes im Kunſtwerk (Schriftſtil unterbrochen durch Unterhaltungston, Poetiſches durch Trivialität, Kunſtdeutſch durch Vulgarismus), beſondere Stileigenheiten, Wortwitz und Parodie, witziger Reim und witziger Refrain; komiſcher Wunſch, komiſcher Rat, komiſche Folgerung[1]). Das kontraſtreiche des Heineſchen Seelenlebens liegt dem allen mehr oder weniger zugrunde. Im ganzen eine Arbeit, die treffliche Beobachtungen bietet und anregend wirkt durch die Vielſeitigkeit ihrer Geſichtspunkte;

[1]) Die komiſche Aufzählung iſt eine Eigenart nur der zweiten Periode; die erſten, von Eckertz (152 ff.) nicht zitierten Beiſpiele in den Br. 27. IX. und 27. XI., 23; 21. I. 24 ff. Als Vorbild kann vielleicht außer Brentano und Hoffmann noch Sterne gelten, den Heine gleichzeitig mit dem erſten Beiſpiel (27 IX. 23) zum erſtenmal nennt.

zu bedauern ist die mangelhafte Methode und infolge davon der gelegentliche Mangel an Konzentration und kritischer Vertiefung.

Meine Arbeit „Der junge Heine" umfaßt die Jahre 1815 bis 1822. Sie versucht unter Zugrundelegung einer in der Hauptsache neuen oder genaueren Datierung der Gedichte Heines, eine „Entwicklungsgeschichte seine Denkweise und Dichtung" zu geben. Auch das äußere Leben fand Berücksichtigung, allerdings nicht gleichmäßig, sondern dem Grade seiner Wirkung auf psychische Zustände und dichterische Produktion entsprechend. Eine kleine Anzahl Ergänzungen und Berichtigungen möge hier noch am Platze sein.

Zu S. 12. Anm. vgl. Fränkel in Heines Sämtl. W., Insel-Verl. 1911, Bd. I. 490.

S. 40. Anm. 3. Hessel in seiner Ausgabe macht auf ein Wunderhornlied (II. 13) aufmerksam: „Mitten im Garten . . ." Vielfach für Hessen und Hannover belegt (Erk-Böhme Liederhort I 9); hiernach 2. Str.: „Und als ich in Garten 'nein kam / schaut die schönen Blümlein an / da brech ich mir eine Blum . . ." Am Schluß Verwandlung der Blume in eine Jungfrau: „Ich bin ja deine Braut, Du sollst mir werden vertraut." Jedenfalls hat eine Verschmelzung zweier oder mehrerer verwandter Quellen bei Heine stattgefunden, wie das auch sonst bei ihm zu beobachten ist (Traumbild 2 S. 45; Tr. 9 S. 47 u. 50 ff.; Don Ramiro S. 55 ff. Romanze 3 S. 114; Tr. 8, S. 146; Tr. 7, S. 168 ff. u. 177 f. usw.

S. 47. Nicht aus der Volksdichtung ist Heines Traummotiv ursprünglich hervorgegangen. Anm. zu „Spezialforschung": Außer den genannten Werken von Greinz, Goetze, Fischer vgl. Daur, Das alte deutsche Volkslied 1909, S. 53; auch E. Benezé, das Traummotiv in der mhd. Dichtung bis 1250 und in alten deutschen Volksliedern, Halle 1897.

S. 67. Die falsche Ansicht, Heine habe 1819 zum erstenmal die See kennen gelernt: Das geschah erst Herbst 1823 vgl. Br. 23. VIII. 23.

S. 76. Die Überschrift „Deutschland. Traum" oder „Deutschland. Ein Traum" halte ich für die ursprüngliche. Die Überschrift des ersten Druckes „Deutschland. Ein Fragment." (5. I. 22) erklärt sich aus der erst späteren Auslassung der Str. 6—9 u. 25—27 vgl. Fränkel a. a. O. II 491.

S. 86. zu Br. 15. VII. 20: W. Hessels Behauptung, Heines persönliche Bekanntschaft mit W. Schlegel sei abzulehnen und die Mitteilung an v. Beughem beruhe auf einer Mystifikation, fehlt jegliche Unterlage. Heines Mitteilung ist, wie bei unzähligen seiner brieflichen Berichte nachweisbar, temperamentvoll übertrieben, steht aber ihrem Kerne nach unzweifelhaft fest; Heine erwähnt die persönliche Bekanntschaft, was Hessel nicht wissen konnte, auch an Brockhaus (7. XI. 20). Eigentümlicherweise giebt Hessel selbst später (Nr. 176) eine ganze Anzahl Beispiele von Schlegels warmherzigen Eintreten für junge Talente. Aus der Kenntnis des gesamten Materials ergibt sich kurz folgendes: Heine machte Schlegel im Frühjahr 1820 einen Besuch, spricht von seinen Dichtungen, zeigt sie vor; sie gefallen Schlegel, der aber formal Einwendungen zu machen hat. Auf

Schlegels Rat gibt Heine sich an eine gründliche Durchsicht der Lieder, schreibt sie im Juli ab und eine Anzahl neue hinzu und bringt das Ganze zu Schlegel, der mit dem Verlag Weber in enger Geschäftsverbindung stand (Korrespondenz auf die Bonner Univers. Bibl.). Schlegel, ganz in seine ersten typographischen Versuche im Sanskrit und Herausgabe der Indischen Bibl. (1820–30) vertieft, vergißt das Manuskript und verbrennt es; von böswilliger Absicht oder Nichtachtung kann keine Rede sein. In diesem zweiten Sinne aber faßt Heine die Sache auf, Grund genug für ihn, diesen letzten Vorfall nicht weiter zu erwähnen, aber als erster Anlaß zu seinen der Forschung unerklärlichen maßlosen Angriffen in der Romant. Schule von grundlegender Bedeutung. Über Heines bewußte Abkehr von einzelnen Goetheschen Grundsätzen Schlegels 1821 vgl. Der junge Heine S. 194, 136, 165; ferner 190/1.

S. 105. Anm. 1. Der Uhlandsche Vierreim lautet: abgehudelt / gesprudelt / besudelt / gedudelt! Die Vertauschung in dem Doppelquartett der Heineschen Sonette (abba baab) kommt noch in zwei an W. Schlegel gerichteten Sonetten (Elster II. 61 f. 62) vor.

S. 114. Anm. 1. Elster (I 490) und Fränkel (I 449) weisen zur Rheinsage der „zwei Brüder" auf verschiedene literarische Vorläufer hin. Ich füge hinzu: Das Trauerspiel „Die Brüder" in „Die Ruinen am Rhein" herg. von N. Vogt, Frankfurt a. M. 1809 und „Der Geist am Godesberge" Drama [von E. v. Grote] in „Taschenbuch f. Freunde altd. Zeit und Kunst auf das J. 1816". Letzteres war dem Dichter 1820/1 wohlbekannt (Der junge Heine S. 34 Anm. 2 und S. 145 Anm.). Die Sage ist teils bei Boppard, teils bei Bonn a. Rh. lokalisiert.

S. 122. Über das eigentümliche Verhältnis Heines zu Blücher vgl. noch Br. 1. V. 27 an Varnhagen: [Ich] kann Ihren „Blücher" nicht mit Liebe lesen; vielleicht ist noch in mir der Wiederhall der Le Grandschen Märsche, ich ärgere mich, wenn ich bedenke, daß der Mensch der Idee, der ideegewordene Mensch nämlich Napoleon, durch jene zwei Menschen vernichtet worden ist, von denen der eine ein pharaospielender Husar . . . war. Ferner VI, 536 (1854): „Blücher, ce pilier des tripots, qui avait toujours les cartes à la main et la pipe à la bouche, et dont la verve ordurière se plaisait à parodier les paroles sublimes des harangues napoléoniennes! Dans un des ses ordres du jour, cet animal se fit fort, pour le cas où l'empereur tomberait vivant entre ces mains, de lui faire donner le fouet ou des coups de bâton. — Aushauen lassen est le mot, dont il se servit, et pour l'honneur de mon pays, je dois présumer que notre père Blücher était ivre lorsqu' il publia cet infâme ordre du jour." Bei Fertigstellung der deutschen Ausgabe fällt ihm ein, daß diese Stelle „wirklich gemildert werden kann" (Br. 2. VII. 54). Es heißt nun (VI 28): „Welcher köstliche Titelkupfer war jener Vater Blücher, diese alte Spielratte, dieser ordinäre Knaster, welcher einst einen Tagesbefehl erteilt hatte, worin er sich vermaß, wenn er den Kaiser lebendig finge, denselben aushauen zu lassen." Das war Heines spätere Ansicht über den im Jugendpatriotismus von ihm so gefeierten „homerisch göttlich herrlichen Blücher" (Br. 27. X. 16). Daß dieser Anschauungswechsel aufs engste mit der veränderten Stellungnahme zu Napoleon zusammenhängt, dürfte aus meiner Darstellung und auch den obigen Beispielen hervorgehen.

S. 127. Anm. 2. Das bei Heine seltene Wort „gleißend“ auch 1825 noch in Nordseebilder I $11_2$ (I, 177): Die kalte, gleißende Schlangenhaut der Heuchelei.

S. 145. Anm. 1. Die Lektüre des für das Lyr. Int. wesentlichen „Taschenbuchs für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816“ wurde vielleicht angeregt durch den Herbst 1821 erscheinenden genauen Neudruck des Taschenbuches mit dem veränderten Titel; Altdeutsche Zeit und Kunst herg. v. Groote, Carove, v. d. Hagen, Görres, Schenkendorf usw. Frankfurt a. M. 1822.“[1]

S. 150. Anm. 4. Schluß: „ganz ähnlich L. J. $64_{11}$ (I, 90): Da stürzt' mit wilder Macht / Aus Kopf und Brust der Blutstrom / Und sieh! — ich bin erwacht.

S. 158. Anm. zu Byron: Jenes bekannte Byronsche Geständnis:

„Ich lache dann und wann, um nicht zu weinen,
Und weine, weil der Mensch nicht Tag für Tag
Sich zwingen kann, in Stumpfsinn zu versteinen;“

enthält in nuce den gesamten Vorstellungs- und Gefühlskomplex der Heineschen Freskosonette.

S. 164. Anm. zu Tr. 5. Volkslied: „Der Bremberger“; am Niederrhein noch 1840 gesungen und von Zuccalmaglio notiert (Erk-Böhme deutsch. Liederhort 100): Br. wird auf einen Tisch gelegt, man nimmt ihm das junge Herz aus und giebt es in einem schwarzen Pfeffer dem Fräulein zu essen, die er heimlich und verbotener Weise vor sieben Jahren geliebt.

S. 164. Anm. zu „die Heine ganz eigentümliche Gleichsetzung des durchschnittenen Apfels mit dem eigenen Herz“: Der Apfel als Symbol der Liebe, fein in der Mitte Entzweischneiden durch das Mädchen und die darauf folgende Verwandlung in einen Liebhaber begegnet in einem auch im Rheinland vielfach von Hoffmann v. F., Simrock u. a. notierten Volkslied: Erk-Böhme: Deutsch. Liedhort 7.

S. 174. Heines Lektüre der Hoffmannschen Romane in Göttingen. Hinter „Berichten“: „Eine Bemerkung in der Romantischen Schule“ (V, 305): „Die Hoffmannschen Romane mußten sie (die Leute) vier Stunden weit aus der Deuerlichschen Lesebibliothek zu Göttingen holen lassen“ weist auf die vermittelnde Quelle, der offenbar auch Heine die erste Kenntnis Hoffmanns verdankt.

S. 183. Anm. hinter „eingewirkt“; „Die Beziehungen des 8. Traumbildes zu Hoffmannschen Traumbildern deutet Heine selbst (V, 319) an: „Wenn Hoffmann seine Toten beschwört und sie aus den Gräbern hervorsteigen und ihn umtanzen, dann zittert er selber vor Entsetzen und tanzt selbst in ihrer Mitte und schneidet die tollsten Affengrimassen.“

S. 186. Zeile 1. Anm. zu Tr. 8: brauset und sauset: vgl. außer Goethe das Hoffmannsche Zitat aus Hund Berganza auf S. 177 und Brentanos „Es brauset und sauset das Tambourin“.

Schließlich bitte ich einige Versehen zu verbessern, es muß lauten:

S. 18, Z. 1. feiles Gold statt feines Gold.
S. 26, Anm. 1. Oh schöne Herrin statt ohne schöne Herrin.

[1] [Wahrscheinlich bloße Titelauflage. Der Titel lauter merkwürdiger Weise nach dem Exemplar der Kölner Stadtbibliothek: Zeit und Kunst, Altteutsche. Hg. von usw. Vgl. Goedeke IX, S. 362, 1). Anmerkung der Redaktion].

S. 33, Anm. 1. umgedichteten statt ungedichteten.
S. 62, Z. 5. äußeres Leben statt inneres Leben.
S. 117, Z. 31. frech statt recht.
S. 121, Z. 1. gewaltigste statt gewaltigsten.
S. 172, Z. 24. auf romantische Faustmotive statt auf romantischen Faustmotiven.

Die fleißige Arbeit Hewelckes bringt einige neue mittelalterliche Erwähnungen des Lurlenbergs und seines auf Zwerge in den Berghöhlen zurückgeführten berühmten Echos; auch aus der Literatur des 19. Jahrhunderts hat er einige unbekannt gebliebene Loreleydichtungen zutage gefördert. In den wesentlichen Punkten — besonders bei Brentano — kommt Hewelcke nicht über das von Hertz u. a. Gesagte hinaus. Die Anregung für Heines Lorelei wird zur Abwechslung wieder einmal und allzu einseitig auf Loeben zurückgeführt. Man empfindet auch bei dieser Arbeit aufs neue die üble Begrenztheit der Themastellung. Wie seine Vorgänger liebäugelt auch Hewelcke mit dem Nixenmotiv des Volksliedes, Fouqués, der nordischen, ja sogar der antiken Sage, vermeidet es aber geschickt diesem gefährlichen und vielseitigen Objekt zu nahe zu treten, um nicht in der viel größeren Stoffgeschichte mitsamt seiner Lorelei unterzugehen. Und dennoch wäre eine zusammenfassende Untersuchung des Nixenmotivs zum wenigstens in der deutschen Sage und Dichtung ein dringendes Bedürfnis. Besonders für die Beziehungen der Geschichte der deutschen Volkskunde zur neueren Literatur seit Herder würde mancher Gewinn dabei abfallen.

Die Anregung zur Veröffentlichung der aus dem Besitz von Gustav Heine, des Dichters Bruder, stammenden „Heine-Reliquien" verdanken wir Gustav Karpeles, dem unermüdlichen und vielverdienten Heineforscher, dem es selber nicht mehr vergönnt war, die Herausgabe dieser noch von ihm eingeleiteten, angeordneten und erläuterten Briefsammlung zu erleben; die Arbeit war fast druckfertig, als ein plötzlicher Tod ihn im Sommer 1909 hinwegraffte. Die eigentliche Herausgabe hat dann der Eigentümer der Papiere, Maximilian von Heine-Geldern, Gustav Heines Sohn, in dankenswerter Weise bewerkstelligt. Wir erfahren damit eine wesentliche Bereicherung unserer Erkenntnis der literarischen und verwandtschaftlichen Beziehungen Heines in seiner Pariser Zeit. Von den Briefen Heines selbst stehen die an seinen Bruder Gustav gerichteten im Vordergrund des Interesses. Nicht nur der Zahl und dem Umfange nach. Es gilt, die irrige Behauptung abzuweisen, daß die Brüder in Feindschaft gelebt hätten; und allerdings, die zahlreichen und ausführlichen Briefe Heines während seines letzten Jahrzehnts (1846—1855) sprechen in beredter Weise gegen solche Auffassung. Sie sprechen — besonders die „eigenhändigen", weniger naturgemäß die dem Sekretär diktierten — jene herzliche Sprache, die uns aus Heines älteren Briefen an Mutter und Geschwister genugsam bekannt und vertraut ist. Von

einer auf innerstem gegenseitigen Verständnis beruhenden Freundschaft zeugen sie allerdings m. E. nicht; sie sind nicht eigentlich das Produkt eines inneren, seelischen Mitteilungsbedürfnisses, sondern verdanken äußeren Anlässen (Verlobung, Empfehlung eines Bekannten, Familien- und ganz besonders geschäftlichen und finanziellen Angelegenheiten) ihre Entstehung. Gewiß, Gustav Heine war des Dichters Vertrauter in mehr als einer Angelegenheit (das will viel sagen), er war dazu des Dichters Bruder (das will noch mehr sagen), sein Freund war er nicht — Heinrich Heines Freundschaft ruht auf ganz anderen Grundlagen . . . Zu bewundern ist auch in diesen Briefen wieder einmal die Lebenszähigkeit des Dichters; zwischen aller Körperqual hält sie den Geist oben, der Großes, Kleines und Kleinliches der Außenwelt mit innigster Anteilnahme verfolgt, besonders da, wo es das eigene Interesse gilt; und der Heinesche Witz feiert, wenn Ärger und Krankheit nicht gar zu verstimmend auf ihn einwirken, noch immer seine Triumphe. In dieser letzten Hinsicht erwächst ihm allerdings ein starker Nebenbuhler in seinem berühmten Hamburger Goldonkel Salomon, dessen drei hier veröffentlichte Briefe, „an den Mann, der gefunden, daß das Beste, was an mir ist, daß ich sein Name führe", an Originalität, barockem Witz und kurzen, aber reichlich satirischen Glossen deutlich zeigen, wo in der Familie der dem Dichter Geistesverwandte eigentlich zu suchen ist. Überhaupt sind die neuen Briefe an Heine vielfach bedeutender, als der Durchschnitt der Heineschen selbst, zum wenigsten für die Literaturforschung. Wir wissen jetzt, daß die Beziehungen mit Immermann nicht 1830 aufhörten, sondern sich bis 1832, bis in die Pariser Zeit hinein erstrecken. Briefe von Wienbarg, Gutzkow und Mundt zeigen die vergeblichen Bemühungen des Jungen Deutschland, den Dichter zu einem der ihren, einem princeps iuventutis zu machen. Briefe anderer künstlerischer Zeitgenossen bringen Neues über die Beziehungen zu Ludwig Bechstein, Herwegh, den Komponisten Meyerbeer und Berlioz, sowie dem dänischen Dichter Anderſen. Damit soll nur das Wichtigste angedeutet sein. Ein ausführlicher Kommentar, dazu ein Personen- und Sachregister erhöhen die wissenschaftliche Brauchbarkeit. Gute Beigaben, besonders ein bisher unbekanntes Jugendbildnis des Dichters, vervollständigen die auch sonst gediegene Ausstattung des Buches.

Heine war niemals ein Stiefkind der Literaturforschung; die Masse der Jahr für Jahr angewachsenen Heineliteratur beweist eher das Gegenteil. Und doch hatte er etwas von solchem Stiefkind, das nirgends recht zu Hause und nirgends recht unterzubringen war. Das alte, gemütliche Schema: Klassizismus, Romantik, Junges Deutschland, glaubte ihn am besten unter seinen Zeitgenossen eingereiht, von denen er sich aber wunderlich genug abhob. Das sah man bald und setzte ihn etwas abseits, zusammen mit seinem Glaubens- und Streitgenossen Börne. Aber die zwei verstanden sich schließlich nicht einmal mehr in ihren gemein-

samen sozialpolitischen Interessen, und die Sache endigte in einem bösen Streit. Nun setzte man ihn ganz allein, weithin sichtbar. Da strömten sie herbei, Germanen und Juden und Romanen, Männer und Frauen, Literarhistoriker der verschiedensten Epochen und Observanzen, Ärzte und Journalisten, dazu Dichter, Pfarrer und Historiker, sie alle betrachteten ihn und besprachen den Mann auf dem Folierschemel. Dem aber war die Stimme gebunden und was er sich dabei gedacht haben mag, das wissen wir nicht. Vielleicht hoffte er auf bessere Zeiten . . . Als gute Gewähr für solch kühne Hoffnung erscheint es mir, daß endlich die systematische Erforschung der Romantik sich Heine zu nähern beginnt. Wenn sie mit ihrer feinfühligen und geschulten psychologischen Analyse, ihrer reichen Kenntnis des Milieus, dem der etwas jüngere Dichter sein Bestes verdankt, der Heineforschung zugute kommt, so darf man das mit Freude begrüßen. Bedeutsamerweise ist es gerade der Hauptforscher der Romantik, Oskar Walzel, der diese Verbindung mit vollzogen hat, und der nun eine auf 10 Bände berechnete Gesamtausgabe der Heineschen Werke leitet und zugleich bevorwortet. Mit Hinweglassung aller sonst unvermeidlichen Geburts-, Sterbe- und anderer Data, aber auch (was bedenklicher erscheinen könnte) mit Hinweglassung jeglicher ästhetischen Würdigung, beschränkt sich Walzel auf eine um so eindringendere psychologische Studie des Menschen Heine. Ausgehend von Heines Stellung zur Moderne, deren Dekadence des Dichters ausgesprochene Reizsamkeit schon nicht mehr differenziert genug erscheint, und der Gefahr, die ihm so von zwei Seiten heute droht, sucht Walzel den tieferliegenden Gründen der seelischen Divergenzen in Heine nachzugehen und sie in lebendigem, impressionistisch sich gestaltenden Vortrag in ihrer Zusammengehörigkeit zu erweisen. Heine lebt teils ein Leben in der „Idee", einem vieldeutigen, schwer zu erhellenden Begriff. Ob Heine selbst in diesem Fall klar sah? Ich bezweifle das und behaupte, daß auch Boucke und ihm folgend Walzel, sich zu sehr an das Wort „Idee" klammernd, den Begriff ein wenig zu eng faßten und damit dem, was Heine vorschwebte, nicht völlig gerecht zu werden vermochten. Die „Idee" als das hinter der nur scheinbaren Erscheinung stehende Geistige, dieses wahre Sein, das Prinzip des Lebens im Hegelschen Sinne spielt für Heine durchaus eine untergeordnete Rolle, obwohl man ihr um die Mitte der Zwanzigerjahre bei dem strammen, aber schlechten Hegelianer auf Schritt und Tritt begegnen kann, meist übrigens parodisch und ins Komische abgewandelt. Weit wichtiger scheint mir die „Idee" bei Heine als ein bewußtes Leben für eine höhere Bestimmung, wie er es etwa Napoleon im Gegensatz zu dem pharaospielenden Blücher oder sich selbst im Gegensatz zu Goethe zuschrieb. Wie wenig klar Heine aber in diesem Falle urteilte, ersieht man schon aus den angeführten Beispielen. Ständig nämlich vermischt sich mit dieser Anschauung die erstgenannte und noch eine dritte m. E.

zu wenig beachtete, aber für den Dichter geradezu grundlegende: es ist das ein am besten ästhetisch zu fassendes „Ideal", das Traumland einer sehnsüchtigen Menschheit, Heine auch theoretisch nahe gebracht durch die Schlegelsche Unterscheidung des romantisch-christlichen von der antik-heidnischen Kunst- und Weltanschauung. Und dazu kommt noch als viertes die landläufige Ansicht: Idee = origineller Gedanke; hieran denkt Heine, wenn er in launiger Selbstironie behauptet, er habe „nie eine Idee gehabt" oder etwa bei der Planfassung eines Buches Moser bittet, ihm einige neue Ideen dazu zu schenken. „Wer könnte die leichter hinskizzieren als du? Und wer könnte sie besser verweben, als ich?" Aber Heine ist ein schlechter Philosph, er ist kein Idealist im Schillerschen Sinne, ein Träumer ist er nur in stillen Stunden, und gedankenschöpferisch zu sein ist nicht seine starke Seite. Leicht erregbare Sinnlichkeit und vernünftiger Wirklichkeitssinn bäumen sich auf gegen die Rolle des Entsagenden, in der er sich als Jüngling gefallen. Grieche will er werden! Ein sinnen- und gegenwartsfroher Grieche! Walzel hat diesen Gegensatz mit Recht als etwas Grundlegendes erkannt, er hätte ihn für die erst später folgende Darstellung der Entwicklung Heines in drei seit Le Gras feststehenden Epochen seines Dichterlebens bei anderer Anordnung leicht noch nutzbarer machen können. Die wichtigste der Heineschen Lebensfragen, seine Doppelstellung zur Frau liegt, wie man leicht sieht, aufs tiefste in diesem Zwiespalt begründet, ist nur aus ihm heraus zu verstehen. Dasselbe gilt für Heines so verschieden gearteten sonstigen Verkehr. Nüchtern geartete Lumpen- und Lebemenschen und dagegen Naturen von seltener Selbstlosigkeit, Tiefe, Begeisterungsfähigkeit, beide haben für Heine etwas sympathisches, beide sind Heine in etwas wahlverwandt. Schwer war es für Heine eine Persönlichkeit zu finden, die in dem allen mit ihm ging. Er hat viele vorübergehend seine Freunde genannt und vielleicht nie einen Freund besessen. Auf Heine, dem ein Stück Originalität zweifellos eigen war, konnte echte Originalität anderer oder auch scheinbare nur in großer Gemütsruhe, Selbstbeherrschung oder Vornehmheit begründete Eigenheit geradezu faszinierend wirken. So versteht man seinen Napoleon- oder Schlegelkult, so aber auch seinen Verkehr mit Moses Moser oder Eugen von Breza, für den er sich hätte „totschießen" lassen können. Was Heine imponierte, war Offenheit als ein Zeichen von Selbstbewußtsein und Stärke; die Denkweise mochte dann sein, welche sie wolle. Heine (er handelte selbst in diesem Sinn) damit unmoralisch zu nennen, wäre unrichtig. Das Richtige sieht Walzel in dem teilweise sicher bewußt vorgenommenen Umwerten der moralischen Werte. Heine der Saint-Simonist als Vorläufer Nietzsches . . . Doch fast hätte ich im Überdenken einiger Hauptmomente der gedankenreichen Einleitung Walzels das Übrige vergessen. Am Schluß seiner entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung gibt der Herausgeber selbst die Gründe an, die im Gegensatz zu älteren Ausgaben ihn zu einer Neu-

ordnung bestimmten. Der vom Herausgeber in seiner besonderen Bedeutung für Heines Leben und Dichten doch wohl überschätzte und allzu einseitig von Hegels Ideenentwicklung abhängig gemachte triadische Rhythmus soll auch hier eine bedeutsame Rolle spielen. Im wesentlichen ist zu bemerken: Die Einteilung ist, soweit nicht ästhetische Gründe widersprechen, streng chronologisch und deckt sich im ganzen mit dem, was Heine als ideale bei den damaligen Buchzuständen leider nicht zu verwirklichende Disposition der Bände vorgeschwebt hat. Ich möchte mit einem Gesamturteil (wie auch mit einem kritischen Eingehen auf Einzelheiten besonders der Anmerkungen) bis zum Erscheinen der letzten Bände zurückhalten. Als besonders bedeutsamen und glücklichen Fortschritt gegenüber früheren Ausgaben aber darf ich bereits jetzt bezeichnen: einmal die Unterbringung der gesamten Frühlyrik (mit den Dramen und englischen Übersetzungen) im I., der davon unterschiedenen mittleren Lyrik (mit Atta Troll und Deutschland) im II. Band; ferner im VII. Band die Zusammenstellung der romantischen Schule, der Religion und Philosophie in Deutschland und der Elementargeister, jener drei denkwürdigen Monographien Heines über deutsches Geistesleben, von ihm ursprünglich als ein Ganzes geplant und jetzt endlich durch die Insel-Ausgabe in einem Bande vereint als ästhetische Einheit zu genießen. Vom Übrigen nur so viel, daß die Lesarten nur das Wesentliche geben, in dieser Beziehung also mit der kritischen Ausgabe Elsters nicht rivalisieren wollen, und daß die Anmerkungen Walzels und Fränkels sowohl Resultate eigener wie der gesamten neueren Forschung verwerten. Man darf dem Erscheinen der noch fehlenden Bände mit froher Erwartung entgegensehen.

Frankfurt a. M. Paul Beyer.

Woerner Roman, Henrik Ibsen. In zwei Bänden. 2. Band. 1873 bis 1906. München 1910. C. H. Beck.

Unzweifelhaft ist Woerners Werk die bedeutendste Darstellung eines neueren Autors, die wir besitzen. Mancherlei wirkte zusammen, um dies erfreuliche Ergebnis zustande zu bringen: auf seiten des Dichters die ungemeine Sorgfalt, mit der er selbst durch Sammeln und Mitteilen die Ibsen-Philologie begründet hat; auf seiten des Biographen eine Vertrautheit nicht bloß mit Sprache und Literatur, sondern auch mit den Geheimnissen dramatischer Technik und den Grundlinien kultureller Tendenzen, wie sie in solchem Grade kaum noch ein zweiter unter den Vertretern der neueren Literaturgeschichte besitzt. Denn Woerner ist selbst Dichter; und er ist selbst Bekenner einer durchaus fortschrittlichen, von keinen religiösen oder ästhetischen Dogmen gebundenen Weltanschauung. Nicht zufällig findet man den Namen des Freiburger Freundes Fritz Mauthner wiederholt (S. 191 und öfter) an hervorragender Stelle zitiert.

Ja, man kann sagen, daß der große Revolutionär seinem Biographen noch zu konservativ ist. Wir erkennen hier wieder, wie viel in der Beurteilung auch bei dem sachkundigsten und sachlichsten Bearbeiter subjektiv bleiben muß. Woerner setzt sich (S. 19) mit J. Bab auseinander — wie immer in der Form einer ebenso vornehmen wie klaren Polemik —: für diesen geistreichen Dramaturgen ist der alte Ibsen der „wahre", während Woerner uns gegen die „Alterslyrik" (S. 288, 388) der vier letzten Dramen ungerecht scheint. Hier sieht er einen von dem Dichter lange überwältigten Mystizismus (S. 325 f.) hervorquellen, sieht die Symbolbildung (S. 164, 197 f., 201) — über die er in allgemein bedeutsamer Weise handelt — zumal im „Solneß" auf falschen Wegen; hier scheint ihm auch die „neue Moral" (S. 285) durch „Gespenster" früherer Anschauungen gefährdet. Der alte Ibsen (vgl. S. 201) scheint ihm eine Verkleinerung des reifen Dichters (vgl. S. 207), der in „Rosmersholm" und der „Wildente" den Gipfel ersteigt, in den „Gespenstern" eine Schicksalstragödie gibt, die mit der des Sophokleischen Oedipus (S. 98 f.) jeden Vergleich aushält — und dann doch an der Spannung zwischen dem Dichter und seinem „eigenen empirischen Charakter" (S. 143; sehr bedeutend) scheitert, die er so lange mit unvergleichlicher Selbstverleugnung aufrecht erhalten und ertragen hat. — Und weil Woerner eben mit ganzem Herzen gegen die Konservativen des beschränkten Geistes und „beschränkten Gefühles" (S. 96) stimmt — gegen die er (a. a. O.) auch Frenssen tapfer in Schutz nimmt — deshalb ist auch seine Analyse am glücklichsten bei jenen Dramen, die ihm Ibsen im Aufsteigen zeigen. Diese ist bei den „Stützen der Gesellschaft" (S. 57) und dem „Volksfeind" (S. 135) so mustergiltig, daß ich diese Abschnitte gern als „Vorzeichnungen" für künftige Theaterkritiker und Dramaturgen besonders verbreitet sähe. Aber die vier letzten Dramen (S. 338) und schon „Klein Eyolf" — den ich übrigens am wenigsten liebe — finden keinen so wohlwollend umsichtigen Richter. Selbst wirkliche Fehler scheinen sich hier einzuschleichen: mir wenigstens scheint (S. 256 f.) schon Thea unrichtig beurteilt, die sich doch nicht Tesman wie früher Løvborg aussucht, sondern mit ihm die treue Kameradschaft mit Løvborg über das Grab fortzusetzen sucht. Aber wie viel ist selbst da, wo Woerner mit unverkennbarer Eile weitergeht (wie zumal im „Epilog") noch zu lernen, etwa über Ibsen im Hochgebirge (S. 299), wie früher über Ibsen und das Meer (S. 204) — obwohl auch die „Frau am Meer" für Woerner mehr Selbstnachahmung (S. 225) als Originalwerk ist!

Die großen Linien kommen aber über der eingehendsten Einzelkritik nirgends zu kurz. Das unerschöpfliche Thema Ibsen und Björnson (S. 55 u. ö.) wird neu beleuchtet, indem in einzelnen Dramen („Fallissement" und „Stützen") ein eigentlicher Wettbewerb studiert wird; das Verhältnis zu Nietzsche (S. 179, 233, 275), Beziehungen zu Schiller

(S. 196), Stirner, Rée (S. 154), Anatole France (S. 259), Maeterlinck (S. 214) werden feinſinnig beobachtet. Etwas zu kurz kommt Hebbel nicht nur in dem harten Urteil über Rhodope (S. 349), ſondern auch dadurch, daß Woerner auf ſeine Verwandtſchaft mit Ibſen (z. B. S. 202) nicht nachdrücklich genug hinweiſt. Dagegen betont er (S. 48) neben dem Einfluſſe der Franzoſen kräftig die mindeſtens vordeutende Entwicklung Leſſings (vgl. S. 84, 112). Hoffory-Lövborg (S. 240) pflegte zu ſagen: „Mit Leſſing war das deutſche Drama ſchon auf dem rechten Wege; da kam Schiller, dieſer Attila, und zerſtörte die junge Kultur!“ — Beſonders aber freut es mich auch, wie die vielgeſchmähte Rahel bei Woerner (S. 277, 285) als Prophetin einer neuen Weltanſchauung zu hohen Ehren kommt.

Ibſens innere Tragödie iſt für Woerner die des „Zukunftsmenſchen mit einem Vergangenheitsgewiſſen“ (S. 276). Etwas Ibſen iſt in all ſeinen Helden; der ganze Ibſen iſt weder in Stockmann (S. 128) noch in Rubek (S. 329). Manche „bürgerliche Tragödie“ ſeines Lebens ſchreibt mit — auch das Verhältnis zur Gattin (vgl. S. 363 die geiſtvolle Auseinanderſetzung über die Frauen in Ibſens Dramen S. 334 f., dazu S. 297). Die „Jugend“ hat ihn geängſtigt, während ſie Björnſon treu blieb; die „neue Schönheitsform“ (S. 27) hat er nicht erreicht, und „Wenn wir Toten erwachen“ enthält über die letzten Werke das gleiche Urteil, das Gottfried Keller über Martin Salander fällte: „Es iſt zu wenig ſchön“. Die Weiterentwicklung, die beſtändig von den eigenen Geſtalten gefordert werde (vgl. S. 83, 368 u. ö.), ließ ihn nicht mehr zum „Leben“ gelangen; ſchließlich war auch dieſe ganz der Dichtung geweihte Exiſtenz ein „Selbſtmordleben“ (S. 371) ...

Woerners Werk, für deſſen unerſchütterliche Fundamentierung auch die große Bibliographie (S. 373) und die Nachweiſe der Anmerkungen (über variierte Wiederholung S. 360; über Schlüſſe S. 363; „Der ſtärkſte Mann“ S. 365) zeugen, hinterläßt einen Eindruck, der dem von Ibſens Dramen vergleichbar iſt: erſchütternd, lebenswahr, voll eines echten Idealismus — und mit einem Fragezeichen ſchließend. Was wollen einige kleine Bedenken ſagen, die wir gegen ſo bedenkliche Superlative wie den des „aufrichtigſten“ und „germaniſchſten Dramatikers“ (S. 193) hegen oder Zweifel, ob mit dem Kampfe der beiden Mütter (S. 320) Ibſen ein ganz neues Motiv ins Drama eingeführt habe (Hirſchfelds „Mütter“ ſind älter; wie auch die Erzählung Riehls „Rechte Mutter“). Auch die vielen geiſtreichen Einzelheiten wie die Beobachtung der typiſchen Hexen-Situation (S. 243) oder die Paradoxien über den Wert der Katachreſe (S. 165) ſind nur Nebenſache und werden von dem Verfaſſer ſo behandelt, der es nicht nötig hat, mit kleinen Denkmünzen zu klimpern. Die Hauptſache bleibt eben die echte „Wahlverwandtſchaft mit dem Dichter“ (vgl. S. 212, 215). Nicht die „kompakte Majorität“ und

nicht der „ſtarke Einzelne" allein haben hier zu entſcheiden: Seite an Seite mit allen, die ſich um Ibſens Verſtändnis verdient gemacht haben, aber ſie überragend ſchreitet Woerner voran und erobert endgiltig Ibſen als zweiten fremd-deutſchen Klaſſiker neben Shakeſpeare für unſere lebendige Vorſtellung.

Berlin. Richard M. Meyer.

Collin J., Henrik Ibſen. Sein Werk, ſeine Weltanſchauung, ſein Leben. Heidelberg 1910. Winters Univerſitätsbuchhandlung.

Während R. Woerners meiſterhaft große Studie Ibſen in ſeiner Totalität zu erfaſſen ſucht, den Dichter, den Denker, den Menſchen, gilt Collins Buch trotz ſeines umfänglichen Titels doch eigentlich nur der Weltanſchauung dieſes neuen Magus aus Norden. Das religiöſe Problem wird meines Erachtens viel zu ſtark in den Vordergrund geſtellt und bei jeder neuen Dichtung wird eigentlich doch immer nur gefragt, was ſie für die Entwicklung von Ibſens Stellung zu Gott und Welt bedeute. Den immanenten Geſetzen der dichteriſchen Entwicklung wird Collin in keiner Weiſe gerecht; man könnte in der Lektüre ſeines doch mit ſo eindringendem Ernſt geſchriebenen Werkes, wenn man Ibſen ſelbſt erſt daraus kennen lernen ſollte, den Eindruck gewinnen, als handle es ſich um einen jener Poeten, die „philoſophiſche Dichtung" mit unzureichenden Mitteln geben, einen Grafen Schack oder Heinrich Hart.

Aber auch der Gedankeninhalt ſelbſt wird durch dieſe einſeitig ſpekulative Orientierung gefährdet. Iſt wirklich „der Tag der Befreiung von Gott der größte im Leben des Baumeiſters" (S. 531)? Ich habe den Eindruck, daß Solneß eine ganz irreligiöſe Natur iſt, für die ſolche Probleme gar nichts bedeuten. — Oder die Geſamtbeurteilung. Sehr gut hebt Collin (S. 565) die „Herrſcherſeele" Ibſens hervor. Er will Geſtalten regieren, deshalb muß er ſie ſchaffen. Aber eben darum darf man das merkwürdige Oſcillieren ſeiner eigenen Stimmungen nicht aus religiös-ethiſchen Abhängigkeitsgefühlen erklären, wie Collin (S. 605) es endgiltig tun möchte. Sein empfindliches Gewiſſen iſt viel moderner geartet: ihn wie Tolſtoi martert die Frage nach den Grenzen der künſtleriſchen Pflicht, gerade wie Dilthey (für den Spranger das kürzlich geiſtvoll angedeutet hat), Nietzſche, Bergſon von der nach den Grenzen der wiſſenſchaftlichen Pflicht gepeinigt werden. Alle Kunſt und alle Wiſſenſchaft lebt in Normen und iſt deshalb genötigt, zu betteln „an des Lebens Überfluß"; die Vereinfachung, auf der alle dramatiſche oder philoſophiſche Typenbildung beruht, erſcheint als eine Verarmung der wirklich blühenden bunten Welt gegenüber. Dichten iſt eine Verringerung des Lebens, ſagt der „Epilog"; das Leben ſelbſt iſt eine jener Frauengeſtalten Ibſens, denen der Herrſcherwille des Mannes die Liebe ſchuldig geblieben

iſt und dadurch die Fülle der Möglichkeiten zerſtört hat . . . Nietzſches Problem einer Reviſion des „Willens zur Wahrheit“ vom Standpunkt des „Willens zum Leben“ aus ſteht dem Problem, das Ibſens Dramen beherrſcht (aber nicht etwa ſpekulativ bildet!), viel näher, als das der „Erlöſung“ auch nur in Collins Umdeutung. Collins „Vorwort“ vor allem überſieht ganz, daß Ibſen „in Geſtalten denkt“ und nicht, wie Hebbel wenigſtens großenteils, in Abſtraktionen. Was aber, faſt wider des Dichters Willen, dieſe Geſtalten an ſymboliſcher Bedeutung enthalten, iſt nicht wenig; und wer dieſe zweite Welt ſeiner Dichtung ſtudieren will, wird Collins Buch (das übrigens auch auf Nietzſche Bezug nimmt, z. B. S. 323) nicht unbeachtet laſſen dürfen.

Berlin. Richard M. Meyer.

## Zur Methode der Romantikforſchung.

Gegenüber wenig tief eindringenden Rezenſenten, die in meinem Buch über die Freimaurerei nur den Verſuch erblicken wollten, womöglich die ganze Weltanſchauung der Romantik aus den Lehren der geheimen Geſellſchaften abzuleiten, hat O. Walzel (Euphorion XIX, 371) erfreulicherweiſe den ideengeſchichtlichen Gehalt meines Buches klarer erfaßt und ſchärfer hervorgehoben. Da er am Schluſſe ſeiner Anzeige ausdrücklich erklärt, daß ſeine Auseinanderſetzungen „durchaus nicht in ſchroffem Gegenſatz“ zu meinen Darlegungen ſtehen, ſo habe auch ich an dieſer Stelle darauf hinzuweiſen, daß meine Ausführungen nicht als Polemik gegen Walzel anzuſehen ſind, ſondern als ein Verſuch, obwaltende Mißverſtändniſſe zu beſeitigen und dabei gleichzeitig einige neue Geſichtspunkte für die Methode der Romantikforſchung zu finden. Ich beabſichtigte, wie ich in der Vorrede zu meinem Buch hervorhebe, das Eindringen der von mir geſchilderten Ideenkreiſe in das „Denken und Fühlen der breiten Maſſen“ zu verfolgen, und dementſprechend betone ich auch (S. 144) nochmals mit Nachdruck: „nur die geiſtigen Bewegungen, welche die romantiſche Stimmungs- und Kunſtepoche in Deutſchland einleiteten“[1]), unterſuchen zu wollen. Daraus erhellt zur Genüge, warum in meinem Buch von den eigentlichen Dichtern der Romantik noch wenig die Rede iſt. Deshalb nannte ich aber auch meine Monographie keinen Beitrag, ſondern „Prolegomena zu einer Geſchichte der deutſchen Romantik“. Nicht die fertige Weltanſchauung der Romantiker wollte ich ſchildern, ſondern Keime zu ihr aufdecken in der der romantiſchen Dichtung unmittelbar vorausgehenden Epoche und zwar Keime, die nicht nur in literariſchen Quellen verſchloſſen liegen, ſondern in der ſeeliſchen und geiſtigen Verfaſſung der breiten Maſſen, des Volkes. Darum rede ich S. 179 ausdrücklich von Weltanſchauungspotenzen, darum lege ich auf die S. 99 f. ausgeſprochene und von Walzel leider erſt im Schlußwort gewürdigte, aber ganz unrichtig zitierte Stelle das größte Gewicht. Sie beweiſt deutlich, daß ich die von mir geſchilderte Gedankenwelt nur als den „Rohſtoff der Volksträume“ am Ende des 18. Jahrhunderts[2]) auffaſſe, als einen Rohſtoff, den erſt wahre Dichter in die Form einer neuen Kunſt zu gießen verſtanden. Deshalb wundere ich mich auch, wie Walzel mir zumuten kann, daß ich die Schauer- und Bundes-

[1]) Auch im Text geſperrt gedruckt!

[2]) Nicht wie Walzel ſchreibt „des 18. Jahrhunderts“. Auch bezieht ſich die Stelle nicht auf die Klaſſiker.

romane mit den romantischen Schicksalsdramen — was die Idee der wunderbaren Leitung betrifft — in eine Gleichung bringe. Zwischen der Darstellung der schicksalspielenden Macht in den Bundesromanen und des Schicksals in den Schicksalsdramen suche auch ich nichts mehr als rein formelle Beziehungen. Und zwar deute ich dies nicht erst am Schlusse meines Buches „vorsichtig" an, sondern ganz frisch und keck gleich am Anfang des letzten Kapitels. Ich verspreche S. 189 eine „neue Erklärung für die barocke Ausgestaltung der Schicksalsidee", nach dem ich, wie ich hinzufüge: „die tieferen volkspsychologischen Bedingungen für die Entstehung der fatalistischen Ideen überhaupt bereits in den vorhergehenden Abschnitten gefunden" habe. Unter diesen volkspsychologischen Bedingungen habe ich vor allem und mit diesem Nachdruck vielleicht auch als Erster auf den radikalen Quietismus der Zeitstimmung hingewiesen. Und daß ich für diesen mit weitem Ausblick nicht nur eine Ursache verantwortlich mache, beweist der resümierende und leider nur von allen meinen Rezensenten übersehene Schlußteil auf S. 179. Dieser aus verschiedenen Quellen resultierende radikale Quietismus einerseits und anderseits jenes blinde Vertrauen auf eine höhere Führung, wie wir es sowohl bei den eingangs meines Buches geschilderten pietistischen Sekten finden, als auch im Glauben an die „hohen Obern": das sind meines Erachtens nicht zu unterschätzende volkspsychologische Voraussetzungen für das Aufkommen der romantischen Schicksalsidee. Die Frage, wie weit die Macht der hohen Obern in Wirklichkeit reichte, hat dabei für mich mindestens nur sekundäre Bedeutung. Weitaus wichtiger ist hier jedenfalls die Frage, wie weit der suggestive Einfluß der Ordensschriften und Ordensromane reichte, und daß dieser in jener Zeit besonders auf die Jugend noch viel stärker wirkte als etwa der der heutigen Detectivromane, daran ist wohl kaum zu zweifeln. Und mit diesen Erwägungen führe ich eben, was Walzel S. 378 verlangt, die Entstehung der romantischen Schicksalsidee (nicht Schicksalstragödie) in vorromantische Zeit zurück.

Dürften nach Aufklärung solcher Mißverständnisse, die ich zum Teil durch meine wenig übersichtliche Darstellung selbst mit verschuldet habe, in allen den besprochenen Punkten erhebliche Meinungsdifferenzen zwischen Walzel und mir nicht bestehen, so gehen unsere Anschauungen nach anderer Richtung freilich weiter auseinander. Walzel sagt (S. 375): ich „möchte .... alle asketischen Bewegungen der Folgezeit auf den Neuplatonismus zurückführen", und erklärt an anderer Stelle (S. 376): er zweifle nicht daran, „daß mit dem Neuplatonismus auch die asketischen Lehren zusammenhängen." Nun, daran ist auch gar nicht zu zweifeln, das ist vielmehr eine längst feststehende, altbekannte Tatsache. Als einen Zeugen unter vielen zitiere ich nur A. Harnack, der in seiner trefflichen Darstellung des Neuplatonismus (Encycl. Brit. 9. Aufl., 17. Bd., S. 334) wörtlich sagt: „It is to this day the nursery of that whole type of devotion which affects renunciation of the world. . ." Den ästhetischen Zug in der Lehre Plotins gestehe ich Walzel natürlich unumwunden zu, bemerke aber ausdrücklich, daß der spätere, namentlich christliche Neuplatonismus diesen Zug antiken Schönheitsempfindens mehr und mehr verwischt hat und daß er für mich, der ich meine Beobachtungen auf die Theorien und Dichtungen der Romantiker noch nicht ausgedehnt habe, auch gar nicht in Betracht kam. Walzel hat aber auch übersehen, daß ich den Neuplatonismus — und ich denke bei diesem Wort eben nicht wie er allein an Plotins Lehre — auch nach seiner theoretischen und nicht nur ethischen Seite gewürdigt habe. Und gerade auf meine Ausführungen über die neuplatonische Naturauffassung (S. 119 ff.) lege ich Gewicht, da sie genug „Rohstoff" für die Naturphilosophie der Romantiker aufdecken dürften. Vor allem aber finden sich in meinem Buche S. 69 — und ich bitte hier doch sehr zu vergleichen — noch dazu durch den Hinweis auf Humanismus und Reformation tiefer begründet, genau die Erwägungen, die Walzel S. 376 über die „zwei Hauptrichtungen der Weltanschauung' anstellt. Dennoch kann ich — zumal was die Ethik anlangt — im bloßen Neuplatonismus, der

die Materie als Privation des Guten ansieht und uns glauben machen will, daß „Befleckung durch den Leib an und für sich ein Übel für die Seele ist“ (Kultur der Gegenwart, Teil 1, Abh. 5, S. 283), unmöglich eine weltbejahende Weltanschauung erblicken! Daß übrigens Plotin mit seiner asketischen Forderung nicht so weit geht wie seine Nachfolger, habe ich, was Walzel wiederum übersehen hat, S. 65 ausdrücklich betont.

Und hier ist der Punkt, wo ich der jetzigen Romantikforschung ein Mahnwort zurufen möchte. Wenn man früher in den Werken der Romantiker nur verworrene Denkprozesse und Gefühlsduselei zu finden meinte, so ist man jetzt nahe daran, sie völlig zu rationalisieren, nur ihre Weltfreudigkeit, ihre wissenschaftliche Produktivität usw. ans Licht zu stellen. Dabei bedenkt man nicht, daß gerade in der Weltflucht (Entsagung) ein gut Teil romantischer Stimmungskunst liegt. Man braucht doch nur ein Werk wie Arnims „Halle und Jerusalem“ aufzuschlagen, um zu sehen, wie gleichberechtigt sich hier die weltfeindliche Romantik neben die weltfreudige stellt. Wer nur einigermaßen in der Mystik bewandert ist, wird in solchen Werken den wundersamen Hauch neuplatonischen Gefühlslebens auf Schritt und Tritt verspüren. Zweifellos ist es die religiöse Mystik gewesen, welcher der Neuplatonismus seine weltgeschichtliche Bedeutung verdankt, und wo ich, wie in vielen Werken der Romantiker, die Kunst und nicht bloß die Theorie in so festem Banne einer Weltanschauung sehe, da beruhige ich mich nicht bei „literarischen“ Quellen, da suche ich den Grund in den volkspsychologischen Ursachen der Stimmung einer Zeit. Zum mindesten halte ich es dann für bedenklich, den Verfechter einer ausgesprochen eudämonistischen Ethik wie Shaftesbury als rassereinen Vertreter und Vermittler neuplatonischer Welt- und Lebensanschauung anzusprechen. Was Philosophen vom Fach wie B. C. Engel gegen Walzels Überschätzung Shaftesbury's bei Schiller eingewendet haben („Schiller als Denker“, S. 7, 15), wäre bei den Romantikern wohl noch eher am Platze.

Immerhin gebe ich zu, daß derjenige, der die von mir aufgedeckten Pfade in das Land romantischer Kunst weiter verfolgen will, auch die von Walzel angedeutete und über einige mehr oder weniger isolierte Denker hinwegführende ästhetische Vermittlung entschieden beachten muß. Aber anderseits kann meines Erachtens jeder Versuch einer Synthese romantischer Weltanschauung, der die von mir beobachteten volkspsychologischen Unterströmungen einfach unberücksichtigt läßt, immer nur Stückwerk sein. — Walzel sieht in einer reinlichen Scheidung der von mir geschilderten Ideenwelt und der romantischen Kunst die nächste Aufgabe der Romantikforschung. Darin kann ich ihm beistimmen, verwahre mich aber dagegen, daß diese Absonderung um jeden Preis auch dort ausgeführt wird, wo die Unterschiede entweder nicht vorhanden oder doch nur graduell sind. Sicher haben die ästhetisch gebildeten Romantiker Jakob Böhme anders gelesen als die Schwarmgeister des 17. und 18. Jahrhunderts. Aber mit anderen Augen als etwa Gichtel und die pietistischen Bauern las ihn schon Oetinger, mit anderen die gebildeten Offiziere der fridericianischen Armee (Schneider, Hippel S. 62 f.), mit anderen wiederum der Königsberger Professor Schmalz, der in den Werken des Schusterphilosophen die Grundzüge von Kants System zu finden meinte (Abeggs Tagebuch), mit anderen endlich St. Martin. Und wenn man die Zeugnisse der einzelnen Romantiker an diesem Tatsachenmaterial prüft, dann wird man bald sehen, daß es mit der splendid isolation ihrer Böhmeerkenntnis nicht so weit her ist. Dazu wird man freilich an dem allzu straff gespannten Begriffe von der „hohen Geistigkeit“ der Romantik, der nun auch schon die Schicksalstragödie aus dem Bereich der Denkmäler romantischen Dichtens drängt, etwas nachlassen und sich allmählich den Schauer vor den „Tiefen der niedrigsten Unterhaltungsliteratur“ abgewöhnen müssen.

Prag. F. J. Schneider.

## Berichtigung.

Im 19. Bande des Euphorion, S. 130, behauptet Otto Pniower: „Kürzlich erschloß Eugen Wolff in seinem Buch ‚Mignon' als Ergebnis der ‚Theatralischen Sendung', daß Wilhelm Mignon heiraten und seine Sendung in Italien erfüllen sollte."

Diese Behauptung widerspricht den Tatsachen. Meine Hypothese über das ursprüngliche Ziel der Wilhelm Meister-Dichtung lautet wörtlich und unverkürzt: „Und weiter? Hält es Wilhelm an Mignons Seite in ihrer Heimat oder zieht er bis in die Ewige Stadt? mit ihr fürs Leben vereint oder ein Einsamer? nach ihrem Tode oder ihrer Preisgabe? — Wir wissen es nicht! Goethe hat Ende 1785 den Plan für die Fortsetzung aufgezeichnet. Aber wie die Urgestalt der jetzt im Druck vorliegenden fünf ersten Bücher, ist dieser Plan für fünf weitere Bücher nicht erhalten geblieben. Und wer Goethes von der Anschauung diktierte Schöpfungsweise kennt, wird schon mit der Möglichkeit rechnen, daß er selbst sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Genug daß wir begonnen haben, die Wilhelm Meister-Dichtung wie einen Palimpsest zu lesen! Genug daß hinter der unorganischen Überzeichnung die Grundformen und -Farben der verschütteten Urgestalt auftauchen! — Daß unser Versuch nicht in die Irre ging, bewährt der klassischste Zeuge. Über das Urteil der Frau von Staël sprach Goethe seine Unzufriedenheit aus: sie habe Mignon bloß als Episode beurteilt, da doch das ganze Werk dieses Charakters wegen geschrieben sei!" („Mignon" S. 217).

Kiel. Eugen Wolff.

## Erwiderung.

Ich muß zugeben, daß ich Eugen Wolffs Intention nicht mit absoluter Genauigkeit wiedergab, sondern mich mit dem Worte „heiraten" allzu euphemistisch, allzu rücksichtsvoll ausdrückte. Buchstäblich genommen ist nämlich das, was er als Krönung des alten Planes erschloß, viel schlimmer. Als die Resultate der Erlebnisse Wilhelms stellt er immer wieder hin: seine Ankunft in Italien und, wie es im Stile des mit widerlichen Sexualitäten gewürzten Buches heißt, Mignons Preisgabe. Vgl. oben. Ferner S. 189 des Buches: „Wir sind darauf vorbereitet, die Handlung auf eine Vereinigung Wilhelms mit Mignon und gemeinsame Flucht nach Italien in Begleitung des Harfners hinzielen zu sehen". S. 191: „Wilhelm gelangt zu immer engerer Verbindung mit Mignon und in dieser Verbindung zu seinem Ziel". S. 215: „Schon äußerlich wird dadurch die Vermutung herausgefordert, daß hier die alte Arbeit ihren Abschluß fand. Die organische (so!) Vereinigung Wilhelms mit Mignon entsprechend der gleichzeitigen Vereinigung Goethes mit Italien" (so!).

Das Hervorheben der Worte im Druck stammt nicht von mir, sondern von dem Verfasser, der nach Art der Dilettanten mit Sperrungen bis zum Überdruß schaltet.

Darnach zögere ich nicht, den beanstandeten Satz meiner Untersuchung folgendermaßen zu berichtigen: „Kürzlich erschloß Eugen Wolff in seinem Buch ‚Mignon' als Ergebnis der ‚Theatralischen Sendung', daß sich Wilhelm mit Mignon ‚organisch' vereinigen und seine Sendung in Italien erfüllen sollte."

Berlin. Otto Pniower.

## Berichtigungen.

Zu 19, S. 403: Der Verfasser der Schrift „Goethes Religiosität“ heißt Auer, nicht Auer.

Zu 19, S. 406, Zeile 3: Auch Jahn hält Goethes Angabe für zutreffend.

Zu 19, S. 409, Zeile 5: Die Fundorte der Abbildungen sind S. XV ff. angegeben.

Zu 19, S. 416, Zeile 3: Der Einwand gegen Bräuning ist versehentlich in die Erwiderung auf Modicks Rezension geraten.

Berlin. Max Morris.

19, S. 184, Zeile 11 lies: maniriert
19, S. 342 Anmerkung[2] lies: Gotters

---

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Juli, im Satz am 15. Dezember 1912.

# Bibliographiſches zu Stranitzky's Ollapatrida.

Von Hans E. Trutter in München.

Die „Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" iſt das bekannteſte Werk von Joſeph Anton Stranitzky. 1711 erſchien ſie zum erſtenmal in Druck und erlebte dann eine unverhältnismäßig hohe Anzahl von Auflagen. Bekanntlich wurde dies Werk, das aus einer Folge von nur loſe zuſammenhängenden Szenen beſteht, bis auf Gottſcheds Zeiten vielfach von den Theaterdirektoren benützt und aus ihm die komiſchen Zwiſchenſpiele geſchöpft. In allen Szenen dieſes Buches — es ſind derer 64 — übernimmt Fuchsmundi die Rolle der luſtigen Perſon, tritt alſo an die Stelle von Pickelhäring und Hanswurſt.

Über die Bedeutung und die Herkunft des Titels und ſomit über den Namen der komiſchen Perſon — dieſes Werkes — war man ſich bis jetzt völlig im Unklaren. Ja eben dieſes Unverſtändliche war Urſache, daß man Stranitzkys Autorſchaft an dieſer Szenenreihe anzweifelte. v. Weilen weiſt in ſeinem Artikel über Stranitzky in der „Allgemeinen deutſchen Biographie" auf einen Wiener oder Hamburger Komiker mit Namen Sigismund Fuchs als etwaigen Urheber dieſes Werkes hin. Es ſoll nämlich ein Sigismund Fuchs ähnliche kleine Szenen verfaßt und aufgeführt haben. v. Weilen meint weiter, es ſei undenkbar, daß Hanswurſt, den Stranitzky ſchon 1708 auf die Bühne brachte, 1711 — dem Erſcheinungsjahre der „Ollapatrida des Fuchsmundi" — ſein Gewand auszieht, um es nach 1711 wieder anzuziehen. In den ſpäteren Schriften nennt nämlich Stranitzky ſeine komiſche Figur wieder Hanswurſt. Nun bringt aber nach meiner Meinung die Umtaufung der komiſchen Perſon doch noch keinen Koſtümwechſel mit ſich. Daß es ſich aber nur um eine Namensänderung handelt, ſoll aus folgendem erſichtlich werden.

Der Name Fuchsmundi geht auf ein in jener Zeit verbreitetes und bekanntes Wortſpiel zurück. Der genaue Titel von Stranitzkys

Werk lautet nämlich: „Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi . . an das Licht gegeben vom Schalk terrae". Der Name iſt nur, wenn man ihn zuſammennimmt und wie folgt ſchreibt, erklärlich, nämlich:

Fuchs-mundi ein Schalk-terrae.

Als Beleg hiefür kann ich allerdings nur eine Stelle aus einem 1769 in Wien erſchienenen Buch anführen. Das Werk iſt von Johann Joſeph Nunn und heißt: „Der chriſtliche Weltweiſe in der Allgegenwart Gottes". Allein da das Werk völlig auf Abraham a Santa Clara fußt, iſt es leicht möglich, daß man das folgende Wortſpiel auch literariſch zu Abrahams Zeiten nachweiſen könnte. Jedenfalls aber war es um dieſe Zeit ſchon verbreitet und bekannt. In Nunns Buch ſteht nämlich auf Seite 287 folgendes:

„Aber nicht allein in Paläſtina, ſondern in einem jeden Land der gantzen Welt ſeynd allerſeits nach der Menge argliſtige, betrogene und falſche Füchs anzutreffen; ja was CHristus der HERR einſt den Apoſteln geſagt: vos estis lux mundi et sal terrae, kann man anjetzo den meiſten Leuten ſagen: Vos estis Fux mundi et Schalk terrae:

„Ein ſolcher Fux mundi iſt geweſen Abſalon, der ſonſt ſchöne gekrauſte Haar, aber nicht ein Haar groß Redlichkeit hatte" uſw.

Da Stranitzky ja ſein Werk Fuchsmundi von einem Schalk terrae nennt, ſo iſt das eben angeführte Wortſpiel, meines Erachtens nach die einzig mögliche Erklärung. Auch ſieht man aus der Stelle über Abſalon, daß Fuchsmundi als ein Begriff für eine beſtimmte Menſchenklaſſe verwendet wurde. Und zwar für eine Menſchenklaſſe, die mit der des Hanswurſts identiſch iſt. Denn der Fuchsmundi hat die gleichen Eigenſchaften wie jener, auch er iſt argliſtig, betrügeriſch und falſch. Auf ſeine komiſchen und heiteren Eigenſchaften weiſt ſein zweiter Name Schalk-terrae.

Dieſe Umtaufung der komiſchen Figur zieht, wie ich ſchon vorher geſagt, keine Änderung der Kleidung mit ſich. Sie iſt nur dadurch bedingt, daß man ſich in jener Zeit über den Namen der komiſchen Figur noch nicht im klaren war. Pickelhäring ſollte ſie nicht mehr heißen und Hanswurſt war noch nicht recht eingebürgert. Sicherlich aber bediente ſich Stranitzky als Fuxmundi des gleichen Koſtümes, wie als Hanswurſt, nämlich jenes des Salzburger Bauers.

Doch nun zu den Quellen, die Stranitzky für dieſes Werk benützte. Werner hat dieſe ja in der Einleitung zu ſeinem Neudruck ſchon zum größten Teil gelöſt. Allein er hält die eingeſchobenen Lieder noch für originell, während ſchon v. Weilen darauf hinweiſt, daß wohl auch dieſe übernommen ſind. So verhält es ſich nun auch tatſächlich. Acht derſelben konnte ich in Weiſes „Überflüſſigen Ge-

danken der grünenden Jugend" nachweisen. Aus den starken Ähnlichkeiten, dieser acht, mit den anderen in Stranitzkys Werk enthaltenen Liedern, glaube ich annehmen zu dürfen, daß auch diese Weises Werken entstammen, zumal ich nicht seine sämtlichen Werke auf den hiesigen Bibliotheken einsehen konnte. Die Lieder sind meist wörtlich herübergenommen, bis auf einige völlig sinnstörende Änderungen, die jedoch auch eventuell auf ein Verschreiben zurückzuführen wären.

Im ersten Gedicht, Seite 14, mußte der letzte Sechszeiler ganz wegfallen, da er auf den Pickelhäring geht, und so in Stranitzkys Szenen, in denen Fuchsmundi ja den Pickelhäring ersetzen soll, unmöglich wäre. Im zweiten Gedicht, Seite 43, läßt Stranitzky die letzten vier Strophen weg, vermutlich, weil ihm die Einlage sonst zu lange geworden wäre. Im nachstehenden gebe ich eine Zusammenstellung der von mir belegten Lieder. Die Seitenzahl bezieht sich immer auf den Neudruck von Werner.

| Stranitzky: | Weise: |
|---|---|
| 1. Seite 14. | 9. Dutzend 1. Gedicht. |
| „Ihr Leute gebt mirs doch geschrieben." | Er ist ein Narr. |
| 2. Seite 43. | 4. Dutzend 2. Gedicht. |
| „Mein Schatz der ist ein Flegel." | Auf einen einfältigen Gimpel. |
| 3. Seite 48. | 8. Dutzend 1. Gedicht. |
| „Der Ehstand plagt mich oft." | Der Junggesellen Not. |
| 4. Seite 57. | 8. Dutzend 5. Gedicht. |
| „Mein Liebste soll so sein." | Die zukünftige Liebste nach eines anderen Erfindung. |
| 5. Seite 86. | 9. Dutzend 10. Gedicht. |
| „Ach ach Cupido erbarme dich." | Der Jungfer Andreas Gebeth. |
| 6. Seite 270. | 6. Dutzend 6. Gedicht. |
| „Botz sausend heißt es nun." | Eine olle Puterie. |
| 7. Seite 287. | 10. Dutzend 10. Gedicht. |
| „Was in die Jungfrauschaft." | Hochzeit Fragen. |
| 8. Seite 357. | 8. Dutzend 2. Gedicht. |
| „Wo find ich einen Trost." | Der Jungfer Not. |

Auch sonst glaube ich in den Werken Stranitzkys noch manche Anlehnung an Weise zu finden. Bei Weise lesen wir nämlich in den „Überflüssigen Gedanken der grünenden Jugend" auch eine Reihe von nur lose zusammenhängenden Szenen, von höchstens 3 bis 4 Personen, in welchen ebenfalls kupletartige Lieder eingeschoben sind. Im gleichen Band befindet sich bei Weise auch ein Lustspiel „Die beschützte Unschuld". Hier treten zwei in schlesischem Dialekt sprechende Bauern — - Hans und Nickel — auf, die eine kleine komische Szene ausfüllen. Beide Namen kehren später bei Stranitzky für komische Salzburger Bauern wieder.

Für die in die Szenen der „Ollapatrida" eingeschalteten längeren Erzählungen gelang es mir eine neue Quelle zu finden. Es ist eine

anonyme Schrift, deren Titel lautet: „Kräftiges Mittel wieder die Herrsch- und Regierſucht denen böſen Weibern zum neuen Jahr geſchenkt." Der undatierte Traktat iſt ein Moſaik aus allen möglichen Werken Abrahams a Santa Claras. Er dürfte wohl noch zu Abrahams a Santa Claras Zeiten entſtanden ſein. Sicherlich lag dies Werk Stranitzky bei der Verfaſſung ſeiner „Ollapatrida" vor. Er entnahm ihm auch die Geſchichte von der „Teufelsheirat", Seite $23^{32}$ bis $26^{22}$ (des Neudruckes von Werner) und „Die Behandlung der Weiber und ihrer neuen Häute", Seite 168. Beide Erzählungen hält Werner für Abrahamiſch, ohne ſie jedoch in einem Werk Abrahams gefunden zu haben. Ich nehme an, daß ſie aus einem verlorenen Traktat des Wiener Predigers ſtammen. Allein nicht nur die beiden genannten Erzählungen nahm Stranitzky aus dem oben erwähnten Werk „Wieder die böſen Weiber", ſondern auch noch verſchiedene andere, für die Werner jedoch bereits immer das betreffende Werk Abrahams als Beleg nachgewieſen hat. Wie ich überhaupt der Anſicht bin, daß Stranitzky nur ſolche Blütenleſen aus Abraham a Santa Clara benützt hat, da wir nicht annehmen können, daß er, um eine Rede von einer Seite Länge zu komponieren, oft drei verſchiedene Reden des Wiener Predigers benützt hat.

Weiters findet ſich noch die Erzählung, S. 138, im „Groben Narren", des „Narrenneſtes" von Abraham a Santa Clara. Daß ſämtliche andere Stellen die Werner aus dem „Narrenneſt" belegt, nicht aus dieſem ſind, werde ich an anderer Stelle beweiſen[1]). Die Erzählung, Seite 341, iſt aus Simon Dachs „Kurtzweiligem Zeitvertreib." Ferner hat die Proſa im 20. Kapitel der „Ollapatrida" entſchiedene Ähnlichkeit mit dem Kalendernarren des pſeudoabrahamſchen „centifolium stultorum."

Jedenfalls wird immer erſichtlicher, je weiter die Forſchung über Stranitzky vordringt, wie recht v. Weilen hatte, wenn er meinte, daß in den Werken Stranitzkys kaum eine Zeile echt und originell iſt.

---

## Gleim und Spalding.

Von Franz Bertram in Hannover.

Unter den Bildern des „Muſen- und Freundſchaftentempels" im Gleimhauſe zu Halberſtadt erblickt der Beſucher auch das 1762

[1]) Inzwiſchen iſt der Beweis der Unechtheit des zweiten und dritten Teiles des Narrenneſtes ſchon von Dr. Hans Schulz erbracht worden. [Studien zu Abraham a Santa Clara. Freiburg i. B. 1910.]

von B. Rode gemalte Porträt Joh. Joachim Spaldings (Nr. 9). Wie im Jahre 1738 ein zufälliges Zusammentreffen in einem Buchladen (dem Rengerschen) zu Berlin Johann Wilhelm Ludwig Gleims Freundschaft mit Peter Uz vermittelt hatte, so begegnete etwa 1745 Gleim, der damals Sekretär des Prinzen Wilhelm zu Schwedt war und im Hause des Obristen der Königlichen Leibgarde namens Schulz wohnte, dem Herrn Spalding, Sekretär des schwedischen Gesandten Rüdenschöld am preußischen Hofe, ebenfalls in einer Berliner Buchhandlung zum ersten Male. Beide kannten sich aus ihren literarischen Arbeiten schon dem Namen nach, jetzt aber traten sie in Briefwechsel miteinander[1]. Vier Jahre später, 1749, war Spalding als Kandidat der Theologie zu Stralsund Hauslehrer bei dem Grafen von Bohlen; er stand kurz vor dem Examen, doch will ihm der Gedanke, demnächst in einer „kleinen Stadt" Pommerns als Geistlicher zu wirken, noch nicht recht in den Sinn. „Es kömmt mir noch immer so vor", schreibt er am 15. Juni[2]) 1749 von Stralsund aus an Gleim, „ich werde diesen Sommer nach Schweden, nach Engelland, nach Japan u. s. w. gehen. Wollen Sie nicht mit? Aber Sie wollen gewiß nicht. Bis zu dieser Reise leb' ich hier recht gut. Ich bin in des Grafen von Bohlen Hause, und mein Geschäft ist, des Tages eine Stunde eine artige[3]) Comtesse zum Abendmahl vorzu-

[1] Für die Arbeit sind außer den darin angegebenen Werken benutzt Neuer Deutscher Merkur von 1805, I, S. 287 ff. und F. Nicolais Aufsatz „Gleim und Spalding" in der Neuen Berlinischen Monatsschrift, Bd. 19, 1808.

[2]) Statt am 15. „Junius" muß es 15. „Januar" beziehungsweise „Jenner" lauten, denn am Schlusse des Briefes heißt es: „Leben Sie dieses Jahr, und noch hundert glücklich, mein liebster Freund, aber gedenken Sie daben bisweilen an mich," und in Spaldings Lebensbeschreibung, S. 35, lesen wir: „Ich brachte mehrentheils den ganzen Winter in dem Bohlenschen Hause in Stralsund zu, wo ich an dem redlichen und verdienstvollen Herrn Wilrich einen höchst schätzbaren Freund erhielt, und unter der Zeit ward mein Beruf nach dem Pastorat zu Lassahn bewirkt, welches ich im Frühling 1749 antrat." Die erste Zeitangabe bezieht sich auf den Winter 1748 auf 1749. Ferner geht aus Spaldings Worten hervor, daß mit der „kleinen Stadt" Pommerns eben Lassahn gemeint ist.

[3]. Ganz richtig bezeichnet Spalding den damaligen Charakter des Wortes „artig". Alles was gehörig, passend, zierlich, anmutig, wohlerzogen, höflich war, nannte man „artig"; es war ein ziemlich farbloses, wenig besagendes Wort geworden und wurde oft nur als „Flickwort" gebraucht. Einen anderen Wert hat es, so viel man auch daran herumdeutet, in Gleims Gedicht „Der geheime Rath" nicht, wo es als Adverbium steht:

Str. 1. Das beste Mädchen ist mir hold —
Str. 2. Und rauscht ein Blatt, dann sieht sich's um,
Sitzt sittsam, weiß von nichts,
Spricht wenig nur, wie artig dumm,
Und nur von Moden spricht's.

(Gleims Werke von W. Körte II, S. 46 47.)

bereiten. Warum ich das Beiwort dazu geſetzt, weiß ich gar nicht. Es iſt, wo ich nicht irre, ein Flickwort, daß hier nicht zur Sache gehöret.“ In dem genannten Jahre wurde Spalding Prediger zu Laſſahn, 1757 erſter Prediger zu Barth, 1764 Propſt in Berlin, ſpäter Oberkonſiſtorialrat. Im Jahre 1788 durch das Wöllnerſche Religionsedikt zur Niederlegung ſeiner Stelle veranlaßt, ſtarb er am 26. September 1804 zu Berlin im Alter von 93 Jahren.

In der von ihm ſelbſt verfaßten Lebensbeſchreibung, S. 29, erwähnt Spalding ſeine erſte Begegnung mit Gleim. „Ein Zufall,“ ſchreibt er, „machte zu Berlin Hrn. Gleim und mich bekannt. Sein Witz und Geiſt hat ſich in ſeinen ſcherzhaften Liedern und andern kleinen Stücken, obgleich nicht allemal, mit gleicher Stärke gezeigt. Er zeigete ſich auch in ſeinem Umgange, aber wegen der gar zu großen Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft weniger angenehm, als in ſeinen Schriften. Sein Herz war großmüthig und redlich, ſeine Geſinnungen frey; allein da er ſich auf den Werth der Wahrheit und des Gewiſſens aufmerkſam machen ließ, ſo behauptete die Religion ihr Recht in einem Gemüthe, welches nicht zur Ruchloſigkeit aufgelegt war. Durch ihn lernte ich den Hrn. von Kleiſt zu Potsdam kennen, den ſein „Frühling“ und andere poetiſche Werke ſo hoch achtungswürdig gemacht haben.“

Die Überſchrift des Abſchnittes, dem jene Worte entnommen ſind, verlegt deſſen Abfaſſung in den Dezember des Jahres 1757, doch bezweifelt bereits Gleims Neffe Wilhelm Körte in ſeinem Buche „Johann Wilhelm Ludwig Gleims Leben“, Halberſtadt, 1811, S. 26, mit Recht, daß gerade unſere Stelle in dem genannten Jahre geſchrieben iſt, weil dem „ſchon das darin gebrauchte Imperfectum perfect widerſpricht, indem es auf eine ſpätere Zeit hinzeigt, wo Gleim und Spalding einander mit entfremdeten Augen betrachten mußten. Im Dezember 1757 hätte Spalding nicht ſchreiben können ‚ließ‘, ‚behauptete‘, ‚aufgelegt war‘ ꝛc., da er zu dieſer Zeit mit Gleim in keiner Hinſicht im Imperfectum ſtand, weder in hiſtoriſcher noch in Rückſicht der Freundſchaft.“

Zur Beſtätigung deſſen fordert Körte uns auf, hiermit den Ton in Spaldings Brief an Gleim vom 31. Januar 1754 zu vergleichen (Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim, Frankfurt und Leipzig 1771). Noch im Jahre 1762 nennt Spalding den Kanonikus ſeinen Freund (Lebensbeſchreibung, S. 38), ebenſo redet Gleim in ſeinem Gedichte „An Herrn Spalding“ — es iſt das zweite unter den 1764 zu Berlin erſchienenen „Sieben kleinen Gedichten nach Anakreons Manier“ — den Barther Paſtor mit „Freund“ an. Selbſt 1768 beſtand das alte Verhältnis fort. Dafür zeugt Gleims Brief vom 9. Februar 1768 aus Halberſtadt an Johann Georg Jacobi,

worin der Dichter seiner Trauer über den Tod des Pastors Kühns in Ditfurth lebhaften Ausdruck verleiht. Durch Jacobi mit ihm bekannt geworden und sogleich von inniger Freundschaft für ihn erfüllt, schreibt Gleim: „Er war vor kurzem einen halben Tag bey mir! Er wäre mein zweiter Spalding geworden, wenn er länger gelebt hätte. Ich kan Ihnen nichts mehr sagen, bester Freund, ich bin zu sehr gerühret! Leben Sie desto länger, denn, wenn unsere Freunde die Welt verlassen, so hat sie keinen Wert mehr für uns."

Erst zwei Jahre darauf erfolgte der Bruch zwischen Gleim und Spalding; verursacht wurde er durch des ersteren dichterische Eigenart und sein hitziges Wesen, das, einmal verletzt, ihm kein Einlenken und Versöhnen möglich machte.

Nach seiner völligen Lossagung von Ramler, dessen Kritik und gesellschaftliches Verhalten ihn in Berlin 1765 schwer beleidigt hatte, schloß er Freundschaft mit dem Haller Professor Johann Georg Jacobi, dessen Bekanntschaft er im 1766 im Bade zu Lauchstädt gewonnen hatte. In den Jahren 1749 und 1750 hatte Spalding die auf Betreiben des Geheimen Rates von Berg und Gleims ihm angetragene zweite Predigerstelle an der Domkirche zu Halberstadt ausgeschlagen; dagegen gelang es Gleim durch ein Gesuch beim König Friedrich vom 30. Mai 1768 Jacobis Übersiedlung nach Halberstadt durchzuführen. Der Freundschaftsbund hatte sogleich einen sehr regen Briefwechsel zur Folge gehabt; 1768 hielten sie es für angezeigt, ihn in zwei Sammlungen zu veröffentlichen (Briefe von Herrn Johann Georg Jacobi, und Briefe von den Herren Gleim und Jacobi, Berlin 1768).

Manche, die sich noch einen gesunden Sinn bewahrt hatten, nahmen an dem zwar offenen und freien, aber allzu süßlichen Ton und der Einförmigkeit des Inhalts und des langen Getändels gerechten Anstoß. „Die beiden Dichter schickten sich und ihren Freunden Lorenzodosen (weil damals Sterne's Empfindsame Reise ganz neu war); sie schmückten ihre Zimmer mit Püppchen von Amorn in vielerlei Gestalt aus, und ihre Gedichte hatten mit nichts als mit Liebesgöttern, schönen Busen, Küssen usw. zu tun. Beide Männer zerschmolzen in Zärtlichkeit, waren von ihren allerliebsten Liedchen ganz berauscht, sandten sich für ihre Verse Küsse zu, bis zu zehntausend Umarmungen für einen Tag in Halberstadt, einmal übers anderemal streichelte Gleim sein liebes Jacobitchen (reimend auf Liedchen) in Versen und auch in Prosa[1]) (Nicolai). Uz bekannte sich

[1]) Man vergleiche die Briefe Nr. 22, 29, 38, 39, 47, 48, 56, 57, 61, 63, 64, außerdem auch die erste Sammlung, S. 7 bis 11, 92, 129. Das Spiel mit den Lorenzodosen begann erst 1769. Die Geschichte der Lorenzodose

als ihr begeisterter Anhänger; auch die Karschin mochte wohl beider Namen „gleich denen von Damon und Pythias miteinander aussprechen", doch hatte sie, nüchterner und einsichtsvoller, allerlei an den Briefen auszusetzen und beleuchtete in scharfer Weise das unmännliche, läppische Gebahren der Freunde und das Kritiklose ihrer sogenannten Kritik.

Durchweg abgestoßen von dem süßlichen Getändel der beiden Männer fühlte sich der Hofrat Dr. der Medizin Georg Ernst Stahl in Berlin, Sohn des berühmten Arztes und Naturkundigen G. E. Stahl. Der menschenfreundliche, in vermögenden Verhältnissen lebende Mann versammelte als Freund der Wissenschaften seit 1763 allwöchentlich des Dienstags einen Kreis von Gelehrten und Geschäftsmännern um sich zu geistreichem Gespräch oder unterhaltendem Billardspiel. Mitglieder dieses Zirkels waren u. a. der reformierte Hofprediger August Friedrich Wilhelm Sack, der Propst und Oberkonsistorialrat Johann Joachim Spalding und Oberkonsistorialrat Wilhelm Abraham Teller; bei gelegentlichem Aufenthalt in Berlin verkehrte Jacobi ebenfalls in Stahls Haus, auch Gleim war mehrmals dorthin eingeladen. Beide verscherzten aber durch die Veröffentlichung der Briefe viel von ihrer Gunst, besonders seit ihre Freunde Klotz und Riedel für den einen oder den anderen Stellung genommen und Gleim auf alle schalt, die seine süßen Empfindungen nicht teilten. Da seine heftigen Briefe sich auch gegen seine Berliner Freunde, z. B. Sulzer und Krause richteten, wurde Jacobi zwar höflich, aber nicht mit der zuvorkommenden Herzlichkeit empfangen, welche ihm sonst seine schöne poetische Anlage würde erworben haben. Das Spiel mit dem Amor hatte vor allem den ernsthaft denkenden Stahl unangenehm berührt, außerdem mißfiel ihm Gleims rechthaberisches Wesen von Grund aus.

Als dieser daher im November 1770 zusammen mit Jacobi in Berlin war und gleich am ersten Dienstag vor Stahls Haus vorfuhr, ließ der Hofrat auf dessen Anmeldung antworten, er sei nicht zu Hause. Es half auch nicht, daß mehrere Gäste, darunter auch Spalding, ihn baten, Gleim doch anzunehmen, da er schon vor der Tür halte.

---

finden wir in Jacobis Brief an Gleim vom 4. April 1769. Das Schreiben war von vornherein für die Öffentlichkeit bestimmt, weil es Freunde für die Lorenzodose werben sollte; es erschien am 11. April des Jahres im Hamburgischen Korrespondenten, Nr. 57. Gleim war im Juni 1769 in Berlin, um den üblen Eindruck der Veröffentlichungen abzuschwächen. (Julian Schmidt, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland, Bd. 2, S. 389.) Von einer Maireise nach Berlin 1770 (Nicolai) ist mir nichts bekannt, dagegen waren Gleim und Jacobi Ende November bis Anfang Dezember dieses Jahres in Berlin. (Moses Mendelssohns Briefe vom 29. November und Mitte Dezember und Gleims Schreiben, Halberstadt den 10 Jenner 1771 an Lessing.)

Gleim erwiderte dem Bedienten: „Die Gesellschaft muß ja versammelt sein", worauf dieser mit den Achseln zuckte. Gleim verlangte hierauf, es möge der Propst Spalding heruntergerufen werden. Der Bediente mußte also wieder hinaufgehen, und Spalding wollte schon dem Rufe folgen, allein Stahl hielt ihn mit den Worten zurück: „Bleiben Sie, lieber Freund! Ich habe einmal sagen lassen, ich bin nicht zu Hause, folglich ist auch keine Gesellschaft bei mir. Es muß sich niemand in meinem Hause mir aufdringen wollen." Der Bediente kam also nochmal mit dem Bescheide zurück: es sei niemand da.

So hörte Nicolai bald darauf den Vorgang von Teller erzählen, der ebenfalls zugegen gewesen war, und ein gleichfalls an dem Tage gegenwärtiges Mitglied der Gesellschaft bezeugte jenem noch 1808 die Wahrheit der Tellerschen Schilderung.

Ohne nun die Angelegenheit weiter zu untersuchen, legte der allerdings tief gekränkte Gleim seine Abweisung dem ganz unschuldigen Spalding zur Last. Nichts halfen die gütlichen Zureden der Berliner Freunde; in seinem Zorn schalt Gleim fortgesetzt auf ihn, „redete von Priesterstolz, dem ärgsten Stolze der Welt, welcher Wankelmut in der Freundschaft verursache, welcher den unschuldigen Amor verfolge, u. dgl. m." Auch in Halberstadt verunglimpfte er Spalding aufs heftigste und reizte manchen seiner Anhänger dazu, diesen würdigen Mann zu verspotten. Gleims Freund und Schützling Johann Benjamin Michaelis veröffentlichte 1771 in einer dem Kanonikus gewidmeten Schrift ein auf Spalding abzielendes Zwiegespräch unter dem Titel „Pastor Amors Absoluzion". Schlimmer als dies war, daß Gleim nach seiner Rückkehr von Berlin Spaldings in den Jahren von 1746 bis 1757 an ihn gerichtete Briefe ohne Namennennung herausgab, zum mindesten doch um ihr Erscheinen wußte: es sind die oben erwähnten „Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim".

Die Sache hat ihre eigene Bewandtnis. Im Jahre 1797 erzählte nämlich Gleim einem Herrn, der seine literarischen Artikel mit „Reisender" oder einem einfachen „B" unterzeichnete, im Wörlitzer Park unweit von Dessau, Klopstocks Bruder, der sich damals (1771) in Wien aufgehalten habe, sei so unvorsichtig gewesen, einige Briefe Spaldings an Gleim drucken zu lassen. Sie wären übrigens so harmlos als möglich, nur eine Stelle könne Spalding unangenehm sein, wo er sage, er habe eine schöne[1]) Zöglingin, die er im Christen-

[1]) Das Wort „schön (die Schöne, die Schönen)" gehört auch zu Gleims Lieblingsausdrücken. Vergl. sein Gedicht: Schön, schöner, am schönsten:

Schön ist Fanny, wenn sie lächelt,
Schön, wenn Ernst ihr Aug' umzieht,
Schön, wenn sie sich Kühlung fächelt,

tum unterrichte. Spalding ſei über die Bekanntmachung dieſer Briefe in den heftigſten Zorn geraten und habe in dem Hamburger Korreſpondenten eine Erklärung abdrucken laſſen, worin er Gleim perſönlich angreife, und die Handlung, die er als entehrend ſchildere, ganz auf Gleims Rechnung ſchreibe. „Dies“, ſagte Gleim, indem er mit ſeinem langen ſpaniſchen Rohre auf den Boden ſtampfte, „trennte uns auf ewig. Ich kann ihm nicht eher die Hand bieten, als bis er ebenſo öffentlich widerrufen hat, als er öffentlich angriff.“

Gleims Darſtellung gibt zu mehrfachen Einwendungen Anlaß. Zunächſt iſt es fraglich, ob Klopſtocks Bruder bereits 1771 in Wien war; 1781 handelte er dort mit alten Büchern und ließ überhaupt nie Bücher drucken. Ferner ſammelte Gleim alle Briefe ſeiner Freunde in beſonderen Bänden und verwahrte ſie ſorgfältig. Deshalb konnten die Spaldingſchen Briefe nur durch ihn ſelbſt oder mit ſeinem Wiſſen in andere Hände gelangen. Schon gleich bei ihrem Erſcheinen brachte man ihn mit der Angelegenheit in Verbindung, und Wohlunterrichtete behaupteten, Gleim habe um die Herausgabe gewußt. Einer der Eingeweihten war der Verleger ſelbſt, der Buchhändler Groß in Halberſtadt, den Spalding in ſeiner Erklärung im „Hamburgiſchen unparteiiſchen Korreſpondenten“ Anno 1771, Dienstag den 14. Mai, Nr. 77, wenn auch nicht mit Namen nennt, aber doch durch Angabe des Ortes klar andeutet. Groß erzählte 1771 auf der Leipziger Meſſe, wo das Buch erſchien, er habe die Handſchrift aus Gleims Hauſe erhalten und ſie mit ſeiner Bewilligung gedruckt. — Die Briefe ſtanden in Groß' Verlagskatalog, waren alſo nicht von Klopſtock verlegt. Von einem Diebſtahl der betreffenden Schriftſtücke, 33 an der Zahl, hat man nie etwas vernommen, niemals hat der Domſekretär eine öffentliche Beſchwerde erhoben, noch gegen jemand das geringſte Mißfallen über das Erſcheinen der Briefe geäußert. — Wie ſich endlich jedermann überzeugen kann, hat Spalding in ſeiner Erklärung den ehemaligen Freund nicht perſönlich angegriffen, noch die Verletzung des Briefgeheimniſſes, die er allerdings als eine Unwürdigkeit mißbilligt und als eine ehrloſe Handlung brandmarkt, ganz auf Gleims Rechnung geſetzt, nicht einmal deſſen Namen genannt.

Wir müſſen des Oberkonſiſtorialrates weiſe Mäßigung bewundern, denn ſo harmlos der Inhalt der Briefe iſt und ſo wenig die von Gleim — allerdings nicht ganz genau angeführte Stelle den

Schön, wenn ſie ſich ſelber ſieht;
Schöner, wenn ſie Blumen jätet,
Oder ſingt ein ſchönes Lied,
Doch am Schönſten, wenn ſie bethet,
Und nur Gottes Aug' es ſieht!

(J. W. L. Gleims ſämtliche Werke, von W. Körte, 1811, II, S. 130.)

Verfasser der Zeilen bloßstellt, so war doch das Ganze zur Zeit der Veröffentlichung unverträglich mit Spaldings Stellung als angesehener Geistlicher. Seine ruhige und maßvolle Auseinandersetzung bringt aber nichts, was er hätte widerrufen müssen; mit seiner freimütigen, offenen, sich selbst nicht schonenden Sprache wehrt er sich wie ein Mann, der die Mit- und Nachwelt nicht zu scheuen braucht. Er hat auch, so viel wir wissen, nie eine Bedingung angeboten, gewiß aber gern das ihm von Gleim angetane Unrecht vergessen; dafür sprechen seine oben angeführten Worte über Gleim, besonders aber der Satz: „Sein Herz war großmütig und redlich ꝛc."

Gleim erscheint in der ganzen Sache nicht in günstigem Lichte, doch stehen den darin hervorstechenden schlechten Eigenschaften seine Gutmütigkeit, Freigebigkeit, seine Religiösität und Vaterlandsliebe, sowie sein in hohem Maße ausgebildeter Sinn für Freundschaft gegenüber. Aber zur Nachsichtigkeit gegen sich selbst neigend, fremder Belehrung schwer zugänglich, hatte er sich allzu früh daran gewöhnt, von seinen Freunden verhätschelt zu werden; dabei war er gegen sie nicht sonderlich nachgebend und fuhr auf, wenn er einem Widerspruch begegnete; und sehr zu seinem Schaden verdunkelte er seine guten Eigenschaften, indem er bei vermeintlicher oder wirklicher Beleidigung seinen Zorn und Groll nicht zu bändigen verstand. Ohne Grund zürnte er den beiden Männern, dem früheren geistlichen Freunde wie dem Herrn Klopstock. Nicht war es an Spalding, dem Kanonikus entgegen zu kommen, sondern dieser hätte den Berliner Prediger um Verzeihung bitten müssen für die grundlose Verdächtigung wegen der Abweisung im Stahlschen Hause und für die Veranstaltung, beziehungsweise Zulassung der Publikation der Spaldingschen Briefe.

Jacobis Brief an Gleim im Hamburgischen Korrespondenten vom 11. April 1769, Nr. 57.

„An den Herrn Canonicus Gleim, von Jakobi.

Düsseldorf, den 4ten April 1769.

Den Augenblick, mein liebster Freund, gab ich unter fremdem Pettschaft, an Sie ein Päckchen auf die Post, worin Sie eine Schnupftabacksdose finden werden, mit der Inschrift, auswendig auf dem Deckel: Pater Lorenzo, und inwendig; Yorick. Erst jetzt schreib ich den Brief dazu; und diesen sollen Sie in einem öffentlichen Blatte lesen. Den Sinn des Geschenks werden Sie gleich errathen; allein ich wünsche, daß Sie eben so bald den Geber desselben erriethen, und es dem Herzen Ihres Jakobi zutrauten; aus dieser Ursache halte ich den Brief noch zurück. Warum ich ihn aber drucken lasse? Weil er in die Hände vieler kommen soll, die unsere Freunde sind, oder es seyn könnten. Hören Sie also, mein Liebster, die Geschichte der Dose! Meinem Bruder, der mit mir gleiches Empfinden hat, und einem Zirkel von empfindsamen Frauenzimmern, las ich, vor einigen Tagen, Yoricks Reise vor. Wir kamen an die Geschichte des armen Franciskaners Lorenzo, welcher Yorick um ein Allmosen bate, von ihm abge-

wiesen wurde, durch sein sanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue darüber einflößte, nachher zum Zeichen der Versöhnung von ihm eine schildpattene Dose bekam, wogegen er ihm die seinige von Horn gab u. s. w. Wir lasen wie Yorick diese Dose dazu gebraucht, um den sanften gelassenen Geist ihres vorigen Besitzers hervorzurufen. — „Der gute Mönch war gestorben; Yorick saß bey seinem Grabe, zog die kleine Dose hervor, riß einige Nesseln zum Kopfe des Begrabenen aus und weinte.“ Wir sahen einander stillschweigend an; ein jeder freute sich, in den Augen des andern Thränen zu finden, wir feyerten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo, und des gutherzigen Engländers. — Wir alle kauften uns eine Schnupftabakdose von Horn, worauf wir mit goldenen Buchstaben die Schrift setzen ließen, die auf der Ihrigen steht. Wir alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franciskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft sich einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung, auch in der größten Heftigkeit, zu widerstehen. Wäre einer so unglücklich, daß dieses nicht gleich den verlangten Eindruck auf ihn machte, so muß er, zur Strafe, die hornene Dose mit einer andern verwechseln, bis er durch eine besonders gutherzige oder sanftmüthige That sie sich wieder erwerben kann. Unsere Damen, die keinen Taback brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttisch eine solche Dose stehen haben. Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Zirkel genommen zu haben, wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darin gleichstellten. An einige schickten wir das Geschenk, das Sie bekommen, als ein uns heiliges Ordenszeichen; anderen soll dieser Brief unsere Gedanken mittheilen. — — Wie, mein Liebster, wenn die Ungerechten, denen unser Herz, unsere Muse nichts gethan haben, die uns hassen, weil wir nicht von ihren Feinden gehaßt werden; wenn diese an unsern Liedern sich rächen wollen, dann ziehen wir unsere Dose hervor, und werden nicht böse, und singen fort, ob wir sie vielleicht besänftigen können? Wer weiß, ob sie nicht selbst mit der Zeit bewogen werden, ein kleines Geschenk von Horn von uns anzunehmen?“

Hiermit schließt der Brief im Hamburg. Korrespondenten. Jacobi hat ihn auch in seinen sämtlichen Werken aufgenommen. Ich habe die dritte Auflage vor mir liegen, worin das Schreiben S. 103—109 theilweise abgedruckt ist. Jacobi hat seinerzeit den Wiederabdruck damit erklärt, daß einige seiner Freunde ihn gebeten hätten, den schon zur Vergessenheit bestimmten Brief zu erhalten. „Sie glaubten, daß ich ihn wegen der Art, wie er aufgenommen worden, als Denkmahl des Geistes jener Zeit, aufbewahren müßte. Es war damahls die empfindsame Periode. Yorik hatte in den bessern Seelen manches wahrhaft gute Gefühl rege gemacht, das sich in seiner Einfalt und Lauterkeit erhielt. Dagegen suchten andre, sich durch die Kunst in Gefühle zu versetzen, die sie gern gehabt hätten, die ihnen aber nicht eigen waren; noch andre begnügten sich mit dem äussern Scheine der Empfindsamkeit. — Wie erstaunte ich, als gleich nach ihrer (der Epistel) Erscheinung, fast alles, was zur feinern Welt gehörte, zumal in Ober- und Niedersachsen, nach einer Lorenzo-Dose sich umsah! — Ein glücklicher Einfall! sagten die Drechsler; mehrere Kaufleute machten daraus eine Sache der Speculation; bald wurden die Dosen von Horn, in großer Menge, nicht allein durch ganz Deutschland, sondern bis nach Amerika und Liefland verschickt. Ein deutscher Reichsgraf benutzte sogar das Blech, das ihm seine Bergwerke brachten, zu Lorenzo-Dosen. Kurz, sie waren in allen Händen; aber eben darum, in was für Händen oft? Jetzt erkannte ich meine Schwärmerey, in welcher ich versprochen hatte, jedem, der mir dieses Ordenszeichen darbieten würde, brüderliche Vertraulichkeit zu beweisen. Wußte ich doch, wie geschwind dergleichen seine wahre Bedeutung verliert und in Mode ausartet. Indessen blieben viele ihrer ersten Empfindung getreu, und Schlichtegroll in seinem Nekrolog erzählt

von einem wirklichen Lorenzo-Orden, dessen Stifter ein Mann von Ansehen und von ausgezeichneten Verdiensten war. Übrigens charakterisiert es die gebildete Klasse jener Zeit, daß weder ein Witzling in der Gesellschaft über meine Dosen zu spötteln, noch ein mir ungünstiges Journal sie öffentlich anzugreifen sich getraute." — Zur Orientierung darüber, wann Jacobi diese kulturgeschichtlich interessante Anmerkung hinzugesetzt hat, möge der Hinweis darauf dienen, daß er die Vorrede zur dritten Ausgabe seiner Werke zu Freiburg im Breisgau im Februar 1807 schrieb. Seite XII gibt er die Erklärung dafür, wie er seinerzeit dazu gekommen, dem Spiele mit Liebesgöttern und Grazien zu huldigen, sich mit der kleinen Manier in der Behandlung zu befassen, einer gesuchten Zierlichkeit im Ausdruck nachzuhaschen. Veranlassung war die unzählige Menge von Liebesgöttern auf den Gefäßen, geschnittenen Steinen und andern Kunstwerken der Griechen, die mancherlei Spiele dieser Amoretten, die kleinen Bacchanale und mehrere Vorstellungen dieser Art, im Zeitalter des Socrates geliebt und bewundert. „Man vergaß die Lieder Anakreons, welcher in Athen der Weise hieß, den Sperling Catulls, und ähnliche Tändeleien," wenn man Jacobi damals tadelte. „Doch man hatte Recht," bekennt er freimütig, „zu lange fuhr ich in diesem Tone fort; es war Zeit abzubrechen. Die wenigsten Gedichte von dieser Gattung habe ich (in der 3ten Ausgabe) beybehalten; nur diejenigen, denen meine Freunde vorzüglich das Wort redeten. Auch unter den erhaltenen sind viele abgekürzt worden."

# Theodor Gottlieb v. Hippel und Carl George Gottfried Glave.

Von Ferdinand Josef Schneider in Prag.

Zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten, mit denen Theodor Gottlieb v. Hippel in den Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts zu Königsberg verkehrte, gehörte der damalige Hofgerichtsrat Carl George Gottfried Glave. Er ist am 4. August 1752 zu Stettin geboren worden und hatte nach Absolvierung seiner juristischen Studien 1772 zunächst als Referendar bei der Pommerschen Regierung eine Anstellung gefunden. Ein Jahr später wurde er in gleicher Eigenschaft an das Berliner Kammergericht versetzt und — nach einer nur kurzen Tätigkeit als Assessor bei der westpreußischen Regierung — 1777 zum Hofgerichtsrat in Königsberg ernannt. Hier trat er bald nach seiner Übersiedlung als Mitglied der Dreikronenloge bei, der Hippel schon seit langem angehörte. Ende Juni 1779 erwähnt ihn der Dichter unter den Gästen, die sich zu dem Bankett einfanden, das damals der Königsberger Buchhändler Joh. Jac. Kanter dem durchreisenden Romanschriftsteller Joh. Timotheus Hermes zu Ehren veranstaltete[1]). Einen tiefern Einblick in die Beziehungen, die schon um diese Zeit

[1]) Hippels sämtliche Werke XIV (Berlin 1839), 145, 147.

zwiſchen Hippel und Glave beſtanden haben, gewährt uns indeſſen die im Königsberger Staatsarchiv aufbewahrte Kopie[1]) eines Bittgeſuches, das der Hofgerichtsrat wohl an ſeinen höchſten Vorgeſetzten[2]), den damaligen Kanzler und Chef des Hofgerichtes Friedrich Alexander Freiherrn v. Korff, am 5. April 1780 richtete. Damals ſtand gerade die Neubeſetzung der Kriminaldirektorſtelle in Ausſicht[3]), um die ſich Glave angelegentlich bewarb. Aber auch Hippels Wünſche gingen den gleichen Weg. Glave macht nun in ſeinem Schreiben dem Kanzler von dieſem fatalen Zuſammentreffen freimütig Mitteilung, wie er zuvor auch Hippel ſchon davon verſtändigt haben will; denn er konnte — nach ſeinen eigenen Worten — gegen einen Mann, deſſen Freund er war, nicht „heimlich arbeiten". Glave verhehlt es ſich nicht, daß er ſein Anſuchen nur mit der „Liebe der Selbſterhaltung" und mit den unzureichenden Einkünften ſeines Amtes motivieren könne, während Hippel „durch Geſchicklichkeit, durch die vieljährige unentgeltliche Verwaltung des Criminal Raths Dienſtes"[4]) ausgeſprochne Anrechte auf die Stelle beſitze. „Können Ew. Exzellenz", ſchließt er deshalb ſeine untertänige Bitte: „ihn alſo nicht dadurch zum Abſtande bewegen, daß er keine Verbeßerung nöthig hat, und ich dieſe, ſo lange meine Eltern leben, ſuchen muß, ſo will ich ihm kein Hinderniß ſeyn, keine Gelegenheit ſeyn, daß ihm Ungerechtigkeit erwieſen werde, ſo werde ich, ſo lange kein Drittes concurrirt, keinen Schritt weiter um dies Amt thun. Vielmehr wünſchte ich dann und bitte p., daß Ew. Exc. die Gnade haben mögen, ihn dazu zu verhelfen." Die Frage welchen von beiden Männern der Kanzler mehr protegierte, iſt hier wohl ganz überflüßig[5]). Denn ſchon nach den freimütigen

---

[1]) Dieſe Kopie wurde mir ebenſo wie der noch unten zu erwähnende Briefwechſel zwiſchen Glave, Theden und Hippel in einer durch Herrn Dr. Möllenberg veranſtalteten Abſchrift von der Direktion des kgl. Geh. Staatsarchives in Königsberg zugeſendet.

[2]) Denn nach der Juſtizreform vom Jahre 1774 war das „Hofhalsgericht und Criminalkollegium" dem Hofgericht untergeordnet (G. Conrad, Geſchichte der Königsberger Obergerichte, Leipzig 1907, S. 227, 230).

[3]) Nach Conrad S. 457 wurde der damalige Hofhalsrichter und Kriminaldirektor Joh. Heinr. Lübeck erſt am 26. Auguſt 1780 entlaſſen.

[4]) Vgl. dazu: Altpreuß. Monatsſchrift XLVII, 555.

[5]) Kanzler v. Korff (geb. 30. Dezember 1713 zu Creuzburg in Kurland, geſt. 12. November 1785 zu Königsberg) war auch Mitglied der Dreikronenloge und ohne Frage mit Hippel befreundet. Nach Scheffners Angabe (Selbſtbiographie S. 79), hat Korff, ein Mann „von trefflich geſundem Verſtande und feſtem Charakter, äußerlich manchmal etwas rauh" Hippel Modell geſtanden „bey Schilderung ſeines Wurzelmanns des Herrn von G— in den Lebensläufen ꝛc." Dies iſt aber auch nur eine Annahme geweſen, der ſchon die Zeitgenoſſen nicht ganz beiſtimmen konnten. Ein Sohn oder doch naher Verwandter Korffs, Baron Friedr. Heinrich v. Korff, ſchreibt an Scheffner unter dem 8. September 1796: „Der alte G... iſt ein braver guter Mann, obgleich er nur wenige Ähnlich-

Zugeständnissen in seinem eignen Bittgesuch durfte sich doch der Hofgerichtsrat nicht darüber wundern, wenn am Ende nicht er, sondern sein Mitbewerber ernannt wurde, und es macht Glave sicher wenig Ehre, daß er ein Jahr später bei allen Göttern schwört, Hippel habe ihn auch „wegen der Criminal Director Stelle" hintergangen.

Nach seiner Beförderung zum Kriminaldirektor und seiner bald darauf erfolgten Ernennung zum dirigierenden Bürgermeister hatte der Dichter — was ihm doch wohl schon seine große Menschenkenntnis sagte — in dem ehrgeizigen und gewandten Glave jedenfalls einen heimlichen und gefährlichen Gegner zu fürchten. Hippel hat das unverbesserliche Intrigantentum des präterierten Hofgerichtsrates sicher auch früher erkannt als alle andern. Im April 1781, kurz vor dem Erscheinen von Kants Vernunftkritik muß Scheffner seinen Freund in einem Schreiben darauf aufmerksam gemacht haben, daß irgendein Königsberger brieflich den Verfasser der „Lebensläufe" des Plagiats an Kants Ideen geziehen habe. Hippel rät da sofort auf Glave:

„Dieser Briefsteller ist ganz unfehlbar Herr Gla—. Welch ein Narr müßt ich seyn, leugnen zu wollen, daß Kant mein Lehrer gewesen. Allein den Geist dieses Buchs zu kennen ist genug, um einzusehen, daß der Herr Gla— mir zu viel thut. Was für ein gefährlicher Mensch ist der? Das Kantsche Werk kommt diese Ostern gewiß heraus und da wird sich denn auch von dieser Seite zeigen, ob ich solch eine hämische Behandlung verdient habe. Als ob es auf Stellung bey Definitionen, als ob es auf Definitionen selbst ankäme! als ob nicht nur ein Gott und eine Wahrheit sey, und als ob in meinem ganzen Buch nicht eitel praktische hausbackene Philosophie wäre! —"[1]).

Einige Monate später kam es zwischen beiden Männern zum völligen Bruche. Schon beim Antritt seines Bürgermeisteramtes am 4. Januar 1781 sprach Hippel von einer bevorstehenden Reise nach Berlin[2]). Nach Schlichtegroll handelte es sich um eine Dienstreise, der er sich zu unterziehen hatte, „um sich mit den Polizeyverfassungen anderer erheblicher Orte bekannt zu machen[3])." Als Aufbruchstermin hatte Hippel das Ende des Monates Juli festgesetzt[4]) und der von

keit vom alten Canzler hat." (Königsberger Staatsarchiv: Scheffners Nachlaß.) Immerhin ist Scheffners Vermutung die wahrscheinlichste und entschieden derjenigen vorzuziehen, die Alexander von Oettingen in seiner Ausgabe der „Lebensläufe" 2. Aufl., Leipzig 1888, S. 33 dagegen ausspielt. Auf Grund eines mir unbekannten handschriftlichen Briefwechsels, den aufzufinden ich mir alle Mühe gab, wird hier als Urbild des Herrn v. G. ein kurischer Landrat v. Behr angenommen, mit dem Hippel auf seiner Petersburger Reise in Mitau zusammenkam.

[1]) Hippels sämmtliche Werke XIV, 212 f.

[2]) Protokoll über Hippels Introduktionsrede (Königsberger Stadtarchiv F 260).

[3]) Biographie des kgl. preuß. Geheimen Kriegsrates zu Königsberg Theodor Gottlieb v. Hippel, Gotha 1801, S. 285.

[4]) Sämtliche Werke XIV, 225.

ihm verlangte „Vorſpann Paß auf vier Vorlege Pferde zur Reiſe von hier nach Berlin und retour" iſt ihm von der oſtpreußiſchen Kriegs- und Domänenkammer tatſächlich am 30. Juli ausgeſtellt worden[1]).

Unter den Freunden und Bekannten, denen der Dichter vor dem Antritt ſeiner Reiſe einen Abſchiedsbeſuch machte, befand ſich auch Hofgerichtsrat Glave[2]). Von ihm erhielt Hippel wohl bei dieſer Gelegenheit einen ſehr ſchmeichelhaften Empfehlungsbrief an den einflußreichen Freimaurer und zu ſeiner Zeit als Wundarzt hochgeſchätzten Generalchirurgen Joh. Chriſtian Anton Theden in Berlin[3]).

Über die Reiſe des Dichters, die einzige größere, die er in ſeinem ſpätern Leben unternommen hat, ſind wir nur dürftig unterrichtet. Wir wiſſen, daß Berlin nicht ſein Endziel war. Er hat von da aus einen Abſtecher nach Leipzig unternommen und unter den literariſchen und künſtleriſchen Notabilitäten der Stadt auch den Maler und Kupferſtecher Bauſe aufgeſucht[4]). Er hat am 13. September zu Halle aus Semlers Hand den erſten Teil von deſſen Selbſtbiographie zum Andenken erhalten[5]) und tags darauf in Deſſau aus Baſedows Händen deſſen „Allgemein Chriſtliches Geſangbuch für alle Kirchen und Sekten. Riga und Altona. Gedruckt mit Eckhardtiſchen Schriften 1781"[6]). Auch das ſtille Herrnhut ſah er ſich auf dieſer Reiſe an[7]). Über Hippels Aufenthalt in Berlin, der doch ſicher mehrere Wochen währte, über ſeine dortige Tätigkeit und über die Bekanntſchaften, die er in der Reſidenz machte, iſt faſt nichts zu ermitteln. Wir hören nur, daß er ſich nach einem Kirchenbeſuch über einen zu ſeiner Zeit in Berlin ſehr beliebten Prediger namens Ambroſi recht unvorteilhaft geäußert haben ſoll,[8]) und wiſſen aus ſicherer Quelle, daß er in Potsdam ſeinen einſtigen Jugendfreund, den Pfarrer Georg Chriſtoph Preyß, aufſuchte, was dieſem keine geringe Freude bereitete[9]).

---

[1]) Königsberger Stadtarchiv, F 260.

[2]) Glave an Theden, 15. Oktober 1781 (Original) [Königsberger Staatsarchiv].

[3]) Hippel an Glave, 14. Oktober 1781 [Königsberger Staatsarchiv].

[4]) Sämtliche Werke XII, 13.

[5]) Das Dedikationsexemplar findet ſich mit eingeklebtem Widmungsbrief noch heut in der Abteilung H B (Hippels Bibliothek) der Königsberger Stadtbibliothek. Herr Privatdozent Dr. Seraphim hat mich gütigſt darauf aufmerkſam gemacht.

[6]) Auch das Dedikationsexemplar dieſer anonym erſchienenen Schrift bewahrt heute die Königsberger Stadtbibliothek. Es trägt den eigenhändigen Vermerk Hippels: „Vom Verfaſſer d. 14. Septbr. 81 in Deſſau zum Geſchenk. Hl."

[7]) Schlichtegroll a. a. O. S. 304.

[8]) Lüdeke an Borowski, Berlin 10. März 1784 [Königsberger Stadtbibliothek: Borowskis Nachlaß].

[9]) Preyß an Borowski Potsdam 31. März 1785 [Königsberger Stadtbibliothek: Borowskis Nachlaß].

Natürlich hat Hippel auch Theden, dem er ja von Glave warm empfohlen worden war, seine Aufwartung gemacht. Wer aber ermißt sein Erstaunen, als ihm Theden im Laufe des Gesprächs ein Schreiben Glaves zu lesen gab, worin er zur Vorsicht im Verkehr mit Hippel ermahnt, ja „im eigentlichen Sinn" vor diesem gewarnt wurde! Alle unkontrollierbaren Gerüchte, die damals schon über den Charakter des neuen Oberbürgermeisters in Königsberg umliefen, waren wohl in diesem Briefe aufgetischt und es ist schade, daß er verloren ging. Glave charakterisierte ihn hernach selbst als einen solchen, den er „nicht an Vater oder Mutter geschrieben hätte", dessen Inhalt er Theden „selbst nicht so ausdrücklich und unbemäntelt entdeckt hätte", wäre er in Königsberg gewesen[1]). Übrigens enthielt das Schreiben nicht nur Angriffe auf Hippel, sondern auch auf andre Maurerbrüder und vor allem intrigierte darin der unvorsichtige Hofgerichtsrat gegen seinen höchsten Vorgesetzten, den Kanzler v. Korff. Er beschwerte sich über Verfolgungen, die er von ihm zu erleiden habe, beschuldigte ihn der Parteilichkeit in einem bestimmten Rechtsfall und bat Theden zum Schluß, diese Anklagen zu den Ohren des Großkanzlers v. Carmer gelangen zu lassen[2]). Glaves Brief trug das Datum des 2. August[3]), war also unmittelbar nach Hippels Abreise von Königsberg geschrieben worden.

Theden erfreute sich als Arzt eines hervorragenden Rufes und mag auch sonst viele schätzenswerte Eigenschaften besessen haben, aber ein Mann von Weltklugheit und Menschenkenntnis war er sicher nicht; sonst hätte er einem Hippel diese gefährlichen Zeilen nicht zu lesen gegeben. Da der Dichter seine Empörung meisterhaft zu beherrschen verstand und dem arglosen Generalchirurgen unter Ehrenwort versprach, von dem Inhalt des Briefes keinen Gebrauch zu machen, so meinte dieser dem Königsberger Intriganten auch noch einen besondern Dienst erwiesen zu haben; denn er wollte, wie er sich ausdrückt, durch seine unbedachte Handlung die „Rührung eines adlichen Manns" erwecken[4]). Es gehört doch der ganze Moralitätsdusel des 18. Jahrhunderts dazu, um zu glauben, einen selbstbewußten Mann wie Hippel durch die Vorhaltung derartiger Verdächtigungen rühren, prüfen und allenfalls zur Umkehr bewegen zu können! „Ihr Brief", schrieb Theden unter dem 28. August ganz beruhigt und siegesgewiß an Glave, „hindert Sie bey Gott an nichts. H. Hippel wird mit Sie darüber als Bruder reden. Niemand als

[1]) Glave an Theden, 15. Oktober 1781.

[2]) Glave an Theden, 15. Oktober 1781.

[3]) Theden an Glave ohne Datum und Unterschrift [Königsberger Staatsarchiv].

[4]) Theden an Glave ohne Datum.

wir 3 wird davon erfahren. Nichts zu Ihrem Nachtheil. Sie werden hieraus lernen, daß er ein wahrer Maurer ist[1])."

Es kam aber ganz anders. Hippel war einfach nicht der Mann, der eine ſolche Beleidigung ruhig hingenommen hätte, und wäre er auch durch tauſend Eide zum Schweigen verpflichtet geweſen. Der Königsberger Loge machte er zwar inzwiſchen noch keine Mitteilung von ſeinen intereſſanten Entdeckungen, er wußte Glave viel empfindlicher zu treffen. Unter den Männern, die ſich durch den hinterliſtigen Brief beleidigt fühlen mußten, befand ſich ja auch Glaves Vorgeſetzter und den ſcheint Hippel gleich nach ſeinem Beſuch bei Theden von dem reſpektwidrigen Benehmen des Hofgerichtsrats brieflich in Kenntnis geſetzt zu haben.

Glave, der Thedens Brief vom 28. Auguſt, worin der Vorfall mit Hippel geſchildert war, ungefähr am 5. September empfing, ſah der nächſten Zukunft mit Unruhe und Beſorgnis entgegen. Denn man erwartete am 10. d. M. den Großkanzler v. Carmer in Königsberg und Kanzler v. Korff hatte ſich ſchon zwei Tage vor dem Eintreffen des höchſten Reichsbeamten gegen den Hofgerichtsrat „ſehr kalt und rückhaltend" gezeigt[2]). Wenige Tage nach der Abreiſe des Großkanzlers wurde ſein ſeltſames Verhalten noch viel deutlicher. Er „ſtichelte von Untergrabungen ſeiner auctoritet, redete von Eingriffen in ſeine auctoritet und hieng der Ausfahrung kühne, empfindliche Drohungen an[3])."

Glave ſprach daraufhin bei v. Korff perſönlich vor und wurde von dieſem mit Vorwürfen überſchüttet wegen der geheimen Anklagen, die ſein Brief an Theden enthielt. Der Kanzler verhehlte ihm nicht, daß er ſchon vor der Ankunft des Großkanzlers von der Sache gewußt und daher dieſen bereits darauf vorbereitet habe, daß ſich Glave bei ihm beſchweren werde. Selbſtverſtändlich hätte er ſeinem Vorgeſetzten bei dieſer Gelegenheit auch mitgeteilt, was er ſeinerſeits gegen den intriganten Hofgerichtsrat vorbringen konnte. „Aus des Kanzlers ganzen Discours und Betragen", ſchreibt Glave nachher an Theden, „ward ich zugleich überzeugt, daß ich an ihm ſtatt eines bisher geheimen Feindes nun einen offenbaren und unverſöhnlichen bekommen hätte[4])."

Mit ſehr gemiſchten Gefühlen wartete daher der beſtürzte Hofgerichtsrat die Rückkehr Hippels ab. Er rechnete trotz allem auf eine Ankunftsviſite des Beleidigten, da ihm dieſer bei ſeiner Abreiſe ja auch einen Abſchiedsbeſuch gemacht hatte; aber Hippel, der im Ok-

[1]) Glave an Theden, 15. Oktober 1781.
[2]) Glave an Theden, 15. Oktober 1781.
[3]) Glave an Theden, 15. Oktober 1781.
[4]) Glave an Theden, 15. Oktober 1781.

tober schon wieder in Königsbergs Häusern verkehrte, ignorierte ihn diesmal völlig. Und als sich am 13. d. M. beide in einer Gesellschaft trafen, kam es zwischen ihnen sogar zu einer erregten Auseinandersetzung, die Glave nacher seinem Freunde Theden ausführlich geschildert hat:

„Er that, als wenn er mich nicht kannte. Ich gieng an ihn, umarmte ihn, er zeigte sichtbaren dedain. Nach Tisch kam er an mich. Mit diesen Worten: ‚Es ist egal, wo ich Sie anrede: ob ich Ihnen das was ich Ihnen zu sagen habe hier oder anderswo sage. Was haben Sie von mir und andern würdigen Leuten für einen infamen Brief an H. Theden geschrieben! ich habe ihn ganz gelesen, ich habe mir Excerpta daraus gemacht, die ich noch habe; und wenn Sie sich unterstehen solten, mir durch die 4t. oder 5t. Hand zu schaden oder mich in meinen Aemtern durch Ihr Amt zu chicaniren, so werde ich Gebrauch davon machen. Ich habe alles gelesen, was Sie von Stiftung einer Loge, von unserer Loge, von würdigen Maurern geschrieben haben.'

Und so fuhr er fort, mich in einem weg anzufahren, sich ein höchst stolzes air zu geben und mir Verweise zu ertheilen; ohne mich zu einer Antwort zu lassen. Kaum, daß ich ihm erwidern konnte, daß er gar nicht der Mann sey, der in dem Ton mit mir reden dürfe, daß er schlecht sein Ihnen gegebenes Wort halte, daß ich niemand chicanire, ihm aber auch aus Furcht in seinem Amte nichs hingehen laßen würde. Wir wurden durch den Wirth in dieser heftigen Unterredung gestöhrt."

Tags darauf erhielt Glave von Königsbergs Oberbürgermeister ein kurz und bündig abgefaßtes Schreiben, das die briefliche Polemik eröffnete, die sich nun zwischen beiden Gegnern entspann[1]).

In einigen herrischen Sätzen, die zugleich eine Aufkündigung der freundschaftlichen Beziehungen durchblicken ließen, wirft Hippel dem Hofgerichtsrat noch einmal das unwürdige Benehmen vor, ihm erst einen Empfehlungsbrief an Theden mitzugeben und dann diesen „über die Post" vor ihm zu warnen[2]). Glaves Antwort auf dieses Billet hat sich erhalten und trägt das gleiche Datum wie Hippels Brief[3]). Die Verteidigung in der kitzlichen Sache mag ihm nicht leicht geworden sein und man errät aus der nachdrücklichen Hervorhebung von allerhand schätzenswerten Eigenschaften des Dichters den heimlichen Wunsch, den Gereizten bei seiner Eitelkeit zu fassen und auf diese Weise mühelos zu besänftigen:

„Ihr Verstand, Ihre Belesenheit, Ihr guter Ausdruck, Ihr meiner überirrdischen Schwärmerey so oft einstimmender Tiefsinn und mehr Fäden, die ich iezt nicht erzehlen kann, weil ich Ihnen hier nicht Weyhrauch bringen will, rißen mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu Ihnen hin und ich war immer auf dem Wege, Ihnen eine solche Freundschaft zu widmen, die über alle irrdische Verhältniße sich erheben, die unerschütterlich, ewig hätte seyn sollen, solch eine Freundschaft, deren hier etwa 2, etwa 3, wenigstens nicht viel mehr Menschen von mir besizzen".

---

[1]) Glave an Theden, 15. Oktober 1781.
[2]) Hippel an Glave, 14. Oktober 1781.
[3]) Glave an Hippel, 14. Oktober 1781 (Königsberger Staatsarchiv).

An diesem aufrichtigen Bestreben sei er aber „von guten, ehrlichen Leuten" gehindert worden, die ihn vor Hippel „recht sehr" warnten. Trotz den factis, die man ihm „wahrscheinlich machte", die man ihm zuweilen sogar zu beweisen sich erbot, habe er jedoch alle diese Verdächtigungen für Neid gehalten, besonders da er merkte, daß nach Hippels Ernennung zum Oberbürgermeister dessen heimliche Feinde „außerordentlich wuchsen". „Aber", fährt Glave fort:

„um nicht bedenklich über den fond Ihres Charakters zu werden, war ich oft, zu dringend, zu umständlich gewarnt. Ich empfahl Sie an H. Theden in einem Momente, wo ich alle Bedenklichkeiten gegen Sie überwand. Ich beschloß in eben dem Momente, Ihnen noch eine gewiß erhebliche Bekanntschaft, ohne es Ihnen vor Ihrer Abreise zu sagen, auf eine so überraschende Art zu machen. Als das Schreiben hiezu schon gesiegelt war, kam ich mit jemand von Ihrer Reise zu reden und mir entfuhr, daß ich mich freute, Ihnen dort einige gute Bekanntschaft zu machen. Da ward ich wieder so inständig, so dringend für Sie gewarnet und mir so gar versichert, daß Sie mir selbst in Berlin schaden würden und das mit Argumenten, daß ich erstaunen und völlig zweifelhaft werden mußte. Ich zerriß meinen Brief — Sie waren mir aber schon viel zu werth, alß daß ich Sie so aufopfern sollte. Ich schrieb also meinen Ihnen bekannten Brief an H. Theden und sezte es darin auf seinen Ausspruch aus, ob ich mit Ihnen ohne alle Bedenklichkeit Freundschaft und das im edlern, höhern Sinne knüpfen könnte".

„Aber", deutet Glave höchst sophistisch eine billige Phrase seines Briefes, „wenn ich sagte, daß es mir selbst nahe gehen würde, wenn ich mich in Ihnen irrte, so hieß das doch wohl unstreitig so viel, als daß ich wünschte, er möchte nach vorgängiger Prüfung nicht allein selbst Ihnen trauen, sondern auch mir die Freude machen, mich zu überzeugen, daß ich Ihnen trauen könnte". Glave muß wohl das Gefühl gehabt haben, er könnte in dem reichlichen Honig, mit dem er die Hippeln zugedachte bittre Arznei versetzte, am Ende selber stecken bleiben; daher rafft er sich in seinem Briefe auch zu einigen entschiedenen Vorhaltungen auf. So sagt er dem Gegner auf den Kopf zu, daß dieser von jenem fatalen Briefe bereits Gebrauch gemacht, ihn ohne Berechtigung excerpiert habe, und begegnet Hippels Drohung, von den Excerpten allenfalls Gebrauch zu machen, mit der kategorischen Versicherung, er werde, wenn er fürchtete, daß jener sein Wort tatsächlich brechen und durch diese Wortbrüchigkeit ihm schaden könnte, „in beyden Fällen Kräfte zu überflüßiger Gegenwehr" haben. Zum Schluß aber bläst Glave doch wieder die Friedensschalmei:

„Ich hoffe, Sie werden diese Zuschrift beherzigen und von Ihrem Wahn zurückkehren . . . . . Bis dahin werde ich als ehrlicher Mann und als Maurer an Ihnen handeln und unter andern diese ganze Sache verschweigen und fortfahren, Ihre viele gute und vorzügliche Eigenschaften zu schäzzen und zu rühmen".

Und wie eilig der Hofgerichtsrat eine Aussöhnung mit Hippel herbeiwünschte, beweist am deutlichsten das Postskript seines Briefes:

„M. D. Erhebl. Ursachen wegen dürfte es gut seyn, wenn Sie sich bald hierüber — aber ja nicht ohne völlig reifliche und gesezte, feste Überlegung — determinirten und erklärten."

Er sah, wie er durch Unvorsichtigkeit in die eigene Falle geraten war, und hatte nun vor Hippels etwaigem Verrat eine namenlose Angst. Es ward ihm der Königsberger Boden recht heiß unter den Füßen. „Ich beschwöre Sie bey Gott", bittet er den ungeschickten Theden in seinem Brief vom 15. Oktober:

„thun Sie lieber nichts als etwas, das ich nicht vorher weiß. Denn wenn ich die Loge soll zur Verfolgerin und den Kanzler zum Feinde behalten, so muß ich suchen von hier zu kommen, es koste, was es wolle".

„Was thue ich, um ihn zu besänftigen", fragt er im Hinblick auf Hippel ganz verzweifelt an einer anderen Stelle desselben Briefes:

„was können Sie thun, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, um ihn wieder zum Freunde zu machen? Thun Sie aber um Gottes willen nichts, was ich nicht vorher weiß. Wollen Sie ihm schreiben, so haben Sie die Güte, es mir zur Abgabe zu schicken, mir wißen zu laßen, was Sie schreiben".

Theden überblickte das Unheil, das er mit seinem indiskreten Prüfungs- und Bekehrungsversuch angerichtet hatte, nun in seinem vollen Umfang. „Schaam, Schreck und Betrübniß", beginnt eines seiner Billets an Glave, „nimt mich gantz ein, wenn daß gegründet, woran ich nun nicht zweiffele, was Sie mir gemeldet, noch nie würde ich so betrogen sein, alß an diesem Manne, den ich für einen Engel unter Menschen gehalten".

Er hätte in seiner Arglosigkeit wohl gern Hippel, diesem „Teuffel in Menschengestalt", eine Strafpredigt gelesen, wenn ihm nicht Glave, das verbrannte Kind, die Hand so fest auf den Mund gepreßt hätte. So blieb ihm nichts übrig, als von ferne zuzusehn, wie die für ihn so peinliche Tragikomödie noch enden würde.

Wieviel Briefe in der häßlichen Angelegenheit weiterhin gewechselt wurden, läßt sich nicht mehr feststellen. Ein uns erhaltenes fragmentarisches Briefkoncept von Glaves Hand nimmt auf ein Schreiben Hippels Bezug, das dieser, durch die Unverfrorenheit seines Gegners gereizt, im allerschärfsten Ton vom Stapel gelassen haben dürfte. Man ersieht daraus, daß der Dichter den ganzen Streitfall ab ovo zu behandeln anfing. Er griff bis auf den Beginn seiner Bekanntschaft mit dem Hofgerichtsrat zurück und scheint diese etwas bissig von dem Tage an datiert zu haben, da ihn Glave um eine Anleihe ersuchte, wogegen letzterer wiederum die Tatsache ins Treffen

führte, daß Hippel „schon 2 Jahr vorher abwesend freundschaftlich“ mit ihm correspondiert habe.

Anfang November 1781 ist auch der schriftliche Verkehr zwischen beiden Männern bereits abgebrochen. Das letzte Wort hat — freilich nach seiner eigenen Darstellung — Glave gesprochen. „Er antwortete mir“, schreibt er an Theden am 2. November „auf mein Ihnen communicirt billet bitter, hämisch und iniuriens, unter anderm sagte er: Mein an Sie im August erlaßner Brief verdiene Exclusion aus allen logen. Ich antwortete ihm mit Mäßigung und verbat die fernere Correspondenz“ [1]).

Der Ausschluß aus der Dreikronenloge ließ auch ohne Hippels Zutun nicht lange auf sich warten. Glave, der nun einmal ohne Intrigen nicht leben konnte, sorgte schon selbst dafür, daß es so weit kam. Nachdem er bereits im Juli 1782 wegen der Aufsehen erregenden Denunziation eines in königlichen Diensten stehenden Freimaurers stillschweigend aus der Mitgliederliste gestrichen worden war, wurde er unter dem 3. November 1783 gänzlich von den Logenversammlungen ausgeschlossen. Er hatte nämlich unterdessen sogar gegen seinen Kollegen und Maurerbruder, den Hofgerichtsrat Karl Ferdinand Graun, bei den obersten Behörden eine Anzeige erstattet, die übrigens fast wirkungslos blieb, da sich bezeichnender Weise Kanzler von Korff des Beschuldigten annahm [2]). Ein Gesuch um Wiederaufnahme in die Loge wurde im November 1784 trotz der Befürwortung durch ein Mitglied abgelehnt. „So gefährlich erschienen die Ränke dieses Mannes, daß man für nötig hielt, durch den Obermeister v. Dönhoff, der in Geschäften nach Berlin reiste, bei dem Protektor Herzog Friedrich von Braunschweig und den Bbrn. Wöllner, v. Marschall und Theden vorstellig zu werden, damit etwaige Gefahren vom Orden abgewandt würden“ [3]).

Die Königsberger Maßregelung traf Glave zunächst nicht allzu hart. Er war schon 1782 interimistisch an das neu errichtete Hofgericht zu Insterburg versetzt worden und soll sich hier sehr verwendbar gezeigt haben. Auch nahm die dortige Loge zum größten Verdruß der Königsberger Freimaurer an seiner Mitgliedschaft keinen Anstoß. Sein Intrigantentum konnte er freilich auch in seinem neuen Dienstort nicht bemeistern. Er suchte dem Insterburger Regiedirektor du Bosque durch eine Eingabe zu schaden [4]), schnitt sich damit aber

[1]) Glave an Theden, 2. November 1781.

[2]) R. Fischer, Geschichte der Johannisloge „Zu den drei Kronen“, Königsberg 1910 (Privatdruck) S. 121, 182.

[3]) Ebenda, S. 182.

[4]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Archivbeamten Dr. Möllenberg in Königsberg.

nur ins eigne Fleisch; denn Angriffe auf die Regie und auf die französischen Beamten konnte Friedrich d. G. bekanntlich schlecht vertragen. Kaum war Glave im September 1785 nach Königsberg zurückversetzt worden, da ereilte ihn das Verhängnis. Zur Ausführung verschiedener dienstlicher Aufträge hatte man ihn schon von Insterburg aus nach Memel geschickt. Durch sein herrisches Auftreten reizte er die Kaufmannschaft in einem solchen Grade, daß sie am 27. November 1785 eine Beschwerde einreichte, die ganz dazu angetan war, Glave den Hals zu brechen. Über die unmittelbare Veranlassung zu diesem Vorgehen haben sich in dem Tagebuch des Theologen Joh. Friedr. Abegg einige interessanten Mitteilungen gefunden:

„Die Kaufleute zu Memel trugen am meisten zu seinem Sturze bei. Sie merkten ihm bald an, daß er ein leidenschaftlicher Pharao-Spieler sey. Er ließ eines Tages die ganze Kaufmannschaft citiren, in corpore vor ihm zu erscheinen. Es geschieht, aber mit großem Verdruß. Einer unter ihnen geht aber vorher zu Glave, engagirt ihn zu einem Pharaospiel. Wie das Spiel am lebhaftesten war, läßt sich die Kaufmannschaft melden. Aber das Spiel war zu interessant. Er läßt sagen: sie möchten morgen kommen!"

Die nunmehr eingeleitete Untersuchung fiel für Glave sehr ungünstig aus und der daran anschließende Prozeß endete mit seiner Verurteilung zum Verlust seines Amtes und Titels und zu zweijährigem Festungsarrest.

Gegen dieses Erkenntnis, das der König unter dem 15. April 1786 bestätigte, ergriff nun der unselige Hofgerichtsrat das gesetzlich allerdings zulässige Rechtsmittel der weiteren Verteidigung. Friedrich, durch diese „Verwegenheit" seines Beamten empört, verschärfte jedoch daraufhin mittels einer Kabinettsordre vom 29. April des genannten Jahres das Urteil in grausamster Weise. Über Glave wurde eine entehrende Strafe verhängt, die sonst nur Personen des Bauern- und gemeinen Bürgerstandes zugedacht ward: er sollte an die Karre geschlossen werden und zwei Jahre hindurch harte Zwangsarbeit verrichten.

Der Nachfolger des großen Königs sah dem unglücklichen Opfer der Kabinettsjustiz seines Vorgängers die Karrenstrafe nach und ließ es bei der bloßen Festungshaft bewenden. Aber Glave, ein Michael Kohlhaas in seiner Art, wollte sich nicht sein Recht gegen Gnade eintauschen lassen und strengte neuerlich die Revision seines Prozesses an. Tatsächlich gelangte diesmal die Untersuchung zu einem für ihn günstigeren Ergebnis, wenngleich wiederum „so viele Beweise eines passionierten Betragens, selbst im Amte, unregelmäßiger Conduite, überwiegenden Hanges zu Intrigen, verdächtiger Connexionen mit Parteien und Untergerichtsbedienten und der Würde eines königlichen Rats bei der Justiz zuwiderlaufender Unanständigkeiten" ans Licht gebracht wurden. Fast konnte man an eine Rehabilitierung des Gefangenen denken, da wurde durch einen Machtspruch des neuen Kö-

nigs Glaves anfangs Mai 1788 zu Ende gehende Festungshaft bis auf weiteres verlängert mit der Motivierung, er sei „ein solcher intriganter Böser und unruhiger Kopf," daß man ihn weder im Lande herumlaufen, noch über die Grenze bringen könne. Es bedurfte neuerlicher Eingaben der Königsberger Justizbehörden, um den Hof endlich davon zu überzeugen, daß es doch nicht gut angehe, einen Menschen nur deshalb auf Lebenszeit einzusperren, weil man sich vor ihm fürchte. So erlangte denn Glave am 30. Dezember 1788 seine Freiheit wieder, wurde aber des Landes verwiesen und durfte bei Verlust des Kopfes preußischen Boden nicht mehr betreten.

Bis auf Kant, der in ihm einen Menschen sah, der zu viel Vernunft besaß, um sich fremder Willkür zu beugen, herrschte, wie man aus Abeggs Tagebuch ersieht, in Königsberg über den Verbannten nur eine Stimme der Verachtung und Verurteilung. „Die Abneigung der Bbr. der Dreikronenloge gegen Glave war so groß, daß, solange er der Insterburger Loge angehörte, an einen Ausgleich mit dieser nicht zu denken war"[1]. Man wird sich weniger darüber wundern, daß gerade der sittenstrenge Kant im Jahre 1798 milder über Glave dachte als alle anderen, wenn man sich erinnert, daß auch ihm vier Jahre zuvor durch einen königlichen Machtspruch freie Meinungsäußerung verwehrt worden war!

Heimatlos geworden, nahm Glave seine Zuflucht zum König von Polen und ließ sich von diesem ein Adelspatent auf den Namen „Charles de Glave Kolbielski" ausstellen. Er hat von da ab noch oft gegen den König von Preußen seine Intrigen gesponnen und sogar zu diplomatischen Schritten bei ausländischen Höfen Anlaß gegeben. In Wien ließ er dem damaligen preußischen Gesandten v. Luccheſini seinen Haß fühlen und wurde von der Polizei ausgewiesen. Über seine letzten Schicksale ist nichts näheres bekannt[2].

---

# Zum Schiller-Goethe-Briefwechsel.

Von Hans Gerhard Gräf in Weimar.

Für die neue Ausgabe ‚Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Hand-

[1] Fischer a. a. O. S. 184.

[2] Vorstehende Ausführungen über Glaves Beamtenlaufbahn und Schicksale gründen sich, soweit nicht andre Quellen angegeben sind, auf die Darstellung G. Conrads in seiner ausgezeichneten „Geschichte der Königsberger Obergerichte, Leipzig 1907, S. 255—259, 262—268.

schriften herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Albert Leitzmann', in drei Bänden, erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig 1912, habe ich die im genannten Archiv befindlichen Handschriften verglichen und lege im Folgenden das Ergebnis dieser Vergleichung vor (rechte Spalte). Unerwähnt bleiben zahlreiche Kleinigkeiten, wie die wechselnde Stellung des Datums am Anfang oder am Schluß, die Behandlung der Tageszahlen (7. oder 7ten), der Anschluß oder Nichtanschluß des Datums an den letzten Satz, große oder kleine Buchstaben in Fällen wie: selbst, Selbst, sich, Sich und Anderes. Diejenigen Stellen, an denen ich glaubte die Lesart der Handschrift wieder einsetzen zu müssen, während die vierte Auflage des Briefwechsels (Vollmer, 1881), die Weimarer Ausgabe von Goethes Briefen und die Kritische Gesamtausgabe von Schillers Briefen (Jonas, 1892/7) sie nicht in den Text aufgenommen haben, sind, mit wenigen Ausnahmen, nur dann verzeichnet, wenn die betreffende Stelle in den Lesarten der genannten Ausgaben **nicht** angeführt ist.

**Schillers Briefe** (Kritische Gesamtausgabe).

| | |
|---|---|
| **3**, 474, 2 genöthigt | genöthiget |
| 15 größern | größere |
| 475, 7 Moritzischen | Moritzische |
| 11 auch | noch |
| 481, 2 kleinen | kleine |
| **4**, 7, 13 anderes | andres |
| 8, 15 Theile | Theil |
| 14, 10 schreibt | so schreibt |
| 23, 21 mehreren | mehrern |
| 37, 21 fordern | fodern |
| 40, 15 Stücke | Stück |
| 50, 17 davon | deren |
| 64, 27 Hier | Hie |
| 28 Danke | Dank |
| 75, 1 sehe | seh |
| 80, 12 näheres | nähers [ist noch zu verbessern] |
| 14 Zwecke | Zweck |
| 20 schöpferischen | schöpferische |
| 81, 10 Augenblicke | Augenblick |
| 87, 10 diejenigen ... viel | diejenige ... viel |
| 13 unserem | unserm |
| 93, 11 vierzehn | 14 |
| 114, 5. 6 | Kein Absatz [ebenso **4**, 299, 12. 13. 328, 32. 33. 420, 5. 6. 460, 12. 13. — **5**, 105, 11. 12. 202, 12. 13. 225, 17. 18. 250, 2. 3. 253, 8. 9. 330, 9. 10. 389, 26. 27. — **6**, 139, 28. 140, 1. 153. 4. 5. 15. 16. 174, 2. 3. 272, 8. 9. 325, 14. 15. — **7**, 98, 5. 6.] |
| 130, 16 lange | lang |
| 133, 26 unsers | unsres |

| | | |
|---|---|---|
| 136, | 7 | bedurfte — bedürfte |
| 138, | 11 | vier — 4 [ebenso] 4, 391, 3] |
| 171, | 26 | Gern — Gerne |
| 187, | 27 | Verfaſſer von — Verfaſſer des |
| | 32 | ſtellen.) — ſtellen. |
| | 34 | fabrizieren. — fabrizieren.) |
| 203, | 26 | Fernow — Fernow |
| 204, | 12 | zwei — 2 |
| 236, | 10 | gemacht — macht |
| 272, | 16 | ꝛc. — pp. [ebenso 5, 84, 25. 120, 2. 181, 13. 242, 6. 299, 12. 311, 2. 474, 10.] |
| 293, | 6 | ferne — fern |
| | 33 | bringe — darüber bringe |
| 295, | 3 | Weimar! — Weimar. |
| 323, | 13 | Urtheil — Urtheile |
| 327, | 4 | im — in |
| 328, | 17 | Stücke — Stück |
| 332, | 11 | loben! — loben. |
| | 18 | wollte — wollt |
| | 27 | Platitude. — Platitüde |
| 360, | 28 | Herrn — Herr |
| 361, | 5 | gelegentlich — gelegentliche |
| | 15 | die — die |
| | 26 | u. ſ. w. — pp. |
| | 32 | Gute — Gutes |
| 364, | 16 | fürchtet ſich — fürchtet |
| 374, | 8 | einzelne — Einzelne [geändert aus einzelne] |
| 375, | 22 | von — vom [ebenso 4, 443, 10. — 6, 153, 27. 243, 15] |
| 376, | 14 | Jahr! — Jahr. |
| 392, | 29 | — Absatz nach anbringen. |
| 397, | 4 | tauſend — 1000 |
| 402, | 16 | nur — nun |
| 419, | 17 | ꝛc. — p. |
| | 18 | ſchönern — ſchönere |
| | 24 | — Absatz |
| 430, | 3 | es — es mit |
| 459, | 1 | — Absatz nach ſchönſte. |
| 461, | 24 | ſonderbare — ſeltſame |
| 462, | 15 | außerordentlich — allgemein |
| 463, | 3 | noch — doch |
| 464, | 23 | denn — dann |
| 5, 3, | 4 | ungeheuern — ungeheuren |
| | 20 | können. — können! |
| | 23 | ſeyn. — ſeyn! |
| 5, | 21 | Sinne — Sinn |
| 6, | 20 | Freund! — Freund. |
| 11, | 31 | ſechs . . ſieben — 6 . . 7 |
| | 32 | Jahre . . . Buche — Jahren . . . Buch |
| 13, | 28 | ſchwärmeriſch; — ſchwärmeriſch: [: geändert aus,] |
| 16, | 9 | iſt! — iſt. |
| 23, | 22 | klarer — klärer |
| 27, | 17 | Romane — Roman |
| 29, | 18 | Königsſohn verweilte — Königſohn verweilt |

| | |
|---|---|
| 30, 25 Starkes | Starks |
| 39, 16 Mauern | Mauren |
| 19 mehreren | mehrern |
| 40, 15 | gesperrt |
| 45, 25 feine wagrechte | feine ordentliche wagrechte |
| 46, 32 Langenſalza | Langenſalz |
| 50, 13 | den im Datum fehlt [ebenso 5, 100, 2. 126, 9. 132, 14. 134, 20. 141, 6. 181, 2. 205, 12. 269, 24. 289, 11. 292, 20. 314, 2. 360, 9. 361, 2. 375, 9. 380, 2. 384, 29. 398, 25. 402, 22. 430, 2. 439, 2. 442 2. 482, 2. — 6, 15, 2. 18, 20. 51, 2. 60, 3. 113, 17. 153, 22.] |
| 50, 23 mehreres | mehrers |
| 51, 26 übrigen | übrige |
| 76, 10 früh | frühe |
| 88, 8 | das Citat in einer Zeile für sich |
| 100, 23 liegenden | liegende |
| 108, 4 Abdrücke gemacht | Abdrücke noch gemacht |
| 116, 8 | Absatz nach ſchließen. |
| 119, 21 engen | enge |
| 128, 26. 27 | keine Sperrung |
| 132, 9 Bewunderung | Bewundrung |
| 142, 21 neueres | neues |
| 143, 8 vom | von [ebenso 5, 152, 25] |
| 149, 15 ich für | ich Ihnen für |
| 156, 27 gefallen | verfallen |
| 157, 11 Anfange | Anfang |
| 163, 3 Sehen | Suchen |
| 164, 26 anderes | andres |
| 176, 15 Ernſtchen | Ernſtgen |
| 26 erinnere | erinnre |
| 187, 12 drauf | darauf |
| 188, 15 gewürdigt | gewürdiget |
| 189, 6 wundere | wundre |
| 10 beeinträchtigt | beeinträchtiget |
| 16 andeuten | angeben |
| 194, 13 im | in |
| 205, 22 auch das | das auch |
| 211, 5 neuern | neuren |
| 10 fortdauernden | fortdaurenden |
| 213, 28 eignem | eigenem |
| 237, 11 acht | 8 |
| 241, 8 moraliſchen | moraliſche |
| 246, 20 noch lange nicht | noch nicht, lange nicht |
| 27 Herzlich | Herzlichen |
| 256, 22 neuerer | neurer |
| 258, 4. 5. Art Induction | Art von Induction |
| 16 Ahnungsvermögens | Ahndungsvermögens |
| 264, 7 Der | Der |
| 21 vertheidigt | vertheidiget |
| 271, 24 begünſtigt | begünſtiget |
| 30 anderes | andres |
| 272, 5 Freund! | Freund. |

| | | |
|---|---|---|
| 274, | 24 | Absatz nach Frau. |
| 277, | 11 Grade | Grad |
| 283, | 15 Baierische | Bairische |
| | 31 wohl! | wohl. |
| 309, | 20 stehn | stehen |
| 311, | 3 Hermann | Hermann |
| | 18 Iphigenie | Iphigenia |
| | 27 Sch. | S. [ebenso 5, 364, 25. 438, 24. — 6, 55, 25. — 7, 206, 12.] |
| 312, | 5 äußere | äußre |
| | 23 unsere | unsre |
| 316, | 7 unsers | unsres |
| 335, | 18 Monatsschrift | Monatschrift |
| 349, | 3 Grüße. | Grüße! |
| 358, | 4 Geschäfte | Geschäft |
| 366, | 22 leider | beide |
| 368, | 5 erneut | erneuert |
| 372, | 4 Abhandlungen | Abhandlungen p. |
| | 18 Vier ... acht | Vier ... acht |
| 378, | 22 | Absatz nach beste. |
| 379, | 21 schwierigste | schwürigste |
| 389, | 26 Pfand | ein Pfand |
| 392, | 13 im | in |
| 399, | 5 grade | gerade |
| 402, | 6 poetischen | poetische |
| | 13 Grieß | Grieß [da die Schreibung der Eigennamen berichtigt worden ist Gries] |
| | 25 gesetzt | versetzt |
| 404, | 4 kömmt | kommt |
| 410, | 30 Herren | Herrn [ebenso 5, 423, 8. 472, 24. — 6, 255, 12] |
| 413, | 1 fünfzig | 50 |
| 423, | 1 bekommen | betragen |
| | 13 Geheimniß | Geheimniß |
| | 26 einer bloßen | eine bloße |
| 426, | 17 Meiern | Meiern [Meyern |
| 431, | 31 Theatersinne | Theatersinn |
| 432, | 14 von | mehr von |
| 435, | 17 dreißigjährig[en] | 30jährigen |
| 438, | 20 hier | da |
| 440, | 15 von | mit |
| 442, | 19 bestimmten | bestimmtern |
| 444, | 9 angeführten | angeführte |
| | 19 vollkommenen | vollkommenern |
| 456, | 20 vielleicht nicht | nicht vielleicht |
| 465, | 3 demungeachtet | demunerachtet |
| 469, | 30 | Absatz nach herzlich. |
| 472, | 30 wäre | wär |
| 476, | 17 zu rechter | zur rechten |
| | 18 Nothfalle | Nothfall |
| 483, | 2 sechzehn | 16 |
| 6, 12, | 29 Hand im | Hand wieder im |
| 17, | 15 größere | größre |

| | | |
|---|---|---|
| 18, | 10 | secundieren — secondieren |
| 19, | 15 | kleinen — kleine |
| 36, | 9 | habe — hab [ebenso **6, 109, 10.**] |
| 48, | 18 | auch ich — ich auch |
| | 26 | 60 — sechzig |
| | 28 | darniedergebeugt — daniedergebeugt |
| 49, | 4 | ganze — ganz |
| 55, | 16 | von — aus |
| 56, | 32 | nur — nun |
| 62, | 6 | abzufordern — abzufodern |
| | 15 | wußten — wußte |
| 68, | 8 | Werke — Werk |
| 70, | 10. 11 | Baugeschäftes — Baugeschäfts |
| 79, | 30 | äußere — äußre |
| 80, | 18 | beste. — beste — |
| 99, | 32 | zu — zur |
| 100, | 15 | bliebe — blieb' |
| 103, | 9 | bessern — bessern — |
| 104, | 10 | Starke — Stark |
| 124, | 21 | ihm — ihnen |
| 152, | 26 | sagte — sagt |
| 153, | 18 | freundlichste — freundschaftlichste |
| | 19 | kehren Sie — kehren |
| | 30 | eigenen — eignen |
| 154, | 12 | bitte ich — bitte |
| 184, | 28 | dieser — zu dieser |
| 198, | 5 | machen — wagen |
| 200, | 31 | gegangenen — gegangene |
| 217, | 14 | Antwort. — Antwort — |
| | 18 | sieht — fühlt |
| 232, | 24 | Diese . . habe — Dieser . . hab |
| 244, | 2 | 6 — 1/26 |
| 252, | 7 | Falle — Fall |
| 258, | 26 | gemacht — gewährt |
| 261, | 25 | doch immer — immer doch |
| 263, | 17 | hohen — hohe |
| 288, | 20 | auf — etwa auf |
| 290, | 11 | nichtigstes — wichtigstes |
| | 13 | wird — er wird |
| 356, | 21 | zur — zu |
| 357, | 8 | kleinere — kleine |
| 384, | 12 | hofft — hoffte |
| | 32 | nun — nur |
| 385, | 3 | nu — nur |
| 402, | 15 | sinnlichen — sinnliche |
| 409, | 7 | Forderungen — Foderungen |
| 412, | 1 | Stück — Stücke |
| | 5 | reichen und — reichen oder |
| 7, | 9, 28 | dem — an den |
| | 20, 3 | drei — 3 |
| | 41, 6 | am 20. — 20. |
| | 25 | in — im |
| | 53, 16 | viel — vielem |
| | 54, 25. 26 | Unterhaltung — Unterhaltungen |

| | |
|---|---|
| 78, 6 theatraliſchen | theatraliſche |
| 81, 11 Er | Es |
| 111, 11 neuen | neue |
| 115, 21 poetiſchen | proſaiſchen |
| 128, 7 gern | gerne |
| 136, 14 andres | anders |
| 153, 2 6 | 5 [das ganze Datum ergänzt] |
| 171, 31 | Absatz nach wohl. |
| 212, 18 vierzehn | 14 |

## Goethes Briefe (Weimarer Ausgabe).

| | |
|---|---|
| **10**, 209, 17 unſere | unſre |
| 241, 18 abtheile; | abtheile: |
| 245, 2 rückwärts | ruckwärts |
| 254, 18 Herrn | Herren |
| 266, 15. 16 | Kein Absatz [ebenso **11**, 132, 23. 24. 223, 13. 14. **264**, 22. 23. — **12**, 387, 15. 16. 389, 3. 4. — **13**, 260, 9. 10. 325, 24. 25. — **16**, 45, 13. 14.] |
| 346, 4 beyliegendem | beyliegenden |
| 354, 19 Rezenſion | Rezenſion [doch ist wohl die Lesart der Hs. Rezenſionen einzusetzen] |
| 357, 4 Ich | ich |
| **11**, 12, 16 zwanzig | 20 |
| 19, 25 ſtehen | ſtehn |
| 27, 28 wünſchte | wünſche |
| 133, 20 Lesart dazu S. 325, mordificirt | modificirt |
| 156, 15 | keine Unterschrift [ebenso **16**, 303, 17] |
| 160, 12 ahnen | ahnden |
| 163, 4 gerade | grade |
| 222, 18 Octav | 8 |
| 27 | keine Sperrung |
| 223, 2 grüßen Sie | grüßen |
| **12**, 38, 14 Herren | Herrn [ebenso **12**, 89, 22] |
| 168, 4 einem | einen |
| 171, 15 Überlieferung | Überliefrung |
| 205, 22 noch hie und da | hie und da noch |
| 260, 17 in gewiſſem | im gewiſſen |
| 279, 8 Conſiſtorialrath | Conſiſtorialdirector |
| 310, 4 Witterung | Wittrung |
| 313, 12 erfahren! | erfahren. |
| 314, 16. 17 | keine Sperrung |
| 326, 14 Erinnerung | Erinnrung |
| 331, 19. 20 mannigfaltigſten | mannigfältigſten |
| 352, 16 etwas | irgend etwas |
| 356, 5 Begeiſterung | Begeiſtrung |
| 372, 27 erlauben! | erlauben. |
| 374, 20 beſtanden | geſtanden |
| 381, 11 können! | können. |
| 22 Modernen | Moderne |
| 386, 16 Sinn | Sinne |

| | | |
|---|---|---|
| **13**, 124, 10 | ihm | ihnen [doch ist dies als Hörfehler zu betrachten und in ihn zu ändern, wie Goethe redaktionell getan hat] |
| 126, 25 | Biſchofs | Biſchof |
| 150, 5 | Shakespeariſchen | Shakespearſchen |
| 195, 2 | können | könnten |
| 220, 4 | von | vom |
| 222, 21 | erinnere | erinnre |
| 232, 23 | eigens | eigends [von Goethe aus eigents geändert] |
| 330, 21 | ſoll. | ſoll? |
| 355, 2 | Arbeit! | Arbeit, |
| **14**, 49, 14 | erfundenen | erfundnen |
| 105, 1 | beſondern | beſondere |
| 211, 16 | Beſſerung | Beſſrung |
| 240, 7 | G. | Goethe. |
| **15**, 3, 18 | lange | lang |
| 58, 21 | | Absatz nach vergeſſen. |
| 76, 9 | die | dieſe |
| 17 | heut | heute |
| 123, 23 | Schreibfehler | Schreibefehler |
| 125, 2 | andern | anderen |
| 184, 8 | angekommenen | angekommnen |
| 213, 8 | gepflogener | gepflogner |
| 214, 8 | eigenes | eignes |
| 215, 11 | beſuchen? | beſuchen. |
| **16**, 44, 4 | unſchuldige | unſchuldge [ist noch zu verbessern] |
| **17**, 180, 20 | nehme | nehm |
| 232, 1 | Wünſchen, | Wünſchen — |
| 262, 10 | 22. | pp. |
| **18**, 64, 23 | gerader | grader |

Übersicht der wichtigſten Stellen, an denen in der erſten Ausgabe des Briefwechſels (1828/9, mit a bezeichnet) ſich bereits die richtige Lesart findet, während in die ſpäteren Ausgaben (die vierte, 1881, mit d bezeichnet) und in die Geſamtausgaben der Briefe eine falſche Lesart eingedrungen iſt.

## Schillers Briefe.

| | | |
|---|---|---|
| **4**, 183, 10 | es | es mit |
| 298, 14 | Geiſte | Geiſt |
| 328, 1 | in | im [ebenso 4, 361, 28] |
| 462, 26 | enden | endigen |
| **5**, 4, 20 | manchem | manchen |
| 15, 25 | er | Er [in a jedoch nach Punct] |
| 40, 16 | | alles gesperrt |
| 99, 8 | ich | ich |
| 206, 8 | Grade | Grad |
| 212, 3 | heitern | heiteren |
| 229, 12 | neueſten | neuſten |
| 264, 33 | von | vom |
| 273, 13 | erhalten | erhalte |

| | | |
|---|---|---|
| | 312, 29 | forderndſte | foderndſte |
| | 323, 18 | recht wohl | wohl |
| | 410, 28 | Neigung noch | Neigung und |
| 6, | 16, 25. 26 | Wallenſteins | Wallenſtein |
| | 26, 27 | viele | viel |
| | 262, 10 | Herren | Herrn |
| | 380, 19 | Auf den | Auf |
| | 385, 5 | um | nur [d nur in den Lesartenn] |
| 7, | 79, 28 | freundſchaftliche | freundliche |
| | 209, 8 | Ungeſchicklichkeit | Unſchicklichkeit |

## Goethes Briefe.

| | | |
|---|---|---|
| 10, | 315, 17 | nur | nun |
| 11, | 111, 19 | zur | zu |
| 12, | 274, 12 | heiterm | heiterem |
| | 310, 16 | 1. | Erſten [a erſten] |
| | 356, 18 | durch den | für den durch |
| 13, | 256, 5 | erſten | erſtern |
| | 260, 21 | Geburtstag | Geburtstage |

Überſicht der wichtigſten Stellen, an denen die Geſamtausgaben der Briefe zu verbeſſern ſind, während die erſte und vierte (oder nur die letztere) Ausgabe des Briefwechſels bereits die richtige Lesart haben.

## Schillers Briefe.

| | | |
|---|---|---|
| 4, | 323, 14 | ſelbſt | ſelbſt ſehr |
| | 328, 28 | Herrn | Herren |
| | 332, 13 | habe | hab |
| | 414, 29 | hieſigen | hieſige [ist noch zu verbessern] |
| 5, | 39, 7 | 23. | 25. [d] |
| | 89, 17 | iſt recht | iſt jetzt recht |
| | 112, 34 | Pfennig | Pfenning [d] |
| | 126, 30 | Moderatiſten | Herrn [a; d Herren] Moderatiſten |
| | 148, 21 | billigſt | billig |
| | 205, 29 | und Phyſiſche | und das Phyſiſche |
| | 230, 3 | vor | für [a; d nur in den Lesarten] |
| | 282, 7 | könnten | konnten [d nur in den Lesarten] |
| | 313, 1 | Reform | Reforme [d nur in den Lesarten] |
| | 364, 20 | heute | heute früh |
| 6, | 3, 2 | linea! | linea. |
| | 61, 17 | ſich wieder | wieder ſich [d] |
| | 63, 32 | beſondere | beſondre [d] |
| | 73, 5 | in etwas | etwas [d] |
| | 15 | recht wohl | wohl [d] |
| | 198, 20 | Schritt | Schritte [d] |
| | 27 | auferlegt | aufgelegt |
| | 199, 22 | den Stoff | einen Stoff ſinnlich [d] |
| | 259, 22 | Jahres Zeit | Jahrs Zeit |
| | 285, 3 | kleineren | kleinern |
| | 384, 22 | Ortsveränderung | Ortveränderung |

| | |
|---|---|
| 7, 104, 28 mir | ihr [eingeſetzt ſtatt des gewiß nicht beabſichtigten, ſinnwidrigen mir der Hs.] |
| 204, 23 käm | kam [d nur in den Lesarten, aber gewiß haltbar] |
| 136, 11 Beſonderheiten | Beſonderheiten [doch iſt wohl die Lesart der Hs. Beſondernheiten einzuſetzen, wie Goethe die Form Einzelnheiten bevorzugt vor Einzelheiten; Beſondernheiten d nur in den Lesarten] |

## Goethes Briefe.

| | |
|---|---|
| 11, 96, 10 daß [es] | das [d] |
| 263, 14 wir | wir [d] |
| 12, 229, 9 iſt es | es iſt [d] |
| 385, 9 Polyxena, Hekuba | Polyxena und Hekuba [d nur in den Lesarten] |
| 387, 13 im | in [d nur in den Lesarten] |
| 13, 12, 14 Lesart dazu S. 374 Schemata | Schemata [d und nur in den Lesarten] |
| 20, 15 den | dem [a; d nur in den Lesarten] |
| 34, 16 gerade | grade |
| 232, 22 Unterhaltung | Unterhandlung [d nur in den Lesarten] |
| 284, 16 ans | ins [vielleicht iſt die Korrektur in ans nur vergessen worden; sie würde der des folgenden einſchließe in anſchließe entsprechen. ins a; d nur in den Lesarten] |
| 363, 9. 10 ein ſauerer | einen ſaueren [a setzt werden ſtatt des folgenden geben; d einen ſauern] |
| 15, 41, 17 Jahreszeiten | Jahrszeiten |
| 91, 24 worden | werden [d nur in den Lesarten] |

(In der neuen Ausgabe ſind folgende Druckfehler zu verbeſſern;

1, 23, 13 den lies denen
32, 10 Morceau gehört an den Anfang der folgenden Zeile
38, 15 näheres lies nähers
151, 16 hieſigen lies hieſige
153, 9 leidenſchäftliches [so die Hs.] lies leidenſchaftliches
2, 398, 23 unſchuldige lies unſchuldge.)

# Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten.

Von Paul Czygan in Königsberg Pr.[1])

## VI.

### 1.

Die Herausgeber der Vesta, M. v. Schenkendorf und Freih. Ferd. v. Schrötter bitten den König um Portofreiheit für diese Zeitschrift. Über die Vesta vgl. Hagen, M. v. Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten, Berlin 1863, S. 7* ff.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König.
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königl. Majestät nahen sich Unterzeichnete mit einer Bitte, mit deren Erfüllung sie sich schmeicheln, da Ew. Majestät Alles und Jedes, was sich als das Gute bezweckend legitimirt hat, huldreichst mit der Königlichen Gnade unterstützen.

Unterzeichnete geben bisher in dieser Stadt die Zeitschrift „Vesta" heraus; da aber der Kriegsschauplatz von hier weggezogen scheint, und die Kommunikation mit Deutschland wiederhergestellt ist, so hatten es Unterzeichnete dem Zweck der Zeitschrift beförderlicher sie nunmehr in Berlin herauskommen zu lassen, wodurch theils der Kostenaufwand verringert, als auch der Absatz vermehrt wird. Da aber die Transport-osten der monatlichen Hefte nach den Provinzen eine große Summe hinwegnehmen, und selbige dem Gesellschaftszweck der Zeitschrift eine bedeutende Schwierigkeit in den Weg legen würden, solche aber hinwegzuräumen die Pflicht der Herausgeber ist, so geht die ganz unterthänigste Bitte der Herausgeber dahin:

Daß Ew. Königl. Majestät huldreichst die Redaction der Vesta als solche von dem Porto der Königl. Post zu dechargiren, und die Versendungen der Hefte dieser Zeitschrift durch die Königl. preußischen Staaten frei gehen zu lassen gerühen wollten.

In mehrfacher Hinsicht streben Unterzeichnete dem Vaterlande durch ihre Zeitschrift nützlich zu werden, und halten daher jede Bitte, welche ihrem Zwecke entspricht, für ihre Pflicht.

Vertrauensvoll auf Ew. Königl. Majestät Gnade ersterben wir als

Ew. Königlichen Majestät
treugehorsamste
Ferdinand Freiherr von Schrötter.
Max von Schenkendorf.
Königsberg den 14. November 1807. als Herausgeber der Zeitschrift Vesta.

Antwort an die Herausgeber der Vesta: (Entwurf v. Beymes)

Bey aller Theilnahme an dem Zweck, wozu die Einnahme für Monatsschrift verwendet werden soll, können Sr. Maj. doch das Gesuch nicht bewilligen, weil es den VerwaltungsGrundsätzen des PostRegalis entgegen ist.

[1]) Vgl. Euphorion XIII, 787 ff. XIV, 84 ff. und oben S. 198 ff. 633 ff.

2.

**Freiheitsgesänge, von Max von Schenkendorf, 1810.**

Die einzige Nachricht über diese Schrift findet sich in einer Anzeige der Königsberger Hartungschen Zeitung in dem 142. Stück vom 26. November 1810:

Freiheitsgesänge von Max von Schenkendorf. Sie sind morgen, Dienstag den 27. November, in der Hartungschen Zeitungsexpedition für 10 Gr. abzuholen.

Weder die hiesigen Bibliotheken, noch das Berliner Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken konnten es nachweisen. Bei einem Besuche des Körnermuseums in Dresden entdeckte ich das Titelblatt:

Freiheitsgesänge 1810.

Phosphore reldo illeum!

Königsberg,
gedruckt in der Hartungschen Hofbuchdruckerei.

Auf demselben steht von Schenkendorfs Hand, folgende Widmung:

Herrn Geheimen Staatsrath Stägemann Hochachtungsvoll
der Verfasser.

Die Schrift selbst ist abgetrennt und verschollen, vielleicht trägt diese Notiz doch noch zu ihrer Auffindung bei.

Was den Inhalt anbelangt, so ist die Vermutung erlaubt, daß Schenkendorf allein oder mit einigen seiner Freunde es in der traurigen Zeit wagte, seiner Zuversicht auf bessere Zeiten durch solche Gedichte wie „Freiheit, die ich meine", „Schill" u. a. Ausdruck zu geben. Erstgenanntes Gedicht ist nicht erst 1813 verfaßt. Vgl. Hagen, Schenkendorfs Gedichte, 5 Auflage, S. 262 oben: Euphorion XIII, S. 803 f.

## VII.

**Briefe und Aktenstücke zur Geschichte des Duells Schenkendorfs mit dem General Rouquette.** [Kgl. Geh. StaatsArchiv in Berlin.]

Ein folgenschweres Ereigniß im Leben Schenkendorfs war sein Duell mit dem General Rouquette. Hagen a. a. O., S. 99 ff.; 102 ff. ist darüber sehr ausführlich. Dieses Ereignis hätte ein außerordentliches Aufsehen erregt, jeder Königsberger, der von Schenkendorf gehört hätte, wüßte davon zu erzählen mit Einzelheiten, die sehr

von einander abwichen[1]). Darnach gibt Hagen eine Darstellung eines tief einschneidenden Ereignisses, die im wesentlichen mit derjenigen übereinstimmt, welche Schenkendorf in seiner Eingabe an den König selbst gibt. Die daran sich schließenden Aktenstücke werfen auf die Behandlung der Angelegenheit ein eigenartiges Licht, das besonders dem rechtskundigen Leser interessant sein wird.

Schenkendorf hatte am 8. November 1806 das Referendarexamen bestanden[2]) und stand jetzt im Anfang des Jahres 1809 vor dem Assessorexamen, das er nicht bestand und dessen übler Ausfall durch die Duellangelegenheit mitbedingt worden zu sein scheint. Wenn man seine Eingabe an den König liest, kann man sich der Empfindung nicht erwehren, daß ihm der Ton in derselben geschadet hat, da er darin vor schweren beleidigenden Äußerungen über seinen Gegner nicht zurückschreckt und sich deshalb eine scharfe Zurechtweisung von Seiten des Königs gefallen lassen muß.

Sein Gegner Hans Stephan von Rouquette war 1798 Oberst, 1803 Generalmajor und Chef des 1806 seinen Namen führenden Dragonerregiments Nr. 13. 1810 wurde er zum Generalleutnant befördert, 1813 ist er gestorben. Über ihn gingen allerlei bedenkliche Gerüchte, die aber unmöglich auf Tatsachen beruhen konnten. Wie hätte er sonst öfters an der Tafel des Königs teilnehmen können! Delbrück erwähnt in seinem Tagebuche [Ausgabe von Schuster] Rouquette als Gast an der Königl. Tafel am 21. April und 11. Juli 1808 und fügt der zuletzt erwähnten Stelle hinzu, daß eine Kammerfrau Verdacht der Verräterei gegen ihn erweckt habe. Zwei Tage, ehe der Holm in Danzig im Mai 1807 von den Franzosen gestürmt worden sei, hätte Rouquette diese Frau erkauft, um ihm zwei Briefe ins feindliche Lager zu schaffen, angeblich an seinen Sohn. Dem Umstande, daß er bedächtig und vorsichtig in seinem Kommando gewesen und den geordneten Rückzug dem leichtsinnigen Drauflosgehen vorgezogen haben mag, dürfte ihm den Spottnamen „General Ruck weg" eingetragen haben[3]). Es scheint, als ob der etwas eigentümliche Offizier mit Unrecht der Gegenstand des Klatsches gewesen sei, dem Schenkendorf und seine Freunde nur zu gern Glauben schenkten. Ja Schenkendorf geht in seinem zweiten Briefe [Nr. 3] so weit, daß er ihm direkt Feigheit vor dem Feinde vorwirft. Auch hätte er schon manchen von ihm Beleidigten ohne Genugtuung gelassen, ja er hätte vor dem Gouvern.-Gericht eine bewußt falsche Angabe gemacht und den Fuhrmann Schenkendorfs zu einer falschen Aussage überreden

[1]) Vgl. Rühl, Stägemann, „Aus der Franzosenzeit", S. 111 ff. an seine Frau, vom 16., 19., 23. Januar; 20. Februar; 14., 26. März.

[2]) Vgl. den 1. Brief an Frau v Auerswald Euphorion XIX, S. 634.

[3]) Rühl, Stägemann a. a. O., ebenda.

**wollen, wie Schenkendorf in seiner ersten Eingabe bemerkt. Wie weit der Freund Schenkendorfs, Graf Wilhelm v. d. Groeben, der bei Danzig selbst mit Rouquette Offizier war, an all den Klatschereien über den General, mit dem er Reibereien gehabt hatte, beteiligt gewesen ist, läßt sich nicht mehr feststellen.**

1.

Max von Schenkendorf an den König [nur die Unterschrift eigenhändig].

Aller durchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königl. Majestät vergönnen es mir, eine Angelegenheit, die vielleicht schon zu Allerhöchst dero Kenntniß gelangt ist, unterthänigst vortragen und dabei zugleich die Königliche Milde gegen ein strenges Gesetz anflehen zu dürfen, dessen Worte mich, vor dem Richter verdammen, der meine Entschuldigungsgründe wenig oder gar nicht berücksichtigen darf.

Vor Kurzem fuhr ich am hellen Mittage, eher langsam als schnell in einem Schlitten. Mir entgegen kam der mir damals noch ganz unbekannte General v. Rouquette gegangen, den ich, seiner Kleidung nach, wohl für einen Offizier, nicht aber für einen General halten konnte. Es beliebte dem Fußgänger nicht, dem Fahrenden auszuweichen; ich that es daher, soviel es, des hohen Schnees wegen möglich war, nach der rechten Seite, und mein Fuhrmann hat es auch nachher eidlich bekundet, daß der General v. Rouquette weder durch den Schlitten, noch durch das Pferd, im geringsten berührt worden. Dieser behauptete aber, der Kopf des Pferdes habe an seinen Arm gestreift, ergoß sich sogleich in die niedrigsten, vor Ew. Königl. Majestät nicht erst zu wiederholenden Schimpfwörter und schlug mit dem, in der Scheide steckenden Degen auf mein Pferd und auf mich los, wobei er auch den Fuhrmann traf. Als ich nun aus dem Schlitten sprang und frug „was das seyn sollte" zog er den Degen, setzte ihn mir, dem Unbewaffneten, auf die Brust, und drohte mich zu durchstechen; änderte auch seinen Ton beinahe gar nicht, als ich ihm meinen Namen sagte. Wie wenig ich gestimmt war, ihn auf ähnliche Art zu behandeln, beweißt der gleichfalls durch den Fuhrmann eidlich bekundete, sonst unbedeutende Umstand, daß ich, als er mir sagte „er wäre der General von Rouquette" ganz unwillkürlich nach der Mütze griff und diese einen Augenblick abnahm. Die Beleidigung war so groß, und überdem vor einer Menge Menschen geschehen, der Beleidiger hatte auch so wenig irgend eine Entschuldigung darüber geäußert, daß mir, nach den feststehenden Forderungen des Point d'honneurs, die zu zart sind, um ganz ausgerottet werden zu können, nichts anderes übrig blieb, als eine Herausforderung des Generals von Rouquette. Noch an demselben Tage forderte ich ihn auf Pistolen.

In diesem Augenblick übertrat ich die Gesetze.

Ew. Königl. Majestät erkennen aber gewiß Höchstselbst das Ehrgefühl, welches wohl von Eitelkeit zu unterscheiden ist, für einen der kräftigsten Hebel im höheren bürgerlichen Leben und in den Stürmen der Zeit.

Sollte mit diesem Gefühl der Übertreter eines vielleicht notwendigen Gesetzes nicht entschuldigt werden können? oder soll er im Gegentheil, schon verletzt durch eine so enorme Beleidigung, auch noch Strafe leiden?

Der General v. Rouquette antwortete mir in einem Ton, der nur neue Beleidigungen, aber nicht die geringste Entschuldigung seines Betragens enthielt; er nahm zwar die Ausforderung an, wollte aber noch keine Zeit bestimmen, da er ein Dienstgeschäft zu haben angab, das erst nach einigen Tagen anfienge,

und deſſen Dauer er nicht vorher beſtimmen könne. Nach den CartellGeſetzen ſteht es nun zwar dem Geforderten frei, die Zeit des Duells zu beſtimmen: der gegenwärtige Fall konnte aber, bei dem ſo gemeinen Betragen des Beleidigers, welches öffentlich geäußert worden, nicht als eine gewöhnliche Ehrenſache behandelt werden; mir lag außerdem ſehr viel an der beſchleunigten Beendigung der Sache, da ich gerade in den Tagen den Termin zu dem ſogenannten großen Examen und als etwannige günſtige Folge deſſelben, weitere Anſtellung in Ew. Königl. Majeſtät Dienſten erwartete, wo denn ein Aufſchub eine ganze Verrückung meiner bürgerlichen Laufbahn zur Folge gehabt haben würde. Ein dritter Grund lag vielleicht noch in der Perſönlichkeit meines Gegners, der ſchon manchen von ihm Beleidigten ohne Genugthuung gelaßen. Ich fand mich daher veranlaßt, einen zweiten Brief an den General v. Rouquette zu ſchreiben, worin ich auf eine feſte Erklärung drang, mit der Drohung, daß ich, wenn nicht bis zu einer beſtimmten Stunde des nächſten Tages die Antwort erfolgte, unſere Correſpondenz bekannt machen würde.

Ich kann betheuern, daß, als ich dieſe Drohung niederſchrieb, ich wirklich keine Idee von der Möglichkeit ihrer Erfüllung hatte — aber der General v. Rouquette ließ mich wirklich ohne Antwort.

Nachdem er meinen Bedienten eine halbe Stunde warten laßen, ließ er ihm ſagen, er würde noch denſelben Abend antworten. Jetzt behauptet er, meinen zweiten Brief gar nicht geleſen, ſondern unentſiegelt ins Pult geworfen zu haben. — Genug — ich blieb ohne Antwort und fing erſt lange nach der beſtimmten Stunde und hauptſächlich erſt am zweiten Tage an, meine Drohung zu realiſiren. Man wirft mir vor, ich habe mich in dieſem zweiten Briefe eines beleidigenden Tons bedient; ich füge ihn daher, zur Allerhöchſten Anſicht, ſo wie den erſten, in Abſchrift unterthänigſt bei.

Ich kann den etwas ſcharfen Ton des zweiten Briefes freilich nicht ableugnen, aber wenn man erwägt, daß ſchon der zweite Tag nach der Beleidigung verfloßen, daß der General von Rouquette, ſo ſehr ich im erſten Briefe auch mich eines gemäßigten Tons zu bedienen, und die ganze Sache ſo anſtändig als möglich zu behandeln ſuchte, nicht aufhörte, mich zu vernachläßigen, gleichſam von oben herab mich zu betrachten und zu beleidigen, es auch für ganz gleich zu halten, wenn und wie es ihm gefiele, mir Genugthuung zu geben, ſo wird ſich dieſer Ton, wenngleich nicht ganz rechtfertigen, ſo doch entſchuldigen laßen.

Der General v. Rouquette findet perſönliche Beleidigungen in dieſem Briefe, und hat ſich denn wirklich nunmehr geweigert, ſich mit mir zu ſchlagen, ſondern eine Klage bei der hieſigen Regierung einzubringen verſucht.

Die zunächſt liegende Erklärung der im Eingange des Briefes gebrauchten Wendung von dem Ausbeugen vor einem TruppenCorps iſt wohl die: daß in der letzten Zeit, in mancher Straße Königsbergs, man oft einem marſchirenden Truppen Corps begegnete, dem auszubeugen man verbunden war, daß ein Schlitten daſſelbe von einem Fußgänger zu fordern berechtigt ſei, und daß bei dem Briefe an einen General ein ſolches militairiſches Bild mir natürlich einfallen können. Findet der General v. Rouquette einen andern Sinn in dieſer Phraſe, ſo kann die Veranlaßung dazu wohl unmöglich in mir liegen. Noch weniger aber habe ich in den Worten: „ein außer Activitaet geſetzter General" eine Injurie beabſichtigt, denn ich glaube annehmen zu müßen, daß ein Officier, der bei keinem Regimente, keiner Brigade, keiner Adjudantur und keinem Bureau angeſtellt iſt, ſolange nicht activ ſei, und der Erfolg hat es auch gezeigt, daß das angegebene Dienſtgeſchäft nichts weiter, als das KriegsGericht über den verſtorbenen General v. Kleiſt war[1]).

---

[1]) Nach eingetretener Ruhe wurde bekanntlich das Verhalten eines jeden Offiziers im unglücklichen Kriege unterſucht und ſollte veröffentlicht werden,

Was ich über diesen zweiten Brief gesagt habe, hat freilich keinen Einfluß auf meine Strafbarkeit vor dem Gesetze, denn dieses nimmt mich blos, der Ausforderung wegen in Anspruch; — es ist nur ein Nebenpunkt, den aber die Gegenpartei zum Hauptpunkt zu machen sucht und deshalb mußte ich mich vor Ew. Königl. Majestät, [weil] Allerhöchst Dero Urtheil hierin nicht allein entscheidet, sondern auch für mich den höchsten Werth hat, über die mir gemachten Beschuldigungen reinigen.

Man sucht ferner in diesem Briefe und in der nachherigen Bekanntmachung eine Beleidigung des ganzen Militair Standes oder doch der hohen Chargen desselben. — Wie wenig ich aber diese im Sinn gehabt, wie sehr schon durch meine Beziehung, die mich früher zum Militair bestimmte, die Achtung vor dem wahren Heldenmuthe in mein Wesen übergegangen, darüber kann ich mich freilich nur auf meine Überzeugung, und auf die von den Personen, welche mich näher kennen, berufen. Aber mein eigner Vater stand früher in Ew. Königl. Majestät Kriegsdiensten; mein Bruder[1] genießt noch dieses Glück; Veranlassungen genug, wenn es überhaupt solcher noch bedürfte, mich dem Soldaten Stande geneigt zu machen.

Dem unerachtet kann ich es nicht unberührt laßen, daß, so sehr auch die Beleidigung des General v. Rouquette meine Persönlichkeit angreift, der Unterschied der Stände[2] hier doch wohl in Erwägung komme.

Ein Civilist wird von einem Militair auf die empörendste Art gemißhandelt, beide sind — so verschieden auch ihr Rang seyn mag, Diener eines Königs, überdem auch von gleichem Stande, und da der Civilist zu dem einzigen Vertheidigungs-Mittel greift, von dem die Fortdauer seiner Existenz in der öffentlichen Meinung abhängt, beschuldigt man ihn der Beleidigung des Militair Standes.

Aber Ew. Königl. Majestät, die mit Vaterliebe jeden Stand und jeden Einzelnen Ihrer Unterthanen beglücken, die mit Gerechtigkeit und Scharfblick den einen wägen gegen den andern, wollen den Bürger wie den Civilstand wahrlich nicht Preis geben dem Militair Stande. Eine schöne Harmonie zum allgemeinen Frommen, bezwecken ja alle jene Einrichtungen, deren sich jeder erfreut, welcher sie zu seinem Studio machte.

Der General v. Rouquette, wenn er gleich schon, seinem eigenen Geständniße nach, noch ehe ich die Correspondenz auf der Parade bekannt machte, einem Rechtsgelehrten die Abfaßung einer Klage gegen mich aufgetragen hatte, ließ doch nicht nach, in der Stadt zu erzählen: er würde sich drei Tage lang mit mir herumschießen. — Diese Drohung wußte er gerade da anzubringen, wo sie die von ihm vielleicht gewünschte Wirkung nicht verfehlen konnte, und ich wurde

---

was dann aus Gründen doch unterblieb. Dagegen wurden den Offizieren sogenannte Wohlverhaltungszeugnisse ausgestellt.

Hier ist der Kommandant von Magdeburg, v. Kleist, gemeint, der am 8. November 1806 so schimpflich die Festung übergeben hatte.

[1] Carl v. Schenkendorf, schon 1807 mit dem Orden Pour le mérite decoriert, 1813 bei Lützen mit dem eisernen Kreuz und dem Wladimirorden, fällt bei Bautzen.

[2] Allg. Landrecht. Crim. Ordnung. § 79.

Wenn zwischen Militär- und Zivilpersonen Beleidigungen und Tätlichkeiten vorgefallen sind, bei welchen gegenseitige Beschwerden geführt werden, oder wenn ein und dasselbe Verbrechen von Militär- und Zivilpersonen gemeinschaftlich verübt werden; so soll die Untersuchung von einem aus Militär- und Zivilgerichtspersonen zusammengesetzten Gericht geführt werden. Jedoch ist das Erkenntnis zuerst über die Militärpersonen von dem Militärgericht, und nachher über die Zivilpersonen von dem Kriminalgericht abzufassen.

am 18. Januar, auf Befehl Ew. Königl. Majestät Justiz Departements, von der hiesigen Regierung unter landreuterliche Observation genommen und zugleich die Untersuchung gegen mich eröffnet. Seit diesem Tage also bin ich nicht frei, mein Gegner ist es noch, und versäumt nicht in der ganzen Stadt die Sache auf die entstellte Art vorzutragen.

Der Criminal Senat muß, den Gesetzen nach, der Ausforderung wegen, mich zum Vestungsarrest verurtheilen. Noch ist das Erkenntnis zwar nicht erschienen; ich glaube aber nicht versäumen zu müßen, Ew. Königl. Majestät die wahre Lage der Sache, so früh als möglich darzustellen, und wenn das gerichtliche Verfahren gegen mich nicht sollte ganz niedergeschlagen werden können, mir die Gnade auszubitten, das Milderungs Gesuch nach publicirtem Urtheil bei Ew. Königl. Majestät höchstselbst anbringen zu dürfen. Zugleich muß ich unterthänigst darauf antragen, den General v. Rouquette wegen der Injurien auf öffentlicher Straße, und da derselbe mich mit einem tödtlichen Gewehre angefallen, zur Verantwortung ziehen und nach Maasgabe des Allgemeinen Landrechts Th. 2. Tit. 20. § 657[1]) sowie der frühern §§ 628[2]), 632[3]), 643[4]), 644[5]), 645[6]) u. s. w. bestrafen zu laßen.

Auf die Privat Genugthuung leiste ich zwar gerne Verzicht, aber nach § 650[7]), 654[8]), 655[9]) des Allg. Landrechts in den angegangenen Stellen, sollen Beleidigungen, wie die mir zugefügte, von Amtswegen gerügt, und nach § 687[10]) hätte der Beleidiger sofort verhaftet werden müßen, um so mehr, da

---

[1]) In allen Fällen, wo der Richter von Amtswegen verfahren muß, wird die Strafe des Beleidigers dadurch, daß der Beleidigte sich der Privatgenugthuung begeben hat, nicht aufgehoben.

[2]) Jede schimpfliche Behandlung eines Menschen, durch Schlagen, Werfen, Stoßen u. s. w., wird, wenn sie ohne merkliche Beschädigung des Körpers abgelaufen ist, der Regel nach noch einmal so hart, als eine schwere symbolische Injurie bestraft.

[3]) Realinjurien zwischen Personen vom Adel und Offizierstande werden, wenn sie nur in Stoßen, Werfen und andern geringern Thätlichkeiten bestehen, mit sechsmonatlicher bis zweijähriger; im Falle der Schläge und andern groben thätlichen Beschimpfungen aber, mit zwey- bis vierjährigem Festungsarreste bestraft.

[4]) Wenn Injurien zwischen Militair und Civilpersonen vorfallen, so wird die Strafe gegen den Schuldigen verdoppelt.

[5]) Sind solchenfalls Real- oder schwere Verbal- und symbolische Injurien verübt worden: so soll an die Stelle des Gefängnisses Festungs- oder Zuchthausstrafe treten.

[6]) Gehört der Beleidiger zum Militairstande: so soll, nach Beschaffenheit der Umstände, und der beleidigten Personen, und mit Rücksicht auf den Rang des zu Bestrafenden, auf Gefängnis, Degradation, Gassenlaufen, Festungsarbeit, oder Festungsarrest erkannt werden.

[7]) Auch schwere Injurien dieses Amts dürfen nur alsdann von Amtswegen gerügt und bestraft werden, wenn sie an einem öffentlichen Orte, oder bey einer feyerlichen Gelegenheit vorgefallen sind.

[8]) Einem Jeden, der zum höheren Bürger- oder zum Adel- oder Militairstande gehört, steht frey, wenn er keine Injurienklage anstellen will, die ihm von einem Andern widerfahrene Ehrenkränkung, nebst den Beweismitteln über die Thatsache, dem Richter bloß zur Untersuchung vorzuzeigen.

[9]) Der Richter muß alsdann, wenn er die Sache dazu angethan findet, die Unterstützung von Amtswegen verfügen, und über die Strafe des Beleidigers erkennen.

[10]) Sind die bei Realinjurien vorgefallenen Thätlichkeiten so beschaffen, daß sie für lebensgefährlich angesehen werden können: so muß der Thäter ohne Unterschied des Standes, sofort in Verhaft genommen, und darin so lange behalten werden, bis die Gefahr des Beschädigten vorüber ist.

ich meine Freiheit verlohr. Hierbei muß ich zugleich bemerken, daß wenn das Gesetz gegen mich in Anwendung gebracht wird, auch für den General v. Rouquette, wegen der anfänglichen Annahme der Ausforderung der Vestungsarrest statt finden würde, so wie, nach dem neuen Criminal Recht, zuerst über denselben, da er Militair ist, und nachher über mich hätte erkannt werden sollen. Ferner ergiebt sich aus den bei Ew. Königl. Majestät Ostpreußischen Inquisitoriat verhandelten Acten, daß der General v. Rouquette bei dem vom Gouvernements Gerichte abgehaltenen Verhör, ein wirkliches Falsum begangen hat. Am 25. Januar ließ er den einzigen Zeugen in dieser Sache, den Fuhrmann Kalinowski, durch seinen Bedienten, angeblich zu einer Schlittenfahrt miethen, ließ ihm Brandwein und Geld zum Geschenk reichen, und suchte nachher selbst von ihm zu erforschen, ob ich nicht — was er früher so erzählte — die Schlittenpeitsche in der Hand gehabt und nach ihm geschlagen hätte. Der Fuhrmann erwiderte hierauf, daß er und nicht ich, die Peitsche geführt und immer behalten hätte. So gut nun der General v. Rouquette über diesen Punkt unterrichtet war, so sagte er doch am 20sten fälschlich aus, ich habe die Peitsche gehabt und nach ihm geschlagen. Da über mich ein Civil Gericht erkennt, so glaubt der General v. Rouquette keine Ahndung fürchten zu dürfen; indem ich aber diese Sache zu Ew. Königl. Majestät Höchsteignen Kenntniß bringe, darf ich erwarten, daß er wegen des doppelten Verbrechens: der versuchten Bestechung des Zeugen und der wissentlich falschen Aussage, vor Gericht werde zur Verantwortung gezogen werden.

Ich würde nach dieser treuen Darstellung der ganzen unangenehmen Geschichte, die nöthigenfalls durch die Verhandlungen des Inquisitoriats bestätigt werden kann, auf Ew. Königl. Majestät Gnade und Gerechtigkeit mich verlassend, ruhig den weiteren Erfolg abwarten können, wenn mir nicht noch eine heilige Pflicht gegen einen meiner Freunde obläge.

Dem Lieutenant in Ew. Königl. Majestät Ostpreuß. Cuiraßier Regiment Graf v. d. Groeben als Mann von Ehre und braver Officier in der Armee namentlich seit der Belagerung von Danzig bekannt, mein 12jähriger vertrauter Freund, ist durch eine unseelige Verkettung von Umständen in diese Angelegenheit verwickelt worden; — ich begegnete ihn, als er meinen Vorfall mit dem General v. Rouquette nur eben erfahren hatte, da ich im Begriffe war, unsere Correspondenz bekannt zu machen, und auf mein freilich unüberlegtes Gesuch trug er ein Exemplar davon, wahrlich ohne es gelesen zu haben, auf die Hauptwache. Man hat ihm diese Handlung als ein Haupt Subordinations Verbrechen angerechnet, hat ihm, eigentlich *gegen die Vorschrift des Reglements, schon vor dem Verhör Arrest gegeben*, und droht ihm mit den härtesten Strafen.

Er handelte vielleicht unbesonnen, aber Ew. Königl. Majestät werden Sich wenigstens zu überzeugen geruhen, daß eine mir etwa angedeihende Milderung oder Begnadigung, wenn sie sich nicht zugleich auf ihn, *der um diesen meinen Schritt nicht weiß*, erstreckte, immer doppelt schmerzlich für mich sein müßte.

Was nun Ew. Königl. Majestät über mich beschließen und ergehen lassen werden, das soll als von dem Höchsten Richter kommend, mir immer das Rechte seyn, wenn mir nur die Beruhigung bleibt, daß, ob mich gleich der todte Buchstabe zur Bestrafung verurtheilte, meines Königs Geist darum nicht eingenommen wurde.

Mit tiefster Ehrfurcht und Treue ersterbe ich

Ew. Königl. Majestät

unterthänigst treugehorsamster

Max v. Schenkendorf.

Königsberg
den 10. Februar 1809.

2.

Abschrift! Beilage.

Erster Brief.

Herr General!

Heute Vormittag kam ich Ihnen auf dem Tragheim im Schlitten entgegen gefahren! Ihre, des Fußgängers Pflicht, war es mir auszuweichen — ich that es so viel es des hohen Schnees wegen möglich war, und der Kopf meines Pferdes kann höchstens Ihren Arm berührt haben. Sie schlugen sogleich auf mein Pferd, auf meinen Kutscher los, und trafen mich. Als ich aus dem Schlitten sprang, zogen Sie gegen mich, den Unbewaffneten den Degen, und [illegible] ihn mir auf die Brust, nannten mich Kerl und Er; als ich meinen Namen nannte, warfen Sie mir Mangel an Conduite vor. Daß ich die niedrigsten Ihrer Ausdrücke nicht wiederhole, danken Sie mir wohl selbst [1]

Sie wißen, Herr General! was die Gesetze der Bürgerlichen Ehre jetzt von Ihnen und mir fordern, und ich erwarte mit fester Zuversicht, daß Sie als Cavallier die Satisfaction durch ein Paar Pistolen mir nicht verweigern und mir Morgen spätstens bis 9 Uhr Vormittag Ort und Zeit in meiner Wohnung bestimmen werden.

Max v. Schenkendorf

den 13. Januar 1809.

3.

Zweiter Brief.

Herr General!

Einem langsam fahrenden klingelnden Schlitten kann man wenigstens ebenso leicht ausweichen als einem Truppen Corps, nicht aber einer schleunigen Satisfaction in einem Verhältniß wie das unsrige. Vom 13. bis zum 16. Januar waren drei Tage, in denen man sich mehrere hundertmal schießen kann, und das Dienstgeschäft eines außer Activität gesetzten Generals in der Friedens-Garnison kann, meiner Kenntniß nach, schwerlich von der Art seyn, daß wenn er durch einen — Zufall an der Ausführung gehindert wurde, der Staat dadurch gefährdet werden sollte.

Ihre Antwort Herr General vermehrt womöglich die Beleidigung und nöthigt mich zu der ernsten Erklärung, daß ich, wenn Sie mir nicht bis spätstens 9 Uhr Morgen Vormittag bestimmt anzeigen, wo wir uns noch morgen in der bewußten Art treffen können, ich unsere Correspondenz sogleich in der Stadt und auf der Parade bekannt machen werde.

Max v. Schenkendorf

den 14. Januar 1809.

[verschrieb. statt 16. oder 17. Jan.]

4.

Der Großkanzler Beyme an den König. Gutachten.

In der Untersuchung, welche das Ostpreußische Ober Landes-Gericht, wegen des Ew. Königlichen Majestät bereits bekannten Vorfalls zwischen dem

[1] Als Rat voll, Bestie, verfluchte zakermentsche Wirtschaft und s. w.

General-Major von Romanette und dem Kammer-Referendarius von Schenkendorf, gegen den Letztern geführt hat, hat dieser [illegible], nach dem Antrage des Vertheidigers des pp. von Schenkendorf, das hiesige Gouvernements-Gericht ersucht, auch über den General-Major von Romanette eine Untersuchung zu verhängen und gegen denselben zuerkennen.

Da aber ein General-Major nur unter der Gerichtsbarkeit des General-Auditoriats steht, und selbst Dieses gegen einen Officier von einem solchen Range, weder eine Untersuchung noch ein Kriegs-Gericht anordnen kann, ohne vorher von Ew. Majestät unmittelbaren Befehl erhalten: so hat der General-Feldmarschall von Kalckreuth in Römerstadt des General-Auditeurs von Tennen, die Akten mir zugesandt, um Allerhöchst Dero Befehle darüber einzuholen.

Die Sache bekommt allerdings, daß in einem Falle, wo Militair- und Civil-Personen über gegenseitige Beleidigungen klagen, oder wenn ein und dasselbe Verbrechen von Militair- und Civil-Personen gemeinschaftlich verübt worden ist, die Untersuchung von einem gemischten geführt, das Urtheil jedoch zuerst von der Militair-Person und nachher erst über die Civil-Person gefällt werden soll. Es ist aber kein Antrag gegründet und mir nichts anderes übrig, als Ew. Königl. Majestät allerunterthänigst zu bitten:

Allerhöchst Dero Befehle darüber an den General-Major von Romanette, zu ertheilenden Verfügungen zu erlassen.

Sollten Ew. Königlich Majestät, weil es nur bei der Aufforderung zum Duell und bei deren Annahme geblieben, verordnen, daß die Strafe, die das Gesetz eine drey- bis sechsjährige Festungs-Strafe gesetzt hat, der Untersuchung ganz niederzuschlagen geruhen wollen; so würde ich allerunterthänigst anheim stellen:

Denen die Verschärfung der Strafe auf den Fall anrechnen zu lassen, daß sie diese Gnade zur Ausführung des Duells mißbrauchen sollten.

Ich muß aber selbst auf diesen Fall noch bemerken, daß der General-Major von Romanette, in der von dem von Schenkendorf unternommenen öffentlichen Bekanntmachung der zwischen Beyden gepflogenen Correspondenz, eine neue und größere Beleidigung findet, wofür er besondere Genugthuung verlangt.

Das Gesetz bestimmt zwar im Falle eines angetragenen und ausgetragenen Duells den gegenseitigen Verlust der Privat-Satisfaction, es ist aber zweifelhaft, ob dieses Gesetz auch auf Beleidigungen, die nach Annahme des Duells vorgefallen sind, angewendet werden kann. Indessen würde der von Schenkendorf für sich anführen können, daß auch er für den empfangenen Schlag, auf den nachher Schimpfworte gefolget sind, die Genugthuung entbehren müße, die ihm nach der Aussage des einzigen bey der Sache gegenwärtig gewesenen Zeugen[1]), ohne die erfolgte Herausforderung schwerlich abzusprechen seyn würde.

Ich überlaße indessen alles Ew. Königlichen Majestät weisem Ermessen.

Königsberg den 12. Februar 1809.

Beyme.

5.

Der König an den General-Feldmarschall v. Kalckreuth. Konzept von Albrecht.

Mein lieber u. s. w. Es ist Euch bereits bekannt, daß zwischen dem General-Major von Romanette und dem Referendarius von Schenkendorf Händel

[1]) Gemeint ist der Kutscher, Hagen spricht aber von einer Dame, die im Schlitten gesessen habe, a. a. O., S. 99-100.

vorgefallen sind, die zu einer von Seiten des ersteren angenommenen Herausforderung des letztern zu einem Duell auf Pistolen die Veranlassung gegeben haben.

Die Annahme der Herausforderung ist in den Gesetzen ebensowohl verpönt als die Ausforderung und es muß daher auch gegen den GeneralMajor von Rouquette die Untersuchung verhängt werden. Dem gemäß trage Ich Euch hiedurch auf, selbige unter dem Vorsitz des GeneralLieut. von Dierike führen zu laßen und demnach das Weitere anzuordnen, nach geschloßenen Acten aber das KriegsGericht zur Aburtheilung der Sache unter Eurem Praesidio nieder zu setzen und die kriegsrechtliche Sentenz zu Meiner Bestätigung einzureichen; indem, nach den Gesetzen bei wechselseitigen zwischen Militair- u. Civil-Personen vorgefallenen Händeln zuerst über die Militair- und dann über die Civil-Person von ihren Behörden erkannt werden muß und dem zufolge nachher auch über den p von Schenkendorf ein Criminal Senat des hiesigen Ober-Landes-Gerichts, deßen Acten bereits geschlossen sind, gesprochen werden soll.

Ich verbleibe Euer wohlaffectionirter König.

Kbg. den 13. Febr. 1809

Z. a. V.

Albrecht.

6.

Am Rande des Briefes Schenkendorfs an den König vom 10. Februar 1809, von der Hand des Kabinettsrats Albrecht.

An den Regierungs-Referendarius von Schenkendorf hieselbst.

S. K. M. v. Pr. laßen den Reg. Referendarius von Schenkendorf auf seine Supplik vom 10. d. M. hiedurch bescheiden, daß sein Gesuch um Niederschlagung der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung nicht bewilligt und ebenso wenig auf seine Fürbitte für den Lieut. Grafen von der Groeben gerücksichtigt werden kann; Allerhöchst dieselben haben vielmehr beschlossen, sowohl über den Supplikanten als auch über den GeneralMajor von Rouquette erkennen zu laßen und zu dem Ende gegen den letzteren die Untersuchung ebenfalls angeordnet.

Gegeben Kbg den 13. Febr. 1809

Z. a. V.

Albrecht.

7.

Max von Schenkendorf an den König.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

So willig ich mich auch bey dem von Ew. Königlichen Majestät mir unterm 13. d. M. ertheilten Bescheide beruhige, fühle ich mich dennoch nothgedrungen, Allerhöchst dieselben noch einmal anzutreten.

Gegen den General-Major v. Rouquette ist gleichfalls eine Untersuchung eingeleitet; er befindet sich aber völlig auf freiem Fuße.

Der Lieutenant, Graf v. d. Groeben, ist durch Ew. Königlichen Majestät hohe Gnade des Arrestes entlassen;

nur ich befinde mich noch unter Observation und werde beständig durch einen Exekutor des hiesigen Ober-Landesgerichts begleitet.

Wenn dies Verhältnis nun nichts beschämendes für mich hat, so zeichnet es mich doch vor den Augen der Stadt aus, unterwirft mich einem lästigen Zwange und nicht unbedeutenden Kosten.

Da ich nun durch keinen meiner Schritte zum Verdachte der Flucht Anlaß gegeben habe, so glaube ich bey Ew. Königlichen Majestät unterthänigst darauf antragen zu dürfen:

mich von dieser Art des Arrests gnädigst zu befreien.

In tiefster Ehrfurcht und Treue ersterbe ich

Ew. Königlichen Majestät

Königsberg den 22. Febr. 1809 — unterthänigster treugehorsamster Max v. Schenkendorf.

8.

Auf einem Oktavblatte:

Klewitz an Albrecht.

Des Königs Maj. haben heute auf Vortrag des Herrn Großkanzlers befohlen, daß die Observation des R. v. Schenkendorf aufhören, er aber die Versicherung geben soll, den Erfolg der Untersuchung ruhig abzuwarten und sich nichts gegen den H. Rouquette oder sonst in der Sache zu erlauben.

Ew. Wohlgeboren soll ich die Besorgung der nötigen Ordres an den Großkanzler u. R. v. Sch. überlassen.

Königsb. 24. Febr 1809

Kl.

Albrecht an Klewitz auf demselben Blatte.

Ich glaube, daß die Sache mit der aufgesetzten Kab. Ordre an d. H. Großkanzler abgemacht sey, ohne d. H. v. Schenkendorf zu bescheiden. Seine Entlaßung kann doch nicht eher erfolgen, als bis er auf Verfügung d. H. Gr. Kanzlers die Versicherung ag abgegeben hat . . .

9.

Der König an den Großkanzler Beyme.

Mein lieber u. s. w. Der Referendarius von Schenkendorf hat um Aufhebung der gegen ihn verhängten Observation seiner Person supplicirt u. Ich will dieses Gesuch bewilligen, wenn der Supplikant zuvor angelobt, den Erfolg der Untersuchung ruhig abwarten und sich nichts gegen den GeneralMajor von Rouquette oder sonst jemand in dieser Sache zu erlauben. Ob ihm dieses Angelöbniß eidlich abzunehmen sey, überlaße ich Eurem Ermeßen und Ich verbleibe Euer wohlaffectionirter König.

Kbg den 24. Febr. 1869

Albrecht.

10.

Der König an den General-Auditeur Geh. Ober-Justizrat von Koenen in Berlin.

Mein lieber u. s. w. Der General-Feldmarschall Graf Kalckreuth hat Mir das gegen den General Major von Rouquette ausgesprochene kriegsrechtliche Urtel überreicht und daben angezeigt, daß er Euch die Acten und ein Duplicat

des Urtels zur Abstattung des gutachtlichen Berichts des GeneralAuditoriats zugeschickt habe. Ich erwarte daher dieses Gutachten baldmöglichst zu Meiner weiteren Bestimmung und verbleibe Euer wohlaffectionirter König.

Kbg den 25 März 1809.

J. a. V.

Albrecht.

11.

Abschrift.

Der König an Kalckreuth[1]).

M. l. u. s. w. Ich konfirmire hierdurch die anliegend zurückgehende Kriegsrechtliche Sentenz dahin, daß der GrMir v. Rouquette, wegen der Annahme der Aufforderung des Referendarius v. Schenkendorf, von aller Strafe frei zu sprechen, in Rücksicht auf sein beleidigendes Verhalten gegen den p. p. v. Schenkendorf bei ihrem beiderseitigen Zusammentreffen aber, mit vierzehntägigen Hausarrest zu bestrafen; jedoch soll der General v. Rouquette diese Strafe dann erst erleiden, wenn das Erkenntniß auch gegen den p. p. v. Schenkendorf erfolgt sein und dasselbe an ihm in Erfüllung gehn wird, wonach Ihr also zu verfügen habt. Ich bin u. s. w.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

12.

Beyme an den König.

Eure Königliche Majestät haben durch die an mich erlassene Cabinets-Ordre vom 13. Februar d. J. zu befehlen geruhet, daß in der Untersuchungs Sache wider den General-Major von Rouquette und den Regierungs-Referendarius von Schenkendorf zuerst über den von Rouquette und hiernächst über den von Schenkendorf erkannt werden soll. Das auf 14tägigen Haus-Arrest gegen den Ersteren ausgefallene Urteil, haben Eure Königliche Majestät mittelst der an den Feldmarschall Grafen von Kalckreuth erlassenen Cabinets-Ordre vom 24ten April c. Allerhöchst bestätiget, und dem gemäß ist nun auch vom hiesigen Ober-Landes-Gericht gegen den Referendarium von Schenkendorf erkannt worden. Das Urtel, von dessen Ausfall Eure Königliche Majestät unterrichtet seyn wollen, ist auf vierjährigen Festungs-Arrest gerichtet, und meines submissesten Ermessens, zwar ganz dem Gesetze gemäß, aber außer allem Verhältniß zu der gegen den General-Major von Rouquette erkannten Strafe. Den 14tägigen Hausarrest soll dieser blos wegen des beleidigenden Verhaltens gegen den von Schenkendorf bei ihrem Zusammentreffen leiden; die Annahme der Aufforderung zum Duell ist nicht für strafbar erachtet, weil das Kriegsrecht angenommen hat, daß ein Officier die Aufforderung eines anderen Officiers, oder eines Edelmanns vom Civilstande, nicht ausschlagen darf, ohne den Vorwurf der Feigheit auf sich zu laden, und sich dadurch in den Augen der Welt und seiner Standes- und Kampfgenossen herabzusetzen. Das aber ist der nämliche Fall bei einem Edelmann aus dem Civilstande. Wird dieser, eine gehabte Ehrensache durch ein Duell auszumachen, von einem Officier, oder einem Standes-Genossen vom Civil gefordert, so muß er, nach denselben Gesetzen der Ehre, wenn er sich nicht dem Gespötte der Welt Preisgeben will, die Aufforderung annehmen;

[1]) Das Datum, der 24. April 1809, ergibt sich aus Nr. 13

und gleichwohl haben die Landes-Gesezze die Ausforderung zu einem Duell mit drey- bis sechsjähriger, und die Annahme dieser Ausforderung mit ein- bis dreyjähriger Festungsstrafe verpönt.

Allgemeines Landrecht Th. 2. Tit. 20. § 668[1]) und 669[2]).

Der General-Major von Rouquette ist nicht nach diesen Gesezzen des Landes gerichtet, sondern nach den sogenannten Gesetzen der Ehre freygesprochen: der von Schenkendorf würde daher ganz ungleich behandelt, wenn er nach den Landes-Gesezzen gerichtet werden sollte, da für ihn, als einen Edelmann, der die vom General-Major von Rouquette auf öffentlicher Straße empfangenen Schläge nicht anders, als durch eine Ausforderung auf Pistolen ausgleichen konnte, eben dieselben sogenannten Gesetze der Ehre eintreten. Ich kann und darf, als Chef der Justiz, diese Gesetze nicht anerkennen; da aber der General-Major von Rouquette nach ihnen beurtheilt ist: so glaube ich die Gleichheit vor dem Recht zu verletzen, wenn ich auf Bestrafung des von Schenkendorf wegen der Ausforderung seines Gegners antragen sollte, und ich submittire daher Euer Königlichen Majestät allerhöchstem Ermessen, ob nicht in ähnlichen Fällen ein Kriegsrecht, welches, wie hier, nach den sogenannten Gesetzen der Ehre erkennt, aufzuheben, und ein neues Kriegsrecht mit Verweisung auf die Landesgesetze und Kriegs-Artikel anzuordnen seyn möge, damit solche heterogene Fälle, die das Ansehen der Gesetze in so hohem Grade schwächen, nicht wieder vorkommen.

Der General-Major von Rouquette ist wegen der Beleidigungen des von Schenkendorf bey ihrem Zusammentreffen, zu 14tägigem Haus-Arrest verurtheilt; der von Rouquette hat, da sein Verfahren, den von Schenkendorf thätlich zu behandeln, nicht ausgemittelt, es vielmehr wahrscheinlich ist, daß er nur den Fuhrmann des Schlittens schlagen wollen, eine viel härtere Beleidigung von dem von Schenkendorf erfahren müssen, und die darauf geordnete gesetzliche Strafe muß er also erdulden.

Eurer Königlichen Majestät ist es bereits bekannt, daß der General-Major von Rouquette einen Brief von ihm empfing, in welchem ihm implicite der Vorwurf der Feigheit vor dem Feinde gemacht wird: indem der von Schenkendorf schreibt:

> Einem langsam fahrenden Klingelschlitten könne man eher ausweichen, als einem TruppenCorps u. s. w.

und dieser höchst beleidigende Brief ist durch die Schuld des von Schenkendorf im Publikum bekannt geworden. Hiernach fällt, wenn man den § 618[3]) mit den § 611[4]) und 643[5]) Tit. 20. Th. 2 des Landrechts zusammenstellt, der höchste Grad der gesetzlichen Strafe, auf einjährigen Festungs-Arrest aus, und diesen Grad der Strafe bringe ich gegen den Referendarius von Schenkendorf

---

[1]) Wer also einen andern zum Zweikampfe fordert, hat nach Verhältniß des dazu erhaltenen größern oder geringeren Reizes, eine drey- bis sechsjährige Festungsstrafe erwirkt.

[2]) Wer die Aufforderung annimmt, und durch sein Betragen seine Bereitwilligkeit zum Zweikampfe zu erkennen giebt, soll nach Verhältniß der ihm zustatten kommenden größern oder geringern Entschuldigungsgründe, ein- bis dreijährige Festungsstrafe leiden.

[3]) Pasquille, welche zwar nicht öffentlich verbreitet, aber doch durch Schuld des Verfassers im Publiko bekannt geworden sind, sind als schwere Injurien anzusehen.

[4]) Unter Personen vom Adel- oder Militärstande, oder die den Charakter Königlicher Räthe führen, ziehen dergleichen schwerere Injurien Gefängnisstrafe auf vier bis acht Wochen, und nach Bewandniß der Umstände Festungsarrest bis auf sechs Monate nach sich.

[5]) Vgl. S. 762 Anm. 4.

auch darum in Vorschlag, weil die beleidigte Militär-Person von ausgezeichnet hohem Range ist. Demgemäß submittire ich, Eurer Königlichen Majestät allerhöchstem Ermessen, die Strafe des von Schenkendorf wegen der dem General-Major von Rouquette zugefügten Beleidigungen, auf einjährigen Festungs-Arrest festzusetzen, ihm aber das Rechtsmittel der zweyten Instanz, zu gestatten, wobey ich submissist bemerke, daß das Ober-Landes-Gericht die für die Beleidigungen des p. p. von Rouquette verwirkte Strafe, nicht besonders festgesetzt, sondern nur die Strafe der Ausforderung zum Duell erhöhet hat, sonst würde ich bei dieser richterlich arbitrirten Strafe geblieben seyn.

Königsberg den 10ten Juny 1809.

Beyme.

13.

Der König an Beyme.

Mein lieber u. s. w. Einverstanden mit Eurer in dem Bericht vom 10. d. M. vorgetragenen Meinung, daß gegen den Referendarius v. Schenkendorf die Duellgesetze nicht in Anwendung gebracht werden können, da der General-Major v. Rouquette nicht nach ihnen gerichtet, sondern von der wegen Annahme der Ausforderung verwirkten Strafe, in Berücksichtigung der sogenannten Gesetze der Ehre, freygesprochen und blos wegen der dem p. p. von Schenkendorf zugefügten Beleidigung, mit 14tägigen Hausarrest bestraft ist, will Ich, daß der Referendarius von Schenkendorf blos wegen der harten Beleidigungen, die er sich gegen den General-Major von Rouquette, als einen Offizier von hohem Range, zu Schulden kommen laßen, und deren Verbreitung im Publikum besonders strafbar sind, gestraft, und diese Strafe, nach Eurem diesfälligen auf die gesetzlichen Vorschriften gegründeten Antrage, mit Vorbehalt des Rechtsmittels der weiteren Vertheidigung, auf einjährigen Festungs-Arrest festgesetzt, dem General-Major von Rouquette auch die besondere zustehende Klage auf Privat Satisfaction gestattet werde.

Hiernach habt Ihr das Weitere zu verfügen, damit indessen so heterogene Fälle, die das Ansehen der Gesetze in so hohem Grade schwächen, nicht wieder vorkommen, habe Ich den General-Auditeur von Koenen in der abschriftlich anliegenden Ordre angewiesen, darauf zu halten, daß im Kriegsrecht stets nach den Duellgesetzen des Landes gesprochen und es blos Meinem Befinden überlassen werde, ob und in wie weit ich das Vorurtheil berücksichtigen und Gnade für Recht ergehen laßen will. Ich verbleibe Euer wohlgeneigter König.

Kbg den 24 Juny 1809.

Z. a. V.

Albrecht.

14.

Der König an den General-Auditeur Geh. Ober-Justizrat von Koenen.

Mein lieber u. s. w. Das kriegsrechtlich über den GeneralMajor von Rouquette ohnlängst ausgesprochene Urtel, nach welchem demselben die Annahme des ihm von dem Regierungs-Referendarius von Schenkendorf angetragenen Duells nicht als straffällig angerechnet ist, weil im Kriegsrecht angenommen wurde, daß er nicht nach den Gesetzen des Landes, sondern nach den Gesetzen der Ehre gerichtet werden müße, hat zur Folge gehabt, daß auch der Referendarius von Schenkendorf nach diesem unrichtigen Grundsatz von der für

die Ausforderung seines Gegners gesetzlich verwirkten Strafe hat freygesprochen und blos wegen verbreiteten Beleidigungen des GeneralMajors von Rouquette bestraft werden müßen. Fälle dieser Art schwächen das Ansehen der Gesetze in einem hohen Grade; Ich kann es nicht gestatten, daß die LandesGesetze bey Duellen beseitigt und statt ihrer, die sogenannten Gesetze der Ehre, die dem Edelmann, der nicht Offizier ist eben sowohl wie dem Offizier nach dem allgemein herrschenden Vorurteil zu statten kommen, angewendet werden, und Ihr habt daher darauf zu halten, daß dies fernerhin nicht stattfinde, mithin, wenn eine kriegsrechtliche Sentenz in solchen Fällen, zur Erstattung Eures Gutachtens, Behufs Meiner Confirmation, an Euch gelangt, auf Aufhebung derselben und Anordnung eines andern Kriegsrechts, anzutragen; indem es, wenn nach den Duell-Gesetzen des Landes gesprochen ist, blos Meinem Befinden anheimgestellt bleiben muß, ob und in wiefern Ich das Vorurteil berücksichtigen und Gnade für Recht ergehen lassen will. Ich verbleibe Euer wohlgeneigter König.

Kbg. den 24. Juny 1809.

Z. a. V.

Albrecht.

## 15.

### Max von Schenkendorf an den König.

Durch den hiesigen Kriminalsenat ist mir heute das wider mich gefällte Erkenntniß, welches Ewr. Königl. Majestät bis auf einjährigen Vestungs-Arrest gnädigst zu mildern bereits geruhet haben, publiziret worden.

Schon diese hohe Gnade fordert mich zu gerührtestem Dank auf: gestatten Ewr. Königl. Majestät mir aber auch jetzt noch, daß ich — statt das mir freigelaßene Rechtsmittel der weitern Vertheidigung zu ergreifen — geradesweges mit bescheidenem Vertrauen mich dem Throne meines Königs nahen und Allerhöchst demselben das vortragen darf, was mir noch zu meiner weitern Entschuldigung zu gereichen scheinet.

Die Strafe der Ausforderung zum Duell ist mir von Ewr. Königl. Majestät gnädigst erlaßen worden, da das Kriegs-Gericht den General Major v. Rouquette wegen der behaupteten Annahme desselben nicht bestrafen mögen, und nur für die dem GeneralMajor v. Rouquette zugefügten Beleidigungen soll ich den Einjährigen Vestungs Arrest leiden.

Da der Richter die Äußerungen in meinem zweiten Briefe an meinen Gegner, so wie die Bekanntmachung unserer Korrespondenz für Injurien erklärt — wenn bei mir gleich der animus injuriandi fehlte und ich meine Schritte damals nur für dringende Nothwehr hielt — so muß ich jetzt freilich bereuen, daß ich durch ein vielleicht zu heftiges Ehrgefühl mich dazu verleiten ließ und zu weit ging.

Der Kriminal-Senat hat aber auch die *höchste* Strafe, die der § 614 Tit. 20. P. 2 des Allgemeinen Landrechts für *schwere* verbalInjurien unter Personen adlichen Standes, in einem steigenden Verhältniß von vierwöchentlichem bis zu halbjährigem Arrest festsezt, gegen mich angewendet. Der höchste Grad dieser Strafe soll nur bei der höchsten Beleidigung (namentlich bei Pasquillen) eintreten, und wenn gleich in den dem Erkenntniß angehängten Gründen ausdrücklich bewiesen wird, daß die Bekanntmachung der Korrespondenz kein Pasquill sey, so werde ich doch nachher mit der Pasquillanten Strafe belegt, ja diese wird, weil hier von der Beleidigung eines Militairs durch einem Zivilisten die Rede ist, verdoppelt.

Da ich aber schon durch die Beleidigung des General Majors von Rouquette so gröblich verlezzet bin; da die Strafe desselben, wie Ewr. Königl. Majestät es selbst anerkannt haben, nicht gesetzmäßig, ja mehr als zwei und funfzigmal milder ist, als der § 632 l. c. sie bestimmt, und also in keinem Falle genugthuend genannt werden kann; da demselben obendrein noch eine Klage auf Privat Satisfaktion gestattet ist; da ich über dem schon ein und vierzig Tage lang mich bis zu Ewr. Königl. Majestät Zurückkunft von St. Petersburg[1]) in einem unfreien, mit bedeutenden Kosten verknüpften Zustande befunden; da mir jetzt die nicht minder bedeutenden UntersuchungsKosten zur Last gelegt sind; so glaube ich wohldarauf antragen zu können, daß das Gleichgewicht zwischen mir und meinem Gegner, wenn auch nicht hergestellt, so doch bei der Strafe beobachtet werde.

Außer den angeführten Gründen glaube ich an Ewr. Königl. Majestät Höchsteigenes Gefühl in dieser Angelegenheit appelliren zu dürfen, dem es gewiß schwerfallen muß, einen Menschen in den Jahren jugendlicher Kraft aus jedem menschlichen und bürgerlichen Verhältniß, so wie aus dem Staatsdienst, den er mit gutem Willen antrat, durch so langwierigen Arrest gewaltsam gerißen zu sehen.

Geruhen Ewr. Königl. Majestät auf diesen letzten Punkt besonders einen Gnädigen Blick zu werfen, und in Betracht dessen was ich nach der Darstellung bereits gelitten habe, den Vestungs-Arrest zu welchem ich condemnirt bin, mir Höchstgnädigst und huldreichst zu erlaßen.

Wenn gleich meine tiefe Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit durch nichts vermehrt werden können, so wird doch diese neue große Wohlthat meine Dankbegier, die sich im thätigen Dienst zeigen soll, gewiß noch beflügeln.

Mit solchen Gesinnungen ersterbe ich

Ewr Königl. Majestät

unterthänigst gehorsamster

Königsberg den 18. Julii 1809 Max v. Schenkendorf.

16.

Am Rande dieses Schreibens der Bescheid des Königs:

An den Regierungs-Referendarius von Schenkendorf hieselbst.

S. K. M. von Preußen findet es sehr unangemeßen, daß der Reg. Referendarius von Schenkendorf sich vor rechtskräftig entschiedener Sache an Allerhöchstdieselben mit einem Begnadigungs Gesuch gewendet hat, da, bey Festsetzung der Strafe auf einjährigen Festungs Arrest, ihm ausdrücklich das Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung nachgelaßen ihm also zu erkennen gegeben ist, daß er diesen Weg einschlagen müße, wenn er bey dem Ausfall des Urtels erster Instanz sich nicht beruhigen zu können glaubt.

Kbg. den 26. July 1809.

Z. a. B.

Albrecht.

17.

Beyme an den König.

In der Untersuchungssache wider den Kammer-Referendarius von Schenkendorf, wegen seines Streites mit dem General-Major von Rouquette, hatten

[1]) Den 10. Februar 1809. Vgl. Euphorion, XIII, S. 792.

Ewr. Königliche Majestät durch die an mich erlassene Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 24. Juny a. c. festzusetzen geruhet, daß die Strafe des p. p. von Schenkendorf, wegen der harten Beleidigungen, die er sich gegen den General von Rouquette erlaubt hat, auf einen Einjährigen Festungs-Arrest zu bestimmen, ihm jedoch das Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung nachgelassen werden solle. Der p. p. von Schenkendorf hat dieses Rechtsmittel ergriffen und das Tribunal zu Königsberg hat die Strafe aus dem Grunde, weil der p. p. Rouquette als Anfänger des Streites anzusehen sey, auf einen halbjährigen Festungs-Arrest herabgesetzt. In dem Bericht, womit die abgefaßten Relationen eingereicht worden, stellte gedachtes Tribunal zugleich eine Milderung der erkannten Strafe im Wege der Begnadigung anheim. Dasselbe glaubt diesen Antrag dadurch unterstützen zu können, daß, seiner Meinung nach, die gegen den p. p. von Rouquette von dem Allerhöchstangeordneten Kriegsrecht erkannte Strafe, eines 14tägigen Hausarrestes, zu gelinde ausgefallen sey und mit der dem p. p. von Schenkendorf auferlegten Strafe eines sechsmonatlichen Festungs-Arrestes in keinem Verhältnisse stehen würde. Meinerseits kann ich jedoch diesen Antrag bey Ewr. Königl. Majestät nicht unterstützen. Der p. p. von Schenkendorf hat sich sehr grober Beleidigungen gegen den p. p. von Rouquette erlaubt und selbige durch deren gerichtliche Verbreitung noch erschweret. Nimmt man auf die Verschiedenheit des Ranges und besonders des Alters Rücksicht; so ist der gegen den p. p. von Schenkendorf erkannte sechsmonatliche Festungsarrest nach den Gesetzen keine zu harte Strafe, deren Herabsetzung im Wege der Gnade ich um so weniger in Antrag bringen kann, als die von dem p. p. von Schenkendorf in 2ter Instanz eingereichte Defension mehrere neue beleidigende Äußerungen gegen den p. p. von Rouquette enthält. Die Verschiedenheit in der Bestrafung beider ist auch eine Folge des ganz verschiedenen Grades der Verschuldung und nicht bloß einer unrichtigen Anwendung der Gesetze. Wenn nun auch wirklich, selbst meiner rechtlichen Meinung nach, die Strafe des p. p. Rouquette etwas zu gelinde ausgefallen, so finde ich darin allein noch keinen hinreichenden Grund, auch die Strafe des p. p. von Schenkendorf in gleichem Maaße herabzusetzen.

Ewr. Königlichen Majestät stelle ich demnach allerunterthänigst anheim: es bey dem dem Referendarius von Schenkendorf zu erkennten sechsmonatlichen Festungs-Arrest zu belassen.

Berlin den 19. October 1809.

Beyme.

18.

Der König an Beyme.

Mein lieber u. s. w. Die in Eurem Bericht vom 19. d. M. angeführten Gründe, es bey dem gegen den Regierungs-Referendarius von Schenkendorf ausgesprochenen Urtel letzter Instanz zu belassen, sind zwar allerdings von Erheblichkeit; indessen finde Ich Mich doch bewogen, die erkannte sechsmonatliche Festungsarreststrafe auf eine dreymonatliche herabzusetzen und Ich überlasse Euch dem gemäß, das Weitere zur Vollstreckung dieser Strafe zu verfügen im Rahmen Eures wohlgeneigten Königs.

Kbg den 28. October 1809.

Z. a. V.

Albrecht.

# Studien zu Heines Gedichten.

Von Jonas Fränkel in Bern.

(Schluß.)

## IV. Die unreinen Reime.

Redlich hat im „Anzeiger für deutsches Altertum" Bd. 18, S. 386 die Änderung von „Walhalla" (Der Ex-Nachtwächter, Str. 12, V. 1) in „Walhalle" — wegen des Reims auf „alle" — und von „Turkoasen" (Wintermärchen Cap. XXIII, Str. 16, V. 2) in „Turkoase" — Reim auf „Nase" — vorgeschlagen. Ich bin seiner Anregung nicht gefolgt, weil es mir unzweifelhaft erscheint, daß die unreinen Reime nicht auf Druckfehlern beruhen, sondern vom Dichter beabsichtigt waren. Heine schreckt wohl nicht zurück vor den gewaltsamsten Wortverrenkungen im Reime zu komischen Zwecken. Allein vor einem hütet er sich: Witze auf Kosten des grammatikalisch Zulässigen gestattet er sich nicht; die erschienen ihm doch wohl zu billig; er überließ sie seinen Nachahmern. Er mied ängstlich alles, was an Pfuscherei gemahnen konnte. Wohl bildet er solche barocken Ausdrücke wie etwa „aristokrätzig" — Reim auf „widersetzig" (Wintermärchen Cap. XXII, Str. 16) — oder „Xantuppe" als Reim auf „Suppe" (Himmelfahrt V. 63 f.), oder setzt im „Ex-Nachtwächter" (Str. 16) die Form „Sühnchen" (für „Söhnchen") ein als Reim zu „Kaninchen" und in den „Launen der Verliebten" (Str. 20): „Trummel" (für „Trommel"), um einen Reim auf „Hummel" zu gewinnen. An der Flexionssilbe jedoch vergreift sich sein künstlerisches Gewissen nie: da zieht er ehrlich den unreinen Reim vor, der ja auch immer einen komischen Effekt hervorrufen wird, wenn er von einem Virtuosen verwendet wird. So läßt Heine, ebenfalls im „Ex-Nachtwächter", der fast überreich ist an den interessantesten Reimbeispielen, ruhig „knackte" als Reimwort auf „jacta" (Str. 28), „Ihar" auf „verließ er" (Str. 1) folgen; er reimt „jetzo" auf „Grandezza" (Disputation Str. 18), „Katze" auf „hat sie" (Rote Pantoffeln V. 17 f.), „tut es" auf „Brutus" (Die Menge tut es V. 82 f.) usw. Und so sind denn auch die Reime: Walhalla — alle, Turkoasen — Nase beabsichtigt, zu denen sich in der „Disputation" (Str. 48) der Reim: Name — nachzuahmen (ich bin Elsters Beispiele, der hier „Namen" setzt, nicht gefolgt) und in dem Gedichte „Mimi" (Str. 6) der Reim: Flöte — Trompeten gesellen.

Stille Voraussetzung ist dabei allerdings, daß der Vortragende die Endsilbe des ersten Reimworts nicht zu deutlich hervortrete

laſſe, dem Endvokal (bei Walhalla etwa) beim Ausſprechen eine leichte Biegung nach dem entſprechenden Vokal des zweiten Reimworts gebe und ſo die gefährliche Klippe, die darin beſteht, daß der Reim vom Hörer überhaupt nicht bemerkt würde, umſchiffe und die Komik der Reimbildung zur Geltung bringe.

## V. Zu „Lyriſches Intermezzo" XI.

(„Im Rhein, im ſchönen Strome".)

Eine ältere Faſſung des Gedichtes hat bereits Strodtmann in ſeiner Ausgabe mitgeteilt: in dem von Heines Jugendfreund J. B. Rouſſeau 1823 herausgegebenen Bändchen „Lieder vom Kölner Dome" iſt das Gedicht mit dem Titel „Der Gruß des Engels" und der in frommen Marienton ausklingenden Schlußſtrophe abgedruckt. Elſter, in den Lesarten ſeiner Ausgabe, ignoriert dieſen älteren Druck: die Abweichungen erſcheinen ihm (ſiehe ſeine Ausführungen in Franzos' „Deutſcher Dichtung" Bd. 31, S. 124) als eine Mache von Rouſſeau.

Auf einen noch älteren Druck hat M. Ullmann aufmerkſam gemacht (Deutſche Dichtung Bd. 34, S. 95), ohne den Wortlaut dieſer Faſſung mitzuteilen. In der gleichfalls von Rouſſeau herausgegebenen, aber ſelbſt von Hüffer in ſeiner Muſterung der publiziſtiſchen Tätigkeit des überaus rührigen Mannes (jetzt in „Heinrich Heine. Geſammelte Aufſätze von Hermann Hüffer", hrsg. v. Elſter, Berlin 1906, S. 68 ff.) überſehenen Wochenſchrift „Rheiniſches Unterhaltungsblatt" (Crefeld) erſchien in der Nummer 33 vom 18. Auguſt 1822 das Gedicht in folgender Faſſung:

### Der Gruß des Engels.

Aus der Mappe eines Malers.

Im Rhein, im heiligen Strome,
Da ſpiegelt ſich in den Well'n,
Mit ſeinem großen Dome,
Das große, heilige Cöln.

Im Dom' da ſteht ein Bildniß
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildniß
Hat's freundlich hineingeſtralt.

Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die ſah ich ſchöner nie.
Es kommt und ſpricht ein Englein:
Gegrüßt ſeyſt du, Marie!

H. H.

Von dieſem Druck weicht der in den „Liedern vom Kölner Dome" enthaltene an folgenden Stellen ab:

Der Untertitel fehlt | V. 1: Im Rhein, im] Im Rheine, dem | V. 2 und 3 ohne Kommata | V. 4: große (ohne Komma) | V. 6: gemalt, | V. 9: Die Lippen, die Äuglein, die Wänglein, | V. 10: nie;

Ich habe auch die abweichende Interpunktion des späteren Druckes ausgehoben, weil es nicht die Heinische ist: hier hat die Hand des Redaktors oder Korrektors geändert. Auch die Änderungen im Wortlaut des 1. und 9. Verses dürften kaum von Heine herrühren: bei der Aufnahme in die „Tragödien" (Frühjahr 1823, also etwa gleichzeitig mit dem Erscheinen des Kölner Dombüchleins) verweltlichte er wohl die Marienstrophe, allein V. 9 kam aus dem „Rheinischen Unterhaltungsblatt" unverändert in die neue Fassung hinüber, ebenso der Anfangsvers; im letzteren ist erst bei der dritten Auflage des Buches der Lieder „heiligen" konsequenterweise durch „schönen" ersetzt worden.

Heine hat demnach bei der Zusammenstellung des „Lyrischen Intermezzo" nur den nach seiner Handschrift erfolgten Druck im „Rheinischen Unterhaltungsblatt" oder eine damit genau übereinstimmende Niederschrift vor sich gehabt. Und für das Kölner Dombüchlein hat Rousseau das bereits gedruckte Gedicht des Freundes sicher auf eigene Hand zugestutzt, freilich ohne sich an seinem Inhalt zu versündigen, wie Elster wohl (a. a. O.) geargwöhnt hat.

## VI. „Erinnerung."

(Elster II, 13; Walzel I, 266.)

Das Gedicht mit der fiktiven Bezeichnung „Übersetzt aus dem Englischen" ist bisher immer nach dem Wortlaut gedruckt worden, den ihm Strodtmann in den „Letzten Gedichten und Gedanken" S. 19 ff. gegeben, trotzdem es in einem authentischen Drucke, der aber Strodtmann unbekannt war („Rheinische Flora" 1826, Nr. 126 vom 12. August), vorliegt. Strodtmann lernte das Gedicht nach der Handschrift kennen, die er in Heines Nachlaß fand. Doch dürften die Abweichungen seines Druckes von dem Wortlaute in der „Rheinischen Flora" nicht auf dem Text der Handschrift beruhen, sondern auf seine eigene nachbessernde Hand zurückzuführen sein.

Das wird zur Gewißheit, wenn man die Fassung der Verse: 10, 12 und 30 bei Strodtman mit der im Erstdruck zusammenhält.

Rheinische Flora, V. 9 f.:

In stolzer Kraft und von der Heimat ferne,
Ich jagte da nach einem alten Wahn;

Hier störte Strodtmann die Anakoluthie, obwohl sie in Heines Gedichten, besonders in der früheren Periode, sehr oft vorkommt; er

ſtellte darum im zweiten Vers die grammatikaliſch richtige Konſtruktion her:

Jagte ich da nach einem alten Wahn.

Der Vers muß als ein jambiſcher geleſen werden: Jagté | ich dá | — wie horrend! Und der abſcheuliche Hiatus! In keinem einzigen Verſe von Heine wird man ähnliches nachweiſen können.

Aber ebenſo korrigierte Strodtmann noch zwei weitere Verſe; zuerſt in der gleichen Strophe:

und die Sterne
Wollt ich entreißen ihrer Himmelsbahn.

Dafür bei Strodtmann:

und die Sterne
Wollte ich reißen aus der Himmelsbahn.

Ferner in der 8. Strophe:

und ihrem Geize
Sie opferte des Mädchens Blüten hin

korrigierte Strodtmann, freilich ſprachlich richtig, jedoch rhythmiſch — zumal bei einem ſo ſtrengen Rhythmiker wie Heine einer war — unmöglich:

und ihrem Geize
Opferte ſie des

Opférte ſie — mit einer einzigen ſolchen rhythmiſchen Sünde würde ſich der Text Strodtmanns ſchon als unheiniſch richten. Grammatikaliſche Sünden läßt ſich Heine wohl in ſeinen Jugendgedichten häufig zuſchulden kommen, nie aber rhythmiſche.

Noch eine Korrektur verdient Beachtung. Die zweite Strophe beginnt in der „Rheiniſchen Flora“:

Ich bin ein kranker Jüngling jetzt

Da es ſich hier um eine Rückerinnerung handelt, ſo glaubte Strodtmann — beſonders auch im Hinblick auf die Erwähnung des Krankſeins — den Jüngling in einen Mann verwandeln zu ſollen; wir leſen drum bei ihm:

Ich bin ein kranker Mann jetzund

Den übrigen, geringeren Abweichungen des Strodtmannſchen Textes nachzugehen (ſie ſind alle bei Elſter II, 498 oben verzeichnet), lohnt nicht. Strodtmann hat, wie ſo oft, ſeine „beſſernde“ Hand an das Heiniſche Jugendgedicht angelegt, das ihm nur handſchriftlich vorlag und von dem er nicht ahnen konnte, daß es bereits in einer ihm entgangenen Winkelzeitſchrift gedruckt war.

## VII. Neuer Frühling XXV.

Sag mir, wer einſt die Uhren erfund,
Die Zeitabteilung, Minuten und Stund?

Der zweite Vers hat mich immer geſtört: der Plural „Minuten" ſchien mir ein Druckfehler zu ſein. Die Handſchrift (P. Beyer hat ſie im „Euphorion", Bd. 17, S. 630, fehlerhaft abgedruckt, ich habe meine vorher genommene Abſchrift nachträglich noch einmal perſönlich kollationiert und richtig befunden: ſiehe Bd. 2, S. 382) hat meine Vermutung beſtätigt. Das Gefühl für den Parallelismus der beiden kopulativ verbundenen Wörter hatte dem Dichter zuerſt diktiert: „die Minuten und Stunden". Als ihm dann der männliche Reim hier beſſer zu klingen ſchien und er daran ging „erfunden" im erſten Vers in „erfund" zu ändern, da ſtellte ſich auch „Minute und Stund" von ſelbſt ein. Und Heine ließ es ſo in der Handſchrift ſtehen. Daß Rückſicht auf den Hiatus ihn nachträglich, bei der Reinſchrift für den Druck, zu einer Änderung veranlaßt habe, glaube ich nicht. Heine verfährt in bezug auf den Hiatus nicht ſo rigoros wie Goethe — und hier empfand er wohl überhaupt keinen Hiatus, denn wahrſcheinlich elidierte er beim Vortrag das e und las: „Minut und Stund". Jedenfalls erblicke ich in der letzten handſchriftlichen Faſſung eine genügende Rechtfertigung für meine Änderung des Textes — „Minute" — und glaube, daß Heine den Druckfehler nicht bemerkt hat. Er wird ſich wohl kaum in den erſten Pariſer Wochen — das Vorwort zur zweiten Auflage des II. Bandes der „Reiſebilder" iſt vom 20. Juni 1831 datiert — mitten in den ſich überſtürzenden Eindrücken der Weltſtadt mit der Korrektur ſeiner Gedichte abgegeben haben. Wahrſcheinlich hat er ſich die Korrekturbogen überhaupt nicht ſchicken laſſen: ſteht doch in dieſem Erſtdruck des „Neuen Frühlings", im gleichen Gedichte, Vers 6, der von Elſter wohl nicht vermerkte, aber vom Autor kaum zu überſehende arge Druckfehler „Holzraums" für „Holzwurms"!

Nachdem aber einmal „Minuten" gedruckt war, hat ſich Heine bei der Korrektur der „Neuen Gedichte", die er im Jahre 1844 in Hamburg perſönlich vornahm, nicht dabei aufgehalten. Waren ihm doch die „Frühlingslieder" damals etwas längſt Fertiges und Altgetanes, das er bei der Korrektur ſicher nur flüchtig durchſah, ſich nur bei einigen wenigen Gedichten aufhaltend, die ſeine Aufmerkſamkeit aus irgendwelchem Grunde noch zu feſſeln vermochten, und ſich im übrigen auf die ganz anders gearteten Gedichte der letzten Jahre konzentrierend, die in dem Bande zum erſten Mal geſammelt wurden oder bis dahin überhaupt noch nicht das Licht der Öffentlichkeit erblickt hatten.

## VIII. Zum „Romanzero".

a) „Der Dichter Firdusi" I. Str. 9, V. 1 f.:

Alles blühend und lebendig,
Farbenglänzend, blühend, brennend,

So in allen Drucken. Das zweite „blühend" ist aber sicher ein Druckfehler. Die von Heine hier offenbar gewollte Steigerung erfordert „glühend"; „blühend" ist eine Abschwächung gegen das vorausgehende „farbenglänzend". Durch die Alliteration wird die Steigerung noch besonders sinnenfällig gemacht. Daß kein Parallelismus des Ausdrucks in den beiden Versen beabsichtigt war, zeigt die Übersetzung in den Poèmes et légendes, wo er vermieden ist.

b) „Jehuda ben Halevy" IV. Str. 63, V. 3 f.:

Und der Lieder Süße wurde
Bittrer Wermut für den Neidhart.

So druckt Elster (I, S. 463) auf Grund der Ausgabe $C_2$, die Heine vielleicht nie zu Gesicht bekommen hat. In W hieß es: Bittre Wehmut; $C_1$ machte im zweiten Worte den Druckfehler: Wermut, was der Setzer in $C_2$ korrigierte, indem er daraus flugs „Bittrer Wermut" machte.

Heine hätte „Wermut" nie mit einem nichtssagenden Adjektiv wie „bitter", dessen Sinn bereits im Substantiv vollständig enthalten ist, verbunden; „bittre Wehmut" dagegen ist eine poetische Verbindung und eine Heinische obendrein.

## IX. „In der Frühe".

Es ist bekannt, wie arg man mit Heines Nachlaß gehaust hat. Es kam vor, daß die Familie überaus wertvolle Manuskripte des Dichters zerschnitt und schnitzelweise verschenkte. So scheint es auch dem Gedichte „Meine gute, liebe Frau", das man jetzt in meiner Ausgabe — Bd. 3, S. 320 — vollständig abgedruckt findet, ergangen zu sein.

Daß die beiden bei Elster II, 25 abgedruckten Strophen „Wie die Hände liljenweiß" zu dem Gedichte „Meine gute, liebe Frau" (ebenda S. 87) gehören, darauf hat zuerst J. Nassen im „Euphorion" Bd. 10, S. 630 f. durch die Mitteilung des Abdruckes in Lewalds „Album der Boudoirs" aufmerksam gemacht. Heine scheint die Handschrift des Gedichtes auf zwei Blättern hinterlassen zu haben, die aber später auseinandergerieten. So kam es, daß Strodtmann nur noch das Blatt mit den beiden letzten Strophen vorfand, die er für die erste Gesamtausgabe (1862) unter die „Angelique"-Gedichte ein-

reihte und als den „Schluß eines verloren gegangenen Gedichtes“ (Bd. 16, S. 203) bezeichnete. Vierzehn Jahre ſpäter kamen dann die drei erſten Strophen zum Vorſchein und wurden ſogleich als ein beſonderes Gedicht publiziert (Strodtmanns Ausgabe 1876, Bd. 18, S. 388 und „Memoiren“ 1884, S. 302). Daß hier abgetrennte Teile eines Gedichtes vorlagen, wurde nicht erkannt, und noch in der Bongſchen Ausgabe figurieren ſie als zwei beſondere Gedichte.

## X. „Dich feſſelt mein Gedankenbann.“

E. Engel hat in ſeinem Band „Heinrich Heines Memoiren“, Hamburg 1884, S. 305 f., zu dem Gedichte an die Mouche „Dich feſſelt mein Gedankenbann“ eine abweichende Faſſung mitgeteilt. Über ſeine Vorlage äußert er ſich hier ebenſowenig wie bei den anderen Gedichten, die er abdruckt. Ich ſetze an den Rand ſeines Abdruckes einige Fragezeichen.

V. 7: „Du wirſt nicht los den kleinen Schnapphahn“ —

Hat Heine wirklich „kleinen“ geſchrieben? Das ſcheint mir nach dem „Ungetüm“ im vorangehenden Verſe ausgeſchloſſen; in der ſeit 1862 bekannten und in die Ausgaben übergegangenen Faſſung lautet der entſprechende Vers (Str. 4, V. 4): „Du wirſt nicht los den armen Schnapphahn!“

V. 21: „Stets regt Dich an des Geiſtes Hauch“ —

Sicher hat Engel hier falſch geleſen oder einen Druckfehler überſehen; es ſoll ſtatt „regt“ zweifellos „weht“ heißen, wie in der anderen Faſſung; „regt“ gibt hier keinen Sinn.

Und warum hat Engel das letzte Verspaar unterdrückt? Oder hatte Heine hier — falls dem Herausgeber wirklich Heines Handſchrift vorlag — plötzlich abgebrochen? In dieſem Falle dürften wir die von Engel mitgeteilte Faſſung als eine ſpätere Umarbeitung betrachten: der Dichter mochte nicht die letzten Verſe, die bereits in der früheren Faſſung ſtanden, noch einmal ſchreiben — ſie waren bereits geſichert. Denn zweifelsohne ſollte das Gedicht in dieſer Faſſung mit der Pointe ſchließen:

Du biſt ſogar im Bett nicht ſicher
Vor ſeinem Kuße und Gekicher!

# Friedrich Rückert und die Pfalz.

## Mit zwei ungedruckten Briefen des Dichters.

Von Albert Becker in Zweibrücken.

Friedrich Rückerts Schwester Sabina Sophie (1791—1848.[1]) war mit dem pfälzischen Pfarrer Chr. Th. Kremer (1795—1859) verheiratet und brachte so den Dichter in verwandtschaftliche Beziehungen zur Pfalz. Eine Tochter Sophiens wurde die erste Gattin des pfälzischen Pfarrers K. A. Neundorf (1829—1879), an den die mitgeteilten Briefe gerichtet sind[2]). Sophie Kremer-Rückert litt zeitweise an einem Nervenübel, und so ist es begreiflich, daß die Sorge ob dieses Zustandes Gatten und Kinder in Mitleidenschaft zog, auch auf der weiteren Familie oft schwer lastete. Darauf spielt der Dichter wohl an, wenn er in dem ersten Brief von „Jugendprüfungen" seiner Nichte spricht. Diese starb, wie aus dem zweiten Briefe ersichtlich ist, nach kurzer Ehe; auch das aus dieser Verbindung hervorgegangene Kind folgte der Mutter bald ins Grab.

Beide Briefe atmen den Geist zarten Familiensinns und inniger Herzlichkeit. Der erste eröffnet zudem einen nicht uninteressanten Blick in des Dichters schon so viel gerühmtes Stilleben zu Neuseß, das, mit Felix Dahn[3]) zu reden, uns stets als Inbegriff aller Natur-

[1]) Geboren am 7. Dezember 1791 zu Schweinfurt, starb sie am 27. Mai 1848 zu Hornbach bei Zweibrücken.

[2]) Dem Sohne des Adressaten, Herrn K. Bezirksgeometer Neundorf in Kusel, haben wir nicht nur diese für die Pfalz interessanten Briefe zu danken: er überließ uns auch einen wertvollen Zyklus bisher unbekannter und noch nicht gedruckter Gedichte F. Rückerts, die ich in den Süddeutschen Monatsheften VII (1910) 70 ff. veröffentlicht habe; über ein Exemplar der Erstausgabe von Ch. v. Schmids Ostereiern, das der Dichter seinem Schwesterlein Marie zu Ostern 1816 (!) von Stuttgart aus mit ansprechender Widmung übersandte, habe ich im Feuilleton der Frankfurter Zeitung 1908, 19. April, II. Morgenblatt, berichtet. Ein anderes Pfälzer Rückertandenken befindet sich z. Z. noch in Privatbesitz, ist aber in dem Kreismuseum in Speyer deponiert: es ist eine reichbemalte Tasse mit Untertasse und der Widmung: S. R. von ihrer E. G. Nach Mitteilung des Rückertforschers † Hofrat Prof. Dr. C. Beyer bedeutet S. R. Sophie Rückert, E. G. Ernestine Grimmer, Tochter des Wildmeisters G. in Sachsendorf, der die Schwester von Rückerts Vater namens Helene zur Frau hatte. Die geistreiche Ernestine war Gesellschafterin der Herzogin Charlotte von Hildburghausen-Saalfeld, sehr reiselustig und besuchte selbst die fern wohnenden Verwandten. Dem Dichter führte sie längere Zeit den Haushalt; er nannte sie „die Base". Im Correspondenten von und für Deutschland widmete er ihr ein Gedicht, als sie am 31. Januar 1845 starb. Möglich ist jedoch, daß Wildmeister Grimmer der Spender war oder einer seiner Söhne, die nach seinem Tode mit der Mutter in Hellingen (Unterfranken) wohnten.

[3]) Nord und Süd XVII 313.

poesie, als das Ideal aller Dorfidyllen vorschwebt, jenes Neuseß, von dem der Dichter selber singt:

Neuer Sitz am alten Koburg,
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freuden-Frohburg,
Ehrensitz und Residenz!

In wunderbarer Lieblichkeit liegt hier das ganze Landschafts- und Genrebildchen von Neuseß vor uns und etwas von dem Zauber der dichterisch verklärten Wirklichkeit empfinden wir auch beim Lesen des Briefes, der uns mitten hinein trägt in des Dichters stimmungsvolles Heim der Arbeit und Poesie: da erscheinen vor uns im Geiste das Tal der Leinach und der Lauter mit ihren Wiesengründen, die fernen Waldhügel, der Hausgarten, das malerische, einfache, aber höchst behagliche Wohnhaus und — das Poesievollste von allem — der Goldbergsgarten, des Dichters Heiligtum. Dazwischen belebt die stille Natur das Zwitschern der Schwalben, der Nachtigallen Schlagen, der Vöglein wonnigliche Musik, die auch aus dem mitgeteilten Brief so lieblich entgegenklingt. Ja hier in Neuseß genossen die munteren Sänger eine wahre Vogelweide, wie des Dichters Sohn Heinrich einmal sagt.

Von Rückerts Kindern, mit denen der neue Vetter brieflich bekannt gemacht wird, war Heinrich (1823—1875) Professor in Breslau, Karl Medizinalrat in Koburg, August Rittergutsbesitzer in Neuseß, Leo Ökonomierat und Gutsherr von Belrieth bei Meiningen; Fritz starb, erst 31 Jahre alt, als Premierlieutenant a. D. 1868 zu Karlsfelde bei Halle. Von den beiden Töchtern wurde Anna die Gattin des Medizinalrats Dr. Berger, während die ältere, Marie, unverheiratet in Neuseß blieb.

Spiegelt der erste Brief das stille Glück behaglicher Häuslichkeit wider, so klingt aus dem zweiten mit seinen im Original kaum leserlichen Zügen das wehmütige Vorgefühl bitteren Schmerzes und Verlassenseins: der nahe Tod der geliebten Gattin, der zarten, feinen Frau, der Rose des „Liebesfrühlings". Sie starb am 26. Juni 1857. Dieser Brief deckt sich stellenweise mit einem von C. Beyer, Neue Mitteilungen I 149 abgedruckten Brief Rückerts an Schubart, dem auch die in unserem Brief erwähnte Anzeige der Verlobung Leo Rückerts mit Constanze Spangenberg beilag. Wir lassen nach diesen erklärenden Vorbemerkungen nun die beiden Briefe folgen.

I

Neuseß am letzten
Oktober 55

Lieber Vetter!

Es freut mich von Herzen, Sie mit diesem Namen anreden zu dürfen nachdem ich aus Ihrer Zuschrift ersehen habe, daß Sie den Bund des Lebens

mit meiner geliebten Nichte zu schließen in Treuen gesonnen sind. Es ist mir eine wahre Beruhigung noch diese Aussicht erlebt zu haben auf ein sicheres Lebensglück des lieben Kindes meiner lieben Schwester. Gott gebe seinen besten Segen dazu! alle meine und aller der Meinigen freudigsten Glückwünsche heißen Ihren Eintritt in unseren Familienkreis willkommen. Möcht' ich noch die Freude haben, Sie persönlich kennen zu lernen, vielleicht indem Sie selbst uns noch während des Brautjahres Ihre Braut auf einen wo möglich längeren Besuch zuführen. Zu einem solchen Besuch ist sie ja längst von uns eingeladen, und hat selbst ein schönes Verlangen danach geäußert. Wenn sie aber erst einmal als Hausfrau in einem Pfarrhause waltet, wird sie sich so leicht nicht mehr abmüßigen können wie jetzt. Doch ich rede sie nun selbst an, und Sie werden es nicht übel nehmen, mit der Erwählten, mit der Sie alles zu theilen entschlossen sind, auch dieses Blatt von mir zu theilen:

Liebes Bäschen!

Ganz unerwartet und unverdient, und um desto größer war die Freude, die mir und uns allen Dein Brief in solcher Verbindung mit dem Deines würdigen Verlobten gemacht hat. Nun besitzen gutes Muthes das letzte Jahr Deiner Jugendverirrungen, die gewiß schwer genug und doch mit Geduld, Sanftmuth und Liebe nicht unerträglich seyn werden, und am Ende Dir nur zum Segen werden müssen. Ja, Du wirst nach Jahren in friedvolles und friedenreiches Zusammenleben mit Deinem, mit dem von Gott Dir Erwählten doppelt glücklich und dankbar genießen, wie ich von Herzen wünsche. Gern hätte auch Deine liebe Tante ihre Freude Dir schriftlich mit mir zugleich ausgesprochen; aber ein wiederkehrendes Augenleiden, das bei ihr zu allem andern Ungemach hinzukommt, versagt es ihr im Augenblicke. Doch den ersten Brief, den sie wieder schreibt, wird sie an dich schreiben. Weniger bündig zu entschuldigen sind Marie und Anna, doch muß du's auch ihnen zu gute halten. Sie haben von Morgen bis Abend beide ihre beiden Hände voll Apfelschnitze, deren wir diesen Herbst einen überaus großen Vorrath zu dörren haben, wozu noch eben soviel Zwetschen kommen, die auch alle gedörrt oder sonst zugerichtet seyn wollen.

Sobald die Schreibfeder wieder die Stelle des Schälmessers in der Hand einnimmt, wird sie für dich in Bewegung gesetzt werden. Leo's Schweigen ist damit zu entschuldigen, daß er unmittelbar nach der Rückkunft von der Reise, wo er Dich besuchte, eine Verwalterstelle angetreten hat in der Gegend zwischen Schweinfurt und Meiningen, die ihm soviel zu thun giebt, daß auch wir nur sehr spärliche Nachrichten von ihm erhalten. Deine Verlobung ist ihm von uns sogleich gemeldet, und von ihm natürlich mit großer Freude aufgenommen worden; er wird dir selbst darüber schreiben, sobald das Ende der Feldarbeiten ihm dazu Muße giebt. Außer den Genannten grüßen dich und wünschen dir von Herzen Glück 1.) Heinrich und seine Frau von Breslau, die in den Herbstferien wie gewöhnlich hier waren, und erst vor 3 Tagen abgereist sind 2.) Karl und seine Frau in Koburg, die indessen einen wackern Jungen, Hans genannt, bekommen haben und bereits den zweiten, wenns kein Mädchen wird, erwarten. 3.) der noch einschichtige August, mein Pächter, der jetzt aber auch ernstlich daran denkt, mir eine dritte Schwiegertochter zuzuführen. Endlich auch 4.) Fritz, der Soldat geworden ist, und zwar Artillerist, zuerst ein Jahr in Breslau und der Prüfung Reife, von wo er uns neulich einen leider sehr kurzen Besuch machte, nun aber in Berlin ist und in diesen Tagen Fähndrich zu werden hofft.

Nun überlege dirs mit deinem lieben Verlobten ordentlich, wie und wann Du am schicklichsten uns den schon so lange beabsichtigten Besuch machen wollest, wozu Du nun weiter keine dringenderen Einladungen abwarten darfst. Es wäre die kürzeste Art, alle die dir schuldig gebliebenen Briefe hier mündlich einzukassiren. Freilich im Winter ist es bei uns sehr einsam und stille, doch bist Du

ja nicht an großstädtisches Geräusch gewohnt. Das Theater in Koburg spielt nur bis Weihnachten, wo die Schauspielergesellschaft in die zweite Residenz des hiesigen Herzogs, seine Winterresidenz Gotha übersiedelt, und erst im Frühjahr wiederkommt. Willst du selbst lieber auch erst im Frühjahr oder Sommer zu uns kommen? Du sollst uns mit der ersten Schwalbe willkommen seyn, oder mit der Nachtigall, die dieses Jahr zum allerersten Mal in unserem Garten nistete und uns versprach im nächsten wiederzukommen.

Nun Gott befohlen für heut! Meine freundlichen Grüße, außer an Deinen lieben Verlobten auch an Deinen armen leidenden Vater, dem ich von Herzen Geduld und Erleichterung seines Leid es wünsche, wozu du selbst gewiß durch liebevolle kindliche Pflege das beste bei ragen kannst.

Dein

Dich herzlich liebender
Onkel
Rückert

Adresse:

Herrn Vicarius
Carl Neundorf
Haßloch
im bairischen
Rheinkreis

II

So lange, theuerster Herr Vetter, hab' ich es anstehn laßen, Ihnen die herzliche Theilnahme von mir und den Meinigen auszudrücken an dem schmerzlichen Verlust, der Sie betroffen hat. Gott hat inzwischen auch mein Haus mit solchem Kreuze heimgesucht; seit vielen Wochen ist meine liebe Frau im Sterben. Ich werde an ihr nicht nur die treue Lebensgefährtin verlieren, die Hausfrau und Mutter meiner Kinder, sondern auch meine Geschäftsführerin in jeder Beziehung, die mir seit Jahren alle Sorge fürs Leibliche und Zeitliche abgenommen, eine Last, die nun doppelt schwer auf meine altersmatten und dessen entwöhnten Schultern zurückfallen wird. Ihnen, dem rüstigen Manne, wünsche ich, daß Sie bald Ihrem Kinde eine zweite Mutter geben mögen; Gott erhalte dieses Kind, das bitte ich auch für mich, dem es das einzig übrig gebliebene Andenken einer geliebten Schwester ist. Drüben finden Sie eine Verlobungskarte meines Sohnes Leo, der sich Ihnen noch ganz besonders empfehlen läßt. Wie würde uns dieser erfüllte Wunsch unter andern Umständen erfreut haben! Jetzt hat der arme Bursche nicht einmal seine Braut uns ins Haus führen können. Wo er sich etabliren wird, ist noch unentschieden, vielleicht ganz in unserer Nähe, vielleicht aber auch in Mähren. Bleiben Sie uns allen gewogen, bittet von Herzen

Ihr ergebenster
Rückert

Neuseß d. 15 Juni 57

Adresse:

Herrn Pfarrer Neundorf
Alsenborn
bei
Kaiserslautern

frei

# Ferdinand Freiligrath und seine kaufmännische Tätigkeit.

## Nach einem unbekannt gebliebenen Briefe des Dichters aus seiner Barmer Zeit.

Von R. Wehrhan in Frankfurt a. M.

Die „prosaische" Tätigkeit des Dichters Ferdinand Freiligrath, die er als Kaufmann in verschiedenen Stellungen in Soest, Amsterdam und zuletzt in Barmen ausübte, wird von allen Biographen meist in den trübsten Farben geschildert, und selbst Wilhelm Buchner vertritt in seinem Werke über Freiligrath, in dem „Dichterleben in Briefen" im allgemeinen keine andere Ansicht. Buchner nennt (Band I, Seite 181) die kaufmännische Laufbahn Freiligraths ein „Greuel" und spricht an anderer Stelle (I, 219) von der „Knechtschaft des Kontordienstes." Mit solchen Äußerungen darf den Biographen allerdings kein Vorwurf gemacht werden, denn sie mußten sich an die spontanen Gefühlsäußerungen des Dichters selbst halten, der im Unmute des Augenblicks und in seiner unruhigen Natur jedenfalls einer zeitweisen Erregung oder der in keinem Leben und Stande ausbleibenden unangenehmen Erfahrung gleich kräftigen Ausdruck verlieh.

Die Mitteilungen des Dichters über seine äußere Lage bestehen außer den Gedichten, welche düsteren Weltschmerz verraten, in der Tat meistens nur aus kurzen, in seinen Briefen sich findenden Bemerkungen. So klagt er in einem Briefe an Schwab (Buchner, I, 149): „Glücklich fühle ich mich in meiner jetzigen Lage nicht. Mein Stand legt dem Dichter mehr Fesseln an, als jeder andre. Ohne seine Lichtseiten zu verkennen, kann ich ihm doch nicht mit ganzer Seele angehören." Er nennt Barmen (Buchner I, 223) seine „leidige Wupper Clausur," und berichtet 1837 an August Schnezler (Buchner I, 247), er sei wieder im „pietistischen Wupperthale" und „betrübt bis in den Tod" u. a.

Aber alle diese Äußerungen sind, wie schon bemerkt wurde, mehr spontaner Art. Ein Brief, in dem er sich genau und eingehend, mit bestimmter Überlegung und Absicht über sein „prosaisches staubiges Arbeiten um's Brot" (Buchner I, 248) ausläßt, ist bisher unbeachtet geblieben. Er ist an seinen Jugendfreund Karl Weerth in Detmold gerichtet, vom 19. Juli 1838 aus Barmen datiert, und erst vor einigen Jahren in den in Detmold erscheinenden „Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde, hrsg. von der geschicht-

lichen Abteilung des Naturwissenschaftlichen Vereins in Detmold, Verlag von Hans Hinrichs 1903" (Euphorion 10, 743) zum Abdruck gebracht, aber nur mit einer ganz kurzen Andeutung auf die Wichtigkeit des Briefes für die Beurteilung jener Zeit im Leben des Dichters versehen. Ausführlicher habe ich dann in dem Sonntagsblatt der „Barmer Zeitung" vom 24. und 31. Oktober auf die Bedeutung des Briefes hingewiesen, aber auch jene Stelle scheint allen neueren Biographen des Dichters, die sich aus Anlaß seines hundertjährigen Geburtstages in Menge auf dem Plane eingefunden haben, zu abgelegen gewesen zu sein, ebenso wie die lippischen Mitteilungen[1]). Auch in den Einleitungen zu den Neuausgaben der Werke Freiligraths findet sich keine Berücksichtigung. Darum mag es begründet sein, hier von jenem Briefe Mitteilung zu machen, wobei sich Gelegenheit dazu bietet, auch in anderer Beziehung genauere Kenntnis über die kaufmännische Tätigkeit des Dichters zu erhalten.

Es handelt sich vor allem um die Barmer Zeit. Bekanntlich bekleidete Freiligrath von 1837—1839 eine Buchhalterstelle in dem von Eynernschen Handelshause in Barmen, wohin er nach einer auf die Amsterdamer Jahre folgenden, in Soest verlebten Zwischenzeit gekommen war. Von Herrn von Eynern selber (einem Sohne von Freiligraths Chef), der lange Jahre hindurch Inhaber der genannten Firma gewesen ist, wissen wir (Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 1901, S. 8 ff.), daß Freiligrath ein überaus treuer und befähigter Mitarbeiter des Hauses war. Auch aus seinen Zeugnissen, die Buchner abdruckt (I, 91 aus Soest; I, 173 aus Amsterdam; I, 322 aus Barmen) geht deutlich hervor, wie sehr die verschiedenen Chefs mit dem Untergebenen zufrieden waren. Und Herr von Eynern zerstört die sich hier und da findenden Märchen von Geschäftsbüchern, in denen sich angefangene Gedichte oder hingeworfene poetische Ergüsse zwischen den Zahlenreihen gefunden haben sollen mit der Feststellung, daß die noch vor wenigen Jahren vorhanden gewesenen von Freiligrath geführten Bücher sich durch ungemein sorgfältige Führung, durch regelmäßige, flotte kaufmännische Handschrift und durch sehr reichliche Verwendung von genauer Linierung — fertig linierte Geschäftsbücher gab es bekanntlich noch nicht — ausgezeichnet hätten.

Der Empfänger des Briefes war ein Sohn des Detmolder Generalsuperintendenten Ferdinand Weerth, der, wie die Mutter des Dichters, aus dem Bergischen stammte und in Schul- und Kirchenangelegen-

[1]) Vgl. ferner meine Mitteilungen über „Ferdinand Freiligrath als Kaufmann" in der Frankfurter Zeitung Nr. 186, 3. Morgenbl. vom 8. Juli 1910.

heiten des kleinen Fürstentums die rechte Hand der bekannten Fürstin Pauline zur Lippe war, der bedeutendsten Fürstinnen eine in der Napoleonischen Zeit. Karl Weerth wurde später Lehrer und Professor am Gymnasium seiner Vaterstadt und dann Kustos und Konservator am Landesmuseum, das ihm bedeutende Förderung verdankt und für das er auch Ferdinand Freiligrath so zu interessieren wußte, daß dieser ihm aus London manches wertvolle Stück für die naturwissenschaftliche Sammlung besorgte oder schenkte.

Der Eingang des Briefes lautet:

„Barmen, den 19. Juli 1838.

Lieber Weerth!

Vier Briefe von Dir liegen vor mir; — der durch Eckermann erhaltene aus Weimar, und drei Detmolder vom 14. April, 28. April u. 1. Juli. — Den ersten hab' ich Dir gleich beim Empfang vorläufig beantwortet; der mir im Zweiten ausgesprochenen Bitte bin ich durch thätige Verwendung für die Denkmalssache in meinem Kreise nach Kräften nachgekommen, u. wirst Du wahrscheinlich schon vom Erfolge meiner deßfallsigen Bemühungen unterrichtet sein. — Was Du in den beiden letzten anregst, will ich, zusammt, den, aus den Ersten etwa noch unerledigten Punkten, heute in meiner Dir schon bekannten aphoristischen Weise treulich mit Dir besprechen."

Die hier und später noch einmal erwähnte Denkmalssache bezieht sich auf das Hermannsdenkmal, zu dem Bandel auf der Grotenburg in demselben Jahre den Grundstein gelegt hatte.

Was die äußere Form anbetrifft, so erinnert der Brief an die tägliche kaufmännische Beschäftigung des Dichters. Schon Buchner erwähnt die kaufmännisch schöne Handschrift, hier mag noch auf die im kaufmännischen Stil so häufig vorkommende Inversion des Subjekts erinnert werden, von der der zweite Satz im Schluß ein Beispiel bietet. Um gleich auch auf die unten mitgeteilten Briefstellen einzugehen, möge an die ohne Bindestrich erfolgenden Zusammensetzungen hingewiesen werden, deren zweiter Teil nichtsdestoweniger den großen Anfangsbuchstaben enthält; doch ist der Dichter in dieser Beziehung nicht konsequent (KanzleiRath, DenkmalsSache — Gutzkow-Telegraphischer Bedenken u. a.)

Schon damals hatte sich die weitverbreitete Meinung gebildet, Freiligrath befinde sich in sehr unzufriedenen Verhältnissen und seine Detmolder Freunde hatten ihn deshalb um Aufschluß gebeten.

Darum fährt der Dichter fort:

„... Zuerst von meiner äußern Lage! — Wie so Viele meiner frühern u. jetzigen Bekannten scheinst auch Du, lieber Weerth, der irrigen Meinung zu sein, als müsse ich mich ganz u. gar unglücklich in derselben fühlen, und als sei der dissonierende Grundton meiner Lieder einzig u. allein in dem zwischen meinem äußern u. innern Leben bestehenden Mißverhältnisse zu suchen. — Das ist aber eine durch-

aus falsche Ansicht! — Früher, ich gesteh' es gern, mag dem so gewesen sein! — Meine Tirocinien in der edlen Kaufmannschaft waren wahrlich nicht von der erfreulichsten Art, die durch das Falliment meines Oheims herbeigeführte Vereitelung meiner Edinburgher Aussichten warf nicht minder einen ernsten Schatten durch meine vorzwanziger Jahre, u. damals gab es allerdings eine Zeit, wo ich mich in der augenblicklichen Unmöglichkeit, den erwählten, mit meinen ursprünglichen Neigungen so contrastierenden, Stand abzuschütteln, äußerst unglücklich fühlte. — Auch meine erste Amsterdamer Zeit verfloß mir ziemlich trübe, weniger jedoch, weil mir meine Beschäftigungen, als weil mir die Menschen, auf deren Umgang ich hingewiesen war, mißfielen. — Dem Handel selbst, den ich bis dahin, wie Du u. ihr übrigen Gelehrten in binnenländischen Kleinstädten es noch jetzt thut, bloß nach den Erfahrungen, welche mir eine deutsche Landstadt darbot, kannte und würdigte, lernte ich in dem lebendigen Treiben eines der ersten Welthäfen bald eine großartigere Seite abgewinnen, u. wenn ich Amsterdam vor zwei Jahren verließ, so geschah es nur, weil mir das Comptoir, auf dem ich arbeitete, durch Intriguen des achtzehnköpfigen Personals verleidet war, u. weil ich mich mal wieder nach deutscher Luft sehnte.

Von 36—37 hab' ich in Soest ganz meinen Lieblingsbeschäftigungen gelebt, Hugo's Chants du Crépuscule u. Vieles für Pfizers Literaturblatt zum Auslande übersetzt, nebenbei den zweiten Jahrgang des Rheinischen Odeon redigirt, und Eigenes gedichtet. — Im Geschäft meines Oheims Schwollmann bin ich jenes Jahr durchaus nicht thätig gewesen, (weshalb auch Dingelstedts Notiz[1]) über mein damaliges Leben falsch ist), da ich aber weder die Absicht hatte, in einem Westphälischen Krähwinkel die Belletristik als Lebensberuf zu treiben, noch in meinem vorgerückten Alter irgend ein Fachstudium zu ergreifen, so war es mir ganz recht, als sich mir im vorigen Jahre ganz von selbst meine jetzige Stelle anbot. — Ich lebe hier in ziemlich angenehmen Verhältnissen: meine Chefs sind gebildete, wackere Männer; meine Arbeit (Buchführung und Correspondenz) nimmt mich nicht zu sehr in Anspruch; das Geschäft ist keineswegs kleinlicher Art; mein Gehalt — 600 Thlr. — läßt mich leben, wenn auch nichts erübrigen, u. meine Bekanntschaft hier u. in Elberfeld, nicht nur unter Kaufleuten sondern auch unter Juristen, Theologen, Philologen, Medicinern und allem Facultätenvolk, was sich im Wupperthal herumtreibt, ist für stilles, fleißiges Schaffen und das gedeihliche Lagern meines Weines eher zu ausgedehnt, als zu beschränkt. — Kaufmann mit Leib und Seele bin ich freilich nicht, die Poesie ist u. bleibt mir Hauptsache; meine Stelle nehm' ich wahr, weil ich leben muß u. die Versmacherei nicht zur milchgebenden Kuh herabwürdigen will — kann mir jede andere Stellung mehr geben? Nur das Leben, nicht die Wissenschaft kann meiner Poesie förderlich sein: — reisen möcht' ich u. eine moderne Odyssee schreiben, wie mein Freund Matzerath in Cöln meint. — Wer weiß, ob ich's nicht in einem der folgenden Jahre fertig bringe, mit einem Engländer oder Holländer nach Smyrna, Constantinopel u. Odessa zu fahren. — Das Mittelmeer! — Natur u. Geschichte! — Ich glaube sicher, daß ich aus Colchis ein goldenes Vließ von Liedern heimbrächte.

Du siehst nun aus allem Diesem, lieber Weerth, daß ich es zwar, was meine äußern Verhältnisse anbetrifft, keineswegs bis zu einem Crösus gebracht habe (was auch wohl nie geschehen wird, da ich gar nicht mit Geld umgehen kann), daß ich aber doch in ganz behaglichen Zuständen lebe, u. daß ich, da mein Ehrgeiz (wer hätte keinen?) weniger auf den Glanz und die Höhe

[1]) Dingelstedt hatte 1838 in der „Europa" einen Aufruf veröffentlicht. Näheres bei Buchner I, 263.

meiner bürgerlichen Stellung, als vielmehr auf die löschpapiernen Kränze poetischen Rufes gerichtet ist, mich immerhin ganz wohl fühlen kann. — Was ich bin und habe, hab' ich mir proprio marte errungen; — selbst pekuniäre Unterstützungen, die ich in meinem ersten Amsterdamer Jahre von trefflichen Verwandten erhielt, trag' ich jetzt vor u. nach ab. — Es ist ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl, auch in dieser Hinsicht unabhängig zu sein. — In der Literatur, wie im Leben hab' ich den Standpunkt, den ich einnehme, möge er nun auch noch so niedrig sein, wie er wolle, nur durch eigene Kraft erklettert: — Protection hab' ich nie gehabt und auch nie danach gehascht, u. darauf thu' ich mir mehr zu Gute, als auf Anderes, was Vielen, die sich in meiner Lage befänden, vielleicht den Schädel dérangirte. —

Um nun aber, Deinem Wunsche zufolge, auf mein inneres Leben zu kommen, so muß ich Dir freilich Recht geben, wenn Du meinst, daß ein tadelnswerther Grundton der Verstimmung, der „Zerrissenheit" und des Überdrusses durch meine Gedichte klinge. — Und dieser Grundton ist keine Lüge! — Was irgend Subjektives in meiner Sammlung sich befindet, ist auch erlebt, aus äußeren Situationen u. den dadurch bedingten Gemütsstimmungen hervorgegangen! — Nichts elender, nichts ekelhafter, als dieß Kokettiren mit erlognen Schmerzen, wie es durch Heines Beispiel in unsrer poetischen Literatur sich eingenistet hat, u. zumal in Bezug auf Zeitinteressen, von dem sogenannten jungen Deutschland (dessen Häupter übrigens, beiläufig gesagt, sich jetzt auch schon gegenseitig die Zähne weisen), bis zum Überdruß exercirt wird. — Also, erlogen sind die Dissonanzen nicht, die ich euch hören lasse; woher aber rühren sie, da ich oben ja, und gewiß aus innerster Überzeugung, gesagt habe, daß es nicht die, meiner Muse durch meinen Stand angelegten Fesseln sind, was ich euch unmuthig in die Ohren klingen lasse? — Ja liebster Freund, da bin ich wahrhaftig in Verlegenheit, was ich dir antworten soll. Du weißt wohl, wie wenig wir uns oft von Stimmungen, die uns gleich Gewappneten überfallen, selbst Rechenschaft abzulegen vermögen, und wenn ich dir im Allgemeinen sage, daß der Grundton meines Characters der Ernst ist, daß eine tiefe Melancholie, trotz allen Sträubens dagegen, mich manchmal wie eine Wolke überschattet, daß die Zeit, deren krampfhafte Erregung seit der JuliRevolution Du nicht in Abrede stellen wirst, mit all' ihrer Un- und Halbfertigkeit, mit ihren Strudeln und Wirbeln mächtig auf mich anbrandet, so wirst Du mir entgegnen, daß das eben nur allgemeine Redensarten seien. Und doch kann ich Dir, beim Teufel, nichts Vernünftigeres angeben. — Ich bin kein Mann der Reflexion: — vor Allem über mich selbst kann ich nicht reflectiren, u. Dir nun vollends diese u. jene Stimmung zu definiren, u. die Lieder, welche sie hervorgerufen, mit dem Secirmesser zu zerlegen, das, lieber Weerth, ist mir unmöglich. — Nehmt mich, wie ich bin, u. traut mir mit meiner innern Kraft, daß ich diese Wirren mit der Zeit bewältigen, und mit klarern Gebilden und heitrerer Stirn aus dem Strudel hervortauchen werde. — Übrigens geb' ich Dir Recht, wenn Du die Ansicht aussprichst, als müsse ich mich nun an etwas Größeres, u. vor Allem an etwas Nationaleres machen. — Ich walze allerlei im Schädel herum, u. muß sehen, was am Ende herausspringt. — Vielleicht laß ich bald im Morgenblatt oder sonst wo ein Gedicht auf die neue Irminsul los: — wie sehr mich Eure Idee mit dem Denkmal, trotz etwelcher Gutzkow-Telegraphischer Bedenken, die ich nicht habe abweisen können, angeregt und ergriffen hat, brauche ich dich wohl nicht zu versichern. Zu meinen Gedichten aber wart' ich immer die Stimmung ab: — will ich eine solche forciren, so gibt es dummes Zeug. — Und nun genug, übergenug! — Wenn Du mich nicht besonders darum angegangen wärst, so würde ich sicher von mir und meinen Reimgeschichten geschwiegen und Dir lieber etwas von unserm Leben hier am Rhein, von meinem Verkehr mit den Düsseldorfer Künstlern, mit Immermann, mit Matzerath, mit

v. Marrées und A. geschrieben haben. — Indeß hast Du es gewollt, u. brauchst in meinen spätern Briefen weder die nämlichen Sujets, noch die nämliche Breite zu erwarten, in welch' letztere ich verfallen bin, obgleich ich Dir auf der ersten Seite nur Aphoristisches verkündete. — Es ist mir sauer genug geworden, so bedächtig zu sprechen. —"

So hat der Dichter in eigenen Worten dem Freunde in aller Offenheit sowohl seine äußere Lage wie sein Innerstes vor Augen geführt, und ist auf alles, was die Detmolder Freunde wissen wollten, so ausführlich eingegangen, wie in keinem andern Briefe, von denen Buchner verschiedene mitteilt, die sich ebenfalls mit der äußeren Lage des Dichters befassen (I, 98 f. an den Detmolder Freund Ludwig Merckel, von Amsterdam aus; I, 105 ff. an denselben; I, 152 f. an Hermann von der Heydt; I, 147 ff. das schöne Bekenntnis an Gustav Schwab).

Freiligrath war, wie er selbst (an Schnezler) schreibt, eine unruhige Natur: „ich bin ein düsterer Mensch, dem es nirgend heimisch wird; eine ewige Unruhe peitscht und verzehrt mich." Er „muß wandern", wie er demselben Freunde einmal verrät (Buchner I, 301.302); daraus ist vieles zu erklären.

Und nun noch kurz den Schluß des Briefes:

„Deinen Bruder Georg seh' ich zuweilen, obgleich er meiner freundlichen Einladung, manchmal zu mir zu kommen, nur selten entspricht, u. bisher nur zweimal in DenkmalsAngelegenheiten bei mir war. — Als er mich mit Ferd. Sprütten besuchen wollte, hat er mich zu meinem Bedauern verfehlt. — Der Georg ist seit dem vorigen Jahre sehr in die Höhe geschossen. — ihr werdet euch verwundern, wenn ihr ihn wiedersieht. —

Grüße Merckel und die übrigen Freunde, namentlich auch Aug. Kestner, der ja jetzt wohl Dein College ist. — Empfiehl' mich auch dem KanzleiRath Petri u. dem Rath Falkmann auf's Beste. — Ich habe ihre Briefe (vom Ersteren in DenkmalsSachen, vom Letztern über mein Buch) richtig erhalten. — Die osteröthliche Sammlung, ebenfalls durch mich eingeschickt, ist doch auch wohlbehalten eingetroffen? Und nun Adieu, lieber Weerth! Laß bald wieder von Dir hören! Von Herzen Dein

Freiligrath.

Ja richtig — was das Wiedersehen betrifft! — Wann wird das Denkmal denn enthüllt? — Ich wäre gern mal wieder ein paar Tage bei Euch, und am liebsten natürlich noch vor meiner Fahrt in den Pontus Euxinus. — Gehst du denn nicht einmal auf den Herbst an den Rhein? Grüße doch auch Deine Mutter und Deinen Bruder Wilhelm recht freundlich von mir!"

Barmen ist für den Dichter zweifelsohne bedeutungsvoll gewesen, hier hatte er keine Geldsorgen, hier fand er Chefs, die wackere und gebildete Leute waren, wie er sagt, und wie er das von seinen früheren Chefs nicht behaupten konnte; hier fand er einen Kreis von Bekannten und Verehrern, von denen er berichtet, er sei „von so vielen ordentlichen Kerls geliebt" (Brief an seine Braut Lina

Schwollmann, Buchner I, 308.) Deshalb wird auch das im folgenden schön charakterisierte Selbstbekenntnis aus Barmen, wie es vorstehender Brief gibt, um so wichtiger sein:

„. . . Die Sonne des Wuppertales hat ihm freundlich gelächelt; und wie bescheiden und gleichförmig wohl sein äußeres Leben, reich und licht war sein inneres. Im Tone der Abhandlung, in wohlgeordneter Folge, dann und wann in eher berichtmäßigen denn geistreichen Wendungen, voll klarer Selbsterkenntnis und berechtigten Selbstgefühls, legt der Briefschreiber seine Verhältnisse dar, zeichnet sich im Rahmen seines Verkehrs, schätzt sein Talent ab, weist sich seine Stelle innerhalb der zeitgenössischen Literatur an, prüft seine Vergangenheit, blickt in die Zukunft. Nur zuletzt, da er auf die Zukunft zu sprechen kommt, überläßt er sich ein klein wenig den Träumen, er wünscht, er hofft, wie jeglicher, der an sich glauben darf aber vorerst noch mit nicht allzu leichter Bürde seines Weges zieht. Seine Detmolder Freunde, denen seine Beichte galt, durften angesichts eines solchen Selbstbildnisses angenehm enttäuscht sein. Nichts weniger als Pegasus im Joch! Ein wackerer aufrechter Mann, wenn er ausruft: 'Was ich bin und habe, hab' ich mir proprio marte errungen!' Ein echter Dichter, wenn er mit Nachdruck ausspricht: 'Ich kann die Muse nicht kommandieren.' Alles in allem; schlicht und groß!" So möge dieses wichtige biographische Zeugnis des Dichters auch in weiteren Kreisen seine Würdigung finden!

---

# Miszellen.

## Das Zeugnis eines Zeitgenossen über den Verfasser des Liedes vom Crambambuli.

Bei gelegentlicher Lektüre der Nachrichten über Friedrich Johann Buck in Meusels Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller (Bd. I, S. 644 f.) fiel mir die Bemerkung auf: „Lied auf den Krambambuli, auch von ihm selbst komponirt." Dies veranlaßte mich in Bucks Selbstbiographie im Neuen gelehrten Europa (Teil XX, 1775) nachzulesen, ob darin etwas über diese Komposition bemerkt sei. Dort nun fand ich eine Notiz, die denen, die bisher dem Verfasser des Crambambuliliedes nachgeforscht haben, entgangen zu sein scheint. Weder in dem grundlegenden Aufsatze von Arthur Kopp (Altpreuß. Monatsschrift Bd. XXXII, S 296 ff.), noch in dem zusammenfassenden Artikel von Ludwig Fränkel in der Allg. deutschen Biographie (Bd. 43, S. 605 ff.) ist dieser Nachricht, die die Bestätigung der Verfasserschaft durch einen Zeitgenossen enthält, gedacht. Buck erzählt (S. 1014): „In demselben Jahre 1746, da die Hundtags-Ferien waren, unternahm ich wiederum mit einigen meiner Herrn Zuhörer eine kleine Lustreise nach dem Oberlande . . . Von Marienwerder reisete ich hierauf nach Riesenburg, in welcher großen Stadt

ich gleichfalls alles Sehenswürdige in Augenſchein nahm, und vornehmlich zufälliger Weiſe die Freundſchaft und Bekanntſchaft mit dem damaligen Secretario Sr. Durchlauchten des Prinzen Georg Ludwig von Hollſtein-Gottorp, und nachmaligen Kayſerl. Rußiſch. Hofrath Hrn. Wittekind dadurch erhielte, daß ich in einer verſammleten muſikaliſchen anſehnlichen Geſellſchaft demſelben meine Compoſition auf die Doris des Hrn. von Canitz, (oder auf die Abſchieds-Arie desſelben: Soll ich meine Doris miſſen ꝛc.) und das von ihm ſelbſt verfertigte bekannte Crambambuli (oder auf die Arie: Ein Günther ſingt das Lob vom Knaſter, das Canitz ebenfalls erhebt — — —) nebſt einigen andern Handſtücken ſingend auf dem Clavecein vorſpielete." Wenn man auch die Nachrichten Bucks über ſich ſelbſt mit einiger Vorſicht aufzunehmen genötigt ſein wird (vgl. Altpreuß. Mon. Bd. XLVIII, S. 378 ff.), ſo liegt doch kein Anlaß vor, irgendeinen Zweifel an der Richtigkeit der hier mitgeteilten Angaben zu hegen. Wittekind (nicht Wedekind) hielt ſich damals in Rieſenburg in Weſtpreußen auf, dem Standquartier ſeines Herrn, des Prinzen Georg Ludwig von Holſtein-Gottorp (vgl. Kopp S. 308). Das Crambambulilied war im Jahr vorher (1745) zum erſten Male im Druck erſchienen, nach Bucks Mitteilungen ſcheint es wohl ſehr bald von ihm in Muſik geſetzt zu ſein. Der von Buck auch mitgeteilte Umſtand, daß Wittekind ſpäter Kaiſerlich Ruſſiſcher Hofrat war, läßt ſich daher erklären, daß der Prinz von Holſtein-Gottorp 1762 in ruſſiſche Dienſte trat und Wittekind ihm hierin gefolgt ſein wird (vgl. Kopp a. a. O.). Auf der Königlichen und Univerſitäts-Bibliothek zu Königsberg i. Pr. befindet ſich ein Druck des Liedes vom Jahre 1745 mit folgendem Titel: Der / Krambambuliſt. / Ein / Lob-Gedicht / über die / gebrannten Waſſer im Lachß / zu Dantzig. / (Vign.) / DANTZJG / 1745; er enthält eine Seite mit 12 Verſen Vorbericht und 13 weitere unbezeichnete Seiten mit 39 Strophen des Liedes.

Königsberg i. Pr. Arthur Warda.

## Zum „komiſchen Krieg" Gottſcheds und ſeiner Anhänger mit dem Schauſpieldirektor Koch.

Die Aufführung der ſpäter von Weiße bearbeiteten Oper „Die verwandelten Weiber, oder der Teufel iſt los" (nach dem Engliſchen des Coffey: The devil to pay[1]) durch die Kochſche Truppe in Leipzig hatte im Gottſchedſchen Lager einen wahren Entrüſtungsſturm hervorgerufen, dem in mehreren Schriften Ausdruck gegeben wurde; daß Koch ſich ſelbſt gegen dieſe Angriffe verteidigte[2]) und auch andere Verteidiger fand, iſt wohl nur allzu natürlich[3]). Zu ihnen gehört in gewiſſem Sinne der Berichterſtatter der Zeitſchrift „Der Träumer", die vom September des Jahres 1752 ein Jahr lang in 25 Stücken halbmonatlich zu Jena ausgegeben wurde; die Beſchreibung dieſer literariſchen Fehde iſt dort im 19. Stücke S. 303 zu leſen;

„Folgendes iſt aus Leipzig eingeſendet worden:

---

[1]) Vgl. Goedeke Grundriß IV[2], S. 73. IV[3], S. 139; Waniek, Gottſched und die deutſche Literatur ſeiner Zeit, Leipzig 1897, S. 619.

[2]) Waniek a. a. O. S. 624 hält Koch für den Verfaſſer einer „Antwort auf das Sendſchreiben an Herrn K* in Z**, die Leipziger Schaubühne betreffend (ſiehe unten) 1753".

[3]) Vgl. Waniek a. a. O. S. 625 ff., der überhaupt S. 617 ff. die ausführlichſte Schilderung des „komiſchen Krieges" gibt.

Es ist allhier ein gewaltiger Streit in der critischen Welt entstanden[1]). Der Teufel ist recht los gewesen. Der Gelehrte, der ehedem mit der Neuberin zu Felde lag, streitet jetzt auch mit Herrn Kochen, und seine Anhänger helfen auch das ihrige beytragen[2]). Herr Koch ist nun einmal derjenige, welcher die verfallene deutsche Schaubühne in Leipzig wieder aufgebracht hat. Er ist auf eine zahlreiche Gesellschaft guter Acteurs bedacht, und er scheuet keine Kosten, seine Schaubühne berühmt zu machen. Er selbst ist ein Mann von gutem Geschmacke. Man könnte Bürge für ihn werden, daß er nichts auf die Bahne (!) bringen würde, als lauter herrliche Stücke. Er muß sich aber nach dem Geschmacke seiner Zuschauer richten. Es gehen nicht eitel Professores und Magistri legentes in die Schauspiele, sondern auch Leute von geringerer Gattung. Jene dürften allenfalls Tragödien verlangen, doch diesen ist mit einem lustigen Stück mehr gedient.

Besonders ist ein Stück, genannt die verwandelten Weiber, oder der Teufel ist los, häufig angefochten worden. Es wird niemand darauf verfallen, es für ein regelmäßiges Schauspiel zu halten. Es ist aus dem Englischen übersetzt, und ist freilich nicht rein von Fehlern. Dem ungeachtet gefällt es in Leipzig und ward bestellet, und also oft gespielet. Man warnte Herr Kochen zwar für diesem ketzerischen Stücke. Er leistete aber mit gutem Bedachte dergleichen Warnungen keine Folge.

Hierüber ward Lärmen geblasen. Man grief ihn in Schriften an[3]). Doch seine Liebste war lose genug sich öffentlich zu verantworten[4]). Bishero hatte Herr Koch noch Ursache über seinen Sieg zu jauchzen. Allein ein muthiger Fechter wagte sich in einem Sendschreiben[5]) an sie. Er stieß dem Fasse den Boden aus. Er entdeckte Herr Kochen und seinen Gesellschaftern alle nur ersinnliche Schande, ja er erdichtete sie, wenn sie wirklich heraus zu geiteln (?) war. Herr Koch handelte hierbey ganz großmüthig. Die Bestrafung eines Feindes von dieser Art gehöret nicht für die Critik, sondern für den Richter. Er stellte eine ordentliche Klage an, und erhielt reichliche Genugthuung[6]). Diese Fabel lehret, daß manchmal einer Person die Zusammenkunft mit gewissen Leuten nachtheylig ist. Man sieht es aus dem Beyspiele eines hiesigen Gelehrten, der wenig Ehre einleget, so oft er mit den Schweitzern oder Comödianten anbindet[7])."

Trotzdem dieser Bericht nach den überaus genauen Untersuchungen Waniecks nichts Neues erkennen läßt, halte ich ihn für nicht ganz uninteressant, insofern

---

[1]) Weiße teilt in seiner Selbstbiographie S. 27 mit, daß ungefähr 30 Streitschriften erschienen seien; doch hält Waniek a. a. O. S. 622, Anm. 1 diese Bemerkung wohl mit Recht für eine Übertreibung.

[2]) Der „Gelehrte" ist natürlich Gottsched, bei den „Anhängern" ist wohl am meisten zu denken an den Journalisten Traugott Schulze (so Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller Leipzig 1802 bis 1816, Bd. XII, S. 549, während ihn Waniek a. a. O. Schulz nennt).

[3]) Bemerkenswert ist, daß Gottsched nicht persönlich den ersten Angriff unternahm, sondern Schulze in einem öffentlichen Vortrag, jedoch nach Waniecks Ansicht (a. a. O. S. 619) „offenbar von Gottsched angeregt und unterstützt"; danach erst griff Gottsched im Februarheft des „Neuesten aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit" mit einer Besprechung in den Kampf ein.

[4]) In einem von Max Steinel verfaßten und von Frau Koch gesprochenen Epilog zur Aufführung des „Teufels" am 21. Februar 1751.

[5]) Es ist dieses Schulzes „Schreiben an Herrn K* in Z**. Die Leipziger Schaubühne betreffend. Leipzig, Pouillard 1753"; betreffs der Gegen- und Verteidigungsschriften, sowie der sachlichen Beilegung dieses Streites durch den Juristen Dr. Adrian Deodat Steger und vor allem Lessing vgl. Waniek a. a. O. S. 624 ff.

[6]) Vgl. Waniek a. a. O. S. 624.

[7]) Auch dies bezieht sich natürlich auf Gottsched.

auch er uns aufs neue darüber unterrichtet, was das Leipziger Publikum damaliger Zeit aufgeführt wissen wollte; zugleich bestätigt er uns nochmals, daß Koch gegen Schulze den Weg der gerichtlichen Klage betrat und dabei Recht bekam. Vielleicht läßt sich sogar aus den Worten des „Träumers" — und ich möchte es fast glauben — herauslesen, daß dieses die einzige Rache Kochs gewesen sei; dann wäre Wanieks Vermutung, daß er der Verfasser einer „Antwort auf das Sendschreiben an Herrn K* in Z**, die Leipziger Schaubühne betreffend 1753" sei (siehe oben), allerdings hinfällig.

Magdeburg. Wilhelm Hartung.

## Kleine Textbesserungen zu Strachwitz und Hebbel.

1.

Seit der ersten Veröffentlichung der „Neuen Gedichte" im Jahre 1848 schleppt sich bis in die neuesten Strachwitz-Ausgaben hinein ein störender Druckfehler fort: in dem Gedichte „An die Romantik" (Gedichte, Gesamtausgabe, 8. Auflage, besorgt von K. Weinhold, Breslau 1891) wird diese in Strophe 4, Vers 1 angeredet: „Du Schützerin des heil'gen Grabes", obwohl die übernächste Zeile: „Gespielin du des Mondenstrahles" zwingend ergibt, daß „des heil'gen Grales" zu lesen ist, was mir ungleich wirksamer und eindrucksvoller erscheinen will.

Eine noch empfindlichere Störung weist das zuerst von Weinhold in der 7. Auflage der „Gedichte" abgedruckte, in der 8. (S. 338) wiederholte jugendliche „Frühlingslied" des Dichters auf. Es heißt darin (Strophe 3 f.):

„Lilienduftstrom, der üppig zieht,
Grünedurchbrechende Sonnenglut,
Leuchtet herein mit des Lenzes Lied,
Mit der Düfte melodischer Rosenflut!

„Rauscht durch die Weiten mit Duft und Nacht,
Schenkt uns die Rosen, die rasch verblühn,
Schmücket die Erde zum Festessaal,
Sonnen sind Kerzen, die schnell verglühn."

Gewiß ist dem jungen Strachwitz manches Überschwengliche zuzutrauen, daß er aber den Sonnenschein aufgefordert haben sollte, Nacht zu verbreiten, ist ihm denn doch wohl etwas viel zugemutet. Daß hier irgend etwas nicht in Ordnung ist, zeigt denn auch zum Überfluß noch das Fehlen des ersten Reims in der Schlußstrophe, das uns zugleich den Weg zur richtigen Lesung weist: stellt man sich das Gedicht in Fraktur geschrieben vor, so ergibt sich ohne weiteres, daß in der Handschrift statt „Duft und Nacht" „Duft und Strahl" gestanden hat. Auf wessen Rechnung der Beckmesserstreich der Verlesung kommt, mag dahingestellt bleiben; zum wenigsten unmittelbar möchte man ihn Weinhold doch nicht gern zuschieben.

Der leider inzwischen verstorbene A. K. T. Tielo, den ich im Sommer 1911 auf diesen Fall hinwies, machte mich in seiner Antwort darauf aufmerksam, daß auch in der zweiten Strophe eine Reimstörung vorliege. Die Strophe lautet:

„Knospenzerbrechender Blütenkeim,
Waldesschauer und Ätherblau,
Schmetterlingfesselnder Rosenhain,
Perlender, schillernder Kelchestau."

Auch hier löst sich die Schwierigkeit sofort, wenn wir uns das Gedicht in geschriebene Fraktur zurückübersetzen: statt „Rosenhain" ist „Rosenheim" zu lesen, was ungleich weniger konventionell anmutet und einen wesentlich besseren Sinn gibt.

Nicht ganz so einfach stehen die Dinge bei den Terzetten des sehr frühen Sonetts „Das Nibelungenlied", das gleichfalls zuerst Wenhold 1878 veröffentlicht hat. Wir lesen 28. Auflage, S. 317:

Da zog einher mein mächtig Kampfestönen,
Durchs deutsche Land, von heil'ger Kraft erfüllt,
Obgleich kein Meißel glättend mich gefeilt,

Und immer tön' ich noch der Dichtkunst Söhnen.
Das erste Kind, das deutscher Sang belebt,
Das zu der Sonne stolz voran geeilt."

So völlig unreif und dilettantisch das Gedicht im übrigen anmuten mag, sein Dichter verrät doch schon eine sehr klare Vorstellung der Sonettform, so daß man den fehlenden Mittelreim der Terzette sicher nicht ohne weiteres hinnehmen darf. Aber mit der Annahme irgendwelcher Verlesung kommt man diesmal nicht weiter, und so wird man wohl vermuten müssen, daß der Dichter selbst oder irgendein späterer Abschreiber bei einer flüchtigen Reinschrift ein ursprüngliches „durchbebt" unbewußt mit dem unrichtigen „erfüllt" vertauscht hat. Wenn damit auch insofern nichts gewonnen ist, als die Bildersprache des jugendlichen Dichters genau so kraus und konfus bleibt wie zuvor, so wird dadurch doch wenigstens die Form gerettet.

2.

In Band XXXIV von „Nord und Süd" (Nr. 13, S. 9 ff.) hat Paul Bornstein seinerzeit eine Jugendarbeit Hebbels, „Des Greises Traum" veröffentlicht, die sich nur in einer, an einzelnen Stellen recht verständnislosen Abschrift von fremder Hand erhalten hat. In dem neuen verbesserten Abdruck dieser phantastischen Erzählung, den Bornstein im ersten Bande seiner neuen, dank ihrer chronologischen Anordnung äußerst lehrreichen Hebbel-Ausgabe (München, Georg Müller, 1911, S. 67 ff.) darbietet, wirft auf S. 71 (Zeile 10 f.) der Engel den Menschen vor: „Mit Seraphim wollt ihr eurer Qualen Fülle schöpfen, und prüft nicht erst, ob ihr es auch ertragen könnt." Hinter die Worte: „eurer Qualen" hat Bornstein ein Fragezeichen gesetzt; mit gutem Recht, denn auch diese Stelle gehört zu den verdorbenen, und es ist zu lesen: „an der Quelle". Der Abschreiber des wieder in Fraktur zu denkenden Hebbelschen Manuskripts hat die beiden Wörter „an der" für eines gehalten, a für e verlesen, den oberen Teil des d für einen u-Bogen gehalten und dem voraufgehenden u zugeteilt und alsdann den unteren Teil des d für ein r gehalten; die Verlesung e statt a ist ihm bei dem Wort „Quelle" zum zweitenmal begegnet, ferner hat er das — wahrscheinlich zu klein ausgefallene — zweite l für ein lateinisches e und das wirkliche e am Schluß für ein n genommen. Zu meiner Genugtuung hat sich Bornstein, der mir freundlicherweise den Hebbelband schon in den letzten Korrekturbogen zugänglich gemacht hat, durch diese Beweisführung für durchaus überzeugt erklärt; eine Änderung des Textes war aber leider nicht mehr möglich.

Jena. Rudolf Schlösser.

# Rezenſionen und Referate.

Brentano Clemens, Nachtwachen von Bonaventura. Herausgegeben von Erich Frank. Heidelberg 1912. Carl Winters Univerſitätsbuchhandlung. 3 M. 70 Pf.

Als vor drei Jahren Franz Schultz mit ſeiner Unterſuchung über den Verfaſſer der „Nachtwachen von Bonaventura" hervortrat, ſchien es, als ob die Frage, die ſo lange die Gemüter und Federn in Bewegung geſetzt hatte, nun endgiltig erledigt ſei. Schultz' ſcharfer Ton hat ja manchen Tadel erfahren; ſein Ergebnis iſt aber, ſoweit mir bekannt iſt, von keiner Seite ernſtlich angefochten worden (denn die Vermutung eines Rezenſenten, es könne vielleicht auch Wetzels Namensvetter, der Romanſchreiber Johann Karl Wezel, der Verfaſſer ſein, kann nicht wohl ernſt genommen werden). Umſo größere Verwunderung erregte es, als ſich vor einiger Zeit die Nachricht verbreitete, es ſei doch wieder ein neuer Prätendent aufgetaucht, und zwar kein Geringerer als Clemens Brentano. Die mit Spannung erwartete Begründung dieſer kühnen Hypotheſe liegt nun vor in der umfangreichen Einleitung zu dem unvermeidlichen Neudruck der Nachtwachen — es iſt vorläufig der fünfte — und gleichzeitig in einem Aufſatz der Germaniſch-Romaniſchen Monatsſchrift (Oktober 1912) Verfaſſer dieſer beiden einander ergänzenden Unterſuchungen iſt ein junger Heidelberger Philoſoph, Dr. Erich Frank; der Ruhm der eigentlichen „Auffindung des Verfaſſers" gebührt aber Herrn Dr. Auguſt Schmits.

Es ſei zunächſt im allgemeinen bemerkt, daß Frank ſeine Behauptung zwar mit gefliſſentlicher Vermeidung polemiſcher Schärfe, dafür aber mit einer von keinerlei Skepſis angekränkelten Zuverſicht vorträgt. Er hält den Verfaſſer nunmehr für „fraglos gefunden" und ſetzt ihn ohne Fragezeichen aufs Titelblatt. Da war Schultz beſcheidener, der die Entſcheidung ausdrücklich dem Leſer anheimſtellte! Bei genauerem Nachprüfen erkennt man auch bald, daß die ſcheinbare Objektivität der Frankſchen Unterſuchung nur eine äußerliche iſt, und daß er, im Gegenſatz zu der vorbildlichen Art, wie etwa Hermann Michel bei Unterſuchung der Schelling-Hypotheſe das Für und Wider gegeneinander abgewogen

hat, alles, was seine Ansicht zu unterstützen scheint, mit rastlosem Spürsinn zusammengesucht, das Entgegenstehende aber nur dann, wenn er es entkräften zu können glaubte, vorgebracht, andernfalls verschleiert oder unterdrückt hat. Dies Verfahren, für das ich Beispiele anführen werde, ist um so bedenklicher, als sich Frank „an einen weiteren Kreis der Gebildeten" wendet, also an Leser, denen selbständige Nachprüfung des Materials nicht zugemutet werden kann. Wer sich aber der Mühe einer sorgfältigen Nachprüfung unterzieht, wird sehr bald erkennen, daß das ganze Frankſche Gebäude auf Sand errichtet ist.

Schultz hatte seiner positiven Ermittlung eine bündige Widerlegung aller vor ihm aufgestellten Behauptungen voraufgehen lassen, und diesen negativen Teil erkennt auch Frank unbedingt an. Notwendig hätte er nun selber mit einer gründlichen Widerlegung seines letzten und gefährlichsten Vorgängers beginnen müssen. Das hat Frank nicht getan. Statt den Schultzſchen Argumenten Schritt für Schritt nachzugehen, begnügt er sich, einzelne ihm zur Widerlegung bequeme herauszugreifen und den nicht orientierten Leser glauben zu machen, es stünde mit den übrigen nicht besser. Wie leicht wäre es, auf diese Weise Franks eigene Beweiskette zu sprengen, in der einzelne schwache Glieder sofort ins Auge fallen!

Aber nicht einmal das wenige, was Frank gegen Schultz vorbringt, kann ich als schlüssig anerkennen. Er vermißt zunächst in Wetzel „das Temperament und die dichterische Gestaltungskraft, die aus den Nachtwachen spricht", und beruft sich auf ein abfälliges Urteil in Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik" (§ 32). Leider bezieht sich dies aber gar nicht auf unsern Friedrich Gottlob Wetzel, sondern auf dessen oben erwähnten Namensvetter. Warum erwähnt Frank nicht das günstige Urteil eines gewiß auch „berufenen ästhetischen Richters", nämlich Heines, über Wetzels Gedichte?[1]) Wenn der mit Wetzel befreundete Bamberger Buchhändler Kunz den religiösen Grundzug seines Lebens und Dichtens hervorhebt, so hält Frank das mit „dem Unglauben des Gott und alles Heilige lästernden Verfassers der Nachtwachen" für unvereinbar. Reduziert man aber die ungeheuerliche Übertreibung der letzten Worte auf das richtige Maß und erinnert sich, daß selbst Wetzels geistlicher Freund Koethe zugibt, Wetzel sei zeitweilig dem Glauben entfremdet gewesen, so bleibt nichts Unvereinbares übrig, zumal wenn man bedenkt, daß die Nachtwachen, wie in hundert Einzelheiten, so auch in der Grundstimmung aufs stärkste von Jean Paul beeinflußt sind, und daß der Verfasser ebensowenig ohne weiteres mit seinem Helden identifiziert werden darf, wie Jean Paul mit seinem Schoppe oder Giannozzo. Warum erwähnt Frank nicht auch, daß derselbe Kunz Wetzel den Geistesbruder E. T. A. Hoff-

[1]) Ein günstiges Urteil über Wetzels Dramen s. z. B. in den „Biographischen Skizzen aus dem Leben Karl Försters", Dresden 1816, S. 126.

manns und Schoppes nennt — Hoffmanns, den Frank selbst für den einzigen erklärt, der außer Brentano die Nachtwachen geschrieben haben könnte?[1])

Für einen großen Dichter halte allerdings auch ich Wetzel nicht; den braucht es aber auch gar nicht. Denn wenn Frank Wetzels Bedeutung zu gering anschlägt, so überschätzt er auf der anderen Seite den Wert der Nachtwachen gewaltig. Gewiß ist das Werk ein glücklicher Wurf; man mag es sogar mit Haym zu den geistreichsten Produktionen der Romantik rechnen — an Geist fehlt es notabene auch Wetzel nicht, wie namentlich sein „Prolog zum großen Magen" und seine Tiedgeparodie „Rhinozeros" beweisen —; von dichterischer Gestaltungskraft aber ist nur sehr wenig darin zu spüren. Vor allem fehlt es dem Werke — und das war wohl der Hauptgrund, warum es bei den Zeitgenossen so wenig Beachtung fand — an durchgreifender Originalität. Ich muß in diesem Punkte auch Schultz widersprechen und Michel beistimmen, der kaum übertreibt, wenn er in den Nachtwachen eine so starke Beeinflussung durch einen bestimmten Autor, nämlich Jean Paul, konstatiert, wie sie in der gesamten deutschen Literaturgeschichte nicht häufig aufzuzeigen sei. Michels seitenlange Nachweise ließen sich unschwer noch vermehren. Allzuleichte Beeinflußbarkeit ist nun aber Wetzels vornehmste Schwäche und wohl noch mehr als seine bedrängte Lebenslage schuld gewesen, daß er die großen Hoffnungen, die seine Freunde auf ihn setzten, nicht erfüllt hat. In seinen Oden tritt er in Klopstocks und Ramlers Fußstapfen, sein Roman „Kleon der letzte Grieche, oder der Bund der Mainotten" (1802) ist sowohl in den pathetischen wie in den humoristischen Partien aufs stärkste von Jean Paul beeinflußt[2]), im „Magischen Spiegel" und den „Briefen des Mannes im Monde" hat er sich ganz in Jakob Böhmes Art und Ton eingefühlt, seine Dramen stehen völlig im Banne Shakespeares[3]). Daß er bei alldem noch als Individualität erkennbar bleibt, soll damit nicht geleugnet sein.

Nun zeigt sich ja allerdings — um das gleich vorwegzunehmen — auch Brentano in seinen Erstlingswerken fremden Einflüssen zugänglich, und auf den „Godwi" hat zweifellos Jean Paul stark eingewirkt. Aber die Abhängigkeit ist doch weder dem Umfang noch der Art nach der Bonaventuras zu vergleichen. Während dieser nicht nur inhaltlich, sondern auch im Stil, Tonfall, Periodenbau, Wortschatz jeanpaulisiert, so daß ganze Sätze wörtlich herübergenommen scheinen, bleibt Brentano im Stil

[1]) Vgl. auch Schultz, S. 327 f. und Jenaische Lit.-Zeitung 1818, Nr. 57, S. 456 (Mp ist Wetzels Chiffre).

[2]) So ist auch die Wahl der „Mainotten" wohl eher durch den „Titan" (I, 251) angeregt als, wie Schultz vermutet, durch „Ardinghello".

[3]) Ganz unbefangen eignet er sich gelegentlich auch Schillersche Zeilen an, z. B. „Hermannfried" (1818), S. 63: „Und Roß und Reiter ward nicht mehr gesehn."

fast ganz selbständig[1]. In seinen folgenden Werken ist vom Jean Paulschen Einflusse überhaupt nur noch wenig zu spüren. Den „Titan", ohne den auch nach Franks Ansicht die Nachtwachen undenkbar sind, hat er nach der bestimmten Angabe von Görres (Ges. Briefe I, 485) erst 1807 gelesen[2]. Schon durch dies eine, von Frank wohlweislich nicht erwähnte Zeugnis ist Brentanos Verfasserschaft so gut wie ausgeschlossen.

Dieser Jean Paulsche Einfluß ist nun der zweite und wichtigste Einwand, den Frank gegen Schultz ins Feld führt, d. h. gegen die Beweiskraft der zahlreichen auffallenden Parallelen zwischen den Nachtwachen und Wetzels Schriften. Er zeigt, daß sich einzelne dieser Stellen auf Jean Paul zurückführen lassen, und nimmt an, die Übereinstimmung erkläre sich durchweg aus gemeinsamer Abhängigkeit von dem Vorbilde. Dazu ist nun zunächst zu bemerken, was Frank nicht erwähnt, daß diese Jean Paul Parallelen fast alle bereits von Michel registriert waren, und daß Schultz dem daraus zu erhebenden Einwand von vornherein in ausführlichen methodischen Darlegungen entgegengetreten ist. In der Tat lassen sich meines Erachtens auf diesem Wege Parallelen nicht ohne weiteres entkräften. Wo es sich um die Einwirkung ganz bestimmter Jean Paulscher Stellen, wie etwa der Erwähnung von Gustav Adolfs Grabstein auf dem Schlachtfeld von Lützen im „Giannozzo", handelt, ist und bleibt es doch sehr unwahrscheinlich, daß diese an sich recht gleichgiltige Stelle auf zwei verschiedene Nachahmer den gleichen Eindruck gemacht haben sollte. Unwahrscheinlich wohl, wird man mir einwenden, aber doch möglich. Gewiß! aber mehr als Wahrscheinlichkeit kann keine Parallele geben, und nur die Zahl und Stärke derselben kann die Wahrscheinlichkeit der Gewißheit nahe bringen. Wer nun die Masse der von Schultz beigebrachten Parallelen, von denen Frank nur einzelne und keineswegs, wie er sich den Anschein gibt, die stärksten herausgegriffen hat, aufmerksam prüfend an sich vorüberziehen läßt, kann sich meines Erachtens, mag er jeder einzelnen noch so skeptisch gegenüberstehen, der Beweiskraft, die alle im Zusammenhang beurteilt gewinnen, nicht entziehen. — Übrigens berücksichtigt Frank den Jean Paulschen Einfluß immer nur dann, wenn er gegen Wetzel, nicht aber, wo er gegen Brentano spricht. So weist er z. B. darauf hin, daß die in den Nachtwachen auffallenden Wendungen: „ein blutiger Bankos Geist", „eine Don Juans Begleitung" usw., ähnlich in Brentanos Briefen wiederkehren, ohne zu erwähnen, daß dieser Gebrauch auf Jean Paul zurückgeht, wie Michel an der von Frank zitierten Stelle gezeigt hatte[3]).

---

[1]) Den „vereinzelten Fall" eines jeanpaulisierenden Satzes s. bei Kerr, S. 130, Anm. 124.

[2]) Die Anspielung im „Gustav Wasa" (S. 21) beweist nichts dagegen.

[3]) Man findet diese Schreibart übrigens auch bei Wetzel, namentlich in der „Jeanne d'Arc".

Schließlich sucht Frank die Wetzelschen Parallelen noch dadurch zu entwerten, daß er aus Brentanos Schriften angeblich ebenso schlagende, ja noch schlagendere beibringen zu können behauptet. Ob ihm das gelingt, mag gleich das erste Beispiel zeigen. In den Nachtwachen wird einmal die Erde ein pot de chambre genannt und in Wetzels „Kleon" ein Abtritt[1]). Dazu führt Frank aus dem „Godwi" an: „Jeder zierliche Nachttopf vor einem großen Fenster machte mich vor ihrer Schlafstube zittern." Kommentar überflüssig! — Doch ich will nicht in Franks Fehler verfallen, nur die schwachen Stellen herauszugreifen. Es sei daher auch gleich die stärkste, ja die im Grunde einzige ernsthaft diskutable der von Frank aufgefundenen Parallelen aus Brentano erwähnt. Es heißt in den Nachtwachen (S. 113): „Ein paar Male jagte man mich aus Kirchen, weil ich dort lachte, und eben so oft aus Freudenhäusern, weil ich drin beten wollte." Im „Godwi": „ . . . nirgends möchte ich so gerne laut sprechen oder pfeifen als in der Kirche, . . . ich möchte auch wohl gerne in einem liederlichen Hause beten." Gewiß eine auffallende Übereinstimmung. Aber es muß denn doch bedacht werden, daß es sich hier um eine Antithese handelt, die so ganz dem Geiste der Romantik, der Sucht, die Philisterregel auf den Kopf zu stellen, entspringt, daß sie wohl in zwei Köpfen unabhängig voneinander entstehen konnte. So konnte Schultz hierzu bereits Parallelen aus Schuberts, Wetzels intimsten Freundes, Schriften beibringen. (S. 190 ff.) Übrigens liegt ja auch kein Grund vor, hier nicht einen direkten Einfluß Brentanos auf Bonaventura anzunehmen, während niemand wagen wird, die Übereinstimmungen zwischen Wetzels Schriften und den Nachtwachen aus einem Einfluß etwa des „Kleon" auf Brentano-Bonaventura zu erklären.

Doch ich polemisiere hier mehr gegen mich selbst als gegen Frank, der ja Parallelen überhaupt keine Beweiskraft zuerkennt, sondern sich auf ganz andere, „wirklich objektive und allgemein gültige" Kriterien stützt. Er hat zunächst die Orthographie der Nachtwachen untersucht. Dem Einwand, daß diese doch mehr auf Rechnung des Setzers als des Verfassers komme, begegnet er durch die Annahme, die Setzer dieser Druckerei hätten sich auf Grund einer besonderen Dienstanweisung genau an die Handschrift gehalten. Er stützt sich dabei auf die Beobachtung, daß in Sophie Mereaus im gleichen Verlage erschienenen „Spanischen Novellen" sich „auch einige heute auffallende Schreibweisen" finden, z. B. Hofnung, Gewisheit, Hauß, verlohr, die alle in Sophies Briefen wiederkehren. Allein diese „heute auffallenden Schreibweisen" waren es damals nicht im mindesten und finden sich daher z. B. auch sämtlich in Schuberts im gleichen Verlage erschienenen Roman „Die Kirche und die Götter". Aber selbst wenn die an sich sehr unwahrscheinliche Annahme zuträfe,

[1]) Vgl. auch „Nachttopfswelt" in Wetzels „Prolog zum großen Magen", S. 48.

wäre damit für Brentano noch nicht viel gewonnen, dessen Orthographie, wie sie uns in seinen Briefen an Sophie entgegentritt, sich keineswegs, wie man nach Franks Darstellung meinen sollte, mit der der Nachtwachen vollkommen deckt. Frank hebt natürlich nur das Übereinstimmende hervor, nämlich den unregelmäßigen Gebrauch von tz und ck, für die bald zz und kk, bald z und k eintreten. Gerade in diesem Punkte ist nun aber in Drucken und Handschriften jener Zeit, wohl infolge der vielfachen orthographischen Reformbestrebungen, die Unsicherheit allgemein. Wirklich auffallende Brentanosche Schreibweisen, wie Blizz, Schazz, Räzzel, besizzt, Khor, Khristen usw., sucht man in den Nachtwachen vergebens. Brentanos Vorliebe für ß (eßen, beßer, geweßen, waß, Glaß usw.) steht in den Nachtwachen sogar eine entschiedene Abneigung entgegen (auſſer, Füſſe, reiſſen, Maas, Spas usw.). Übrigens ist es eine starke Übertreibung, wenn Frank die Wortschreibung des Buches eine „ganz verwilderte" nennt, und eine große Naivität, wenn er es auf Grund solcher orthographischer Unsicherheit, der Verwechslung von Sie und sie und der falschen Schreibung zweier griechischer Fremdwörter nur jemandem zuschreiben zu können meint, der, wie Brentano, keine ordentliche Schulbildung genossen. — Bei Wetzel, behauptet Frank, finde sich diese unregelmäßige Orthographie nicht. Ich weiß nicht, worauf er sich dabei stützt; Handschriften hat er offenbar nicht eingesehen, und daß die Wetzelschen Druckschriften im allgemeinen normale Orthographie aufweisen, will ja nichts sagen, da das bei Brentano ebenso ist. Übrigens begegnet man der Unsicherheit im tz, die bei Wetzel ja schon beim Namen beginnt, in fast allen seinen Werken (Bliz, Blizze, Duzend, jezt, jetzt, Schutz und Truz, Antliz, Antlitz ꝛc.), vereinzelt auch dem kk (flakkern); und in einer Frank nicht bekannten Schrift, den „Strophen" (1802), herrscht sogar ganz die „verwilderte" Schreibart der Nachtwachen: Blizze neben Blitze, trozzend neben trotzen, Kazze neben Katze, Fakkel neben Fackel, wekken neben Wecker usw. Nicht als Zeugnis für Wetzels Verfasserschaft führe ich dies an, sondern um die Nichtigkeit des Frankschen „Kriteriums" zu zeigen.

Etwas stichhaltiger erscheint auf den ersten Blick Franks zweites und wichtigstes Kriterium, das überhaupt erst zur „Entdeckung" des Autors geführt hat, nämlich die allerdings auffallende Häufigkeit des Dativ-e der starken Maskulina und Neutra in den Nachtwachen (94%), eine Häufigkeit, wie sie Frank nur noch bei Lessing, Salzmann und Brentano angetroffen hat.

Man wird hier zunächst an eine dialektische Eigenheit denken; diese würde aber ins Sächsische verweisen, also zu dem Sachsen Wetzel besser passen als zu dem Frankfurter Brentano[1]).

[1]) Sie findet sich z. B. auch bei R. Wagner stark ausgeprägt.

So will also Frank die Sache nicht aufgefaßt wissen. Er nimmt an, daß wir es hier mit einem „Gesetz, das der Schriftsteller sich auferlegt hat", zu tun haben, mit einer bewußt eingehaltenen Regel, die Salzmann „offenbar" Lessing abgelernt und „offenbar" auch seinen Schülern eingeprägt habe, unter denen sich (nach Diel-Kreiten) eine Zeitlang auch Brentano befunden haben soll.

Ist es nötig, die Künstlichkeit dieser Konstruktion nachzuweisen? Ich lasse es dahingestellt, ob jener hohe Prozentsatz von Dativ-e wirklich eine so vereinzelte Erscheinung ist; es bedürfte, um das zu beurteilen, umfangreicherer Untersuchungen, als sie von Frank angestellt worden zu sein scheinen. Auf Salzmann ist er offenbar durch reinen Zufall gestoßen. Mit Brentanos angeblichem einjährigen Aufenthalt in Schnepfenthal ist es eine sehr unsichere Sache; der Biograph gibt selber zu, daß „uns keine näheren Einzelheiten darüber aufbewahrt worden sind". Und daß es gerade zu dem Charakter Brentanos passe, eine ihm auf der Schule eingelernte pedantische Regel so streng zu beobachten, wird schwerlich jemand behaupten.

Hat er sie denn aber überhaupt so streng befolgt? Liest man Franks Aufstellungen, so muß man es annehmen. Begibt man sich aber an die saure Mühe der Nachprüfung, so gewinnt das Bild ein ganz anderes Aussehen. Daß Brentano „in seinen Briefen das e mit größerer Lässigkeit als in seinen Büchern behandelt", gibt Frank selber — allerdings an sehr versteckter Stelle (S. 172) — zu; man mag das nicht für maßgebend halten. Von den Werken will Frank nur „die Prosaschriften aus der Zeit der Entstehung der Nachtwachen" gelten lassen: er nennt den „Godwi" (1801) mit 95, die „Lustigen Musikanten" (1803) mit 94, den „Sänger" (1801) mit 93%. Wie er zu diesen Zahlen kommt, ist mir unerfindlich; ich fand bei sorgfältiger Zählung im „Godwi" nirgends über 92, streckenweise nur 65, im Durchschnitt kaum 83%; in den „Musikanten" nur 76%; im „Ponce de Leon", den Frank bezeichnenderweise gar nicht nennt, noch nicht 70%; etwa ebenso viel in der schon 1803 entstandenen „Chronika eines fahrenden Schülers"; in den späteren Werken noch weniger[1]). Ist also Franks Voraussetzung, daß eine so auffallende stilistische Eigentümlichkeit in den anderen ungefähr aus derselben Zeit stammenden Werken des Verfassers wiederkehren müsse, zutreffend, so kommt Brentano nicht in Frage. Allerdings auch Wetzel nicht, bei dem das Dativ-e im allgemeinen noch seltener ist. Wohl zeigt

[1]) Ich bemerke ausdrücklich, daß ich mich an die von Frank selber bei der Zählung der ersten hundert Fälle der Nachtwachen befolgte Regel gehalten, d. h. die Fälle nicht mitgerechnet habe, wo dem unmittelbar hinter der Präposition stehenden Dativ das e fehlt, wie: mit Leib und Seele, vor Zorn, von Stein (wohl aber: zu Tisch, zu Haus u. dgl., wo das e gut stehen kann). Natürlich sind auch Verse nicht mitgezählt.

sich in einer erst kürzlich wieder aufgefundenen, den Nachtwachen zeitlich am nächsten stehenden Wetzelschen Schrift, dem „Sieg über die Hypochondrie“ (1805), eine anfangs geringe, aber stetig wachsende Tendenz zum e; es begegnen auffallende Formen wie dem Viehe (S. 176), im Gemurmele (S. 186) u. a.; im Durchschnitt ergeben sich fast 70, in den letzten Partien über 80%. Aber hinter den Nachtwachen bleibt ja auch dies weit zurück.

Natürlich hält aber das ganze Kriterium bei genauerer Überlegung nicht stich, da hier ebenso wie bei der Orthographie mit der Willkür von Setzer oder Abschreiber, zumal bei flüchtigem Manuskript, gerechnet werden muß.

Noch in einigen anderen stilistischen Momenten, wie dem Gebrauch des vorangestellten Genitivs, des Relativums „welcher“, der unflektierten Form des Adjektivs, konstatiert Frank eine Übereinstimmung zwischen Bonaventura und Brentano, im Gegensatz zu Wetzel. Seine Angaben sind aber auch hier nicht verläßlich. So kommt z. B. die Voranstellung des Genitivs im „Kleon“ durchaus nicht häufig, anderseits im „Godwi“ gar nicht selten, z. B. im Schlußabsatz des 16. Kapitels siebenmal vor. Die Beispiele für unflektierte Adjektive sind sämtlich den „Briefen über Browns System“ entnommen, in denen Wetzel unter dem Einfluß Jakob Böhmes bereits bewußt archaisiert; übrigens kann man Wendungen wie „ein kindisch Wort“ (Nachtwachen S. 13) nicht gerade als „ganz gebräuchlich“ bezeichnen. Überhaupt ist es aber bei derartigen Untersuchungen mit dem bloßen Zählen nicht getan; es muß stets, wie Frank selber erkennt, die Dichtart, die Tonhöhe, die Stilgattung berücksichtigt werden; und bei dem beweglichen, anpassungsfähigen Stile Wetzels sind sie besonders mißlich. Ich lehne die sprachstatistische Methode keineswegs grundsätzlich ab; sie muß aber mit ungleich größerer Um- und Vorsicht, als Frank angewandt hat, gehandhabt werden.

Richtig beobachtet hat Frank, daß Wetzel das Adjektiv im Genitiv bei fehlendem Artikel stark flektiert, z. B. die Kraft kindliches Vertrauens, und daß dies in den Nachtwachen nur in den geläufigen adverbialen Wendungen „keineswegs“, „geradeswegs“, „heutiges Tages“ vorkommt. Es ist aber natürlich sehr gut möglich, daß der Setzer der Nachtwachen an dieser Form Anstoß nahm; wie sich auch in Wetzelschen Schriften neben der starken die schwache Form findet. Übrigens sind gerade jene adverbialen Wendungen Lieblingsausdrücke Wetzels.

Als Beweis für Brentanos Verfasserschaft führt Frank schließlich noch eine Reihe von grammatischen Verstößen in den Nachtwachen an, die er auf den „verwirrenden Einfluß, den das im Vaterhaus gesprochene Italienisch auf den Knaben hatte“, zurückführen möchte. Ich zweifle, ob man wirklich bei Brentano mit einer Unsicherheit in der deutschen Sprache zu rechnen hat; das, was Frank vorbringt, ist jedenfalls ganz unbe-

trächtlich. Es handelt sich meist um bloße Nachlässigkeiten, wie sie sich bei jedem Schriftsteller aufzeigen lassen und dem Viel- und Schnellschreiber Wetzel gewiß zuzutrauen sind. Mit den angeblichen Italianismen ist es auch nicht weit her. Es ist ja richtig, daß man im Deutschen „Inferno" neutral zu gebrauchen pflegt; aber „der inferno in der divina comedia" hat nichts Auffallendes. Ich bemerke übrigens, daß auch Wetzel Italienisch und sogar Spanisch trieb und an einer Übersetzung der Göttlichen Komödie arbeitete, was angesichts der mehrfachen Anspielungen bei Bonaventura (s. das Register bei Michel) immerhin Erwähnung verdient. Den Einfluß italienischer Orthographie sieht Frank, außer in der oben bereits auch bei Wetzel nachgewiesenen Vorliebe für Doppel-z, in den Schreibungen „Tespis" und „hypokratisches Gesicht". Bei der letzteren zeigt ja aber schon das einfache p, daß hier kein orthographisches Versehen vorliegt, sondern wahrscheinlich eine Verwechslung mit „hypokritisch", eine Verwechslung, wie sie ja — falls sie überhaupt auf den Verfasser zurückgeht — bei dem Arzte Wetzel verwunderlich, aber doch nicht unbegreiflich wäre. Die Bezeichnung einer aufgebahrten Leiche als „stehend" ist im Sinne von „ausgestellt sein" nicht so ungewöhnlich.

Da Frank auf stilistische Argumente besonderes Gewicht legt, hätte er auf die einschlägigen Beobachtungen von Schultz unbedingt eingehen müssen. Da er es unterlassen hat, darf man von vornherein annehmen, daß er ihnen nichts entgegenzuhalten wußte. Ich will hier nur einen Punkt hervorheben, nämlich die Vorliebe Bonaventuras wie Wetzels, in fortschreitender Erzählung die Sätze mit „jetzt" zu beginnen. Bei Brentano findet sich das nirgends, der vielmehr mit gleicher Vorliebe dafür „hier" setzt, was sich wieder in den Nachtwachen nur in solchen Fällen findet, wo es das einzig Mögliche ist (bei Unterbrechung einer längeren Rede u. dgl.). —

Durch die bisherigen sprachlich-stilistischen Momente, insbesondere die Orthographie und das Dativ-e, hält nun Frank Brentanos Verfasserschaft bereits für „fraglos" erwiesen; alles, was er noch weiter vorbringt, will er nur als Bestätigung des gefundenen Ergebnisses angesehen wissen. Für uns, denen sich der Hauptbeweis als null und nichtig ergeben hat, fragt es sich also, ob dem Nebenbeweise, den Frank wieder in einen äußeren und inneren teilt, selbständige Überzeugungskraft zugestanden werden kann. Auch dies muß auf das entschiedenste verneint werden.

Was die äußere Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit anlangt, so liegen die Verhältnisse für Brentano zunächst ja günstig durch seine Beziehungen zum Dienemannschen Verlage und zur „Zeitung für die elegante Welt"[1]. Wenn aber Frank behauptet, für Wetzel habe sich keine andere

[1]) Franks Versuch, den „Marionettenkrieg" Brentano-Bonaventura zuzuweisen, halte ich für mißlungen.

Beziehung zu Dienemann nachweisen lassen, als daß er sich im Juli 1804 in Altenburg, d. h. in nächster Nähe des Verlagsortes Penig, aufgehalten habe, so macht er sich einer argen Irreführung des nicht orientierten Lesers schuldig; denn er verschweigt den Punkt, auf den es ankommt, daß Wetzel damals bei seinem Intimus Schubert zu Besuch war, von dem eben der Roman „Die Kirche und die Götter" im Dienemannschen Verlage erschienen war. Daß Schubert nicht selbst, sondern nur durch Ritters Vermittlung mit Dienemann in Verbindung getreten war, ändert doch nichts an der Wahrscheinlichkeit, daß Wetzel sein Manuskript bei diesem Verleger unterzubringen versuchte! —

Auch daß das Pseudonym „Bonaventura" beinahe ein Anagramm von Brentano ist, will ich als ein immerhin beachtenswertes Moment gelten lassen, während Clemens' spätere Beschäftigung mit den Schriften des Mystikers Bonaventura ohne jede Bedeutung ist[1]).

Diesen Wahrscheinlichkeitsmomenten stehen nun aber weit gewichtigere entgegen, vor allem natürlich die handgreifliche Unwahrscheinlichkeit, daß von Brentanos Verfasserschaft der Mit- und Nachwelt gar nichts bekannt geworden sein sollte. Wir sind ja über sein Leben in der Marburger Zeit verhältnismäßig gut unterrichtet; wir besitzen seine Briefe an Sophie, an Arnim, in denen von all seinen menschlichen und literarischen Verhältnissen die Rede ist. Was in aller Welt hätte ihn veranlassen sollen, vor diesen beiden ein Werk geheim zu halten, das bei allem Zynismus doch weit harmloser ist als etwa der Godwi? — Wenn sich nun Frank damit ausredet, der gleiche Einwand lasse sich auch gegen jeden anderen in Betracht kommenden Verfasser erheben, so ist das wieder eine arge Entstellung der Sachlage. Wie wenig wissen wir, selbst nach Schultz' eifrigen Nachforschungen, von Wetzels Leben und Schreiben! Nur vereinzelt und zufällig sind Briefe und Schriften von ihm bekannt geworden; ja es ist durch seinen Freund Koethe ausdrücklich bezeugt, daß er in diesen Jahren eine Reihe von flüchtig um Broterwerbes willen geschriebener Werke anonym oder pseudonym hat erscheinen lassen, zu denen er sich nicht bekennen mochte, und über die er auch seine Freunde zum Stillschweigen verpflichtete.

Es läßt sich aber gegen Brentano — außer seiner oben erwähnten Unbekanntschaft mit dem „Titan" — noch ein direktes Zeugnis beibringen. Die Nachtwachen müssen, wie auch Frank annimmt, in der Hauptsache in der ersten Hälfte des Jahres 1804 entstanden sein. Nun schreibt Clemens am 3. Oktober 1804 an Arnim: „Ein Jahr ist es nun, daß ich keine Zeile gedichtet, ohne Umgang, ohne Liebe. In steten

[1]) Daß übrigens Wetzel den Schlegel-Tieckschen Almanach, worin Schelling sich des Pseudonyms Bonaventura bediente, kannte, ergibt sich aus einer seiner Rezensionen (Jenaische Lit.-Zeitung 1815, Nr. 12, S. 90).

häuslichen Leiden fühle ich meine Kraft erlahmen . . ." Frank führt die Stelle zwar an, aber ganz am Ende seiner Untersuchung (S. CII) in einem unverfänglichen Zusammenhange; er will „dichten" hier in engerem Sinne verstehen und so das bei einem Brentanoschen Werke allerdings auffallende Fehlen lyrischer Einlagen in den Nachtwachen erklären. Ich frage aber: paßt solche Klage über Unproduktivität für einen, der eben ein Werk vollendet hat, das nach Franks Ansicht sogar sein bedeutendstes ist? Wie Frank angesichts dieser Stelle sich über die Lücke in Brentanos Schaffen von 1803—1805 wundern kann (S. XXII), ist mir unerfindlich[1]).

Doch hören wir, was für weitere „äußere" Belege Frank noch vorzubringen hat. Da ist zunächst der „poetische Plan zu einem Almanach", den Brentano am 20. September 1803 ausführlich an Sophie mitteilt, und der nach Frank „in den bezeichnendsten Zügen mit den Nachtwachen übereinstimmt". Ich behaupte: weder im ganzen noch in irgendeinem Einzelzuge kann hier von einer Übereinstimmung die Rede sein. Die Nachtwachen sind weder ein Almanach, noch ein Gedicht, noch ein Schauspiel in vier Aufzügen usw. Der Held ist zwar einmal Schauspieler und im Tollhaus gewesen, aber darum noch lange kein „wahnsinniger Schauspieler". Es kommt wohl etwas von den vier Jahreszeiten, von Kulissen, ein Prolog und eine Christnacht darin vor, immer aber in völlig anderem Zusammenhang als in dem Brentanoschen Plane. Ebenso haltlos ist Franks Versuch, das als Pendant zu den Nachtwachen angekündigte „Teufels Taschenbuch" von demselben Verfasser mit einem angeblich von Brentano geplanten „satirischen Almanach" in Zusammenhang zu bringen; denn die Stellen, auf denen Frank hier fußt (im „Godwi" und an Sophie, 10. Januar 1803), sind offenbar beide nicht ernst gemeint, auch ist darin von dem Teufel als Verfasser nicht die Rede.

Etwas ernster zu nehmen ist Franks Hinweis auf die Figur des Nachtwächters in Brentanos Singspiel „Die lustigen Musikanten" (Frank befördert ihn gleich zur Hauptperson). Frank hält ihn für „eine eigentümliche Erfindung Brentanischer Phantasie". Aber gerade die Züge, die er als die bezeichnenden heraushebt, die poetische Auffassung des Nachtwächteramtes, dessen Vereinigung mit der Astronomie, das Nachtwächterhorn als Posaune des jüngsten Gerichtes, finden sich, worauf schon Michel hingewiesen hat, bereits in Jean Pauls „Hesperus". Frank übersieht auch den großen Unterschied: Bonaventuras Nachtwächter ist Humorist und Satiriker, der Brentanos trotz einzelner „höherer" Züge doch nur eine

[1]) Wenn Brentano im Februar 1804 von Sophies und seinen dringenden literarischen Arbeiten spricht, so ist natürlich nur seine Mitarbeit an den Ostern 1804 erschienenen „Spanischen Novellen" gemeint.

komische Figur. Wie viel näher steht da den Nachtwachen die Auffassung des Nachtwächters in Wezels Gedicht „Mein Beruf“ (Schultz, S. 260 f.)!

Nun aber stoßen wir auf ein Kapitel mit der verheißungsvollen Überschrift: „Eine handschriftliche Bestätigung von Brentanos Verfasserschaft.“ Leider wird unsere Erwartung alsbald arg getäuscht. Auf der leeren Rückseite eines undatierten Briefes von August Wintelmann an Brentano findet sich eine kleine Rötelzeichnung von des letzteren Hand, die nach Franks Behauptung eine Szene aus der dritten Nachtwache, die Störung des ehebrecherischen Pärchens durch den Nachtwächter, darstellt; da der Brief vor 1804 geschrieben sei, sei es ausgeschlossen, daß die Zeichnung nach der Lektüre der Nachtwachen entstanden sei. Der Schluß ist offenbar nicht zwingend: da der Brief an Brentano gerichtet ist, gibt er doch nur den terminus a quo. Nimmt aber Frank an, die Zeichnung sei gleich nach Empfang des Briefes entworfen, so ist auch das wider mißlich; denn der Brief ist, was Frank freilich nicht angibt, wahrscheinlich schon 1799 oder 1800 geschrieben, und so weit wird doch auch Frank die Entstehung der Nachtwachen kaum zurückdatieren wollen. — Hiermit soll natürlich nur die Unschlüssigkeit der Frankschen Folgerung aufgedeckt werden; denn es liegt überhaupt nicht der mindeste Grund vor, die Zeichnung mit den Nachtwachen in Verbindung zu bringen. Selbst wenn der Mann mit der Pike — was keineswegs sicher ist — einen Nachtwächter vorstellen soll, so befindet sich doch weder er noch das Liebespaar in der in den Nachtwachen geschilderten Situation, wie jede der die Stelle nachliest, erkennen muß.

Bei dem inneren Beweise, durch den Frank „den letzten Zweifel“ beseitigen will, handelt es sich meist um den Nachweis einzelner Motive und „Elemente“ der Nachtwachen in Brentanos Schriften, d. h. in der Hauptsache um die Methode, die Frank bei Schultz nicht als beweiskräftig anerkennen will. Da sind zunächst die Wortspiele. Daß ein im romantischen Fahrwasser segelndes humoristisch-satirisches Werk vom Anfang des 19. Jahrhunderts von dieser Modespielerei nicht frei ist, versteht sich von selbst; sie ist natürlich auch bei Wezel nachweisbar[1]). Was Frank hier zusammenstellt, ist weder quantitativ noch qualitativ auffallend. Von den für Brentano charakteristischen Wort- und besonders Namensverdrehungen kann er kein einziges Beispiel anführen. Ebensowenig sind die Masken der commedia dell'arte etwas Besonderes; „die Liebe für Masken lag in der Luft“, sagt Goethe mit Recht („Ponce“, S. 66). Was Frank weiter über die Motive des „steinernen Bildes“, der roten und weißen Rose und des Traums der Liebe vorbringt, erledigt

[1]) Ein Wortspiel mit „Geist“, wie es in den Nachtwachen dreimal vorkommt, findet sich in einer Wezelschen Rezension (Jenaische Lit.-Zeitung 1818, Nr. 13, S. 101).

ſich ſchon damit, daß die gleichen Motive auch bei Wetzel nachzuweiſen ſind. (Schultz, S. 314, 317 f.) Nur auf die angebliche Ähnlichkeit des Schauplatzes der Nachtwachen mit dem der „Luſtigen Muſikanten", beziehungsweiſe Clemens' damaligem Wohnſitze, Marburg, muß hier eingegangen werden. In dem Singſpiel lautet das Szenarium: „Der Marktplatz, im Hintergrund ein Springbrunnen, im Vordergrund rechts das Häuschen des Nachtwächters"; und es iſt ſpäter von einer „ſteinernen Mamſell" auf dem Springbrunnen die Rede, wie eine ſolche (eine Flora) in Marburg wirklich zu finden war. „In den Nachtwachen erſcheint nun der Marktplatz und die Hütte des Nachtwächters wieder", ſagt Frank. Der harmloſe Leſer nimmt natürlich an, die Hütte ſtehe auch hier am Marktplatz; davon iſt aber nichts geſagt; es heißt nur einmal ganz beiläufig, daß der Nachtwächter „ſeiner Hütte zufloh". Der ſteinerne Criſpin ſteht allerdings am Markte, aber nicht als Brunnenfigur, ſondern in einer Niſche; von einem Brunnen iſt überhaupt nicht die Rede. Die Ähnlichkeit beſchränkt ſich alſo auf einen Marktplatz mit einer ſteinernen Figur; und wo gäbe es den nicht? Wo nicht eine Kirche mit ſteinernen Grabfiguren und einen Friedhof vor der Stadt, die Frank ebenfalls in Marburg nachweiſen zu müſſen glaubt. Das Motiv der wandelnden Statue war durch den „Don Juan" längſt Gemeingut geworden.

Ebenſo nichtsſagend ſind die geringfügigen Ähnlichkeiten zwiſchen dem in den Nachtwachen erzählten ſpaniſchen Familiendrama und Brentanos „Ponce". Die ſtärkſte Übereinſtimmung iſt dabei der Name Don Ponce, und dieſe ſpricht offenbar mehr gegen als für Brentano. Was Frank ſodann als Belege für die in den Nachtwachen herrſchende Sehnſucht nach dem Süden anführt, ſind alles Dinge, die ſich ebenſo gut etwa aus Jean Pauls „Titan" und „Giannozzo" ableiten ließen, woher ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach ſtammen, z. B. die Vorliebe für Schwarzhaarige.

Zu dem, was er „das romaniſche Element der Nachtwachen" nennt, rechnet Frank auch die „Vorliebe für das Erotiſche". Aber bei welchem Romantiker fände man die damals nicht, wo die erotiſche Note ſo wie heute wieder einfach zum guten Tone gehörte! Es kommt auch hier nicht auf die Quantität, ſondern auf die Qualität an; und da ſcheint es mir auffallend, daß gerade die erotiſchen Szenen der Nachtwachen bei allem Zynismus doch recht unſinnlich, abſtrakt, blutlos ſind, wie überhaupt Bonaventuras Phantaſie mehr vom Geiſt als vom Blute Nahrung empfängt. Zu Brentano paßt das gewiß nicht, ſehr gut aber zu dem ſpiritiſtiſchen Schwärmer Wetzel, ebenſo wie der Zynismus zu deſſen ärztlichem Beruf. Zu beachten iſt auch, daß die Ehebruchsſzene nicht etwa frivol, ſondern durchaus moraliſch behandelt wird, ganz wie die entſprechende Szene im „Giannozzo".

Und nun das Katholiſche in den Nachtwachen. Die Kenntniſſe, die Bonaventura von den kirchlichen Einrichtungen und Einzelheiten des

Katholizismus verrate, seien nur bei einem katholisch Erzogenen möglich, behauptet Frank. Die Belege, die er dafür zusammenstellt, ließen sich aber, wenn es der Mühe verlohnte, leicht in dem ersten besten Schauerroman jener Zeit aufzeigen. Die unreife, verzerrende Auffassung des Katholizismus in den Nachtwachen ist gewiß mehr von der zeitgenössischen Romanliteratur als vom Leben abgezogen. Frank beruft sich auf eine Stelle der Nachtwachen, wo der Nachtwächter wünscht, „so recht zusammenhängend erzählen zu können wie andere ehrliche protestantische Dichter und Zeitschriftsteller, die groß und herrlich dabei werden und für ihre goldenen Ideen goldene Realitäten eintauschen". Zugegeben, daß hier nach Analogie anderer Stellen „andere, nämlich . . ." zu verstehen sein wire, so fragt sich doch noch, ob sich der Gegensatz gerade auf das „protestantische" und nicht vielmehr auf den Relativsatz bezieht. Aber selbst wenn Frank recht hätte, so folgte daraus doch nur, daß der Nachtwächter als Nichtprotestant gedacht ist, aber noch nicht, daß der Verfasser Katholik sein muß. Der Stich gegen den Protestantismus, der darin zu liegen scheint, ist in jenen Tagen, wo die Romantiker das Protestantische als nüchtern und poesielos zu verschreien liebten, auch einem guten Lutheraner wie Wetzel wohl zuzutrauen. — Aber auch in dem die Nachtwachen durchziehenden fanatischen Haß gegen Kirche und Katholizismus sieht Frank einen neuen Beleg für Brentano, da „so erbittert niemand spreche, der nicht selbst innerhalb der Kirche groß geworden und mit ihr in Konflikt geraten sei". Von einem Haß gegen die katholische Kirche kann jedoch bei Clemens, zumal in dieser Zeit, wo er schon mit den Romanzen vom Rosenkranz und der Chronika beschäftigt war, schlechterdings keine Rede sein, wohl aber bei dem jungen Wetzel, dessen Familie nach Goethes Angabe, „je näher und unheimlicher der Katholizismus ihr gegenüberstand, um so fester und eifriger an ihrem Luthertum hing" (Schultz, S. 234 f.). Übrigens hat ja Schultz gerade für die beiden in dieser Hinsicht bezeichnendsten Szenen der Nachtwachen, das Verhalten der Geistlichkeit beim Tode des Freigeistes und das Einmauern der gefallenen Nonne, bei Wetzel schlagende Parallelen aufgezeigt.

Was Frank schließlich noch über Bonaventuras wie Brentanos Vorliebe für Musik und Theater vorbringt, ist zu allgemein und nichtssagend, als daß es der Widerlegung bedürfte. Ich bemerke nur, daß auch Wetzel besondere Verehrung für Mozart zeigt[1]).

Einen Grundzug der Nachtwachen kann nun auch Frank schlecht mit Brentano reimen, nämlich das entschiedene Interesse für Philosophie. Er beruft sich allerdings auf einen Brief Friedrich Schlegels vom März 1804, worin von dem „philosophischen Brentano" die Rede ist.

---

[1]) Vgl. „Briefe des Mannes im Monde", S. 106; Jenaische Lit.-Zeitung 1818, Nr. 111, S. 429.

Hiermit iſt aber gar nicht Clemens, ſondern Schelling gemeint, wie aus anderen Stellen unzweideutig hervorgeht.

Ich verſage es mir, zu zeigen, wie ſich mit ähnlichen, ja beſſeren Gründen, als von Frank hier angewandt werden, beweiſen ließe, daß die Nachtwachen nur von einem Arzte geſchrieben ſein können, um noch kurz auf den letzten umfangreichen Teil ſeiner Unterſuchung einzugehen, worin er auf Grund des nunmehr endgiltig feſtgeſtellten Reſultates Beiträge zur Erklärung des Werkes liefert, wobei ſich auf Schritt und Tritt neue Beſtätigungen ergeben. Es gehört mehr Raum, Zeit und Geduld dazu, als mir zu Gebote ſtehen, ihn auch hier Punkt für Punkt zu widerlegen. Es bedarf deſſen auch um ſo weniger, als Frank ſich hier durchweg unter der Grenze des Diskutabeln bewegt. Selbſt wer ſeine bisherigen Argumente ernſt genommen hat, muß angeſichts dieſes Hexenſabbats von Künſteleien, Deuteleien, Verdrehungen, Trugſchlüſſen und Mißverſtändniſſen ſtutzig werden. Ungewarnt durch Schultz' berechtigte Mahnung, daß es zum Verſtändnis der Nachtwachen keines „Geheimſchlüſſels" bedürfe, ſucht und findet Frank in den harmloſeſten Stellen Bezüge auf Brentanos, ſeiner Freunde und Feinde Leben und Charakter. Den Gipfelpunkt erreicht dieſe Deutungsſucht in der „Erklärung" des Tollhauſes, wo Frank, von der willkürlichen Vorausſetzung ausgehend, der „Guſtav Waſa" biete den Schlüſſel zu den hier verborgenen Geheimniſſen, lauter bekannte Perſönlichkeiten der Zeit, Goethe, Schleiermacher, Fichte, Schelling (dieſen ſogar zweimal), Eichſtädt uſw., mit mehr oder minder Zuverſicht in den einzelnen Zellen unterbringt. Es ſei hier nur ein Fall herausgegriffen, weil Frank darin „ein ſtarkes Zeugnis" für Brentano erblickt. Es heißt in den Nachtwachen bei der Vorſtellung der einzelnen Zellinſaſſen: „Hier Nr. 10 und 11 ſind Belege zur Seelenwanderung; der erſte bellt als Hund und diente ehemals am Hofe; der zweite hat ſich aus einem Staatsbeamten in einen Wolf verwandelt. Man kommt auf eigene Gedanken bei ihnen." Es handelt ſich alſo um die bekannte Wahnſinnsform der Lykanthropie, die zu einem billigen traditionellen ſatiriſchen Hieb auf den hündiſchen Charakter der Hofleute und den wölfiſchen der Staatsbeamten herhalten muß, ſo wie noch an einer anderen Stelle der Nachtwachen (S. 95) die Juſtizbeamten als Wölfe charakteriſiert werden. Frank bringt es fertig, indem er zwei unverſtandene Brentano-Stellen heranzieht, von denen die eine (aus „Guſtav Waſa") auf den Hund Hofman (Hoffmann) in Jean Pauls „Heſperus", die andere auf den Viertelsmeiſter Wolf in Kotzebues „Huſſiten vor Naumburg" anſpielt[1]), hier eine Anſpielung auf beſtimmte weimariſche Perſönlichkeiten — Böttiger und den Regierungsrat von

[1]) Sie kann alſo nicht aus einem Entwurfe zum „Waſa" ſtammen, da die „Huſſiten" erſt 1803 erſchienen.

Voigt — zu vermuten! Gerade hier läßt sich nun wieder einmal eine (auch von Schultz nicht verzeichnete) Parallele aus Wetzels „Briefen des Mannes im Monde“ anführen, wo es S. 182 heißt: „Fällt dir keine Krankheit bei, die den Menschen völlig in ein reissend Thier verwandelt, so daß selbst die Vernunft ihre Zunge verliehrt und ein wildfremder Thiergeist aus ihm bellt und heult? — Ja eines so tiefen Verfalls ist der Mensch fähig, daß er zum wüthenden Hunde wird ...“

Noch ein Punkt sei erörtert, da er, wenn Frank recht hätte, gegen Wetzel sprechen würde, nämlich die angeblichen satirischen Ausfälle der Nachtwachen gegen Schelling und Karoline, Ausfälle, von denen man bisher so wenig gemerkt hatte, daß das Buch hundert Jahre lang Schelling zugeschrieben wurde! Man hat allerdings darauf hingewiesen, daß die Ehebrecherin in der dritten Nachtwache Karoline heißt, und obgleich der Name offenbar nur einer witzigen Verwechslung mit der Halsgerichtsordnung Karls V. zuliebe gewählt ist, hat man darin doch ein Argument gegen Schellings Verfasserschaft erkannt; die Vertreter der Schelling-Hypothese haben das zu entkräften versucht. Niemandem aber ist es eingefallen, zu behaupten, daß hiermit oder gar mit dem „Böhmerweib“ an und für sich Karoline Schlegel gemeint sein müsse! Eine weitere Anspielung findet Frank in der Tollhausszene; es heißt dort: „Nr. 2 und 3 sind philosophische Gegenfüßler, ein Idealist und ein Realist; jener laboriert an einer gläsernen Brust und dieser an einem gläsernen Gefäße, weshalb er sein Ich niemals setzt, was jenem eine Kleinigkeit ist, ob er gleich dagegen die moralische Anschauung vermeidet und darum die Brust sorgfältig bedeckt.“ Hier gibt also eine andere bekannte Form des Wahnsinns, bei der sich der Kranke für gläsern hält und zu zerbrechen fürchtet, Anlaß zu einem witzigen Spiel mit zwei Schlagwörtern der Fichteschen Philosophie, dem „Setzen des Ichs“ und der „moralischen Anschauung“. Der Realist mit dem gläsernen Gefäß wagt sein Ich nicht zu setzen, der Idealist mit der gläsernen Brust bedeckt diese, um die moralische Anschauung zu vermeiden, d. h. sich nicht ins Innere blicken zu lassen. Was liest dagegen Frank aus der Stelle heraus? Der Idealist ist nach seiner Ansicht Fichte, der Realist Schelling und das Vermeiden der moralischen Anschauung ein Stich auf Schellings Verhältnis zu Karoline! Aber abgesehen davon, daß der Gegensatz von Idealismus und Realismus nicht dem der Fichteschen und Schellingschen Philosophie entspricht, ist ja der die moralische Anschauung Vermeidende gerade der Idealist, also nach Franks Auffassung Fichte! Wo steckt also die Bosheit gegen Schelling? — Einen spöttischen Ausfall gegen A. W. Schlegel entdeckt Frank (S. LXXI) in der Bemerkung der Nachtwachen, Schlegel habe es „sehr auf die kleinen Bilderchen abgesehen“; gemeint seien hier „natürlich“ die 1804 in 16° erschienenen „Blumensträuße“ von A. W. Schlegel mit Kupferstichen nach Zeichnungen von Ludwig [!]

Tieck, behauptet Frank. Gemeint ist vielmehr, wie schon Michel nachgewiesen hat, Schlegels Aufsatz „Über Zeichnungen zu Gedichten“ im Athenäum. Und genau die gleiche Polemik gegen das kleine Bildformat kehrt in einer Wetzelschen Rezension wieder (Jenaische Lit.-Zeitung 1818, Nr. 12, S. 89)!

In einem Punkte ist es nun Frank — oder vielmehr auch hier seinem Vorläufer Schmits — wirklich gelungen, Schultz einen Irrtum nachzuweisen. Mit dem im Anfang der zwölften Nachtwache erwähnten „Sonnenadler, der durch die neuere Geschichte schwebt“, ist nicht, wie Schultz annahm, Herder, sondern gewiß Bonaparte gemeint. Gänzlich verfehlt sind aber Franks Bemühungen, aus dieser neuen Deutung „ein starkes Zeugnis für Brentanos Verfasserschaft“ und gegen Wetzel zu gewinnen. Das augenscheinliche Interesse Bonaventuras für die Gestalt des Korsen, die klare Erkenntnis der egoistischen Absichten desselben, behauptet Frank, sei „für ein deutsches Buch vom Jahre 1804 etwas sehr Auffälliges“; und doch meint er selbst, man habe sich nach den Ereignissen des Frühjahrs 1804 „über das wahre Gesicht des Eroberers nicht länger täuschen können“! Dabei ist das einzige Zeugnis, das Frank für dieses Interesse und diese Erkenntnis bei Brentano erbringt, der „wachsende Haß gegen Napoleon“ in — Arnims Briefen an Clemens! — Wetzel andererseits kommt nach Franks Ansicht als Verfasser nicht in Frage, da er noch 1805 Bonaparte einen „großen Zauberer“ nenne; — als ob die Mißbilligung des Despoten die Anerkennung des Genies ausschlösse, die ja auch der Sonnenadler-Stelle zugrunde liegt! Vielmehr läßt sich gerade bei Wetzel die Auffassung der Nachtwachen genau nachweisen. Schultz hat inzwischen bereits im Oktoberheft des Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen auf eine Ode in Wetzels „Strophen“ (1802) hingewiesen, „Die getäuschte Hoffnung“, worin ganz ähnlich wie in den Nachtwachen die Entartung des Befreiers zum Tyrannen beklagt wird. Am Schluß der Ode wird mit einem Brutus gedroht. In Wetzels „Magischem Spiegel“ (S. 58) heißt es von Napoleon: „Darum auch ist er Kayser, das ist: Cäsar genennet, dieweil Cäsars Geist in ihm auferstanden von den Todten.“ In den Nachtwachen aber liest man: „Bonaparte mag den Julius Cäsar zu sich genommen haben, und nur der Geist des Brutus scheint dort noch ungegessen sich irgendwo aufzuhalten.“

So ergibt sich, wo immer man den Frankschen Argumenten auf den Grund geht, gerade das Gegenteil von dem, was er beweisen will. Ich glaube, im Laufe meiner Untersuchung manchen neuen Anhaltspunkt für Wetzels Verfasserschaft vorgebracht zu haben, von der ich persönlich fest überzeugt bin. Immerhin begreife ich es, daß Vorsichtige angesichts der fehlenden direkten Beglaubigung sich noch einen Rest von Zweifel vorbehalten. Daß aber Bonaventura und Brentano nicht identisch sind,

daran iſt ernſter Zweifel ein für allemal nicht möglich, und Franks Fehlgeburt hat nur den Anſpruch auf einen Platz in der literariſchen Kurioſitätenkammer.

München. Eduard Berend.

Fiſcher Hermann, Die ſchwäbiſche Literatur im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ein hiſtoriſcher Rückblick. Tübingen 1911, Verlag der H. Lauppſchen Buchhandlung. 3 M. 60 Pf.

Es mag ein Zufall ſein, daß faſt gleichzeitig mit Otto Harnacks „Aufſätzen und Vorträgen" der vorliegende Rückblick ſeines Tübinger Kollegen erſchienen iſt; es iſt ſicher ein Zufall, daß beiden Werken die Veröffentlichung von Emil Kuhs kritiſchen und literarhiſtoriſchen Schriften unmittelbar voranging. Trotzdem: wenn wir auch nicht wiſſen, was den Wiener literariſchen Verein beſtimmte, gerade jetzt die Herausgabe dieſer hochbedeutenden Abhandlungen in die Wege zu leiten, ſo ſcheint es doch nicht unwahrſcheinlich zu ſein, daß es neben dem großen abſoluten literariſchen Wert die deutliche Beziehung auf die geiſtige und moraliſche Struktur der Gegenwart war, die ſtark ins Gewicht fiel und in der ſich die Arbeiten Kuhs mit denen Harnacks ebenſowohl begegnen, wie mit dem hier zu beſprechenden Werk von Fiſcher.

In zwölf Abſchnitten, denen reiche, anregende Anmerkungen und Literaturnachweiſe beigegeben ſind, muſtert Fiſcher die ſchwäbiſche Literatur vor allem des 19. Jahrhunderts in ihren weſentlichſten Erſcheinungen. Unter dieſen ſind nicht nur die allgemein bekannten großen Lyriker und Erzähler, ſondern auch ſolche Schriftſteller des württembergiſchen Schwaben zu verſtehen, die weniger wegen hervorragender Leiſtungen erwähnenswert ſind, als wegen der Bedeutung, die ihnen als Typen ihrer Zeit zuzuſprechen iſt. Vielleicht hätte der Verfaſſer einem ja auch von ihm hochgeſchätzten Vorbild folgend, ſein Buch beſſer, weil richtiger, als eine Wanderung durch die deutſche Literatur in Schwaben eingeführt. Denn Fiſcher hält ſich durchaus fern von jenen Übertreibungen, die aus dem Beſtreben hervorgehen, das poetiſche und allgemein literariſche Gefüge eines Dichters reſtlos aus ſeiner Stammeszugehörigkeit abzuleiten. Auf welche Irrwege ein ſolches Unternehmen führen kann, zeigen jene Unterſuchungen, ob Schubart Franke oder Schwabe war. Freilich, zu weit darf man in der Ablehnung einer ſolchen Betrachtungsweiſe auch nicht gehen. In einer Literaturgeſchichte jüngſten Datums kann man leſen, daß Hebbel ſeiner dithmarſiſchen Heimat, mit der er ſtändig im Kampf gelegen habe, überhaupt nichts verdanke. Das iſt genau ſo verkehrt, wie das entgegengeſetzte Bemühen, die Sonderart dieſer eigenwilligen Perſönlichkeit völlig aus ihrem Dithmarſentum her-

leiten zu wollen. Viel wichtiger als die Stammeszugehörigkeit iſt jedenfalls das religiöſe Bekenntnis für die Stellungnahme einer Perſönlichkeit in literariſchen Dingen. Dies mußte gerade in einer Darſtellung, die ſich mit den Dichtern Schwabens und ihren Werken beſchäftigt, nachdrücklich betont werden und Fiſcher kann daher, gerade im Hinblick auf Schwaben, mit Recht behaupten, daß, obgleich eine Seite menſchlicher Tätigkeit von einer andern weit unabhängiger ſein kann, als man gewöhnlich denke, die religiöſe Konfeſſion, ſei es bewußt, ſei es unbewußt, doch immer ausſchlaggebenden Einfluß ausübt. Nach kurzer Darſtellung des ſchwäbiſchen Schriftſtellertums im ſiebzehnten und in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in welcher der Verfaſſer, als echter Sohn ſeines Landes und den Grundcharakter ſeines Buches ſchon hier betonend, die Dichtung eines Spee und eines Sileſius als „geiſtreiche Myſtik“ ablehnt, wendet er ſich zu den großen Dichtern ſeiner engeren Heimat, deren Reigen Schubart eröffnet. Dieſer wird als Lyriker warm gewürdigt — in umfaſſender Weiſe hat dies inzwiſchen Neſtriepke getan — und mit Bürger lehrreich verglichen. Über Schiller, der Gelegenheit gibt zu einer vornehmen Abweiſung eines gelegentlichen literarhiſtoriſchen Irrtums[1]), geht es hinauf zu der höchſten Spitze des Neuhumanismus in der deutſchen Literatur, zu Hölderlin. Wer wollte, gerade gegenüber enthuſiaſtiſchen, doch im Grunde nichtsſagenden Ergüſſen, die Theſe nicht unterſchreiben: „Hölderlins Poeſie iſt in ihrer Art ein höchſtes, über das hinaus nichts weiter möglich war; ein Höchſtes, das nicht wiederkommen wird und auch nicht wiederkommen braucht, denn es iſt ſich ſelbſt genug.“ Es werden dann die klaſſiſchen und romantiſchen Strömungen in Schwaben und darauf mit inniger, aber gar nicht blinder Liebe Ludwig Uhland, insbeſondere deſſen Lyrik geſchildert. Wie wenig berechtigt der Spott eines Heine gegen die ſogenannte Schwäbiſche Dichterſchule war, geht aus der fein abwägenden Darſtellung jener Zeit hervor, die der produktiven Epoche Uhlands folgte. Schwab, Hauff, Ludwig Bauer, der ſo wenig ſchwäbiſche Waiblinger, der mir jedoch trotz ſeiner unleidlichen Effekthaſcherei, die an Grabbe gemahnt, etwas zu ungünſtig beurteilt ſcheint, ziehen an unſerem Auge vorüber. Das Bild des Nur-Dichters wird uns, wie bei Kuh, in Mörike entrollt. Gewiß mit Recht. Aber ich möchte doch fragen, ob es dem Typus des Dichters notwendig widerſpricht, wenn ſich in ſeinen Werken Beziehungen auf die Zeit und die in ihr herrſchenden oder einander bekämpfenden Ideen finden? Ich meine doch nicht. Im Gegenteil! Tätige Teilnahme an den Problemen der Gegenwart iſt einer wirklich ſchöpferiſchen Natur noch niemals verhängnisvoll geworden. Jener weltflüchtige Selbſtkultus, jene äußerſte Verweichlichung der geſamten menſchlichen Exiſtenz, die ſich, nach Fiſchers Worten, bei Mörike immer mehr

[1]) S. 18 Zeile 30 von unten muß es „acht“ heißen ſtatt „achtzehn“.

ausbildete, und die den Dichter selbst am schlimmsten traf, hätte sich in ihm niemals, wenigstens nicht in so ausschließlicher Art, entfalten können, wäre er den Fragen, sei es politischen, sei es religiösen oder sozialen, die seine Zeitgenossen bewegten, weniger ängstlich aus dem Wege gegangen. Wunderschön sagt Fischer von dem Gedicht „Götterwink", zugleich sein die Weise Mörikes von der Goethes unterscheidend: es „könnte leicht neben die römischen Elegien gestellt werden, nur freilich, daß wir statt der vollen und tiefen Sinnlichkeit jener mit Properz um den Kranz ringenden Gedichte das leisere Atmen einer zarten Seele vernehmen, die vor der Kühnheit ihrer Wünsche leicht errötet und erschaudert." Im folgenden Kapitel wird uns gezeigt, wie zwei ganz verschiedene Strömungen der deutschen Literatur auf Schwaben einwirkten: die demokratische Schriftstellerei Heines und die aus dem Auslande herübergekommene Aristokratenliteratur, in deren Mittelpunkt der Einsame steht, der von der Allgemeinheit Verkannte. Dem demokratischen Aristokratentum der Schwaben sagte beides wenig zu, wenn auch Männer wie Schwab, Pfizer und Kerner mit dem Musiker eines von Weltschmerz zerfressenen und wahrhaft vornehmen Edelmannes, mit Nikolaus Lenau, Freundschaft schlossen. Wenn man sich auch vor so scharf pointierten Gegenüberstellungen hüten soll: so kann man doch sagen, daß uns die beiden Hauptarten individueller Ausprägung in Schwaben, die sich widersprechen und ergänzen, in Strauß und Vischer gegeben sind, die auch Fischer nebeneinanderstellt und kräftig von einander abhebt. „Beide sind Kampfnaturen: der eine ringt, um zu vernichten, der andere um Frieden zu schließen." Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß Strauß bald des Kampfes überdrüssig wird, während Vischer bis zum letzten Augenblick aushält, um dann ruhig die Hand zu einem Frieden auszustrecken, bei dem er sich nichts mehr vergeben kann. Der Zug der Resignation, der Strauß wie Mörike so offensichtlich anhaftet, fehlt Vischer wie Uhland durchaus. Vischer war, trotzdem auch ihm — seine Lyrik und der „Auch Einer" beweisen es — weiche und verzichtende Stimmungen nicht fremd gewesen sind, der Kräftigere, nicht zuletzt darum, weil ihm der „Seelentrost" Humor zur Seite stand, den Strauß leider gar nicht besaß. Aufgefallen ist mir, daß der Verfasser, der Ludwig Seeger so ausführlich behandelt, für den Meister-Übersetzer Vischer gar kein Wort findet. In der Geschichte unserer Übersetzungen gebührt seinem „Shakespeare" doch ein erster Platz. Hermann Kurz wird als bedeutendster Erzähler Schwabens genannt, und man wird Fischer nicht widersprechen können, wenn er ihn als den einzigen Dichter unter den schwäbischen Erzählern bezeichnet. Der gerade hier besonders warme Ton ist wohl auch darauf zurückzuführen, daß Fischer als junger Mann noch mit Kurz persönlich bekannt wurde. Auerbach wird — wer wollte es nicht begreifen! — recht kritisch. Melchior Meyr allzu günstig angesehen. Für den Lyriker J. G. Fischer, den Vater des Ver-

faſſers, wird ſicherlich genau ſo noch einmal ein Auferſtehungstag kommen, wie für Fr. Th. Viſcher, deſſen Bedeutnng für die ganze Geiſtesgeſchichte ſeines Jahrhunderts gar nicht hoch genug angeſchlagen werden kann und der auch heute ſchon für einen engeren Kreis, nicht nur für die verdienten Freunde Fiſchers, ſehr viel mehr als ein bloßer Klang iſt.

Viſcher iſt ſo recht eigentlich die Verkörperung des feſt in ſich zuſammenhängenden, knorrigen, zart fühlenden, ehrlichen ſchwäbiſchen Weſens, nach deſſem Ethos und Kaliber ſich auch unſer Verfaſſer zurückſehnt. Das gibt er nicht nur mehr oder weniger deutlich zu in dem letzten Abſchnitt und dem zu dieſen gehörigen Anmerkungen, das ſteht auch zwiſchen den Zeilen des ganzen Buches und darin liegt für uns, wie ſchon angedeutet, ſeine größte Bedeutung. Einen „Rückblick“ nennt Fiſcher ſein Buch. Ein Sechzigjähriger blickt, von der Gegenwart aus, zurück auf die geiſtige und poetiſche Beſchaffenheit einer vergangenen Zeit, und dieſe erſcheint ihm, wie Harnack, ein weit durchgebildeterer Organismus zu ſein, als der kulturelle Gliederbau der Gegenwart. Ohne jemals ungerecht zu werden, lehnt er die Romantik leiſe, aber entſchieden ab. Die ausdrückliche Betonung des ethiſchen Gehalts von Uhlands Dramen geht Hand in Hand mit ihrer Charakteriſierung als „ganz und gar nicht romantiſch.“ Und andererſeits: überaus ſympathiſch berührt es, daß Fiſcher den Münchner Dichterkreis, an dem Schwaben ſo hervorragend beteiligt war, trotz ſeines Kultus ſchöner Form und edler Menſchlichkeit, trotz ſeiner Abwendung vom Lärm des Tages, trotz ſeiner Beſtrebungen, die auf die Schaffung einer höheren Wirklichkeit abzielten und trotz ſeiner Vorliebe für mittelalterlich-romantiſche Stoffe nicht zur Romantik rechnet. Denn in der Tat ſind dies alles Qualitäten, die auch den Dichter überhaupt auszeichnen. Andrerſeits ſind die meiſten, die dem Münchner Kreis zugezählt werden, von jenem „heiligen Ernſt“ erfüllt, den Keller an Geibel rühmte und für den die Romantik bekanntlich nicht ſehr eingenommen war. Man braucht ja nur einen Blick in den neuromantiſchen Kreis der Gegenwart zu tun, um es ſehr begreiflich zu finden, daß Fiſcher mit einer kaum unterdrückten Wehmut die Münchner als einen Muſenhof erleſener Art anſpricht, der in der deutſchen Literaturgeſchichte ſeine dauernde Bedeutung behaupten wird. Den ſpieleriſchen Formkünſtlern von heute, deren verſtandesmäßig heran- und hineingetragener Tiefſinn doch keinen ſchärfer Blickenden über ihre innere Armut hinwegzutäuſchen vermag, bei denen alles Politur, nichts Gehalt iſt, fehlt es eben an jenem vornehmen Humanismus der Münchner, der allein eine univerſale Bildung und eine tiefe Kultur verleihen kann. Ja, auch diejenigen, die wirklich etwas zu ſagen haben und gleichzeitig die Fähigkeit beſitzen, dem Gedachten und Geſchauten Geſtalt zu geben, entbehren doch faſt alle des eigentlichen Schwergewichts im tieferen Sinne. Ganz abgeſehen von den ſich in nervenzerreibender Pſychologiſterei verlierenden Dramatikern und Roman-

ſchreibern — hat nicht Fiſcher ganz recht, wenn er beiläufig einen Hermann Lingg über Detlev v. Liliencron ſtellt, der gewiß aus der Maſſe des „jüngſten Deutſchland“ hervorragt, aber im ganzen doch maßlos überſchätzt wird, weil es ihm völlig an Subſtanz fehlt? Zu den Worten, mit denen Fiſcher ſein Buch ſchließt, iſt die „Dichtung“ der letzten vierzig Jahre die beſte Illuſtration: das Genie tut es nicht allein, vielmehr iſt die mühſam erworbene ſyſtematiſche Schulung, die uns mancher Neuerer ſo gern verleiden möchte, doch nicht ſo ganz übel. Was ſich bei Betrachtung der allgemeinen modernen deutſchen Literatur herausſtellt, kehrt bei der ſchwäbiſchen wieder. Von einer inneren Einheit kann auch nicht mehr geredet werden und würde Fiſcher Lebende erwähnt haben, ſo hätte dies allerdings nur „außer jeden Zuſammenhang mit allem ſpezifiſch-ſchwäbiſchen“ geſchehen können. Gewiß mag derjenige, den Fiſchers Darſtellung im Zuſammenhang gezeigt hat, wie viel Wertvolles gerade aus Schwaben dem deutſchen Nationalgeiſt zugeführt worden iſt, einen ſolchen Sachverhalt bedauern. Sollte indeſſen nicht gerade darin, daß Schwaben an einer ſo beſchaffenen Literatur, wie der modernen, einen ſehr geringen Anteil hat, ein zukunftzeigendes Moment zum Ausdruck kommen? Sollte dies nicht dartun, daß ſich Schwaben echte Eigenart und Kraft im Stillen bewahrt hat und daß es in ſeiner Zeit damit ans Tageslicht kommen wird? Wäre es ſo ganz unmöglich, daß uns der neue Dramatiker, den wir erſehnen, von Schwaben geſchenkt wird? Vermutungen, gewiß. Aber ſolche, zu denen uns die glorreiche Vergangenheit Württembergs berechtigt. Darin liegt zum mindeſten ein Troſt. Ein Troſt, der die nötige Stärke gibt in dem noch notwendigeren Kampf gegen die ſich in allen Gebieten des geiſtigen und öffentlichen Lebens breit machenden romantiſchen Ideen.

Ein beſonderes Zeichen dieſer Romantik iſt die völlige Trennung, die das gegenwärtig Dramen dichtende Deutſchland von den großen Problemen der Zeit ſcheidet. „Man begreift es vollkommen,“ ſagt Fiſcher, „wenn ſeit 1870 das öffentliche Leben in unſerer ſchönen Literatur keine Rolle mehr ſpielt wie zuvor.“ Gewiß, denn es iſt nicht minder gewiß, daß der politiſche Erfolg, wie der Verfaſſer nachdrücklich hervorhebt, mit der Blüte einer Literatur gar nichts zu tun hat. Was ihr Leben und Bewegung gibt, iſt allein „der Kampf, das Problem, das in der Zeit liegt und das uns zwingt, ſeiner Löſung alle unſere Kräfte dienſtbar zu machen.“ Iſt aber nicht unſere Zeit wie faſt keine andere von den größten Fragen aller Art erfüllt? Und doch, was weiß das Drama von ihnen? Das kümmert ſich nur um eins: um die ſexuelle Frage, zu der es die Liebe herabgewürdigt hat. Gewiß gibt es unter den Dichtern der Gegenwart einige, die niemandem dienen wollen als der reinen Muſe. Aber auch dieſe Wenigen gehen an dem die Gegenwart tief aufwühlenden Problemen vorüber. Woher kommt das? Wir können hier natürlich nur andeuten.

Fiſcher vergleicht die Zeit vor 1870 mit der Reformationszeit. Auch hier hatte der religiöſe und politiſch-ſoziale Kampf die ganze Literatur in ſeinen Dienſt gezwungen. Das wird ſpäter, nach dem Augsburger Religionsfrieden, anders. „Alsbald hört jene Zeitliteratur auf, die erſt ſpäter in Fiſchart einen vereinzelten Nachläufer findet, und eine wahre Flut reiner Unterhaltungsliteratur tritt an ihre Stelle, um ſpäter den Verſuchen einer neuen, formaliſtiſchen Kunſtpoeſie Platz zu machen.“ Im 16. Jahrhundert war es der Gegenſatz zwiſchen Humanismus, Reformation und volkstümlichen Beſtrebungen, welcher die Möglichkeit einer reinen Poeſie unterband. Sollte es heute vielleicht ähnlich ſein? Sollte ſich der ſchöpferiſche Geiſt, von der Menge verſchiedenartiger Strömungen und Probleme, die auf ihn einſtürmten, nur deshalb zurückziehen, weil er ſie nicht zu bewältigen vermag, den inneren Ausgleich nicht finden kann, das heißt nicht mit ſich ſelbſt fertig wird? Eins iſt ſicher: der große Dramatiker, der ein Nationaldichter ſein wollte, würde dieſes hohe Ziel nur erreichen, wenn er in der Einheit des Kunſtwerkes die unendliche Mannigfaltigkeit unſerer Kulturepoche hineinzwingen, das heißt, wenn er zur reinen Anſchauung dieſer und ſeiner ſelbſt in ihr gelangen könnte.

Es iſt hocherfreulich, daß Fiſchers Publikation und ſo manche andere literarhiſtoriſche Darſtellung von Rang aus jüngſter Zeit zu ſolchen Betrachtungen Anlaß geben. Es iſt dies ein Zeichen dafür, daß die Literaturwiſſenſchaft, die als hiſtoriſche Disziplin die Gegenwart ausſchließen muß, gerade durch den Verfolg ihrer hiſtoriſchen Aufgabe dem Augenblick am beſten dient und dadurch immer wieder ihre große Bedeutung für das Geiſtesleben der Nation dartut.

Freiburg i. B. Albert Malte Wagner.

Dobeneck Hanns, Die weite weite Welt. Bunte Bilder von deutſchen Reiſen. Leipzig 1910. J. Zeitler. Geb. 5 M. 50 Pf.

Für die Geſchichte der deutſchen Reiſeliteratur hat Robert Prutz (in ſeinen kleinen Schriften 1, 232) 1847 in markigen Strichen die Grundlinien gezogen; und ſeitdem iſt ſie kaum wieder berührt worden. Auch Dobeneck ſcheint den Vorgänger von vor 60 Jahren nicht zu kennen; literarhiſtoriſch ſcheint er überhaupt nur mäßig vorgebildet zu ſein. So charakteriſtiſche Reiſeſchriftſteller wie Hirſchfeld, Riesbeck, der Ritter v. Lang, Wilhelm v. Humboldt und vor allem Nicolai durften nicht fehlen. Daß „Anſelmus Rabioſus“, eigentlich Wekhrlin, der berühmteſte deutſche Pamphletiſt ſeiner Zeit war, ließ ſich auch nicht eben ſchwer ermitteln.

Immerhin verſteht Dobeneck hübſche Proben auszuwählen — nur Pückler iſt merkwürdig wenig gut vertreten — und in den Biographiſchen Anmerkungen die Autoren (etwa Forſter, oder Heine) anſchaulich zu

charakterisieren. Schade, daß er sich hierfür so dankbare Objekte wie die Reiseschriftstellerinnen entgehen ließ: Sophie La Roche, Ida Hahn-Hahn, Fanny Lewald! Auch der freiwillige Humor Thümmels oder der unfreiwillige des zweiten Nicolai, des Auditors, hätte einen netten neuen Farbenton in das Bild gebracht.

Doch wir hoffen, daß die Sammlung vor allem wieder ein Interesse an der älteren Reiseliteratur erweckt. Zu Sammlungen, wie sie die englische Neudruckgesellschaft veranstaltet hat, braucht es deshalb nicht gleich zu kommen: die alten Bücher sind noch nicht vergriffen!

Berlin. Richard M. Meyer.

## Nachrichten.

Anfangs Oktober 1913 findet in Berlin ein Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft statt. Anfragen und Mitteilungen können an Herrn Prof. Dessoir in Berlin W, Speyerstraße 9, gerichtet werden.

Der Unterzeichnete, der für den Verlag Georg Müller in München eine vollständige Ausgabe von Jean Paul Friedrich Richters Briefen vorbereitet, richtet an alle Besitzer von Jean-Paul-Autographen (auch Briefen an und über den Dichter) die herzliche Bitte, ihm dieselben anzuzeigen und womöglich zur Einsichtnahme zu übersenden. Erstattung aller Kosten, sorgfältige Behandlung und baldige Wiederzustellung wird gewährleistet.

München, Kufsteinerstraße 2. Dr. Eduard Berend.

Bitte. Ich bin mit einer Dissertation über M. Solitaire (Woldemar Nürnberger) beschäftigt und bitte alle Besitzer von Handschriften, die den Dichter angehen, um gütige Mitteilung darüber.

Leipzig. stud. phil. Rudolf Müller.

## Berichtigungen.

Euphorion 9. Ergänzungsheft S. 245, Zeile 10 v. u. und S. 343 b lies Geßner statt Goßler

Band XIX, S. 618, Z. 11 v. u. lies nach unten und außen statt nach innen und außen

Band XIX, S. 632, Z. 18 lies Gegenstand des Zerstörens statt Gegenteil des Zerstörens

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Dezember 1912, im Satz am 15. März 1913.

# Regiſter[1]).

Von Alfred Roſenbaum in Prag.


Abbt Thom. 673.
Abegg Joh. Frdr. 110. 111. 115. 116. 117 f. 120. 720. 745. 746.
Abraham a Sancta Clara 724. 726.
Ackermann Hans 559. 560.
Adelung J. Ch. 399.
Äſthetik 419/23 (Jean Paul). 629 f. (Baader). 819.
Ahasver 369 am E.
Albertinus Ägid. 21. 22 f. 30. 32/45 passim. 491. 545.
Albrecht 767.
Ambroſi Joh. Bapt. 738.
Anderſen H. Ch. 711.
d'Andiguier 518.
‚Annalen der Literatur' (Wien) 271 f.
Antwort auf das Sendſchreiben an Herrn K* in Z** (1753) — ſchwerlich von Koch 792[2]. 794.
Anzengruber Ldw. 328. 334.
Apfel, Der, Symbol der Liebe 709.
Apulejus 476.
Archenholz Joh. Wilh. v. 352 f. (Minerva).
Archiv für Pädagogik 487.
Arioſt 507 f.
Ariſtoteles 307. 605.
Arndt E. M. 370.
Arnim Achim v. 229/41 (Einſiedlerztg.). 238 ff. (Wunderhorn). 241/64 (‚Der Auerhahn'). 284. 354. 370. 371. 443. 720. 812.
Arnim Bettina v. 229/32 (Beitr. z. Einſiedlerztg.). 232/5. 238. 364. 618. 631. 663.
Arnold G. 622.
‚Artig' 727.
Atterbom P. D. A. 618.
Attila 267 ff. 278. 541.
Auerbach Berth. 815.
v. Auerswald, Familie, 198 f. u. ö.
Auerswald, Frau Albertine (Patty) v. 199. 205. 212. 215. 222. 225. 633/44 (Briefe von M. v. Schenkendorf).
Auerswald Ida v., 217[1]. 634. 642 f.
Auguſti Bertha 238.

Baader Frz. v. 607. 612/33 (B., der Philoſoph der Romantik).
Bach 93.
Bachmann 478. 483.
Baden: Karl Friedrich v. 580[2].
Bächtold Jak. 653. 656. 659.
Balder (im ‚Maikäfer') = W. Beyſchlag 664.
Balzac H. de 372.
Bamberg F. 461. 462.
Bandello 518.
Barth Caſp. 17 f.
Baſedow Joh. B. 113. 394. 399. 414. 738.
Baudiſſin Wolf Graf 294. 297.
Bauer Ludw. 814.
Bauernfeld Edu. v. 452.
‚Bauerngeſpräche' 102. 104. Sind von Meiling und Schmidt verf. 106.
‚Bauernanatomie' 20.
Bauſe Joh. Frdr. 738.
Bayer Joſ. 461.


[1]) Vollſtändigkeit nicht angeſtrebt (z. B. die Namenliſte S. 450/8 und 477/85 nur in Auswahl). Anfänge mitgeteilter Gedichte ſieh unter ‚Lyrik'.

Bayern 584. Ludwig I., Kg. 289 f. (Briefe von Görres). 298.
Bechſtein Ldw. 711.
Beckin Barbara 8.
Behn-Eſchenburg H. 664 ff.
v. Behr, Landrat 737 Anm.
Benda J. W. O. 291. 295 f.
Benedix Roderich 309.
Bergius 201.
Bergſon Henry 633. 717.
Berlioz H. 711.
Bernſtein Carol. 676. 677. 678.
Bertuch Frdr. Joh. Juſt. 581 Anm.
Beſſel, Schauſpielerin, 204 f.[5]
v. Beughem 705. 707.
Beyme Karl Frdr. Graf v. 756. 764 f. 768/70. 772 f.
Beyſchlag Willib. (im ‚Maikäfer' Balder gen.) 664 ff. 668 f. 671[1].
Bibliophilen-Geſellſchaft, Wiener, 487.
Biernatzki K. L. 465.
Björnſon B. 715. 716.
Blücher, Fürſt, 708 (Heine).
Blum (Schauſpieler) 222.
Boccaccio 108. 346 f. 519[1].
Bock Karl Gtli. 112. 113 f.
Bockſpiel Martini Luthers 487.
Bodenſtedt Frdr. 447.
Bodmer Joh. Jak. 95. 103. 105. 106. 107. 580. — Wieland u. B. 689/702. — Edw. Grandiſon 66/91. 567/80. 699 ff. — Noah 562 ff. 566 f.
Böhme Jak. 374. 376. 377 f. 614. 615. 616. 617. 622/4 (u. d. Romantiker). 628. 631. 632. 720. 798. 803.
Börne Ldw. 704. 711 f.
Boethius 64[1].
Böttiger K. A. 166[2]. 810.
Boie Heinr. Chn. 123 (Brief von Lenz). 341.
Boiſſerée Sulp. 274. 614. 618.
Bollmann 462.
Bonaparte, ſ. Napoleon.
Bonaventura, ſ. Nachtwachen.
Bonnet 605. 610.
Borbſtädt 201.
Borowski Ant. 122[1].
Borowski Geo. Heinr. 115.
Borowski Ldw. Ernſt v. 111. 112. 115. 116. 117 f. 119. 22 (u. Scheffner). 738[7].
Bowitſch L. 453.
Boyen H. v. 370.
Brandes J. Ch. 442.
Brant Seb. 34. 487.
Braunfels Ldw. 662[2].
Braut der Hölle, ſ. Roſamund.
Brehm Alfr. E. 475.
Breidenbach zu Breidenſtein Karl Wilh. Freih. v. 418.
Breitinger Joh. Jak. 580. 698.
Bremberger, Der, 709.
Brentano Bettina, ſ. Arnim.
Brentano Clemens 232. 233 f. 238. 239 f. (Wunderhorn). 263. 284. 362. 370. 427. 616. 618. 630. 704. 706[1]. 709. 710. 796/813 (‚Nachtwachen von Bonaventura', ihm von E. Frank zugeſchrieben).
Brentano Sophie (Mereau) 233 f. 800 f. 806.
Brenner Adf. Frh. v. 444.
Breza Eugen v. 713.
Brockes B. H. 362. 426. 428.
Brown John 627.
Brücke Ernſt 356.
Bruno Giordano 376. 377.
Buchheiſter 461.
Buck Frdr. Joh. 791 f.
Bader Ch. G. 588.
Büchner Geo. 470.
Bülow Hans v. 447. 456 a. E.
Bürger Gtfr. Aug. 581.
Büſching J. G. 240. 267. 269. 271. 272. 273 f. 276. 277/80.
Buff Charlotte, ſ. Keſtner.
Buff Hans 418.
Buff Heinr. Adam 345 f.
Bundesromane 371 ff. 718 f.
Bunyan John 476.
Burckhardt Jak. 313. 663. 664. 668. 670 f.
Burger Conr. 39. 513 f. 526[1].
Burke Edm. 625.
Burmann 565.
Burmeiſter Frz. Joachim (Sylvander) 32.
Buſch Wilh. 475,6 (B. der Poet).
Byron, Lord, 647 f. (zu Heines Überſ. aus B.). 704. 709.

C., L. L. v., 385.
Caglioſtro 377.
Calderon 297. 298. 349 f. (‚Leben ein Traum').
Calvin 515. 516.
Campe Jul. 648. 649 f.
Canard, ſ. Küffer.
Candorin, ſ. Hövel K. v.

Canitz F. R. L. Frh. v. 792.
v. Carmer, Großkanzler, 739. 740.
Carové Frdr. Wilh. 288 f.
Carteſianismus 622.
Carus K. G. 618.
Cazotte Jacq. 298/301.
Cerri Caj. 453.
Cervantes 350. 475 (508[1] D. Quixote).
Chamiſſo A. v. 740[3].
Charpentier Julie v. 190 f. 197.
Cherubini 640.
Chopin F. 704.
Chriſtentum 621 ff. 631 f.
Claudius Matth. 470.
Coffey 792 f.
Collin Luiſe 202 f.
Coloczaer Codex, ſ. Kaloczaer K.
Cooper J. F. 442.
Cornelius 618.
Cornelius P. 456 a. E.
Corpes (Corpus), Oberſt, 53 f.
Crambambuli 791 f.
Cramer J. A. 92.
Creuzer Frdr. 370. 618.
Culman Leonh. 553.

‚Da lieg' ich auf Roſen' 344 f.
Dante (804).
Darmſtadt 409 f.
Darwin Charles 401 f.
Daub Karl 617. 632.
Daumer G. F. 618.
Deinhardſtein J. L. 462.
Delbrück Frdr. 122. 639[6].
Deutſch Chn. Wilh. 112. 113/5 (u. Hippel). 117.
Devrient Ludw. 264.
Dialekt, ſ. Mundart.
Dietz H. J. 284.
Diezmann Aug. 460 a. E.
Dilthey Wilh. 365 ff.
Dingelſtedt Frz. 460 a. E. 788.
Dobrowsky J. 265 f. 275.
Dohna-Schlodien, Graf, und Erneſtine Gräfin 216 f.
Dorner Karl (ps.) = Frz. Horn 677 f.
Dorow Minna u. Wilh. 226[2]; Luiſe 227.
Drama, ſ. Everymandr.; Hecaſtusdr.; Jeſuitendr.; Ritterdr.; Schickſalstrag.; Stranitzky; Tragödie.
Dumas Alex. d. j. 356.
Dumeix 406.
Dyk J. G. 107.

Ebert Joh. Arn. 581.
Eckardt, Meiſter, 374. 622.
Eckermann J. P. 787.
‚Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz' (von Bodmer, Wieland u. a.) 66/91. 567/80. 692 f. 699 ff.
Eggers F. 452. 466. 472.
Eichendorff Joſ. Freih. v. 21. 249. 264. 362. 427. 439 f. 443. 469 geg. E. 470. 474.
Eichſtädt H. K. A. 810.
Einſiedel F. H. v. 349 f. (Leben e. Traum).
Einſiedlerzeitung 229/41.
Elbſchwanorden 30. 31 f.
Elſaß 487.
Elter Joh. Burkh. Frh. v. (Obriſt) 24/6.
Empfindſamen in Darmſtadt, Die, 409 f.
Engel Chr. v. 266.
Enghaus Ch., ſ. Hebbel.
Engländer Sigm. 463.
Erdélyi Joh. 282.
Erlebnis und Dichtung 365/9.
Eſchenburg Joh. Joach. 339.
Eſchenburg, ſ. Behn-E.
Eſchenmayer K. A. 618.
Eulenſpiegel 475.
Euripides 235.
Everymandrama 547/58.
Ewald Joh. Ernſt Frdr. (?) 201. 202.
Ewald Joh. Joach. 93. 96.

Fall, Der, der Schweiz. Trſp. (1800. Verf.: Frz. Horn) 676.
Farbenempfinden 423/34 (bei Tieck u. a.). Vgl. 361/4.
FauſtbuchE 334/7 (zur Bibliogr.).
Fauſtina das Kind der Hölle 139[2].
Fenner 656.
Feuchtersleben Ernſt v. 439.
Fichte J. G. 591. 594. 599 f. 601. 602. 603. 605. 606 f. 610. 612. 614. 620. 623. 810. 811.
Fichte J. H. 618.
Ficinus Marſilius 108.
Fiſchart Jhns. 352. 487. 514. 818. — Neue Belege zur Familiengeſchichte F.s 1/16.
Fiſcher (Viſcher) Hans, Fiſcharts Vater, 2/12.
Fiſcher Joh. Geo. 815 f.
Fiſcher Kuno 452.
Flachsland Karol., ſ. Herder K.

Fleck J. F. F. 488.
Flinner Jhns., Pfarrer in Straßburg, 5 und Anm.[2].
Flora, Rheiniſche, 776 f. (Heine).
Förſter Karl 797[1].
Fontane Theod. 466.
Forſter J. Georg 374. 818.
Fouqué Frdr. v. 240 f. 278. 370. 710.
Fouqué Karol. v. 240 f.
France Anatole 716.
Franchevilles 93.
Franck Sebaſt. 8.
Fränzl, Schauſpielerin, 309.
Frank Mich. (Staurophilos) 32[1].
Frankfurter Gelehrte Anzeigen 410/17. 672/5.
Franzos Karl Emil 488.
Freiligrath Ferd. 304/6. 361. 369. 370. 453. 470. 662[2]. 785/91 (F. u. ſ. kaufmänn. Tätigkeit; ſein Brief an K. Weerth).
Freimaurerei 371/80. 443. Vgl. 392 f. 718 ff.
Frenſſen Guſt. 715.
Freſenius C. 664[1]. 671[1].
Frewdenhold Mart. (ps.) 23. 33 f. 521.
Freundſchaftsbruch, Der. Trſp. (1800. Verf.: Frz. Horn) 676.
Frey Friedr. (ps.) = Frz. Horn 676.
Fridolin, ſ. Friedländer S. H.
Friedländer Sam. Herm. (Fridolin) 119/201.
Fuchs Sigismund 723.
Fuchsmundi 723 ff.
Für müßige Stunden hg. von Fouqué uſw. 240 f.
Füßli 100. 104.

Gaal Geo. v. 281.
Gade Niels 316.
Gang nach dem Eiſenhammer (zur Motivgeſchichte) 584/7.
Garzonus Thomas 20 f. 45. 525[1].
Geheimbundmotiv 371 ff.
Geibel Eman. 452. 653. 656. 657. 658. 659. 663. 670. 816.
Gelehrten, Die, die Verkehrten, hg. von Fiſchart (Verf.: Seb. Franck) 8[1].
Gellert Ch. F. 394. 686.
Gemmingen E. v. 699.
Gemnich Joh. Frdr. 201.
Genie 630.
Gennep Jaſpar v. 553. 554.
Genoveva 457.
George Stefan 624 geg. E. 633.
German Classics of the XIX. and XX. Centuries 487.
Germaniſten-Verband, Deutſcher, 486.
Gern Joh. Geo. 640.
Geruchseindrücke 470 f.
Geſellſchaft für elſäſſiſche Literatur 487.
Geßner Sal. 67[4]. 87. 92. 95 f. 97 f. 99 f. 101 (102 Tod Abels). 104. 106.
Gichtel J. G. 622. 720.
Gieſeke, ſ. Giſeke.
Gießen 410 f.
Giſeke N. D. 92.
Glaubenszwang, Dichtg. hg. von Fiſchart (Verf.: Seb. Franck) 8[1].
Glave Carl Geo. Gtfr. 735/46 (Hippel u. G.).
Gleim Joh. Wilh. Ludw. 67 ff. 81 ff. 87[3]. 91 f. 92. 93. 96. 97. 102. 104. 106. 107. 339. 340/2 (in Wetzlar 1771). 340 f. (Briefe von Wieland und Gotter). 413. 568. 579. 700[5]. 726/33 (Gleim u. Spalding). 733/5 (Jacobis Brief an Gleim über die Lorenzodoſen).
Gleim Karl Guſt. 342.
Gluck Ch. W. v. 167. 168 f.
Goedeke Karl 6 f.[2].
Görres Guido 288. 551.
Görres Joſ. v. 239. 284/90. 618. 619. — 5 Briefe 284/90.
Görres Kath. v. 284.
Goethe Cornelie 406.
Goethe J. W. v. 123 (u. Lenz). 158 f. 168. 225. 232 f. (in der Einſiedlerztg.). 234 f. 263 f. 364. 365 ff. 369. 376. 378. 379. 380. 397 (meteorolog. Studien). 419. 426. 439. 470. 581[2]. 605. 630. 686. 810. 815.
G. in Leipzig, Elſaß (Straßburg), Wetzlar, Darmſtadt 406/10.
G.-Literatur 381/419. 722 (Berichtigungen).
Loiseau, L'évolution morale de G. 397/9.
Naturforſcher 401 f. — Naturphiloſoph 631. — Religioſität 403. Sprache 399 f.
Beziehungen. Briefwechſel 400 f.: Baader F. v. 631. — Buff Ch. 345. — Darwin 401 f. — Dumeix 406. — Heine 703 f. — Herder 396. — Herzlieb M. 391. — Keſtner J. Ch.

Goethe:
u. Lotte 417 ff. — La Roche S. 406. 418. — Münch S. M. 345. 418. — Schelling 391. — Schiller (zum Briefw.) 746/55. — Spinoza 403. — Stein Ch. v., ſ. d. — Voigts J. v. 406. — Werner Z. 237. 238.
Werke (W. A. Bd. 51/2) 381/6.
Gedichte 349 f. (Paralipomenon 113). — Ballade vom vertriebenen .. Grafen 346 f. — Braut von Korinth 361. — D. Geheimniſſe 135. — Heidenröslein 408. — Legende 389 f. — Nektartropfen 370. — Paria-Legende 439. — Prometheus 238. — Salomons .. güldne Worte uſw. 233. — Zueignung 386.
Dramatiſches: Belſazar 382/4. — Claudine v. Villa Bella 226. — Egmont, vgl. 631. — Die kgl. Einſiedlerin 382. 384 f. — Epimenides Erwachen 386. — Fauſt 129. 233. 347/9 (zu I. Vers 1335/6). 370. 406. 410. 680 (zu I. Vers 554/5). — Götz v. B. 249. 342. — Jeſabel 385 f. — D. Mitſchuldigen 398. 407. 408. — Satyros 410. — Schillers Totenfeier 386. — Taſſo 386. 394/7. 399. 422. — Was wir bringen 386.
Proſa: Dichtung u. Wahrheit 404/6. 406 ff. — Märchen 134. 370. 386/9. 407. 485 f. — Metamorphoſe der Pflanzen 388. — Wahlverwandtſchaften 390/4. 439. 441. 443. — Werthers Leiden 402 f. 417 ff. 581[2]. — Wilh. Meiſter 135. 371. 439; W. M.s Theatral. Sendung 124/35 (Plan u. Fortführg.). 381/6 (Beſpr. d. Ausg. in W. A.). 721 (Mignon).
Frankfurter Gel. Anzeigen 410/7. 672/5.
Goethe Kath. Eliſ. (Frau Rat) 130.
Goldhann Ludw. 447. 451. 452. 461.
Gotter Frdr. Wilh. 340/2 (Briefe an Gleim u. ſeine Schweſter; uſw.). 418.
Gottſchalk Henr., geb. Hay 642.
Gottſchall Rud. 460.
Gottſched Joh. Chph. 399. 565 f. 567. 568 f. 573. 577. 578. 579. 682. 686. 692. 723. 792/4 (Der ‚komiſche Krieg‘ mit Koch). — ſ. Edward Grandiſon; Wieland, Dunciade. Erwiderg.
Gouné Aug. Siegfr. v. 341. 342 (Gedicht an Gleim). 418.
Goulart 501[2]. 509.
Grabbe Ch. D. 462. 704. 814.
Gräter Frdr. Dav. 272.
Grandidier 487.
Grandiſon, ſ. Edward G.
Graun 93.
Greflinger Geo. 31.
Greif Martin 488.
Grillparzer Frz. 171. 252 (Ahnfrau). 297/301 (Zur Quellenfrage der ‚Jüdin von Toledo‘). 319. 369. 371. 442.
Grimm, Brüder: und Ungarn 264/9. 274/7. 281/3. 301.
Grimm Jak. 370.
Grimm Wilh. 240. 618.
Grimmelshauſen H. J. Chr. v. 19 ff. — Zur Quellengeſchichte des Simpliciſſimus 19/66. 491/546.
Grimmer Erneſtine 781[2].
Gröben Alb. Wolfg. Arth. Joh. Graf v. d. 224 f.
Groeben Carl Graf v. d. 201.
Groeben Wilh. Graf v. d. 201. 217. 221. 224. 759. 763. 766.
Groote Eberh. v. 708. 709.
Groß, Buchhändler in Halberſtadt 732.
Groſſinger 377.
Groth Klaus 454. 456.
Gruber K. Ant. 267 f.
Grün Anaſt. 453.
‚Grüne Nacht‘ 361/4.
Gruner Juſtus v. 285 f.
Gubitz F. W. 583.
Günther Joh. Chn. 681/9 (Heyer-Hoffmanns Ausg. der Taſchenbücher; Wittig, Günther; G.s Gedichte). 684 ff. (G.s Verhältnis zu ſeinem Vater).
Guevara Ant. 23. 32/45 passim. 496.
‚Guſman de Alfarache‘ 23. 33/45 passim. 60 ff. 495 f. 506 f. 511 f. 517/9. 521 f. 525[1]. 543.
Gutzkow Karl 299. 460. 461. 711. 789.
Gyges 457.

Hadamar von Laber 280.
Hagedorn Frdr. v. 93. 362. 694.
Hagemann Frdr. Guſt. 242.
Hagen 201.
Hagen Aug. 198. 199.
Hagen Frdr. Heinr. v. d. 240. 277. 280 f.
Hagen Karl H. 640.

Hahn-Hahn Ida Gräfin 819.
Haken J. C. L. 517.
Haller Albr. v. 362.
Halm Frdr. 301. 457.
Haltrich Joſ. 282.
Hamann J. G. 113. 624.
Hamerling Rob. 371.
Hammer-Purgſtall Joſ. 441.
Handſchriften, Altdeutſche, in Ungarn 269/81.
Hanswurſt 723 f.
Hardenberg Frdr. v. (Novalis) 174 ff. 364. 365 ff. 371. 377. 378. 380. 423. 442. 620. 623. 624. 627. 630. 632. — u. F. v. Baader 612 f. 616. — u. Plotin 591. 600/12. — Hymnen an die Nacht 174/98 (zur Entſtehungsgeſch.).
Hardenberg G. A. K. v. (Roſtorf) 236 f.
Hardenberg Karl Aug. Fürſt 287. 354. 418.
Harsdörfer Geo. Phil. 492.
Hart Heinr. 717.
Haſſe 93.
Hauff Wilh. 814.
Haugwitz, Graf, 401.
Hauptmann Gerh. 63. 301.
Haydn Joſ. 319.
Hebbel Chriſtine, geb. Enghaus 458.
Hebbel Frdr. 264. 355/7 (‚Die Erde und der Menſch'). 363. 369. 371. 445/58 (H.-Bibliogr.). 459/64 (H. in d. zeitgenöſſ. Kritik). 716. 718. 795 (‚Des Greiſes Traum'). 813.
Hecaſtusdrama 547/58.
Hegel G. W. F. 287 am E. 288. 358. 359. 360. 616. 617. 620. 624. 626. 628. 629 am E. 630. 712. 714.
Heine Guſtav 710 f.
Heine Heinr. 264. 370. 371. 443. 451. 468. 470/1. 476. 789. 797. 814. 815. 819. — H.-Literatur 702/14. — H. u. ſein Witz 703 ff. — Beyer, Der junge H. 707/10. — H.-Reliquien 713 ff. — Studien zu H.s Gedichten 645/52. 774/80 (Lesarten-Nachträge. Byron-Überſ. Romanzero. Unreine Reime. Lyriſches Intermezzo XI. ‚Erinnerung.' Neuer Frühling XXV. ‚In der Frühe.' ‚Dich feſſelt mein Gedankenbann'). — Shakeſpeares Mädchen und Frauen 290/97 (die Zitate darin). — Werke hg. v. Walzel 712 ff.
Heine Salomon 711.
Heinſe Wilh. 399. 426. 434 Anm. 436. Vgl. 798[2].
Heldenſage, Deutſche, 267 ff.
Helmont 622.
Helwig Chph. 478.
Hemſterhuis Frz. 603 am E. 605. 607 f. 610. 613.
Henneberger Aug. 461.
Herbart Joh. Frdr. 675 f.
Herd (geb. Egell) Eliſ. 418.
Herder J. G. 340. 370. 376. 378. 396. 399. 406. 409. 410. 411/7 (Frankf. Gel. Anz.). 435. 439. 613. 710. 812.
Herder Karol., geb. Flachsland 340.
Hermes Trismegiſtus 108.
Hermes Joh. Timoth. 735 geg. E.
Heros Jhns. 548. 553. 558.
Herwegh Geo. 361. 470. 711.
Herzlieb Minna 391.
Heß 694. 697. 699.
Hettner Herm. 320.
Hexenglaube und -prozeſſe 496/502.
Hey Wilh. 475.
Heyden Frdr. v. 199. 201.
Heyl Ferd. 318.
Heyſe Paul 459. 463 f. 488[2]. 658.
Himmel Frdr. Heinr. 214.
Hippel Theod. Gtli. v. 110/22 (H. u. ſeine Freunde). 371. 422. 735/46 (H. u. Glave).
Hirſch Frz. 683.
Hirſch Geo. (?) oder Joh. Chn. (?) 201 f.
Hirſchfeld 818.
Hirſchfeld Geo. 716.
Hirzel Joh. Kaſp. 91/107 (Briefe von Kleiſt). 694.
Hock Alex., Buchdrucker 335.
v. Höfler 342.
Hölderlin Frdr. 363. 365 ff. 370. 461 a. E. 814.
Höllenbraut, ſ. Roſamund.
Hölty L. H. Ch. 427.
Höpfner E. J. 342. 417. 418.
Hövel Konr. v. (Candorin) 31 f. 45.
Hoffmann E. T. A. 362. 379. 380. 441 f. 443. 444. 454. 704. 706[1]. 709. 797 f.
Hoffmann Frz. 616. 620 f.
Hofmeiſterinn, Die. Moral. Wochenſchr. (Leipzig) 338.
Hohnbaum Carl 238/41. — Briefw. m. Arnim 238 f.

Holtei Karl v. 447.
Homer 439.
Honegger J. J. 656. 657. 658. 661.
Horn Frz. 675/9 (unbekannte Jugendwerke).
Horn Fritz 675 f.
Houwald Ernst v. 257. 372.
Hülsen Aug. Ludw. 612.
Hugo Victor 788.
Humanitätsideal 124 ff.
Humboldt Wilh. v. 121. 287. 439. 488 (Bibliothek). 818.
Humboldt Karol. v. 287.
Hunnensage 266/9.

Ibsen Henrik 454. 455. 714/8 (Woerner; Collin).
Idee 712 f. (Heine).
Iffland A. W. 442.
Immermann Karl 711. 789 am E.
Ingolstatt 584.
‚Innocentia de Calumnia victrix' (Schauspiel 1688) 584/7.
Ipolyi Arn. 282 f.
Jacobi Frdr. Heinr. 117 f. 119. 340. 406. 410. 733 geg. E.
Jacobi Joh. Geo. 340. 342[2]. 413. 581. 728 ff. — J. u. Gleim 728 ff. 733/5 (Brief über die Lorenzodofen).
Jäger Mathias 551.
Jagemann Chn. Jos. 581.
Jahrmarck, Allmodischer (1629) 519.
Jean Paul, s. Richter J. P. F.
Jensch, Kriegsrat, 112. 113.
Jensen Wilh. 527 f.
Jerusalem K. W. 418.
Jesuitendrama 584/7 (‚Innocentia de Calumnia victrix').
Jüdin, Die, von Toledo 297/301.
Jung-Stilling J. H. 371. 377. 378. 380. 388.
Just Justus Cölest. 177. 191 f. 193.

v. Kalckreuth, Generalfeldmarschall 765 f. 768.
Kaloczaer Kodex 269/80.
Kanitz Ernst Wilh. und Carl Joh. Erh. Grafen v. 201. 224.
Kanne Joh. Arn. 618.
Kant Imman. 110. 117. 122. 600. 602. 605. 610. 613. 622 f. 624. 630 f. 633. 720. 737. 746.
Kanter Joh. Jac. 735.
Karschin Anna Luise 730.
Katze 430 (bei Tieck).
Kaufmann Chph. 399.
Keller Gottfr. 310. 361 (‚Jugendgedenken'). 363. (388). 653. 654. 655. 656. 657. 671[1]. 716. 816.
Kepler J. 622.
Kerner Justin. 239. 618. 815.
Kestner Aug. 417 ff.
Kestner (geb. Buff) Chlotte 345 f. (Geburtst.). 403. 417 ff.
Kestner Joh. Chn. 339 f. (409 Tagebuch). 345. 403. 417 ff.
Kindermann Balth. 31. 40.
Kinkel Gottfr. 241. 302/23 (K. in Zürich 1866/82. Mit Briefen K.s an seine Kinder Gottfried u. Adelheid). 308 (Grobschmied v. Antwerpen). 662/73 (‚Der Maikäfer'-Verein).
Kinkel Johna. 305. 662/73 (‚Der Maikäfer'-Verein).
Kircher Athanas. 533 ff. 540.
Kleist Ewald Chn. v. 67[1]. 126. 341 geg. E. 362. 370. 426 f. 728. — Briefe an Hirzel 91/107. — Cißides u. Paches 101. 102. 103. 104. 106. 107. — ‚Damöt u. Lesbia' 96 f. — ‚D. Gespenst' 97. — Hymne 103. — Seneca 101. — Moral. Wochenschrift 107.
Kleist Heinr. v. 350/3 (zur Quellengesch. einiger Motive K.s). 353 f. (zur Biogr. K.s). 369. 454.
Klettenberg Sus. v. 135. 405.
Klewitz 767.
Klingemann 470.
Klingsor 278 f.
Klopstock Frdr. Gtli. 82 f. 89. 92. 337 f. (zwei Urteile über K.). 362. 369. 370. 422. 427. 570. 580[2]. 690. 695. 696. 698. 798.
Klopstocks Bruder 731 f. 733.
Klotz Chn. Adf. 730.
Knebel Karl L. v. 126. 307.
Koch, Schauspieldirektor, 792/4.
Köffinger Joh. Paul 276. 277. 278.
Köhler, Generalsuperint. 581.
v. Koenen, Generalauditeur 767 f. 770 f.
Königliche Schäfer, Der, 385.
Königsmark Aurora Gräfin v. 487.
Körte Wilh. 728.
Koethe F. A. 797. 805.
Kolatschek 464.

Kolczawa Carolus 587.
Komische Person 723 ff.
„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!“ 37 f.
Konrad von Würzburg 271 ff.
Koreff J. Ferd. 618.
Korff Frdr. Alex. Frh. v. 736 f. 739 f. 744.
Kortum K. A. 475 476 Jobsiade.
Kotzebue Aug. v. 168. 222. 257. 327 f. (442 Menschenhaß u. Reue). 643. 810. Vgl. 632.
Kovachich Geo. Mart. und Jos. Nik. 267/79.
Krambambuli 791 f.
Kramer, s. Cramer.
Krause 730.
Krause Chn. Gtfr. 93.
Kremer Sabina Sophie, Rückerts Schwester 781.
Kreuzner, Dr. = Bodmer 87[1].
Krickende 121.
Küffer Joh. (Grimmelshausens „Monsieur Canard“) 519 ff.
Kühn, Pastor 729.
Kühn Sophie v. 175 ff. 185 f. 192 ff. 195.
Kühne F. Gust. 462.
Künzli Mart. 67. 71. 86. 87. 579.
Kürmann Barbara, Fischarts Mutter, 3 f. 9 ff. 16.
Kürnberger Ferd. 356. 453. 456. 463.
Kuh Emil 452. 813.
Kulke Edu. 461.
Kullack 201. 202.
Kunz K. F. 797.
Kuranda Ign. 460. 462.
Kurz Herm. 815.

Labiche Eugène 332,4 (Le misanthrope).
Lafontaine Aug. 350 f. (H. v. Kleist u. L.).
Lamennais 287. 288.
Lang K. H. Ritter v. 818.
La Roche Frank und Fritz 339 f. 341.
La Roche Sophie 339 f. 406. 410. 417. 690. 693 f.[1]. 819.
Lasaulx Ernst v. 618.
Laßberg Jos. v. 280.
Laube Heinr. 453. 462. 463.
Lauremberg Joh. 477.
Lavater Joh. Kasp. 71. 377. 379. 380. 406.
Law 631.
Legende 389 f.
Leibniz 603 a. E.
Lenau Nik. 370. 442. 618. 619. 631. 815.
Lenting Elise 458.
Lenz Jak. M. R. 123. 461 a. E. — an Boie 123.
Lerch Laur. 662[2].
Lessing Gtho. Ephr. 82. 90. 365 ff. 419. 442. 451 (Emilia G.). 686 704. 716. 793[2]. 801. 802. — Sämtl. Schriften 338 f. — Nathan (Parabel von d. 3 Ringen) 107,10.
Leuchtenring Frz. Mich. 340.
Leutbold Heinr. 652/62 (ü. d. 1. vollst. Ausg. seiner Ged.).
Lewald Aug. 465.
Lewald Fanny 819.
Lex mihi mars (ps.) = F. Kürnberger 453 oben. 456. 463.
Liber divinae revelationis (Hschr., 15. Jahrh., Königsberg i. P.) 107/10.
Lichtenberg G. Ch. 476. 704.
Liliencron Detlev v. 817.
v. Lindau 123.
Lingg Herm. 817.
Liszt Frz. 451. 456 a. E.
Literaturforschung 365/9.
Löbell 669.
Loeben O. H. v. 371. 710.
Logau Frdr. v. 689.
Lohenstein Dan. Kasper v. 689.
Lope de Vega 297 301 pass.
Lorelei 710.
Lorenzodosen 729 f. 733/5.
Loretus Elias Geo. 532/40 (Relation über den Mummelsee).
Lorm Hieron. 464.
Loskant Frdr. Wilh. 339. 340.
Ludwig I., Kg., s. Bayern.
Ludwig Otto 363. 421. 423. 453. 488.
Lübke Wilh. 316.
Lüdeke Ernst 115.
Lügen, Nützlichkeit politischer, 353.
Lützelburg Anton Frh. v. 27 f.
Lukian 108[2].
Luther Martin 487. 515. 516.
Lyrik 464/75 (Storm). 487. 724 (Stranitzky-Weise). — Liederbuch f. deutsche Krieger usw. hg. von Weitershausen (1830) 344. — Volkslieder 238 ff. 344 f.

Lyrik:
Anfänge vollſtändig mitgeteilter Lieder:
Alljährlich will es Frühling werden! (M. v. Schenkendorf) 212.
Auf des Traumes roſigem Gefieder (M. v. Schenkendorf) 216.
Heil, Dir, groſſer Wonnetag (Wieland) 582.
Hier lieg' ich im Felde mit Waffen bedeckt (Zihnert) 344.
Der müde Fremdling iſt verſchwunden (Novalis) 191.
Der Tag entwich in Thetis Schooß (E. v. Kleiſt) 97.
Du liebteſt mich! kein Glück war meinem gleich (E. v. Kleiſt) 96.
Es iſt das Jahr mit ſeinen Stunden (M. v. Schenkendorf) 226.
Hochzeitsgaben wollt' ich heute bringen (M. v. Schenkendorf) 203.
Ihr Edlen alle, die in dieſen Tempel (M. v. Schenkendorf) 205.
In meinen Adern glüht ein Juvenaliſch Feuer (Uz) 93.
In tiefen Bergwerksgründen (M. v. Schenkendorf) 215.
Laß dich grüßen, holde Blüthe (M. v. Schenkendorf) 224.
Nicht glauben, dürft Ihr, als wenn ich (Schubart) 343.
Oft wenn in finſtern, bang durchirrten, Nächten 200.
Schon ſeit acht beglückten Tagen (M. v. Schenkendorf) 224.
Süße Jungfrau, nimm die Lieder (M. v. Schenkendorf) 204.
Vom Liebling der Cythere (Goué) 342.
Was winkeſt du mit mildem Zauberſtabe? (M. v. Schenkendorf) 223.
Willſt Du von Deinen Lehren wiſſen 584.

M., J. C. = Markwort = F. Horn 676.
Machner 18.
Macropedius Geo. 551. 553.
Maeterlinck M. 716.
Magie, magiſcher Idealismus 599. 608/11. 613. 626. 632.
‚Maikäfer, Der' (poetiſcher Verein in Bonn) 662/72.
Mailáth Joh. Graf 269. 274. 276. 278/81.
Malfatti 618.
Mallinger Thom. 513.
Manſo J. K., 395. 396.
v. Marées 790.
Mariana Jhns. 298.
Markwort Joh. Chn. 676 (J. C. M.). 677/9.
Matzerath Chn. Joſ. 662[2]. 788. 789 am E.
‚Maubriefe' 664.
Mauperruis 92.
Mednyánsky 281.
‚Meerweib' (Neckname für Graf Haugwitz) 401.
Meier G. Fr. 696 f.
Meiling 106. Sieh Bauerngeſpräche.
Meiſter Leonh. 690. 691.
Meißner Alfr. 652.
Memel J. P. de 508.
Mendelsſohn-Bartholdy F. 316.
Menſchenfeind, Der, 323/34. 442.
Menzel Wolfg. 704.
Merck J. H. 340. 399. 409 f. 410/7 (672/5 Frankf. Gel. Anz.). 418.
Mereau Sophie, ſ. Brentano.
Meßgeſchenke des Sancho Panſa, von Meiling 106.
Metaſtaſio P. 385.
Meuſebach K. H. G. v. 284.
Meyen Edu. 459.
Meyerbeer G. 711.
Meyr Melch. 815.
Michaelis Joh. Benj. 731.
Michelet Karl Ludw. 288.
Milanollo, Schweſtern, 444.
Milton John 338.
Minerva. Journal hg. v. Archenholz 352 f.
Mittel, Kräftiges, wieder die Herrſch- und Regierſucht denen böſen Weibern .. geſchenkt 726.
Möller Joh. Geo. Pet. 562/79 (Wieland gegen M.s Rez.). 699 f.
Mörike Edu. 363. 370. 466. 470. 814 f.
Molière 325 f. (442 Le Misanthrope).
Molitor Joſ. Frz. 234. 617.
Moller Meta 695.
Mondespoeſie 427.
Montez Lola 298.
Moraliſche Wochenſchriften ſ. Wochenſchriften, M.
Morgenbeſſer, Präſident, 206.

Morgenblatt (Stuttgart) 352 (Kleist u. das M.).
Moritz Karl Phil. 370. 378. 404. 426.
Mosen Jul. 357/61 (Dramen).
Moscherosch Hans Mich. (Philander v. Sittewald) 21. 23/30. 34 f. 43/5. 63 ff. 483. 491/4. 502 f. 507. 514. 517. 524. 529 f. 545.
Moser M. 705. 713.
Motivgeschichte, s. Gang nach dem Eisenhammer, Menschenfeind.
Mozart W. A. 168 f. 225. — Don Juan 169 f. 171. — Zauberflöte 134 f. 167. 168. 171.
Müller, Kriegsrat, 202 f.
Müller Adam 354. 618. 619.
Müller Joh. v. 269 f.
Müller Wilh. 354 f. (Glockenguß). 470.
Müller v. Königswinter Wolfg. 662[2].
Müllner Adf. 250. 255. 256. 257. 258. 372.
Münch Susanne Magd. 345. 418.
Münch Anna Sib. 345.
Münchner Dichterkreis 816 f.
Mummelsee 531/41.
Mundartliches 28 f. 725.
Mundt Thdr. 711.
Murner Thom. 34. 487.
Musäus J. K. A. 476.
Mystik, Mystiker 374 ff. 379. 621 ff. 720.
Mythologie in der deutschen Literatur 368/71.

‚Nacht, Grüne', 361/4.
Nachtwachen von Bonaventura 796/813 (Clem. Brentano zugeschrieben von E. Frank).
Nänny J. C. 234.
Napoleon I. Bonaparte 708. 713. 812.
Naturgefühl 424 ff. 473 f.
Neuberin Frdrke Karol. 793.
Neundorf K. A. 781/4 (Briefe von Rückert).
Neuplatonismus 374/9. 719 f. — S. auch Plotin.
Newton J. 630. 631.
Nibelungen(lied) 267 ff. 280 f. 456. 457.
Nicolai Frdr. 269 f. 411. 412. 416. 727[1]. 729. 730 Anm. 731. 818.
Nicolai Gustav 819.
Nicolai Phil. 38.
Nicolovius 1221.
Niederstetter 201. 202.
Nietzsche Frdr. 454. 713. 715 am E. 717. 718.
Nixenmotiv 710.
Novalis, s. Hardenberg F. v.
Nürnberger Woldemar (M. Solitaire) 819.
Nunn Joh. Jos. 724.

Oberkamp, Freih. v., 288. 289
Oehlenschläger Adam 447.
Oeser Adam Frdr 674.
Oestreich 201. 202.
Oetinger Ch. F. 622. 720.
Offenbach J. 704.
Olearius Adam 543/5.
v. Onacewitz 201. 202.
Opitz Mart. 16/18 (zur O.-Biographie).
Opitz Theod. 459.
Ossian 427.
Otto der Schütz 241/64 (Arnims Auerhahn).

Paoli Betty 442.
v. Papius, Assessor, 342.
Parabel von den drei Ringen 107/10 (Parallele).
Parazelsus 374. 377. 622.
Passavant 618.
Pater Walter 364.
Patty, s. v. Auerswald, Frau.
Pauli Johs. 509.
Percy 346 f. (Reliques).
Pessimismus 442.
Pestalozzi H. 392.
Petersen Geo. Wilh. 411. 413. 415. 416.
Petersen Joh. Wilh. 352.
Pfarrius Gust. 622.
Pfizer P. 815.
Philander von Sittewald, s. Moscherosch.
Philologie, Die deutsche, und Ungarn 264/83.
Philosophie 365 ff. 370. 374 ff. 434 f. — S. auch Baader; Plotin.
Phönix, Polit. Lieder u. Zeitstimmen aus Österreich (1848) 453.
Pichler Adf. 448. 453.
Pietsch Ludw. 369.
Pistorius Wilh. Aug. 580 ff. (Hgbr. von: Unterhaltendes Schauspiel usw. 1772/8).

Plato 71 f. 374 ff. 592. 593. 599 f. 605. 623.
Plotin 374 ff. 378. 591/612 (u. Novalis). 719 f.
Pope Alex. 84. 87. 565. 572 f. 579. 698.
Porß Dom. 479.
Prätorius Joh. (Prophulidor) 30 f. 32. 65 f. 508 ff. 531 f. 545.
Preller Carl H 466.
Prenzel 201. 202.
Preſſe, Die (Wien) 355 f.
Preußen: Friedrich der Große, Kg. 93. 99. 341. — Friedrich Wilhelm III., Kg. 284. 759/73 (Schenkendorfs Duellangelegenheit). — Heinrich, Prinz, 93. 98. — Luiſe, Kgin. 213.
Prévoſt L. 287 f. 288.
Preyß Geo. Chph. 113. 738.
Prutz Rob. 460. 470. 818.
Pſellus Mich. 108.
Pückler-Muskau Herm. Fürſt 441. 819.
Purwalder Adam (Tiroler Dramatiker des 17. Jh.) 546/62.

Quandt, D., 121.
Quevedo 514.
Quietismus 719.
Quintilian 308.

Raabe E. 200 f. 202.
Rabener G. W. 337.
Rabus Joh. Jak. und Ludw. 4. 5.
Rahel, ſ. Varnhagen R.
Raimund Ferd. 328/32 (443 Alpenkönig u. Menſchenfeind). 329 (Verſchwender). 370. 442.
Ramler Karl Wilh. 67 f. 69. 77. 81 f. 84. 92. 96. 566 f. 574. 579. 700. 701[1]. 729. 798.
Ramſay, Generalmajor, 51/3.
Raſpe R. E. 342[1].
Redtſchorn Thiſabo v. [Tob. Schroedter] 508 f.
Rée Paul 716.
Reichardt J. F. 226[2]. 239.
Reiſeliteratur 818 f.
Reuter Fritz 475.
Reyphen Geo. 548.
Rhode Joh. Gtli. 626.
Ribadeneira P. 587.
Richter Hieron. 407.
Richter J. P. T. (Jean Paul) 117. 371. 419/23 (Äſthetik). 434 Anm. 439. 440. 441. 443. 444. 633. 704. 792 ff. (806. 808 ſein Einfluß auf die ‚Nachtwachen von Bonaventura'). 810. 819 (Briefausgabe, vorbereitet).
Richter Ludw. 476.
Riedel Frdr. Juſt. 730.
Riehl W. H. 716.
Riesbeck K. 818.
Ring F. D. 72.
Ringen, Parabel von den drei, 107/10 (Parallele).
Ringseis J. N. 618.
Riſt Joh. 31. 492.
Ritter Joh. Wilh. 616 f. 619. 626. 805.
Ritter Karl 439.
Ritterdrama 249. 257. 262.
Rittershaus Emil 312.
Robert Ldw. 704. 705.
Rodenberg Julius 466.
Röſchlaub 618.
Rösler Chr. 271. 272. 274. 276.
Rößler 462.
Roman 371 ff. Sieh Grimmelshauſen; Schelmenroman.
Romantik 371/80 (Freimaurerei). 420. 423/34 (Farbenempfinden). 591/612 (Plotin). 612/33 (Baader). 718 ff. 816 f. S. auch Arnim; Hardenberg; Nachtwachen; Schlegel F.; Tieck.
Romantikforſchung, Zur Methode der, 718/20.
Roſamund oder die Braut der Hölle 148/74 (Schiller).
Roſenkranz Karl 447.
Roſenplüt Hans 487.
Roſtorf, ſ. Hardenberg G. A. K. v.
Rothe Joh. 278.
Rouquette Hans Stephan v., preuß. Generalleutnant 757/73 (Duellangelegenheit mit Schenkendorf).
Rouſſeau Chlotte 451.
Rouſſeau Joh. B. 705. 775 f.
Rouſſeau J. J. 93. 326. 394. 398. 404. 643.
Rouſſillon Henr. v. 410.
Rückert Frdr. 304. 370. 781/4 (R. u. die Pfalz; Briefe an Neundorf). 782 (R.s Kinder).
Rückert S. Sophie, ſ. Kremer.
Rüegg Rho. 653.
Ruge Arn. 447. 461. 462.
Rumy K. G. 271 f.[2].

Runge Ph. O. 426. 618.
Rußbroch 622.
v. Rzetkowsky Joſ. J. F. V. (?) oder Jak. K. F. (?) 201. 202.

Sachs Hans 475. 547. 550/62 (Quelle für Purwalder).
Sack, Brüder, 285. 286.
Sack Aug. Frdr. Wilh. 730.
Sack K. H. 668. 669.
Sailer Joh. Mich. 285. 286.
Saint-Martin 396. 617 am E. 622. 720.
Salzmann Chn. Gthi. 801. 802.
Satire 491 ff.
Schack A. Graf 717.
Schalk terrae 724.
Schauenburg Hans Reinhard v. (Obriſt) 25. 26. 27. 55/60.
Schauenburg Carl v. 27 f.
Schauſpiel, Unterhaltendes, nach den neueſten Begebenheiten des Staats ꝛc. (hg. v. Piſtorius. 1772/8) 580 ff.
Schedius L. v. 267. 268 f. 271. 276.
Scheffler Joh. (Angelus Sileſius) 814.
Scheffner Joh. Geo. 111/22 pass. (Verh. zu Th. G. v. Hippel u. Borowski). 736 f.[5] 737.
Schelling J. v. 370. 371. 591. 594. 602. 612. 613. 614. 615 ff. (618 u. F. v. Baader). 619. 620. 623 f. (628 u. Böhme). 628. 632. 633. 805. 810. 811.
Schelling Karol. (in 2. Ehe: Schlegel) 190. 615 f. 811.
Schelmenroman 491 f.
Schenkendorf Max v. 198 ff. — Geſuch um Portofreiheit für die ‚Veſta' 756. — Briefe u. Aktenſtücke zur Geſchichte ſeines Duells mit Rouquette 757/73. — Briefe an Frau v. Auerswald 633/44. — Freiheitsgeſänge (1810) 757. — Gedichte u. Feſtſpiele 198/229.
Scherr Jhns. 304. 306. 321. 323.
Scheuchzer Joh. Jak. 587/91 (Sch.s Naturgeſchichte d. Schweizerlandes als Quelle f. Schillers Tell u. a.).
Schickſalsidee 719.
Schickſalstragödie 241/64 (Arnims ‚Auerhahn'). 372 ff. 378 f. 380. 719.
Schiller Frdr. v. 233 f. (in der Einſiedlerztg.). 358. 362. 369. 372. 376. 379. 419. 715 am E. 716. 720. 814.
Beziehungen: Goethe (zum Briefw.) 746/55. — Hebbel 454. — Weber B. A 167 f. — Zumſteeg 166.
Balladen und Gedichte: Alpenjäger 590. — Berglied 589. — Don Juan (gepl.) 158. 162. 163. 164/6. 169. 174. — Gang nach dem Eiſenhammer (zur Motivgeſchichte) 584/7. — Roſamund oder die Braut der Hölle (Entwurf) 148/66. 174.
Dramen: Braut von Meſſina 222. 249 f. 255. 258. — Jungfrau v. Orl., vgl. 632. — Der verſöhnte Menſchenfeind 326 f. 328. 442. — Roſamund (Entwurf) 156 f. 166/74. — Wallenſteins Lager 309; W.s Tod vgl. 798[3]. — Wilhelm Tell (Scheuchzer als Quelle) 587/91.
Proſa: Geiſterſeher 371. Vgl. 379 f. — Hiſtoriſche Schriften (zur Textgeſch.) 136/45 (30j. Krieg). 145/8 (Berichtigungen zu verſch. Ausgaben).
Schinz 693. 694.
Schlaf Jhns. 455.
Schlegel A. W. v. 137. 226. 233. 235. 291/7 (Shakeſpeare-Überſ.). 297. 591. 640 (‚Jon'). 669. 707 f. (Heine). 713. 811 f.
Schlegel Frdr. v. 176 f. 192 (Lucinde). 197. 235 f. 267. 269. 271. 272 f. 274 f. 276. 297. 366. 370. 371. 378. 434 f. (Religion. Geſchichtsphiloſophie). 591. 602. 612. 614 f. (u. F. v. Baader). 619. 623. 624. 626. 628. 629. 631. 632.
Schlegel Karoline, ſ. Schelling K.
Schleiermacher Frdr. 370. 619. 622. 623 631/3 (u. F. v. Baader). 810.
Schlichtegroll Frdr. 110. 111. 117.
Schlömilch (Weimarer Kammermuſiker) 167. 168 f.
Schloſſer Chn. 234 f.
Schloſſer Frdr. Joh. Heinr. 288. 289.
Schloſſer J. G. 406. 411. 416. 417.
Schmalz Th. 720.
Schmid Ch. H. 418.
Schmid Chph. v. 781[2].
Schmidt, Sekretär, 106.
Schmidt Joh. Chph. 696.
Schmidt Julian 459. 460. 461 f. 488[2].
Schmidt Klamer 344 f. (Nachdichtung zu Sch.s Lied ‚Da lieg' ich auf Roſen').

Schmidt Sophie 92.
Schmieder 640[7].
Scheit Kaſpar 10.
‚Schnitzel kräuſeln‘ 680.
Schöler A. (im ‚Maikäfer‘ Timur gen.) 664. 668.
Schön Lydia v., geb. v. Auerswald 641.
Schönaich Chph. Otto Frh. v. 71 f. 73. 86 f. 90. 579. 692 f. 700.
Schönkopf Käthchen 407.
Scholz, Miniſter-Reſident in Frkf. a. M. 286 f. (Brief von Görres).
Schopenhauer Arth. 316. 442. 487.
Schottky Jul. Max 274. 278. 279.
Schreyvogel Joſ. 297.
Schroedter T., ſ. Redtſchorn.
Schröer Karl Jul. 282.
Schroeth, Schauſpielerin, 205 Anm.
Schrötter Aug. v. 201.
Schrötter Ferd. Frh. v. 199. 201. 202. 756.
Schubart Chr. Fr. Dan. 343 f. (Gedicht von Sch.). 580[2]. 813. 814.
Schubart Henriette 238.
Schubart Ludw. 166[2].
Schubert G. H. v. 444. 618. 800. 805.
Schütz, ſ. Otto der Schütz.
Schulz Karl 643.
Schulze Johs. 284 ff. (Brief von Görres).
Schulze Traugott 793 f.
Schumann Rob. 453. 456 a. E.
Schupp Joh. Balth. 476/85.
Schurz Karl 310.
Schwab Guſt. 443. 814. 815.
Schwäbiſche Literatur 813/8.
Schweighäuſer J. G. 487.
Schweizer, Die, und Gottſchedianer, ſ. Edward Grandiſon.
Schwind Mor. v. 476.
Seckendorf L. v. 240.
Seeger Ludw. 815.
Seemann Otto 680.
Seibt W. 664. 669 f.
Semler Joh. Sal. 738.
Seraſſi 394. 395 f. 397.
Sethe Ch. 705.
Shaftesbury 376. 377. 378. 690. 720.
Shakeſpeare W. 124. 128. 133. 301. 352. 358. 429. 454. 674. 703. 798. 815. — Heine, Sh.s Mädchen u. Frauen 290/7. — Timon 324 f. 326. 329. 332 ff. 442.
‚Sibylle, Holländiſche‘ (1646. 1647) 29 f.
Sieber 653.
Sileſius Angelus (Scheffler) 814.
Simon, Gymn.-Direktor 286.
Simons Andr., ſ. Simſon.
Simpliciſſimus, ſ. Grimmelshauſen.
Simſon Andr. (Simons) 664. 668. 670.
Sinner Ludw. v. 288.
Sinnesempfindungen 470/4 (in der Lyrik Storms u. a.).
Smidt Heinr. 679 f. (zu S.s Dramen).
Smith Adam 619.
Smollet T. 475 f.
Sömmerring Thom. 374.
Solitaire M., ſ. Nürnberger.
Sollinger Sigism. 558.
Solms-Laubach, Graf, 285. 286.
Spalding Joh. Joach. 726/33 (Gleim u. Sp.).
Spangenbergs ‚Adelsſpiegel‘ 242.
Spanien 23 f.
Spee Frdr. v. 38. 501. 814.
Spener Phil. 480. 484.
Spiesſches Fauſtbuch 334 ff.
Spindler Karl 444.
Spinoza 403. 605. 616. 622.
Stägemann Frdr. Aug. v. 757.
Staël, Frau v. 721.
Stahl Geo. Ernſt 730 f.
Stahr Adolf 357/61 (‚Die moderne Tragödie u. ihre Aufgabe‘).
Staurophilos, ſ. Frank M.
Steffens Henrik 615. 618. 619. 624.
Steger Adrian Deodat 793[5].
Stein Chlotte v. 394. 396. 399. 403.
Steinel Max 793[4].
Steingaß J. B. Leop. 287/9 (Brief von Görres).
Stephani 554.
Sterne Lawr. 422. 704. 706[1]. 729 (733 ff. ‚Lorenzodoſen‘).
Stieglitz Heinr. 441.
Stier G. 282.
Stifter Adalb. 363. 435/45 (Werke).
Stilunterſuchungen und Stilkritik 77/84. 137/43. 179/88. 412/6. 672/5.
Stirner Max 716.
Stockhauſen Joh. Chn. 574[1].
Stockhauſen Joh. Chph. 566 f. 573 f.
Stoff- und Motivengeſchichte, ſieh: Gang nach dem Eiſenhammer; Menſchenfeind.
Storm Theod. 464/75 (St.s Lyrik) 488[2].

Strachwitz Moritz Graf 794 f.
Stranitzky Joſ. Ant. 723/6 (Bibliographiſches zu St.s Ollapatrida).
Straßburg 1/16 (Fiſchart).
Straube H. 705.
Strauß Dav. Frdr. 319. 815.
Stricker Joh. 547. 553. 554. 555.
Strodtmann Adf. 461.
Südpreußiſche Unterhaltungen (Poſen 1801 ff.) 343 f.
Stumpfs Schweizerchronik 501[2].
Süvern J. W. 286.
Sulzer Joh. Geo. 691. 694. 695 f. 699. 730.
Suſo H. 622.
Swift Jon. 422. 565. 693.
Swinburne Alg. Charles 364.
Sylvander, ſ. J. J. Burmeiſter.

Taillandier R. 461.
Talitz v. Lichtenſee 501[2].
Taſſo Torqu. 394 ff.
Tauler J. 622.
Teller Wilh. Abr. 730. 731.
Textgeſchichte von Schillers hiſtoriſchen Schriften 136/48.
Theater 124 ff. 723 ff.
Theden Joh. Chn. Ant. 738/43 pass.
Thomſon James 362.
Thorwaldſen B. 453.
Thümmel Mor. Aug. v. 819.
Tieck Ldw. 130. 159/62 (ü. e. Aufſ. der ‚Höllenbraut'. Schillers Verh. dazu). 177 (193 Novalis). 252 (‚Karl v. Berneck'). 259. 362. 372. 377 f. (623 J. Böhme). 379. 380. 423/34 (Farbenempfinden). 442. 443. 444. 453. 614. 615. — Shakeſpeare-Überſ., ſ. Schlegel A. W.
Tiedemann D. 602.
Tiedge Chph. Aug. 798.
Timur, ſ. Schöler A.
Tippelskirch Minchen 227.
Tiroler Dichter, ſ. Purwalder.
Tobias 547. 558/62.
Toldy Frz. 283.
Tolſtoi L. 717.
Torſtrick A. 671[1].
Träumer, Der. Moral. Wochenſchr. (Jena 1752 f.) 337 f. 792/4.
Tragödie 357/61.
Treitſchke Heinr. v. 447.
Triller D. W. 565. 579.
Tſcherning Andr. 18.
Turgeniew Iwan 488 f.

Uhland Ldw. 370. 453. 708. 814. 816.
Ungarn und die deutſche Philologie am Anfange des 19. Jh. 264/83.
‚Unſchuld, Die von der falſchen Beſchuldigung obſigende' (Schauſpiel. 1688) 584/7.
Unterhaltungen, Südpreußiſche (Poſen 1801 ff.) 343 f.
Unterhaltungsblatt, Rheiniſches, 775 f. (Heine).
Urmau = G. Kinkel 664.
Urnen der Trauer (1799. Verſ.: Frz. Horn) 676.
Uz Joh. Pet. 92. 93 f. (Ode ‚In meinen Adern . .'). 727. 729 f.

Varnhagen K. A. 232. 287. 615. 618. 704. 705.
Varnhagen Rahel 618. 619. 716.
Veit Phil. 618.
‚Veſta' hg. von Schenkendorf u. Schrötter 756.
Viſcher Frdr. Th. 371. 447. 815 f.
Viſcher Hans, ſ. Fiſcher.
Vogel Henriette und Louis 353 f.
v. Voigt, RRat, 810 f.
Voigts Jenny v. 406.
Volksbücher 265 f.
Voltaire 92. 400. 415. 476. 485 f. (Le taureau blanc). 620. 704.
Volz 693 f.
Voß Abr. 295.
Voß Joh. Heinr. 294 f. 370.

Wackenroder W. H. 423. 424[1]. 621.
Wackernagel Wilh. 6[2].
Wagner A. 618.
Wagner Ernſt 635.
Wagner H. L. 581.
Wagner Rich. 369. 370. 453. 456 am E.
Waiblinger Wilh. 814.
Waldmüller-Duboc Rob. 356.
Waſer Heinr. 67. 71. 86. 87. 579.
Weber Bernh. Anſ. 167 f.
Wedeke (Erzprieſter) 634.
Wedeke Eliſab. u. Hans 226. 227; Ernſt 227; Kornelie 228.
Wedekind Frank 455.
Wedekind K. J. 229.
Weerth Georg 790.

Weerth Karl 785/91 (Brief von Freiligrath an ihn).
Weigel Valentin 374.
Weimar 581 ff. — Karl August, Hzg. 580/3 (Wielands Kantate).
Weingartner A. v. 444.
Weingartner Liederhandschrift 487.
Weise Chn. 724 ff. (Quelle für Stranitzky).
Weiß, Schauspieler, 309.
Weiße Chn. Fel. 792/4 (‚D. verwandelten Weiber' usw.).
Weitershausen Carl 344.
Wekhrlin L. 818.
Werdmüller Joh. Rud. 92. 93.
Werner A. G. 190. 620.
Werner Zach. 237 f. 250. 252. 255. 256. 257 f. 371. 372. 373. 618.
Wesendonck 308.
Wetzel Frdr. Gtlo. 796/813 (die ihm zugeschriebenen ‚Nachtwachen von Bonaventura' Cl. Brentano zugewiesen).
Wetzlar 339/42. 408 f. 417 ff.
Wezel Joh. Karl 796. 797.
Whiteman Walt 364.
Wieland Chph. Mart. 66/91. 104. 105. 123. 339/42. 362. 371. 401. 410. 412. 427. 436. 476. 562/84. W. in Wetzlar (1771) 339/42. — W. u. Bodmer 689/702. — W. u. Kleist 352. — Dunciade 570/82. — Edw. Grandison 66/91. 567/80. 692 f. 699 ff. — Erwiderg. auf M(öllers) Rez. 562/80. — Kantate 580/3. — T. Merkur 583 f. — ‚Zurechtweisung' 583 f.
Wienbarg Ludolf 711.
Wilde Osk. 364.
Wildenbruch Ernst v. 357.
Winckelmann J. J. 364.
Windischmann K. J. H. 615. 618.
Winkelmann Aug. 807.
Wittekind Ch. F. 791 f. (Krambambuli).
Witz 703 ff. (Heine).
Wochenschriften, Moralische, 107 (E. v. Kleist). 337 f. (Der Träumer. Die Hofmeisterinn). 410 oben.
Wolf aus Oberehnheim 487.
Wolf (Kapellmeister) 581.
Wolters A. 664. 669.
Wordsworth Will. 363 f.
Wunderglaube 377. 380.
Wynckelmann Joh. 478.

Young Edw. 175. 195.

Zachariae J. Frdr. Wilh. 581.
Zang Aug. 355 f.
Zauberflöte, s. Mozart.
Zeiller Martin 545.
Zeitung für Einsiedler 229/41.
Zeit-Vertreiber, Tugendh. Jungfrauen und Junggesellen, 487.
Zellweger Laurenz 66 f. 88.
Zensur 229.
Zesen Phil. v. 518.
Ziegler Klara 455.
Ziegler Luise v. 410.
Ziehnert, s. Zihnert.
Zihnert (Amad. Ziehnert?) 344 f.
Zimmer Joh. Geo. 234.
Zimmermann J. G. 673.
Zimmermann Rob. 447.
Zincgref Jul. Wilh. 17.
Zuccalmaglio A. W. F. v. 705. 709.
Zürich 302/23 (G. Kinkel in Z.).
Zuhmsteeg Joh. Rud. 166.

PN
4
E8
Bd.19

Euphorion; Zeitschrift für
Literaturgeschichte

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY